MASTER NEGATIVE
NO. 93-81411-2

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SCHUBERT, GOTTHILF HEINRICH VON

TITLE:

DIE GESCHICHTE DER SEELE

PLACE:

STUTTGART

DATE:

1877-1878

Master Negative #

93-81411-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

128 Schubert, Gotthilf Heinrich. von.
Sch7 1780-1860.
Die Geschichte der seele. 5th ed.
Stuttgart 1877-78. O. 2v. in 1, 8 pl.

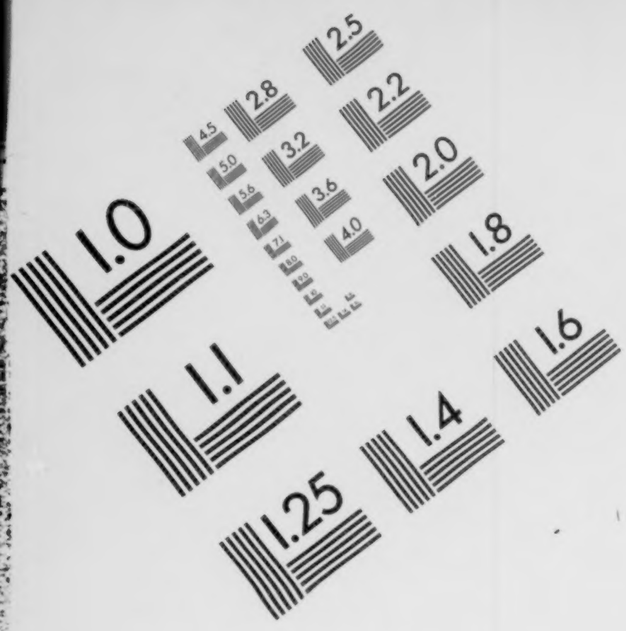
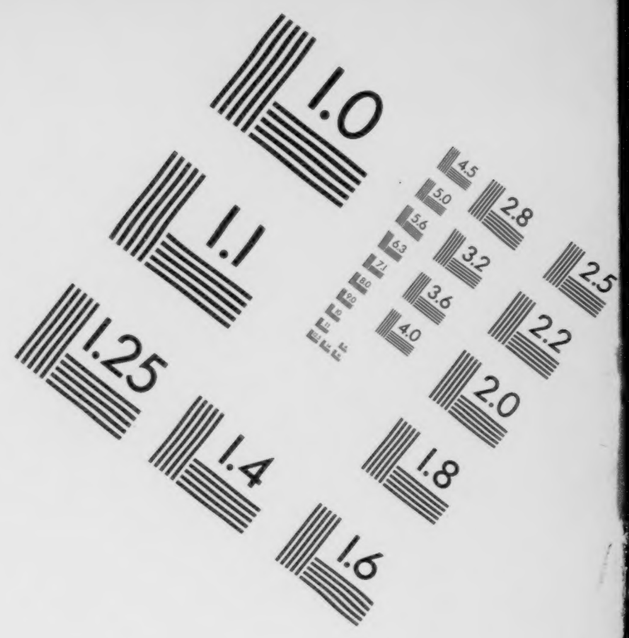
377358

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 10/5/93 INITIALS BAP
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

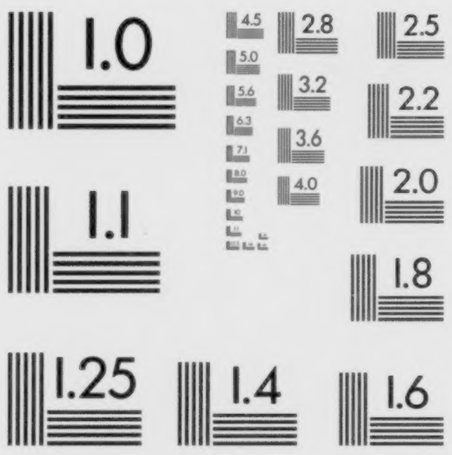
VOLUME 1

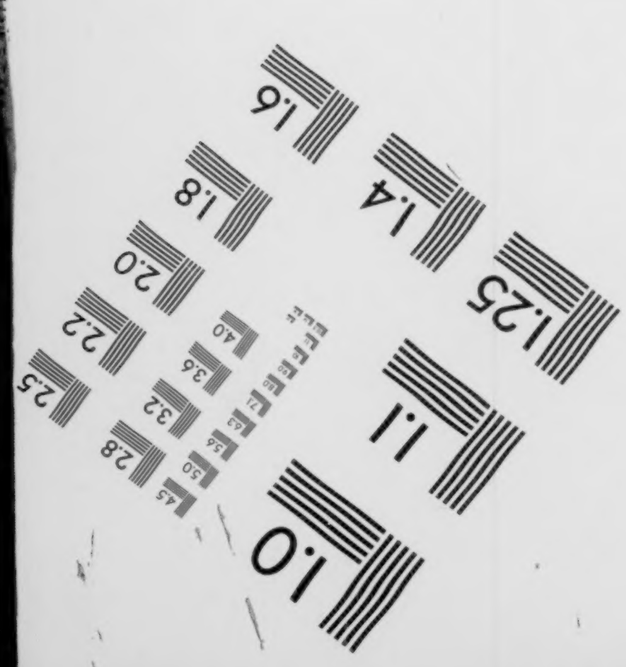
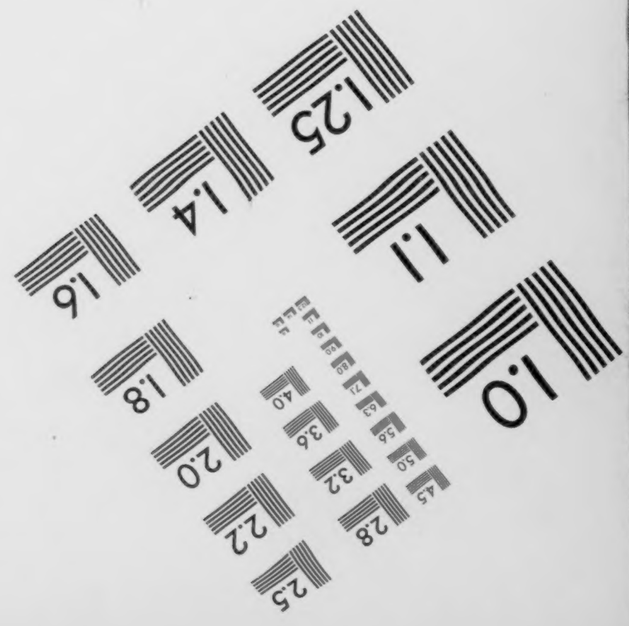



Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

Die

Geschichte der Seele

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Fünfte, unveränderte Auflage.

Nebst acht lithographirten Tafeln.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.

128
Sch7
v.1-2

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorrede zum ersten Band.

Wenn die bessere Vollendung und der verhältnißmäßige Werth eines Menschenwerkes nur von dem guten Willen und von der angewendeten Mühe des Arbeiters abhinge, dann dürfte ich allerdings diese vierte Auflage meiner Geschichte der Seele mit einiger Freudigkeit betrachten. Ein Vergleich des Buches in seiner jetzigen Form mit der früheren wird es bezeugen können, daß dasselbe mehr als eine gewöhnliche neue Auflage, daß es in mehreren seiner Theile ein neues Werk, in allen aber ein sorgfältiger durchgearbeitetes geworden sei. Hiermit ist freilich nur wenig zur allgemein gültigen Empfehlung des Buches gesagt, denn der Verfasser desselben ist mit allen Eigenthümlichkeiten und Schranken seiner geistigen Persönlichkeit derselbe geblieben; der alte Apfelbaum konnte nur etwas reifere Aepfel, keine indischen Mangofrüchte hervorbringen.

Während der Verfasser viele Partieen seines Buches weiter ausgeführt, andere (im 2. Bande) ganz neu hinzugefügt hat, wird man dagegen einige Stellen der früheren Ausgaben in der hier vorliegenden sehr abgekürzt finden oder ganz vermissen. Es waren

99781

solche, deren Inhalt eben so außer dem Kreise der eigentlichen Seelenkunde liegt, als die Beschreibung der Krankheiten außer dem Kreise der Physiologie des Menschen. Der Verfasser hat diesen Gegenstand ausführlicher in seinem Buche über „die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele“ (J. G. Cotta'scher Verlag 1845) behandelt, welches eine Art von Nachtrag zur Geschichte der Seele bilden sollte, eben so wie der dritte Band seiner Geschichte der Natur (1837), welcher das Thierreich in seiner Anstrebung zur Menschenform und in der Verschiedenheit von dieser beschreibt.

So mag denn dieses Werk einer alten Menschenhand von neuem sich seine Freunde unter den Altersgenossen so wie vielleicht auch hin und wieder unter dem jüngeren Geschlecht aufsuchen. Es gibt eine Wahrheit, die niemals alt wird; sie allein ist der Mühe unsers Forschens werth, und ihr Erkennen ist des Menschenlebens höchstes Ziel.

München, 23. März 1850.

Der Verfasser.

Vorrede zur fünften Auflage.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß sich nach Verlauf von siebzehn Jahren das Bedürfniß nach einer neuen Auflage von Schuberts Geschichte der Seele ergeben hat. Erkennt man doch daran, daß die Hoffnung, welche der Verfasser in der Vorrede zur vierten Auflage ausspricht, es möge sein Buch nicht nur bei Altersgenossen, sondern „vielleicht auch unter dem jüngeren Geschlecht“ Freunde finden, nicht unerfüllt geblieben ist. Dieser Erfolg aber muß um so bedeutsamer erscheinen, wenn man erwägt, welche Macht in unserer Zeit eine materialistische Weltanschauung in den weitesten Kreisen ausübt. Dem gegenüber hat es ja doppelten Werth, daß es doch auch noch solche gibt, die sich einem Lehrer der Wahrheit, „die niemals alt wird,“ zu Füßen setzen.

Daß die Auflage eine unveränderte ist, sagt schon das Titelblatt. Es ist Zug für Zug der alte Schubert, der bei den Lesern anklopft; nur das Kleid (Druck und Seitenzahl) ist neu geworden. Einige Druckfehler der vierten Auflage konnten beseitigt werden; doch ist zu besorgen, daß sich bei der großen

Schwierigkeit der Correktur hin und wieder andere dafür eingeschlichen haben. Die Leser mögen dies entschuldigen.

Gott wolle das treffliche Buch, das nur Seiner Ehre dienen möchte, wie bisher, so auch in dieser neuen Auflage Vielen zum Segen werden lassen!

Den 9. Februar 1877.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Aufgabe und Endzweck der Seelenlehre.

§. 1. Der Grundtrieb im Wesen und Leben der Seele S. 1. Beseelte und unbeseelte Dinge S. 2, 3.

I. Die Welt des Leiblichen.

§. 2. **Die zwei Hauptmächte des leiblichen Wesens** S. 4. Das Maß des Geschöpfes gegenüber der Unermeßbarkeit der Schöpfung S. 4. Zwei Mächte, welche vorzugsweise die Räume des Schöpfungsgebietes durchwirken: Schwere und Licht S. 5; Vergleich derselben S. 5, 6; Schwungkraft und Schwere S. 6. — Die Größenverhältnisse des Menschenleibes verglichen mit denen der Erde S. 7; des Sternenhimmels S. 7; Centralisation des Fixsternenhimmels nach Mädler S. 8; Verhältniß des Lichtes zu Zeit und Raum S. 9; Anziehen und Abstoßen, Ausdehnung und Zusammenhalt S. 10. Die beiden Grundkräfte des Seins S. 11.

§. 3. **Die Schöpfung der Sichtbarkeit** S. 12. Das ewig und unwandelbar sich Gleiche — Frage wie aus ihm das Ungleiche und Wandelbare entstehen könne? S. 12. Die ganze Sichtbarkeit erscheint als ein Sprechen, ein Denken Dessen, welcher das Wort, der Gedanke (Logos) heißt; als ein Loblied dem Vater durch den Sohn in Kraft des Geistes S. 12, 13. Das Entstehen und Wesen der Leiblichkeit S. 13. Erläuternde Bemerkungen. Bestehen und Fließen S. 14. Sprüche der Alten und der Väter der Kirche über die Gottheit S. 14, 15. Alle aus Einem und zu Einem; Eines für das Andre S. 16. Die Lehre der Kirche S. 16—19. Die Weisheit der Schulen und des Tempels S. 19—21. Moderne Phantasien über die Schöpfung S. 22; Entgegnung ebend.

§. 4. **Die unsichtbare Welt und ihr Verhältniß zur Sichtbarkeit** S. 22. Das Sinnliche aus dem Uebersinnlichen S. 23; Zug des Sichtbaren zum Unsichtbaren S. 23; der Mangel und seine Erfüllung S. 24; das Geheimniß der Homöopathie S. 25; das unsichtbare Jenseits S. 25. Erläuternde Bemerkungen. Der Raum S. 26. Das Umfassende S. 27; das Ferngesicht des Instincts ebend. Das unvergängliche Urbild des vergänglichen Abbildes S. 27, 28; Zug der Vielheit zur Einheit S. 28; das Heilmittel neben der Schädlichkeit S. 29; der verborgene Gegensatz in seiner offenkundigen Hülle S. 30, 31.

§. 5. **Die unorganische Körperwelt** S. 31. Eine Welt des Schlafenden S. 32; das Reich der Weltkräfte S. 33; die unorganische Körperwelt ein Sammler und Condensator dieser Weltkräfte S. 34, 35; erzwungene Ruhe S. 35; Fortwirken des Impulses der leiblichen Gestaltung S. 35; Feststehendes Gesetz der Gewichtsverhältnisse (Stöchiometrie) S. 36; Feststehendes Verhältniß der Maßtheile S. 36; Einheit der Masse, Mannichfaltigkeit der Formen S. 37; eine uranfängliche Mathematik S. 38; Magie des Mineralreiches S. 38. Erläuternde Bemerkungen S. 39; Lehre des Alterthums vom Aether S. 39; das Wesen und die Macht der Haltung S. 40, 41; räumliche Größen und Gestalten S. 41, 42.

§. 6. **Aufgang des Lebens der organischen Natur im Pflanzenreiche** S. 43. Passive und active Seelenäußerungen S. 43; das Erzeugen der gleichen Art S. 44; Fortbestehen der Form S. 45; Pflanzenreich und Atmosphärilien S. 46; Elementare Zusammensetzung S. 46; das Pflanzenreich als nährende Mutter des Thierreiches S. 47; das Wachsen im Schlafe S. 47; Werden und Mitwerden S. 48; das mütterlich bildende Princip S. 49; der Ruhestand des Ungebornen S. 49; die jungfräuliche Weisheit S. 50. Erläuternde Bemerkungen. Das Wort „organisch" S. 51; das Wort „Natur" S. 52; das gemeinsame Werden der Dinge S. 52; Chemismus und Lebenskraft S. 53; Pflanze und Thier S. 54.

§. 7. **Das Thierreich** S. 55. Verhältniß zwischen Thierreich, Pflanzen- und Steinreich S. 55; Leben und Licht S. 56; Selberleuchten und Beleuchtetwerden S. 57; ein Centrum im thierischen Organismus S. 57; kosmische Bedeutung des Thierreiches S. 58; die Psyche im Wesen der Pflanze und in dem des Thieres S. 59; das Sehnen der Creaturen S. 60; der Zug nach der Mitte (dem Menschen) S. 61; der Unterschied zwischen Thier und Pflanze verglichen mit dem zwischen Geist und Seele S. 62; unmündig und mündig S. 62. Erläuternde Bemerkungen. Erweiterung des Kreises des psychischen Seins S. 62. Die Aeonen der organischen Schöpfung auf Erden S. 63; ein vergänglicher Schein und das fortdauernde Sein des Lebens S. 64; das wesentlich Bleibende in der Natur S. 64; Schöpfung und Erzeugung ebend.; der Verlauf der Schöpfung durch Metamorphosen S. 65; ein Fortschreiten in Sprüngen S. 66, 67; der Name des Thieres als eines Athmenden S. 68; Definitionen der Alten S. 69.

§. 8. **Der Sabbath der irdischen Natur** S. 69, 70; der Ruhepunkt im Wesen, im Geist des Menschen S. 71. Erläuternde Bemerkungen S. 71, 72.

II. Vorbildliche Abspiegelung des Wesens der Seele in der Natur des Leibes.

§. 9. **Der Leib des Menschen** S. 73. Züge der äußern Aehnlichkeit des leiblichen Menschen mit einigen Familien der Säugthiere S. 74.

§. 10. **Die chemischen Elemente des Menschenleibes** S. 75. Der letzte Rückstand des Thierleibes die Kalkerde; ihre Beziehung auf das Thierreich überhaupt S. 76, 77; das Stickgas S. 77, 78; die acht Hauptelemente und ihre Begleiter S. 78; Verbindung der Grundstoffe der ersten Ordnung zu Elementen der 2ten (organischen) Ordnung S. 79, 80. Erläuternde Bemerkungen S. 80. Elementenlehre des Alterthums ebend. Der Alchymisten S. 81; Entdeckungen der neuen Chemie S. 81, 82; die Lehre von den atmosphärischen Grundstoffen S. 83, 84; Betrachtung der organischen Elemente S. 85, 86.

§. 11. **Die Elementarformen des thierisch-menschlichen Körpers** S. 87. Der Grund der Gestaltungen S. 87; Bilden und gebildet werden S. 88; die Grundäußerungen des Bildungstriebes S. 88. Erläuternde Bemerkungen. Die Lehre der Alten von der Haltung S. 88, 89; die Formbestandtheile des Leibes und ihre vier Hauptordnungen S. 89; Urzellen und Zellengebilde S. 90, 91.

§. 12. **Das Athmen und der Blutumlauf** S. 91; Senken und Heben, Anziehen und Abstoßen S. 92; Stoff und bewirkende Kraft S. 92; der Beginn des Kreislaufes S. 93; Bildung der Gefäße S. 93; die Atmosphäre als Träger und Vermittler der kosmischen Kräfte S. 94; Erscheinungen, welche an die alte Lehre von der Fuga vacui erinnern S. 95; Bildung und Function des Herzens S. 95; zwei Regionen und Systeme der Gefäße des Blutumlaufes S. 96; Ausathmen der Kohlensäure S. 97; Arterienblut S. 98; Einfluß der Nerven auf die Blutwandlung S. 98; Massenverhältniß des Blutes S. 99. Erläuternde Bemerkungen. Die Lehre und Ansichten der Alten über den Vorgang des Blutumlaufes und Athmens S. 99—102; W. Harvey, so wie seine Vorgänger und Zeitgenossen S. 103; die Transfusion S. 103; Priestley und seine Vorgänger S. 103; Bau der Brusthöhle S. 103; die Luftröhre und ihr innrer Bau S. 104; Bau des Herzens S. 105; der Blutgefäße S. 106; Capillargefäße und Milchsaftgefäße S. 107; die Menge des Blutes S. 108; seine Bestandtheile S. 109; die Blutkörperchen S. 110; das arterielle und venöse Blut, so wie der Chylus S. 111; problematische Function der Milz und der Nebennieren S. 111; luftartige Elemente und Stoffverbrauch beim Athmen S. 112; Vorgang des Athmens S. 113; innere Wärmeerzeugung S. 113; Umlauf der Säfte S. 114; Bewegung des Herzens und seine Wirkung S. 115; der Puls S. 116; Wunden des Herzens ebend., Fortbewegung des Blutes, Dauer eines Umlaufes S. 116.

§. 13. **Von der Verdauung und Ernährung** S. 115. Polarisch sich ergänzendes Verhältniß zwischen Thier und Pflanze S. 117; der Verbrauch des Nahrungsstoffes im Organismus und der Ersatz des Abganges S. 117; der Magensaft S. 117; Verwandlung des aufgenommenen leblosen Stoffes in das Wesen des lebendigen Organismus ebend. Der magnetische Zug zur Speise S. 118; die Lust der Sättigung S. 119; die verschiedenen Nahrungsmittel des Menschen S. 120. Maß und Uebermaß der Sättigung S. 121. Der Mund und sein Innres S. 122. Beginn der Aneignung S. 122. Die Systeme der Verdauungsorgane S. 123; Vorgang und Verlauf der Verdauung S. 124—126. Die Abscheidung des Unbrauchbaren und Todten aus dem Kreise des Belebbaren S. 126. Erläuternde Bemerkungen S. 127. Wasser als Nahrungsstoff S. 127. Die Krankengeschichte der Anna Maria Furtner S. 127—130. Das Herthin oder Zoogene S. 130. Unorganische Nahrungsstoffe S. 131; Organische Nahrungsstoffe S. 132. Vegetabilische Speisen S. 132. Stoffe zur Ernährung und zur Erhaltung des Athmungsprocesses S. 133, 134. Nahrungsmittel aus dem Thierreiche S. 135, 136. Die Natur der Getränke S. 137. Anatomische Beschreibung der Organe, welche dem Geschäft der Assimilation der Nahrungs-

mittel dienen S. 138. Die Zähne S. 139. Der Vorgang des Zermalmens und Käuens und der Beimischung des Speichels S. 139. Bau des Magens S. 140; des Dünn- und Dickdarmes S. 141. Auflösung der Speise im Magen S. 142. Die Leber und die in ihr abgesonderte Galle S. 143. Milz und Pankreas S. 144. Nieren, Nebennieren, Darmfell und Netze S. 144.

§. 14. **Die Knochen** S. 145. Physiologische Bedeutung des Knochenskelets S. 146, 147. Bildung des Knochens S. 148. Structur und Zahlenverhältniß der Knochen S. 149. Symmetrie des Skelets S. 150. Erläuternde Bemerkungen. Grundzüge der Skeletlehre nach J. Döllinger S. 151. Gewicht des Skelets S. 152; Chemische Zusammensetzung des Knochens S. 152. Die Beinhaut ebend. — Osteologie der Alten S. 153, 154. Gesammtzahl der Knochen des Menschenskelets S. 155. Consolidirung der Knochen S. 155.

§. 15. **Die Muskeln und ihre Bewegung** S. 156. Die animalische Bedeutung der Muskeln im engeren Sinne S. 156. Das Gesammtbewegen aller Theile eines organisch lebenden Ganzen S. 157. Das Fleisch S. 157, 158. Gewichtsmasse und innre Structur der Muskeln S. 158; chemische Bestandtheile derselben S. 158; Vertheilung der Blutgefäße im Muskel S. 159. Willkürliches und unwillkürliches Bewegen der Muskeln S. 159. Vorgang der Muskelbewegung S. 159. Kraft dieser Bewegung S. 160; ihr Verhältniß zum Zug der allgemeinen Schwere S. 161. Erläuternde Bemerkungen S. 161. Name des Muskels ebend. Muskellehre der Alten S. 162; neuere Entdeckungen S. 163. Zerlegung des Muskels S. 163, 164. Reizbarkeit desselben S. 164. Antagonismus und Schnelle S. 165; Macht der Muskelbewegung S. 165, 166.

§. 16. **Die Stimm- und Sprachorgane und ihre Verrichtung** S. 166. Gestaltende Kraft des Klanges S. 167. Die Stimme als Kraftmesser S. 167. Bewegung und Ton S. 168. Bau der Stimmorgane S. 168, 169. Erzeugung der Stimme S. 170. Elemente der hörbaren Wortsprache S. 170. Ton- und Sprachstoffe S. 171. Erläuternde Bemerkungen S. 171. Theorie, Umfang und bewegende Kraft der Stimme S. 172. Organismus und Schnelle des Stimmorganes S. 173. Die sieben Urtöne S. 173. Zerlegung der Wortlaute S. 174 Die Schilddrüse S. 175.

§. 17. **Das Gehirn und die Nerven** S. 175. Das Empfinden der wesentlichste Charakterzug der Thierheit S. 176. Empfinden und Bewegen S. 177. Räthselhaftes Verhältniß der Form zur Function S. 178. Chemische Zusammensetzung S. 178; Elementarform des Nervengebildes S. 179; Nervenröhrchen S. 179. Blutmasse des Gehirns S. 180; seine Außenfläche S. 181; mikroskopische Betrachtung S. 182. Die innren Gebilde des Gehirns S. 182. Drei in Einem S. 183. Bau des Rückenmarkes S. 184; seine innre Dreitheilung S. 185; Hirn- und Rückenmarknerven S. 186. Die Gangliarnerven S. 187; ihre Structur und Function S. 188. Ein- und auswärtsgehende Nerventhätigkeit S. 189. Elektro-magnetische und siderische Natur des Nerven S. 190. Erläuternde Bemerkungen. Nervenlehre der Alten S. 191, 192. Unterscheidung der Nerven von den Sennen S. 193. Chemische Bestandtheile des Gehirns S. 194; seine Gewichtsmasse; das zuströmende Blut S. 195; das kleine Gehirn; die Hirnhöhle S. 196. Die markige, graue, gelbliche und schwärzliche Substanz des Gehirns, das Größenverhältniß seiner Theile, Zahl der Schichten

des kleinen Gehirns S. 196. Die Umbiegung der Nervenenden findet nicht an allen Stellen derselben statt S. 197; Größenverhältnisse und specifische Verschiedenheit der einzelnen Nerven S. 197; Eintheilung derselben in sensible und nicht sensible S. 198; der sympathische Nerve ebend. Mißgestaltung und Verletzungen des Gehirns S. 198; Folgen der Verstümmlung seiner einzelnen Theile, so wie die Beobachtung an durchschnittenen Nerven S. 199; Licht und Elektricitätsentwicklung aus den Nerven S. 200; Galvanische Experimente S. 201.

§. 18. **Das Geschäft der Sinnen** S. 201. Das Wesen des sichtbaren Lichtes S. 202; ein auf- und absteigendes Bewegen der Lebenskräfte S. 202; das Tönen und das Hören S. 203; der anregende Hauch eines allgemeinen Lebens S. 204; der immanente Ton S. 204. Sehen und Riechen S. 205; das Riechbare S. 206; die menschlich hohe Bedeutung des Hörens S. 206; Hören und Schmecken S. 207; das Schmeckbare S. 207. Sympathische Natur der Sinnenthätigkeiten S. 208. Wirkungskreise der 4 Sinnen des Hauptes S. 208. Der Tast- oder Fühlsinn S. 209; verschiedene Arten und Formen des Fühlens S. 210. Die eigentlichen Organe des Tastens oder Fühlens S. 211; das Wesen des Fühlens S. 211; Außergewöhnliche Wege des sinnlichen Wahrnehmens S. 212. Erläuternde Bemerkungen S. 212. Theorien des Lichtes und des Sehens S. 213; Elasticität und Schwingung S. 214. Arithmetische Verhältnisse der Schwingungen, welche den hörbaren Ton begründen; fortpflanzende Medien S. 214; Stärke und Wirksamkeit der Gerüche S. 215. Vorgang des Schmeckens S. 215; die Weite und Schärfe des Sehens S. 216; räumliche Erstreckung des Hörens, des Riechens S. 217. Das Fühlen S. 218. Ausgezeichnete Blinde S. 218, 219.

§. 19. **Der Bau der Sinnorgane und die Verrichtung ihrer einzelnen Theile** S. 220. Ursprünge der Sinnesnerven S. 221; das 5te Nervenpaar S. 222. Nähere Beachtung des Sehnerven S. 223. Bau des Auges S. 224; Mechanismus des Sehens S. 225, 226. Die Dreigliederung des Gehörorganes S. 227; die Schnecke S. 227; Bogengänge und Vorhof S. 228; die Trommelhöhle S. 228; das äußere Ohr S. 229; der Mechanismus des Hörens S. 230; Bau des Geruchsorganes S. 231; Mechanismus des Riechens und Schmeckens S. 232. Vermittlung des Fühlens S. 232. Das Fell und die Haare S. 233; das malpighische Netz S. 233; die Oberhaut S. 233; die Ausdünstung S. 234. Betrag der Ausdünstungsmasse S. 235. Einsaugung durch die Haut S. 236. Erläuternde Bemerkungen S. 236, 237.

§. 20. **Schlaf und Wachen** S. 238. Bedeutung des Schlafes S. 238. Erregung des Schlafes auf positivem Wege S. 239; Schlaf durch Entbehrung der wachhaltenden Einflüsse S. 240; Wirkung der einschläfernden Mittel und der Entkräftung S. 240; tödtliche Ermattung und Schlafsucht des hohen Alters S. 241; Ursachen der Schlaflosigkeit S. 242; Schlaf verscheuchende Mittel S. 242; der Schlaf im Leben der Pflanze S. 243; begleitende Erscheinungen des Schlafes S. 243; Dauer des Schlafes S. 244; Maß und Uebermaß des Schlafes S. 245. Psychische Bedeutung des Schlafes S. 246. Herakleitos Ausspruch über das Wachen und den Schlaf S. 246. Erläuternde Bemerkungen. Vergleich des Schlafes mit dem Tode und des Todes mit dem Schlafe bei den Dichtern und Weisen des classischen Alterthumes (bei Homer, Virgil, Plato)

S. 247. Der Schlaf eine vorbereitende Weihung für die Mysterien des Todes; seine Betrachtung ein Mittel zur Milderung der Schrecken des Todes nach Plutarch und Seneca S. 248. Die himmlische Gabe des Schlafes S. 248. Das Wesen des Schlafes nach Heraclit u. A. S. 249. Der Schlaf der Thiere S. 250; durch Entziehung der wach haltenden Einflüsse S. 251; Schlaf durch Kälte (Winterschlaf) und Hitze S. 251. Narkotische Gifte und harmlos schlafmachende Mittel z. B. Gartensalat S. 252, 253.

§. 21. **Von der Liebe der Geschlechter und von der Zeugung** S. 254. Die Macht der Liebe S. 255; das Urbild im Abbild S. 255; das Eine zum ergänzenden Anderen S. 256; das Fliehende und das Haltende S. 256; der unsichtbare Strom der Naturkräfte S. 257. Die Neugeburt des Phönix aus der verzehrenden Flamme S. 258. Traum und Wachen S. 258; der Schleier der Isis S. 259; die Ueberfülle der männlich zeugenden Kräfte und Stoffe S. 259; die Einheit in der Zweiheit S. 260; eigenthümliche, siegreiche Macht des weiblichen Liebreizes S. 261. Der Vorgang des Entstehens ist das Werk eines unmeßbaren Augenblickes, die Dauer des Bestehens eine unverhältnißmäßig viel längere S. 261. Zeugung und Fortpflanzung ohne geschlechtliche Erzeugung S. 262. Vermehrung durch Theilung S. 263; Absprünge, Ableger, Sprossen S. 263. Spontane Erzeugung aus unbelebten Elementarstoffen S. 264. Eine Welt der mikroskopischen Thiere und mikroskopischen Samen in der Luft schwebend S. 265; verborgen liegende Samen und Keime S. 265. Entstehen der Eingeweidewürmer S. 266. Das Ei und der in ihm liegende Fruchtkeim S. 267; Entwicklung des Pflanzensamens aus einer Art von Ei S. 268. Der Fruchtkeim im thierischen Ei und seine Entwicklung S. 268. Beziehung der Centralorgane zu den Theilen der Peripherie S. 269. Vorwaltender Antheil, den die mütterliche Lebenskraft an der Bildung des Fruchtkeimes und seiner Entwicklung hat S. 269; die Seele der Mutter in und mit der Seele des Ungebornen S. 270, 271. Einfluß einer mütterlich bildenden Kraft selbst auf das ausgeborne Ei, bei brütenden Vögeln S. 271. Die Polarität des Geschlechts schon dem Fruchtkeim anerzeugt S. 272. Erläuternde Bemerkungen. Plato's Mythos von Eros, dem Sohn der Penia und des Poros S. 272. Ein Wahnsinn der Liebe S. 273. Beispiele von der verschwenderischen Ueberfülle der zeugenden Kräfte S. 274. Chemische Bestandtheile des männlichen Samens ebend. Die Samenthierchen S. 274. Infusionsthiere S. 275. Citate zu dem Inhalt des §. S. 275. Sprossenartige Mißgebilde im Innern des Menschenleibes S. 276. Fortwirkung einer einmaligen Befruchtung S. 277. Einfluß des Alters der Eltern ebend. Abirrung des Naturtriebes zu Bastardzeugungen S. 277. Wirkliche und scheinbare Bastardformen S. 277. Anatomische Betrachtung der zeugenden Organe S. 278. Beobachtungen über den Vorgang der Entwicklung des menschlichen Embryo's nach Döllinger S. 280—283. Das Ende der Entwicklung des Ungebornen. — Ohngefähre Zahl der Mißgeburten ibid. Die Zeit der Schwangerschaft, das Gebären und Säugen des Kindes S. 284. Der Zustand des Neugebornen S. 284.

§. 22. **Von dem natürlichen Grunde des Todes, von Gesundheit und Krankheit des leiblichen Menschen** S. 285. Das Starke nur durch ein Stärkeres, die Kraft des besondern Lebens nur durch die eines allgemeinen Lebens besiegbar

S. 285. Erläuternde Analogieen aus der Bewegung der Weltkörper S. 286, 287. Erheben und Fallen S. 287. Verwandtschaft des zeugenden Princips mit dem zerstörenden, in der Natur und Wirksamkeit der Gifte erkennbar S. 288, 289. Der selbstthätige (excentrische) Trieb des Lebens führt an sich selber die Auflösung des geschlossenen Kreises der Lebensverrichtungen herbei S. 290. Die beiden Mächte, durch deren Zusammenwirken das Leben entsteht und fortbesteht S. 290. Das gestörte Gleichgewicht S. 291. Das Hinaufsteigen zum Höhenpunkt der leiblichen Entwicklung und das Hinabsinken von demselben S. 291. Ein Vorgang der Entwicklung, bei welchem das Aeußere zum Innern, das Untere zum Obern wird S. 292. Ein Schattenbild des Todes in der Metamorphose der Insecten S. 293. Metastase ibid. Eine metastatische Versetzung und Verrückung der Seelenthätigkeit S. 293. Die Aufeinanderfolge der Entwicklung der einzelnen Regionen des Leibes S. 294. Gravitation der Seele nach einem ihr verwandten, überleiblichen Schwerpunkt S. 295. Das heimathliche Element der Seele S. 295. Ein innres, verzehrendes Feuer und seine Nahrung von außen S. 295. Die aufsteigende Luft wird zur hinabziehenden Last S. 296. Eine Predigt über das hohe Alter vom Königsthron S. 297. Vergleich des Zustandes des in sich verschlossenen Greisenlebens mit dem des magnetischen Schlafwachens S. 298. Das Zurückziehen des Seelenlebens in einen engern, innern Kreis S. 298. Macht der Jugenderinnerungen S. 299. Das Leben der Vergangenheit nur verdunkelt, nicht auf immer verwischt S. 299. Ein Erwachen inmitten der Nacht ohne Leuchte oder mit der Leuchte der Hoffnung S. 300. Erläuternde Bemerkungen S. 300. Aussprüche der Alten S. 301. Nachträgliche Bemerkungen zum Inhalt des vorstehenden Paragraphen.

§. 23. **Vom scheinbaren und wirklichen Sterben und von der Verwesung** S. 302. Scheintod S. 303, 304. Erscheinungen und Vorboten des annahenden Todes S. 305. Die Aufeinanderfolge des Erlöschens der äußern Sinnen, so wie der Kräfte der Glieder S. 306. Veraltung und Verjüngung des Angesichtes der Todten S. 307. Verlauf des Absterbens und Erscheinungen des Todes S. 307. Das Aufdämmern eines neuen, künftigen Lebens S. 308. Traumbilder der Sterbenden S. 309. Der Verlauf, die Erscheinungen und Producte der Verwesung S. 310—314. (Lange unverwest gebliebene Leichname S. 311.) Analogieen zwischen den Vorgängen der Zeugung und der Verwesung S. 315. Erläuternde Bemerkungen S. 315. Wiederaufleben erstorbener Thierkörper S. 316. Aeltere und neuere Beispiele von Scheintodten S. 317—320. Scheintod und Starrsucht S. 321. Beobachtungen an Sterbenden und Erstorbenen S. 322; verschiedene Wahrnehmungen an Sterbenden und Scheintodten S. 323. Selbstaussagen der letztern S. 324. Oertliche und allgemeine Fäulniß und ihre ansteckende Kraft S. 324. Hemmungsmittel der Fäulniß, so wie beschleunigende Ursachen derselben S. 324, 325.

§. 24. **Der äußere Unterschied des leiblichen Menschen von den Thieren** S. 325. Das harmonisch Schöne S. 326. Ein Nachhall der Harmonie der Welten S. 326. Planetarische Wechselbeziehungen des Menschenleibes. Die bedeutungsvolle Siebenzahl S. 327; Zahlen und Zeiten S. 328. Die aufrechte Stellung des Menschen S. 329. Die Entwicklung der Seitenhälften S. 330. Haupt und Angesicht des Menschen S. 330. Angeborne Nacktheit der Menschen-

haut und ihre Folgen S. 331, 332. Das Geistige inmitten der Sinneswahrnehmungen S. 333. Der Mensch ein Meister der Töne S. 334. Die Hand S. 334; Muskelkräfte und Schnelligkeit der Bewegungen S. 335, concentrirt in den Organen des Sprechens S. 335. Der Mensch, ein Beherrscher der Naturtriebe, namentlich des Geschlechtstriebes S. 336, 337. Familienleben S. 337; Geselligkeit und Weltbürgerrecht S. 337. Angestammte Herrscherwürde S. 338. Die geistige Aeolsharfe S. 339. Erläuternde Bemerkungen S. 339. Der Mensch ein denkender Geist, der zur Thierheit herabsinkt S. 339. Aussprüche der Alten S. 340. Die Jahreswochen der Lebensdauer S. 341. Maß und Verhältniß der mittleren Größe und Geschwindigkeit S. 342. Maßverhältniß der einzelnen Theile des Menschenleibes S. 343. Beispiele von ungewöhnlicher Lebensdauer S. 344, 345. Verschiedene andre Eigenthümlichkeiten der Menschennatur S. 345.

Erklärung der Abbildungen S. 346—352.

Aufgabe und Endzweck der Seelenlehre.

§. 1.

Mitten in dem Reiche des Seins stehet eine Sonne, welche Alles trägt und hält, Alles belebt und bewegt, und es ist ein Auge, selber von Sonnennatur, für jene Sonne gemacht. Die Sonne ist Gott, das Auge ist die Seele.

Nicht der Schrecken, nicht die Furcht, wenn sie auf dem Fittige des Ungewitters, oder im Donner der stürzenden und flammenden Berge vorübergezogen, haben es dem Menschen gesagt, daß ein Gott sei; er hat dieß nicht erst in der Sternenschrift der Werke gelesen. — Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugebornen Kinde nach der noch ungekannten Mutter schreit; laut, wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genossenen Futter; mächtig und still, wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkel geborene Auge oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht suchen, wird in meinem Wesen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seins, aus welcher ich bin.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge dahin, wo die letzten Wogen der Sichtbarkeit verhallen; führe ich hinab ins Dunkle, da kein Stern ist, da das Geschrei der Angst, das Jauchzen der Lust, da selbst der leiseste Hauch eines Lebens nicht mehr gehört wird, und bliebe ich da allein und einsam mit mir selber, siehe so fühlte ich dennoch, daß Er mich hält; ich vernähme Seine Nähe, wie das Rauschen eines Adlerflügels in stiller Nacht und ein Etwas in mir, das nach Gott rufet. Wie der ausgeworfene Anker, durch die Meereswogen hindurch, gerade hinabeilt zum Felsengrund, da er ruhet; so ist in mir ein Verlangen, welches seinen Lauf mitten durch die Creaturen hindurch zu Gott nimmt.

Dieß ist das Fragen im Geist des Menschen nach den Anfängen der Dinge; das Fragen, welches rastlos und unstillbar, dem Strom entgegen, welcher mit den andern Creaturen spielt, sich hinanringt zur Quelle. Denn Er ist es, welcher der Dinge Anfänge in seiner Hand hält, darum wer diese gefunden, der hat Gott gefunden.

Und das ist die rechte Weisheit, durch welche der innere Mensch — der Mensch der Ewigkeit — wächset und erstarket; das ist das Erkennen, welches das Herz bessert. Nahrung nehmend und Pflege, erkennt der Säugling die liebende Mutter, und so Nahrung nehmend und erkennend, wächst er und erstarkt. So lernet, Leben nehmend aus des Lebens Ursprung, die Seele wer Gott sei, und erstarket hierbei zum Leben der Ewigkeit.

Dieses Ausgehen der Seele, zuerst in den buntfarbigen Schein der leiblichen Gestaltung, welche das Leben nur sinnbildlich erfasset, dann in das Wesen des Menschen, wie endlich in diesem die Seele zu sich selber und zu Gott komme: dieß zu beschreiben ist die Aufgabe und der Endzweck der Psychologie.

Erläuternde Bemerkungen. Der innere Unterschied zwischen den beseelten und unbeseelten Dingen unserer Sichtbarkeit ist bloß darauf gegründet, daß die beseelten Wesen in dem leiblichen Stoffe, den sie als Nahrung oder als Odem an sich ziehen, nicht das eigentliche Ziel und Ende ihres Verlangens finden, weil dieses nach einem höheren Lebenselement gerichtet ist, dessen unvollkommerer Stellvertreter nur der leibliche Stoff ist. Während daher in der unorganischen Körperwelt das Metall, welches den Sauerstoff der Luft, oder die Erde, welche die Säure an sich zog, unfähig sind, den angezogenen Stoff aus eigner Kraft wieder auszustoßen, ist in dem beseelten organischen Wesen ein Vermögen da, ebensowohl Stoff auszuscheiden und abzustoßen, als von neuem anzuziehen. Denn das Sterbliche empfängt nur, indem es verliert (Plato Sympos. 207, d), und sein fortwährendes Leben bestehet nur in einem beständigen sich Erneuern (ib.). Hiermit stehen in Zusammenhang die selbstständig inwohnende Kraft der Bewegung, welche allein der Seele oder dem Beseelten zukommt (Plato Phaedr. 245. c.; de legib. XII, p. 966, d.), ja welche nach Herakleitos nur bei sterblichen Naturen eine endliche, bei ewigen aber eine ewig dauernde ist (Plut. pl. ph. I, 23). Denn alles Bewegen der beseelten Wesen ist ein Suchen und Streben nach dem ewigen Anfang alles Bewegens (Aristot. Phys. VIII, 7); nach dem Herrlichsten (Plato Phileb. p. 53, d); nach dem Göttlichen (Aristot. de anima II, 4. edit. Acad. Boruss. p. 415: *πάντα γὰρ ἐκείνου* (sc. *τοῦ θείου*) *ὀρέγεται, κἀκείνου ἕνεκα πράττει, ὅσα κατὰ φύσιν πράττει*, weil in dem Theilhaben am Göttlichen der Zweck des Werdens liegt; denn Gott selber ist der Zweck aller Dinge (Met. XI, c. 7 seqq.). Das Ende der Verwandlungen demnach, welche das nach Herakleitos' Ausdruck in dem lebendigen Feuer der Seele inwohnende Verlangen (*χρησμοσύνη*) erstrebt (Herakleit. in Philon. sacrar. leg. Allegor. L. III, edit. Mang. T. I. p. 8), m. v. auch Plut. de Ei apud Delph. c. 9, edit. Hutten. T. IX., ist eine Verähnlichung des Liebenden mit dem Geliebten, mit dem Göttlichen, mit welchem ein Begehren der Liebe das Sterbliche verbindet (Plat. Sympos p. 202—207). Das allein Liebens- und Begehrenswerthe: Gott beweget die Dinge (durch den in ihnen liegenden Zug des Begehrens) nach sich hin, ohne selber bewegt zu werden (Arist. met. XI, 7. p. 1072: *τὸ ὀρεκτὸν καὶ τὸ νοητὸν κινεῖ οὐ κινούμενα — ἐπιθυμητὸν μὲν γὰρ τὸ φαινόμενον καλόν*). — Er allein ist ein ewiges,

feststehendes Sein, mitten im vorüberfließenden Strome des Vergänglichen und Endlichen. (Plutarch. I. c. 18 et 19.)

So gehet denn auch der Glaube an das Dasein eines göttlichen Wesens, der Trieb ein Göttliches zu verehren, aus einem inwohnenden Zug der Verwandtschaft des Menschen mit den Göttern hervor (Plato de leg. X. 899, d). Ja, dieser allen Menschenseelen gemeinsam inwohnende Zug, das allen gemeinsame Vermögen, ein Göttliches zu erkennen, ist der stärkste Beweis für das Dasein Gottes (Augustin. de liber. arbitr. II. c. 7, 15, ed. Paris. Opp. T. I, p. 587—591). Für nicht minder thöricht hält Arnobius das Bemühen, Gottes Dasein aus Vernunftgründen beweisen zu wollen, als den Versuch der Thoren, dasselbe zu bestreiten. Welcher Mensch trat nicht schon mit einer Kunde dieses Herrn in die Welt ein? Wem ward es nicht eingeboren, eingepflanzt und anerzeugt, daß Ein König und Herr sei, der alle Dinge beherrscht? — „Ja, würde den stummen Thieren die Zunge gelöst, könnten die Bäume und Steine reden, sie würden es laut bezeugen, daß Ein Gott sei, ein alleiniger Herr Aller" (Arnobius adv. gentes I. c. 32 und 33, ed. Orell., p. 21, 22. Man vergl. Clem. Alexandr. V, c. 13, ed. Potter. 698). „Es ist vernunftwidrig, die große Uebereinstimmung, welche sich bei allen Völkern in der Vorstellung von Gottes Eigenschaften zeigt, für einen bloßen Zufall zu halten und sie nicht vielmehr einem unserem Wesen angebornen Zuge zuzuschreiben" (Sext. Empir. contradict. L. IX. adv. Phys. 33). Die Fähigkeit zu lieben, Gott, das Schönste, das Beste zu lieben, ist unserer Natur eingeboren, — was ist süßer und lieblicher als der Gedanke an Gott (St. Basil. regul. fus. tractat. interrog. II, ed. Paris. Opp. II, p. 337).

Dieses eine Höchste, das von allem Leben begehrt wird, erscheint dem Geist des Menschen in dem Maße selber erhabener, je vollkommenere Creaturen derselbe kennen lernt. So wie sich der Geist zu höheren Betrachtungen hinanschwingt, wird auch seine Idee von Gott erhöht (Cyrill. Hieros. Cat. IX. edit. prim. Paris. p. 75. M. vergl. Phil. fragm. ex Joh. Damasc. sacr. Parall. ed. Mang. II, 656). Daher der höhere Werth der Betrachtung der Geschichte der Menschenseele vor der Betrachtung aller andern, dem Menschen erkennbaren natürlichen Dinge.

I. Die Welt des Leiblichen.

Die zwei Hauptmächte des leiblichen Wesens.

§. 2.

Was die Sinnen des Leibes erfassen und erkennen, das ist von leiblicher Natur; es ist die Welt eines rastlosen Wandelns und Bewegens, in welcher der Mensch, so lang er im Leibe lebt, seine Wohnstätte hat. Hehr und gewaltig ist die Aussicht, die sich uns schon aus der Hütte des Leibes über diese Welt eröffnet. Wie der kaum bemerkbare Punkt, den die Hand eines Schreibers auf Papier zeichnet, zur Größe der Sonne und zum Umfang all ihrer Planetenbahnen, so verhält sich die Größe des Menschenleibes zu der des sichtbaren Weltgebäudes; was die Dauer eines Pulsschlages im Aeon der Jahrtausende, das ist die Zeit eines Menschenlebens im Verlauf des großen Jahres der Sternenzeiten.

Welches irdische Maß kann diese Weiten des Raumes und der Zeiten messen? Was ist die Länge und die Breite meiner Hand gegen die Länge und Breite der Erdfläche, auf welcher mein Fuß wandelt, oder gegen die Tiefe ihrer Meere; was ist diese Erde mit ihren Hochgebirgen und ihren Meeren gegen das Reich der Sonne; was ist unser Sonnengebiet gegen das Weltall, auf dessen unermessenen Plan dasselbe dahingestreut liegt, gleich einem Sandkorn am Meeresufer; was sind die Jahre der Erde und ihrer Nachtgleichen gegen die Zeitläufe der Milchstraßen?

Und dennoch ist diese unermeßbare Welt der leiblichen Dinge nur ein Bild im Spiegel, darin der Geist des Menschen sich selber, neben dem Wesen des Schöpfers erkennt, der ihn gemacht hat. Ohne Maß und ohne Gränzen, wie für mein Verständniß die Macht des Schöpfers, sind die Werke seiner Hand; unvergleichbar hoch, wie der ewige Geist in uns über seinem sterblichen Leibe, stehet das, was dieser Geist ahndet und erkennt, über dem Maßstab der irdischen Größen und Zeiten da.

Zwei Fäden jedoch gibt es, durch welche selbst der engbegränzte, sterbliche Leib mit allen Tiefen und Höhen des für ihn und seine Sinnen

unermeßbaren Weltalls in stetem, bemerkbarem Verkehr stehet. Bei jedem Schritte, bei jeder Bewegung seiner Glieder fühlt sich mein Leib von einem Band gehalten, das ihn *als Schwere* zunächst mit seinem Erdganzen, durch dieses aber mit der Gesammtheit der andern Welten vereint; bei jedem Blick des Auges in heiterer Nacht fühlt sich mein Sinn durch eine Macht gezogen, welche ihn *als Licht* in die weitesten Fernen des Sternenhimmels trägt.

Von ungleich höherer Gewalt und Bedeutung als das Licht ist die Schwere; ihr Wirken ist an keinen Wechsel der Tage und Nächte, des Wachens und des Schlafes gebunden; es bleibt in jedem Augenblick was es war und was es ist. Zugleich hier und zugleich da, wie der Gedanke, den der Geist denkt, bedarf das Walten der Schwere keiner Zeit, um von dem Hier zu dem Dort zu gelangen; wie die Seele im lebenden Leibe ist, dasselbe überall und allenthalben. Als eine solche alldurchwirkende Seele gibt die Schwere den unzählbaren Weltenmassen ihre harmonische Anordnung, zu einem schön geschlossenen Ganzen, das seine Mitte hat und seinen Umfang; ihre Kraft trägt und hält jedes einzelne Staubkörnchen der Erde, so wie diese selber und ihre Sonne und das gesammte Heer der Sterne des Himmels.

Der Flug des Lichtstrahles durchmisset zwar auch in jeder Minute Millionen von Meilen, aber noch immer ist diese Eile eine leiblich meßbare. Der Blinde, den das Band der Schwere eben so kräftig umschlingt wie den Sehenden, erfährt nichts von der Welt der Lichter und der Farben, auch der Sehende kann, wenn er will, sein Auge vor dem Sonnenglanz verschließen, und selbst gegen unsern Willen thut dieß der Schlaf. In jene Tiefen der Erde, dahin der Zug der Schwere gerade am kräftigsten seine Richtung nimmt, dringt niemals die Helle des Tages ein; die Wohnstätte des Lichtes ist vorherrschend auf der Außenfläche, das Herrscherreich der Schwere hat seinen Thron im Innern der planetarischen Massen. Im Kleinen bildet sich dieses Verhältniß an jedem brennenden festen Körper ab. Jene Kraft, welche die einzelnen Theile des Erdharzes oder der Kohle zusammenhält, ist nach ihrem Maße verwandt mit dem Zug der Schwere; ein Drang von ganz entgegengesetzter Art ist es, der die Banden des Zusammenhaltes auflöst und in der Form der leuchtenden Flamme hinauswirkt in den Umkreis des Raumes.

Fassen wir das zusammen, was von den beiden Kräften gesagt werden kann, deren Walten, für unser sinnliches Erkennen bemerkbar, am weitesten durch die Höhen und Tiefen der Leiblichkeit reichet, dann erscheint uns das Wesen der Schwere gleich der Herrschermacht eines göttlichen Gesetzes, unter dessen Gebot alle leiblichen Dinge stehen, während das Wirken des Lichtes, von der Gewalt jenes Gesetzes entbunden, ein creatürlich selbstständiges ist, so daß beide Mächte der Leiblichkeit sich hierin verhalten wie Gesetz und

Freiheit, wie ein allgewaltiges, allgemeines Sollen zu der Regung eines untergeordneten, eignen Wollens. Nur in anderer Form, ihrem innern Wesen nach als dieselben, begegnen uns jene beiden Grundkräfte der Leiblichkeit in der Bahnbewegung der Weltenkörper. Es ist der Zug einer allgemeinen Schwere, der die Planeten alle der Sonne zuwendet, sie mit dieser zu einem Gesammtganzen zusammenfasset. Dieser Zug geht von einem Allgemeinen, Höheren aus, von einem Innern nach einem Aeußeren. Er für sich allein würde die Planeten von der Stelle ihrer Bahnen hinabreißen nach der anziehenden Mitte. Ihm aber entgegen und dennoch in jedem Augenblick mit ihm geeint, wirkt der Drang eines andern Bewegens, das als Schwungkraft den Lauf des Weltkörpers hinauswärts und vorwärts auf der Bahn begründet. Im Vergleich mit jener höheren, allzusammenfassenden Kraft ist dieses eine besondere, dem einzelnen Planeten eigenthümliche: ein selbstthätiges Bewegen, das zu dem mächtigeren, allbeherrschenden hinzutritt und zu diesem in einem ähnlichen Verhältniß stehet wie das Licht zur Schwere.

Dürfen wir uns hier einen annähernden Vergleich der niedern Region des Seins mit einer höheren erlauben, dann erscheint uns die Schwere auf ihrer Stufe entsprechend dem allbedenkenden und allerhaltenden Walten des unsichtbaren Schöpfers selber, das Licht als die abbildlich an den Creaturen sichtbar und offenbar gewordene Herrlichkeit dieses Schöpfers. Was die geschaffenen Dinge in dem Denken und Wollen ihres allerhaltenden Urhebers sind, das deutet uns nach ihrem leiblichen Maße die Schwere an; was der Schöpfer in und an seinen Creaturen sei, das lehret uns in seiner Weise das Licht. Zwei Regungen sind es, davon die eine von innen nach außen, von dem Anfang alles Seins und Lebens nach den geschaffenen Dingen hingehet, die andere aber, von außen nach innen führend, wie das Bild im Spiegel, jener Mitte zugewendet ist. Gleichwie in einem lebenden Leibe die Wogen des Blutes, welche mit jedem Pulsschlage vom Herzen ausgehen nach den äußeren Theilen, von diesen auch wieder zurückkehren zu demselben Herzen als zu dem gemeinsamen Anfangs- und Endpunkt all ihres Bewegens.

Erläuternde Bemerkungen: Wie sich im Reiche der sichtbaren Werke und der Gedanken unsres Gottes das Größeste mit dem Kleinsten, das Allgewaltigste mit dem Ohnmächtigsten gesellen und mit diesem Eines werden könne, das hat uns der Schöpfer aller Dinge durch die That selber gezeigt. Ein Geist, der mit seiner erkennenden Kraft alle Höhen und Weiten der unermeßbaren Sichtbarkeit durchdringt, ist in das kleine Stäublein des Menschenleibes versenkt; er erkennt und forschet, er wirkt für eine Ewigkeit durch die Sinnen dieses Leibes, der von gestern her ist.

Noch kaum so, wie das einzelne Wasserdunstbläschen zu der Gesammtmasse eines mächtigen Gewölkes, verhält sich der Leib des Menschen zu der Gesammtmasse des Planeten, den er bewohnt. Ein Mann von 5 Pariser Fuß Länge wird für

groß gehalten, das Maß dieser Länge aber stehet zur Länge des Durchmessers der Erde nur in dem Verhältniß wie 1 zu 8 Millionen (7,892,984). Fünfzehn Quadratfuß Oberfläche bietet der Körper des Menschen dem Einflusse der Luft und der äußren Elemente dar, fast 323 billionenmal mehr der Körper der Erde, dessen Oberflächeninhalt über 4842 billionen Quadratfuß misset. Mit einem kaum 130 Pfund schweren Gewicht lastet die Körpermasse eines erwachsenen, starken Mannes auf dem Boden der Erde, diese aber schwebt als eine mehr denn 100,000 trillionenmal größere Last in dem Weltraum ihrer Bahn, denn das Gewicht ihrer Gesammtmasse wird auf $13\frac{1}{2}$ Quadrillionen Pfunde geschätzt (m. v. Mädlers populäre Astronomie 4. Aufl. S. 81).

Die Größe unsres Planetenkörpers, welche im Vergleich mit der Größe des Menschenleibes als eine so riesenhafte räumliche Majestät erscheint, steht dennoch kaum in einem ähnlichen Verhältniß zu dem Umfang des Sonnengebietes, dem die Erde angehöret, als der leibliche Mensch zu dieser. Was uns bei dem Vergleich des heimathlichen Planeten mit dem leiblichen Menschen ein Pariser Fuß war, das ist uns hier ein Durchmesser der Erde von nahe 1719 (1718,87) geographischen Meilen. 24042 solcher Maßtheile des höheren Ranges (40 Mill. Meilen) beträgt schon der Durchmesser der eignen Bahn, welche der Jahreslauf der Erde um die Sonne beschreibt; wenn wir uns aber aus diesem engeren Kreise hinaus versetzen in jene weiteren Kreise, in denen die fernestehenden Weltkörper unsers Sonnengebietes den Weg ihrer Jahre durchlaufen, dann wird uns der Durchmesser der Erde ein so kleinlicher, als dem Beschreiber der Größenverhältnisse einer ägyptischen Pyramide, das Zehntheil einer Linie. Denn schon der Durchmesser des bisher bekannten äußersten Planeten Neptun oder Janus beträgt nach Erddurchmessern mehr denn anderthalbmal so viel als die Höhe der größesten ägyptischen Pyramide nach Zehntheilen einer Linie (871,322 Erddiameter); wenn wir aber die Gränzen unsers Sonnengebietes dahin setzen, wo der Komet von 1680 das äußerste, sonnenfernste Ende seiner Bahn erreicht, dann würde der Durchmesser eines Kreises, den wir uns durch jenen Punkt um das innere Planetensystem gezogen dächten, über 20 Millionen Erddiameter hinausreichen, denn jener Kreis wäre mehr denn 850mal größer als der unserer Erdbahn. Ein Planet, der in solcher Weite seinen Jahreslauf um die Sonne machte, würde dazu fast 25 Jahrtausende (24781 Erdenjahre) gebrauchen.

Der kleinliche Maßstab von 1719 geographischen Meilen entfällt hier unsrer Hand, wir greifen nach einem größern, nach dem Längenmaß eines Durchmessers der Erdbahn um die Sonne (zu 41 Mill. Meilen). Schon der berechnete Abstand des bis jetzt anerkannten nächsten Fixsterns (des α Centauri) von uns beträgt 111,500 solcher Maßstäbe, Arctur sowie Nr. 61 im Schwan sind gegen 3, Wega ist fast 4mal, der Polarstern gegen 12mal so weit von uns entfernt, als jener Nachbarstern, und schon hier erscheint uns das Raummaß von 41 Mill. Meilen kleinlicher als das Zehntheil einer Linie bei der Angabe der Höhe des Straßburger Münsterthurmes.

Wir sind hier in ein andres mächtigeres Reich der sichtbaren Werke getreten; es ist da nicht mehr von einzelnen Sonnengebieten und der Zusammenordnung einzelner Fixsterne, sondern der Millionen derselben zu einem großen Ganzen die Rede. Was die Bahn der Erde im System unsrer Sonne, das ist die Bahn

dieser Sonne um den höheren Mittelpunkt der Kräfte, der alle unserm Auge sichtbaren Sterne sammt der Milchstraße in ihrer harmonischen Ordnung erhält und bewegt. Es fällt dieser Mittelpunkt in die Gegend von Alcyone im Siebengestirne, und der Durchmesser der Bahn unsrer Sonne um denselben ist $31^1/_2$ millionenmal größer als der Durchmesser der Erdbahn. Dieser Maßstab ist allerdings groß genug für die annähernde Bestimmung solcher Himmelsräume, bei welchen eine Unsicherheit von Millionen, ja von Billionen Durchmessern der Erdbahn unvermeidlich bleibt; dennoch ist schon der Durchmesser unsrer Milchstraße 8 bis 10mal größer als der Durchmesser der ungeheuren Bahn, welche unsre Sonne um den Mittelpunkt ihres Fixsternensystems beschreibt, und der Abstand jener für unser Ermessen fernesten Lichtwelten, von denen noch ein Schimmer in unsre besten Fernröhre hineindämmert, wird 4000mal größer geschätzt als der Abstand der Alcyone von uns und der Sonne.

Zur Schätzung dieser ungeheuren Größe hat man statt des Maßstabes der Räume auch jenen der Zeiten und der Bewegungen angewendet. Die schnellste, für unser Auge genauer meßbare Bewegung in der Sichtbarkeit ist die des Lichtstrahles, der den Raum zwischen Sonne und Erde, welchen die mittlere Geschwindigkeit eines gehenden Mannes, auch wenn sie bei Nacht wie bei Tage unabläßig sich fortsetzte, erst in nahe 4000 Jahren durchmessen würde (m. v. §. 24) in 8 Minuten und $18^1/_3$ Secunden, ja selbst den zwischen Neptun und Sonne in weniger denn 5 Stunden Zeit durchläuft. Schon von den nächsten vorhin erwähnten Fixsternen bis zu uns würde der Ausgang des Lichtstrahles $3^1/_2$, 9, 12, ja 42 Erdenjahre gebrauchen, den Raum zwischen uns und Alcyone würde er erst in 498 Jahren, jenen von den äußern Gränzen der Milchstraße in 4 Jahrtausenden durchlaufen; 2 Millionen von Jahren würden nach des älteren Herschels Vermuthung vergehen, ehe das ausbrechende Licht der abgelegensten Nebelschimmer bis zum Gesichtskreis unsrer stärksten Fernröhre gelangte.

Wir erwähnten mehreremale des Mittelpunktes der Kräfte im Siebengestirn, welcher für unser Fixsternen- und Milchstraßen-System dasselbe ist, was die Sonne für das Planetensystem. Es ist dieß eine der bedeutungsvollsten, größesten Entdeckungen im Gebiet der Sternkunde; der sie machte ist ein Deutscher: Mädler in Dorpat (m. vergl. sein Werk über „die Centralsonne"). In unsrem Planetensystem ist es zunächst die anziehende Kraft der Sonne, welche die Planeten und Kometen in ihren Bahnen bewegt; jene Planeten, welche wie Jupiter, Saturn, Uranus u. s. von Monden begleitet sind, wirken anziehend nicht allein durch die Masse ihres eignen Körpers, sondern zugleich auch durch die Masse ihrer Monde, einer auf den andern ein. In unsrem Fixsternensystem, dessen Sonnen ihrer Zahl nach auf 20 Millionen geschätzt werden, ist es auch nicht allein der einzelne Stern (etwa Alcyone, welche hiezu am nächsten geeignet wäre), sondern die vereinte Gesammtmasse zuerst jener Gruppe von Sonnen, welche zum Siebengestirne gehören, dann der andren, welche ihre anziehenden Kräfte mit denen der Centralsterne vereinen, was die weiten nach außen gelegenen Sterne in ihren Bahnen erhält und bewegt. Unsere Sonne bewegt sich in jeder Secunde der Berechnung nach (Mädler a. a. O. §. 427) $7^2/_3$ Meilen weit durch den Weltraum, was der Bahngeschwindigkeit des Merkur in seiner Sonnennähe ganz nahe kommt. Sie legt in jedem Erdenjahre eine Strecke ihrer Bahn

zurück, welche reichlich $11^2/_3$mal so viel mißt, als der Abstand der Sonne von der Erde ($241^1/_2$ Mill. Meilen). Aber was ist diese Strecke zu dem Umfang einer Bahn, deren Halbmesser über $31^1/_2$ millionenmal den Raum zwischen Sonne und Erde übertrifft?

Daß der Lichtstrahl, der von irgend einem leuchtenden Weltkörper nach dem andern ausgeht, einer gewissen Zeit bedürfe, um zu seinem Zielpunkt zu gelangen, hat man aus Erscheinungen geschlossen, welche in dem Weltraum unsres Planetensystems stattfinden. Der Eintritt und Austritt der Jupitermonde bei den täglichen wechselseitigen Verfinsterungen der Scheibe ihres Planeten oder durch dieselbe, wird an dem Punkte der Erdbahn, welcher der eben stattfindenden Stellung des Jupiter gerade entgegengesetzt ist, um 16 Minuten später beobachtet als an jenem, welcher der Stellung des Planeten am nächsten liegt, obgleich die Perioden, an welche diese Erscheinungen gebunden sind — die Umlaufszeiten der Monde — bis auf Bruchtheile einer Secunde im Mittel dieselben bleiben. Eine ähnliche Verspätung des Lichtstrahles bei seinem Hindurchgang durch den Weltraum des Planetensystems, in welchem unsre Erde sich bewegt, zeigt sich, wenn unser Planet während seines Jahreslaufes an der gerade entgegengesetzten Seite seiner Bahn steht, an den Fixsternen, und sie ist unter dem Namen der Aberration des Lichtstrahles bekannt. In Beziehung auf die Folgerungen, welche man aus jenen Beobachtungen auf die Tausende von Jahrtausenden gemacht hat, seit denen das Licht der fernsten Weltgebiete ausgegangen sein müsse, um bis zu unserer Erde zu gelangen, wird dennoch eine Vorsicht nöthig sein. Jene Beobachtungen sind auf einem Planeten, nicht auf einem selberleuchtenden Fixsterne, sie sind innerhalb eines planetarischen Weltenraumes gemacht. Ob nicht bei den Fixsternen auch in der Wechselwirkung ihrer leuchtenden Eigenschaft ein Verhältniß denkbar sei, nach welchem sie bei ihrem gleichzeitigen Entstehen als das, was sie jetzt sind, einer für den andern vorhanden waren, ob der ungemessene Weltraum, ob Herschels „erleuchtbarer Aether" in den Gebieten der Fixsternensysteme und ihrer Zwischenräume in Beziehung auf die Fortpflanzung des „Lichtimpulses" vollkommen gleich sei dem Aether der planetarischen Gebiete, darüber läßt sich wohl eine bescheidene Frage stellen (m. vergl. die Noten zum nächsten §.). Von der Schwere, d. h. von jener anziehenden Kraft, welche jeder Körper auf jeden andern Körper ausübt, und welche in geradem Verhältniß stehet mit der Masse, in umgekehrtem des Quadrates der Entfernung des anziehenden Körpers, wissen wir, daß sie als eine im Augenblick des Entstehens der Materie vorhandene, von Anfang an durch alle Zeiten sich gleichbleibende Wirksamkeit gedacht werden müsse. Der Fortgang ihres Einflusses von einem Punkt der Leiblichkeit zum andern ist an keine für uns meßbare Zeit gebunden, ebensowenig als die Schnelle des Gedankens, der in einem und demselben Augenblick ein durch weite Räume seiner einzelnen Glieder geschiedenes und dennoch harmonisch kräftig zu Einem verbundenes Weltganzes sich denkt.

Daß neben der wechselseitig anziehenden Kraft der Weltkörper auch das Vorhandensein einer abstoßenden räumlich individualisirenden und sondernden nicht in Abrede zu stellen sei, hat John Herschel in seinem trefflichen Werke: Results of astronomical Observations, made during the years 1834—38 at the cape of good hope, Lond. 1847, p. 138, 139 an mehreren Beispielen

erwiesen. Der Impuls, der den Welten die Bewegung in ihren Bahnen sowie um die eigene Axe gab und in unveränderlicher Kraft fortwährend erhält, ist ebenso wie die Schwere ein ihnen von der Schöpferkraft eingepflanzter. Er ist aber das, was das Einzelwesen zu einem für sich bestehenden, von andern gesonderten Dinge macht und als einem solchen ihm seine bestimmte Gränze des räumlichen Daseins gibt und erhält.

Bei den Bewegungen der Weltkörper in ihrer Bahn stehen die Schwere und der inwohnende Impuls des Fortschwunges in einem ebenmäßig abgewogenen Verhältniß. Bei dem Umschwung der Erde (sowie jedes einzelnen Weltkörpers), um die eigene Axe läßt es sich leicht erkennen, daß wenn der schwingenden Kraft nicht die Schwere entgegenwirkte, alle auf der Oberfläche liegenden, ablösbaren Theile in der Richtung der Tangente würden hinweggeschleudert werden. Wäre der Rotationsumschwung der Erde 17mal schneller als er wirklich ist, dann würde durch ihn die Wirkung der Schwere unter dem Aequator ganz aufgehoben werden und jene würde nur unter den Polen in ihrer vollen Kraft fortbestehen; die Schwere ist aber so überwiegend in ihrer Wirkung, daß die der Schwungbewegung neben ihr zu einer kaum bemerkbaren Größe wird (Mädler a. a. O. S. 75).

Der Gestaltung eines jeden einzelnen Körperatomes liegt das Zusammenwirken einer zusammenhaltenden und einer ausdehnenden Kraft nach bestimmtem Maß zu Grunde, auch das ausstrahlende (sichtbare) Licht kann nicht sein ohne eine nichtstrahlende, ja das Ausstrahlen hemmende (dunkle) Basis; dem Leuchtenden steht als ein vielleicht wesentlich nothwendiger Gegensatz ein Erleuchtbares entgegen. An Sirius und Procyon hat man außer der allgemeinen, größeren Fortbewegung durch den Weltraum noch eine andre, besondre bemerkt, die in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von wenig Jahrzehnten einen Umlauf um einen in der Nähe dieser Sterne stehenden Centralkörper zu beschreiben scheint, welcher, da wir ihn ohngeachtet seiner vermuthlichen, sehr bedeutenden Masse nicht bemerken, ein planetarisch dunkler sein muß (m. vergl. Bessel bei Mädler a. a. O. S. 416 und 444). Auch bei der vorhin erwähnten Annahme eines Mittelpunktes der Kräfte in der Gegend des Siebengestirnes, dessen Anziehung die Heere der Fixsterne auf ihren Bahnen führt, läßt sich aus dem Verhältniß des Abstandes unsrer Sonne von jenem Centralpunkt und aus dem Betrag der Fortbewegung derselben durch den Weltraum der Schluß ziehen, daß mit den Massen der zwischen unserm Sonnensystem und dem Siebengestirn sichtbaren, leuchtenden Sterne noch die Massen andrer, unsrem Auge unsichtbarer (nicht selber leuchtender) Weltkörper ihre anziehenden Kräfte vereinen (Mädler S. 427). Aber auch ohne das Zusammensein mit solchen dunklen Körpern kann das Licht einer vereinzelten Sonne, oder zweier und mehrerer ein Doppel- und Trippelsternsystem bildenden Sonnen, ja selbst das Licht der kometenartig dünnen Massen der sogenannten planetarischen Nebel, deren größere Zahl sich auf der südlichen Hälfte der Himmelskugel findet, nur dadurch entstehen, daß, wie dieß in der offenbar dunstförmigen, leuchtenden Hülle unsrer Sonne der Fall ist, zwei Substanzen zusammenwirken, davon die eine ausstrahlend in die andre ein Leuchten erregt, welches ungleich mehr dem ausstrahlenden Lichte eines elektrischen Körpers als dem der Flamme eines verbrennenden vergleichbar ist (m. vergl. John Herschel

a. a. O. S. 138). Namentlich gleicht hierin auch unsre Sonne dem Feuer jenes sinaitischen Busches, welches leuchtete, ohne zu verzehren.

Wenn wir jedoch das überall so wesentlich zum Dasein und Leben der Dinge nothwendige Zusammenwirken zweier sich polarisch entgegengesetzter Grundkräfte der Sichtbarkeit etwas weiter erwägen, dann begegnen wir schon hier der alten Lehre von den zwei entgegengesetzten Richtungen alles Werdens und Bewegens. Herakleitos nennt diese beiden Richtungen den Weg nach oben und den Weg nach unten: ὁδὸν ἄνω καὶ κάτω (Jamblich. ap. Stob. ecl. c. 52, edit. Heeren. p. 906; Maxim. Tyr. diss. 25; Antonin L. IV. §. 46). Der Weg nach oben führet hinan zu den Wesen des Alles schaffenden, ewigen Feuers; der andere hinabwärts nach der gröberen, sichtbaren Leiblichkeit (Diogen. Laërt. L. IX, 8, 9). Da, wo beide sich begegnen, ist „das Meer" des beständigen Werdens, aus welchem die Verwandlungen aufwärts in die immer nähere Aehnlichkeit mit dem Feuer-Urquell, und abwärts in die Form der niederen Elemente geschehen (Clem. Alexandr. Strom. V, 599, ed. Potter 712). — Bei den Kabbalisten heißt die schaffende Bewegung, welche ohne Aufhören aus dem Oberen und Geistigen nach dem Untern gehet, das ausstrahlende Licht (Or Hajaschor אור הַיָּשָׁר); die aufsteigende Bewegung des Sehnens, welche das Untere immer wieder nach dem Obern zurückführt, das zurückstrahlende Licht (Or Hachoser אור הַחוֹזֵר); m. vergl. das treffliche Werk von Molitor: Philosophie der Geschichte oder über die Tradition, Frankf. a. M. 1827. — Die erstere, von der ewigen Einheit nach der Vielheit hingerichtete, erscheint als eine centrifugale Action, die andere als eine centripetale (ebendas. S. 83).

Jene Lebensthätigkeit des Nerven, durch welche in unserem Leibe die willkürliche Bewegung gewirkt wird, gehet von oben und innen, vom Gehirne nach den äußern Theilen hin; jene andre aber, durch welche die Empfindung entsteht, gehet rückwärts, von den untern Theilen nach dem Gehirn (m. vergl. weiter unten den §. 17). Die „Centrifugalaction (welche dem Geschöpf inwohnt) ist ein von innen nach außen gehendes Offenbaren, welches von Grad zu Grade fortschreitet, bis sich die Innerlichkeit in der vollendeten Aeußerlichkeit entfaltet und das rein (geistig) Ideale sich zur plastischen Wirklichkeit gestaltet hat," nachbildend im Kleinen „die allmächtig schöpferische Centrifugalaction der Gottheit," welche auch „in einer stufenweise fortschreitenden Offenbarung und Entwicklung von Wesen und Welten bis hinab zu der äußeren passiven Stufe besteht, in welcher die Idealität völlig erloschen ist" (Molitor a. a. O. S. 88). Das äußerste Ende dieser von dem Obern zum Untern fortgehenden Gestaltungen ist am lebenden Leibe der starre Knochen. Seine hohe Bedeutung im thierischen Körper erhellet schon daraus, daß die vollkommene Empfindung und willkürliche Bewegung, die vollkommene Wahrnehmung der Sinne erst da möglich wird, wo sich ein vollkommenes Skelett zeigt (m. vergl. unten den §. 14); denn „in dem äußersten und letzten Gliede der Schöpfung liegt zugleich der Wendepunkt, wo sich das nach außen Kehrende wieder nach innen wendet und die Schöpfung ihre cyklische Rückkehr erhält" (Molitor S. 90). Manches an den Inhalt dieses Paragraphen sich Anschließende wird auch gefunden in Oetingers lesenswerthem Buche: die Wahrheit des sensus communis.

Die Schöpfung der Sichtbarkeit.

§. 3.

Wer gibt der fließenden Welle Kraft, daß sie den Strahl erfasse, der sie durchleuchtet? Er ist bei mir, und ich bemerke Ihn nicht; Er durchdringt mich, und ich weiß es nicht. Ich bin durch Ihn und bin in Ihm: wo ich bin, da ist Er. Dennoch, was ich ergreife, da ist Er nicht, wo hinein ich dringe, das enthält Ihn nicht. Suche ich Ihn in der Tiefe — Er ist tiefer als die Tiefe; forsche ich nach Ihm in der Höhe, siehe Er ist höher als die Höhe. Die klare Luft ist zu rein für mein unterscheidend Auge; Er aber ist klarer als die Reinheit. Nenne ich Ihn ein Wesen, Er ist es nicht; heiße ich Ihn Licht, so nenne ich sein Geschöpf; was ich als Geist verstehe, das ist nur sein Hauch, als Weisheit, das ist seiner Ausstrahlungen eine. Vor dem Anfang war Er da, und am Ende wird Er sein, der Er ist und welcher Er war.

Ein klarer See, tief und ohne Gränzen! Was will der Schlamm des Endlichen und Vergänglichen bei dieser reinen Fluth? Wie erzeugt sich aus der ewigen Wurzel alles Seins der sterbliche Stamm der Sichtbarkeit mit seinen schnell hinwelkenden Blättern?

Zwar die Blätter, so schnell sie welken, sie kehren immer wieder, getrieben und gebildet von derselben Kraft, und wenn der Stamm vergeht, so bleibt doch im Samen die Art des Gewächses. Alle diese Einzelnen, wie sie vorüberfließen, zeugen von Einem, das feststehet. Sie alle, einzeln für sich unmächtig und gebrechlich und mangelhaft, sind zusammen Kraft und Herrlichkeit und Vollendung.

Wie die Wellen der Luft, welche das langwährende Lied eines Sängers bewegt, sie fließen, wenn sie den Ton zum Ohre gebracht, vorüber, und eine andere Welle bringt den noch immer anhaltenden Ton; sie selber sind andre, das Lied aber tönet fort.

Es sind die Gedanken eines tief sinnenden Geistes, welche, wie durch die vereinzelten Laute einer Menschenrede, durch alle diese bald entstehenden, bald vergehenden Gestaltungen der Sichtbarkeit sich kund geben, und welche ewig fest bleiben, wie der Geist, mitten im Fluß des Leiblichen. Aber wessen sind diese Gedanken, welche dem ganzen Werk der Sichtbarkeit zu Grunde liegen? Jener Gedanke, aus welchem alles Werden und Bewegen stammet: ich suche nicht mich, sondern Ihn; ich bin nicht mein, sondern Sein; es sterbe und werde hingenommen, was *ich* lebe und bin, Er aber lebe und bleibe. Der Gedanke: Er ist ohne Maß und Ende Vieles und Alles, Alles aber ist nur *für Ihn* und *in Ihm* und *zu Ihm*. Der Gedanke einer Liebe, welche das Eine mehr liebt, als das eigene Andre; eines Lobliedes auf Den, welcher ohne Namen ist; eines Lobliedes, welches nie verstummet in der Ewigkeiten Ewigkeit.

Dieß sind die Gedanken des Einen, welcher nicht Er selber, sondern ein Andrer war; dieß sind die Aeußerungen einer Liebe, welche nur in Ihm sich selber suchet und findet; sie gleichen den Worten eines Menschen, welcher Gott war.

Es ist aber nur der Eine, von welchem durch die Kraft des Andern aller Sichtbarkeit Heere als von ihrem Herrn und Meister zeugen. Denn es ist der von Ihm ausgehende Odem des Lebens, es ist der Geist aus Gott, durch dessen Einheit und Kraft der Vater ist im Sohne und der Sohn im Vater.

Dieß ist der Geist, ausgehend von dem Einen und dem Andern, welcher der Eine ist; der Geist, welcher auch dem Geschaffenen ein Leben und Wesen gibt, dessen Lauf und Wandel niemals aufhöret, denn der Geist ist Gott.

Gott schaffet den Dingen ein Sein und Wesen, welches ihr eigen ist. Aber das nur, was sie in Ihm sind und durch Ihn werden, das ist es, welches bleibt und aus dem Wechsel beständig sich erneut; was sie außer Ihm sind und durch sich selber werden, das ist es, welches stirbt und immer wieder vergeht.

So sind in den endlichen Dingen ein Leben und ein Sterben vereint; das Leben ist jenes Urbild, welches stets von neuem *wird*, das Sterben ist der sichtbare Stoff der Leiblichkeit. Dieser Stoff ist darum nicht das, aus welchem das Wesen der Dinge entsteht, sondern er ist das, in welches das Leben der endlichen Dinge in jedem Augenblick vergeht und verscheidet, weil es ein Endliches und Besonderes ist. Denn nur in Gott ist das wahre (alleinige) Leben, welches beständig sich selber gleicht; außer Ihm ist kein Leben, sondern Tod. So ist das Sein und Weben der Leiblichkeit nach Gottes Willen ein Etwas, welches nicht Gott ist. Der Geist aber aus Gott ist es, welcher ohne Aufhören dem Vergehenden ein neues Sein schaffet; denn das Leben der Einzelnen bestehet wie durch ein Einhauchen des Lebens aus Gott; was sie aber, das Eigene, aushauchen, das ist Tod. Sie aber, die lebenden Wesen, geben in der Kraft jenes Wortes, welches sie geschaffen, willig hin, was das Ihre ist, in den Tod, damit das in ihnen lebe, was Er ist. Und so empfangen sie aus Seiner Fülle immer von neuem ein Leben, welches das ihrige wird, damit sie durch ihr Sterben ein Zeugniß geben, daß Er allein es sei, welcher lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Bis der Staub zu andrem Staube gehet und der Geist den Leib der Ewigkeit empfängt, welcher nicht mehr den Tod des sichtbaren Wesens stirbt.

Dieß wird uns gesagt von der Leiblichkeit Grund und von des Lebens beständigem Kreislauf. Es ist der Sinn jenes räthselhaften Spruches eines alten Weisen: was wir wachend sehen, das ist Tod, was schlafend, das ist Schlaf.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden §. deutet auf eine Tiefe, welche schon die Weisen des Alterthums geahnet, nicht aber ergründet hatten, weil ihr weit unter der Oberfläche gelegener Grund erst durch ein vom Zenith der Offenbarung hineinstrahlendes Licht erhellt werden konnte. Auf welche Irrwege der Verstand jener Weisen gerieth, wenn er ohne Hülfe dieses Lichtes das Verhältniß Gottes, der über alles Wesen erhaben, unerfaßbar ist (Plat. de rep. VI, 509 b), des allein Bestehenden, zu der Welt des sichtbar Gewordenen, in beständigem Werden und Fließen Begriffenen (Heracl. ap. Aristot. de coelo III. 1) denken wollte, daran erinnern uns Aussprüche, wie unter anderm der bei Plato (Tim. 4, b seqq.), sowie die Lehren des Philo (Opp. T. II, ed. Mang. p. 625 in den Fragm. ex Euseb.; Sacrar. leg. allegor. L. III, p. 128), und in immer weiterer Verirrung die Lehren der Gnostiker (Iren. adv. haeres. I, c. 22, 25 ed. Colon.). Im Lichte der Offenbarung erscheint uns die Schöpfung als der in Kraft der Gottheit selber zur sichtbaren That gewordene Gedanke jener Liebe, welche sich selber dahingebend nur in Ihm, dem Einen sich wiederfindet; als der Gedanke des Sohnes, welcher nicht sich, sondern Ihn, den Vater sucht.

Die Leser des vorstehenden §. mögen es dem Verfasser zu gute halten, wenn er es nicht wagte, mit eignen Worten über einen Gegenstand zu sprechen, für welchen die Kraft der Darstellung ihm fehlte, sondern wenn er, fast auf jeder Zeile, solcher Ausdrücke sich bediente, die aus einer tieferen Quelle des geistigen Verständnisses geschöpft und von mächtigeren Beherrschern der Rede ihm in den Mund gelegt waren. Er erlaubt es sich hier im Vorübergehen an die Abstammung der gewählten Ausdrücke zu erinnern.

a) Das Bild von der fließenden Welle findet sich schon bei Plato im Cratylus, 402. Ein beständig Fließendes ist die Materie (Heracl. ap. Stob. eclog. p. 318) im Gegensatz zu dem denkenden Geiste (Plutarch. adv. Stoic. ed. Reisk. X, 464) und zu dem festbleibenden göttlichen Sein (Plutarch. de Ei apud Delph. ed. Hutten. c. 18, 19; Phil. quod a Deo mittuntur somn. I, 600, ed. Mang. I, 656; m. vergl. p. 687).

Wie die Sonne die ganze Welt durchleuchtet, so durchdringt Gottes allgegenwärtiges Erkennen selbst unsre in Dunkel gehüllten Gedanken (Minut. Fel. Octav. c. 32, edit. Gronov. 342, 343); Gott ist nach Aristoteles das Lebendige, das Ewige, Beste (Met. XII, 7), der Dinge Anfang und Ursach' (Met. I, 2), ein selig erkennendes (de morib. X, 8), sich selber vollkommen genügendes Wesen (magn. mor. II, 15), an Kraft allmächtig, an Schönheit der Herrlichste, an Tugend der Vortrefflichste (de mundo 6), ja über alle Tugend erhaben (magn. mor. II, 5). Er umfasset der Dinge Anfang, Ende und Mittel; Gerechtigkeit waltet ihm zur Seite (de mundo 7), dem Herrn über Alles (ib. 6). — Gott, der Alles erfüllt (Athenagoras legatio pro Christianis c. 7; edit. Oxoniens. p. 34) und durchwirkt (Hilar. tract in Psalm. CXVIII, Litter. XIX, edit. Veron. Opp. T. I, p. 400 seqq.; m. vergl. Sext. Empir. contradict. L. IX, adv. Physic. 76, ed. Fabr. 76; Diog. Laërt. VII. 138 und 139; Plut. de plac. Phil. I, 6. 7), in welchem alle Dinge sind und leben (Athanas. orat. contr. gent. 28. Opp. T. I, p. 21; Irenaeus adv. haeres. edit. Col. L. II, c. 1, p. 145, 146; Augustin. de divers. Quaest. Qu. 20; Opp. VI,

p. 5), ist dennoch nur nach seiner Güte und Macht in den Dingen, außer ihnen aber seiner Natur nach (Athanas. de Decret. Syn. Nic. 11, ed. Patav. Opp. I, p. 171). Gott ist, lehrt Minutius Felix (Octav. c. 18, ed. Gronov. p. 167, 168) zu klar, um gesehen, zu rein, um gefühlt zu werden, zu hoch für unsere Sinne — Gott ist, sagt Theophilus (ad Autolycum I, c. 5, ed. Wolf. p. 15), an Herrlichkeit unbegränzt, an Größe unerfaßbar, an Höhe unausdenkbar — — sage ich, er sei ein Licht, so nenne ich sein Geschöpf — — heiße ich ihn Geist, so nenne ich seinen Aushauch, wenn Weisheit, sein Erzeugniß. Wir setzen den größten Theil jener schönen Stelle, welche wir oben, am Anfang des §. vor Augen hatten, selber her: *Ἐρεῖς οὖν μοὶ σὺ ὁ βλέπων, διήγησαί μοι τὸ εἶδος τοῦ θεοῦ· ἄκουε ὦ ἄνθρωπε· τὸ μὲν εἶδος τοῦ θεοῦ ἄῤῥητον καὶ ἀνέκφραστον, καὶ μὴ δυνάμενον ὀφθαλμοῖς σαρκίνοις ὁραθῆναι· δόξῃ γάρ ἐστιν ἀχώρητος, μεγέθει ἀκατάληπτος, ὕψει ἀπερινόητος, ἰσχύϊ ἀσύγκριτος, σοφίᾳ ἀσυμβίβαστος, ἀγαθοσύνῃ ἀμίμητος, καλοποιΐᾳ ἀνεκδιήγητος· εἰ γὰρ φῶς αὐτὸν εἴπω, ποίημα αὐτοῦ λέγω· εἰ λόγον εἴπω, ἀρχὴν αὐτοῦ λέγω· νοῦν ἐὰν εἴπω, φρόνησιν αὐτοῦ λέγω· πνεῦμα ἐὰν εἴπω, ἀναπνοήν ἑαυτοῦ λέγω· σοφίαν ἐὰν εἴπω, γέννημα αὐτοῦ λέγω· πρόνοιαν ἐὰν εἴπω, ἀγαθοσύνην αὐτοῦ λέγω· βασιλείαν ἐὰν εἴπω, δόξαν αὐτοῦ λέγω.* — Und was ist er also? *κύριον ἐὰν εἴπω, ἑαυτὸν λέγω — — πατέρα ἐὰν εἴπω, τὰ πάντα αὐτὸν λέγω.* — Gott ist mit nichts zu vergleichen, ist überwesentlich (*ὑπερούσιος*, Dionys. Areopag. de divin. nomin. c. 1, ed. Antw. p. 438, et. al.); ja mit dem Wesen und Sein der geschaffenen Dinge verglichen, selber ein Nicht-Sein, und doch Ursache alles Seins (Dionys. Areop. l. c. c. 1, Opp. I, 439: *καὶ αἴτιον μὲν τοῦ εἶναι πᾶσιν, αὐτὸ δὲ μὴ ὄν, ὡς πάσης οὐσίας ἐπέκεινα*). In diesem Sinne kann daher gesagt werden, daß die Creaturen, wenn sie nun durch eine, von der Einheit hinweggehende centrifugale Action ein eigenthümliches, von ihrem Schöpfer verschiedenes Sein erlangt haben, welches jedoch nichts Positives, sondern bloße Negation ist, von einem Sehnen ergriffen werden nach ihrem eigenen Nichtsein, nach der Einheit zurück, aus welcher sie hervorgegangen. (Molitors Philosophie der Geschichte S. 83—85).

b) Dafür, daß alle die Endlichen und Vielen aus Einem entsprungen sind, zeuget ihr gemeinsamliches Thun und Leiden (Diog. Apollon. bei Aristot. de gen. et corrupt. I, 6, edit. Berolin p. 322): *εἰ μὴ ἐξ ἑνὸς ἦν ἅπαντα, οὐκ ἂν ἦν τὸ ποιεῖν καὶ τὸ πάσχειν ὑπ' ἀλλήλων* (St. Basil. epist. CLXXXIX, ed Par. III, 281); sowie die harmonisch schöne, vernünftige Zusammenordnung Aller (Simpl. Phys. fol. 32. b). Es ist nur Eine Welt (Plato Tim. p. 31 a); und die Harmonie der Dinge in dem schönen, mächtig ausgezierten All (Origen. de princ. II, 6, Opp. I, 82) führt zu der Ueberzeugung von Einem Urheber und Beherrscher aller dieser Dinge (Aristot. Met. XII, 2; Cic. de nat. D. II, 5; Ambros. de fide I, c. 1). „Denn alle einzelnen Theile, wenn sie auch für sich allein betrachtet gebrechlich und häßlich erscheinen, bilden dennoch, zusammengenommen, ein herrliches, schön zusammenstimmendes Ganzes." Zu solcher Ueberzeugung führt auch das Anerkennen des (gemeinsamen) Musterbildes (*παράδειγμα* Aristot. Phys. II, 3) und Zweckes, nach welchem alles Werden strebt (Physic. II, c. 8); denn dieser gemeinsame Zweck ist das Gute (*φύσει γε ἐπὶ τὸ ἀγαθὸν βαδίζοι ἂν πάν*, Ethic. Eudem. II, 13 und anderwärts;

man vergl. auch Augustin. de civitat. Dei XI, 23, Opp. VII, p. 289). Daher ist es das Höchste der Wissenschaft, den Zweck (des Werdens) zu erforschen (Aristot. de morib. VI, 2 und 3).

c) Das Leben der geschaffenen (von der Einheit ausgegangenen) Dinge bestehet nur in einem beständigen Suchen nach der Einheit, erhält sich nur dadurch, daß die Seele mitten und unter der Eigenheit des Gewordenen das nicht eigne und nicht gewordene, höhere Eine sucht (m. vergl. die Bem. zum §. 1). Wie die unvernünftigen Geschöpfe um der vernünftigen, die leblosen um der lebenden, die irdische Natur um des Menschen willen da ist (Lactant. Institut. div. VII, c. 4, 5, Augustin. de Genesi ad lit. L. VIII, c. 44, Opp. T. III, p. 241); so ist zuletzt alle Vielheit des Geschaffenen um des ewig Einen, um Gottes willen da (Origen. in epist. ad Roman. L. IX, 30, ed. Par. T. IV, 656). Er, der Urgrund und Erzeuger Dessen, das mit Verstand und Klugheit begabt ist (Sext. Emp. contradict. L. IX, adv. Physic. 77, edit. Fabric. p. 569); Er selber, ein allauskeimender Verstand (σπερματικὸς λόγος, Diog. Laërt. VII, 136; Plut. de plac. ph. I, 7; Stob. ecl. I, 372). Von Ihm, durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge (Röm. 11, 36); so wie für Ihn, d. h. zu seinem Dienst (Ps. 119, v. 91); das All' deine Knechte כַּכֹּל עֲבָדֶיךָ; man vergl. St. Basil. epist. VIII, ed. Par. III, 87). Bei allen jenen Haupt- und Grundbewegungen der Natur, in denen sich (im Kleinen) das Werk der Schöpfung wiederholt, und wobei z. B. im Thiere nun der sogenannte Instinct wirksam wird, bezeuget uns die leiblich gewordene Creatur, daß sie nicht ihren Willen, sondern den Willen eines Höheren erfülle. Sie findet darin, daß sie der Macht eines höheren Waltens nachgibt, ihre Lust, auch wenn dieses mächtige Walten, welches das mütterliche Thier zur Vorsorge für die noch ungeborne Brut antreibt, die unaufhörlichste Anstrengung, ja die Aufopferung des eignen Lebens verlangt. Auch das eßlustigste Thier vergißt, wenn es jenen höheren Willen thut, für sich selber Nahrung zu nehmen; das bewegungslustigste bleibt wie festgeheftet an einem Ort, sobald es die Erhaltung des Jungen gilt. Es ist, als hörte man hier wie von einem Echo, welches nicht versteht, was es nachhallt, jene Worte eines Andern wiederholen: „Deinen Willen, mein Gott, thue ich gern" (Ps. 40, 9; Hebr. 10, 7), oder: „Meine Speise ist die, daß ich den Willen thue Dessen, der mich gesandt hat und vollende sein Werk" (Joh. 4, 34; 6, 38) und: „Ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat" (Joh. 5, 30). Oder die Worte des im Menschen anbetenden Geistes: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel" (Matth. 6, 19). — Die Kraft zu solchem Thun kommt aus dem Zug der Liebe, welcher das sichtbare Wesen zu einem unsichtbaren, höheren hinführt (m. vergl. den §. 4 und die Bem. dazu). Es spiegelt sich in dem Zug dieser Liebe eine höhere, göttliche ab, welche aus Liebe sich selbst dahin gab (Joh. 14, 31).

Als Hauptzweck der ganzen Schöpfung nennt uns die heilige Schrift und die Lehre der Kirche die Ehre Gottes: כְּבוֹד יְהוָה, δόξα θεοῦ (Orig. in Ep. ad Roman. L. II, 5. ed. Par. IV, 481). Der Name Gottes: שֵׁם יְהוָה ist es, welcher allein durch alles geschaffene Wesen verherrlicht werden soll. Es erzählen die Himmel die Ehre Gottes (Ps. 19, 2); sie, die Himmel, so weit

sie sind (Ps. 113, 4), so wie alle Lande sind seiner Ehre voll (Esa. 6, 3); denn Er hat seinen Namen über Alles herrlich gemacht durch sein Wort (Ps. 138, 2). Dieses Loblied der Ehre und des Namens Gottes (Ps. 48, 11) saget ein Tag dem andren (Ps. 19, 3); es ist ewig wie die Ehre Gottes (Ps. 104, 31; Röm. 11, 36; 16, 27; Gal. 1, 5; I. Tim. 1, 17; I. Petr. 4, 11; Jud. 25; Apok. 1, 6; 7, 12). Auch hiebei vernimmt man, wie im Nachhall eines Echo, die Stimme des Andern, welcher in dem Einen ist, die Stimme des Sohnes, welcher nicht seine eigne Ehre suchte, sondern die Ehre Dessen, der ihn gesandt hatte (Joh. 7, 18 und 8, 49 und 50), oder die Lehre des Geistes: Alles zu thun zu Gottes Ehren (I. Cor. 10, 31).

d) Der Sohn wird ein Anderer (alius non aliud), als der Vater, der Geist ein Anderer genannt (Augustin. de anima et ej. orig. L. II. c. 9. ed. Par. T. X, p. 362; Originis in Numeros Homil. XII, c. 1. ed. Par. Opp. II, 312), und doch ist nur Ein wahrer, unveränderlicher Gott (Symbol. Athanasii in Walchii Bibliothec. Symb. vet. 156 etc.). „Dieses Geheimniß des Einen in Dreien verstehet nur der, welcher die Einheit der Gläubigen, welche Ein Herz und Eine Seele sind, recht erfahren hat, denn solche Einheit ist in ihrem Maß ein Abbild der Einheit der Dreiheit" (Origines adv. Celsum L. VIII, 12. Opp. edit. Paris T. 1, p. 750). — Der Vater ist das Unsichtbare des Sohnes; der Sohn das Sichtbare des Vaters (Irenaeus adv. haeres, L. IV, edit. Colon. c. 14, p. 331: invisibile etenim filii pater, visibile autem patris filius). Der Sohn oder Logos ist das Bild Gottes, so wie der wiederhergestellte Mensch das Bild des Logos (Clem. Al. cohortat. ad gentes 75, edit. Oxon. p. 93). Er ist zugleich das ewig lebendige Wesen, das Vorbild der Welt (Plato Tim. 37). Nur in seinem Bilde, nicht an sich selber kann Gott erkannt werden (Plato de leg. X, 897, d, e). Jenes Bild (der Logos) Gottes ging aus diesem hervor als die Idee und Kraft, wornach und wodurch die ungeordnete Natur der materiellen Dinge geformt werden sollte (Athenagor. legat. pro Christ. c. 10, edit. Oxon. p. 39; m. vergl. Philo de opif. mund. ed. Mang. T. I, p. 5, 6); denn in ihm offenbaren sich Gottes allwirkende Macht und Herrscherwille (Clem. Al. Strom. V, 547, edit. Potter. p. 646—47); er ist „der Andere," vom Himmel herabsteigend (Justin. Mart. Dial. c. Tryph. ed. Mon. Congr. St. Maur. p. 157, so wie 222). — „Die eine Action der Gottheit bestehet nämlich in jenem immerwährenden Hinauswirken und schöpferischen Produciren, wodurch das creatürliche Dasein als ein selbstständiges, mit eigener Centrifugalkraft begabtes, productives Leben erzeugt und erhalten wird. Dieses schöpferische Produciren der Centrifugalität des Lebens, nach welchem die Gottheit ihre ewigen Ideen außer sich verwirklicht und sich selber zum erzeugenden Princip der Natur macht, um sich in der Allmacht und Herrlichkeit ihrer Werke zu manifestiren, — diese innerliche That der sich offenbarenden Allmacht kann man allerdings (wenn wir uns erkühnen dürfen, über göttliche Geheimnisse überhaupt zu reden und das Göttliche mit dem Creatürlichen zu vergleichen) den Act der unendlichen Centrifugalwirkung nennen, diese Centrifugalaction ist der Sohn, durch den der Vater schöpferisch wirkt." (Molitor: Philosophie der Geschichte oder über die Tradition S. 86.) Es werden übrigens hier bei dem Act der Schöpfung

die Worte „von" (ὑπό) und „durch" (διά) genau unterschieden (nach Ephes. 3, 9: Origenes comment. in Joh. L. II, c. 6, Opp. IV, p. 60 seqq.; man vergl. auch Phil. de Cherub. 129, edit. Mang. Vol. I, p. 162, und SS. Leg. L. I, 47, ed. Mang. I, p. 51). Alles ist durch den Logos geschaffen (Athanas. de decretis Nicaen. Synod. 7, edit. Patav. 168, 169; Cyprian. Testimon. adv. Jud. II, c. 1 seqq. ed. Paris. p. 284 seqq. — und so nach Joh. 1, 3, c. 10, Hebr. 1, 10 u. f. alle Kirchenväter, ja selbst eine Ahndung dieser Lehre bei Plato, besonders im Timäus). Es ist aber Gott „der Vater" (Plat. Tim. 28 c.), aus dessen Willen und von welchem Alles durch den Sohn geschaffen ist (Theoph. ad Autol. L. II, c. 31. Athenagor. Legat. pr. Chr. c. 9, edit. Oxon. p. 37; Iren. adv. haeres. L. II, ed. Colon. c. 2, p. 147, et al. loc.; Augustin. contra Secundin. Manich 3, Opp. VIII, p. 526; de Genesi ad litter. c. 1, Opp. III, 93 et al. loc.); auch bei Philo ist der von Gott gezeugte Logos der Anfang der Dinge, durch den Gott die Welt geschaffen hat (Sacr. leg. allegor. L. III, edit. Mang. Tom. I, p. 121; de Monarchia L. II, Opp. T. I, 225: *ὁ λόγος τοῦ θεοῦ ὑπεράνω παντός ἐστι τοῦ κόσμου, καὶ πρεσβύτατος, καὶ γενικώτατος τῶν ὅσα γέγονε. — λόγος δέ ἐστιν εἰκὼν θεοῦ, δι' οὗ σύμπας ὁ κόσμος ἐδημιουργεῖτο*).

e) Der Sohn ist im Vater und der Vater im Sohne durch die Einheit und Kraft des Geistes (*ἑνότητι καὶ δυνάμει πνεύματος*: Athenag. leg. pr. chr. c. 9, ed. Oxon. p. 38); Alles, was gemacht ist, das hat Gott durch seinen Logos, in dem heiligen Geiste gemacht (Athanas. epist. 1 ad Serapion c. 24, ed. Patav. T. I, p. 538; c. 28, p. 541; ep. III, c. 5, p. 555); Gott schaffet durch die Kraft des lebendigen Wortes in der Mitwesenheit des lebendig-machenden Geistes (Basil. adv. Eunom. ed. Paris, T. I, p. 304). Daher die Werke von dem Einen wie von dem Andern zeugen: Röm. 1, 20 verglichen mit Hebr. 1 (Athanas. de incarnatione et contra Arinos c. 13, edit. Patav. T. I, p. 703, so wie die hierauf sich beziehenden Ausdrücke im Symbol. Nicaen. und im Symbol. Nicaen. Constant.). Der Sohn ist nothwendig Eins mit und gezeugt aus dem Vater in Ewigkeit (Athan. epist. de decret. Syn. Nic. c. 12, T. I, p. 172 edit. Patav.; c. 24, p. 180). Die Schöpfung dagegen ist nicht durch innere Nothwendigkeit wie der Schatten vom Körper, der Glanz vom Lichte aus Gott hervorgebracht, sondern durch Gottes freien Willen entstanden (Röm. 1, 18; Apok. 4, 11; 10, 6; Basil. in Hexaëm. Homil. I, c. 7, edit. Paris. T. 1, p. 7; vergl. Clem. Al. cohortat. ad gentes c. 4, ed. Potter. p. 55), aus lauterlicher Güte von Ihm geschaffen (Philo de mund. opif. 4, ed. Mang. I, p. 5).

Vater und Sohn und der von beiden (Tertull. adv. Prax. c. 4, ed. Paris. p. 502), vom Vater durch den Sohn ausgehende Geist (Augustin. de Trin. L. XV, 33, Opp. T. VIII, p. 990; contr. sermon. Arianor. 4, Opp. VIII, p. 627), welcher ein Anderer ist als der Vater und der Sohn (m. vergl. das Symbol. Athanas.; Theophil. ad Autolyc. II, c. 14; Origen. in Numer. homil. XII, c. 1, ed. Par. T. II, p. 312, Tertull. adv. Prax. c. 9), sind die vollkommen gleichwesige (*ὁμοούσιος γὰρ ἡ τριάς*; Athan. contra Apollinar. I, 9, Opp. T. 1, p. 741; Basilius contra Eunom. V, init. Opp. I, p. 296), ewig unveränderliche, unzertrennliche heilige Trias (Athanas. epist. IV, c. 12 ad Serapion. Opp. I, p. 562;

Or. 1 contr. Arian. c. 18, Opp. I, 333; August. sermon. de verb. Evangel. Matth. 3, Sermon. LII, 2, Opp. T. V, p. 303; contra Secundin. Manich. c. 8, Opp. VIII, 530), welche in keiner ihrer Wirklichkeiten („Wirklichkeit" hier als *ὑπόστασις* oder persona) einen Anfang in der Zeit kennet. Wenn die Schrift von Einem Gott zeuget, welcher über Alle, durch Alle und in Allen ist (Ephes. 4, 6), so bekennt sie hiemit den Vater über Alle (*ἐπὶ πάντων*), den Logos durch Alle (*διὰ πάντων*), so wie in den Worten in Allen (*ἐν πᾶσι*) den Geist (Athanas. epist. 1 ad Serapion, c. 29, ed. Patav. p. 541).

Es wird der Geist als der Zug, welcher die Mannichfaltigkeit des Geschaffenen zurückführt zur Einheit (m. vergl. die erl. Bem. zu §. 1 und Molitor a. a. O.), mit einem Licht oder alldurchflammenden Feuer verglichen, und da es nur der zusammenhaltende Zug nach der Einheit ist, welcher den Dingen ihr wesentliches Sein gibt, so erscheint schon dem Alterthum das Feuer als der Grund der Dinge (Heracl. ap. Aristot. Met. 1, 3; m. vergl. die verwandte Lehre der Stoiker nach Stob. Eclog. I, 414; Diog. Laërt. VII, 144). Der Geist ist jene Alles belebende und erkennende Seele, von welcher schon die früheste die Völker besuchende Weisheit zeuget (Aristot. de anim. I, 2). Er ist, in einem besonderen Sinne, die allbedenkende Liebe (Aug. de Trin. L. VI, c. 7, Opp. VIII, p. 847, 848; L. VII, c. 6, p. 857; L. XV, 27, alias 17, p. 987), welche im Anfang gewesen (Empedocl. ap. Arist. Met. XIV, 4); die Weisheit, welche das All zusammenhält (Theoph. ad Autolyc. I, c. 8; Athenagor. leg. pr. Christ. c. 6, edit. Oxon. p. 28). Ihn, den Geist, meinet der allen Menschen aus der Quelle des Erkennens der Gottheit mitgetheilte Logos (Justin. Apolog. min. II, c. 13 seqq. ed. M. e congr. St. Maur. Hag. Com., p. 97, 98, auch 94 und 95), wenn er, ein Räthsel der Sinnen-Vernunft, das Dritte bei dem Zweiten und Ersten (Plato ep. 2 ad Dionys. 312, c.; Dredie bei dem Jafnhar und Har, d. h. der Dritte bei dem Gleich-Erhabenen und dem Erhabenen in der Edda) nennet und von der hohen Dreiheit zeuget (die Lehre der Pythagoräer hievon bei Aristot. de coelo I, 1).

f) Nur von Einem, dem Unveränderlichen, dem ewig Wahren, von Gott kann mit Recht gesagt werden, es ist (Plato Tim. 37 e; vergl. Exod. 3, 14). Er ist jenes Urwesen, welches ewig dasselbe ist, während keines der gewordenen Wesen auch nur bis zum nächsten Augenblick als dasselbe bestehet (Senec. Epist. 58). Er ist das höchste Sein, ohne welches nichts ist, noch sein kann (Anselm. Canterbur. Monologium de divinitatis essentia et iis, quae exinde consequuntur, c. 1—4); das einige und nothwendige Sein (Leibnit. princip. Philos. §. 45, Opp. T. II, p. 25, ed. Genev. 1768); das einig ursprünglich Wirkende im ganzen All (ib. §. 37, b. 40 §. 49 et al.). Das Entstehen der geschaffenen Dinge (Monaden) wird gleichsam wie durch beständige, von der Gottheit ausgehende Blitze begründet (ibid. §. 48, p. 26). Alles creatürliche Dasein außer ihr wird von der Gottheit durch die That einer immerwährenden, centrifugalen Action geschaffen (Molitor a. a. O. S. 87); die bewegende Schöpferkraft wirket abwärts von dem Höchsten zum Niedern (Diog. Laërt. VII, 136, 137, 138, 139; Aristot. Meteorol. I, 2; Molitor ib. S. 90); alldurchdringend (Maxim. Tyr. diss. XXV, ed. Davis. p. 256; Diog. Laërt. VII, 139); als ewige Güte, welche das, was sie geschaffen, auch erhält (Theodoret. de provident.

Or. II, Opp. IV, 506, 508). Denn nur sie, die Kraft des Schöpfers, ist die Ursache von dem fortdauernden Sein der Geschöpfe. Diese würden sogleich vergehen, wenn jene aufhörte zu wirken (Athanas. contra gentes 41, ed. Patav. Opp. T. I, p. 32; Augustin. contr. Jul. Pelagian. III, 19, Opp. X. p. 562; L. VI, 59, p. 695; Phil. de poster. Cain. ed. Mang. Vol. I, p. 254). Dieses ewig Wirksame denn, Gott (m. vergl. Zenon bei (Diog. Laërt. VII, 134) machet die geschaffenen Dinge zu Wirksamkeiten der zweiten Ordnung, in denen die göttliche Kraft in verschiedenen Weisen sich offenbaret (Leibnitii princ. phil. §. 18, 42, 50 et al. loc.). Da aber das, was die Creatur durch die ihr verliehene Kraft wird, eine bloße Negation (Molitor a. a. O. S. 84) ist, ein Ersterben des höheren Anfanges in einem niederen Ende (Heraclid. Pontic. Alleg. Homeric. edit. Gesner. p. 319, eigentlich 119; Plutarch. de Ei ap. Delph. ed. Hutten. c. 18, Opp. T. IX, p. 240), so liegt in diesem Werden eines Etwas außer Gott nicht bloß der Grund der Vergänglichkeit, sondern auch der Unvollkommenheit (Philolaus bei Stob. ecl. 1, p. 10), ja des Tadelnswerthen (*τὸ δὲ ἄνευ θεοῦ ψεκτόν.* Phil. de Cherub. 112, ed. Mang. Vol. I, p. 143), des Bösen, indem dieses als ein eigenwilliges Werden und Wirken der Dinge nur auf das Vorherrschendwerden einer von der allerhaltenden Einheit hinwegstrebenden, sich losreißenden Bewegung gegründet ist (Empedocl. Carmin. v. 43 ex recens. Sturz, p. 515 et al.); denn alles Einzelne zwar stehet unter der Herrschaft eines höheren Ganzen (Plato de leg. X, 903; Phileb. 29), aber es wohnet auch zugleich jedem beseelten Wesen die Kraft eines selbstständigen Wirkens bei. Hieraus dann der Grund der Verworrenheit und Unordnung, welche durch das Böse in die Welt gekommen, und von welchem nicht Gott Urheber sein kann (Plat. Polit. 269, d; Origen. Homil. XIV in Num.; Opp. II, 323, „der passendste Name für das Böse ist Verwirrung," *σύγχυσις.* Phil. de confus. linguar. 349, ed. Mang. I, p. 435); denn das Böse ist keine Substanz, ist im Vergleich mit dem wahrhaft Seienden, mit Gott, nichts Wirkliches, sondern eine Verneinung, eine Beraubung (*στέρησις*) des Guten (Athan. contr. gentes c. 7 Opp. T. I, 5, 6; Basil. Hexaëm. homil. II, Opp. I, 6; Homil.: Quod Deus non sit auctor peccati c. 5, Opp. II, 78; Augustin. de divers. quaestion. qu. 6, Opp. VI, p. 3; de genesi ad liter. L. VIII, 31, Opp. T. III, p. 236). Dennoch ist es an sich selber und in Beziehung auf das Creatürliche nicht bloß Verneinung, sondern etwas Positives. Es ist durch einen Abfall des Hochmuths und der Selbstsucht eines geschaffenen Wesens von dem Ungeschaffenen, Höchsten entstanden (Augustin. de vera religione 26, Opp. T. I, 756; de Genes. ad liter. IV. 41 s. 24, Opp. III, p. 175; Cyrill. Hieros. Cateches. II, edit. Paris. ann. 1640, p. 6), und dieser Urheber des Bösen wirkt noch jetzt Böses erzeugend fort (Cyrill. Hieros. l. c. p. 7, womit man die Lehre der Stoiker vergleiche bei Plutarch. de Stoic. repugnant. edit. Hutten, c. 37. Opp. T. XIII, p. 388).

Das Leidende (*τὸ πάσχον*), was dem ewig Wirksamen (der Gottheit) gegenüber steht, ist nach der Lehre des Zenon (Diog. Laërt. VII, 134) die Materie. Diese ist eigentlich nur das Nicht-Seiende (Plat. Sophist. 240, c.), ein Verneinendes (Tim. 52); hat nichts Wahres in sich (Plato Soph. l. c.), als nur insofern sie die Ideen in sich aufgenommen hat und ihnen verähnlicht ist (Tim. l. c.); sie ist jenes völlig Unbestimmte (Tim. 50, 3), dessen Dasein weder durch den Sinn, noch durch den Verstand, sondern nur durch eine Art von Bastard-Schluß (*λογισμῷ τινι νόθῳ*) erwiesen werden kann (Plat. Tim. 52, a). Gegen die Freiheit des Göttlichen erscheint die Region der Materie als die der Nothwendigkeit (Tim. 68, e), und es liegt in ihr eine Art von Widerstand gegen die bildende Kraft der Ideen (ib. 56, c), weil sie selber durch eine widerstrebende Bewegung von der Einheit hinweg (Empedocl. ap. Arist. Met. II, 4), in welcher allein das wahre, allerkennende Sein ist (Heracl. ap. Sext. Emp. contrad. L. VII, 129 seqq.; VIII, 286, ed. Fabr. p. 398 und 512), entstanden ist und entstehet. Das materielle, sinnliche Wesen dann, in welchem alle Verschiedenheit der einzelnen begründet ist (Arist. de gen. an. V. 1), entstehet als eine Schöpfung aus Nichts (Aristot. de gen. et corrupt. I, 3; 2 Maccab. 7, 28; Ep. ad Hebr. 11, 3; Apoc. 4, 11; Athanas. de incarnation. verb. Dei 3 ed. Patav. p. 39, 5, p. 41; Theophil. ad Autolyc. L. II, c. 5, ed. Wolf. p. 83), aus der lauteren Güte und dem Willen (Augustin. enarrat. in Psalm. CXXXIV, 10, Opp. IV, 1499; m. vergl. auch Clem. Alex. cohort. ad gentes c. 4, ed. Potter. p. 55) des von keinem Sinn zu erfassenden, ewig göttlichen Wesens (Origen. de princ. L. 1, c. 1, §. 5. Opp. I, p. 50 seqq.) dadurch, daß Gott den geschaffenen Dingen die Kraft eines selbstständigen Wirkens und Seins gibt (Leibn. Princ. phil. §. 8, 9, Opp. T. II, p. 21). Da jedoch außer dem ewig Einen, „dem Quell alles Lebens," kein wahres Sein noch Leben ist, so besteht das Wesen der creatürlich gewordenen Dinge an sich in einem beständigen Vergehen und Sterben, ja die Materie ist ein schon Gestorbenes und Todtes (*ἡ μὲν γὰρ ὕλη νεκρόν:* Phil. de profugiis 479, ed. Mang. Vol. I, p. 575); die Dinge sind in der ihnen eigenthümlichen selbstthätigen Richtung, von der belebenden Einheit hinweg, von ihrem Entstehen an im Vergehen begriffen (Heraclit. bei Clem. Al. Strom. III, c. 3, 432, 434, ed. Potter. 516 et 520: *Ἡράκλειτος θάνατον τὴν γένεσιν καλεῖ*), in jener andern aber, der aufnehmenden Empfänglichkeit (m. vergl. d. §. 2), wird ihnen ohne Aufhören neues Bestehen und Leben gegeben. Daher ist nach Herakleitos beides zugleich, das Leben wie das Sterben, in unsrem Leben und in unsrem Sterben (*φησὶν ὅτι καὶ τὸ ζῆν καὶ τὸ ἀποθανεῖν, καὶ ἐν τῷ ζῆν ὑμᾶς ἐστι, καὶ ἐν τῷ τεθνᾶναι.* Sext. emp. Pyrrh. hyp. III, 230, edit. Fabric. p. 185), und was wir wachend sehen, das ist nach der Lehre desselben Weisen Tod, was schlafend, Schlaf (Clem. Al. strom. III, c. 3, 434, ed. Potter p. 520; *θάνατός ἐστιν, ὁκόσα ἐγρηγόντες ὁρέομεν, ὁκόσα δὲ εὕδοντες, ὕπνος* conf. not. ad h. loc. ed. Sylb.).

Was übrigens in dem vorhergehenden Paragraphen, sowie in den erläuternden Bemerkungen zu demselben über den Grund der Leiblichkeit angedeutet werden konnte, das beleuchtet diesen Grund nur von der einen seiner beiden Seiten. In dem weitern Verlauf dieser Untersuchungen wird noch Gelegenheit sein, auch die andere Seite ins Auge zu fassen (m. vergl. unter anderm die §§. 44 und 45). Ueberhaupt erinnern wir hier nur noch daran, daß, wie sich von selber versteht, das von der Einheit, in welcher allein Leben und Sein ist, sich losreißende Viele hiemit auch wirklich aufhören würde zu sein, wenn nicht eine von oben wirkende Kraft, welche das Alterthum Haltung (*ἕξις*) nannte, dieses verhinderte (m. vergl.

die erläuternden Bemerkungen z. §. 5, dann den §. 11 und 13). Diese zusammenhaltende Kraft (συνεκτικὴ δύναμις) ist der allvereinende Geist (S. 9), ein durch alle Einzelnen gehendes Band (S. 32).

Nur mit einigen Worten gedenken wir hier auch noch einiger sogenannten Theorien der Schöpfung, nach denen das Entstehen der sichtbaren Welten auf einer allmählichen Verdichtung der uranfänglich, sowie noch jetzt im Weltraum hin und wieder verbreiteten dampfartigen Lichtnebelsubstanz gegründet sein soll. Noch fortwährend, so sprechen sich die Erfinder jener Dampftheorien aus, bilden sich ganze Reiche der Schöpfung ohne einen Schöpfer aus solchen Lichtnebeln (m. vergl. S. 14), und sie berufen sich dabei auf die Reihenfolge der Gestaltungen der Nebelflecken- und Fixsternensysteme, welche der ältere Herschel am Sternenhimmel nachgewiesen hat, indem sie aus seinen Beobachtungen die Möglichkeit eines beständigen Ueberganges aus dem sternlosen Zustand in den kosmisch geformten erweisen wollen. Anders urtheilen hierüber die Meister der Sternkunde, die Selbstbeobachter des gestirnten Himmels, namentlich John Herschel, welcher die von seinem Vater entdeckte Reihenfolge der Gestaltungen mit jenen vergleicht, die wir an den Ordnungen und Geschlechtern der organischen Körper bemerken. Sie bestehen alle gleichzeitig neben einander, ohne daß sich jemals aus der gallertartigen Meduse die Form eines Wallfisches, aus der Tremelle eine Eiche gestaltet. Eben so zieht auch Lamont aus dem Erwägen alles Dessen, was die Beobachtungen des Sternenhimmels und der Gesetze seiner Bewegungen ergeben haben, den Schluß, daß das Weltgebäude nach Beendigung einer stattgehabten Bildungsperiode schon längst in den Zustand des Gleichgewichts, des gesetzmäßigen Wirkens, der alles erhaltenden Ordnung übergegangen ist (m. vergl. Mädler's populäre Astronomie. 4. Aufl. S. 455).

Gerne möchten wir auch jedem Leser, welcher an Fragen dieser Art und ihrer Beantwortung Freude hat, die nähere Bekanntschaft eines Buches anrathen und anempfehlen, das in geistig kräftiger Weise über manchen Zweifel, die Schöpfungsgeschichte betreffend, beruhigen und gründlich belehren kann, es heißt: Bibel und Astronomie, ein Beitrag zur biblischen Kosmologie, für Freunde der heiligen Schrift, von Johann Heinrich Kurtz, zweite Aufl. Berlin 1849.

Ueber jene höhere Bedeutung des Raumes, welche die tieferen Denker des Alterthumes, so wie der neueren Zeit (namentlich Leibnitz) anerkannten, vergl. man die erläuternden Bemerkungen zum nächsten §. a).

Die unsichtbare Welt und ihr Verhältniß zur Sichtbarkeit.

§. 4.

Jene Welt, die unser Auge siehet und welche die anderen Sinne bemerken, ist nur ein Theil der Schöpfungen Gottes. Unermeßbar wie der Aether, in dessen Räumen die Planeten sich bewegen, webei um und in und über der Sichtbarkeit eine unsichtbare Welt der Kräfte. In ihr liegen die Anfänge der Gestaltungen, aus ihr kommen die Bewegungen unsrer Sinnenwelt, wie die Werke und Bewegungen des Leibes aus dem Denken

und Begehren einer unsichtbaren Seele hervorgehen. Wie das Wirken des Magnetes die feste Marmorplatte, so durchdringet jetzt die unsichtbare Welt der obern Kräfte das sichtbare Wesen, ohne dasselbe zu erregen; andre Male, wie die durch den Marmor hindurch wirkende Kraft des Magnetes das schwere Eisen, bewegt jene die Leiblichkeit, ohne sich ihr zu offenbaren.

Stark ist der Zug der Schwere, welcher alles Irdische gegen den Mittelpunkt der Erde hinabführt, stärker aber ist jener Zug, welcher das Leben der Sichtbarkeit nach der Welt der unsichtbaren Anfänge hinbeweget. Denn wenn der wandernde Vogel auf Hoffnung über das Meer fleucht in ein Land, das er noch nie gesehen, da könnte es etwa eine aus der Ferne wirkende Kraft dieses fremden Bodens sein, welche ihn zöge; wenn aber das geflügelte Gewürm auf Hoffnung das Haus bauet und Nahrung herbeiträgt für die Brut, die noch künftig, die noch nicht geboren ist; wenn die Larve des Insektes der noch nicht gewordenen Gestaltung der Puppe in genauer Voraussicht das Gewand anmisset, das für diese, nicht mehr für die Larve passet; wenn das Gewächs aus der Fülle seiner Säfte die Speise schon bereitet für das zuckersaugende Thierlein, das noch leblos im Ei schläft, ja das noch nicht gezeugt ist; wenn überall und von weit her dem noch gar nicht erwachten Bedürfniß die Befriedigung entgegenkömmt, da ist es ein Zug des leiblich gewordenen Lebens nach der noch verborgenen, noch nicht leiblich gewordenen Welt der Anfänge hin, welche die lebende Seele bewegte und anzog. Dieser Drang nach dem Unsichtbaren hin erscheint mächtiger, als der Zug nach der sichtbaren Leiblichkeit; denn wo jener waltet, da vergißt das Thier der Pflege und Erhaltung des eigenen Leibes und opfert für das noch nicht gewordene Leben eines künftigen Geschlechts das eigene, schon sichtbar gewordene Leben auf.

Ist etwa dieser Drang, welcher mächtiger ist als die Lust am Leben, selber vom Geschlechte jener das Eigene vergessenden Liebe, welche den Jüngling zur Braut, das Liebende zu dem Geliebten zeucht? Nach der Lehre eines alten Vaters der Kirche hat jedes sichtbare Wesen, selbst das leblos genannte, seinen unsichtbaren Engel, welcher dasselbe bildet, beschützt und erhält; ist es vielleicht ein Zug der Liebe zu diesem nahe gefühlten, obwohl ungesehenen Engel, der jenen Sturmwind eines lebendigen Bewegens in der ganzen Natur weckt, welcher kommt, wir wissen nicht woher? und fähret, wir wissen nicht wohin?

In der That, es bestehet selbst das Leben und Wesen der Seele nicht minder als das Leben und Gedeihen des Leibes durch das Athmen der Luft, allein nur durch die Gemeinschaft mit einer den Mangel des Einzelnen ausfüllenden Ergänzung, welche ihren Anfang und ihren Ausgang in der unsichtbaren Ordnung der Dinge hat. Ich sehe das Bewegen des einen Poles des eisernen Magnetes nach Norden, das des entgegengesetzten nach Süden; das ergänzende Andere aber, die Bewegung des unsichtbaren

Stromes, in welchen der eine wie der andere Pol eingetaucht ist, bemerke ich nicht. Ich sehe um das Schwächste und Hülfloseste in der Sichtbarkeit, um das Verlassene und Verwaiſ'te die stärksten Kräfte bemüht; das armseligste und blödsichtigste Gewürm wird durch den mächtigsten und fernsichtigsten Instinkt vor drohenden Gefahren bewahrt und zu der Hülfe hingeführt, deren es bedarf; was mein selber mangelhaftes Auge siehet, das ist nur der Mangel; die Hülfe, welche diesen erstatten soll, sehe ich nicht. Die Reihen der sichtbaren Gestalten erkenne ich, nicht aber das unsichtbare Band, an welchem jene, wie Perlen am Faden hängen, das Band der Weisheit, welches alle jene Einzelnen zu einem wohlgeschlossenen, göttlichen Ganzen vereint.

Wäre es aber zuletzt auch nur der Mangel, den mein Auge an der Sichtbarkeit gewahr würde, so wäre schon dieser ein würdiger Gegenstand des Erkennens. Ohne ihn, den Mangel, ohne das Sehnen nach dem belebenden Einfluß wäre, wie wir schon vorhin sagten, eben so wenig ein Leben da, als ohne ein Bedürfniß der Lunge nach dem Athmen ein Bewegen des Blutes und der Glieder. Und dieß ist der Grund aller Mannichfaltigkeit und Vielheit der sichtbaren wie der unsichtbaren Schöpfung. Dadurch, daß in jedem einzelnen Wesen neben der Fülle ein Mangel gefunden wird, ein Etwas, das es geworden, und ein Vieles, was es nicht geworden, dadurch fügt sich das Einzelne als ein lebendiges Glied an ein Ganzes an, welches durch und durch erfüllet ist von Kräften des Lebens. Denn das, was Mangel an dem einzelnen Wesen ist, das ist das Gefäß, in welches die Kräfte des (oberen) Lebens einströmen; die Fülle ist das, wodurch es zu diesem besonderen Gliede, ja zu einem besondern einzelnen Leibe, mitten im größeren Ganzen wird.

Das Erfüllende, das den Mangel des Einzelnen erstattende Element, ist in der Welt der Dinge einmal als ein Sichtbares, äußerlich Abgesondertes, dann aber auch als ein Unsichtbares, unmittelbar und innerlich mit dem Einzelwesen Verbundenes vorhanden. Neben dem Gifte wird in der sichtbaren Natur meist auch das Gegengift; neben der Gefahr die Hülfe, neben dem Hunger die Speise gefunden. Aber auch in dem Gifte selber liegt das Heil verborgen, welches den zerstörenden Kräften Einhalt thut wie in dem Brennenden das Löschende. Es ist der Südpol des Magnets, und er erschaffet sich in der Spitze des Eisens, die ihn berührt, einen Nordpol; der Südpol aber selber des sichtbaren Magnets ist nach einer Region der Strömungen der siderischen Kräfte gekehrt, welche gerade das hat und ist, was jenem fehlt und was er nicht ist. So ist das Süße durch ein Saures geworden, und noch ist im Süßen die Kraft des Sauren versteckt, wie sich das Starke in die Leiblichkeit des Schwachen, das Zarte in die Form des Riesenhaften verkleidet. Dieses unsichtbare Ergänzende, welches wie die Seele in und bei dem Leibe, in und bei dem sichtbaren Gewordensein der Wesen ist, zeigt sich, gleich dem grünen Gegenbild in einem Auge,

welches vorher lange ein rothes Bild betrachtete, öfters da in seiner eigenthümlichen Kraft, wo dem sichtbar Gewordenen seine Kraft entgehet; jenes erscheint da, wo dieses zu verschwinden anfängt. Auf diese Weise ist es einer Heilart der neueren Zeit gelungen, die verborgene Seele der Dinge zum Erscheinen und zur Wirksamkeit zu bringen. Eine Entdeckung, welche im Gebiet der Stoffe etwas Aehnliches bewirkt und geleistet hat als die Entdeckung des Lebensmagnetismus in der Region des Beseelten und Lebendigen. Denn beim Magnetismus, sowie in den Zuständen des Traumes, wird der Zug der Seele nach der ihr eigenthümlichen Leiblichkeit vermindert, ohne deßhalb vernichtet zu sein; die Bürde wird erleichtert, nicht aber hinweggenommen. Ebenso wird in dem Verfahren jener neuen Heilart der sichtbare Bestand des Stoffes fast unmerklich gemacht, nicht aber zerstört. Es tritt nun in seiner ganzen eigenthümlichen Wirksamkeit das sichtbar Ergänzende hervor; die verhüllten Kräfte der Seele entfalten sich; der schlafende Funke entzündet sich zum hellen Lichte. Die Seele, ihrer selber nicht mächtig, spricht hier wie dort ein Geheimniß aus, von welchem die sichtbare Leiblichkeit nichts weiß: das Geheimniß des wesentlichen Daseins und der Wirksamkeit einer Welt des Unsichtbaren, welche der Welt des Sichtbaren gegenübersteht und ohne Aufhören um diese bemüht ist. Einer Welt, welche im Verborgenen Freude schaffet aus der sichtbar gewordenen Thräne des Schmerzens, Kräfte des Sieges aus dem scheinbaren Erliegen des leiblich Armen und Schwachen. Eine Welt, deren Triumphgesänge ertönen, und welche anbetend staunet, da wo das Leben in einsamer Nacht zu seiner tiefsten Erniedrigung in die Sichtbarkeit herabsteiget, und welche das Toben des leiblich Großen und der sichtbaren Gewalt verlachet.

Und dieses triumphirende Jenseits ist nicht fern von einem Jeden unter uns. Es schläft in meinem Innern die Fülle der eingebornen Ideen: ein Gewebe von unzählbaren Fäden, deren jeder meine Seele hinauf- und hinüberzeucht nach einem Sein, welches nicht im sichtbaren Jetzt ist. Wäre das, was meine Seele liebet, ein leiblich Gewordenes in dem sichtbaren Jetzt, ich wollte es suchen über Strom und Berge, von einem Meere zum andern. Aber wie jener verhängnißvolle Ring, welcher in dem ihn Schauenden die Erinnerung an eine vergessene Seligkeit der Liebe wecket, und ein Sehnen, welches den Weg findet, hinan über das Gewölk, zu dem Geliebten: so wecket der Anblick des sichtbaren Wesens in meiner Seele ein Sehnen auf nach Dem, was das leibliche Auge nie geschaut hat, von welchem aber ein festes, zuversichtliches Hoffen in meinem Geiste zeuget. Gliche aber auch die Sichtbarkeit mit ihrem Schmucke nur dem gemalten Bilde der Speise, welches den Hunger reizet nach der wirklichen, schon bereiteten Speise — dennoch soll mein Auge an dem Bild sich freuen, welches mitten in Dem, das unten und vom vergänglichen Staube ist, abspiegelt Das, was oben und was ewig ist.

Erläuternde Bemerkungen. Wir fassen hier, ehe wir ins Einzelne gehen, zuerst das Allgemeine, Ganze des Inhaltes unseres vorstehenden Paragraphen ins Auge.

Das Verhältniß der Sichtbarkeit zu einer unsichtbaren Welt der Anfänge alles Werdens und Bewegens ist ein Gegenstand, mit dessen Erforschen die Weisheit des Alterthums vorzugsweise gern und viel sich beschäftigte. Ihrer kindlich unbefangenen Anschauungsweise der Natur lag jener Gegenstand näher als der Naturforschung unserer Tage, welche bei einer ungleich höheren Reife der sinnlichen Erkenntnisse das geistig heimathliche Gebiet des Uebersinnlichen mehr und mehr aus den Augen verloren hat. Es wird vielleicht nicht ohne Interesse sein, wenn wir über das Verhältniß der beiden Welten des Sinnlichen und Uebersinnlichen hier einige Aussprüche des Alterthums vernehmen.

a) Das unsichtbare Ergänzende, welches zusammen mit den sichtbaren Dingen die Ordnung und Harmonie des geschaffenen Weltalls begründet, ist dem Aristoteles der Raum (τόπος) (m. vergl. über diesen Gegenstand auch Plato im Tim. 52, a). Dieser ist ihm aber nicht ein Un-Substantielles, wie es den Stoikern der leere Raum ist (Diog. Laërt. VII, 140, 141); denn in dem Leeren würde keine natürliche Bewegung sein, weil in ihm kein Unterschied zwischen oben und unten, rechts und links ist (Aristot. phys. IV, c. 7 et 8). Vielmehr ist der Raum dasjenige, welches, wenn auch nicht selber die Form seiend, doch die Form der Dinge von außen her bestimmt (de coelo IV, 3, 4). In ihm, dem Raum, ist nicht bloß das natürliche Verhältniß des Oben und Unten, Rechts und Links, Vor und Nach (Phys. IV, c. 1), sondern durch ihn wird auch alle natürliche Bewegung der Dinge nach bestimmter Ordnung und nach ihrem eigenthümlichen Orte hin begründet (ib.); ja, das Anziehende, nach welchem die Bewegungen hingehen, ist der Raum selber. Denn der Raum (ein Sensorium Dei nach Leibnitz) ist dem Aristoteles das höhere Substantielle, welches das niedere Substantielle umfasset (m. vergl. hiermit jene Lehre der Rabbinen, nach welcher Gott מָקוֹם — Raum genannt wird, z. B. im Midrasch Tillim ad Ps. XC, 1). So z. B. der begränzende Raum (Phys. IV, c. 5), welcher umfasset (c. 2) die Erde, ist das Wasser, der begränzende Raum des Wassers ist die Luft, jener der Luft ist der Aether, der Raum des Aethers ist der (obere) Himmel (IV, c. 1), welcher als die ruhende Gränze des Körperlich-Bewegten (ib. c. 5) nicht mehr in einem Anderen ist (c. 1), und welcher dem unbewegt Bewegenden (VIII, 6), dem Göttlichen, näher stehet (de coelo, I, 2) als die untern Kreise, in welche der Raum geschieden ist. Da aber alle Bewegung des Niedern von dem Höhern ausgeht (m. vergl. Plato Phaedr. 245, c), da der Erdkreis von dem obern Kreis der Gestirne, die Sphäre des Meeres von den Bewegungen der Luft, die der Luft von jenen der Sonne und des Mondes erregt werden; da sich überhaupt die niedre Sphäre jederzeit zu der höhern, wie Materie zur Form, wie Bewegtes zum Bewegenden verhält (Aristot. de coelo IV, 3; Meteorolog. I, 2), so wird schon hiemit von Aristoteles der oben im Paragraphen aufgestellte Satz anerkannt, daß die höhere Welt der Kräfte es sei, in welcher die Anfänge der Gestaltungen liegen, und aus welcher die Bewegungen unserer (irdischen) Sinnenwelt herstammen. Es sind die höheren Sphären, welche das Begränzende der niedern bilden, um desto weniger materiell, je höher sie ihrer Ordnung nach

sind (de coelo IV, c. 3; phys. IV, 5). Aber wenn auch das ergänzende Höhere ein weniger Materielles, ja ein unsern Sinnen Nicht-Wahrnehmbares wäre (denn das Beste jeder Art ist nach dem Ausspruch des Sokrates unsichtbar und wird nur in seinen Werken erkannt (Plat. rep. VII, init.; leg. X, 897, 898; Sophist. 246; Xenoph. Mem. I, 4, nr. 9): so hört es darum nicht auf, ein Substantielles zu sein (Aristot. phys. IV, 2, 3, 4), ein Geschaffenes und Gewordenes, ja in jenem Sinne, in welchem die Lehre der Stoiker dieses Wort braucht, ein Leibliches (Diog. Laërt. VII, 56, πᾶν γὰρ τὸ ποιοῦν σῶμά ἐστι). Was endlich die Verhältnisse der Zeit betrifft, in denen die verschiedenen Sphären, das Umfassende zu dem Umfaßten, das Bewegende zu dem Bewegten stehen, so ist das Höhere im Verhältniß zu dem Niederen jederzeit das Anfängliche und früher vorhanden Gewesene (Phil. SS. Leg. Alleg. I, 44. u. II, 1090, ed. Mang. Vol. I, p. 48 u. 69; id. de mund. 1140, ed. Mang. II, 602). Auf dieses Aelterseín, auf dieses früher Vorhandengewesensein der Seele gründet sich (Plato de Leg. X, 896, c) das Herrscher-Recht der Seele über den Körper, und auch dem Basilius erscheint die übersinnliche Welt als eine vor der Erschaffung der sichtbaren schon da gewesene (Basil. in Hexaëm. hom. I, 5, Opp. I, p. 5).

b) Aller Kunsttrieb in der Thierwelt, aller Instinct ist prophetisch, ist von dem Nahen, Gesehenen auf ein noch nicht gesehenes Fernes, von dem schon gegenwärtig Vorhandenen auf ein noch Künftiges, Jenseitiges gerichtet (m. vergl. unten im V. Abschnitt die Paragraphen über die Kunst). Wenn der Instinct, der auf ein noch nicht leiblich Gewordenes hingewendet ist, anfängt, im Thier zu wirken, da tritt der Trieb der Selbsterhaltung, der Erhaltung des schon leiblich gewordenen Individuums, zurück (m. vergl. die Bem. zum vorigen Paragraphen). Der Trieb, welcher in diesen und ähnlichen Fällen die Wesen zum Dahingeben des eigenen, vereinzelten Lebens bewegt, ist der Trieb der Erhaltung der Art oder der Gattung. Diese ist der Begriff, das Allgemeine, durch welches eine Vielheit von Gegenständen umfaßt wird (Plat. Eutyphr. 6, d; Theaet. 208, d; Phil. SS. Leg. Alleg. I, 44, ed M. T. I, 48). Der Begriff (die Idee) ist das väterlich Gestaltende und Bildende (Plat. Tim. 50, d), und nur durch ihr Theilhaben an den Begriffen sind die Dinge das, was sie sind (Phaed. 100, d), das Ewige und Bleibende, auf welchem z. B. im Thierreich die erhaltende Kraft und Vorsorge Gottes zunächst ruht (Hieronym. comment. in Abacuc. c. 1; ed. Paris. Tom. III, p. 1601).

c) Bei Plato ist es die Idee, welche als das ewige Wahre, Beharrliche, dem sinnlich Veränderlichen zu Grunde liegt (rep. X, 596, u. f.). Die Ideen sind Vorbilder des Sinnlichen, welches mit jenen nur eine Aehnlichkeit hat (Phaedr. 250, a). Jedem Dinge, selbst dem gemeinsten Werk der Menschenhand, liegt seine eigenthümliche Idee zu Grunde (rep. I, c). Dadurch schon, daß die Idee das Wahre des Erscheinenden und das Vorbild desselben ist, wird sie verwandt (in ihrem Maße) der Gottheit, welche das Vorbild ist, nach dessen Aehnlichkeit Alles gebildet ist (m. vergl. Stob. eclog. I, c. 2. p. 16) und alles Geschaffene strebt. Wie denn das menschliche Leben ein Suchen nach dem ist, was der Seele angemessen (οἰκεῖον), was gut ist (Lysis, 221, e; rep. IX, 586, e) und Liebe der Zug, der die sterbliche Natur mit dem Göttlichen vereint (conv. 205), so ist auch alles Werden in der Region des Sinnlichen in einem

ähnlichen Streben nach dem Höheren, nach dem Sein der Idee begründet (Phileb. 53, d seqq.): alles Bewegen in der Natur gehet in gewisser Hinsicht von der Liebe des sinnlich Gewordenen nach seiner (übersinnlichen) Idee aus. Bei Aristoteles erscheint die Idee zumeist als Form (μορφή). Diese ist der Zweck und das Ende alles Werdens in der Natur (Physic. II, 1), nach welchem das Bewegen hingeht. Denn es ist Bewegung, was die Verbindung der Materie mit der Form bewirkt (Met. VII, 6). Da aber jede Bewegung des Niedern durch das zunächst Höhere, zuletzt aber alles Bewegen in der Sichtbarkeit durch den Zug des Begehrens nach dem unbewegten Beweger — nach Gott — begründet wird (Metaph. VIII, 6), so ist es auch in der Lehre des Aristoteles ein Zug des Sehnens und der Liebe, welcher das sinnliche Werden mit seiner übersinnlichen Form verknüpft, oder, wenn man den Augustinischen Ausdruck brauchen wollte, die (sichtbaren) Dinge mit ihrem (unsichtbaren) Engel. Indem der ewige Baumeister des schönen Gebäudes des Weltalls diesen Zug der Liebe nach dem nächst Höheren und zuletzt nach dem Höchsten — nach Gott selber — in das sichtbare Wesen legte, verfuhr er auf ähnliche Weise wie der Erbauer eines gemeinen, menschlichen Gebäudes, wenn er (durchs Brennen) in der gröber-leiblichen Kalkerde den Zug nach dem feiner körperlichen und unsichtbaren Wassergas und nach dem kohlensauren Gas der Atmosphäre erregt, damit der Kalk beim Löschen fähig werde, die ihm gleichartige Steinmasse (den Quarzsand) aufzunehmen und mit diesem zum festen Mörtel sich zu verbinden. Auch die sichtbaren Creaturen selber sollen durch gegenseitige Liebe zum festen Gebäu des Tempels zusammengefügt werden, den jener Geist erbaut, welcher selber die Liebe ist. Man vergl. über diesen Gegenstand den §. 21 dieses Buches.

d) Ueber das, was oben im Paragraphen in Beziehung auf „die den Mangel des Einzelnen ausfüllende Ergänzung" gesagt worden, vergl. man den §. 34 im III. Hauptabschnitt und meine kleine Schrift: „Von dem Vergehen und Bestehen der Gattungen und Arten in der organischen Natur" (München, bei Weber 1830). Die Harmonie des Ganzen kommt nach dem Ausdruck des Herakleitos aus dem Kampf der entgegengesetzten (streitenden) Dinge (Arist. Ethic. Eudem. L. VII, c. 1). Eben jener Weise des Alterthums nennet das Band, welches durch alle einzelnen Dinge, durch die ganze Vielheit der Schöpfung gehet und diese zu einem göttlich harmonischen Ganzen vereint, die εἱμαρμένη, welche ihrem Wesen nach der Logos ist, der Alles durchdringt, von ätherischer Leiblichkeit, den Samen alles Werdens (Plut. de plac. ph. I, 27, 28). Dasselbe, allvereinende Band beschreibt Plato (Menon. 8, e, d; de rep. VI, 511, b); so wie Aristoteles (Phys. VIII, 11), und auf ihre Weise die Stoiker (Sext. Emp. contradiction. L. IX, adv. Physic. 76 seqq. et Fabric. p. 569; Cic. de nat. D. II, 8, 9 seqq.).

e) In dem Sinnlichen ist, nach Plato, bald Ueberschuß, bald Mangel (ὑπερβολὴ καὶ ἔλλειψις, Polit. 283, c; m. vergl. Simplic. phys. fol. 32, a); kein einzelnes Ding ist dem andern ganz gleich, sondern nähert sich nur der Gleichheit (Phaed. 74). Aber eben hiedurch entsteht das fruchtbare, neues Leben erzeugende Zusammenstreben der Geschlechts-Gegensätze (m. vergl. Aristot. Oeconomic. I, 3), ja überhaupt die Bewegung der Natur, denn nur die ungleichen Figuren der Elemente wirken mit umwandelnder (bewegender) Kraft auf einander

(Tim. 57, c); bewegt ist, nach der Lehre der Eleaten, das, was mehr als Eins (was Vieles) ist, weil das Eine zum Andern kommt (Simpl. Phys. fol. 6, a). Die Zahl, welche nach der Lehre der Pythagoräer das Wesen und den Anfang der Dinge bildet (Aristot. met. I, 5; Plat. Tim. 53, b), ist bei allen geschaffenen Dingen als eine negative (als ein Bruchtheil) zu betrachten, die göttliche Einheit allein ist die positive Zahl. Alle Bruchtheile zusammen bilden dann wieder die Einheit und suchen demnach diese Einheit untereinander darzustellen; die getrennten Gegensätze haben ein Streben, sich mit einander zu verbinden (Aristot. met. 13. 4). Das begränzende Eine zieht das Unbegränzte an, und so steht nach der Lehre der Pythagoräer die Sonderung des Ungeschiedenen in viele abgeschiedene Einzelne mit einem Athmungsproceß des Alls in Beziehung (m. vergl. Aristot. met. IV, 6 sub fin.; Plut. de plac. ph. II, 9), und nach Philo beruhet hierauf allein der harmonische Accord des ganzen Weltalls (Phil. de Cherubim 126. ed. Mang. Vol. I, p. 159). Den Stoikern ist das, was alle einzelne materielle Dinge zusammenführt und zwischen ihnen eine völlige Uebereinstimmung des Seins und Leidens begründet, ein alldurchdringender Hauch der Gottheit (Plut. de plac. ph. I, 7; Stob. ecl. I, 66; Diog. Laërt. VII, 139). Durch jenes Athmen entsteht erst die Zeit (das Intervall des Archytas) (Simpl. Phys. fol. 165, a.) — Auch von Aristoteles wird die Beraubung (στέρησις), d. h. das Nichtseiende der bestimmten Form als ein Element betrachtet, das bei jedem Werden berücksichtigt werden müsse (Phys. I, c. 7; Met. VII, 7). In gewisser Hinsicht läßt sich diese στέρησις als identisch mit dem betrachten, was oben im Paragraph „der Mangel" genannt worden. Eben die Unvollkommenheit in allen Arten von Dingen deutet auf das Dasein eines Vollkommenen hin (Origen. contr. Cels. L. II. 51, ed. Par. I, p. 425) — — zuletzt auf das Dasein des höchsten Gutes, Gottes (Sext. Empir. contradict. L. IX, adv. Phys. 88 seqq. ed. Fabric. p. 572, 573; m. vergl. auch Augustin. de Genes. ad liter. L. I, 34, Opp. T. I, p. 128).

f) Sehr häufig wird in der Welt des Sichtbaren unmittelbar neben der Schädlichkeit, welche irgend ein Leiden erregt, das Heilmittel gefunden (St. Basil. in Hexaëm. Hom. I, ed. Par. T. I, p. 43.). So das Rhododendron, das Pallas in seiner Reise nach Sibirien, p. 369 als Rh. Chrysanthum beschreibt und in den beigefügten Tafeln (append. nr. 27, F. 1, 2) abbildet, auf den kältesten neblichten Gebirgshöhen des nördlichen Asiens, wo gerade jene Krankheiten, gegen welche sich seine Blätter als das wirksamste Heilmittel erweisen, das alltäglichste Leiden der Glimmergräber und der Bewohner der Umgegend sind. Jene Meeresküsten, an denen man am öftesten scorbutisch Kranke zu sehen bekommt, sind am reichlichsten mit antiscorbutischen Kräutern versehen; dem auflösenden erschlaffenden Einfluß der Hitze der Tropenländer kommt eine Fülle der dort einheimischen Heilmittel lindernd entgegen. Es zeigt sich hier im Ganzen, was im Einzelnen bemerkt wird, wenn z. B. das Wolle tragende Thier schon vor Einbruch der Winterkälte mit dem dicken Winterpelz bekleidet, der Vogel noch vor Antritt seiner Wanderung mit frischen Schwungfedern versehen wird. Aber auch in jedem werdenden Dinge liegt dem Werden außer der eigenthümlichen Richtung zugleich noch eine dieser ganz entgegengesetzte zu Grunde. Denn die Entgegengesetzten bedingen sich wechselseitig, es wird immer Entgegen-

gesetztes aus Entgegengesetztem (Plato Phaed. 70, d; Arist. phys. I, c. 5; Heraclit. bei Stob. ecl. I, p. 60.) Dieses bedenkend, pflegte unter Anderem Anaxagoras den Satz auszusprechen, daß der Schnee eigentlich schwarz sei, obgleich wir ihn weiß sehen (Sext. Emp. Pyrrh. hyp. L. I, 13, nr. 33, edit. Fabr. p. 11; L. II, nr. 244, p. 122). — Die homöopathische Wirksamkeit der Stoffe, deren äußerer Bestand fast ganz aufgehoben worden, erinnert an die Erscheinungen, welche R. Brown wahrnahm, wenn er Körper von irgend einer Art (Holz, Stein u. s.) in so feine Stäubchen zertheilte, daß ihre Größe weniger noch als den 4000sten Theil eines Zolles betrug. Sei es nun, wie Einige wollten, die Bewegung des verdünstenden Wassers oder Oeles, auf welchem die Stäublein schwimmen, oder was richtiger gesprochen ist, eine allgemeine, durch die ganze Sichtbarkeit strömende bewegende Kraft, was diesen Stäublein ihre merkwürdige Beweglichkeit gab (welche jener der Infusorien gleicht), immerhin zeigt sich in diesem Versuche, daß sich der in solcher Auflösung und Aufhebung des eigenthümlichen Bestandes begriffenen Stoffe eine vorhin unsichtbare, nun aber erst in die Sinnen fallende, bewegende Kraft bemächtige. Nach Nicephorus (Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. em. not. Dion. Petav. p. 424) erscheint diese in den sinnlichen Stoffen verborgen liegende Kraft als ein psychisches Element, welches zur Seele in demselben Wechselverhältniß stehet, wie der vorherrschende leibliche Stoff zum Körper. „Darum bedeute das Träumen von Honig (aus welchem ein Vittres geschieden wird) der Seele künftigen Schmerz und Leiden, das Träumen vom Absynthium aber das Gegentheil." — Bei der homöopathischen Heilart (welche übrigens nach §. 60 eben so wenig die allgemein herrschende werden, und die gewöhnliche durch die natürlichen Heilmittel wirkende verdrängen wird und kann, als die Heilart durch den thierischen Magnetismus dieß vermochte) wirkt der Arzt — um in Nicephorus Weise weiter zu schließen — durch ein (gleichsam) psychisches Element zunächst auf die psychischen Kräfte des Leibes und so durch diese auf die gröbere Leiblichkeit selber, während die gewöhnliche Heilart den zunächst in unserer Gewalt stehenden natürlichen Weg einschlägt und durch das gröbere Leibliche auf die Lebenskraft zurückwirkt. Uebrigens geschieht bei dem (ins fast Unabsehbare) theilenden und raffinirenden homöopathischen Behandeln der Stoffe etwas Aehnliches, als bei der Bereitung des (zeugenden) Samens im Leibe des männlichen Thieres geschieht (m. vergl. den §. 21). Uebrigens erinnern wir noch bei der Erwähnung der unläugbaren Wirksamkeit homöopathisch zertheilter Arzneistoffe und selbst der Gifte an manche andere allgemein bekannte Erscheinungen. Daß in und mit dem laut werdenden Grundton, wenn auch dem Ohre unvernehmbar, jederzeit auch die Terz, die Octave u. s. mitthätig und mittönend sei, verräth uns jedes besaitete Instrument, in welchem, wenn ein wohlstimmiger Grundton von außen angegeben worden, außer der ihm gleichtönenden Saite auch jene der Terz, Octave u. s. mitlauten. Daß mit der eigenthümlichen, augenfälligen Wirksamkeit der sinnlich wahrnehmbaren Wesen auch eine andere minder augenfällige, jener ersteren entgegengesetzte oder von ihr divergirende Wirksamkeit bestehe und thätig sei, verräth uns die so oft mit den augenfälligen Eigenschaften in scheinbarem Widerspruch stehende Wechselwirkung der Dinge. So sehen wir bei künstlichen Metallcompositionen durch den verhältnißmäßig sehr geringen Beisatz eines weicheren Metalles zu einem härteren, dieses letztere noch härter werden als es vorher war; das leicht schmelzbare Blei wird in seiner Verbindung mit dem schon in der Siedhitze sich erweichenden Schwefel zum schwer schmelzbaren Bleiglanz, und noch auffallender ist die Veränderung, die mit dem Blei durch seine Verbindung mit dem leicht entzündlichen Phosphor vor sich geht.

Das oben erwähnte Geheimniß des Daseins einer Welt der „Unsichtbaren" war, wie schon erwähnt, dem Alterthume ein sehr offenkundiges. Dem Thales ist die ganze Welt von götterartigen Wesen erfüllt (πλήρης θεῶν), nach Aristot. de Anim. I, 5; die bewegende Kraft im (Magnet)stein ist seelenartig (ib. c. 2, u. Diog. Laërt. I, 24). Nach Herakleitos ist die ganze Sichtbarkeit voll Seelen und Dämonen (Diog. Laërt. IX, 7; vergl. mit der Engel-Lehre bei Origenes Ezech. Hom. I, 7, ed. Par. II, 358), welche, nach dem Ausspruch der Pythagoräer, den Menschen das Künftige und Verborgene enthüllen (Diog. L. VIII, 32), wie jener vielfach erwähnte (warnende) Dämon dem Sokrates (Xenoph. Mem. I, 1. nr. 4; Plato Apolog. p. 31 u. 40; Phaedr. p. 242). Geisterhafte Kräfte walten nach Empedokles in der Behausung der Sichtbarkeit (Carmin. v. 11—15, ed. Sturz. 513, 514), und Aristoteles, Göttliches und Dämonisches unterscheidend, lehret, daß die Natur dämonisch, nicht göttlich sei (de divin. per somn. 2: ἡ γὰρ φύσις δαιμονία, ἀλλ' οὐ θεία). Das Pleroma ist nach einer späteren Lehre von einer höheren Geisterwelt durchwirkt.

Der Inhalt des vorstehenden Paragraphen schließt sich so nahe an den des §. 29, der von der Weltseele handelt, an, daß wir Einiges von dem, was die erläuternden Bemerkungen zum §. 4 in den früheren Ausgaben dieses Buches enthielten, jenem später folgenden Paragraphen beigegeben haben. So namentlich die Lehre von den Engeln.

Daß wir übrigens und was wir hier von einer Welt des den Sinnen Verborgenen geredet, möge durch jene Aeußerung des Aristoteles entschuldigt werden: daß wir zwar von den ungewordenen und unvergänglichen Wesen nur geringe Erkenntniß haben, weil nur wenig von ihnen der Empfindung offenbar ist, daß jedoch die Untersuchung auch über dieß Wenige um so höheren Werth habe, weil sie sich auf das Göttliche und der Ehre Wertheste bezieht (de part. an. I, 5; vergl. de coelo II, 12).

g) Der letzte Satz des vorstehenden Paragraphen deutet auf jene sinnvolle Lehre des Platon hin, daß uns die sinnlichen Empfindungen nur als Erinnerungszeichen dienen an die ewigen, selbstständig in unserer Seele liegenden Ideen, deren Aehnlichkeit sie an sich tragen und deren Nachbilder sie sind (Phaed. 74, e; 75, b; 76). Dieser Lehre werden wir weiter unten im §. 37 wieder begegnen.

Die unorganische Körperwelt.

§. 5.

Der belebte Staub, welcher in Pflanzenform die Erde mit grünem Gewebe bedeckt oder in thierischer Gestaltung Meer und Land mit lebendigem Gewimmel erfüllet, gleichet, gegenüber der leblosen Masse, welche den Körper des Planeten bildet, den sparsamen Thautropfen, die an der

Wand eines Felsengebirges hängen. Wie Blätter der Blüthen, die ein Frühlingssturm aus dem Thale herauf über das ewige Eis eines Gletschers streut, und welche nur an Farbe dem Schnee ähnlich, an Bildung und Wesen ihm fremd sind, so wohnt das Leben als ein vorüberziehender Fremdling unter den Gewalten der leblosen Natur. Diese, die starren Gebirge, bleiben dieselben, von Jahrtausend zu Jahrtausend; das Leben aber, wenn es am Abend die Wohnung beim Staube aufgeschlagen, bricht sie schon am Morgen wieder ab und eilet zurück in den Tod, wie in einen Mutterschooß, aus welchem es kaum erst geweckt und geboren worden. Gleich als wäre es ein Zug des Schlafes, unwiderstehlich und süß wie der Schlaf des Ungebornen im Mutterleibe oder des Säuglings an der Mutterbrust, welcher die Wesen so trunken machet, daß sie zum Leben sagen: warum weckest du uns? und daß sie, kaum erwachet, alsbald wieder hinabsinken in seine Tiefe.

Es darf uns nicht befremden, daß „die Thautropfen an der Wand des Felsengebirges" so bald nach Sonnenaufgang wieder vergehen. Ist es doch ein zweifacher Zug, der sie vom Stein hinwegnimmt: der eine der Schwere hinabwärts nach der Masse der Erde, der andere hinaufwärts nach der von der Sonne durchwärmten Luft. So dräuet auch dem Leben, das in dem organischen Leibe wohnt, von zweien Seiten her die Macht einer leblosen Natur, welche ohne Aufhören strebet, das Einzelne und Besondere in ihren Strom hineinzureißen. Von unten her wirket, als Schwere, die Anziehung der festen Masse des Erdkörpers hemmend auf die Bewegung der Glieder, deren zartes Gebäu jeder auf sie herabstürzende Stein oder das eigne Hinabfallen zum Boden zu zerschmettern vermag; von oben her wird die Flamme des Lebens durch eine Welt des flüssigen Aethers bewegt, welcher nicht bloß in seiner Einen Gestalt, als elektrischer Blitz, sondern auch in vielfach andren die Bewegung des Lebens lähmt, oder, wie ein Sturmwind, seine Flamme verlöscht. Dennoch, wie das Licht der Sonne, wenn auch der verschiedene Zustand der Luft seinen Gang zur Erde bald mehr, bald minder unterbricht, immer dasselbe bleibt, so bleibt auch das Leben in der ganzen Mannichfaltigkeit seiner Erscheinungen, mitten unter jenen beiden hemmenden Elementen unverändert dasselbe, und diese haben keine andre Macht über sein Wirken, als daß sie den an sich farblosen Strahl in vielfache Farben brechen und die Blätter des einzelnen Jahres hinwegreißen, ohne dem Stamme die Kraft zu nehmen, aufs neue Blätter zu treiben. Ja, sie werden in andrer Form zu einem Träger und zu einer nährenden Mutter des lebendigen Wesens.

In der einen wie in der andren Weise ihrer Wechselbeziehung auf das organische Leben, in der hülfreichen und förderlichen, wie in der hemmenden und widerstrebenden, sind uns jene beiden Regionen der leblosen Natur für die Geschichte der Seele bedeutend; wir müssen daher zuerst den alten Grund

und Boden betrachten, welcher die Gewächse des irdischen Lebens trägt, ehe wir diese selber beschreiben.

Der Weltmasse von Erdennatur steht, wie dem starren Knochen der Nervenäther oder der flüssige Lebenshauch des Blutes, ein Himmel gegenüber und zur Seite; eine Welt des flüssig beweglichen Aethers dem festen Gebäu des Planeten. Diese beiden, Himmel und Erde, sind unter allem Sichtbaren zuerst geschaffen von Gott. Die Erde ist ein beendetes Werden, ein lauteres Gewordensein; der Aether ist das, was zu werden vermag, eine lautere Empfänglichkeit. In diesen beiden ist jener erste Gedanke alles Schaffens kund geworden, daß kein Leben sei außer Ihm. Denn diese Welten, welche willenlos und unabweichbar, wie ein Rad am Wagen in ihrer Bahn laufen, bezeugen es, daß das Geschaffene nicht für sich selber, sondern für ein höheres Walten da sei; und der Aether, welcher sie durchdringt und umfleußt, so wie sein Gefäß, der Luftkreis, flüssig und leicht bewegbar und dennoch nicht aus eigener Kraft bewegt, bezeugen es, daß des Bewegens Anfang nicht aus dem Geschaffenen, sondern aus dem schaffenden Worte komme, welches seinen Dienern die Form der Feuerflammen oder die Macht des Sturmwindes verleihet.

Was wir hier als Aether bezeichneten, das ist das Reich jener allgemeineren Weltkräfte, welche als Schwere, als Licht, und in den verschiedenen Formen der elektromagnetischen Anregungen mit der irdischen Körperwelt in Verkehr treten. Welchen Antheil an diesem Verkehr die unorganische Natur der Erdveste sammt ihrem Gewässer und ihrem Luftkreis nehme, das ist uns hier zu betrachten.

Gäbe es in dem Weltraum, den unser Sonnengebiet erfüllt, nur die hellerleuchtende Sonne, nicht auch die erleuchtbaren Massen der andern Weltkörper, dann würde das Sonnenlicht spurlos durch den unerleuchtbaren Aether hindurchgehen; in der ganzen ungeheuren Weite von einem Fixstern zum andern dämmerte niemals ein Morgen auf. Es ist nur ein unvergleichbar schwaches Abbild, das uns von dem, was die Sonne ohne ihre Planeten wäre, der Schein einer Kerze gibt, der in dem engeren Raum eines Zimmers an den Wänden und Geräthschaften desselben seine erhellende Kraft erweist, draußen aber in einer weiten Leere, da weder Fels, noch Baum, noch Gesträuch in der Nähe stehet, spurlos ins Dunkel der Mitternacht sich verliert.

Es ist aber nicht allein die leuchtende Kraft des Sonnenstrahls, sondern mit dieser zugleich die erwärmende, welche erst an den schweren, dichten Massen der planetarischen Natur zur Selbstbezeugung kommt. Dieses erfährt schon der Luftschiffer, wenn er in der Mitte eines schwülen Sommertages in kurzer Zeit aus der heißen Luft des Thales oder der tiefen Ebene hinansteigt in eine Höhe, für welche der Sonnenstrahl derselbe bleibt, der er unten am Boden war, und in welchem dennoch eine Kälte herrschet, die

das flüssige Quecksilber in metallisches Eis verwandelt. Der Zug der allumfassenden, zunächst für uns von der Sonne ausgehenden Schwere, das Walten der magnetischen wie der elektrischen Weltkräfte, würden niemals zum Erscheinen kommen, wäre nicht mitten in dem überirdischen Aether ein Reich des Irdischen (Planetarischen) da, welches in der Form des Metalles zum Träger der magnetischen, sowie der galvanischen Kräfte wird, ein Luftreich und ein Steinreich, welche den beständigen Wechselverkehr der elektromagnetischen Anregungen begründen und erhalten. Es wird hieraus deutlich, was zunächst die Bestimmung der an sich leblos erscheinenden planetarischen Körpermassen für das Reich der belebten irdischen Wesen sei. Wie der Spiegel von Metall, gerade dadurch, daß seine Masse für das Licht undurchwirkbar (undurchsichtig) ist, vorzugsweise sich eignet, die auf ihn fallenden Lichtstrahlen zu sammeln und in voller Kraft zurückzustrahlen; wie das Pech (an einem sogenannten Elektrophor), weil es den Strömungen der Elektricität den Durchgang wehret, dazu nützet, jene einzelnen Strömungen in einen gesunden, mächtigeren Strom zu vereinen, der sich nun erst an dem berührenden Körper als Schlag und als Blitz kund gibt, so ist jene Körperwelt, die uns im Vergleich mit den organisch beseelten Wesen als leblos erscheint, gerade deßhalb, weil sie von solcher Art ist, ein Sammler und Träger der Naturkräfte, die dem Leben hülfreich und verwandt, nach allen Richtungen hin die Leiblichkeit durchwirken. Am meisten gilt dieß von dem Sauerstoffgas oder der Lebensluft, einem Elemente, das in der Mitte der andern Elemente des Irdischen gleich wie die Sonne im Gebiet der planetarischen Weltkörper als Herrschermacht dasteht.

Als ein vergleichungsweise Lebloses und Todtes wird das Reich des Unorganischen durch die Weltkräfte, deren Träger es ist, zu einer hülfreichen und fördernden Macht für das organische Leben; eben so jedoch wirkt es auf dieses, als ein Lebloses und Starres, hemmend und beengend. Wodurch aber wird die Erdveste mit dem Reich ihrer Gesteine, mit ihrem Gewässer und ihrem Luftreiche, im Vergleich mit den Pflanzen und Thieren zu einem leblos Starren und scheinbar Todten?

Was diesen Anschein eines Todtenschlafes betrifft, der ohne Aufhören auf dem Reiche der Gesteine lastet, so hat man zu seinem bessern Verständniß an einige allbekannte Beobachtungen aus dem Gebiet der Physik erinnert, bei denen auch wir einige Augenblicke verweilen wollen.

Ein kräftig elektrischer Glas- oder Siegellackstab stößt ein gleichnamig elektrisches Hollundermarkkügelchen in der Entfernung von einem Fuß und darüber lebhaft ab, zieht es dagegen in einer Nähe von 1 bis 2 Zoll vom Balancier eben so lebhaft an, weil in diesem geringen Abstand die abstoßende Wirksamkeit durch die anziehende weit überwogen und ganz aufgehoben wird. Dasselbe geschieht, wenn man eine Magnetnadel zuerst in weitrem Abstand, dann in größerer Nähe mit einem starken Magneten in Wechselverkehr

setzt, denn auch da wird in weitrer Ferne der eine Pol der Nadel von dem gleichnamigen Pole des Magnets abgestoßen, der ihn, wenn beide sich nahe kommen, unaufhaltsam an sich zieht. Dasselbe, was diese physikalischen Erscheinungen im Kleinen darstellen, das zeigt sich im Großen an den Aeußerungen der Schwere. So wie diese an unsrer planetarischen Körperwelt in ihrer Einseitigkeit, nur als Anziehung sich kund gibt, ist sie eine Folge des überwältigenden Einflusses, den die unmittelbare Nähe der Gesammtmasse der Erde auf die Körper ausübt. Denn bei jedem Wechselverkehr der leiblichen Dinge findet, wenn diese in gleichem Maß der Kräfte sich gegenüberstehen, zugleich mit der anziehenden Wirkung, welche der eine auf den andern äußert, auch eine Rückwirkung, ein Festhalten der Sphäre der eignen Körperlichkeit statt, die sich als Abstoßung äußert. Könnte deßhalb das Felsenstück, welches durch die überkräftige Anziehung der Erdmasse an ihrer Oberfläche ruhend festgehalten wird, auf einmal von dieser in eine gewisse Ferne des Weltraums hinweggerückt sein, dann würden an ihm beide Richtungen des Bewegens sich kund geben. Es würde ihm etwas Aehnliches geschehen als das, was einem freischwebenden Magnet widerfährt im Wechselverkehr mit einer sehr kräftig wirkenden elektromagnetischen (galvanischen) Kette. Wenn jener in die Nähe einer solchen geschlossenen Kette gebracht wird, da zieht ihn dieselbe plötzlich an, während sie ihn in gewisser Ferne in eine rotirende Bewegung versetzt, welche ebenso wie die Bewegungen der Planeten in ihrer Bahn und um ihre Axe aus dem Zusammenwirken der anziehenden und abstoßenden Kräfte hervorgeht.

Allerdings ist selbst in dem unbewegbar fest an seinem Orte ruhenden Felsengestein das eigne, der Schwungkraft (nach S. 8 und 13) entsprechende Bewegen durch die überwältigende Macht der planetarischen Anziehung nur gebunden, nicht vernichtet. Dieselbe Kraft, die dem Krystall seine regelmäßige Gestalt gab, wirkt nach Jahrtausenden noch in bestimmender und anordnender Weise aus ihm heraus auf die Gestaltung eines krystallisirbaren Stoffes, in dessen Auflösung jener eingesenkt wurde; überall da, wo im Innern der Gebirgsmassen die Möglichkeit dazu gegeben ist, äußern sich durch neue Bildungen die anziehenden und abstoßenden (selbstthätig bewegenden) Kräfte jener scheinbar todten Körperwelt. Dennoch zeigt es sich nach allen Seiten hin, daß in dem Reiche des Unorganischen die Schwere der mütterlich gestaltende Ursprung und gleichsam der Grundton des Daseins sei. Das Eigengewicht einer besondren Steinart, z. B. des Bergkrystalls, Kalkspathes, des Demantes, des Feldspathes bleibt immer dasselbe, mag die regelmäßige Form in ihren bestimmten Gränzen, mag die Farbe oder der Grad der Durchsichtigkeit auch noch so augenfällig sich abändern, und diese Beharrlichkeit des Eigengewichtes findet bei gleicher Temperatur selbst bei dem Wasser und den Luftarten statt. Mit dem allgemeinen Zug der Schwere, der den einzelnen Körper mit seinem Erdganzen vereint, steht

dann jene besondere in naher Beziehung, der die einzelnen Theile eines unorganischen Körpers mit einander vereint und ihnen ihren Zusammenhalt, ihre Härte gibt, darum bleibt auch diese Eigenschaft neben der des Eigengewichtes bei den Steinen derselben Art sich so gleich.

Aber die Bedeutung der eigenthümlichen Schwere in der unorganischen Körperwelt geht noch viel weiter; sie greifet tief in das Verhältniß ein, nach welchem die Grundstoffe zu Körpern sich vereinen. In dem reinen, gediegenen Kupfer sind die beiden Grundkräfte der Ausdehnung und Zusammenziehung in einer so gleichmäßig fest bestimmten Weise geeint, daß dieses Metall in den Eigenschaften des Gewichtes und des Zusammenhaltes seiner Theile immer dasselbe bleibt. In einem ebenso gleichmäßig festbestimmten Verhältniß einiget sich denn auch das Kupfer mit anderen Grundstoffen, zu neuen Körpern. So finden wir es in dem schön krystallinischen Rothkupfererz im Verhältniß wie 8 zu 1 mit dem Sauerstoffgas verbunden; in einem Stück dieses Fossils, welches 72 Gran wiegt, finden sich 64 Gran Metall und 8 Gran Sauerstoff. Im Kupferhammerschlag sind gerade doppelt so viel Gewichtstheile, 16 Gran mit 64 Theilen Metall vereint, oder was dasselbe ist, 8 von jenem mit 32 von diesem. Der Schwefel, als brennbarer Körper, geht überaus leicht Verbindungen mit dem Sauerstoff ein, 8 Gran von jenem bilden mit 16 Gran Schwefel die unterschweflige, zweimal 8 von jenem mit 16 Gran von diesem die schweflige, dreimal 8 von jenem mit 16 von diesem die eigentliche Schwefelsäure. Summirt man die Zahlen der Mischungsgewichte des Sauerstoffes und Kupfers im Hammerschlag (oder in der Kupferschwärze), so erhält man (32 und 8) 40; die Gesammtzahl der Schwefelsäure (24 und 16) ist ebenfalls 40. Und in diesem Verhältniß wie 40 zu 40 oder 1 zu 1 bildet die Schwefelsäure mit dem Kupferhammerschlag die prachtvollen Krystallgestalten des Kupfervitriols. So wie die Verhältnißzahl des Mischungsgewichtes beim Schwefel in den eben erwähnten Fällen 16 war, die des Kupfers 32, so besteht auch das Schwefelkupfer aus 16 Schwefel und 32 Theilen Kupfer. Das Wasser ist aus einem Mischungsgewicht Wasserstoffgas und 8 Sauerstoffgas zusammengesetzt. Wenn man den Raum, welchen diese beiden Luftarten vor ihrer Verbindung einnahmen, beachtet, dann findet man, daß 2 Maßtheile des leichten Wasserstoffgases, z. B. 2 Kubikzoll von diesem mit 1 Kubikzoll Sauerstoffgas zusammentreten müssen, wenn das Wasser entstehen solle. In gleicher Weise sind bei allen den Verbindungen, die aus Luftarten bestehen, diese nicht nur in einem feststehenden Verhältniß der Gewichtstheile, sondern auch der Maßtheile, wie 1 zu 1, zu 2, 3, 4 vereint. So ist in der unorganischen Natur die Weise, in der die beiden Grundkräfte einen Körper bilden (seine räumliche Größe bestimmen), und jene, in der die Grundstoffe sich vereinen, unter ein unabänderliches Gesetz der Maße und Gewichte gestellt, während bei dem Hervortreten der

belebten Natur jene Schranke plötzlich sich auflöst. Denn es sind nun nicht mehr die Ureinheiten der Elemente, sondern, wie wir dieß im nächsten Paragraphen noch deutlicher sehen wollen, die vielfach anders zusammengesetzten und darum leicht wieder zersetzbaren Verbindungen derselben, welche die Grundlage der Körperlichkeit bilden.

Es hat hier mit dem Eintritt des Lebens ein anderes Reich begonnen, als das der Schwere ist, unter welchem der Stein steht. Nicht die Form, sondern nur die Materie oder Masse hat für den Zug der Schwere eine Bedeutung; erst im Reich des Lebens empfängt die Form ihre wesentliche Geltung. Die Erdmasse, als ein ununterscheidbares Ganze, ist es, nach welcher der Stein, wenn er zum Boden fällt, hingeführt wird; nicht die Masseneinheit, sondern die Mannichfaltigkeit der gewordenen, mitgeschaffenen Dinge und ihrer Kräfte ist es, nach welcher der Zug des Lebens hingehet. In Beziehung hierauf hat die Pflanze, hat das Thier jene verschiedenartigen innern und äußern Theile (Organe), welche dem Wechselverkehr mit der Vielheit der Dinge dienen, und diese innre Vielheit, welche der äußren entgegensteht, spiegelt sich schon in der Zusammenfügung der irdischen Grundstoffe zum organischen Element (nach §. 10) ab. Dagegen ist im Stein keine solche Vielheit der Organe, keine solche Verschiedenheit der Zusammensetzung der Grundstoffe vorhanden, seine körperliche Masse ist an allen Punkten und Theilchen ohne Unterschied die gleiche. Sie ist für sich selber keinem Wechsel, keiner Veränderung unterworfen, weil sie nur in Beziehung auf eine Gesammtmasse da ist, welche in ihrer Kraft und Wirkung unwandelbar dieselbe bleibt, während die Mannichfaltigkeit der Einzelwesen und ihrer Kräfte ohne Aufhören sich verändert und deßhalb auch dem beseelten Leibe diese Wandelbarkeit mittheilt. Dadurch zugleich kommt der organischen Natur eine Entbundenheit von der Alleinherrschaft der Schwere und die Bewegung des selbstthätigen Lebens.

Hier ist es eine allbeherrschende Seele, welche über dem Wechselverkehr der Elemente waltet und diesen die polarische Spannung, die Kraft der gegenseitigen Anziehung in unbeschränktem Maß immer wieder von neuem ertheilt, dort ist es nur der uranfänglich den Grundstoffen selber nach bestimmtem Maß eingepflanzte Drang der wechselseitigen Anziehung, welcher meist einer äußeren weckenden Ursache, des Lichtes, der Wärme, der Elektricität zu seiner Bethätigung bedarf und, sobald er befriedigt ist, sich zur Ruhe begibt.

So erscheint allerdings die unorganische Welt als eine Region, in welcher vorzugsweise das Gesetz herrschet, die organische als ein Reich der Freiheit. Zugleich aber geben sich uns in jener die Urgedanken einer Schöpferkraft kund, welche dem Geschaffenen gegenüber nur als eine gesetzgebende, ordnende erscheinen kann, während in der organischen Natur das eigne, selbstthätige Wirken des Geschöpfes zur freien Selbstbezeugung

gelangt ist. Obgleich deßhalb das Reich der unorganischen Massen im Vergleich mit dem Pflanzen- und Thierreich gleichwie der Leib zu der Seele und zu dem Geiste dasteht, bleibt ihm dennoch als ein sichtbares Offenbarwerden jener Urgedanken sein eigenthümlich hoher Rang.

Wir erinnern hier nur an einige augenfällige Züge aus der Naturgeschichte des Steinreiches.

Es ahndet der Verstand einer später gebornen Zeit schon in den geometrischen Figuren und Zahlenräthseln der Pythagoräer einen tiefen Sinn; das, was uns die Gedankenwelt der Krystalle andeutet, ist höher und tiefer als das Sinnen des Menschen; es sind die Grundzüge eines göttlich weisen Werkes der Schöpfung. Denn eben hier, wo an dem Todten und Erstorbenen alle Kraft des eignen Bewegens aufhört, wirkt die Kraft eines höheren Bewegens lauter und allein.

Darum wirkt auch weder der Farbenschmuck noch der Geruch der Blume, noch die lieblich gaukelnde oder kräftige Bewegung des Thieres so tief und mächtig auf den sinnenden Geist und die fühlende Seele als die Betrachtung der regelmäßigen Krystallgestalten oder der tiefharmonische Klang des festen Metalles aus den geschwungenen Glocken. Der Mensch hat einen geheimnißvollen, wunderbaren Zug zu diesem Reich der Steine und der schweren, glänzenden Metalle, einen Zug, der mächtiger ist als jener, der ihn an die schönblühende, duftende Pflanze oder an das liebend sich an ihn schmiegende Thier knüpfet. Ist das etwa der von neuem wach gewordene, ursprüngliche Zug, welcher nach einer Dichtung der alten Seelenkunde die Seele anfänglich so unwiderstehlich und mächtig in das Leibliche hinabführte? In der That, bei diesem Zug nach den Glanzmächten der Tiefe wandelt meine Seele oft jenes Gefühl an, das den Wanderer im Alpengebirge ergreift, wenn er, auf dem jäh ansteigenden Gipfel einer Felsenwand stehend, es ahndet, wie groß da die Gewalt und Beschleunigung des Falles nach dem fernen Boden sein und werden müsse. — Worin liegt es denn, daß auch jene Massen der Hochgebirge so mächtig auf meine fühlende Brust wirken? Mag es sein, daß sie den schweren Pendel aus seiner Richtung ziehen, daß sie das hängende Bleiloth gegen sich hinbewegen; was aber gibt ihnen die geheime Macht, welche meine aus der Schwere entnommene, frei geborne Seele bei ihrem Anblicke, in ihrer Nähe so sehr bewegt und an sich zieht? Sind es nicht die Gedanken einer Alles ordnenden Weisheit selber, welche in das todte Gestein die magisch-kräftigen Züge ihres Namens schrieb? Sind es nicht die Harmonien ihrer gebietenden, so wie liebend lockenden Stimme, welche aus dieser leblosen Welt so mächtig auf meine lebende Seele einwirken? Hier wird für den anerkennenden Verstand das Letzte zum Ersten, das Unvollkommenstscheinende zum Vollendetsten; denn diese Schriften der Krystallgewölbe der Tiefe hat eine ordnende Weisheit nicht mittelbar, durch die selbstständig scheinenden Bewegungen des

organischen Lebens schreiben lassen, sondern sie hat sie selber mit den Nachhall weckenden Tönen ihrer allgewaltigen Stimme hineingebildet in die Felsen.

Erläuternde Bemerkungen. Die körperliche Größe der einzelnen Thiere und Pflanzen stehet noch kaum in jenem Verhältniß zur Gesammtmasse des Planeten, als die Größe jener Stäublein, welche nach R. Brown's Versuchen nur durch ihre Verkleinerung eine infusorienartige Bewegung erhalten, zum Rauminhalt des Menschenleibes. Nach dem was wir oben S. 6 von dem Verhältniß der Größe und Masse des menschlichen Leibes zu denen des Erdkörpers sagten, läßt sich berechnen, daß, wie Steinheil es annimmt, die Leibesgrößen aller auf Erden wohnenden Menschen zusammen einen Rauminhalt von 1500 Kubikfuß (500 Kubikmeter) betragen würden. Und welchen kleinen Bruchtheil der ungeheuer großen Einheit des Erdvolumens würde selbst noch das Gesammtvolumen aller zugleich auf Erden befindlichen Pflanzen und Thiere ausmachen!

Ueber das, was oben im Paragraphen über eine in der äußern Natur liegende Veranlassung zum Tod der organisch lebenden Wesen angedeutet worden, s. m. das Ausführlichere im §. 22.

Nachträglich zu den erläuternden Bemerkungen zum §. 2 erinnern wir hier an die Lehre der Alten vom Aether und von dem Fixsternhimmel. Aristoteles (de mundo c. 2, m. vergl. Stobaei eccl. phys. L. I, c. 23, p. 486 ed. Heer.; Plut. de plac. Ph. II, 7; Euseb. XV, 38) erkennt, sowie schon die Pythagoräer (Plut. de plac. phil. II, 6), außer den vier Elementen des Irdischen noch ein fünftes Element von älterer göttlicher Art im Aether an, welchen Onomacritus als ἄριστον στοιχεῖον bezeichnet. Dieses Element ist weder schwer noch leicht (wird von der schweren Erdmasse weder angezogen noch abgestoßen). Es unterliegt keiner Unvollkommenheit und keinem Leiden, keinem Entstehen noch Vergehen. Aus ihm ist der Fixsternenhimmel gebildet (Arist. de mundo c. 2; de coelo I, 2, 3; II, 7; meteorol. I, 3). Dieser, der Fixsternenhimmel, ist das Vollkommene, dem Göttlichen Nähere, die Erde das Unvollkommene, dem Göttlichen Fernere (I, 2 und 9). Jener ist ewig, er altert nie (de coelo II, 1). Unter dem alldurchdringenden, allbelebenden Urwesen, welches Diogenes von Apollonia beschreibt (Simpl. phys. Fol. 32, b), versteht derselbe auch nicht die gewöhnliche atmosphärische Luft, sondern das feurig flüssige Wesen (die Feuerwasser) des Aethers (nach Porphyrius und Nicolaus von Damascus, bei Simpl. Phys. Fol. 6, a; 32 b, vergl. mit Diog. Laërt. IX, 57), denn der Fixsternenhimmel ist von einer andersartigen Natur, welche von der unsern Sinnen wahrnehmbaren irdisch-elementaren sehr weit verschieden ist (Philo: quod a Deo mittant. somn. 568, ed. Mang. I, 623), von erhabenerer unvergänglicherer Natur als die Sphäre des Planetarischen, eine Wohnung der ewig seligen Geister (Orig. de princ. L. II. c. 3, edit. Paris, T. I, p. 83, 84). Ehe wir über alle dergleichen Lehren des Alterthums nach dem Maßstabe unserer sinnlichen Erkenntnisse und Berechnungen aburtheilen, müssen wir uns an eine Aeußerung unsers großen Astronomen Bessel erinnern, nach welcher uns über alle die Gegenstände, die über eine gewisse Gränze der

räumlichen sowie zeitlichen Entfernungen von unserm leiblichen Dasein und Wesen hinausliegen, kein sicheres Urtheil zustehen kann. M. v. übrigens die erläuternden Bem. zu §. 2.

Die leblosen Dinge unterscheiden sich sehr augenfällig schon dadurch von den belebten, daß sie sich nicht selbst bewegen, sondern ihre Bewegung von außen haben (Aristot. Phys. VIII, 4). Jene besondre bewegende Kraft, welche den belebten Wesen inwohnt (Ethic. Eudem. II, 8), erscheint übrigens in einem zweifachen Verhältniß. Denn einige von diesen Wesen, welche den Grund des Bewegens in sich haben, werden aus sich selber, andre von sich selber bewegt (*τὰ μέν φασιν ἐξ ἑαυτῶν κινεῖσθαι, τὰ δὲ ἀφ' ἑαυτῶν*). Zu den erstern, welche „aus sich selber" bewegt sind, gehören außer den Pflanzen nach der Meinung einiger Alten auch „das Feuer" und vielleicht auch „die Quellen". Dasselbe lebendige Werden und Wachsen (*φύσις*), welches in der Pflanze die Stelle der Seele vertritt, „kömmt nach Einigen auch den Metallen zu" (Origin. de libero arbitr. L. III, c. 1, Opp. I, 108 de oratione und Marc. Anton. L. VI, §. 14). — Während im Thier eine belebende Seele, in der Pflanze die Kraft des Wachsens und Werdens (*φύσις*) es ist, was ihnen ihr eigenthümliches Sein und Wesen gibt, erscheint dagegen das, was den bloß leidend sich verhaltenden (Origines nennt sie *τὰ φορετά*) todten Körpern, z. B. den Steinen, Erden u. s. ihr Sein und Wesen gibt, als bloße Kraft der Haltung (*ψιλὴ ἕξις*, Sext. Empir. condradict. L. IX, adv. Phys. 81, 82; Origen. l. c.) Ueberhaupt wird uns die Haltung (*ἕξις*) als das Feststehende, Andauernde, im Vergleich mit der wandelbaren Affection (*διάθεσις*) der Dinge bezeichnet (Aristot. Categor. de qualitat. 8, ed. Berol. p. 8). Sie ist das feste Band, welches die Körperlichkeit zusammenhält (Phil. de mund. 1154, ed. Mang. II, 606), ja die Kraft, welche jedem Körper seine eigenthümliche Form gibt, so daß nichts Körperliches ohne die Haltung gedacht werden kann (Origin. de princ. L. II, c. X, 2, ed. Paris. I, 101). Obgleich aber nach dieser sehr allgemeinen Bezeichnung die *ἕξις* überhaupt wie eine Macht erscheint, welche dem leiblichen Gewordensein der einzelnen Dinge sein Bleiben gibt (m. vergl. den §. 11 und den Schluß der erl. Bem. zum §. 3), weil sie wie jene Schlange der Ewigkeit selbst das Todte mit ehernen Banden umschließt und ihm, wie dem gesprochenen Menschenwort, eine Nachdauer auf Aeonen gibt, so hat sie doch, in Beziehung auf die unorganischen Körper, als Stellvertreterin der Seele, noch eine ganz besondere Bedeutung. Sie beruhet hier (z. B. im Steine) auf einer inneren geistigen Spannung (*πνευματικὸς τόνος* nach Phil. de mund. 1169, ed. Mang. II, 620), welche der die festen Körper durchdringenden Luft zugeschrieben wird (Galen. de plenitud. c. 3), wie denn die Eigenschaften der Dinge als Arten der Luft selber erscheinen (Plut. de Stoic. rep. 43, ed. Hutten. T. XIII, p. 394). Man könnte bei dem, was die Alten hier als Spannung bezeichnen, an das denken, was die Neueren unter dem vielbedeutenden Namen der elektrischen Spannung begreifen, oder auch an die oben im Paragraphen erwähnte Function des Sauerstoffgases bei allen Bildungsprocessen der unorganischen Natur. Die *ἕξις* oder Haltung wird uns dann auch noch von Andern als der zusammenhaltende Lebenshauch (*πνεῦμα συνεκτικόν*) beschrieben (Tat. Isagog. in Arat. c. 14). Sehr sinnreich drückt sich Philo über diesen Gegenstand aus.

Die leblosen Körper, wie Steine und Holz, sind ihm aus dem Kreise des (allgemeinen) Zusammenwerdens herausgerissene Dinge. Dagegen sind sie von der „Haltung" wie von einem festen Bande umschlossen; von der Haltung, welche ein Lebenshauch (Geist) ist, der (immer) in sich selber zurückkehrt. Denn von der Mitte anhebend strebt er nach den äußern Theilen, und alsbald von der Außenfläche kehrt er wieder um, bis er von neuem zu dem Orte gelangt, von welchem er ausgegangen. Diese ohne Aufhören in sich selber kreisende Haltung ist es, welche nach jedem dritten Jahre von den Wettläufern in den öffentlichen Spielen vorgestellt wird als ein Werk, das groß und des Wettkampfes werth ist (Phil. in libr. quod Deus sit immutabil. 297. ed. Mang. I, 278).

Gay Lussac's obenerwähnte Entdeckung, daß die beständigen Luftarten, Sauerstoffgas, Stickgas, Wasserstoffgas bei ihren chemischen Verbindungen stets in gleichen oder doppelten Maßtheilen sich vereinen, z. B. ein Kubikzoll Sauerstoffgas mit einem Kubikzoll Stickgas zum Stickstoffoxyd, oder ein Kubikzoll Sauerstoffgas mit zwei Kubikzollen Stickgas zum Stickstoffoxydul, sowie ein Kubikzoll Sauerstoffgas mit zwei Kubikzollen Hydrogengas zum Wasser, gibt von einer andern Seite her sehr bedeutungsvolle Aufschlüsse über den Grund der Beständigkeit in den stöchiometrischen Mischungsverhältnissen. Denn mit Recht vermuthet Berzelius, daß, auch wo dieß noch nicht durch unmittelbare Messung ausgemittelt werden konnte, bei allen brennbaren Körpern ein ähnliches Verhalten stattfinde. Sie alle verbinden sich sowohl mit dem Oxygen als auch unter einander selber in solchen Portionen, daß diese, in Gasgestalt verwandelt, das einfache oder doppelte oder dreifache Volumen des zu ihrer Sättigung nöthigen chemischen Gegensatzes einnehmen würden. Man erinnert sich hiebei an jene Uebereinstimmung der erscheinenden Größen, welche zwischen unserm Mond und der Sonne, sowie zwischen den äußersten Monden bei Jupiter und Saturn und der Sonne, wie sie auf jenen Planeten erscheinen, gefunden wird. Nicht uninteressant, wiewohl vielleicht bloß scheinbar, ist auch jenes Verhältniß, nach welchem die vermuthete Menge des Gewässers, die sich auf unsrer Erde findet, wenn sie sich auf einmal in Wassergas verwandelte, ein Volumen einnehmen würde, das gerade so groß wäre als das der Erde. Denn man nimmt gewöhnlich an, daß die gesammte Wassermenge unserer Meere und Seen gleich sei dem 1700sten Theile der Kubikmasse der Erde (so nach der Angabe in Bode's „Erdkugel"). Bei der Verwandlung in Gasgestalt dehnt sich aber das Wasser auch plötzlich auf einen 1700 (genau $1696^2/_3$)mal größeren Raum aus.

Selbst nach geschehener chemischer Verbindung steht das Volumen, welches die neu entstandene Mischung einnimmt, noch in einer augenfälligen Proportion mit dem Volumen, welches der eigentlich die Gestalt gebende Gegensatz vor der Verbindung einnahm. Die Verbindung des Sauerstoffgases mit der Kohle (Kohlenoxydgas), sowie die des Sauerstoffgases mit dem Stickstoff (das Stickstoffoxydulgas) ist gerade von doppelt so großem Umfange, als das Sauerstoffgas vor der Verbindung war. Es haben sich mithin die Kohle, sowie das Stickgas im Moment des Vereines zu demselben Umfange ausgedehnt, den das zu ihrer Sättigung nöthige Oxygengas hatte, und behalten diese Größe nach der Verbindung bei. Kommt dagegen noch ein Volumen Sauerstoffgas hinzu,

so entsteht ein kohlensaures oder Stickstoffoxydgas, aber die neuentstandene Mischung nimmt genau nur zwei Volumina, mithin auch nicht mehr Raum ein als das Kohlenoxyd oder Stickstoffoxydgas für sich allein erfüllte. — In dem Kohlenwasserstoffgas ist ein Volumen Kohle mit vier gleichen Voluminen Wasserstoffgas verbunden. Die letztern ziehen sich aber im Moment der Verbindung so zusammen, daß sie nur noch den Raum von zwei Maßtheilen einnehmen, das ganze Gemisch mithin nur den Umfang von drei Maßtheilen. — Auch in dem oben erwähnten Wassergas sind zwei Maßtheile Wasserstoffgas mit einem Maßtheile Sauerstoffgas so verbunden, daß sie nur den Raum von zwei Maßtheilen ausfüllen. Die zwei Volumina des Hydrogens sind mithin in den Raum von Einem zusammengedrängt.

Die fünf regelmäßigen Körper des Alterthums gehören sämmtlich zum Tessularsystem der Krystallisationen. Sie entsprechen den fünf Elementen: der Cubus der Erde, die Pyramide dem Feuer, das Oktaëder der Luft, das Ikosaëder dem Wasser, das Dodekaëder dem Aether. So nach Pythagoras (Stob. eccog. phys. I, p. 450, 452), und nach Plato (Tim. 55). Die neuere Naturkunde hat uns vier Hauptordnungen der Krystallgestalten unterscheiden lehren, welche sehr augenfällig vier Hauptgestaltungen des Pflanzen- und Thierreichs entsprechen, nämlich das Tessularsystem oder das homösphäroëdrische nach Weiß (welches bei Demant, Gold u. s. vorkommt) entspricht im Pflanzenreich den rosenartigen Blüthen, im Thierreich den Strahlenthieren; das 3 und 3 und das 6gliedrige System nach Weiß (die sich beim vielgestaltigen Kalkspath, beim Bergkrystall, Smaragd, u. s. finden) entspricht im Pflanzenreich der Abtheilung der monokotyledonischen Gewächse (Gräser, Lilien, Palmen), im Thierreich dem vielgestaltigen Insectenreich; das ein- und zweigliedrige System (z. B. des Feldspathes) wird im Gewächsreich durch die Form der kreuzblüthigen Pflanzen, im Thierreich durch die Mollusken dargestellt; das viergliedrige System im Pflanzenreich, z. B. durch die ölbaumartigen Gewächse, im Thierreich durch die Wirbelthiere. (Doch gilt dieß bloß von den Aehnlichkeiten der Gestalt, nicht von der innern Uebereinstimmung der Eigenschaften, wobei z. B. die rosenartigen, mit einer fleischigen Frucht als erste Nahrung für den Samen versehenen, vollkommen entwickelte Embryonen erzeugenden Gewächse den Säugethieren entsprechen.)

Das Weltall erscheint dem Plato nach den Verhältnissen der harmonischen Zahlen in der Octave in sieben Theile abgetheilt (Tim. 35), und die Pythagoräische Lehre von den musikalischen Intervallen, nach denen die einzelnen Weltkörper angeordnet sind (die Lehre von der Harmonie der Sphären), ist eine der am öftesten nachgesprochenen (Nicom. harm. manual. I, p. 6; Plut. de mus. 44). Wir vernehmen nur die Töne des harmonisch bewegten Weltalls nicht, weil die Tiefe („Größe") der Töne sie für unser Ohr unhörbar macht (Porphyr. in harm. Ptol. 257; andere Gründe s. m. bei Aristot. de coelo II, 9).

Die dritte Weltregion (sagt Molitor a. a. O. S. 89), in welcher die Centrifugalität (die Schöpferkraft) ihr höchstes Maximum erreicht, und das rein Ideale sich zum Realen depotenzirt hat, besteht bloß aus einem äußern Elementarleben, welches den äußern Leib der Schöpfung bildet. Diese Region, obwohl

die letzte, äußerste und passivste, ist jedoch der Stoff, das Object und der Spiegel aller oberen Regionen; denn in ihr liegt in plastischem, realem Wesen ausgedrückt, was in dem höhern auf potentiale, geistige Weise enthalten ist. Daher schauen sich die oberen Regionen in den unteren an, und die oberen Geister, als die eigentlichen Originale, tragen Lust zu den unteren Dingen, weil sie in ihnen die Copie, den Abdruck und die Natur ihres eigenen Wesens erblicken.

Aufgang des Lebens der organischen Natur im Pflanzenreiche.

§. 6.

Es ist im Vorhergehenden eines mikroskopischen Schauspieles erwähnt worden, welches Robert Brown beschreibt. Jene Naturkraft, welche in sichtbarer Weise die Gesammtmasse des Planeten durch den Weltraum bewegt und die zugleich, für unsre Sinnen unbemerkbar, jeden ruhenden Körpertheil des Erdganzen durchwirkt, wird auf einmal zu einer offenkundigen, wenn in ihren Strom Stäublein irgend einer Art gerathen, welche geeignet sind dem bewegenden Zuge zu folgen. So wird uns auch in den belebten Wesen der Natur ein Strom des allgemeinen Bewegens, die Kraft eines lebendigen Zusammenwerdens und Zusammenwirkens sichtbar, wovon die unbelebte Natur ungerührt und unbewegt bleibet. Diese Kraft des Zusammenwerdens und Lebens liegt nicht in den sichtbar gewordenen Stoffen, sondern sie kommt in diese von oben her, aus einem unsichtbaren Grunde des Bewegens und Werdens, wie die willkürlichen Bewegungen eines Menschenleibes von den unsichtbaren Anregungen der Seele ausgehen. Nicht demnach von unten her, aus den todten Stoffen selber, kann sich, etwa durch ein Wachsen der Kraft, welche das Alterthum „Haltung" nannte (man vergl. S. 40, 41), das Leben entwickeln. Es ist hier kein Uebergang. Die Nacht, welche die Oberfläche der Erde umschattet, würde für sich selber nie aufhören Nacht zu sein, würde für sich selber nie zum Tage werden, wenn nicht eine Sonne von oben her aufginge und in den nordischen Winter, in das Dunkel der Nacht den Tag brächte. Selbst die Wahrnehmungen einer tiefer eindringenden Chemie haben es erwiesen, daß „dieses Etwas, welches wir Lebenskraft nennen, gänzlich außerhalb der unorganischen Elemente liege." — Diese sind ein Geschaffenes für einen Zweck, der jenseits der engeren Gränzen des eignen Daseins liegt, jene ist ein Schaffendes für den Zweck des eigenen Seins und Wirkens, und nur sie, die Lebenskraft, stehet nach dem Maße ihrer Wirksamkeit in mittelbarem Verkehr mit jenem selbstthätig bewegenden Antrieb des Lebens, der als Weltseele (nach §. 30) der Erzeuger und Erhalter der Seelen ist. Wenn wir jene Naturkräfte, welche als Schwere, als Licht, als Elektromagnetismus an den unorganischen Körpern sich kund geben, gleichsam als die Seelen dieser Körper betrachten, dann kann man sagen: in jener unteren Region der

Materie wird die Seele aus dem Leiblichen, z. B. die Schwere aus der Masse erzeugt und geschaffen, während dagegen in dem höheren Reiche der organischen Wesen der Leib durch die und aus der Seele geschaffen wird.

Hiemit in Beziehung stehet auch jener Unterschied, den wir zwischen der Zeugungsfähigkeit der schon leiblich vollendeten, organischen Wesen und einem Vermögen der unorganischen Körper bemerken, durch welches diese andern Körpern ihrer Art zur Gestaltung helfen. Der in die salzige Auflösung eingetauchte, schon gebildete Krystall dränget freilich durch seinen polarisirenden Einfluß der Flüssigkeit alsbald einen gleichartigen Krystall nach dem andern ab; wenn aber in ihr der Vorrath des schon vorhandenen, nur noch nicht zur festen Gestalt gewordenen Salzes erschöpft ist, hört dieses wetteifernde Nachahmen der Bildungen auf. So können überall die in der unorganischen Welt selber wirkenden Kräfte nichts andres, als die bereits in diesem bestimmten Maß, in dieser bestimmten wechselseitigen Beziehung vorhandenen Stoffe vereinen oder wieder trennen.

Dagegen erzeuget das organische Leben etwas, das dem niedern Elemente unmöglich war; es schaffet aus einem leiblichen Anfange, der für viele verschiedenartige Wesen derselbe und gleiche ist, ein in den herbeigezogenen, ernährenden Elementen weder begründetes, noch aus ihnen nach dem Gesetz der niedern Anziehungen herzuleitendes System der Gestaltungen und Wechselwirkungen, welches entsteht, seine Zeit hindurch wächset, seines Gleichen erzeugt und wieder vergeht. In diesem Akt eines selbstständigen Schaffens, in dieser Kraft, seines Gleichen zu erzeugen, lieget ein Hauptunterschied der organischen von der unorganischen Natur. Die vollwichtige Bedeutung der Worte „seines Gleichen" möge hier nicht übersehen werden. Man hat öfters die chemischen Gegensätze, z. B. die Säuren und Alkalien oder andere positive und negative Stoffe mit dem Gegensatz der beiden Geschlechter in der organischen Natur, dem männlich und weiblich Zeugenden verglichen. Die Thonerde bildet einen solchen Gegensatz mit der Schwefelsäure, das mineralische Laugensalz oder Natron mit dem Chlor. Die beiden ersteren vereinen sich und es entsteht der Alaun. Das Gewicht der neuentstandenen Masse ist genau dasselbe, was die Säure und die Erde hatten, aber auch nicht die mindeste Aehnlichkeit der Form und ihrer Eigenschaften weder der Säure noch der Erde ist dem Alaunkrystall geblieben, und dasselbe Verschwinden der Form und unveränderte Zurückbleiben der Gewichtsmasse wird bei dem Entstehen des Kochsalzes aus Chlor und Natrium bemerkt. Wenn sich 11 Gran Wasserstoffgas oder brennbare Luft mit 89 Gran Sauerstoffgas zu Wasser vereinen, dann entstehen daraus 100 Gran tropfbar flüssiges Wasser. Das neue Erzeugniß hat genau das Gewicht der beiden elterlichen Gegensätze beibehalten, der Zug der Schwere nach dem Erdganzen ist derselbe geblieben; wohin ist aber die Luftform der beiden elterlichen Gegensätze, wohin sind die Eigenschaften des brennbaren Wasserstoffgases und des die Flamme ernährenden Sauerstoffgases in dem Wasser gekommen, das, statt zu flammen oder die Flamme zu ernähren, vielmehr ein Auslöschen derselben bewirkt? Es bewährt sich mithin hier das, was wir oben S. 36 sagten: in der unorganischen Natur ist nur die Materie oder Masse das Bleibende und Fortbestehende, in der organischen Welt ist dieses die Form mit ihren Eigenschaften. Alsbald mit dem Aufgehen des Lebens in der Pflanzenwelt, mit dem Anbruch eines neuen Tages der Schöpfungsgeschichte beginnt die schöpferische Forterzeugung und Erhaltung, nicht zunächst der Materie, sondern der Form. Dieß wird schon in dem alten, heiligen Schöpferworte angedeutet: „Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage und habe seinen Samen bei sich auf Erden."

Bei der vorhin erwähnten, durch alle Einzelnen hindurchgehenden Bewegung eines Zusammenwerdens der Lebendigen zu einem sich gegenseitig ergänzenden, harmonischen All, bestehet das Einzelne, als das was es ist, nur in Beziehung auf die andern Einzelnen alle: auf jene, welche jetzt sind und welche vorhin waren, wie auf die, welche erst kommen sollen. Diese Bewegung des Zusammenwerdens hat in den Lebenden einen selbstständig inwohnenden Grund, die Seele. Das, was diese in Beziehung auf den einen, unsichtbaren Grund alles Seins ist, wird als Einfaches und Unveränderliches erkannt; was sie in Beziehung auf die Mannichfaltigkeit der andren sichtbar gewordenen über und neben und unter ihr stehenden Wesen ist, erscheint uns als ein Gefüge der mannichfaltigen sichtbaren Organe, welche der Veränderung unterworfen und schnell vergänglich sind. Darum sind die belebten Wesen zugleich auch organisch.

Es wiederholt sich gewissermaßen in der Mannichfaltigkeit der Organe, welche die bildende Kraft der Seele aus den Elementen ihrer Leiblichkeit hervorruft, das Ausgehen einer uranfänglichen Schöpferkraft in die endlose Mannichfaltigkeit ihrer Werke. Das Walten der Seele ist für alle diese einzelnen Gebilde da, sie aber eines für das andre und in ihrer Gesammtheit für die Eine, allbeherrschende Kraft; in jedem Einzelnen regt sich der Zug eines Mangels, der dasselbe zu dem andren, Ergänzenden hinführt; durch die Bewegung des einen wird die Ruhe des andern begründet.

Eben so wie die Welt der unorganischen, unbeseelten Körper in zwei verschiedene Reiche: in das der Steine und in jenes der leichtbeweglichen Atmosphärilien getheilt ist, findet eine solche Zweitheilung auch in der organischen Körperwelt statt. Das Pflanzenreich in seiner örtlichen Gebundenheit an den Boden entspricht den festen, unbeweglich ruhenden Gesteinen, das Thierreich in seiner freieren Beweglichkeit dem flüssigen Gewässer und dem Luftkreise.

Wie an einer Kette von Magneten der Pol eines nächstfolgenden Gliedes sich an den entgegengesetzten des vorhergehenden anschließt, so stehet das Pflanzenreich gleich einem negativen Pole der organischen Natur, zunächst mit dem positiven Pole der unorganischen, mit den Atmosphärilien in lebendigem Wechselverkehr. Die niedere Stufe der Leiblichkeit muß hier, wie überall, der nächst höhern zum Element ihrer neuen Schöpfungen dienen, sie wird als Nahrung in den Kreis von diesen aufgenommen und mit der höheren Form des Daseins überkleidet. Die Elemente, aus denen die Leiblichkeit der Pflanze besteht, und durch welche dieselbe erhalten und ernährt wird, sind zunächst die Grundstoffe der Atmosphärilien, der Kohlenstoff und Wasserstoff in ihrer Verbindung mit dem Sauerstoff; etwas seltner der Stickstoff und einige jener leicht auflöslichen Elemente, die im Gewässer des Bodens enthalten sind. Aber all diese unorganischen Elemente werden durch die Lebenskraft der Pflanze zu organischen, in deren vielfacher Zusammensetzung bereits nach S. 37 jener Unterschied sich abspiegelt, der zwischen einem vielgegliederten organischen Leib und der einfachen Zusammensetzung eines Steines gefunden wird. Es sind da nicht, wie im Wasser, zwei Elementartheile des Wasserstoffes mit einem Elementartheil des Sauerstoffes oder zwei von diesem letztern mit einem des Kohlenstoffes, wie in der Kohlensäure, vereint, sondern es erscheint im Ganzen als Regel, daß nicht einfache und vereinzelte, sondern sogleich mehrere Elementartheile eines Grundstoffes mit mehreren Elementartheilen nicht nur eines, sondern zweier und dreier andrer Grundstoffe Verbindungen eingehen. Während deßhalb die Schwefelsäure aus einem Elementartheil Schwefel und drei Elementartheilen Sauerstoff bestehet, ist die Weinsäure aus fünf Atomen Sauerstoff, aus eben so vielen des Wasserstoffes und vieren des Kohlenstoffes, das Stärkmehl aus sechs Elementartheilen des Sauerstoffes, sieben des Kohlen-, dreizehn des Wasserstoffes zusammengesetzt. Zu diesen drei, nicht Einheiten, sondern Vielheiten der Grundstoffatome kommt öfters noch als eine vierte die des Stickstoffes.

Nicht in der Weise der Zusammenfügung der Elementartheile allein, sondern vielmehr noch in der eigenthümlichen Bekräftigung ihrer Gebilde, gibt sich die Seele, die in der Pflanze lebt, als eine Herrscherin kund, deren Walten nicht mehr unter dem Gesetz der unorganischen Gestaltungen stehet. Die Lebensluft hat, wie wir vorhin erwähnten, den Namen des Sauerstoffes empfangen, weil sie dem Schwefel, dem Phosphor, dem Kohlenstoff, wenn sie mit diesen sich vereint, die Eigenschaft einer Säure für unsern Geschmack und im Wechselverkehr mit andern Stoffen mittheilt. Je mehr der Schwefel, je mehr die Kohle vom Sauerstoff aufnimmt, desto stärker wird an der hiebei entstandnen Verbindung die Eigenschaft der Säure. Anders aber ist dieß in der organischen Natur, denn in der (sehr starken) Oxalsäure ist eine geringere Menge des Sauerstoffes enthalten als in der schwachen Kohlensäure, ja im Zucker ist eine größere als in der Essigsäure. Und so füget die Baumeisterin Lebenskraft in der Pflanze die Elemente der irdischen Leiblichkeit in einer Weise zusammen und ertheilt ihnen Eigenschaften, wodurch dieselben zu einer ganz andren Welt der Dinge werden, als die Körper der Erdveste dieses sind. Es ist das Vorbild einer neuen Erde, welches nicht aus dem schweren Stoffe der Erdmasse und Metalle, sondern aus der leichten Luft und dem flüssigen Gewässer auferbaut ist, und welches im Pflanzenreich zu einem tragenden Boden und zu einer nährenden Mutter für die nächst höhere Stufe der irdischen Erzeugungen und für das Thierreich wird. Denn die Pflanzenwelt gleichet einer großen Küche, in welcher für alle Lebendigen der höheren Ordnung (mittelbar oder unmittelbar) die Speise, ja mit dieser zugleich (nach §. 12) der Lebensathem bereitet wird.

Es hat aber, so könnte man sagen, dieses neue Erdreich, diese Welt der Lebendigen, deren elementare Grundlage durch das Pflanzenreich erzeugt wird, einen eignen, neuen Himmel über und um sich. Dieses ist nicht jene feiner körperliche, dabei aber wägbare Hülle des Luftkreises und seiner Gewässer, welche über und um die Erdveste des Steinreiches schwebt und fluthet, sondern der Strom jener Weltkräfte, die als Licht, als Wärme, als elektromagnetische Regung von der unorganischen Körperwelt gleichsam nur zurückgestrahlt werden, ohne dieselbe lebendig zu durchwirken. Während deßhalb die beseelte Pflanze nach unten hin mit dem Gebiet der Atmosphärilien in jenem selbstthätigen Verkehr stehet, vermöge dessen sie die Stoffe derselben für ihren organischen Aufbau sich aneignet, tritt sie zugleich nach oben hin mit dem Reiche jener Weltkräfte in Beziehung, welche der Lebenskraft selber verwandt und hülfreich sind. In dieser ätherischen Region der ohne Aufhören geschäftigen Anregungen und Bewegungen begegnen sich die Welt des besonderen, kreatürlichen Lebens und der Einfluß jenes allgemeinen, schöpferischen Lebens, welcher den organischen beseelten Leib in derselben Weise durchwirkt wie der Zug der Schwere den unbeseelten Stein oder das Metall. Anstatt der geometrischen Gestalten der Krystalle, welche in der untern Körperwelt, wo die Schwere herrscht, durch das polarische Zusammentreten der Urelemente sich erzeugen, sehen wir in der obern Welt der beseelten Leiblichkeit die organischen Formen hervortreten, bei deren Aufbau statt der Schwere und der Elektricität ein Antrieb thätig ist, welcher für das Reich der lebenden Seelen dasselbe ist, was die allzusammenfassende Schwere für das Reich der Körper.

Wenn wir das Entstehen der krystallinischen Körper in der unorganischen Natur beachten, dann fällt es uns sogleich in die Augen, daß der vorhin gestaltlose Stoff erst dann eine Gestalt gewinnen könne, wenn er sich ruhend dem Zuge der Schwere hingibt, und daß dieses nicht möglich sei, so lange bei ihm der flüssige Zustand oder eine ruhestörende Bewegung stattfindet. Auch für die Welt der beseelten Dinge gilt ein ähnliches Gesetz.

Das Werk der Gestaltung der organischen Leiblichkeit gelingt nur da, wo die Seele ruhend sich dem Antrieb des allgemeinen, schöpferischen Lebenseinflusses hingibt, ohne das Walten desselben durch eine selbstische Bewegung zu stören. Dem Gewächsreich ist das Geschäft der organischen Gestaltung und die Umwandlung der niedern Elemente in die einer höhern Ordnung in vorherrschendem Maße für die Gesammtheit der Lebendigen unsrer Erde übertragen. Darum erscheint die Pflanze nicht nur in äußerlich leiblicher Weise als ein fest am Boden ruhendes, sondern auch innerlich ist sie ein solches, in Beziehung auf den anregenden, bekräftigenden Einfluß des allgemeinen Lebens. Die Seele, welche in dem Gewächs wirkt und schaffet, ist bloß für das Werden ihrer Leiblichkeit und der neuen Keime ihres Geschlechtes da; sie bildet und erhält ihren Leib, ohne denselben (als bewegende Kraft) zu beherrschen. In einem ungleich weiteren Umfang als die verdauenden Eingeweide und nährenden Gefäße des Thierleibes, welche dem Kreise der willkürlichen Bewegung und der deutlichen Empfindung entzogen sind, erscheint die Pflanze als ein Schlafendes, das von der Außenwelt keine Wahrnehmung und Empfindung, keine dem Einfluß derselben entgegentretende Bewegung hat, während in dem Wesen des Thieres eine Rückwirkung des besondern Lebens gegen den Einfluß des allgemeinen hervortritt, so daß in ihm die Seele nicht nur als Bildnerin, sondern auch als eine bewegende Herrscherin der Glieder des Leibes erscheint.

Der Zug der Schwere, unter dessen Walten das Gestein stehet, und der Antrieb des Mitwerdens mit einem allgemeinen Schaffen und Werden, in dessen Strom die Seele der Pflanze versenkt und dahingegeben ist, gehen beide aus dem gemeinsamen Quell einer uranfänglichen Schöpferkraft hervor. Diese erscheint uns als Schwere in ihrer allerhaltenden, als Antrieb des Lebens in ihrer ohne Aufhören neuschaffenden Eigenschaft. Denn wie das Licht nur leuchten kann, indem es sonst kein Licht, wie das Feuer, wenn es nicht brennte, kein Feuer wäre, so kann auch das Leben der Seele nur als ein beständiges neues Bilden und Schaffen sich äußern. Was in der unorganischen Körperwelt Abstoßen und Anziehen, das ist in der organischen Auflösung oder Zersetzung und neue Zusammenfügung oder Gestaltung. In all diesen wesentlichsten Aeußerungen ihres Lebens, in der unausgesetzten Bildung und Wiederauflösung des organischen Elementes und der organisch gegliederten Leiblichkeit, in dem Hervorbringen fruchtbarer Keime der gleichen Art, in den allgemeinen Zügen der Entwicklung aus einem Ei, sowie des Wachsthums und des endlichen Absterbens sind beide Reiche der beseelten irdischen Wesen, das der Gewächse und jenes der Thiere, sich ähnlich und verwandt; zugleich aber bildet das Pflanzenreich dem Thierreich gegenüber eine Macht, deren eigenthümliche Abgrenzung uns selbst für die Geschichte der thierisch-menschlichen Seele von hoher Bedeutung werden muß, weßhalb wir sie hier noch einmal in zusammenfassender Weise betrachten wollen.

Die weiblich gebärende Kraft der Thiere, namentlich der Vögel, bringt für sich selber das Ei hervor, ein Gebilde, in welchem die Masse, die nachmals vom zeugenden männlichen Princip überkleidet und, durch dieses von neuem geboren, zum selbstständig bewegten lebenden Thiere wird, schon ganz als dieselbe vorhanden ist. So ist und wirket in der Pflanze dieselbe Kraft, welche im Ei wächset, welche die Häute mit ihrem zarten Gewebe, welche Dotter und Eiweiß sammt ihren Banden aus dem wässerig Flüssigen gestaltet und zusammenfüget; das entstandene Gebilde erfährt aber noch nichts vom Ein- und Ausathmen der Luft, noch nichts vom Bewegen und Empfinden. Ein Augenblick der neuen höhern Geburt und Belebung — die Befruchtung — kommt hinzu: die Masse des Eies wird von einem oberen, nie wägbaren, dem Auge nie sichtbaren Einflusse überkleidet, und wie wird nun das Alles unter dem begünstigenden Einflusse der Mutterwärme so anders! Ein Herz pulsirt zwischen Eiweiß und Dotter, Muskeln bewegen sich; mitten unter den Häuten und Flüssigkeiten entstehen Nerven und Knochen, Gehirn und Augen und Glieder.

So ist das ganze Pflanzenreich im Vergleich mit dem Thierreich das Werk einer bloß mütterlich gestaltenden, den lebensfähigen Stoff bereitenden Kraft. Die Wurzel ist für beide dieselbe, und dennoch ist von einem zum andern kein Uebergang. Es ist ein Moment, ein unsichtbar Hinzutretendes, und was vorhin gefühllos wachsende, unbewegliche Pflanze war, das ist durch jenen Moment mit einem Male zum beweglichen, empfindenden Thiere geworden.

Das Pflanzenreich gleichet mithin dem Ungebornen im Mutterleibe, das Thierreich dem Ausgebornen, selbstständig Athmenden und Bewegten. Das Ungeborne im Mutterschooße, es gestaltet sich nicht allein durch eigene inwohnende Kraft, sondern es wird gestaltet durch die Lebenskraft der Mutter. Man sagt, daß die Gedanken, das Sehnen, die Gefühle der Letzteren auf das Ungeborne (gestaltend) einwirken, in ihm sich spiegeln. So spiegeln sich im Pflanzenreiche die Gedanken und Empfindungen einer unsichtbaren, die Sichtbarkeit im Schooße tragenden und gebärenden Mutter. Denn die Lebendigen alle, sie sind die zur sichtbaren That gewordnen, vorhin unsichtbaren Gedanken und Willensmeinungen einer ewigen Weisheit, die sie trägt und kennet.

Sie, diese Weisheit, welche am Anfange der Wege Gottes, welche der Werkmeister bei Ihm war und schaffend auf Seinem Erdboden vor Ihm spielete, ist höher als alle Creatur. Ist doch im unvollkommenen Abbilde die leibliche Mutter höher als das in ihr verschlossene lebende Ungeborne, höher als das schon selbstständig gesonderte ausgeborene Leben des schwachen, der Pflege bedürftigen Kindes. Aber je zarter und schwächer dieses noch ist, desto anhaltender und sorgfältiger wird es gepflegt, und das Ungeborene stehet der Mutter noch näher, ist noch ein Leben mit ihr.

So hat auch das Pflanzenreich das vor dem Thierreiche voraus, daß jenes so ruhend, so treu, unmittelbar den waltenden, belebenden Einfluß der jungfräulichen Werkmeisterin — der bildenden Weisheit — empfängt, wie die noch wachsende Blüthe und Frucht den Saft des tragenden Stammes.

Und das ist der eigenthümliche Reiz, das mächtig Anziehende, welches das Pflanzenreich, voraus vor dem Thierreiche, auf die Seele des Menschen hat; es ist ein Gefühl von der noch unmittelbareren, wesentlicheren, gleichsam leiblicheren Nähe und Einwirkung der bildenden Mutterkraft. Es sind die Gedanken, die Gefühle der jungfräulichen Bildnerin selber, welche da, strahlend in den Farben des Regenbogens, und in sinnvollen Gestalten: dunkel in ihrer Bedeutung, aber tief ergreifend wie die Bildersprache des Traumes, dem denkenden Geiste begegnen. Da sind die Kräfte — nährend und heilend — welche noch unmittelbar aus dem Quelle des Lebens und der Gesundheit der Wesen kommen; es sind die Pulsschläge des mütterlichen Herzens selber, welche gefühlt und bemerkt werden: wenn auch in dieser stummen schlafenden Welt nirgends noch eine Stimme oder selbstständig entgegenkommende Bewegung der fragenden Mutterliebe antwortet; wenn auch das Bild, das da erscheint, dem Ebenbild der Urform, welchem zuletzt das Thierreich sich nahet, eben so unähnlich und unvergleichbar ist als der Bildungssaft, aus welchem das Auge sich gestaltet, jener Sichtbarkeit, welche einst in der kleinen Welt des Auges sich abspiegeln soll. Denn wer sollte in der Gestalt des innern und äußern Ohres die Welt der Harmonien erkennen und errathen, welche da nachmals aus- und eingehen und walten wird; wer sollte in der Gestalt der Netzhaut und Krystallfeuchtigkeit, in jener der Linse und der künstlich gewebten Iris des Auges die ganze sichtbare Schöpfung vom leuchtenden Stern bis zum schweren, festen Stein errathen und ahnden, welche bald hernach hier aufgehen und innerlich sich gestalten soll; wer in der Gestalt des Gehirnes die Gedankenwelt des Geistes?

So äußerlich unähnlich denn als die empfindenden Organe dem Kreis ihrer künftigen Empfindung, so unähnlich als die dunkle Zeichen- und Gestaltensprache des Traumes der wachen Wortsprache, so anscheinend unvergleichbar als das Geschäft der Seele der Thätigkeit des Geistes, ist das Pflanzenreich dem Thierreich. Und dennoch stehen alle diese äußerlich und anscheinend so unvergleichbaren und unreimbaren Gegensätze innerlich und wesentlich in einer nahen und unmittelbaren Beziehung zu einander, so wesentlich als die Gestalt und Ernährung der Raupe zur Gestaltung des künftigen Schmetterlings, oder der physische Act der Entzündung und des Verbrennens zu dem Acte der Bildung und Entwicklung des brennbaren Wesens.

Es ist nur ein Augenblick, und eine Thätigkeit des Geistes überkleidet, wie das Leuchten der Flamme die Bewegung der Wärme, so das ihr entsprechende Streben der Seele; nur ein Moment, und die niederwärts gehende, blos bildende und gestaltende Richtung des Schlafes und Traumes wird in die aufwärts gehende, geistig erkennende und sprechende des Wachens hinaufgerückt.

Erläuternde Bemerkungen. Aristoteles schon bedient sich des Wortes organisch (ὀργανικὸν) in demselben Sinne, in welchem wir es oben in der Ueberschrift zum Paragraphen gebraucht haben. Er nennt (de anim. L. II, c. 1) selbst die Theile der Pflanze (Kelch, Fruchtkapsel u. s.) Organe, ja es besteht hierin das gemeinsame Wesen aller lebendigen Seelen, daß es die anfängliche bewirkende Einheit eines natürlichen organischen Körpers ist (*εἰ δέ τι κοινὸν ἐπι πάσ ς ψυχῆς δεὶ λέγειν, εἴη ἂν ἡ πρώτη ἐντελέχεια σώματος, φυσικοῦ ὀργανικοῦ*). In andern Stellen seiner Werke werden nur die zur Bewegung bestimmten Glieder organische (*τὰ ὀργανικὰ των μορίων*) genannt, und von ihnen die Sinnorgane (*τὰ αἰσθητήρια*) unterschieden (de part. animal. L. II, c. 1). So ist denn die Hand vornehmlich Organ des Leibes (Probl. sect. XXX), ja das Organ aller Organe (de anim. L. III, c. 8). Bei spätern griechischen Schriftstellern fällt übrigens jener Unterschied gänzlich hinweg, und bei Galen (de Symptomat. caus. L. I, c. 8, ed. Kühn. Vol. VII, p. 139) werden auch die Sinne Organe genannt. (Schon Phil. de Special. leg. 808, Mang. Vol. II, 332 gebraucht das Wort *ὄργανον* in einem weitern Sinn für die Zähne.) Erst spät ging das Wort Organ und noch später das Wort organisch in dem obigen Sinne in die lateinische Sprache über. So finden wir Organum oris für Zunge bei dem christlichen Dichter des 4. Jahrhunderts Prudentius (Peristeph. X de St. Roman. 2). Schön und klar entwickelt hat Leibnitz in seinen Principiis Philosophiae (64 bis 67, ed. Genev. T. II, p. 28 u. a.) den Begriff von Organismus. Darum weil der Körper eines jeden belebten Wesens ein Spiegel des Alls, ein verbindendes Mittelglied zwischen diesen einzelnen und allen andern Monaden des Weltganzen ist, muß er auch nothwendig organisch sein. Seit dieser Zeit hat man die belebte Natur auch in den neuern Sprachen allgemeiner mit dem Namen der organischen, die unbelebte dagegen mit dem Namen der anorganischen bezeichnet, oder auch, wie dieß später geschah, die Dinge der letzteren, weil ihnen jener inwohnende Lebenstrieb (*ὀργή*) mangelt, welcher wenigstens Wachsthum und Vermehrung begründet, anorganisch genannt.

Am gewöhnlichsten unterschieden die Alten die beiden Hauptregionen unserer Sichtbarkeit, als die der belebten (*ἔμψυχα*) und leblosen (*ἄψυχα*) Dinge (Arist. Probl. XVI, XVII). Wenn Aristoteles (de juvent. et senect. c. 1) den Pflanzen zwar auch ein Leben zugesteht (*τὰ γὰρ φυτὰ ζῇ μέν*), dennoch aber auch zugleich behauptet, daß dieselben keine eigentlich Lebenden seien (nicht *ζῶα*, sondern nur *ζῶντα*), weil ein Lebendes (Thier) Empfindung habe, so deutet er hiermit auf jenen Unterschied zwischen dem inwohnenden Lebensgrund in Pflanze und Thier hin, welcher, wie schon oben erwähnt, von den Alten auch so bezeichnet wurde, daß nur in dem Thiere eine eigentliche Seele (*ψυχή*) sei (Diog. Laërt. L. III, 28), die Pflanze aber lebe und wachse durch das in ihr wohnende „Werden" (*φύσις* Sext. Emp. contrad. L. IX, adv. Phys. 81; Philo ss. Leg. allegor. L. II, 1091, ed. Mang. vol. I, 71). Das Wort *φύσις*, Natura, das

Werden, Wachsen, von welchem das Gewächs (*φυτὸν*) seinen Namen hat, ist eines der sinnvollsten, prägnantesten. Es bedeutet zwar auch in jenem Sinne, in welchem wir das Wort am öftesten gebrauchen, die Natur, die gewordene und werdende Welt der sichtbaren Dinge; doch kommt ihm diese Bedeutung mehr nur metaphorisch zu (Aristot. met. IV, c. 4); ursprünglicher ist jene andre, nach welcher die *φύσις* die das Werden und Leben erzeugende Kraft selber ist (ib. X, so wie Phys. II, 1), welche den Grund des selbstständigen Bewegens und der Entfaltung der vernünftigen Samenkeime in sich selber hat (Diog. Laërt. L. VII, 148). Die Kraft, welche die Welt zusammenhält (ib.) und Alles ordnet, weil sie selber die Ursache aller Ordnung ist (Aristot. physic. VIII, c. 1), welche überall nach einem bestimmten Zwecke strebt (de generat. I, 1), überall das Vollkommenste und Beste zu erreichen sucht (de incess. animal. c. 12), niemals etwas Vergebliches oder Nutzloses wirkt oder schaffet (de part. anim. L. IV, c. 11 und c. 13; de generat. anim. L. II, c. 4; man vergl. über den ähnlichen Sinn des Wortes Natur: Cit. Nat. D. L. II, c. 11 u. a.) In diesem vielbedeutenden Sinne erscheint die *φύσις*, welche als belebende Seele in der Pflanze wohnt, und welche nach der Lehre der Stoiker ihrer Substanz nach eine minder feine Luft sein sollte als die Seele der Thiere (Galen. an. anim. mor. corp. temp. sequ. c. 8), nach Philo aber eine in Bewegung gesetzte „Haltung" (*ἕξις ἤδη κινουμένη*. 55. Leg. Alleg. L. II, 1091, edit. Mang. Vol. I, p. 71, m. vergl. hiezu oben S. 41), als jene den Monaden inwohnende Kraft des gemeinsamen Zusammenwerdens mit allen andern Monaden, welches die Bestimmung und der Grund der organischen Beschaffenheit aller lebenden Wesen ist (Leibnit. princ. Philos. 64 bis 67, m. vergl. Aristot. Metaph. L. IV, c. 4.) Denn in Allen ist ein Theil von Allen (Simpl. phys. Fol. 33. b). Vor Allem jedoch ist die in der Pflanze wirksame *φύσις*, sowie alle *φύσις* überhaupt (Ar. magn. mor. I, 10), die Kraft ihres Gleichen zu erzeugen (Diog. Laërt. VIII, 28), fruchtbare Samen auszugebären.

Auch in unserer deutschen Sprache stammen die verschiedenen Wörter, welche *φυτὸν*, Gewächs bezeichnen, aus Einer Wurzel, welche dem bedeutungsvollen Worte *φύσις* sehr sinnverwandt war, welche aber zu frühe durch das Wort Natur verdrängt zu sein scheint. Denn abgesehen davon, daß alle die Wörter, welche nach Frisch (deutsch-lateinischem Wörterbuche) von wachsen herkommen: wie das unmittelbar aus „wachsen" entstandene „Wasen", Rasen, Gras, auf eine noch tiefere Wurzel hinleiten, deren Ueberreste noch in den Wörtern „weich", „erweichen" u. s. vorhanden sind (Frisch T. II, p. 413 a), und welche auf ihrem uralten heimathlichen Boden gewiß eben so wohl mit dem prägnanten Worte *φυεῖν*, welches namentlich auch fundere, fließen machen, bedeutete, eins war, als weichen, entweichen, mit *φυγεῖν*, so kommt auch das Wort Kraut unmittelbarer noch aus einem Worte her, welches in seiner Bedeutung mit *φύσις* nahe verwandt scheint, von dem Worte Gruse, Grude. In den alten deutschen Versen, welche Frisch anführt, heißt es:

Gott der Sun die Geschöpfe bildet und formet,
Gott der h. Geist sie normet,
In der Nature Grude
Das ziemet Gottes Gute.

Die infranaturalistische Ansicht von der Möglichkeit des Hervorgehens einer Welt der lebenden Wesen aus dem (chemischen) Wechselverkehr im todten Elemente findet sich schon gut widerlegt bei Phil. de mund. incorruptib. 944 sqq. ed. Mang. II, 493 sqq. Ueber den oben S. 47 erwähnten Unterschied zwischen der todten und lebenden Natur, in Beziehung auf die Umgestaltung und Zusammensetzung der Stoffe, vergl. m. J. J. Berzelius Lehrbuch der Chemie, übers. von Wöhler, Bd. III, S. 37.

Das organische Leben hat die Fähigkeit, die Elemente und Grundstoffe nicht bloß in anderem Verhältniß zu verbinden, sondern sie ganz zu verwandeln. „Zwar ist nicht zu läugnen, daß bei den Pflanzen die Mischung des Erdbodens und des Wassers, wovon die Pflanzen sich nähren, einen bedeutenden Einfluß auf ihre Bestandtheile habe, und daß sie, vorzüglich die niederen Ordnungen derselben, allerdings mehr Theil an der Mischung der Substanzen nehmen, von denen sie umgeben sind, als die Thiere. Indessen bleibt doch im Ganzen das Naturgesetz statthaft, daß jeder Organismus aus den Urstoffen, die ihn umgeben, seine eigenthümlichen Bestandtheile bildet, und daß der Kalkgehalt der Pflanzen, die im klaren Sande gewachsen sind, oder die auf Granit stehen, um nichts geringer ist, als der Gehalt an diesem Bestandtheil in solchen Pflanzen, die auf Kalkboden wachsen." A. P. de Candolle's und K. Sprengel's Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde, Leipz. 1820. S. 278. In Beziehung auf die Erzeugung der Kalkerde waren auch die Versuche mit Pflanzen, die man in porcellanenen Geschirren gezogen, und bloß durch kohlensaures Wasser ernährt hatte, immerhin sehr beachtenswerth. — Ebenso scheinen auch in vielen Fällen die Kieselerde, ja nach Döbereiner die Metalle, welche man in vielen Pflanzen findet (Kiesel besonders in Rohrgewächsen, Kupfer in den Knollen der Scitaminen, Eisen und Mangan fast in allen Familien), wenigstens nicht durch Einsaugung vermöge der Wurzeln aus dem Boden allein hergenommen zu sein. (Ebendas. 296 u. 297.) Das Entstehen des Hühnchens im Ei mit allen Bestandtheilen seiner Knochen, seines Fleisches, seines Gehirns und seiner Säfte aus dem Eiweiß und Dotter, die immerwährende Neuerstattung der Bestandtheile des Leibes aus Nahrungsstoffen, in denen manche derselben nicht chemisch nachweisbar sind, erscheint für die chemisch-physiologischen Berechnungen der Einnahmen und Ausgaben im Haushalt eines werdenden und fortlebenden thierischen Körpers noch immer als ein schwer zu lösendes Räthsel. Wenn aber auch die Grundstoffe bei allem Wechsel der organischen Mischungsverhältnisse sich gleich bleiben, so finden doch in der Form und den Eigenschaften der Elemente des zweiten höheren Grades (nach §. 10 und §. 13) Umwandlungen statt, welche weit außer dem Bereich unserer chemischen Kunst liegen, und nur durch die Lebenskraft bewirkt werden können.

Die Kalien und Erden scheinen (besonders die letzteren nach Berzelius) mit den Säften und Theilen der Pflanzen im basischen oder unverbrannten (metallischen) Zustande vermischt und verbunden zu sein, daher auch sie ihrerseits den Verbrennungsproceß lebhafter machen. — Nahrungsmittel des Pflanzen- wie des Thierreichs sind übrigens hauptsächlich solche Körper, welche aus den vier luftförmigen Stoffen (dem Kohlen- und Wasserstoff, Sauer- und Stickstoff) zusammengesetzt sind.

Diese Luftarten gehen im organischen Leben in eine gröber-leibliche Gestaltung der zweiten höhern Potenz ein, welcher sie ihre eigene flüchtige, leicht das Gewand wechselnde Natur mittheilen, während sie der Leiblichkeit der niedern Ordnung entweder in atmosphärischer Entbundenheit frei gegenüber stehen, oder, wenn sie sich mit ihr vereinten, in die todte Starrheit derselben mit hineingezogen werden. — Die Zusammensetzung und Entstehung des Pflanzenkörpers aus luft- (dampf-) förmigen Stoffen, in welche siderische Kräfte von oben her ihren gestaltenden, schaffenden Einfluß geben, behauptet schon Aristoteles (de plantis, L. II, c. 3). Die Pflanze lebt, weil in ihr die Kraft und Anlage ist zu wachsen und abzunehmen (de anima L. II, c. 2). Der letzte Zweck des Daseins und Lebens der Pflanze ist es übrigens, den fruchtbaren Samen zu erzeugen (de generat. animal. L. I, c. 23), andere Wesen, die ihnen ähnlich sind, hervorzubringen (histor. animal. L. VIII, c. 1). Darum erreicht auch das Pflanzenleben insgemein zugleich mit diesem seinem höchsten Zweck und Ziel sein Ende (Problemat. sect. XX). Von dem Thiere unterscheiden sich die Pflanzen unter Anderm dadurch, daß bei ihnen jener Haupttheil, welcher an dem Thiere nach oben steht, nach unten, nach dem Boden zu gekehrt ist (de juventut. et senect. c. 1; de anim. II, 4). Wie das der Ernährung Fähige *(θρεπτικὸν)* das Princip und Wesen des Pflanzenlebens ist, so ist und wird die Pflanze zugleich vor Allem ein Ernährendes. Die Pflanze ist für das Thier da (de plantis L. I, c. 2; Politic. I, c. 8), ist nur da, um selber ernährt zu werden und Nahrung zu geben. Und dieß ist ja eben das Princip und Wesen jenes allzumaligen „Zusammenwerdens", jene *φύσις*, welche wie ein alldurchdringender Hauch das Ganze wie das Einzelwesen der Pflanze belebt, jene *φύσις*, welche in dem Verdauungs- und Ernährungsgeschäfte des Thierleibes waltet: zu sein und zu werden und sein Wesen zu haben nicht zunächst in und für sich, sondern in einem Andern und für ein Anderes (m. vergl. die Bem. zum §. 7 und den §. 17). Wie noch der schon gewordene und todte Leib der Pflanze, das Holz, ein Ernährungsmittel der Flamme unsers Herdes ist, so dient das ganze Werden des Pflanzenreiches zur Ernährung jener Flamme eines allgemeinen Lebens, deren wohlthätig belebende Wärme die ganze Sichtbarkeit durchdringt. Das Pflanzenreich ist nur ein passiver Canal, welcher den Strom des allgemeinen Ernährens durch sich hindurchläßt; es fehlt ihm jenes dem Thier inwohnende Etwas, jener selbstständige Mittelpunkt (Aristot. de anim. III, 2), welcher der äußern Welt des Empfindbaren das Gleichgewicht hält, darum leiden sie nur mit und von der Materie, ohne sie zu empfinden (ib. II, 12). Die Einheit, auf welche sich, wenigstens im vollkommenen Thiere, alle Vielheit der Lebensbewegungen und der Gestaltungen der einzelnen Theile bezieht, ist in der Pflanze selber nicht zu finden, sondern außer und ober ihr in einem zu ihr gehörigen und sie ergänzenden Höheren. Darum erscheint es auch, als habe die Pflanze nicht eine, sondern mehrere Seelen (Aristot. de anim. II, 2; de juvent. et sen. c. 2; de respiratione c. 17). Denn jedes Blatt, jede Blüthe ist eine Pflanze für sich, die auf dem Baume wie ein anderes Kraut im Erdboden seine Wurzeln treibt (m. vergl. Darwins Zoonomie). Obgleich daher jedes einzelne Blatt, jede Blüthe eben so vollkommen symmetrisch und in bestimmter Zahl der Theile ausgebildet ist wie im Thiere, so mangelt doch allen Zweigen, allen Blättern und Blüthen

zusammengenommen, und wenn man sie als nur Ein Ganzes betrachten will, jene Symmetrie und jenes bestimmte Zahlenverhältniß der Theile, welche am Thierreich bemerkt werden. Uebrigens sind im Leben und Wesen der Pflanze drei wirkende Kräfte zu unterscheiden: die der Ernährung, der Veränderung und Vermehrung (*δύναμις θρεπτική, μεταβλητικὴ καὶ αὐξητική*). Die erstere wirkt das Wachsthum, die andere jene periodischen Veränderungen wie das Abwerfen und Neuansetzen der Blätter, die dritte die Erzeugung der Früchte (Phil. *ὅτι ἄθρεπτον τὸ θεῖον* 297, 298, ed. Mang. p. 278).

Das Thierreich.

§. 7.

Das eigne, besondre Dasein und Wirken der Geschöpfe empfängt, dieß erkannten wir im vorhergehenden Paragraphen an, seine fortwährende Bekräftigung aus dem Mitwirken eines allgemeinen Seins und Werdens, dessen Umfangs- und Ausgangspunkt nur in abbildlicher Weise in der Welt des Leiblichen seine Stätte hat. Das Bewegen der Magnetnadel ist ein Mitbewegen mit dem Strome des Erdmagnetismus, das Sehen unseres Auges ein Mitleuchten mit dem Lichte der Sonne oder der Flamme. Wenn der allgemeine magnetische Strom ihn verließe, dann würde dem einzelnen Magnet gar bald seine polarische Bekräftigung entschwinden; ohne ein äußeres Licht, das die Welt des Leiblichen ihm beleuchtet, bliebe diese Welt dem Auge unsichtbar und verborgen, seine Sehkraft machtlos und gebunden.

Wenn wir die Wesen der irdischen Naturreiche in Beziehung auf jene Mächte der Leiblichkeit betrachten, welche ihr Dasein begründen und beherrschen, dann erscheint uns das Steinreich als ein Gebiet, daselbst in ausschließenderer Weise die Schwere sammt den ihr zunächst verwandten Kräften waltet. Das Pflanzenreich empfängt den Antrieb seines Lebens aus dem Lichte und aus der Region jener irdischen Elemente, welche durch den Einfluß des Lichtes zu frei beweglichen geworden sind; erst im Thierreiche erwacht der Zug zu der ganzen, vom Lichte beleuchteten Mannichfaltigkeit der Dinge. Die Macht der allgemeinen Schwere sowie des Zusammenhaltens der einzelnen Körper durchdringt (nach §. 2) alle Höhen und Tiefen der Leiblichkeit; sie ist an keine Zeit und an keinen Wechsel der Tage gebunden; in ihr ist ein beständiges Ruhen der Nächte, ein unveränderliches Beisammensein des Einzelnen mit einem Ganzen, das auf einer gemeinsamen Mitte all die Einzelnen hält und trägt. Auch das Licht gehet für die irdische Körperwelt zunächst und vorherrschend nur von einem gemeinsamen Quell, von der Sonne aus; es hat einen meßbaren Fortgang im Raum und in der Zeit, ist für die planetarische Welt einem Wechsel der Tage und Nächte unterworfen. Dagegen gehet die äußere Anregung, welche das Thier zu der Vielheit der beleuchteten Dinge hinziehet, von keiner allgemeinen Mitte, von keinem einzelnen, vorherrschenden Punkte aus, sondern von

sehr verschiedenen und mannichfaltigen; sie ist nicht nur dem regelmäßigen Wechsel der Tage und Nächte, sondern einem Wandel unterworfen, der an kein unabänderliches, äußeres Gesetz gebunden ist.

Die anziehende Kraft der Planetenmasse als Schwere wirkt, wenn auch in verschiedenem Maße, an jedem Punkt des Erdkörpers auf das ruhende Gestein; das Sonnenlicht, wenn auch mit verschiedener Stärke seiner Strahlen, beleuchtet zu seiner Zeit die ganze Oberfläche der Erde, gibt und erhält überall dem Wasser seine flüssige Gestalt, begründet und erhält den Wechselverkehr der Luft mit den Elementen des befeuchteten Bodens. Ohne sich von ihrer Stelle zu bewegen, empfängt die Pflanze den anregenden Einfluß des Lichtes, die Nahrung der vom Licht entbundenen und bewegten Elemente, und gleichwie der einzelne Stein, von der Schwere gehalten, nur durch sie mit den anderen Massen des Planeten um den gemeinsamen Schwerpunkt geführt wird, so sind die Lebensbewegungen des Gewächsreiches in ihrem ganzen Verlauf an das wandelbare Bewegen des Sonnenlichtes gebunden. Zunächst nur dann, wenn die Helle des Tages ihre Blätter trifft, vermag die Pflanze das Sauerstoffgas auszuathmen, den Kohlenstoff einzunehmen; zunächst nur das Sonnenlicht oder seine Wärme geben der Seele des Gewächses die Bekräftigung zu dem schöpferischen Wunder, durch welches die todten Elemente nach einem neuen Gesetz der wechselseitigen Anziehungen sich vereinen und so zu Theilen eines lebenden Leibes werden. In dieser Hinsicht verhält sich demnach die Lebenskraft der Pflanze nicht als ein selbstständig und gleichmächtig dem Lichte gegenüberstehendes Vermögen, sondern als ein von diesem abhängiges, ihm untergeordnetes.

Ein viel anderes ist das Verhältniß der thierischen Lebenskraft zum Lichte, obgleich auch sie den Einfluß von diesem zu ihrer höheren Bekräftigung nicht zu entbehren vermag. Das Geschäft jenes Aus- und Einathmens, welches der Pflanze zunächst nur unter Mitwirkung des äußeren Lichtes möglich wird, gehet beim Thier auch ohne diesen Einfluß von statten, und schon hierin zeigt sich im thierischen Leben eine Macht, welche jener des Lichtes ebenbürtig gleich stehet, indem sie ohne fremde Hülfe an ihrem Leibe dasselbe bewirkt, was an der Pflanze das Licht thut. Darum erscheint als ein wesentlicher Unterschied des Thieres von der Pflanze das eigenmächtige Ein- und Ausathmen, und schon der Name, den das Thier in verschiedenen Sprachen der Völker führt, bezeichnet dasselbe als ein athmendes.

Unabhängig von dem wechselnden Einfluß des Lichtes, vermag die thierische Seele aus eignem Antrieb ihre Glieder zu bewegen oder sie ruhen zu lassen; zugleich mit dem selbstständigen Vermögen zum Athmen hat die Lebenskraft der vollkommeneren Thiere die Macht empfangen, gleich einer innren Sonne ihren Leib mit Wärme zu durchstrahlen.

Ueberhaupt darf man sagen, das Thier verhält sich zur Pflanze wie ein selber leuchtender Körper zu einem nur von außen beleuchteten. Das, was das Leuchten der Flamme ist, wenn dasselbe nach allen Richtungen hin das Dunkel durchdringt, das ist im Thiere die wahrnehmende Kraft der Sinnen, vor Allem die des Gesichtssinnes. Nur das Gleichartige kann das Gleichartige erfassen und erkennen: die Sehkraft des Auges, weil sie von verwandter Natur ist mit dem äußern Lichte, vermag dieses nicht nur wahrzunehmen, sondern zugleich auch mit den Strahlen desselben auszugehen in die Sichtbarkeit.

Weder der Stein, auf dessen glatter Fläche die Sonne sich spiegelt, noch die Pflanze, festgewurzelt im Boden, können aus eigener Kraft dem Lichte entgegen gehen, sondern ohne ihr Zuthun naht sich ihnen dieses auf dem Wege, den der tägliche und jährliche Lauf der Sonne nimmt. Das Thier, wie in dem Vermögen seines sinnlichen Erkennens, ist auch in der Kraft des Bewegens von einem Punkt der Erdfläche zum andern dem Lichte gleichartig; es kann aus eigner Macht der Welt der beleuchteten Dinge entgegengehen und ist hierbei an keinen Unterschied der Zeiten gebunden.

Wie in dem gegliederten Ganzen des Planetensystems die selber leuchtende Sonne als ein gemeinsamer Ausgangspunkt des Leuchtens sowie Endpunkt des Zuges der zusammenfassenden Schwere dasteht, so gibt es auch in dem organischen Ganzen des Thierleibes einen gemeinsamen Ausgangs- und Endpunkt des willkürlichen Bewegens sowie der Empfindungen; ein Organ, das vor allen andern Theilen des Leibes ein Seelenorgan genannt werden kann. Weder der Krystall noch das Gewächs haben eine solche herrschende Mitte des leiblichen Werdens.

Jene wesentlichen Eigenthümlichkeiten der thierischen Natur, welche wir hier betrachteten, stehen in naher Wechselbeziehung zu einander, und jede von ihnen pflegt mit den andern zugleich zu wachsen und sich zu steigern. Solche Thierarten, bei denen das Athmen am vollkommensten und durchgreifendsten ist, sind im Allgemeinen zugleich mit den schärferen Sinnen und mit dem augenfälligsten Vermögen der Selbstbewegung begabt; sie haben ein deutlicher entwickeltes Seelenorgan, und mit der höheren Vollendung von diesem im Vogel und Säugthier mehrt sich zugleich die innre Wärme.

Wir nahen uns hier dem Gipfel der irdischen Schöpfungen Gottes, und von dieser Höhe aus läßt sich die stufenweise Aufeinanderfolge dieser Schöpfungen etwas deutlicher überblicken. Ein Reich des ruhenden, unwandelbaren Zusammenseins aller Einzelnen ist das der Steine; ein Reich des gemeinsamen, unausgesetzten Werdens ist das der Pflanzen, ein Reich des gemeinsamen Bewegens jenes der Thiere. Als ein Vermittler zwischen der niederen und der höheren Stufe erscheint das Pflanzenreich, wenn es unter der Herrschaft des Lichtes das todte Element in den Kreis des orga-

nischen Gestaltens einführt. Ein Geist des eignen Bewegens wird im Thierreich über diese neue, organische Schöpfung ausgegossen, wenn dieses die Elemente des Pflanzenleibes und in diesen zugleich die des Steinreiches in sich aufnimmt und hierdurch zu einer Gesammtheit der irdischen Natur, zu einem Erdganzen im Kleinen wird, welches eben durch diese Gleichartigkeit sich befähigt, die Dinge der gesammten umgebenden Welt sinnlich zu erkennen und selbstthätig auf sie zurückzuwirken.

Was das Gebiet der unorganischen Natur und was das Gewächsreich für das Thier wie für den Menschen sei, das haben wir in den vorhergehenden Paragraphen betrachtet; es bleibt uns jedoch noch zu erwähnen, was das einzelne Thier für andre Thiere, und was die Gesammtheit seiner Arten für den Menschen sei. Es ist hier nicht von jener Bedeutung die Rede, welche das Fleisch des Thieres als Nahrungsmittel, oder welchen seine leiblichen Kräfte für den Dienst des Menschen haben, sondern von einer Bedeutung der höheren Art: der Seelen für die Seelen.

Wie ein einsam Wachender unter Schaaren der Schlafenden oder ohnmächtig am Boden Liegenden, von denen Keiner seine Stimme vernähme, seinen Ruf erwiderte, würde der Mensch sich fühlen, wenn er in der Mitte aller Glanzmächte der Gesteine oder aller Herrlichkeit der Pflanzenwelt dastünde und nirgends ein lebendig bewegtes, empfindendes Thier ihm begegnete. Schon der Säugling auf dem Arme der Mutter freut sich an den Bewegungen des Lammes oder des Hundes, vernimmt aufmerkend den Ton des singenden Vogels im Käfig. Die Kraft und Schnelligkeit des Edelfalken wird durch die Schnelle jener geflügelten oder laufenden Thiere geweckt und gesteigert, welche die Beute seiner Jagden sind; das schwächere Thier, von einem inwohnenden Naturtrieb geleitet, pflegt sich öfters dem Angriff des stärkeren dadurch zu entziehen, daß es bewegungslos, gleich wie ein Todtes sich anstellt. Die Stimme oder Gebärde des Zornes des einen Thieres reget den Zorn eines andern gleich starken an, oder sie erfüllt das schwächere mit Furcht und Schrecken.

In mannichfaltiger Weise wirken die Lebensbewegungen des Thieres anregend auf die Seele des Menschen. Unwillkürlich fühlt sich der Inder getrieben, die Stellungen und den Gang des Elephanten, der Kamtschadale in seinen Tänzen die Bewegungen des Bären nachzuahmen. Auch in der Brust des geistig gebildeten Menschen weckt der Anblick des muthigen Rosses den innren Lebensmuth und das Gefühl der Freiheit, der Anblick des überkräftigen Löwen die Lust zum heldenkühnen Wettkampfe auf; dem Gesange des Vogels antwortet im Innren der Seele eine Stimme der freudigen Erhebung, ein Gefühl, das wie die Lerche hoch empor über den tragenden Boden steigt. Die List des Fuchses, die Kunst des bauenden Bibers, die sanfte Natur des Lammes, die Liebe des Storches oder der Taube zu ihren Jungen regen im Gemüth des Menschen die gleichartige Stimmung

an und wirken unvermerkt als ein Element der äußren Erziehung seines Wesens. Wie jede höhere Form des leiblichen Seins die Elemente der niedreren in sich vereint, so trägt der Mensch alle Anlagen und Kräfte des Thierreiches in sich versammelt. Das Thierreich ist ihm ein Spiegel, darin er sein eignes Bild erblickt, und bei diesem Anblick seiner eignen Kräfte sich bewußt, ihrer mächtig wird. Dasselbe ist ein Kunstwerk der harmonischen Bewegungen, der Gestaltungen und der Töne, welches durch ein Wunder desselben Geistes, der es gemacht hat, im Geiste des Menschen zur Sprache der Worte und Thaten wird.

Wir gaben hier vorstehend den Gesammtinhalt des §. 7 im Vergleich mit den früheren Auflagen dieses Buches in einer neuen, etwas strenger zusammengehaltenen Form, fügen jedoch jetzt auch noch einige Stellen desselben Paragraphen aus den früheren Auflagen bei, weil sie ihren Gegenstand von einer andren Seite beleuchten (m. vergl. die 3te Aufl. S. 49).

Das Wesen der Pflanze ist ganz von den Kräften und von dem belebenden Zug einer oberen Licht- und Lebenswelt durchwirkt und umschlossen, ohne diese zu erkennen und zu schauen. Das Thierreich ist jener Befangenheit, jenem Umschlossensein entwachsen; ein Ebenbild des oberen Lebens, hat sich sein unsichtbarer Wirkungskreis schon in der Thätigkeit der Sinnen nach der Höhe und Tiefe auf Weltenräume erweitert; es erhebt sich außer und neben seinem bisherigen Lebensträger, diesen als Gleichartiges erkennend und empfindend. Zugleich aber auch nun als ein äußerliches bald ihn suchend, bald fliehend, bald ihm gehorchend, bald sich ihm widersetzend.

Es erscheint hier zwischen Pflanzen- und Thierleben ein Verhältniß, welches an die alte Dichtung von Eros und Psyche erinnert. — Im Dunkel der Nacht, ungesucht und noch ungeliebt, naht sich der Gott. Psyche besitzt ihn, ist von seinem Arm umschlossen, ohne ihn zu sehen und zu erkennen. Sie genießt ungestört seine Nähe, bis es sie gelüstet, den Schlafenden beim Lichte der Kerze zu sehen. Da entflieht der nun gekannte, geschaute Gott. Aber erst jetzt, im Augenblick des Erkennens und der Trennung zugleich, erwacht in Psyche die Liebe und mit ihr das Sehnen, das Suchen, das Hinaufbewegen nach dem Geliebten.

Das Thierreich, in seinem beständigen unruhigen Bewegen, in seinem mannichfachen, öfteren Wechsel der Gestalten und Arten, scheint ein Etwas zu suchen, das in der Sättigung des Hungers und des Durstes, in der Lust des Geschlechts, der Bewegung und des Ausruhens noch nicht genügend gefunden wird. Wie in der Seele des Kindes und aller noch nicht verbildeten Völker das Ahnden eines höheren, unsichtbaren Geisterreiches, das neugierige Forschen darnach, verbunden mit den Unruhen der Furcht oder des hoffenden Sehnens, so wird im Thierreiche ein neugieriges Hindrängen

nach einer, scheinbar ihm selber völlig nutzlosen und unverständlichen Region des geistigen Bewegens bemerkt, deren Herrscher und Eigenthümer der Mensch ist. Neugierig horchend strecket die zarte, eßbare Leguan-Eidechse den Hals der Schlinge entgegen, wenn der Klang der indianischen Zitter ertönt; das Sehnen nach dem Tone der singenden Menschenstimme und der Saiten wirket mächtiger als die Todesfurcht, wenn am Abend, mühsam ans Land kriechend, der harmlose Manati oder der Seehund sich der Gesellschaft ihrer Jäger nahen, und es läßt sich durch den Klang des geschlagenen Cymbels selbst der mit lautem Getös hinwegziehende Schwarm der Bienen in seinem Laufe zurückhalten und lenken. So nahen sich auch, unfähig dem Reiz einer dunklen Wißbegier zu widerstehen, der Seehund wie die Schaaren der Fische dem vom Nordländer angezündeten Feuer; neugierig nach dem Anblick des vorüberziehenden Menschen, strecken die Bewohner der Tiefe ihre Häupter aus dem Meer hervor; Seefahrer, welche an nie besuchte Inseln oder Küsten kamen, sahen sich hier von einem sie anstaunenden Gedränge der Vögel umgeben, die sich, das Spiel in den Zweigen verlassend, dem Menschen wie dem Wunder einer höheren Welt genaht. Der Blick selbst des sterbenden Thieres sagt es öfters seinem „mit Vernunft begabten" Pfleger oder Mörder, daß es die geisterhafte Tiefe des menschlichen Wesens zwar nicht verstehe, wohl aber ahnde.

Jenes Sehnen nach einem unbekannten Etwas drückt der — wie um ein Verlornes — klagende Gesang des Vogels aus; es verräth uns sein Geheimniß, da wo es das Thier zu mancher, außer dem Kreis des gewöhnlichen Bedürfnisses liegenden Aeußerung des Instinktes und des Kunstfleißes antreibt: unerklärlich wie jene Lust, mit welcher eine Ameise des wärmeren Amerika's in ihrem Baue die glänzenden, für sie ungenießbaren Steine (Hyalithe) aufhäufet. Jenes Sehnen, hier überkleidet mit wildem Zorn und vergiftender Zerstörungslust (beide wären mit dem räthselhaften Sehnen zugleich auf immer befriedigt und gestillt), dort mit einer beständigen Unruhe des Bewegens, brüllet uns aus dem Löwen und Tiger, zischt uns aus der Schlange, plärrt uns aus dem Affen entgegen, oder scheinet anderwärts, stille bildend und duldend, auf einen endlichen Ausgang der Räthsel zu sinnen.

Was ist denn dieses Etwas, nach welchem das Leben, das im Thiere lebt, bald deutlicher, bald verhüllter, zugleich aber so unaufhaltsam sich hinringet, wie die Pflanze nach dem Licht, der fallende Stein nach dem Boden?

Der Stein suchet die Erde, von welcher er genommen, deren Theil er ist; das Leben, das im Thiere lebt, suchet den Quell des Lebens, aus welchem es gekommen, dessen Ausfluß es ist. Denn es ist ein Funke jenes erkennenden Geistes, jener ordnenden Weisheit, durch welche die Welt geschaffen worden, selber, und dieser Funke ist es, der in der Biene, der im

bauenden Termiten Bildungen eines berechnenden, weislich ordnenden Verstandes vollbringet; es ist jene Harmonie, nach deren Lauten der Gang der Welten geordnet worden, welche mit selbstständiger Kraft aus der Brust des singenden Vogels ertönet. Der Albatroß schwimmet und tauchet im Meer nach Fischen und achtet nicht des Standes der Sonne und der Gestirne. Wenn aber seine Zeit gekommen, erhebt er sich von seinem Orte in derselben Kraft, welche den Gang der Sonne vom Südpol hinauf nach dem Nordpol lenkt. Die schlafende Distel erwacht nicht durch eigene Kraft, sondern wird am Morgen durch die Sonne geweckt; im Thiere aber wohnet jene obere Lichtwelt, deren sammelnder Brennpunkt für uns die Sonne ist, selbstständig und eigenthümlich, und wecket aus der tönenden Bienenkönigin noch lange vor dem dämmernden Morgen die schlafende Schaar der Arbeiter, oder aus der singenden Nachtigall mitten in finstrer Nacht das Sehnen der sie hörenden Wesen. Endlich aber, wenigstens im höheren Thierreich (wir wissen jedoch nicht, wie weit die traumartig bildende Kraft der Phantasie in der Reihe der Lebendigen hinabreiche), kann ein selbstständig geistiges Vermögen der Erinnerung das Licht der untergegangenen Sonne und alle Farbenpracht des vergangenen Tages selbstständig sich zurückrufen; kann die längst verklungenen Harmonien noch einmal sich ertönen lassen und mitten in die Oede des Winters einen lieblichen Frühling hineinbauen. Denn es waltet und wohnet da dieselbe Schöpferkraft, welche im Frühling das Erdreich mit den mannichfachen Blüthen bekleidet und Wald und Flur mit lebendigem Gewimmel erfüllet.

Wie die rastlos bewegten Planeten durch die in ihrer Mitte ruhende Sonne die Kraft und Gemeinschaft der oberen Lichtwelt empfangen, so ist es in der Mitte der Thierwelt der Mensch, welcher den anderen Lebendigen das Licht einer Welt des Göttlichen zurückstrahlet. Denn das Thier erkennet Gott nicht; es fraget nicht nach einem ewigen Jenseits. Wohl aber ahndet es im Menschen, dem Ebenbilde Gottes, eine wärmende, belebende Flamme, welche aufwärts nach Gott strebet; und wie die thierische Form nachbildend immer mehr dem Mittelpunkte, der Menschenähnlichkeit sich nahet, so drängt sich ein dunkles Sehnen im Thierreich immer mehr und näher nach der Gesellschaft, nach dem Umgang des Menschen hin, um an seiner belebenden Flamme sich zu sonnen. Diese Sonne, in der Mitte der Lebendigen, flammte einst hell, nun aber ist sie verdunkelt, und es dringet kein Strahl durch das Gewölk, die schlafenden Blüthen des Feldes zu wecken. Dennoch ist auch die verdüsterte Sonne noch die Ursache, der wenn auch schwachen Tageshelle in Wald und Flur.

So ist denn das Thierreich in allem seinem Suchen und Bewegen ein äußeres Abbild der Thätigkeit des Geistes im Menschen, wie im Leben der Pflanze sich das Geschäft der Seele abspiegelt. Jene Richtung der inneren Kräfte, welche wie das zum Gas gewordene Wasser oder die leichte

Flamme nach oben steiget, jenes Sehnen, welches ausgehet nach dem Anfange des Lebens zu forschen und die Vereinigung mit ihm zu suchen, mithin die eigentliche, mit freiem Willen sich bewegende Kraft des innren Menschen ist der Geist. Nur der Geist auch, selber göttlicher Natur, empfindet, bemerkt, erkennt die Welt des Göttlichen. Die Seele aber gleich jener niederwärts steigenden Richtung in der Körperwelt, wodurch ein vorhin leichtes, flüchtig bewegliches Gas in der Verbindung mit seinem basischen Gegensatz zu einem — jetzt selber festen — die feste Masse bildenden Elemente wird, folget willenlos dem Zuge zu dem Leiblichen; ist für sich allein der freien Bewegung (der freien Wahl zwischen geistig gut und böse) und der Erkenntniß der oberen Welt des Lichtes beraubt. Zwar auch in dem Geschäft der Seele spiegeln sich nachmals die leuchtenden und wärmenden Strahlen des Geistes, sie selber aber würde ohne seinen Einfluß nicht Licht sein.

Das Thierreich ist denn auf diese Weise ein Buch, welches die Entwicklungsgeschichte des Geistes im Menschen vorbildlich erzählt. Seine Hieroglyphensprache erscheint jedoch dem jetzigen Menschen so dunkel, daß er sie erst dann in etwas verstehen lernet, wenn ihm der Inhalt des Buches selber bereits vertrauter geworden.

Es ist das von oben gegebene Wort der Menschensprache voll tiefen, hehren Sinnes, welches den Geist im Menschen zum Leben weckt, gestaltet und aufwärts bewegt. Dieses Wort waltet und spielet mit dem noch sprachlosen, „unmündigen" Kinde, leitet und gängelt das innere Verständniß in mütterlicher Kraft, bis der Geist mündig — des Wortes mächtig — zum selbstständigen, freiwilligen Auffluge fähig geworden. So leitet und gängelt eine bildende, schaffende Weisheit die Bewegungen des stummen, niederen Thierreiches als kunstvoller Instinkt, der das Insekt zu bewußtlosem und doch das Ferne und Künftige erfassendem Wirken antreibt. Das Thierreich, je unmündiger es ist, desto weniger begreift es jenes mit ihm waltende Wort, diese das Verlassene und Geringe am sorgfältigsten bedenkende Weisheit. Der Mensch aber erkennet und verstehet dieselbe, und in seinem Verhältniß zum Thiere wiederholet sich von neuem auf einer höheren Stufe jene Entfaltung, durch welche das Leben aus dem stille aufnehmenden Wesen der Pflanze zu dem selbstständig bewegten des Thieres sich erhebt.

Erläuternde Bemerkungen. Wir schließen die Bemerkungen zu diesem Paragraphen als Fortsetzung unmittelbar an die zum vorhergehenden 6. Paragraphen an. — Wir haben vorhin den Unterschied zwischen dem Wesen und Leben des Thieres und jenem der Pflanze mit dem Unterschiede zwischen den Zuständen des Wachens und des Schlafes verglichen. Das Erwachen erscheint im Vergleich mit dem Schlafen wie ein plötzliches Erweitern (Expandiren) des Kreises unsrer Empfindung und Wirksamkeit aus einer engen Zusammengezogenheit zu einer fast unermeßbaren Weite: das Auge überblickt die Räume des

Weltalls, das Ohr vernimmt ferne Töne. Es widerfährt hierbei der Natur des Menschen dasselbe, was der Kohle beim Verbrennen geschieht, wenn sie plötzlich aus dem eng zusammengedrängten Zustand des Demants sich zur Luftform ausdehnt. Dieses Ausdehnen hat aber, so sahen wir oben, keinen andern Zweck als den, daß die Kohle an Volumen (Gestalt) der Lebensluft gleich werde, denn nur das Gleichartige kann das Gleichartige erkennen, mit ihm in lebendigen Verein treten. An dem Thier, sowie an der thierisch menschlichen Gestaltung sieht unser Auge freilich nur den kleineren, leiblich ausgeschiedenen und gewordenen Theil ihres Wesens: jene Kraft, die beim Sehen, Hören eine ganze Welt umfaßt und unfehlbar sich in ihrer unsrem Auge unsichtbaren Gesammtheit zur Gleichartigkeit mit dem Erkennbaren und Erkannten erhebt, lernen wir nur aus ihrer Wirkung kennen. Dennoch wird schon in der Gestaltung des sichtbaren Leibes aller Thiere mehr oder minder deutlich ein gemeinsamer Typus, eine Grundform anerkannt, welche zuletzt die des menschlichen Leibes ist; der menschliche Leib ist aber nach dem Grundtypus des Weltgebäudes, ja nach dem Gleichniß des Schöpfers gebildet (m. v. §. 24). Nur auf dieser Verähnlichung des untergeordneten Einzellebens mit einem höheren, Allumfassenden und Ergänzenden, beruhet das, wodurch sich das Thier von der Pflanze innerlich unterscheidet, wodurch es erst zum Thiere wird, die Fähigkeit des Empfindens und Wahrnehmens. Denn das Erkennen ist begründet auf ein Gleichwerden des Erkennenden mit dem Erkannten. Daß hierbei nicht das Erkennende es sei, welches aus eigner Kraft jene Gestalt der Gleichartigkeit sich gibt, sondern daß diese von dem höheren Erkannten gegeben werde, lehret uns schon das oben erwähnte Beispiel der verbrennenden Kohle. Nicht diese ist es, welche beim Verbrennen das Maß zu dem Volumen gibt, welches das neuentstehende Kohlenoxydgas einnimmt, sondern der höhere Gegensatz, das Sauerstoffgas, ist es, dessen schon vorhandenes Volumen das Vorbild darstellt, zu dessen Gleichheit die Kohle bei der Vereinigung erhoben wird. Wenn man bei der Beachtung der Formen des Thierreiches bemerkt, daß die Menschenähnlichkeit mit dem Vermögen zu erkennen zugleich zunehme, so wird man auch zu dem Schlusse geführt, daß das Erkannte es sei, welches durch den Act des Erkennens selber das Erkennende verwandle und gestalte nach seinem (des Erkannten) Ebenbilde. Hier aber ist der Punkt, bei welchem sich einige zur Erläuterung der nächstvorhergehenden Paragraphen nöthige Bemerkungen anknüpfen lassen.

Die Aeonen der organischen Schöpfung auf Erden.

Wir erinnern hier zuerst an Einiges, das wir schon im Vorhergehenden über die augenfälligsten Unterschiede der unorganischen von der organischen Natur gesagt haben. Da wo sich in der unorganischen Natur zwei geschlechtlich verschiedene Stoffe, welche einen gleichsam männlichen und weiblichen Gegensatz bilden, mit einander vereinen, entsteht nicht ein Erzeugniß von gleicher Form und Eigenschaft mit dem Paar der Eltern oder mit einem der beiden, sondern ein Gebilde, das durchaus nicht ihres Gleichen ist, z. B. aus dem gleich einem zerstörenden Gift wirkenden Chlor und dem leicht entzündlichen Natrium, das wohlthätig auf den Körper wirkende Kochsalz. Dagegen erzeugen die organischen Einzelwesen durch ein Zusammenwirken der geschlechtlichen Gegensätze andre

Wesen, die ganz ihres Gleichen sind. Hier ist die Form (die Idee nach §. 4) das Bleibende, dort nur die Materie; die Form aber verhält sich zu der Materie, wie die Seele zum Leibe. Und selbst dann, wenn z. B. die schon aus mehreren Grundstoffen zusammengesetzte Säure mit den verschiedenen Salzbasen, denen sie sich vereint, ähnliche Krystallgestalten (z. B. jene der kohlensauren Kalkreihe) hervorbringt, fehlt diesen Gebilden nach S. 44 die schöpferische Kraft einer eigentlichen Fortpflanzung ihrer Art.

Ein andrer, sehr bedeutender Unterschied zwischen den Wesen der organischen und den Dingen der unorganischen Natur besteht nach S. 43 darin, daß bei den letzteren jene Kräfte, welche der Natur der Seele verwandt sind, wie Licht, Wärme und elektro-magnetische Anregung, aus der Leiblichkeit jener Dinge erzeugt werden, und daß diese Kräfte als etwas Aeußerliches, großentheils Wandelbares und Vorübergehendes erscheinen. Wenn Zink und Kupfer unter Mitwirkung eines zersetzbar Flüssigen mit einander in Berührung treten, dann erwacht die Kraft einer elektro-magnetischen Spannung, welche alsbald erlischt, wenn man die Metalle wieder trennt. Die Seele wird hier gleichsam aus dem Leibe geboren; der Leib ist das allein Bleibende, die Seele etwas Hinzukommendes und wieder Entweichendes. Dagegen wird bei den organischen Wesen der Leib durch die Kraft der Seele gebildet, und diese Kraft gibt ihm, als eine inwohnende, seine Bewegung; sie ist das Bleibende, der Leib mit seinen Elementen das Wandelbare und Vergängliche.

In der ganzen Geschichte des Entstehens, des Wachsens und Wirkens der organischen Wesen wiederholt sich ohne Aufhören die Schöpfung eines Sichtbaren und sinnlich Wahrnehmbaren aus einem Unsichtbaren und Uebersinnlichen. Allerdings ist seit dem Bestehen der jetzigen Ordnung der Dinge (m. vergl. S. 66) die Erzeugung der organischen Einzelwesen und ihrer Arten in eine gewisse, unverrückbar feste Grenze geschlossen. Dem neuen Werden muß das leibliche Gewordensein eines Urbildes vorausgehen; selbst die unvollkommenste Pflanzen- oder Thierform kann sich nicht unmittelbar aus den leblosen Grundstoffen, sondern nur aus dem Samen eines gleichartigen Wesens entwickeln. Bei den organischen Formen von höherem Range gehet dem Entstehen des Samenkornes oder des fruchtbaren Eies das Zusammenwirken zweier geschlechtlich verschiedenen Gegensätze, eines väterlich zeugenden und eines mütterlich ausgebärenden vorher. Es sind die beiden Urkräfte alles leiblichen Wesens, dieselben, welche nach §. 2 als Schwungkraft und Schwere die Bahnbewegung der Weltkörper begründen, die uns hier in den Wirksamkeiten der beiden Geschlechter begegnen. Dort, in der Welt der Gestirne erscheinen nur die Bahnen sowie das Gesetz ihrer Vertheilung und Anordnung um den gemeinsamen Mittelpunkt das wesentlich Beständige und Bleibende; der Weltkörper, der auf solcher festbestimmten Bahn wandelt, verändert ohne Aufhören seine Stellung: er erscheint jetzt an der einen Stätte des Himmels als leuchtendes Gestirn, bald aber ist er von dort verschwunden, und das Auge des Beobachters findet ihn an andrer Stätte wieder. Mag er aber hier oder dort aus dem nächtlichen Dunkel hervortauchen, überall hält der Weg seiner Bahn denselben Kreislauf ein; die beiden Kräfte, welche die Eile seines Fluges durch den Weltraum bestimmen, wirken in demselben Maße nach unwandelbarem Gesetze fort, während die Größe,

Dichtigkeit und andre Eigenschaften der einzelnen Weltkörper in ihrer Aufeinanderfolge von Glied zu Glied keineswegs einem solchen feststehenden Gesetz unterworfen scheinen.

Wie der uranfängliche, schöpferische Antrieb, der dem Gestirn die Kräfte seines Bewegens und die Begränzung seiner Bahn gab, zu dem bald hier, bald dort erscheinenden und wieder verschwindenden Weltkörper, so verhält sich der schaffende Gedanke, der die Formen und Arten der organischen Einzelwesen hervorrief, zu dem vergänglichen Dasein derselben. Die Zeugungen dieser Wesen treten ein in den Kreis des sichtbaren Daseins und Lebens, bald aber sind sie von ihrer Stätte verschwunden, und dieselbe Form des Seins geht an ein nachkommendes Geschlecht über, welches den Kreislauf der gleichen Gestaltungen weiter fortsetzt.

Darf ein ohnmächtiges Menschenwort es wagen von dem zu reden, was durch das allmächtige Wort an jenem Frühlingsmorgen der Schöpfung geschah, als aus dem Formlosen die feststehenden Formen der Sichtbarkeit hervorgingen, dann erinnern wir nur andeutend an das, was wir in den Tagen unsrer Erdenfrühlinge an jedem unsrer blühenden Obstbäume wahrnehmen. Viele Tausende der Blüthen bedecken seine Zweige, nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl derselben zieht den Strom der nährenden Säfte so kräftig zu sich hin, daß sie fest am Stamm bleibt und zu reifen Früchten erwächst, die andren fallen schon als Blüthen oder als unzeitige Fruchtansätze vom Baume. Es ist jene centrifugale Action der Schöpferkraft (nach S. 11), welche das lebende Gewächs mit der Ueberfülle der Blüthen bedeckt, ihrem Ausstrahlen setzt dann die centripetale Wirksamkeit das bestimmte Maß und Ziel.

Was uns hier sowie in andern Fällen solcher Art gleichsam als eine Verschwendung des Reichthumes der erzeugenden und gebärenden Naturkräfte erscheint, das ist eine Abspiegelung dessen, was wir an dem einzelnen Geschöpf als Aeußerung der Selbstthätigkeit und des eigenen Willens erkennen, dessen centrifugaler Richtung ein feststehendes Gesetz seine bestimmten Gränzen anweist.

Noch jetzt dürfen wir uns den Weltraum unsres Sonnensystems, dürfen wir uns die Zwischenregionen zwischen den Bahnen der Weltkörper dieses Systemes nicht als absolut leer denken: die Erscheinung der Meteorsteine und ihr jeweiliges Herabfallen zur Erde bezeugt es uns, daß auch dort kleine, vereinzelte Weltkörpertheile ihre Bahnen um die Sonne beschreiben. Der Schluß scheint uns nahe zu liegen, daß dieß die erstarrten Reste sind jener formlosen, einst im Sonnengebiet verbreiteten Weltmasse, die sich bei dem Entstehen der einzelnen Wandelsterne in jenen Abständen, in welche die Bahnen derselben fallen, zu Planetenkörpern zusammenfügten. Diese haben sich gestaltet und sind geblieben, die Gehäuse der andern Weltenstoffe aber, die zwischen ihren Bahnen verbreitet waren, sind bis auf die wenigen zerstreuten Reste der Meteorgebilde von ihrer Stätte verschwunden.

Wir erlauben es uns, dem Faden der Betrachtungen, der sich hier uns darbot, noch etwas weiter nachzugehen — aus der allgemeinen Entwickelungsgeschichte des Werdens unsrer Sichtbarkeit in die besondre der organischen Einzelwesen.

Die Forschungen der neueren Zeit, welche sich mit der Unterscheidung der

Reste einer vormals auf Erden lebenden, großentheils untergegangenen Thier- und Pflanzenwelt beschäftigen, lassen uns einen beachtenswerthen Blick thun in das vorhin dunkle Gebiet der Urgeschichte der irdischen Natur. Wenn wir die zahllose Menge der Formen und Arten jener vormaligen Thier- und Pflanzenwelt mit den jetzt vorhandenen vergleichen, dann erscheint uns das Verhältniß beider jenem ähnlich, das zwischen der Ueberzahl der Blüthen eines Baumes und der verhältnißmäßig kleinen Summe seiner bleibenden Früchte gefunden wird. Aber noch eine andre Bemerkung drängt sich uns hier auf. Eben so wie zwischen den Blüthen und den ersten Fruchtansätzen, so wie zwischen diesen und den ausgebildeten Früchten nur geringe, oder keine Aehnlichkeit ist, so sind jene Formen der Thiere und Pflanzen aus der Blüthenzeit der organischen Schöpfung ganz augenfällig verschieden, und andre als die Formen der jetzt bestehenden, ihnen dennoch verwandten Ordnungen der Wesen. Wir blicken da zum Theil in einen uranfänglichen Zustand der Dinge hinein, welchem der jetzige Weg der natürlichen Zeugung durch die schon leiblich gewordenen, geschlechtlich verschiedenen Urbilder noch fremd war, wo statt dieser mittelbaren Verleiblichung der schöpferischen Idee die unmittelbare, statt der Zeugung eine Erschaffung stattfand. Während in der jetzt bestehenden Ordnung der Dinge nur die von Glied zu Glied sich erneuernden Zeugungen irgend einer Art der Einzelwesen vergehen und entstehen, so sind in jener uranfänglichen Zeit ganze Systeme von Organismen, welche eine harmonisch zusammengehörige kleine Welt der Lebendigen bildeten, aufgetreten und vergangen, und andre, von ihnen sehr verschiedene Systeme der Gestaltungen sind aus der Fülle der Schöpferkraft ausgeboren worden. Das Absterben der zeugenden Individuen in der jetzigen Natur ist nach kleinerem Maßstab dasselbe, nur mit dem Unterschied, daß hier der Uebergang der leiblich gewordenen Urform von dem vorhergehenden Geschlecht an das künftig neuentstehende durch das sichtbare Zwischenglied des Eies, dort durch den unmittelbar sich erneuernden Schöpfungsact vermittelt ist, was allerdings dem Auge gleich dem Ueberspringen einer Kluft von einem weitabweichenden Punkte zum andern erscheint.

Wir wollen das eben Gesagte nur durch einige wenige Beispiele aus dem Gebiet der Geologie und Petrefactenkunde zu erläutern suchen.

Die älteren Sandsteingebirge, welche in vielen Gegenden der Erde auf den von ihnen gänzlich verschiedenen, noch älteren Schiefergebirgen aufliegen, enthalten eine unermeßliche Menge von Kohle, nebst Ueberresten einer reichen, vormaligen Pflanzenwelt. Unmittelbar auf diese Sandsteine, in denen die Kohle so viel verbreitet war, folgen der Kupferschiefer und das Kalkgebirge mit dem Gewimmel der thierischen Gestaltungen. In diesen Gebirgen ist auch keine Spur mehr von den unmittelbar vorhergehenden Kiesel- und Sandbildungen sammt ihren Kohlenlagern und Pflanzenresten; die ganze Richtung der Gestaltungen hat sich so gänzlich verändert wie die in einer salzigen Auflösung plötzlich mit der vorhergehenden wechselnde, wenn man plötzlich statt des einen Poles einer starken Volta'schen Säule, der das alkalische Princip hervorrief, den andern einwirken lässet, der das ganz entgegengesetzte Princip der Säure zur Alleinherrschaft erhebt. Oder vielmehr die geschehene Veränderung ist jener ähnlich, welche an einem lebenden Thiere der Wille bewirkt, wenn er jetzt dem Leibe Ruhe, dann

diese oder jene Bewegung gebietet, denn die Verschiedenheit jener so unvermittelt aufeinanderfolgenden Gebirgsschöpfungen kann nicht aus der Verschiedenheit des vorher dagewesenen Stoffes, sondern nur durch den Einfluß einer über der Materie waltenden, bildenden Kraft erklärt werden. Nach J. A. Wagners höchst beachtenswerthen Beobachtungen finden sich gewisse untergegangene Thierformen, z. B. die der gesellschaftlichen Miesmuschel (Mytilus socialis), so genannt von der massenhaften Zusammenhäufung ihrer Individuen, nur in einem schmalen (kaum $^1/_2$ Stunde breiten) Gebirgsstriche (des Muschelkalkes), sonst aber nirgends, selbst nicht in den nachbarlich angränzenden älteren oder späteren Gebirgslagern. Von dieser vormaligen Muschelart wie von mehreren andren Bewohnern des Urgewässers zeigen sich überall nur ausgewachsene, nirgends jüngere und unausgewachsene Exemplare; sie waren nicht durch ein Werk der gewöhnlichen Erzeugung, sondern durch das einer Schöpfung entstanden, welche das Urbild in seiner Vollendung ins leibliche Dasein rief, welche ihnen ein Leben in der Zeit gab, die Kräfte aber dieses Lebens nicht auf die Bildung eines Eierkeimes derselben Art beschränkte, sondern alsbald in die Verleiblichung einer andren (höheren) Form hinüberführte. Uebrigens hat sich neben diesen unmittelbareren Kundgebungen einer Schöpferkraft, welche nur das in seiner Art Vollendete zum Dasein fördert, auch der Weg der gewöhnlichen Zeugung schon frühe geltend gemacht, und namentlich die allmählich von der Erde verschwundenen riesenhaften Eidechsenarten, welche gleichzeitig mit mehreren der jüngeren Gebirgsformationen erschienen, haben, wie ihre Reste bezeugen, eine längere Zeit hindurch von Geschlecht zu Geschlecht sich forterzeugt und erhalten. Bemerkenswerth zu dem vorhin Gesagten erscheint es auch noch, daß wir zuweilen ganz im Gegensatz von der ungeheuren Zusammenhäufung der Einzelwesen derselben Art, die sich z. B. beim Mytilus socialis zeigt, von manchen Geschlechtern der untergegangenen Thierformen bisher noch niemals mehrere gleichartige Individuen, sondern nur solche auffanden, davon jedes eine eigene Art darstellte. Namentlich ist dieß bei dem überhaupt sehr seltnen Ornithocephalus der Fall. Man vergleiche über alle die hier aus der Geologie und Petrefaktenkunde nur kurz angeführten Thatsachen das reiche, treffliche Werk von Dr. Andreas Wagner: Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenracen und des mosaischen Schöpfungsberichtes. Leipzig bei L. Voß 1845. Hierzu auch das oben S. 22 genannte Werk von Kurtz. Von einem andren, mehr nur theoretischen Standpunkte aus habe ich den gleichen Gegenstand behandelt in meinen beiden kleinen Abhandlungen vom Vergehen und Bestehen der Gattungen und Arten in der organischen Natur, München bei Weber 1828, und vom Bauplan der Erdveste, München in der lit.-art. Anstalt. —

Wenn wir oben mehrmalen das Wort Idee zur Bezeichnung des Urbildes gebrauchten, welches entweder auf dem Wege der Zeugung von Geschlecht zu Geschlecht oder unmittelbar durch einen Schöpferact sich verleiblicht, hatten wir dabei außer den bereits früher angeführten noch einige andre Aussprüche der tieferen Denker des Alterthums vor Augen. So ist nach Aristoteles jederzeit und nothwendig ein schon Seiendes der Grund des Entstehens für das noch nicht Seiende (de gen. et corrupt. II, c. 10). Jedes Wesen, das erzeugt wird,

wird von einem bereits gewordenen Seinesgleichen erzeugt, und zuletzt wird der Zeugungen Anfang in der (vor dem leiblichen Sein) dagewesenen Form (μορφή) gefunden (de part. anim. L. II, c. 1). Endlich ist aber der Grund ἕνεκά τινος oder der Logos das erste Bewirkende der Zeugungen (ib. I, c. 1). In Plato's Lehre erscheinen die Ideen als das in und über den Arten sowie vor denselben vorhanden gewesene Geschlecht (genus), welches von unvergänglicher Natur ist und welchem die Arten bald mehr bald weniger, wie die Kinder ihrem Vater gleichen (Phaedr. p. 100; de rep. X, 597; Tim. 28, a; 49, d; Diog. Laërt. L. III, sect. 64, 77; Phil. SS. Leg. All. I, 44, II, 1090, ed. Mang. Vol. I, p. 48 und 69). Es erscheinen nach Philo (de sacrificant. 858, ed. Mang. II, 261) die Ideen als vermittelnde Wesen, gleichsam männlich zeugende Kräfte, bei der Schöpfung der Sichtbarkeit.

Das was weiter oben über die zuerst erschienene und zum Theil wieder spurlos verschwundene Thierwelt gesagt worden, erinnert an manche verwandte Ansichten des Alterthums, unter andrem an die οὐλοφυεῖς τύποι des Empedokles (v. 198).

Wir fügen nun noch einige Bemerkungen von andrer Art bei, namentlich über die ältere und ursprüngliche Feststellung des Begriffes des thierischen Wesens für das Denken und Erkennen des Menschen. — Von solcher bedeutungsvollen, weit zurückzuführenden Abstammung scheint das Wort Thier in unsrer deutschen Sprache nicht zu sein als die gleich bedeutenden Wörter in andern Sprachen, z. B. das der semitischen Sprachen, welches wie חַיָּה verwandt hierinnen dem griechischen Worte ζῶον und dem lateinischen animal, zugleich den Begriff des Lebens, des Beseeltseins in sich schließt. Unser deutsches Wort Thier ist allerdings wie das lateinische Wort fera eins mit dem griechischen θήρ, welches im Aeolischen φήρ gesprochen wurde, und unsicher wenigstens ist die alte Ableitung von φέρειν oder von ferri, wodurch man beweisen wollte, daß der Abstammung des Wortes nach die Thiere solche Wesen bezeichneten, welche durch die ihnen inwohnende, selbstständige Kraft des Willens geführt, vom Orte bewegt würden (quia quo animus duxerit, eo feruntur, Isidor. Orig. XII, 4, vergl. mit der ähnlichen Ableit. d. Wort. bei Servius und Virgil). Wie dagegen in den Worten ζῶον und animal die Abstammung von ζάω und ἄνεμος offenbar ist und hiermit der Begriff des thierischen Lebens auf den des Athmens begründet wird (m. vergl. Genes. 7, 22), so scheint das freilich seines alten Adels verlustig gewordne, ganz verarmte Wort Vieh (Viech) ursprünglich mit wehen, weigen, waegen (spirare, altgoth. waian), so wie dem Worte fachen, fauchen, hauchen (halitum emittere) aus Einem Stamme zu sein, und Vieh scheint hiermit ursprünglich ein athmendes Wesen zu bezeichnen. Denn daß das Athmen nothwendig zum thierischen Leben gehöre, und daß nicht bloß die Thiere, welche Lungen haben, sondern auch die Fische und Gewürme (z. B. Austern), die im Wasser enthaltene Luft athmen, hatten schon die ältesten Forscher der Natur, Demokrit und Diogenes von Apollonia, so wie Anaxagoras erkannt (Aristot. de respirat. c. 2). Wir werden im §. 12 noch einmal auf dieses wesentlichste Erforderniß des thierischen Lebens zurückkommen. Ueberdieß unterscheiden sich die Thiere vor Allem von den Pflanzen durch die Empfindung αἴσθησιν (de juvent. et sen. c. 1). Jene Thiere, in denen ein höherer Grad von

Lebenswärme ist (was von der Art des Athmens abhängt), sind mit vollkommneren Seelen begabt (hist. animal. VIII, 1; de respirat. 13; de generat. animal. III, 11). Je vollkommner das Thier, desto entschiedner wird das, was in seinem Leibe das Höchste und Edelste ist, seine Stellung nach oben (sowie nach vorne und rechts), wie denn der Gegensatz zwischen Rechts und Links in dem Leibe der willkürlich beweglichen Thiere wesentlicher ist (de juv. et sen. c. 1; de part. anim. III, 3; IV, 10). Nicht allen Thieren kommt das Vermögen der willkürlichen (Orts-) Bewegung zu (de anim. I, 2; II, 2, 3; III, 9); denn wenn die Thiere da, wo sie sind, ihre Nahrung finden, bedürfen sie keine Wegbewegung von ihrem Orte (de anim. III, 12). Dennoch haben auch solche Thiere Empfindung für die Nahrung, Gefühl oder Geschmack (de sensu 2). Denn dieser in seinem Wirkungskreise beschränkteste Sinn bleibt auch ihnen, während die Thiere, welche Ortsbewegung haben, noch andere, mehr in die Ferne dringende Sinne bedürfen (de sensu 1; de anim. III, 12). So bleibt denn die Empfindung das letzte, wesentlichste innre Unterscheidungszeichen des Thieres von der Pflanze. Das Empfindungsvermögen der Thiere ist aber allein darauf begründet, daß im thierischen Wesen ein Dasselbes, ein dem (Mittel-) Punkt im Cirkel vergleichbares Etwas sich findet, welches die Form des Empfindbaren wie das Wachs die Form des Siegelringes ohne seine Materie aufzunehmen vermag (de anim. III, 2; II, 12). Dieses Dasselbe, dieser Mittelpunkt ist die Seele, welche im Thier statt der in der Pflanze inwohnenden Bildungskraft das Leben wirket und beherrscht. Es ist nach Philo auch die Seele eine Kraft des Mitwerdens (φύσις), welche Phantasie und Begehrungsvermögen an sich genommen hat (SS. Alleg. L. II, 1091, ed. Mang. Vol. I, p. 71: vergl. mit p. 49 und mit Origenes de liber. arbitr. III, 1, Opp. I, p. 108); in ihr wohnen drei Grundkräfte, nämlich außer den beiden erwähnten noch die Empfindung (Phil. qu. Deus sit immut. 298, ed. Mang. I, 278).

Zur besseren Verständigung dessen, was im vorstehenden Paragraphen über die Seelenkräfte der Thiere gesagt ist, kann vor allem Scheitlins treffliches Werk: die Thierseelenkunde (J. G. Cotta'scher Verlag 1840) dienen.

Der Sabbath.

§. 8.

Es ist in der Natur ein beständiges Bewegen, welches keine Ruhe hat Tag und Nacht. Denn schneller als eine Weberspule fleucht es von der Geburt zum Tode und eilet vom Tode wieder zur neuen Geburt; nach kaum genommenem Anfange suchet es schon das Ende und kann dieß nirgends finden, denn das scheinbare Ende ist nur der verhüllte Anfang eines neuen Ausgehens und Suchens nach dem Ende.

Die Wasser alle laufen ins Meer, und dennoch wird dieses von ihnen nicht voller, denn sie kehren bald wieder um an den Ort, daher sie gekommen. Ein Geschlecht der Lebendigen vergehet, und ein andres ist wieder da an seiner Statt; der einschlummernde Schwan, er singet im Augenblick des Scheidens: es ist alles eitel und voll Mühe, und dennoch, so oft er

zum neuen Leben erwachet, eilet er wieder der eitlen Welle nach, bis er, des Spieles müde, von neuem einschlummert.

Jenes Bewegen, jenes Streben und Suchen in der Natur könnte nicht bestehen, wäre nicht, wie inner den Bahnen der Planeten die Sonne, so mitten unter den Bewegten ein Ruhendes da, ginge nicht, mitten durch das Jauchzen der Lust, durch das Geschrei der Angst und der Mühe, eine tiefe, heilige Stille des Sabbathes.

Was ist denn das Ruhende, welches die Bewegten trägt und das diese suchen, und wo ist der Tempel zur Feier jenes Sabbathes bestimmt?

Die Wasser, so sagt ein alter persischer Spruch, sie rauschen vom Gebirge herab und eilen hinaus in alle Lande, suchend ob sie den Herrn der Erde fänden; die Flamme des Feuers, sobald sie erwachet, schauet den Boden nicht mehr an, sondern geraden Zuges richtet sie sich empor zum Himmel, ob sie den Herrn des Himmels erblicken möchte; die Erde, sie hat hier, sie hat dort die hohen Warten der Gebirge aufgestellt: diese ragen weit empor und schauen sehnend hinauf und umher, ob der Richter der Welt noch nicht komme?

So ist in der ganzen Welt des Sichtbaren ohne den Menschen das Warten und Hoffen auf ein Etwas, das gewesen und das künftig ist: ein Etwas, dessen nur der Geist des Menschen als eines Gegenwärtigen genießt. Jene Welt des Sichtbaren gleichet der Arbeit und Mühe der Woche, welche nach einer Feier des Sabbathes hinringet, deren geweihter Tempel der Mensch ist.

Ein Ahnden, ein Vorgefühl dieser Feier ist schon in der Natur. Wenn da oben — wo das Gebirge sich aufmachet und sein Haupt über das Gedräng der Ebene hebt, daß es mit den Wolken des Himmels und ihren Stürmen allein sei — der einsame Adler hinausblicket nach dem Grauen des Morgens, ob der Tag noch nicht komme? wenn der Rabe am Felsenbach horchet, ob die Gemse noch nicht wiederkehre von der nächtlichen Weide im Thale, und wenn dann bald die aufgehende Sonne den Duft der Gewürzgärten der Höhe wecket, die Alpenblumen mit dem tiefen Blau des Himmels und mit der Gluth der Abendröthe: da erwachet auch in der Natur — dieß bemerket der sie verstehende Geist des Menschen — das Ahnden einer zukünftigen Offenbarung der Herrlichkeit Gottes. Dieses Ahnden erwachet, wenn in der Trunkenheit der Lebensfülle Feld und Wald am Mittage ruhen und durch die Stille nur noch das Summen der von Blume zu Blume fliegenden Bienen und der Gesang der Cicade aus den Zweigen der Manna-Esche ertönet; es erwachet, wenn am Abend die singende Lerche zwischen den duftenden Weingärten emporsteiget, oder wenn in der späteren Stunde der Nacht Orion zum Aufgange sich rüstet.

Aber das Ahnden wird zur Gewißheit, das Harren der Creatur zur Erfüllung im Geist des Menschen. Siehe da, eine Hütte Gottes im

Lande der Sichtbarkeit, eine Arche der Ruhe und der Errettung auf den sturmesbewegten Wellen des Sehnens und Suchens der Leiblichkeit.

Das Licht der Sonne und der Sterne gehet durch den Aether und wird da nirgends sichtbar und bemerkt; die Planeten eilen mit mehr als Sturmesschnelle durch den Weltraum und ihr Gang wird nicht gehört; wo aber das Sonnenlicht der festen Fläche des Planeten, wo der Sturmwind der Wand der Felsengebirge begegnet, da wird jenes gesehen, dieser gehört. So wird die Herrlichkeit Gottes sichtbar und wird geschauet, wo sie einem gleich ihr Unwandelbaren, Feststehenden im Geiste des Menschen begegnet.

Die belebende und ernährende Kraft der Mutter ging vorhin durch das Ungeborne und dann wärmend und ernährend durch das Neugeborne, und das geschlossene Auge von jenem oder das bewußtlos dem Lichte geöffnete Auge von diesem bemerkte die Mutter nicht. So erging sich die schaffende, belebende, bildende Herrlichkeit Gottes durch das ganze Reich der Sichtbarkeit, und kein Auge war da, sie zu erkennen — bis der Mensch geschaffen worden, ein Tempel und Ebenbild jener Herrlichkeit.

Dieser ist ein Gebirge, an der Gränze zweier Welten; sein Fuß stehet in der einen, der Gipfel raget hinauf in die andere. Es werden von da die ganze Mannichfaltigkeit und die Erquickungen der zurückgelegten Bahn des Vergangenen und Vergänglichen überblicket, und zugleich wird im Aufgang der Morgenglanz der Ewigkeit bemerkt. In diesem Tempel der Höhe beginnet die Feier eines Sabbathes, der nie aufhört; es ist hier ein Bleiben, eine Ruhe der Herrlichkeit Gottes, noch diesseits des Grabes.

Dahin kommen nie die Stürme oder die verheerenden Gewässer des niederen Grundes. Das Gedräng der leiblichen Mühe und der Angst und der Schmerzen gehet in dieses geweihete Innre nicht hinein: mitten in den Flammen, welche die äußere Hütte verzehren und den Vorhof des Tempels reinigen, werden die ersten Töne eines Liedes vernommen, welches nie verstummet, denn es singet das Lob Dessen, welcher ohne Aufhören Derselbe ist.

So werden sich uns denn in der Natur des Menschen beide Welten, die des Endlichen und jene des Ewigen abspiegeln.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden Paragraphen möge die Leser in manchen seiner Stellen, namentlich auf S. 70, an F. A. Tholuck's liebliche Blüthensammlung aus der orientalischen Mystik, z. B. an den Ausspruch eines alten persischen Dichters auf S. 257: „Das Sein ist das größte aller Räthsel" erinnern. Mit großer Lust hat sich der V. oft in jenem Walde der köstlich duftenden, gewürzhaften Blüthen ergangen.

„Die beseelten Wesen unsrer irdischen Sichtbarkeit sind, so kann man sagen, von dreifacher Natur: einmal solche, da die Seele der Gestaltung und Wiedererzeugung des Leibes dient, ohne denselben zu beherrschen; dann solche, da die

Seele des Leibes, nicht aber ihrer selber mächtig ist; endlich solche, da die Seele sich selber beherrscht und hiermit zugleich den Leib. Die Wesen der ersteren Art sind die Pflanzen, die der zweiten sind die Thiere, zur dritten Art gehört einig nur der Mensch." (Man vergl. mein kleines Lehrbuch der Menschen- und Seelenkunde, zum Gebrauch für Schulen und zum Selbststudium, 2te Aufl. S. 27).

„Das leibliche Wohlergehen genießt der Mensch gemeinsam mit den Thieren seines Hauses, ein Vorrecht aber, das er vor diesen voraus hat, ist in jener Verheißung (Ps. 36, 8) ausgedrückt, daß der Mensch unter dem Schatten der Flügel seines Gottes fest vertrauend ruhen könne." (Augustin. Sermon. CCLVI, 4, 5, Opp. T. V, 1052.) Dieses in Gott Ruhen ist es, welches den Geist des Menschen zu einem Feststehenden mitten unter den Beweglichen, zu einem Bild des Sabbathes unsrer Sichtbarkeit weihet. Die Kraft, durch welche der Mensch in Gott zu ruhen und die unveränderliche, göttliche Wahrheit zu erkennen vermag, ist selber ein Göttliches: sie ist der denkende Geist, oder mens (id. de vera relig. XLIV, 82, Opp. T. I, 777), welchen der Mensch eben so mit den Engeln gemein hat als das Empfinden mit dem Thiere, das Leben mit dem Baume, das sichtbare Sein mit dem Steine, (Sermon. ad. popul. XLIII, 3, 4, Opp. V, 212). Hierbei erscheint es als ein besonderes Vorrecht unsrer deutschen Sprache, daß das Wort „Mensch" wie seine Verwandten im Sanskritanischen, z. B. „Manuschia", den Vernünftigen, den Denkenden bezeichnet und mit dem lateinischen Wort mens aus derselben Wurzel herstammet, während dagegen das Wort homo, welches in die Sprachen von romanischer Abkunft übergegangen, so sehr auch schon Quintilian und nach ihm J. Vossius dieser Herleitung abgeneigt sind, dennoch mit humus stammverwandt ist und hiermit eben so bedeutungsvoll als das hebr. Adam auf das Material hindeutet, aus welchem der Leib des Menschen geschaffen worden. — „Der Mensch ist die Gränze zweier Welten, der sterblichen und unsterblichen, er ist eine Wohnung des ewig seligen Geistes Gottes." (Phil. de mund. opif. 31, ed. Mang. I. 32).

II. Vorbildliche Abspiegelung des Wesens der Seele in der Natur des Leibes.

Der Leib des Menschen.

§. 9.

Der Mensch seinem Leibe nach theilet mit dem blöckenden Thiere, dessen Milch ihn ernährt, dessen Wolle ihn bekleidet, das Loos des vergänglichen Lebens. Denn er wird gleich einem solchen Thiere unter Lust und Schmerzen gezeugt und geboren, nimmt athmend die Luft des Himmels, wird von einer Mutter an Brüsten gesäugt, gewärmt und gepflegt. Gleich dem Thiere bewegt er sich auf künstlich gegliedertem Gebein, mit dem Thiere zugleich suchet er nach dem nährenden Kraut und der süßen Frucht der Gewächse oder nach dem Wasser des Quelles. Denn auch ihn, den Dränger der andren Lebendigen, treibet der Stachel des Hungers und des Durstes; auch ihn ängstet die auflösende Hitze der Sonne und der beengende Frost, auch ihn geselket und entzweiet das Bedürfniß des Geschlechts in Liebe und eifersüchtigem Haß. Zwar es sind die Glieder vor den Gliedern der andren Thiere zu künstlichen Verrichtungen geschickt; doch mit den Werken der Hände wetteifern ungestraft die webende Spinne und der bauende Termite; spottend über die geringere Schärfe der Sinnen, fraget das Auge des Falken den Menschen: siehest du dort die Lerche im fernen Thale? es fraget ihn das Ohr des Auerhahns: höreſt du auch das Säuseln da unten am Grashalme, das ich vernehme? und es wird der Mensch von vielen Thieren an Schärfe der einzelnen Sinnen wie an Stärke der Muskeln übertroffen.

Erfreuet ihn etwa, blickend in den Bach, das Bild der eignen vergänglichen Gestalt: siehe da ein Bild und Gleichniß dieser Gestalt, welches ein Maler mit Grausen erregendem Ernst auf die Tafel der Natur gezeichnet, der spät geborne Affe. Es grinset aus diesem den Menschen sein eignes verzerrtes Ebenbild an, ein Schein ist da, welcher trügerisch das Höhere vorspiegelt, aber unter dem äffenden Schein verbirgt sich die giftige

Bosheit und die gräuliche Wollust der Schlange. Der Maler, er scheint im Wesen des Menschen jenen Zug, von welchem Furcht und Schrecken ausgehet über alle Lebendigen, für den wesentlichsten und bezeichnendsten gehalten zu haben, denn er hat die Menschenähnlichkeit am öftesten in der Gestalt von solchen Raubthieren ausgedrückt, welche im Bunde mit der Furcht und Schrecken auf Blut lauern.

Rühmte sich etwa der sichtbare „Beherrscher" der Erde jener innren Beugsamkeit und Lenksamkeit des Leibes, welche diesen zum Ertragen aller Klimate, zum gedeihlichen Genusse der verschiedensten Nahrungsmittel geschickt machet und ihm ein längeres Leben als den meisten ihm näher stehenden Thierarten sichert: siehe, es ereilt und zerschmettert ihn der fallende Stein mitten im Laufe des Lebens eben so leicht als den weidenden Stier; die Seuche, welche das Thier ergreifet, legt ihre tödtende Hand auch an ihn, und die Gierde des Tigers sowie des Wurmes, wenn sie seinen noch im Blute rauchenden oder verwesenden Leichnam verzehren, saget zum Menschen: du bist Fleisch wie andres Fleisch.

Mit dieser Handvoll Staubes — dem Leibe des Menschen — spielet, so lange sie lebend sich bewegt, ein Strahl des Geistes, der von oben kommt und nach oben wieder entfleucht. Gleich der Lampe, welche in einsamer Kammer neben dem starren Angesicht eines Todten glimmet, beleuchtet jener Strahl an dem Menschen des Fleisches und des Todes nur den Zug des Grausens und des Elendes. Denn in jenem Lichte siehet der Mensch den nahenden Tod, welcher den andern Lebendigen ungesehen, im Dunkel begegnet; in jenem Lichte, schwebend zwischen Hoffen und Furcht, siehet und empfindet er schon die fernstehende Noth, die künftigen Schmerzen, welche an dem Thier unbemerkt vorübergehen oder dasselbe unversehens im Laufe ereilen. — Doch siehe! ein Lebenshauch von oben wehet in die Kammer herein, und an dem glimmenden Dochte der Todtenlampe entzündet sich die Flamme, welche aus dem unansehnlichen Staube das lautere Gold scheidet, mitten im Menschen des Fleisches den Menschen des Geistes wecket und gestaltet, welchem der Tod ferner kein Leid thut.

Bemerkungen: Das überwiegende Verhältniß, in welchem die bloß leiblichen Kräfte des Thieres gewöhnlich zu den Kräften des Menschen stehen, beschreibt schon Galen (adhortat. ad art. addiscend. c. 13, ed. Kühn. Vol. I, p. 36); das der Sinnen Philo (de Abr. 386, ed. Mang. II, 38). Der Mensch ist Säugethier, gehört zu der Classe von Thieren, bei welcher das vorhin außerhalb des sichtbaren leiblichen Wesens fallende unsichtbare Complement des thierischen Daseins und Wesens leiblich und sichtbar geworden ist: jenes Complement, das als waltende, für alle sorgende Mutterliebe (wie der Geist über den Wassern) in und über allen lebenden Wesen der Natur webt und schwebt. Die Biene wie der Vogel müssen zur Aufnahme des noch ungebornen Eies kunstreich eine Zelle, ein Nest bereiten, müssen über Berg und Thal das

für ihr Junges zuträgliche Futter suchen. Das Säugethier trägt den Bergungsort, worin das Ei sich entwickelt, als Uterus in seinem Leibe, braucht kein Nest zu bauen, nicht zu brüten. Es hat die Nahrung für die Jungen als Milch an seinem Leibe. Das Complement, das, so lange es nicht leiblich geworden, als wundervoll prophetischer Instinct erschien, ist hier zur Erfüllung, zu Fleisch geworden.

Das menschenähnlichste Säugethier ist der Affe. Die Form des Affen schließt sich aber durch seine trägen, langarmigen Arten, z. B. den Ateles hypoxanthus (den Miriri), sowie durch den trägen Lori (Stenops tardigradus) sogar an die Faulthiere, durch den fliegenden Maki an die Fledermäuse, durch die Paviane an die Raubthiere an. Wenn schon nach Anaxagoras die Hand als ein Hauptvorzug der menschlichen Gestaltung betrachtet werden kann, so zeigt sich bei den vor der großen Katastrophe in mehreren Arten und weiter Verbreitung auf der Erde vorhanden gewesenen Megatherien (großklauigen Faulthierarten) zuerst die Grundlage des Skelettes der Hand im Extrem entwickelt, beim Raubthiere die Muskelkraft des Armes und der Hand, bei der Fledermaus (abermals bis zum Monströsen) die feinfühlende Haut der Finger, beim Affen endlich die ganze Hand. Diese Angränzungen des Thierreichs an den Menschen zeigen sämmtlich sowie der Wahnsinn gleich als in einem Spiegel, was die Menschennatur mit ihren Leidenschaften und Begierden ohne eine leitende, herrschende Vernunft wäre. Uebrigens bilden sich in den oben erwähnten vier Gränzformen die vier Temperamente vor: in der Form der Faulthiere das unterste, das phlegmatische; in jener der Raubthiere das cholerische; in der wunderbar feinfühlenden Fledermaus das melancholische; im Affen das sanguinische.

Die chemischen Elemente des Menschenleibes.

§. 10.

Während wir im vorhergehenden Paragraphen jene Züge der äußern Gestaltung betrachteten, durch welche die leibliche Natur des Menschen an die ihr näher stehende Thierwelt sich anschließt, gehen wir hier um einige Schritte tiefer hinab und fassen das ins Auge, was der Menschenleib in der Zusammensetzung seiner Elemente mit der unorganischen Körperwelt sowie mit den Pflanzen gemein hat.

In mächtigen Massen, welche vom Grunde des Meeres bis zum Hochrücken der Alpen hinansteigen, ist auf der Oberfläche unsers Planeten ein Stoff verbreitet, der in allen seinen Eigenschaften an die Gierde des Hungers und der unersättlichen Eßlust erinnert, die Kalkerde. Es ist in ihr wie in andern Erden eine metallische Grundlage, silberweiß von Färbung und von geringem specifischem Gewicht, welche, wenn sie ihrer Verhüllung gewaltsam entrissen, unbekleidet dargestellt wird, das ihr entzogene Sauerstoffgas der Luft mit auflodernder Begierde wieder an sich ziehet und mit ihm von neuem sich zum Zustand der Erde überkleidet. Es ist dieß der Zustand, in welchem die Kieselerde, keiner weitern Verbindung begehrend,

bereits die Ruhe und Festigkeit des Bestehens findet, denn wir sehen den reinen Kiesel in fast eben so großer Menge als den Kalk über die Oberfläche des Planeten verbreitet, und auch die Thonerde, wenn die metallische Grundlage durch die Vereinigung mit dem Oxygen den Bestand der erdigen Natur gefunden, enthält sich in fast demantfester Abgeschlossenheit aller weiteren Vermischung. Die Kalkerde aber ist durch die Verbindung mit dem Oxygen noch lange nicht gesättiget, sondern sie verschlinget in ihrem fortwährenden Hunger auch noch das Wasser und die gesäuerte Kohle oder den gesäuerten Schwefel, und selbst hierdurch noch nicht befriedigt nimmt sie mehr und leichter als irgend ein andrer erdiger Stoff die färbenden Oxyde der Metalle, die andren Erden und den Leimen oder das Bitumen der aufgelösten organischen Körper in sich auf. Ja selbst in dem mit Säuren und Metalloxyden gesättigten Zustande des Kalkes fühlet der berührende Finger noch die zerstörende (ätzende) Kraft hindurch, welche, immer mehr begehrend, über die schon empfangene Sättigung die künftige suchet.

Es wird daher diese seltsam hungernde Erde niemals im nüchternen, reinen Zustande, sondern immer, gleichsam mit der Nahrung im Munde, halbgesättiget und übersättiget gefunden, und wenn durch heftiges Feuer der ihr zugesellte flüchtige Stoff verscheucht ist, und nun die reine Kalkerde — der ätzende, ungelöschte Kalk — einsam zurückbleibt, enthält sich derselbe nur wenige Augenblicke der gewohnten Gesellung, denn er ziehet alsbald, entweder aus der Luft, auf mühsamerem Wege, die von ihm entflohene Kohlensäure und das Wasser wieder an sich, oder, wenn ihm das letztere in tropfbar flüssiger Gestalt genaht wird, verschlinget er dasselbe mit einer Begierde, deren Heftigkeit sich durch die aufwallende Hitze verräth.

Dieser fast unersättlich hungernde Stoff wird in den älteren Gebirgen noch durch die Kiesel- und Thonerde gebunden und gefesselt. In der jüngeren Zeit jedoch, nachdem die Kraft der alten Bildungen der Tiefe allmählich unmächtiger geworden und erloschen, tritt der Hunger nach dem Neuen und Oberen ungebändigter hervor, und die kalkigen Gebirge werden jetzt zur vorherrschenderen Masse unter den Gebirgsbildungen, von sich stoßend den vorhin hemmenden Kiesel, welcher unter und neben ihnen zum Sandsteingebirge wird.

Mit der vorwaltenden Herrschaft des Kalkgebirges — dieß zeigen die allenthalben in ihm verbreiteten organischen Reste — hat dann zugleich die Zeit des Thierreiches auf Erden begonnen; und wie im Einzelnen bei jedem Vorgange des thierischen Lebens Kalkerde erzeugt wird, so scheint jenes mächtige Gebirge im Großen durch einen Vorgang der allgemeinen Belebung des gebärenden und mütterlich nährenden Gewässers entstanden.

So allgemein, so fast unfehlbar wird kein andrer fester Stoff im Geleite des thierischen Lebens gefunden, als der Grundstoff der Kalkerde. Ein Tröpflein flüssigen Kalkes mit beweglicher Gallert gemischt ist der

Anfang aller thierischen Gestaltungen im Korallengebilde. Hierauf wird der organische Leib, wo er im Schalenthier die freiere Bewegung versucht, unter der Decke, gleichsam noch unter dem mütterlichen Schutz jener Erde, in das wogende Element des Gewässers hinausgeführt, und auch noch bei den vollkommensten Thieren ist der Kalk der feste Boden, auf welchem die andren Gebilde des Leibes ruhen und sich bewegen. Dieser feste Boden ist dann auch zuletzt das Einzige, was von der ganzen, wundervoll gegliederten thierischen Form zurückbleibt. In den Katakomben wie in den Höhlen voller Reste der vorweltlichen Wesen ist es ein Stücklein morschen Kalkes, welches noch allein das Dagewesensein eines ehehin vom Lebensgeist bewegten Fleisches verräth; eine Handvoll Kalkstaubes, in welche die noch anscheinend vorhandene Menschenform bei der Berührung zerfällt, ist es, welche den Herrscher der Völker, Augustus, am Sarge des Treibers der Völker, Alexander, an die Vergänglichkeit der irdischen Dinge erinnert.

Um jenen Fresser unter den festen Stoffen, um das Metalloid des Kalkes und seine Erde sammelt sich dann, sobald die bildenden Bewegungen des Lebens beginnen, jene Vierheit der oberirdischen (atmosphärischen) Elemente, welche durch ihre zur Luftform geneigte Natur an den geflügelten Zustand im Thierreich erinnert: das Stickgas, der Sauerstoff der Luft, das Wasserstoffgas und die gesäuerte Kohle.

Unter diesen vier Stoffen ist das Stickgas — an Menge der Hauptbestandtheil unsrer atmosphärischen Luft — für die Leiblichkeit des Thieres am bezeichnendsten. Denn bei den meisten Pflanzen wird der Stickstoff fast nur am Ende des jährlich sich erneuernden Lebensgeschäftes, in der Blüthen- und Fruchtbildung bemerkt. Nur in beschränktem Maße machen hierin selbst die stickstoffhaltigen Pflanzen der 15ten Classe (unsre Kohlgewächse) und die Pilze eine Ausnahme. Das beständige, häufige Zugegensein des Stickstoffes mithin, wenn man will, unterscheidet am meisten die Mischung des thierischen Leibes von jener des Pflanzenkörpers, und man darf es als einen Satz von allgemeiner Gültigkeit aussprechen, daß alle Theile des thierischen Körpers, welche eine bestimmte Form besitzen und mit andern ihres Gleichen ein Organ bilden, Stickstoff enthalten, und daß dieser nur solchen Theilen fehlt, welche wie das Fett, Butter, Milchzucker ihrem Wesen nach formlos sind.

In seiner Verbindung mit dem Wasserstoffe nimmt das Stickgas jene ätzende, alkalische Eigenschaft an, welche wir vorhin von der reinen Kalkerde erwähnten, und vielleicht ist es nicht ganz ohne Bedeutung, daß schon die metallische Grundlage der Kalkerde obwohl nur in einem annähernden Verhältniß das Sauerstoffgas der Luft, noch mehr aber die Kalkerde selber in ihrem Hydrat das Wasser in demselben Gewichtsmaße mit sich vereint, in welchem in der Atmosphäre das Sauerstoffgas zum Stickgas sich gesellt: in jenem von fast eins zu drei. Es ist selbst noch in der Entwickelungs-

geschichte der thierischen Formen die eine Bildungsstufe, wie etwa die der Larve, von der andren — etwa von der des geflügelten Insektes — äußerlich so ganz verschieden, eine der andern so ganz unähnlich, daß wir wohl schwerlich aus dem bloßen Ansehen eine aus der andern zu errathen vermöchten; vielleicht denn daß auch in der Geschichte der irdischen Stoffe Entwickelungen vorgegangen, durch welche ein und dasselbe Element scheinbar zu einem ganz andern, neuen geworden ist.

Wie sich denn in der Atmosphäre zum Stickgas das Sauerstoffgas geselllet, und eines etwa erst im Gegensatz zum andern, in Wechselbeziehung auf das andere, das geworden ist was es ist, so wird auch im thierischmenschlichen Leibe mit dem Stickgas das Sauerstoffgas in steter Gemeinschaft gefunden. Die lebende Pflanze stößet, so lange sie gesund ist, das Sauerstoffgas bei ihrem Athmen beständig von sich, während das lebende Thier dasselbe beständig aufnimmt und hierdurch in sich das Dasein jenes andersartigen höheren Princips des Lebens verräth, welches nicht bloß mit dem gröberen, festeren Stoffe und mit Kohle und Wasser, sondern auch mit dem ungleich höher gearteten Wesen der atmosphärischen Luft herrschend und bildend schaltet und waltet.

Endlich so werden das Wasserstoffgas und das athmende Element der Tiefe — die Kohle — beständig unter den Anfängen des thierischen Leibes bis hinan zum menschlichen gefunden, immer bereit, nach dem Wink und Befehl der Lebenskraft dem von ihnen herbeigelockten Oxygengas zur Speise zu werden, damit die Flamme des innern Herdes nie erlösche.

Die kleine Welt des Menschenleibes umfasset jedoch neben jenen fünf Anfängen, welche fast in allen thierischen Wesen gefunden werden, noch mehrere andere Stoffe der festen Erde. In dem wogenden Blute wird das für den ätherischen Strom des Magnetismus empfindliche Eisen gefunden; in der feineren Flüssigkeit des Nerven bewegen sich der brennbare Schwefel und Phosphor, und der letztere mit Oxygen zur Säure verbunden scheint von den belebenden Nerven an die Kalkerde des Knochens überzutreten und hier den Dienst des Empfindens und Bewegens mit dem des stillen Gestaltens und Bildens zu vertauschen.

Außer den eben genannten acht Grundstoffen werden in geringer Menge die der Flußspatsäure (Fluor), der Kiesel- und Talkerde (Silicium und Magnesium), ja nach einigen Angaben selbst jener der Thonerde (Aluminium) im Menschenleibe gefunden, in größerer aber die Grundstoffe des Kali und Natron (Kalium, Natrium) zugleich mit den wesentlichsten Elementen des Kochsalzes (Chlor), und zu dem Eisen gesellt sich an einzelnen Stellen das Mangan, ja selbst das Kupfer, während das Vorkommen einiger andren durch die Nahrung eingeführten Grundstoffe wie ein zufälliges und vorübergehendes betrachtet werden muß.

Diese Anfänge der leiblichen Gestaltungen werden jedoch fast nie

geschieden und rein, sondern meist zu Elementen einer zweiten höheren Ordnung vereint getroffen, in welche die künstliche Zersetzung den thierischmenschlichen Leib eben so leicht zerleget, als die chemische Scheidung den zusammengesetzten Stein in die ihrerseits auch wieder aus Metall und Oxygengas gebildeten Erden. Nur der Stickstoff bildet darin eine Ausnahme, daß er öfters untheilnehmend an den Verbindungen der andern Stoffe und unvermischt dem noch lebenswarmen Blute entweicht; die Kohle aber, wenn sie in jedem Augenblicke der ausathmende und ausdünstende Leib von sich stößt, verlässet die Gemeinschaft des lebenden Leibes nicht allein, sondern in Verbindung mit dem Oxygen als Kohlensäure; das Hydrogen wird mit dem Sauerstoffgas zum Wasser, welches in flüssiger und dampfartiger Form alle Theile des Leibes durchdringet, so daß diese in ihm gleichsam schwimmend leben oder in einem Zustand der Aufweichung sich befinden. Denn mehr als drei Viertheile des Menschenleibes dem Gewichte nach sind Wasser.

Außer diesem vereint sich der Kohlenstoff als vorherrschender Gemengtheil mit Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff zu den Elementen einer zweiten Ordnung und zwar zunächst zum Protein, jenem von Mulder vorausgesetzten organischen Urelement, aus welchem sowohl im Pflanzen- als im Thierreiche bei dem Hinzutreten des Schwefels und des Phosphors der Eiweißstoff, der Faserstoff und Käsestoff sich bilden sollen. Diesen organischen Elementen nahe verwandt, obwohl in gewisser Hinsicht polarisch ihnen entgegengesetzt, ist der Magensaftstoff (das Pepsin), während der thierische Leim durch seinen verhältnißmäßig größeren Mischungsgehalt an Sauerstoff, der Blutstoff oder das Hämatin durch seinen beständigen Gehalt an Eisen von den proteinartigen Elementen sich unterscheiden. In noch ungleich entschiednerer Weise weichen von diesen die fettartigen Elemente ab, in deren Mischung der Stickstoff gänzlich vermißt wird. Dasselbe gilt von dem in der Muttermilch enthaltenen Milchzucker, sowie von der allgemeiner in den Säften und Absonderungen des Menschenleibes vorkommenden Milchsäure, und von der in der Gehirnmasse aufgefundenen Cerebrinsäure. Wie das Formlose (Amorphe) zum Geformten verhalten sich zu den so eben genannten organischen Elementen jene Extractivstoffe, welche nach Entfernung von jenen durch Behandlung mit Alkohol, Weingeist und zuletzt mit Wasser aus der rückständigen Flüssigkeit ausgezogen und durch andere chemische Reagentien geschieden werden. Es sind dieß die thierischen Extractivstoffe, wie z. B. das Osmazom oder Fleischextract. Neben diesen ist die formlose Flüssigkeit reich an den salzartigen Verbindungen der Milchsäure, der Phosphorsäure und des Chlor mit den alkalischen und alkalisch-erdigen Grundlagen.

Dieses sind die Gemengtheile der Bausteine, aus denen der Tempel des Menschenleibes zusammengefügt ist. Allerdings steht dieses Baumaterial noch in einem ganz andern wesentlicheren Verhältniß zu dem Baumeister in

seiner Mitte, zu der bildenden Lebenskraft, als der Stoff des Gemäuers eines Menschenhauses zu seinem Erbauer. An dem Meisterwerk eines gothischen Tempels sind alle einzelnen Theile nach einem festbestimmten Gesetz der Größen zusammengeordnet. Das Material dieser Theile aber kann ein sehr verschiedenartiger Sandstein, Trachyt oder Kalk, ja selbst Backstein sein. Der Gestaltung des Menschenleibes liegt nicht allein ein festbestimmtes Gesetz der Proportionen der einzelnen Theile, sondern selbst der Stoffe zu Grunde, aus denen das organische Element gebildet wird. Denn dieser Leib mit all den Stäublein, aus denen sein Gefüge gemacht ist, steht in einer noch unmittelbar näheren Beziehung zu dem Wesen und Wirken der Seele als das Metall und die Spannung des tönenden Körpers zu dem Klange den die Hand oder der Hauch des Künstlers aus ihm hervorrufet. Er ist es, welcher schon durch die Beschaffenheit seiner Elemente dem lebendigen Verkehr der inwohnenden Seele mit dem Elementarreiche der irdischen Sichtbarkeit sein Entstehen und seine Fortdauer sowie seine gesetzmäßige Begränzung gibt.

Erläuternde Bemerkungen. Ein Theil des Inhaltes dieses Paragraphen findet sich schon in den Bemerkungen zum fünften Paragraphen weiter auseinandergesetzt. Einige wenige historische Rückblicke auf die allmähliche Entwickelung der Erkenntnisse, auf welche unsere heutige, hochgediehene Thierchemie sich gründet, mögen auch hier den weitern Erläuterungen vorausgehen. Die Alten dachten sich, wie schon oben erwähnt, wenigstens seit Hippokrates (de natur. hum. 224 sqq.; Galen. de elem. sec. Hipp. 46) als Grundlage aller leiblichen Bildung immer nur die vier im engern Sinne sogenannten Elemente: Erde, Wasser, Luft und Feuer (Aristot. de gen. et corrupt. II, 7, Meteor. IV, 4; Zeno ap. Diog. Laërt VII, 137), wozu schon die Lehre der Pythagoräer ein fünftes höchstes Element *(ἄριστον στοιχεῖον)*, den Aether setzte (als *πέμπτον κόσμου, σχῆμα πέμπτον* nach Procl. in Plat. Tim.). Auch der leibliche Mensch ist (harmonisch) aus jenen vier Elementen gebildet und darum in ihnen allen zu Hause (Phil. de mund. opif. 33, ed. Mang. I, 35). „Wenn nach Gottes Geheiß die Seele den erkalteten Leib verläßt, dann wird das Fleisch wieder zur Erde, der Hauch zur Luft, die Feuchtigkeit sinkt hinab zur Tiefe, die Wärme kehrt zum Aether zurück." (Orig. sentent. de resurrect. Opp. I, p. 36.) Die vier gewöhnlich sogenannten Elemente erschienen jedoch dem tiefer forschenden Alterthume keineswegs als das eigentlich Erzeugende der leiblichen Formen, ja nicht einmal als letzter Grund des sichtbaren Stoffes. Denn abgesehen von dem (gestaltenden) Verhältniß der Form zu der gestaltbaren Materie, so nennt schon Aristoteles als erste Grundlage der Leiblichkeit statt jener vier Elemente vier Eigenschaften der Materie: Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchte (de part. anim. L. II, c. 1, m. vergl. auch Parmenides bei Simpl. Phys. Fol. 7, b, v. 116 in der Ausg. von Brandis). Diese vier Anfänge *(ἀρχαὶ)* der Alten (Galen. comm. in Hipp. de natur. hum. p. 5) erinnern sehr an die vier sogenannten unwägbaren Principien der Neueren: Mangnetismus und Elektricität, Wärme und Licht. Ueberdieß bilden sich, als Elemente der zweiten höhern

Ordnung aus den Elementen der ersten Ordnung die gleichartigen Theile der organischen Körper, Knochen, Fleisch u. s., und aus diesen entstehen als Bildungen der dritten höhern Ordnung die verschiedenen Glieder (Aristot. de part. anim. II, c. 1; de gen. et corrupt. II, 6). An die Annahme von vier sinnlich wahrnehmbaren Elementen oder Müttern der leiblichen Bildungen schloß sich frühe die Lehre der Alchymisten von den drei Grundstoffen oder Grunddingen an: Schwefel, Salz und Quecksilber, welche als Hauptbedingung aller körperlichen Formung aus den vier Elementen betrachtet wurden. Diese Lehre, welche anfänglich oder doch zunächst nur auf die Betrachtung der Metalle angewendet wurde, scheint so alt als das Bemühen, aus unwertheren metallischen Stoffen Gold zu machen; ein Bemühen, welches nicht erst Caligula, als er aus Auripigmentum Gold fertigen wollte (Plin. H. N. XXXIII, 4 post. med. sect. 22), als ein vergebliches, Diocletian, als er alle ägyptischen Bücher, welche die Scheidekunst des Goldes und Silbers betrafen, zu verbrennen gebot (J. Antiochen. in Const. Porphyrog. coll. ed. Valles. p. 834, Suid. s. v. *Διοκλητ.* und *Χημεία*), als ein verderbliches erkannte, sondern welches schon seit längerer Zeit ein peinigender Sporn der nach der Herrschergewalt über die Principien und Güter des Lebens strebenden Menschenseele gewesen war. Schon Synesius (epist. ad Dioscor. ap. Fabric. bibl. graec. VIII, p. 232) kennet die Meinung der Alchymisten von der Bedeutung des Quecksilbers für die Entstehungsgeschichte der Metalle; jener „König" aber, der Scheidekünstler Abu Mussah Dschafar al Sofi, welchen die späteren Jahrhunderte unter dem Namen Geber verehrten, und welcher zu derselben Zeit sein langdauerndes wissenschaftliches Reich begründete, in welchem die großen Khalifen Harun al Raschid und Almamum den Herrscherthron von Bagdad befestigten (im achten Jahrh. n. Chr. nach Herbelot p. 387), spricht in seinen bis auf uns gekommenen Werken die Lehre von den drei Grundstoffen, besonders aber von dem Schwefel der Metalle so gründlich aus, daß dieselbe nachmals bis auf Stahls und Wenzels, ja bis auf unsere Zeiten in Achtung geblieben ist (Gebri summa perfectionis magisterii ex bibl. vat. ex. Gedan. 1682 L. I, c. 12 u. 13. p. 35, 38, 39 seqq.) Doch wird hier wie anderwärts öfters statt des Salzes der Arsenik genannt, während die spätern Chemisten des Mittelalters, welche selbst eine Zusammensetzung des menschlichen Leibes nicht bloß aus den vier „Müttern" oder Elementen, sondern nächst diesen aus den drei Grunddingen annehmen (z. B. Theophr. Paracels. Manual. ed. Argent. p. 382), beständig dem Salz die vermittelnde Stelle einräumten, den Mercur aber öfters als Erde benannten. Es wird deutlich erkannt, daß in jener Lehre die drei Grundstoffe als Elemente einer zweiten Ordnung vorgestellt waren, in denen schon eine Art von Individualität vorausgesetzt wurde, denn jedes Metall habe seinen besondern Schwefel, sein besonderes Salz u. s. w. (id. von den Mineral. Tract. I, p. 393 seqq.).

Die Grundansicht der neueren Chemie, welche eine größere Zahl von einfachen Stoffen und ein anderes Gesetz ihrer Verschiedenheit als jenes nach den vier Elementen und den drei Grunddingen aufstellt, wird zuerst durch Robert Boyle (geb. zu Lismore in Irland 1627, gest. 1691) wissenschaftlich festgestellt in seinem Skeptical Chymist 1661. „Die Gestalt der Atome solle die Verschiedenheit der einfachen Stoffe verursachen."

Die Entdeckung oder Unterscheidung der einzelnen Stoffe, in welche sich auch der Menschenleib zerlegen lässet, ist sehr verschiedenen Zeiten und Männern verliehen gewesen. Vor allen andern ist die Kalkerde in ihren Eigenschaften erkannt worden, weil sie als gebrannter oder ungelöschter Kalk (τίτανος ἄσβεστος; calx viva), zur Bereitung des Mörtels (arenatum) und mithin zur Errichtung der Gebäude (Vitruv. I, 7; VII, 4; VIII, 7 etc.) durch Menschenhände eben so allgemein angewendet wurde, als von einer höhern Schöpferkraft zum Erbauen des thierischen und menschlichen Leibes. Daß die Kalkerde in den menschlichen und thierischen Knochen mit Phosphorsäure verbunden sei, entdeckte schon vor 1771 (wo Scheele dieser Thatsache erwähnt) J. G. Gahn, nachdem schon ein Jahrhundert früher (1677) der Phosphor im Urin von dem Alchymisten Brandt zu Hamburg zufällig erfunden, von Kunkel aber auf wissenschaftlichem Wege dargestellt worden. Die Verbindung eines Theiles der Kalkerde der Knochen mit Kohlensäure bemerkte Hatchett (Phil. Trans. 1799, p. 327).

Die sogenannte reine Kalkerde, welche nach Wallerius an der Küste von Marokko am Meeresgrund und nach Laumont an einer Quelle unweit Tours gefunden wird, ist schon eine Verbindung der Kalkerde mit Wasser. Die große Entdeckung daß in der Kalkerde, wie in allen Erden und Kalien ein eigenthümliches Metall enthalten sei, welches durch seine Verbindung mit dem Sauerstoffe die Erde darstelle, wurde (im Jahre 1807) durch H. Davy mittelst des Galvanismus gemacht. Das Metall der Kalkerde, Calcium benannt, ist (silberartig) metallisch glänzend, leichter als Wasser (sein Gewicht gleich 0,8), entzündet sich von selbst an der Luft und wird nun bei seinem Verbrennen mit dem Sauerstoffgas zur ätzenden Kalkerde, in welcher 71,91 Theile Kalkmetall mit 28,09 Sauerstoff verbunden sind. Die reine (ätzende) Kalkerde, so wie man sie zum gewöhnlichen Gebrauch aus dem gemeinen Kalksteine darstellt, indem man diesen durch starkes Erhitzen seines Wassers und seiner Kohlensäure beraubt, zieht das verlorene Wasser (beim Löschen in diesem) mit solcher Heftigkeit in sich, daß er durch sein Erhitzen fähig wird, leicht brennbare Substanzen in seiner Nähe zu entzünden und im Dunkeln zu leuchten (Pelletier im Journ. de Phys. Vol. XXIII). Er zieht hierbei so viel, als ein Drittel seines Gewichtes beträgt, von Wasser an sich, und wird nun zum Kalkerdehydrat, welches allmählich auch die verlorne Kohlensäure wieder aus der Luft in sich aufnimmt. 100 Theile Kalkerde verbinden sich mit 77 Theilen Kohlensäure, während der phosphorsaure Kalk 82, der flußsaure 54 Theile Säure auf 100 Kalkerde enthalten.

Von den übrigen unter den Bestandtheilen des menschlichen Leibes aufgefundenen Erden entdeckte oder erkannte vielmehr in ihrer Eigenthümlichkeit die Kieselerde (welche z. B. im Haar vorkommt) Rud. Glauber (st. 1668), die Talkerde (deren Metalloid [Magnium] freilich in viel geringerer Menge als die Grundstoffe der Alkalien und der Kalkerde unter den Bestandtheilen des menschlichen Leibes aufgefunden wird) Black (im Jahre 1755), nachdem schon Friedr. Hofmann (diss. phys. chem. L. II, nr. 18) ihre Verschiedenheit von der Kalkerde dargethan hatte. Das Laugensalz (Kali), das aus der Asche sehr vieler Pflanzenarten durch Auslaugen mit Wasser erhalten wird, war schon den Arabern bekannt, welche dasselbe aus der Schiman-Pflanze (Anabasis aphylla) und verschiedenen andern auf salzigem Boden der Seeküsten wachsenden

Kräuterarten (namentlich aus dem Geschlecht Salsola) darstellten. Von diesen seinen ersten Entdeckern kommt auch noch der Name Kali — die brennend-ätzende Eigenschaft bezeichnend — her. Der Name Kali ist übrigens in der neueren Zeit nur der einen Art des Laugensalzes, dem vegetabilischen geblieben, obgleich schon die Alten außer diesem auch eine andere Art des feuerbeständigen Alkali's, das Mineralkali oder Natron, kannten, das sie in seiner Verbindung mit Kohlensäure als Nitron benannten. Im gemeinen Kochsalz (welches in allen Säften des Leibes gefunden wird) ist die metallische Grundlage des mineralischen Laugensalzes (das Natrium) im Verhältniß von 39,66 zu 60,34 mit dem Salz-Grünstoff oder dem Chlor verbunden, jenem merkwürdigen Stoffe, der für sich allein als ein grünlicher Dampf oder als eine Luftart erscheint, welche mehr denn zweimal so schwer als das Sauerstoffgas ist und mit dem Wasserstoffgas die Salzsäure bildet. Die specifische Verschiedenheit des Natron von dem Pflanzenkali (der gemeinen Potasche) zeigte zuerst Duhamel im Jahre 1736. Dem Chlor in seinen äußern Eigenschaften vielfach verwandt ist das Fluor, jener Grundstoff, der früher als Flußsäure benannt mit der Kalkerde den Flußspath sowie im menschlichen Leibe den Schmelz der Zähne bildet. Von der Entdeckung des Phosphors war schon oben die Rede. Schwefel findet sich in der Nervenmasse, im Haar und in mehreren der oben erwähnten Elemente der zweiten Ordnung, namentlich dem Eiweißstoff. Auf das auch schon von Lemery angedeutete Zugegensein des Eisens im Blute machte im Jahre 1722 Jos. Ant. Badia (Istoria rara di un sangue cavato col. siero nero, im 18. Band der Opusc. scientif. filos. p. 242) aufmerksam, die erste hierauf bezügliche genauere Untersuchung der Asche des Blutkuchens veranstaltete im Jahre 1775 Rouelle. Engelhart bewies endlich, daß das metallische Eisen als solches wirklich im Blut enthalten, nicht erst beim Verbrennen gebildet werde. Dasselbe gilt von dem Mangan.

Das Wort Gas, welches nun in allen neuern Sprachen aufgenommen worden, stammt aus dem Niederdeutschen, und sollte ursprünglich etwas Aehnliches andeuten, als das Wort „Gäscht" (Geist). Es erfand diesen Namen Baptist Helmont (geb. 1577, gest. 1644), ein wahrhaft tiefblickender Naturforscher, und zugleich unterschied und beschrieb derselbe bereits (in s. Buch: Formarum ortus p. 106, 405, 421) das kohlensaure Gas (Gas sylvestre), sowie das Wasserstoffgas (Gas flammeum). Die nothwendige Beziehung, in welcher das Sauerstoffgas oder die Lebensluft (Gas zoticum) zu dem Athmungsproceß steht, hatten bereits (im Jahr 1654) die Engländer Henshaw und Bathurst geahnet, und Mayow (geb. 1645, gest. 1679) war in seiner im Jahre 1668 erschienenen Abhandlung über das Athmen der Entdeckung des eigentlichen Wesens der Lebensluft noch bedeutend näher gekommen. Dennoch entdeckte erst im eigentlichen Sinn und schied von den andern Luftarten das Sauerstoffgas Jos. Priestley (geb. 1733, gest. 1804, Lehrer zu Birmingham, dann in Philadelphia). Diese denkwürdige Entdeckung geschah am 1. August 1774. — Das Stickgas (Gas azoticum) entdeckten und schieden zuerst von den andern Luftarten Rutherford, Scheele und Lavoisier in den Jahren 1775—77. — Wir betrachten nun diese vier Hauptgasarten, aus denen auch größtentheils, seiner chemischen Mischung nach, der menschliche Leib zusammengesetzt ist, noch etwas näher.

Das kohlensaure Gas ist dem Gewicht nach aus 27,38 Proc. reinem

Kohlenstoff und aus 72,62 Proc. Sauerstoffgas, dem Rauminhalt nach aus einem Maßtheile gasförmiger Kohle mit einem gleichen Maßtheile Sauerstoffgas zusammengesetzt, welche jedoch, wie schon oben (S. 41) erwähnt worden, nach ihrer Verbindung nur den Raum eines einzigen Maßtheiles einnehmen. Es übertrifft daher schon das Sauerstoffgas, noch mehr aber die atmosphärische Luft so sehr an Gewicht, daß es, in die letztere ergossen, immer zu Boden sinkt, denn es ist über $1\frac{1}{2}$mal schwerer als die gewöhnliche Luft (im Verhältniß fast wie 153 zu 100; der Cubikzoll wiegt 0,69 Gran). Wenn man das Gewicht des reinen Kohlenstoffes im Demant, welcher $3\frac{1}{2}$mal specifisch schwerer ist als das Wasser, mit dem specifischen Gewicht der gasförmigen Kohle in der Kohlensäure vergleicht, so findet man, daß der Kohlenstoff in dem Augenblick, in welchem ein Demant im Focus des Brennspiegels verbrannte, sich um das 6561fache seines Volumens ausgedehnt habe. Der Kohlenstoff verbindet sich auch mit dem Wasserstoff zum Kohlenwasserstoffgas, welches dem Gewicht nach aus 75,15 Proc. Kohlenstoff und 24,83 Wasserstoff bestehet, den Voluminen nach aber aus 4 Maßtheilen Wasserstoff und 1 Maßtheile luftförmiger Kohle.

Das Sauerstoffgas oder die Lebensluft wiegt nur $\frac{1}{10}$mal schwerer als die atmosphärische Luft (wie 110 zu 100), und ist mithin über 740mal leichter als Wasser (seine specifische Schwere ist 0,00135). Denn nach Brison wiegt ein französischer Cubikzoll Lebensluft $\frac{1}{2}$ Gran (nach Lavoisier 0,50694 Gran), während ein gleiches Maß Wasser 370 Gran (genau 370,44) schwer ist.

Das Stickstoffgas, welches in größerer Menge im Muskelfleisch, weniger in der Gehirn- und Nervenmasse enthalten ist, wird mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als ein zusammengesetzter Körper betrachtet, welcher aus einem brennbaren Radical (Nitricum) und Sauerstoffgas besteht. Beide Bestandtheile sind in gleichen Voluminen, dem Gewichte nach aber 56,464 Sauerstoff mit 43,536 Nitricum verbunden. In der gewöhnlichen atmosphärischen Luft sind dem Volumen nach 79 Theile Stickstoffgas mit 21 Theilen Sauerstoffgas vermischt, wozu sich noch etwa ein Tausendtheil kohlensaures Gas gesellt. Als vierter Gemengtheil kommt dann zu jenen dreien noch das Wassergas (fixer Wasserdampf), dessen Menge freilich großem Wechsel unterworfen ist. Dem Gewicht nach verhalten sich die Gemengtheile der atmosphärischen Luft so:

75,55 Stickstoffgas,
23,32 Sauerstoffgas,
1,03 Wassergas (nach einer mittlern Zahl),
0,10 Kohlensauergas,

100.

Setzt man das specifische Gewicht der atmosphärischen Luft, welches 807mal geringer ist als das des Wassers, als 100, so wiegt das Stickstoffgas 97, das Wassergas 62. Von den eigentlich chemischen Verbindungen des Stickstoffs und Sauerstoffs war schon oben beim §. 5 die Rede. Im Ammoniakgas sind dem Gewichte nach 82,7 Theile Stickstoff mit 17,3 Theilen Wasserstoff verbunden. Vor der Verbindung nehmen diese beiden Gemengtheile gerade doppelt so viel Raum ein, als nach der Verbindung; der Wasserstoff machte davon $\frac{3}{4}$ aus, betrug drei Volumina gegen das eine des Stickstoffs. Dieses, wegen seiner vorherrschenden Neigung zur Luftform sogenannte flüchtige Laugensalz entsteht im

Thier- und Pflanzenreich besonders durch den Verwesungsproceß, durch welchen die in heißen, pflanzenreichen Ländern oft sehr mächtigen Massen des Salmiaks gebildet werden.

Das Wasserstoffgas ist 15mal leichter als die atmosphärische Luft (sein Gewicht ist gegen das letztere wie 0,0688 zu 1,0000, gegen die des Eisens wie 1 zu mehr als 80000); es hat eine lichtbrechende Kraft, welche $6\frac{1}{2}$mal größer ist als die der gemeinen Luft, verbrennt unter lautem Explodiren mit dem Sauerstoffgas, und bildet mit diesem Wasser. Dem Volumen nach sind im gemeinen Wasser zwei Volumtheile Wasserstoffgas mit einem von Sauerstoff verbunden, der letztere aber beträgt dem Gewicht nach 88,91, das erstere 11,09 Proc. Eine künstliche Verbindung von einem Volumen Sauerstoffgas (dem Gewicht nach 5,87 zu 94,13 Proc.) bildet eine Art von Superoxyd des Wassers, eine Flüssigkeit von Syrupconsistenz, welche auch sehr verdünnt noch von ekelhaftem Geschmack ist, alle Pflanzenfarben zerstört, auf der Haut unter stechenden Schmerzen einen aussatzartigen weißen Fleck bildet. Das Wasserstoffgas findet sich mehr in den flüssigen als festen Bestandtheilen des Leibes, vorzüglich im venösen Blut und in der Galle. — Fast ganz reines Wasser enthält die wässerige Feuchtigkeit des Auges.

Das Wasserstoffgas gehet außer den schon erwähnten Verbindungen auch mit dem Schwefel und Phosphor Vermischungen ein. Schon das Schwefelwasserstoffgas, welches sich in krankhaften Zuständen des lebenden Körpers in geringerer Menge, häufig aber bei der Verwesung des todten Leibes, besonders in den Eingeweidehöhlen entwickelt, ist so giftiger Natur, daß schon die Beimischung eines 1500sten Theiles desselben zu der umgebenden atmosphärischen Luft einen Finken, die Beimischung von $\frac{1}{800}$ einen Hund, von $\frac{1}{250}$ ein Pferd tödtet. Das Phosphorwasserstoffgas scheint von noch tödtlicherer Wirksamkeit.

Unter all den oben genannten Urstoffen, welche mit großer Beständigkeit im menschlichen Körper aufgefunden sind (was von der Thonerde, dem Titan, dem Arsenik und Kupfer nicht gesagt werden kann), sind, wie schon oben gesagt, die vier atmosphärilischen die wichtigsten. Vorzugsweise aus ihnen sind die Elemente der höhern Ordnung, die organischen gebildet. Wenn man diese in ihre Urstoffe zerlegt, dann wird es auffallend, in welch überwiegender Menge bei den meisten die brennbaren Stoffe, Kohle, Wasserstoff mit dem Sauerstoffgas stehen, so daß dieses z. B. im Fette noch nicht zum 30sten, im Faserstoffe kaum zum 10ten Theile hinreichen würde, um mit der Kohle die Kohlensäure, mit dem Wasserstoff das Wasser zu bilden. Ueberhaupt befinden sich im lebenden thierischen Körper die chemischen Bestandtheile vorherrschend in jenem Zustand, darin sie vom Sauerstoff nicht gesättigt, sondern vielmehr befähigt sind denselben aufzunehmen, wodurch der ganze Organismus zu einem athmenden wird. So sind z. B. das Eisen ebenso wie die Grundlagen der Alkalien und alkalinischen Erden in metallischem, Schwefel und Phosphor in reinem Zustand im Körper vorhanden.

Auffallend ist es auch, daß die organischen Elemente bei ihren oft sehr verschiedenen Eigenschaften in ihrer Zusammensetzung aus den Urstoffen sich so nahe gleichen. Es deutet dieses ebenso auf jene Macht der thierischen Lebenskraft hin, denselben Stoffen eine verschiedene Form zu geben, als dieß in

Beziehung auf die vegetabilische Lebenskraft der Fall ist, wenn wir wahrnehmen, daß Zucker, Stärke und Gummi, ebenso wie Weinsäure und Traubensäure ihren Bestandtheilen nach dieselben, ihren Eigenschaften nach so verschiedene Körper sind. Vermag doch schon die Wärme dem Eiweiß, indem sie dieses gerinnen macht, ganz andere Eigenschaften zu geben, während die Mischung desselben unverändert dieselbe bleibt.

Die von Mulder angenommene Urform der eiweißartigen organischen Elemente im Pflanzen- wie im Thierreich, das Protein, enthält in 100 Theilen

Stickstoff	16,01
Kohlenstoff	55,29
Wasserstoff	7,00
Sauerstoff	21,00

In sehr nahe verwandter Weise enthalten:

	Eiweißstoff.	Faserstoff.	Sauerstoff.
Stickstoff	15,83	15,72	15,95
Kohlenstoff	54,84	54,56	55,10
Wasserstoff	7,09	6,90	6,97
Sauerstoff	21,23	22,13	21,62

wozu noch in den beiden ersteren ein Drittel Procent Phosphor und über zwei Drittel Procent Schwefel, im Casein ein Drittel Procent Schwefel kommt.

Das Pepsin (der Magensaftstoff), sonst dem Eiweißstoff nahe verwandt, unterscheidet sich von diesem durch die eigenthümliche Kraft, mehrere thierische Stoffe aufzulösen.

Als Proteinverbindungen, welche durch Beimischung mikroskopischer Elementartheile verunreinigt sind, lassen sich betrachten: das Globulin, Spermatin, der Schleim, Thränenstoff und der Hornstoff.

Verschieden von den Proteinelementen ist die Gallerte oder der thierische Leim, dessen Gehalt im Hirschhorn folgender ist:

Stickstoff	18,35
Kohlenstoff	50,05
Wasserstoff	6,48
Sauerstoff	25,12

Das Fett enthält bloß die drei letzteren atmosphärilischen Grundstoffe, während der Stickstoff seiner Mischung gänzlich abgeht. Jene finden sich in ihm in folgendem Verhältniß:

Kohlenstoff	79,000
Wasserstoff	11,416
Sauerstoff	9,584

Die hier eben genannten sind die Hauptformen der organischen Elemente des Menschenleibes. Einige Nebenformen, deren Erzeugung besonderen Organen und ihren Verrichtungen angehört, werden wir später an ihrem Ort erwähnen.

Berücksichtigt man das ungefähre Gewichtsverhältniß, in welchem die sogenannten Grundstoffe im menschlichen Leibe vorkommen, so findet man aus den später anzuführenden Zerlegungen der einzelnen Säfte und festen Theile, daß mehr als $^3/_4$ unseres Körpergewichtes aus Wasser bestehen. An der Bildung jenes Viertheils der Bestandtheile, welches nach Abzug des Wassers zurückbleibt,

haben der Kohlenstoff, dann der Sauerstoff, hierauf die Kalkerde, den größten Antheil. Denn über 10 Pfund wird auch bei einem magern männlichen Körper der Kohlenstoff, gegen 7 Pfund der Sauerstoff, gegen 4 Pfund die Kalkerde betragen, und nahe auf diese Gewichtssumme wird sich auch der Stickstoff belaufen. Hierauf folgen dann dem Gewicht ihrer Gesammtmasse nach das Wasserstoffgas, sowie der Phosphor, der Schwefel, das Natron und das Chlor des Kochsalzes. Das Eisen, obgleich unter allen Grundstoffen des Leibes der specifisch schwerste, ist dennoch in diesem in so geringer Menge vorhanden, daß der Gesammtgehalt desselben an Gewicht nicht viel über eine Drachme beträgt.

Die Elementarformen des thierisch-menschlichen Körpers.

§. 11.

Im Demant ist derselbe Kohlenstoff, welcher dem bleichgrauen Gewebe der thierischen Theile oder dem weichen Gebilde des Pflanzenkörpers zu Grunde liegt, durch eine Kraft befestiget, welche gleich dem Blitz, dessen Weg zur Tiefe im verglasten Sande sichtbar wird, die Verwesung der Leiblichkeit durchdringt und dem vergehenden Stoff von neuem Bestand gibt. Diese Kraft, welche die staubartige Thonerde zum Rubin veredelt, wurde, wie wir oben (§. 5) gesehen, von dem Alterthum als Haltung bezeichnet. Die sichtbare Verkörperung, herabkommend aus einem unsichtbaren Anfange des Lebens, gleichet selber schon einem Sterben, und dieses Sterben würde Vernichtung sein, träte nicht der Auflösung eine von außen kommende Gewalt, die Macht der Haltung, entgegen (n. S. 40 und 41). Was und woher diese eigentlich sei, betrachten wir hier zuerst.

Das einzelne Ding wird nicht um sein selbst, es wird um der andren Dinge, lebt und stirbt um eines höheren Ganzen willen (n. §. 4). Dieses „um eines Andren willen," dieses ἕνεκά τινος, welches Aristoteles als den Grund, den Logos der sichtbaren Zeugungen betrachtet, ist es, was dem beständigen Vergehen des leiblich gewordnen Stoffes Einhalt thut, und was mitten in dem Fließen und Wandeln der Elemente Grund des Anhaltens wird, wie dem zur Tiefe hinabrollenden festen Stein ein Felsenvorsprung von gleich fester Natur den Ruhepunkt gewährt. Allerdings würde überhaupt keine Leiblichkeit sein, waltete nicht im All, waltete nicht in jedem einzelnen Lebendigen jene von oben nach unten, von innen nach außen wirkende Kraft, welche wir vorhin (im §. 2) beschrieben. Das aber, was diese selbstständig dem Einzelleben inwohnende Kraft wirkt, verhält sich zu dem Logos der Gestaltungen, zu dem Einfluß, welchen das Wesen der andren gewordenen und werdenden Dinge auf die Bildung und Befestigung der Leiblichkeit ausübt, wie die bloße Stimme zu dem Werk der künstlich gegliederten Sprachorgane, durch welche der einfache Ton zum bedeutungsvollen Worte (Logos) wird.

Wir haben im vorhergehenden Paragraphen von Elementen des

Menschenkörpers gesprochen, dergleichen uns die Kunst der chemischen Zerlegung kennen lehrt. Diese Elemente werden hie und werden da gefunden, nicht aber überall, denn es fehlt der Stickstoff im Fett, das Eisen, das im dunklen Pigment des innren Auges zugegen ist, wird in dem so nahe hieran gränzenden Krystallkörper vermisset. Der Verstand lehrt uns andre Elemente alles Seins, auch des sichtbar Leiblichen kennen, welche nicht nur hier zugegen sind und dort fehlen, sondern welche, weil das Sein überall ein Volles und Ganzes ist, allenthalben gefunden werden. Jene Physis oder Natur, in welcher das Alterthum die bildende Seele der Pflanze und des Thieres anerkannte, ist selber nur ein harmonisches Zusammenwerden alles einzelnen Wesens mit dem Werden Aller. Sowie das selbstthätig inwohnende Leben des einzelnen Dinges sich seine Leiblichkeit, den passiv empfangenden (weiblichen) Stoff erzeuget, zeugen die andren Leben des Metalls mit; das Licht gleichsam erschaffet sich das Auge, der Ton das Ohr, die athembare Luft die Lungen. Die Wirksamkeit der inwohnenden Kraft wird hierbei jener der andren Kräfte im Allgemeinen zum Maße dienen. Diese werden immer und alle zugleich bei der Gestaltung thätig sein, wenn auch die einen wie aus größerer Nähe vorherrschender und gewaltiger, die andern nur wie aus weiterer Ferne minder mächtig ihren Einfluß verrathen. Denn hierauf ist selbst bei dem Entstehen des leiblichen Menschen, dessen Vorzug vor andern Thierleibern darinnen bestehet, daß auf sein in der Mitte des Kreises gelegenes Wesen alle Radien mit fast gleicher Macht einfließen, eine Verschiedenheit der äußeren Bildungen begründet.

Dieses sind die vielfachen Fäden, welche von allen Seiten her das Grundgewebe der Leiblichkeit (m. vergl. d. §. 2) durchwirken. Sie würden ohne Ordnung unter einander fließen, einer würde den andren hemmen und auflösen, waltete nicht von oben her und durch alle hindurch jener das Leben und das Wohl Aller bedenkende Geist, welcher selbst die scheinbaren Mißtöne in Harmonie auflöset.

Drei, oder wenn man will vier Hauptäußerungen sind es denn, durch welche das organisch gestaltende Leben sich kundgibt. Dem noch in sich selber beschlossenen Kreise des leiblichen Bildens sowie dem Werk der Zeugung entsprechen die beiden Urformen der Kugel und des Bläschens; der ausstrahlenden Richtung der Selbstthätigkeit das linienförmige Gebilde oder die Faser; endlich der Fähigkeit zur Aufnahme und Fortpflanzung des belebenden Einflusses von oben der Cylinder oder die Urform des Röhrchens. Die beiden letzteren Lebensäußerungen werden im Thiere zur Bewegung und zur Empfindung.

Erläuternde Bemerkungen. Was die Alten unter der Haltung (ἕξις) verstanden, welche mitten im Wandelbaren das Feststehende und Dauernde ist (Arist. Categ. 8, — de qualitate — ed. Berol. p. 8), davon war schon oben mehrfach die Rede (m. vergl. besonders die Bemerk. zum §. 5). Sie ist

es, welche wie ein festes Band das körperliche Sein, „das der Mensch mit dem Stein gemein hat," umschlinget und festhält. Wie „die Mutter" alles irdischen Werdens, das Wasser, wenn es von dem Drucke der umgebenden Atmosphäre enthoben im luftleeren Raum oder in einer sehr großen Höhe über der Meeresfläche gehalten wird, schleunig sich in Dampf auflöset, so würde aller körperliche Bestand unserer Sichtbarkeit sich lösen, wenn nicht die Wechselbeziehung und gegenseitige Anziehung ihn erhielten, welche ein Körpertheil auf den andern ausübt, und welche von dem Alle tragenden Mittelpunkt aus durch Alle geht. Denn es gründet sich aller Zusammenhalt der Theile auf das Walten von magnetischen und elektrischen Kräften. Abgesehen von dem höheren Vermögen des Denkens und Urtheilens, welches der Mensch als solcher vor dem Thiere voraus hat, wird an seiner Leiblichkeit ein Vermögen der Haltung wie an den Steinen, eine lebende und empfindende Kraft wie an der Pflanze und am Thier unterschieden (*δύναμις ἕκτικὴ, φυτικὴ, ψυχικὴ*) und erkannt (Phil. SS. Leg. Alleg. L. II, ed. Mang. Vol. I, p. 71). Die ernährende und bildende Kraft oder die *φύσις* ist selber nur eine mit Bewegung verbundene (immerfort sich wieder erneuernde) „Haltung" (m. vergl. die erl. Bem. zum §. 6).

„Jedes erschaffene Einzelwesen stellt in seiner Leiblichkeit das ganze Weltall dar. Denn da Alles in der Natur voll ist, und deßhalb die Materie überall ganz vorhanden ist, wird jeder Körper von allem dem afficirt, was im Weltall geschieht, so daß ein alldurchblickendes Auge in einem jeden alles das erkennen würde, was in der Gesammtheit geschieht, ja auch alles das, was jemals geschah und was künftig geschehen wird. Der Schöpfer nahm in seiner Anordnung des Seins und Wesens Aller auf das Dasein eines jeden Einzellebens Rücksicht." (Leibnit. Princ. Phil. 53, 63, 64 seqq.) — Das *ἕνεκά τινος* oder der *λόγος* als erste Ursache der Erzeugungen, bei Aristot. de part. anim. L. I, c. 1. edit. Berol. 639, b. 14.

„Der Leib ist ein Saiteninstrument (Psalterium), zugerichtet zum Gesang der Hymnen unserm Gott. Die Handlungen des Leibes selber können zu Psalmen werden, da derselbe so harmonisch gebildet ist, daß selbst unsre Bewegungen zur Harmonie werden." (S. Basil. Homil. in Psalm. 29, ed. Paris. I, p. 124.)

Eine tiefer eingehende, zuletzt mikroskopische Betrachtung der Formbestandtheile des Leibes lehrt uns vier Urformen kennen, welche, den chemischen Grundstoffen entsprechend, nicht mehr weiter zerlegbar sind. Die erste ist das Körnchen, eine solide, mikroskopische Kugel, welche frei in der bildungsfähigen Flüssigkeit schwebt, öfters mit andern ihres Gleichen massenhaft sich vereint oder vereinzelt in andern mikroskopischen Elementen eingebettet liegt. Die zweite Urform ist die des Bläschens, dessen deutliche Hülle eine Höhlung umschließt. Die dritte ist die des Röhrchens eines hohlen Cylinders von einfachem oder verästeltem Verlaufe. Die vierte Urform ist die der Faser, eines soliden, in die Länge gedehnten Gebildes. Eine Mehrzahl dieser Fasern vereint sich zu Bündeln oder verwebt sich zu breiten flachen Blättchen.

Wenn wir die Aufeinanderfolge der Entwickelung dieser organischen Urformen aus der formlosen, flüssigen oder weichen, ihrem chemischen Element nach organisirbaren Grundmasse (dem Zellenkeimlager) betrachten, dann erscheinen uns als erster Anfang einer Gestaltung die vereinzelten Kernkörperchen, welche bald mehrere

zu einem vereint den Zellenkern bilden, der sich hierauf aus dem bildsamen Flüssigen mit einer Hülle, der eigentlichen Zelle umkleidet. Die Höhle dieser Zelle, deren anfänglicher Kern öfters ganz verschwindet, oder dessen Ueberrest nach einer Seite des Bläschens hin mit der Innenwand desselben verwächst, ist mit der bildsamen Flüssigkeit erfüllt. Auf diesen Inhalt übt die Lebenskraft der einzelnen Zelle jenen Neues schaffenden verwandelnden Einfluß aus, welcher jedes dieser Einzelgebilde für seine bestimmte Stelle, für seinen bestimmten Zweck, eines für das andere, alle für den gemeinsamen Organismus und für seinen Verkehr mit der Außenwelt geschickt macht. So scheidet sich dann die Mannichfaltigkeit der Zellen hier in die vereinzelten, in dem flüssigen oder halbflüssigen Element schwebenden Blut-, Lymph- und Schleimkörperchen, sowie in die Urzellen der Nervenganglien, des Fettes und der Pigmente, dort aber durch Verdicken ihrer Wände und Verschwinden ihres flüssigen Inhaltes verwachsen dieselben zu festen Gebilden. Namentlich in den vereinzelten Zellenkörperchen des Blutes und der Pigmente findet sich zwischen der Außenwand der Zelle und ihrem Kern ein färbender Stoff, in den Urkörperchen des Fettes ein mikroskopisches Tröpflein des Fettstoffes. Selbst in dem Knochen und Knorpel ist die Form der Zelle mit ihren verdickten Wänden und ihrem entleerten Hohlraum noch erkennbar; in den einfachen Drüsenröhrchen, im Markcanal der Haare und der Nervenfasern haben sich die Zellen der Reihe nach aneinander gelagert und sind durch das Verschwinden der Zwischenwände zu einer fortlaufenden Röhre geworden. Das organisch bildende Leben, das in jeder einzelnen Zelle wohnt, zeigt sich in besonders augenfälliger Weise bei der Entwickelung der Röhrennetze und Capillargefäße. Wie aus einer lebenden Herbstspinne die Fäden nach allen Richtungen ausgehen, welche das Gewebe des Flugnetzes bilden, so strahlen aus mehreren nachbarlichen Zellen zugleich sternförmig die röhrenartigen Fortsätze hervor, schließen mit ihren Enden sich aneinander und werden, nach dem Verschwinden der Zwischenwände, zu einem gemeinsamen Netz von Gefäßen, durch welches der flüssige Inhalt aus einer Zelle in die andere strömt. Anderwärts verschmelzen die in einer gleichen Ebene liegenden Zellen, indem ihre Höhlung sich schließt, ihre Form sich in die Breite zieht, zu einfachen Häuten, oder sie reihen sich der Länge nach zu Faserbündeln zusammen. Das erstere zeigt sich an der innersten Gefäßhaut und an der Dotterhaut, das andere an den Fasern des Zellgewebes, der Sehnen und Muskeln, sowie an den sympathischen oder grauen Nervenfasern. Eine Art der feinsten Fasern scheint selbst durch die linienförmige Zusammenfügung jener Urkörnchen zu entstehen, aus denen in der Regel sich die Zellen bilden. Es sind dieses die sogenannten Kernfasern.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß schon in der einzelnen lebenden Zelle des thierischen und des Pflanzenleibes der Unterschied beider Naturreiche darin sich kundgibt, daß bei den Pflanzen in ziemlicher Allgemeinheit die Zellen durch Sprossen, die sich von der Mutterzelle ablösen, oder durch Abschnürung einer Zelle in zwei kleinere sich vermehren, während im thierisch (menschlichen) Körper die Erzeugung der Einzelzellen nicht auf diese Weise, sondern so geschieht, daß eine größere Zelle gleichsam lebendig gebärend aus ihrem Innern eine Menge kleiner Zellen erzeugt, oder daß zwischen den schon gebildeten Zellen andre, neue, aus der noch formlosen Mutterflüssigkeit (matrix) hervortreten.

So spiegelt sich schon in den einzelnen, ersten Formanfängen des Leibes der Gesammtorganismus mit all seinen Kräften und Eigenthümlichkeiten ab, zu welchen sie als kleinste Theile gehören, gleichwie in dem Gesammtorganismus eines Thierleibes das Weltall mit den ihm inwohnenden schaffenden und bewegenden Kräften. Wie aus den einfachen chemischen Grundstoffen die zusammengesetzten organischen Elemente, so entwickeln sich aus den vier auf S. 89 beschriebenen Urformen acht zusammengesetztere, nämlich das Zellgewebe, Horngewebe, das Knorpel-, das Knochen-, das sehnige, das elastisch-fibröse und das Muskelgewebe, sowie die Nervensubstanz.

Das Ausführlichere hierüber sehe man in Th. Schwanns mikroskopischen Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Structur und dem Wachsthum der Pflanzen und Thiere. Berlin 1839. R. Wagner, Lehrbuch der speciellen Physiologie. Henle, allgemeine Anatomie; und das Ganze in kurzer, lichtvoller Zusammenfassung in Hyrtls Lehrbuch der Anatomie des Menschen, Prag 1846. Wichtige hieher gehörige Beobachtungen finden sich auch in Reicherts Bemerkungen zur vergleichenden Naturforschung. (Dorpat 1845.)

Das Athmen und der Blutumlauf.

§. 12.

Wir wenden zuerst, ehe wir das Werk des leiblichen Lebens selber und die äußern Theile des Organismus betrachten, einen Blick auf das sichtbare innre Getriebe, auf den bewegenden Hebel jenes Kunstwerkes.

Einathmen das noch unbelebte, ausathmen das eben noch lebende Element, vereinen und wieder trennen, bilden und wieder zersetzen, — das sind die ersten und letzten Aeußerungen des leiblichen Lebens, die sichersten Zeichen, an denen sein Fortbestehen erkannt wird. Denn das Leben gleichet dem Tönen einer Glocke, welches nur so lange fortwährt, als eine Kraft da ist, die den Hammer, so oft er auf das klingende Metall gesunken, von diesem wieder aufhebet; es gleichet dem Lied einer Harfe, das nur so lange dauert, als ein Finger da ist, welcher die zur Ruhe strebenden Saiten immer wieder zu neuen Schwingungen aufscheuchet.

Der Hammer der Glocke fällt durch die eigene, inwohnende Schwere auf das tönende Metall herunter, und nur das Wiederemporheben desselben zum neuen Schlage wird durch eine andere Kraft (durch die höhere des Getriebes) bewirkt; so möchte auch in gewisser Hinsicht eher noch das bloße chemische Vermischen der leiblichen Elemente aus den gegenseitigen anziehenden Kräften, welche jenen Elementen innewohnen, zu erklären sein, als das beständig hierauf folgende Wiederauflösen und Abscheiden. Wenn die chemische Grundlage von ihrem Gegensatze so viel aufgenommen, als sie zu ihrer Sättigung bedurfte, ruhet sie in der neuentstandenen Mischung für immer, wenn nicht etwa eine mächtigere Anziehung die schwächere aufhebt und löset. Dieß ist Sättigung im eigentlichen Sinne des Wortes, mit

welcher der Hunger auf Einmal stirbt. Dagegen wird im organischen Leibe jede Verbindung der Elemente der Grund zu einer neuen Scheidung, und es kann umgekehrt keine Vereinigung sein ohne die vorangegangene Trennung.

Schon dieses eine Vermögen des Lebens, das eben erst herbeigezogene Element stets wieder zu entfernen, zeigt, daß die Kraft, die in unsrem Leibe lebt, nicht von gleichem Geschlecht, von gleicher Abkunft mit den Stoffen sei, woraus der sichtbare Körper zusammengesetzt ist. Jene Kraft begehrt die Stoffe nicht um ihrer selber willen, nicht um sich mit ihnen zu sättigen; sie will nicht die Säure, welche sie der Basis nähert, noch die Basis, welche sie der Säure entgegenführt; sondern wie der Flötenspieler, welcher das tönende Holz nicht zu seiner Nahrung begehret, sondern nur als Werkzeug des Aushauchens der innren Gefühle, rufet die Lebenskraft die Stoffe, mit denen sie spielet, zusammen und scheidet sie wieder, damit sie (die Seele) an dem Zusammenklang der leiblichen Bewegungen die Töne einer oberen, geistigeren Harmonie vernehmen und sie nachbilden lerne, und damit so das Künftige, Höhere, am niederen Vorspiele eingeübt werde.

Ein Abstoßen des Gleichartiggewordenen finden wir zwar auch als unvollkommene Andeutung des organischen Abstoßens in der unorganischen Körperwelt. Immerhin jedoch nur da, wo die Mächte (Agentien) einer oberen, höheren Leiblichkeit, wie etwa die „unwägbare" Elektricität, mit den Körpern der niedern spielen. Auch hier ist es dann nicht die Art und Beschaffenheit des wägbaren Körpers, welche diesen zum Gegenstand der Anziehung oder Abstoßung machet, sondern die ihm auf Augenblicke verliehene, ihn überkleidende, obere Leiblichkeit. Doch die Verwandtschaft sowie Verschiedenheit dieser Vorgänge, mit denen des Lebens, wird uns später bei der Betrachtung des Wesens und der Thätigkeit der Seele beschäftigen. Wir werden dann sehen, daß die Elektricität und die andren ihr naturverwandten Agentien noch kaum so zu der Kraft der Seele, welche jene zu ihrem Dienst hervorruft, sich verhalten, wie die Wärme eines Steines am Boden zu dem Strahl der Mittagssonne, der sie erzeugte.

Im menschlichen Leibe vereinen sich, so sahen wir oben, die beiden Hauptregionen der planetarischen Natur, die luftartigen Elemente der Atmosphäre und die Stoffe des festen Erdkörpers. Es ist da ein beständiges Niedersteigen des Flüssigen, das sich zum Festen gestaltet, und ein Aufsteigen des Festen, das zum Flüssigen wird; und wenn so die Elemente beider Regionen ihre Naturen gegen einander ausgewechselt und vertauscht haben, verlassen sie den Leib, in dessen Dienst sie einige Zeit gewesen. Dieses Vereinen und Umgestalten des luftartigen Elements zum Festen, und die Umwandlung des Festen zum Flüssigen wird zunächst durch das Athmen und den Kreislauf des Blutes bewirkt.

Alsbald, wenn sich an dem Fötus des Küchleins im Ei der Weg der ersten Grundrichtung der selbstthätigen Lebensbewegung von oben nach

unten, der erste Keim der Verkörperung, das Rückenmark erzeugt, bemerken wir gleich einer Atmosphäre, welche den festen Planetenkörper umschließet, im Kreise um jenen Anfang herumgelagert, die rothfarbigen Blutkörnchen. Diese sind es, welche durch ihr Bewegen dem Leben ein Zeichen geben, daß es sein Spiel nun beginne. Das erste Bewegen der schon in ihrer eigenthümlichen Lymphe schwimmenden Blutkügelchen ist nach dem Rückenmark hin und von diesem wieder nach außen gerichtet. Im Kleinen schon ist jedes einzelne dieser Kügelchen des Blutes ein Abbild jener Zweiheit der Regionen, welche beim Athmen und Kreislaufe sich begegnen: jedes von ihnen bestehet aus einem krystallhellen Körnlein, umgeben (innerhalb der Zellenhülle) von einer Atmosphäre, welche aus dem eigenthümlichen, färbenden (und brennbaren) Stoffe und dem meteorischen Eisen gebildet ist.

Neben dem Wege der inwohnenden selbstthätigen Lebensbewegung des Einzelwesens, neben dem Rückmark, bildet sich nun der Träger der Lebensregungen, welche von außen kommen (m. vergl. den §. 11), das Herz. Dieses erscheint zuerst als ein schlauchartiges, abwechselnd sich öffnendes und schließendes Behältniß, welches das dem Keime der Leiblichkeit (dem Embryo) zuströmende Blut jetzt aufnimmt, dann wieder nach außen treibt; an der äußern Gränze der Strömungen vermittelt den Umlauf die Kreisvene (vena terminalis), welche von dem obern (Gehirn-) Punkte, wie von dem unteren Ende des Rückmarks, die zuführenden Adern an das Herz sendet.

So erscheint gleich anfänglich, in Beziehung auf das Rückenmark und Herz, das Blut als ein äußeres, und wenn dasselbe später bei dem Verschwinden des äußern Blutkreises zu einer dem innern Gewebe des Leibes selber angehörenden, zu einer überall vertheilten, ernährenden Flüssigkeit wird, so verräth sich die Nothwendigkeit, daß wenigstens ein Theil der Blutmasse ein Aeußerliches sei, in der Erzeugung des Mutterkuchens (man vergl. die Bem. zum §. 21), in welchen vom Leibe aus die Nabelgefäße sich verbreiten. Wenn bei der Geburt auch dieser hinwegfällt, so entstehet das Bedürfniß des Zusammentretens des Blutes mit der äußeren Atmosphäre, beim Athmen, in den Lungen. Für beide Richtungen des Kreislaufes, für die nach dem Innern des Leibes hin gehende und aus ihm zurückkehrende, wie für die dem Einfluß der äußern Lebensregungen zugewendete in und aus den Lungen, wird dann das Herz der vereinende Mittelpunkt.

Schon in diesen ersten Erscheinungen des Lebens gibt sich denn kund, worauf zunächst die Bildung und Erhaltung des organischen Leibes beruhe. Damit das Entstehen der Leiblichkeit nicht sogleich wieder zu einem Vergehen (nach §. 3), sondern zu einer bleibenden Gestaltung werde, bedarf es der Einwirkung einer äußern, mitlebenden und mitseienden Natur (nach §. 11). Denn diese Einwirkung allein ist es, welche dem Einzelwesen seine „Haltung" verleihet. Sobald das selbstthätig inwohnende Leben anfängt seine Leib-

lichkeit in der von oben nach unten wirkenden Richtung sich zu erzeugen, sind auch mit und neben ihm jene mitzeugenden Kräfte der äußern Natur geschäftig, von denen wir im vorhergehenden Paragraphen sprachen. Ihr Werk ist zuerst der äußere Kreis des Blutes, der (nach S. 93) das neuentstehende Rückenmark umschließet; hierauf wird der Mutterkuchen der tragende Mittelpunkt, von welchem die Mit- und Wechselwirkung jener mit dem besondren Leben ausgehet; zuletzt ist es das beim Athmen in den Lungen neubelebte Blut, durch welches der gestaltende Einfluß auf den lebenden Leib wirkt.

Wir dürfen jedoch hierbei überall ein höheres Glied der Verkettung nicht übersehen. — Wie das neu entstehende Einzelleben ein schon vorhandenes und gewordenes Leben seiner Art voraussetzen läßt, von welchem es auf dem Wege der Erzeugung ausgehet, so läßt auch das Entstehen des vermittelnden Trägers der äußern, gestaltenden Einflüsse im Leibe das Dasein eines schon vorhandenen Trägers dieser allgemeinen Lebenseinflüsse voraussetzen: der lebende Einzelleib einen allgemeinen Gegenleib, wie die Erde, nach der Lehre der Pythagoräer, eine Gegenerde (§. 5). Dieser allgemeine Träger und Mittelpunkt der gestaltenden Lebenseinflüsse ist zunächst die Atmosphäre. In ihr finden sich nicht bloß alle die vier zur Gasform geneigten Stoffe, aus denen der thierisch-menschliche Leib gestaltet ist; sondern außer dem schon gebildeten Wasser auch manche der festeren Grundstoffe unsers Körpers in der Form des meteorischen Staubes. Vor allem aber ist die atmosphärische Luft, dieß zeigen uns die bald entstehenden, bald wieder vergehenden Meteore der verschiedensten Arten und die Wechsel der Witterung, ein von kosmischen Einwirkungen beständig bewegtes Meer.

Wir lernten schon früher in dem Sauerstoffgas oder der Lebensluft den Stoff kennen, welcher den Schlüssel zu allen Gestaltungen der unorganischen Natur in sich trägt. Wo sich das flüchtigste Element der Erde, das Wasserstoffgas, entbindet, wird es alsbald durch den sich mit ihm vereinenden Sauerstoff zur tropfbar flüssigen Form des Wassers; die flüchtige metallische Grundlage der Erden zur festeren Gestalt zurückgeführt. Die Säuren, und in ihnen zuletzt das Oxygengas sind es, welche im vorherrschenden Maße die Art der Krystallform bestimmen.

In dieser seiner bildenden Kraft, welche dem formlos flüssigen Element Zusammenhalt und Gestaltung gibt, zeigt sich das Sauerstoffgas auch im athmenden, thierischen Leibe. Schon darin, daß es die Erzeugung des Faserstoffes in auffallender Weise begünstigt, die Entwicklung der einfachen Zellen zu ihren höheren Verbindungsformen befördert. Namentlich der Faserstoff als Grundlage jener Organe, welche der eigenthümlich thierischen Bewegung dienen, entstehet hier zugleich mit der durch das Athmen zunehmenden und hervortretenden thierischen Wärme nach demselben Gesetz, nach welchem die Vereinigung der beiden Gegensätze (eines oberen und eines

unteren) überall in der Natur Bewegung wecket und Bewegungsfähigkeit. Wir werden dieses Gesetz weiter hernach, im §. 15, noch etwas näher betrachten. Es erinnert an die alte Lehre von einer **Fuga vacui** in der Natur. Denn eben so wie die atmosphärische Luft in die Zwischenräume eines Körpers eindringet, aus denen die vorhin da enthaltene Flüssigkeit gewichen ist, so dringen überall in unsre Sichtbarkeit belebende Kräfte einer oberen, unsichtbaren Region ein, sobald die jenen Kräften entgegengesetzten Bande der Schwere irgendwo gelöst oder auch nur erschüttert werden. Es bedarf nur eines leisen Hinbewegens der Körper vom Boden dem Zuge der Schwere entgegen oder eines reibenden Gegeneinanderbewegens derselben, und sogleich ist die Elektricität da oder die Wärme. Und wo endlich aus dem Verband der allgemeinen Schwere selbstständig jene eigenthümliche Anziehung der Gegensätze sich erhebt, welche wir die chemische nennen, da zeigt sich das lebendige Bewegen der leuchtenden Flamme.

Nach demselben Gesetz bildet sich dann auch da, wo die beiden Hauptgegensätze, aus deren Verbindung der thierisch-menschliche Leib besteht, zur Vereinigung streben und gelangen, das rastlos bewegte Herz. Dieses gleichet einem zur leiblichen Gestaltung gewordenen Funken, welcher aus den elektrischen Körpern hervorbricht, wenn diese einander sich nähern; es ist das erste Werk des sichtbar werdenden, leiblichen Lebens, und in ihm spiegelt sich das Hauptgeschäft dieses Lebens, nehmen und geben, empfangen und zeugen, sammlen und zerstreuen, wie in einem vereinenden Brennpunkte ab.

Die Bestimmung des Herzens und seiner beständigen Bewegung ist übrigens noch eine andre, welche hier nur noch vorläufig angedeutet werden kann. Es vereinen und durchdringen sich die Gegensätze in der Natur vollkommner, inniger und leichter, wenn die Heftigkeit der wechselseitigen (gleichsam elektrischen) Spannung vermindert, nach einem älteren von Winterl gebrauchten Ausdrucke: abgestumpft ist. Der zu seiner größten Reinheit im Demant gesteigerte Kohlenstoff verbindet sich nur äußerst schwer und bei sehr großer Hitze mit dem Sauerstoffgas der Luft; der minder reine in der gemeinen Kohle ungleich leichter. Den Vorgängen der stillen, aber innigeren chemisch-organischen Verbindung der Elemente gehet als niedere Entwicklungsstufe bei den schroffer geschiedenen Gegensätzen der laute Schall, der elektrische Blitz und die zerstörende Flamme voraus. Schon bei der Annähernng zweier Körper mit entgegengesetzter elektrischer Spannung, wenn diese eine etwas heftige ist, bricht der Funke hervor, und ihm folget erst die eigentliche, unmittelbare Berührung der sich anziehenden Flächen. So erscheint denn auch das Herz, da wo das gestaltende Element dem gestaltbaren und umgekehrt dieses jenem sich nähert, als ein vermittlendes Zwischenglied, welches durch seine rastlose Bewegung die erste Heftigkeit des Anstrebens zur Vermischung der beiden Regionen auf sich und hinwegnimmt, und nun das zur Luftform strebende Blut schon luftverwandter in die Lungen

das zur festen Gestaltung hinabsinkende, schon befreundeter mit dem Wesen des Fleisches, weiter sendet. Daher dient auch nicht der Blutstrom, welcher beim Kreislauf die Lunge und das Herz erfüllt, zur Ernährung der Lunge und des Herzens; sondern diese Ernährung geschieht durch anderweitige, eigenthümliche Gefäße, welche neuerdings erst wieder (mittelbar) aus dem Herzen hervorgehen und die Lebensflüssigkeit schon in jenem entspannteren, angeeigneteren Zustande in sich führen, welches dieselbe im Herzen empfängt.

Es bestehet denn schon die erste und gleichsam elementare Aeußerung des Lebens in einer auf- und niedersteigenden Bewegung, in einem Vorgang der beständigen Ueberkleidung und Entkleidung. Dieser Vorgang, immer höher und weiter gesteigert, wird sich uns später auch in der Region des Seelen-, ja des Geisteslebens im Menschen zeigen, denn er ist es, worauf alles Leben der Creatur sich gründet.

Zwei Arten von Gefäßsystemen sind es zunächst, durch welche im lebenden thierischen Leibe der beständige Kreislauf der Elemente gehet. Das erste ist die Luftröhre, welche mit ihren tausendfältigen Verästel- und Verzweigungen die zelligen Lungen bildet, und in welche die Luft eingehet, um hier leiblich (zu Blute) zu werden, so wie durch eben dieses Gefäßsystem der Luft das Blut beim Ausathmen entkleidet — zur Luft — wird. Namentlich im Innern der Athmungsorgane, auf den Schleimhäuten derselben, zeigen sich die mikroskopisch kleinen Flimmergebilde mit ihren uranfänglichen, von dem Einfluß der Lebenskraft unabhängigen Wimperbewegungen — jene länglichen, aufrecht neben einanderstehenden Zellen, deren oberes Ende mit 3, 6, ja 12 feinen Wimperfäden bekränzt ist, welche durch ihr wirbelndes Bewegen das Forttreiben der Schleimfügelchen bewirken. Das andre Gefäßsystem ist das eigentlich sogenannte der Arterien und Venen. Durch die ersteren wird das in der Lunge aus dem Nahrungsstoffe und der Luft erneute, umgewandelte Blut hinabgeführt zu dem festen Gebilde des Leibes, dessen Form und Wesen es übernimmt. Einer solchen neuen Gestaltung und Bildung stehet aber ein Abscheiden und Auflösen der Körpermasse gegenüber, wodurch diese wieder zu dem wird, woraus sie genommen war, zu einem Blute, jedoch andrer Art und Richtung als das Blut der Arterien, zum Venenblute. Die Entstehung dieses letzteren gleichet der Verwandlung der festen oder flüssigen Körper in die Form der aufwärtssteigenden Dämpfe; sie ist ein Zurückkehren der Elemente des Leibes zur Luftform. Das (leichtere) Venenblut führet in seiner schleimig wässerigen, an Faserstoff sowie an Blutkörnchen ärmeren Masse eine vergrößerte Menge von Kohlensäure, welche, eben so wie der Stickstoff gleich der Luft im Quellwasser in der Blutmasse vertheilt und mehr nur räumlich so wie dynamisch adhärirend mit dieser vermischt als chemisch mit ihr verbunden ist, weßhalb beide von selber aus dem frischen Blute einer geöffneten Ader wenigstens zum Theil entweichen. Das Volumen der ausgeathmeten Luft

ist zwar nahe, nicht aber ganz dem Volumen der eingeathmeten Luft gleich, und wir dürfen (mit Volkmann) annehmen, daß sich dasselbe bei dem Umlauf des Blutes um ein Fünfzigtheil seines anfänglichen Werthes vermindert habe. Die Berechnung macht es deutlich, daß etwas mehr als ein Procent Stickstoff in der Körpermasse zurückgeblieben, und daß auch der Sauerstoff nach Abzug jenes Antheiles, der sich mit dem Kohlenstoff zur Kohlensäure verbunden hat, um nahe ein Procent der eingeathmeten Luftmenge vermindert worden sei.

Bei der Kohlensäure des Odems ist es längst anerkannt, daß sie nicht erst in der Lunge, beim Athmen, aus der Kohle, die im Blute war, und aus dem eben eingezogenen Oxygen der Luft sich gebildet habe, sondern daß sie schon, durch jenen Vorgang gebildet und entstanden, wodurch das Arterienblut zum venösen wird, in diesem letzteren vorhanden gewesen. Auch der Stickstoff, den wir ausathmen, scheint nicht ganz derselbe, den wir einathmeten, sondern während, wie wir so eben erwähnten, ein kleiner Theil desselben zur Neugestaltung des Leibes verwendet wird, kehrt aus der Auflösung der festeren Masse des Leibes fast eben so viel Stickstoff wieder zur Luftform zurück, als etwa neugebunden im Blute bleibt. Dieses beweiset schon jene Beobachtung, nach welcher Kaninchen, die man ein Luftgemisch aus Wasserstoff- und Sauerstoffgas einathmen lassen, Stickgas in bedeutender Menge und „lange Zeit hindurch" von sich athmeten.

Die Menge der ausgeathmeten Kohlensäure stehet in merklicher Beziehung auf Tageszeit und den Zustand der umgebenden Luft, mehr aber noch auf den innren des athmenden Wesens. Denn wir hauchen im Allgemeinen am meisten Kohlensäure aus in den Mittagsstunden von 10 bis 11 und 1 bis 2; am wenigsten um Mitternacht. Wir athmen aber auch ungleich mehr Kohlensäure aus, wenn Leib und Seele fröhlich bewegt sind, als in trauriger Stimmung oder träger Ruhe. Es ist überhaupt selbst bei einem und demselben Menschen die Menge jener Luftart im Odem zu verschiedenen Zeiten so verschieden, daß weder das eine im Allgemeinen angenommene Maß von $3^1/_4$ Pfunden, welche täglich ausgehaucht werden sollen, noch jene andre Schätzung, nach welcher die ausgeathmete Luft im Mittel $6^1/_5$ Procent Kohlensäure enthalten soll, als etwas Sicheres und Beständiges gelten können. Denn die letztere Menge kann nach verschiedenen Beobachtungen von $3^1/_3$ bis auf mehr als 10 Procente sich steigern.

Erfüllt von allen kosmischen Kräften, durch welche sich ein allgemeines Leben in der Natur offenbar machet, gehet denn jene innere, zum Leibe gewordne Atmosphäre als belebender und auflösender Strom zu den Theilen. Sie alle, nur etwa die Oberhaut, Nägel und der Schmelz der Zähne ausgenommen, empfangen das Arterienblut in seiner eigentlichen Form, denn nur dieses, nicht das Venenblut, macht das Fortdauern der willkürlichen Bewegung des Muskels, ja selbst die Lebensthätigkeit des Gehirns möglich,

und beide ersterben, wenn sie statt des Arterienblutes nur das venöse, dunkle empfangen. Als Träger der Lebensluft aus der Lunge zu allen Theilen des Leibes werden die Blutkörperchen anerkannt, welche zunächst nur dem Vorgang des Athmens und so nur mittelbar dem der Ernährung und Neugestaltung dienen.

Uebrigens ist es nicht allein das Eindringen des Oxygens in die Blutmasse und das Zugegensein von jenem, was dem Arterienblut seine eigenthümliche Kraft gibt; es ist nicht bloß das Entziehen des Faserstoffes und des Oxygens bei der Bildung und Ernährung der Theile, wodurch das Arterienblut zum Venenblute wird, sondern vor allem der herrschende, allbewirkende Einfluß der Nerven. Dieser ist es, der gleich dem zündenden Funken wirkt, welcher aus dem Rauchdampf eines erhitzten brennbaren Körpers die hellauflodernde Flamme weckt; er ist es, der die Temperaturerhöhung, die bei der Verbindung jeder oxydirbaren Flüssigkeit mit dem Sauerstoffgas entsteht, in dem Körper des Menschen, des Säugethieres und des Vogels zur mittleren Wärme der Tropenzone steigert. Das Verletzen der Lungennerven machet dem Athmen und der Wärme-Erzeugung, das Durchschneiden der Nerven, die zu einem Gliede gehen, machet der Blutwandlung und hiermit dem Blutumlauf in diesem Organ bald ein Ende; bei vielen Thieren gehet nur ein geringer Theil der Blutmasse durch die Athmungsorgane, und schon diese theilweise, unvollkommene Berührung erreichet den bestimmten Zweck; in der Milz wird das Arterienblut ohne eine verhältnißmäßige Entziehung seines charakteristischen Antheils in Venenblut umgewandelt. In den meisten Fällen hört jedoch das Blut, da wo es unter dem allbewirkenden Einfluß der Nerven zu den Theilen tritt, auf als Blut zu sein, denn es wird zum Theil hier zur Lymphe, zum Theil zur Substanz des Theils, in welchen es kam. Die Substanz aber, welche eben noch die neu überkleidete Region der Leiblichkeit bildete, löst sich ihrerseits zu einem Flüssigen auf, welches, vereint mit dem Ueberrest des eingeströmten Blutes, von einer Mittelgattung der Adern, den Lymphgefäßen und Saugadern, öfters jedoch auch von den Venen unmittelbar aufgenommen wird.

Da, wo den netzartig sich verschlingenden und verwebenden haarförmig feinen Capillargefäßen die beiden Richtungen des Blutumlaufes, die von innen nach außen oder von oben nach unten, und die von außen nach innen oder von unten nach oben führende sich begegnen und im Zusammenwirken dieser beiden die Umgestaltungen des Blutes vor sich gehen, ist allerdings ein Hauptquell der Wärme, nicht aber der einzige zu suchen. Der etwas höhere Grad der Wärme, durch den sich das Blut der Arterien vor dem der Venen auszeichnet, mag wohl bereits in dem strömenden Blute der Pulsadern seinen Ursprung nehmen, wenn unter dem Einfluß der Gefäßnerven das Sauerstoffgas, das beim Athmen ins Blut trat, mit den oxydirbaren Elementen von diesen seine ersten Verbindungen eingeht.

Das Venenblut empfängt außer der flüssig und gestaltlos gewordenen Masse der Theile auch noch die aus der Nahrung im Darmcanal bereitete und durch die äußere Haut eingesogene Flüssigkeit und führt seine Blutmasse ohne bedeutenden Verlust aus allen seinen Gefäßverzweigungen nach dem Herzen zurück. Es ist daher mehr Venen-, denn Arterienblut im Körper, und die der Dampfform nähere, ausgedehntere Beschaffenheit des ersteren ist der Grund, weßhalb die Stämme und Zweige des Venensystems im Ganzen an Weite (Umfang) sich zu den Arterien wie etwa 9 zu 4 verhalten. Es wird übrigens auch in den dünnhäutigen, inwendig mit einer Art von Klappen versehenen Venen, obgleich undeutlicher, jene Triplicität der übereinander gefügten Lagen bemerkt, welche die Arterienhäute auszeichnet, eine äußerste, aus verdichtetem Zellgewebe, eine mittlere, aus kreis- und zum Theil spiralförmigen elastischen Fasern gebildete, endlich eine dritte dünne, von derselben Beschaffenheit wie jene, welche das Innre des Herzens auskleidet.

Die Blutmenge des vollkommen ausgewachsenen Menschenleibes läßt sich wohl nur auf den siebenten Theil seines gesammten Gewichtes schätzen. Dieser nicht unansehnliche, leicht bewegliche Theil der Leibesmasse wird in der mittleren, kräftigsten Zeit des Lebens in jeder Minute durch etwa 70 Bewegungen des Herzens (Pulsschläge) und 18 Athemzüge in Bewegung erhalten; doch ist jene Zahl der Bewegungen in dem neugebornen Kinde gerade die doppelte, im Greis eine geringere, ja sie ist selbst in verschiedenen Höhen über der Meeresfläche eine verschiedene. So sind es Tausende von Millionen Malen, daß das Herz im kurzen Menschenleben sich bewegt und der Athem aus- und eingehet. Unwichtig und bedeutungslos zwar wie die Zahl der Haare auf dem Haupte scheinet die Summe dieser Wellen des lebendigen Bächleins in unsrem Innern. Aber es regt diese Wogen ein allgemeiner, durch alles Lebendige wehender Odem auf, und das Gesetz seiner Zeiten und Stunden ist es, welches selbst in diesem leisen Spiel der Schwingungen eines vom Leben überkleideten Wassertropfens erkannt wird.

Erläuternde Bemerkungen. Die Bemerkungen zu dem vorstehenden Paragraphen, welche den Inhalt desselben mit dem weiteren Verlauf dieser Untersuchungen verbinden sollen, sind von so verschiedner Art, daß wir sie hiernach zur Erleichterung der Uebersicht in mehrere Abtheilungen sondern.

Historisches. Schon der einfältigsten Beobachtung der lebenden Natur hatten sich die Bemerkungen aufdringen müssen, welche Aristoteles macht, daß das Herz, dieses Thier im Thiere (Ar. de part. anim. L. III, c. 4), unter allen Theilen des Leibes zuerst thätig sei und zuletzt sterbe (de gen. animal. L. II, c. 6). Das Herz erscheint deßhalb als der Sitz der lebenden Seele (Diog. Appollon. ap. Plut. de plac. Philos. IV, 5, und so noch bei Origen. Comment. in Johann. VI, 22, ed. Paris. T. IV, p. 137); und zwar nicht allein jener Kraft des Mitwerdens (φύσις) oder Wachsens, welche das Thier

mit dem Gewächs gemein hat (Ar. de juv. et senect. c. 2; hist. animal. L. III, c. 4), ſondern auch der Bewegung und Empfindung (de part. anim. L. II, c. 1), ſowie der Gefühle der Freude und des Schmerzens (ib. L. III, c. 4). Dieſer Anfang des Werdens (*ἀρχὴ τῆς φύσεως* de gen. anim. II, 4) wird daher zuerſt gebildet (ib. c. 6) wie der Grund eines Gebäudes oder der Kiel des Schiffes (Phil. SS. Leg. All. II, 1087, ed. Mang. I, 67). Es iſt der heimathliche Herd, auf welchem, verwahrt wie in feſter Burg, das Feuer des Lebens ernährt wird (Ar. de part. animal. L. III, c. 7); denn von ihm, dem heißeſten Theile des Lebens (de sens. et sensili, c. 3), gehet die Wärme aus (de part. anim. III, 7), welche bei dem Hauptgeſchäft der Seele: zu ernähren und zu bewegen, ein ſo nothwendiges Erforderniß iſt (ib.), daß der Tod hauptſächlich durch das Erlöſchen der Wärme entſtehet (de respirat. c. 18; Problem. Sect. XIV, 9). Dieſe Vorſtellung von der Bedeutung des Herzens als Quell des Lebens, als eines Sitzes der begehrenden (Genes. VI, 5; Ps. 119, 36), ſowie der verſtändigen Seele (Exod. 31, 6), erſcheint ſo altbegründet, daß ſelbſt Friſch unſer deutſches Wort Leben von dem hebräiſchen Namen des Herzens (לֵב) herleitet (deutſch-lat. Wörterbuch s. v. Leben). M. v. Becks bibliſche Seelenlehre. S. 63 u. f.

Was aber das Alterthum hier vom Herzen ſagt, das wird von ihm anderwärts auch auf das Blut und zuletzt auf die Luft übergetragen. Des Leibes Leben iſt im Blut (Levitic. c. 7, 10 u. 14; m. vergl. hiermit die Lehre des Empedokles in Jul. Polluc. onomast. L. II, S. 226, p. 262; Cic. Tusc. I, 9); ja dieſes wird von Kritias (Arist. de anim. L. I, c. 2) als Seele überhaupt betrachtet, während es nach Andren nur als die Seele des niederen Lebens (Phil. quis rer. div. sit haeres 489, ed. Mang. I, 481; deter. potior. insid. 170 ed. M. 207) erſcheint, welchem das Weſen des ſinnlich empfindenden Vermögens der Seele inwohnet (Fragm. de anim. et ment. ed. Mang. II, 668). Das Blut, deſſen rothe Farbe ſchon nach Plato eine Wirkung des inwohnenden lebendigen Feuers iſt (Tim. 493, 494 seqq.; Galen. de Hippocr. et Plat. plac. L. VIII, c. 5, ed. Kühn V, 680 seqq.), iſt nicht bloß ein Nahrungsmittel des Leibes (Ar. de part. anim. II, 5), ſondern nach Pythagoras ſelbſt Nahrung der Seele (Diog. Laërt. L. VIII, S. 30). Das Blut, welches im Herzen noch vor dem übrigen Leibe bereitet wird, iſt ſelber die Urſache der pulſirenden Bewegungen der Adern (Ar. hist. anim. III, c. 19).

Aber das Lebensprincip (*ζωτικὸν*), welches dem Blut der Adern inwohnet (Phil. de execrat. 933, ed. Mang. II, 432), kommt urſprünglich aus der äußren Luft (id. de legat. ad. Caj. 1009, ed. Mang. II, 563). Dieſes Lebensprincip der Luft gehet nach der Lehre der Pythagoräer von oben, von dem Quell der Wärme und des Lebens, dem Aether aus, von welchem auch das Lebensprincip des thieriſchen Leibes herſtammet (Diog. Laërt. L. VIII, S. 26, 27, 28). Es iſt wie die Seele ſelber voll erkennender Kraft (Diog. Apoll. ap. Simpl. Phys. fol. 33 A; m. vergl. Anaximenes bei Stob. eclog. I, p. 56); nur durch die beſtändige Verbindung mit ihm beim Athmen beſteht das Leben der beſeelten Weſen (Simpl. fol. 32, b; Arist. de respirat. c. 21). Beim Athmen dringt der Lufthauch (*τὸ πνεῦμα*) aus der Lunge mittelſt beſonderer Canäle in das Herz (Arist. hist. anim. L. I, c. 17), deſſen Zuſammenziehung (Schlag) von dem Eindringen der Lebensflüſſigkeit erzeugt wird (de respirat. c. 20). Mit dem Blute vertheilt ſich hierauf das belebende, geiſtige Princip der Luft durch den ganzen Körper (Diog. Appollon. ap. Simpl. Phys. fol. 32, 33). Verwandt mit den ſpäter zu erwähnenden Anſichten der neueren Zeit iſt dann die des Ariſtoteles (de gener. anim. L. II, c. 1), daß durch das Vorhandenſein der Lunge die Lebenswärme begründet werde, und daß dieſe Wärme deſto höher ſich ſteigere, je vollkommner die Lunge gebildet ſei; obwohl der Gedanke an einen Vorgang, der auf ſeiner höheren Stufe mit dem Verbrennungsproceß verglichen werden könnte, und welcher eben ſo wie dieſer der Erzeugung der Wärme diente, dem Alterthum ſo fern lag, daß dasſelbe vielmehr als einen Hauptnutzen des Athmens die Milderung des Lebensfeuers im Blute (Arist. de respirat. c. 8), oder in den Eingeweiden überhaupt (Phil. legat. ad Caj. 1010, ed. Mang. II, 563) angab.

Das offenkundigſte und allgemeinſte Wunder des thieriſchen Lebens, der Kreislauf des Blutes, blieb dem Alterthum und ſelbſt der ſpäteren Zeit bis auf Harväus Entdeckung verborgen. Daß jene Gefäße (*ἀγγεῖα*) des Blutes, welche durch ihre blaue Farbe oder durch ihr Hervorſchwellen über die Oberfläche der Haut dem Auge, beſonders bei dem Menſchen, ſich ſo bemerkbar machen (die Blutadern im engeren Sinne), beſtimmt ſeien das Blut aus den Theilen zurückzuführen nach dem Herzen, während dasſelbe durch die tiefer gelegenen Pulsadern, welche man, wo man ſie gegen den feſten Knochen drückt, deutlich ſchlagen (pulſiren) fühlt, vom Herzen hinauswärts ſtrömt nach den Theilen, war ſelbſt nach der Galeniſchen Schule gänzlich unbekannt. Adern (*φλέβες*, venae) hießen dem Hippokrates alle blutführenden Gefäße überhaupt, und das wenigſtens aus ſeiner Schule hervorgegangene Buch über die menſchliche Natur läßt uns die angeblichen vier Hauptgefäß-Paare des Leibes nicht einmal in ihrer nothwendigen Verbindung mit dem Herzen ſehen. Denn das erſte Paar, im Nacken entſpringend, endigt auswärts, das zweite, mitten am Kopf entſtehend, welches die Droſſeladern bildet, endigt abwärts an der Sohle des Fußes; das dritte, an den Schläfen entſpringend, endigt im Maſtdarm, verläuft aber auf ſeinem Wege durch die Eingeweide der Bruſt; das vierte, das an der Stirn beginnt, geht zuerſt durch die Lungen nach den Armen, bis zu den Fingern, wendet ſich aber dann wieder nach den innern und mittlern Theilen des Leibes zurück. Aehnliche Anſichten über den Verlauf der Lebervene (*ἡπατῖτις*) und der Milzvene (*σπλενῖτις*) hatte nach Ariſtoteles Zeugniß (hist. anim. III, 2) Diogenes von Appollonia aufgeſtellt. Ariſtoteles ſelber (hierin dem Hippokrates folgend) nennt in ſeinen meiſten Schriften nur die Luftröhre Arterie (*ἀρτηρία*); die große Stamm-Schlagader, welche aus der linken Herzkammer entſpringt, unterſcheidet er zwar wegen ihres dickhäutigen ſennigen Baues mit dem beſondern Namen der Aorta (*ἀορτή*; hist. anim. III, 3); ſie iſt ihm jedoch eben ſowohl eine Blutader als der große Stamm der Hohlvene, welche als große Ader (*μεγάλη φλέψ*) bezeichnet wird. Erſt in einem vielleicht ſpäter oder ſogar von andrer Hand geſchriebenen Buche des großen Forſchers werden die beiden Arten der Gefäße, Arterien und Venen, unterſchieden, ihr Verlauf neben einander zum Theil beſchrieben und die ſpäter lange herrſchend gebliebene Anſicht aufgeſtellt, daß die Arterien Luft enthalten (Arist. de spirit.

c. 5). In jedem Falle war doch durch Aristoteles der Ursprung der Blutgefäße aus dem Herzen und der Wechselverkehr der Lunge beim Athmen mit dem Geschäft des Herzens (welches beides Plato im Tim. p. 492, 500 schon geahndet hatte) deutlicher dargethan und hierdurch der rechte Grund zu der Kenntniß des Kreislaufes gelegt worden. Auf diesen Grund baute Erasistratus weiter. Die Arterien sind nach seiner Lehre, welche wir bei Galen (de usu respirat. p. 159; de different. puls. L. IV, c. 2, ed. Kühn. VIII, 703 seqq.) entwickelt finden, eine ganz andere Art von Gefäßen als die Venen. Die letzteren nur führen Blut, mit Ausnahme der Lungenvene, welche den belebenden Lufthauch (das *πνεῦμα ζωτικόν*) aus den Lungen nach dem Herzen bringt und hierin also schon die Bestimmung einer Arterie hat. Denn die Arterien sind nicht sowohl mit Blut, als mit Geist angefüllt, welcher durch die äußere Luft (beim Athmen) seine gesunde Mischung *(σωτήριον κρᾶσιν)* empfängt (Phil. de execrat. 933, ed. Mang. II, 432). Es blieb dieß auch im Ganzen die Lehre Galens und seiner Schule. Die Blutadern entspringen aus der Leber, die Arterien aus dem Herzen (Galen. de us. part. L. XVI, c. 13, 14, ed. Kühn. IV, 338 seqq.), und jeder Arterie ist eine Vene vermählt. Doch enthalten die Arterien nicht bloße Luft, sondern nur ein feineres, reineres und luftartigeres Blut als die Venen (ib. L. VI, c. 16 u. 17, ed. Kühn. III, p. 487 seqq.). Die Arterien empfangen das Blut, welches zur Nahrung ihres Lebensgeistes dient, aus den Venen und theilen dagegen diesen von ihrer inwohnenden Wärme und ihrem Lebensgeiste mit; vom Herzen ausgehend ist die Bewegung der pulsirenden Arterie rhythmisch und harmonisch (Nemes. de natur. hom. c. 24, ed. Matthiae, p. 240). Allen diesen Ansichten des Alterthums lag noch immer der Irrthum zu Grunde, daß das Blut in den Venen eben so wie in den Arterien von innen nach außen, nach den Theilen hin geführt werde, obgleich bei der Galenischen Annahme des Ursprunges der Hohlvene aus der Leber, und schon bei der Annahme des (angeblich) Aristotelischen Buches de spiritu, c. 5, daß ein Aufsaugen der Nahrung in den Eingeweiden durch Venen (freilich auch durch Arterien) geschehe, noch eine aufwärts gehende Bewegung des Blutes wenigstens in einigen Venen vorausgesetzt war. Als jedoch die Klappen in den Venen, welche offenbar dazu bestimmt sind, die Bewegung des Blutes von außen nach innen, von den Theilen nach dem Herzen zu begünstigen und die Bewegung in umgekehrter Richtung zu hemmen, in dieser ihrer Bestimmung zuerst von Berengar (Prof. zu Bologna von 1502 bis 1527) an einigen Punkten anerkannt worden, und als Fabricius von Aquapendente im Jahr 1574 diese Klappen bei den meisten Venen des Körpers aufgefunden und beschrieben hatte, schien allerdings der Weg zur Entdeckung des wahren Kreislaufes gebahnt. Den sogenannten kleinen Kreislauf, aus der rechten Herzkammer in die Lungen und aus diesen zurück nach dem linken Herzrohr und der Aortenkammer, hatte auch wirklich schon Michael Serveto im Jahr 1553 anerkannt (Restitut. Christianism. L. V), während man vor ihm und noch zu seiner Zeit in großer Allgemeinheit ein Durchschwitzen des Blutes durch die Scheidewand des Herzens aus der rechten in die linke Kammer annahm (denn das Blut, das durch die Lungenarterien ausströme, diene bloß zur Ernährung der Lungen; m. vergl. Andr. Lacun. anat. method. p. 37). Die

Entdeckung des eigentlichen und ganzen Vorganges des Kreislaufes war jedoch erst dem großen Engländer Wilhelm Harvey aus Falkston (geb. 1578, gest. 1657) vorbehalten, welcher, durch siebzehnjährige gründliche Forschung hierüber sicher geworden, zuerst im Jahr 1619 die Rückkehr des Blutes durch die Venen und zuletzt durch den großen Stamm der Hohlvene in die rechte Herzkammer lehrte, so wie das Ausströmen aus dieser nach den Lungen, von hier zurück nach der linken Herzkammer, welche dann das neu belebte Blut durch die Arterien nach allen Theilen sendet. Um diese Zeit wurde zugleich ein herrschendes Vorurtheil, dem selbst Thom. Bartholin noch angehangen, das Vorurtheil, daß die beim Athmen in die Lungen dringende Luft durch Poren, die sich in der Lunge fänden, zur Brusthöhle dränge, von dem römischen Arzt Joh. Faber (im Jahr 1624) unmittelbar durch Versuche widerlegt. Die Lehre vom Kreislauf, welche W. Rolfink schon seit 1630, Ren. Cartesius seit 1637 in Deutschland und Frankreich vertheidigt hatten, wurde nun durch die von Christoph Wren im Jahr 1657 veranlaßten Versuche mit der Infusion und Transfusion von Flüssigkeiten oder von dem Blut eines andern lebenden Thieres in die Venen, auf eine unwidersprechliche Weise bestätigt. Den Uebergang des belebenden (nitrösen) Princips der Luft, das auch im Wasser enthalten sei beim Athmen in das Blut der Lungen oder Kiemen behauptete Georg Ent (Opp. p. 23 ed. 1687), und seit 1654 schon die oben erwähnten englischen Aerzte Radulph Bathurst (Life of Rad. Bath. by Thom. Warton p. 70) und Rath. Henshaw (Sprat's histor. of the roy. soc. p. 264). Eine der Wahrheit ganz nahe kommende Theorie des Athmungsprocesses gab hierauf im Jahr 1668 Joh. Mayow (Opp. p. 95), welcher die Nothwendigkeit der Einwirkungen des salpeterluftigen Theiles der Atmosphäre eben sowohl für die Unterhaltung der Flamme eines brennenden Körpers als des thierischen Lebens anerkannte. Doch haben wir schon oben (S. 83) als den eigentlichen Entdecker der wahren Theorie des Athmens den Engländer Jos. Priestley kennen gelernt, welcher seit dem Jahr 1770 die Bildung der Kohlensäure beim Athmen beschrieb, indem hierbei die eingeathmete dephlogistisirte Luft auch durch die Haut der Lungenzellen hindurch aufs Blut wirke.

Wir gehen nun auf andre erläuternde Bemerkungen zu dem Inhalt des vorstehenden Paragraphen über, indem wir die Organe der Blutführung, der Blutbereitung und Blutbelebung, sowie die Wechselbeziehung der drei Arten von Flüssigkeiten, welche jenen Organen angehören: das Blut, die Lymphe und die eingeathmete Luft, genauer betrachten.

Die Brusthöhle *(κοιλότης τοῦ θώρακος*, beschrieben bei Galen. de us. part. L. VI, c. 2, 3, ed. Kühn. III, p. 411 seqq.). Diese, welche die wichtigsten Organe des Athmens und Blutumlaufes umfasset, wird nach außen umschlossen durch die Wirbelsäule *(ῥάχις)*, die Rippen *(πλευραί)* und Brustknorpel *(τὰ στέρνα)*, nach oben aber durch die Schlüsselbeine *(κλεῖς)* begränzt. Von der Unterleibshöhle und den in ihr enthaltenen Eingeweiden ist die Brusthöhle beim Menschen und bei den Säugethieren durch das Zwerchfell *(φρένες* oder *διάζωμα τοῦ θώρακος*, Ar. hist. an. I, c. 17) geschieden, welches aus acht von den Lendenwirbeln und ihren Bändern entspringenden, zipfelförmigen Muskeln und ihrer gemeinsamen Sennenhaut gebildet wird. Wenn man die

Brusthöhle durch Ablösen des Brustbeinknorpels oder Sternums von den knorplichten Enden der Rippen öffnet und das Sternum vorsichtig von dem Zellgewebe ablöset, womit es nach innen lose verwachsen ist, sieht man das festhäutige Brustfell oder Rippenfell (ὑμὴν πλευρίτης, auch πλευρά), welches in Gestalt von zwei Säcken, die keine innre Gemeinschaft unter einander haben (Galen. l. c. c. 4), die Lungen der rechten und der linken Seite umkleidet und nach innen, da wo die Gefäße in die Lungen münden, in der Haut der Lungen selber sich fortsetzt. Der innre Rauminhalt der beiden Säcke zusammen beträgt bei einem erwachsenen Manne (nach dem Ausathmen, am todten Körper) über 100 Cubikzoll (Sömmering v. Bau d. menschl. K. V, 2, S. 3), und dieser Raum wird von den Lungen ausgefüllt. Diese, die Lungen (πνεύμονες, Galen. de us. part. L. VII, c. 1, 2, ed. Kühn. III, 516), sind in mehrere Lappen (λοβοί) getheilt, und zwar die der rechten Seite gewöhnlich in drei, jene der linken in zwei. In ihrem Innern bestehet die Lunge aus Luftzellchen, deren jedes, wenn es aufgeblasen worden, etwa 1/8 Linie groß ist, und welche durch Zellgewebe zu kleinen Häufchen, diese zu Läppchen, diese endlich zu den größern Lappen verbunden sind. Die Luftzellchen, auf deren zarter Haut die zarten Gewebe der Lungenarterie, aus denen die Lungenvenen sich entwickeln, erkannt werden, sind die letzten Enden der Verzweigungen der Luftröhre (τραχεῖα ἀρτηρία oder βρόγχος), von welcher im §. 16 die Rede sein wird. Die äußerst feine Haut der Wandungen dieser Zellen ist für elastische Flüssigkeiten durchdringbar. Die oben S. 96 erwähnten Flimmergebilde, welche ein eigenthümliches Hautgewebe (das Flimmerepithelium) bilden, zeigen sich vornehmlich auf der Schleimhaut der Athmungsorgane ihrem ganzen Verlaufe nach sowie auf der gleichfalls zum Durchgang der eingeathmeten Luft dienenden Eustachischen Röhre (m. v. die erl. Bem. zum §. 19). Sie erscheinen aber überdieß in einigen organischen Medien, welche dem Geschäft der Erzeugung dienen, namentlich auf der Schleimhaut, welche den Uterus und die Fallopischen Röhren auskleidet, und selbst auf der Außenfläche der primitiven Nervenröhrchen wollte man sie wahrgenommen haben. Häufig zeigen sich diese flimmernden Zellengebilde auch an der fast structurlosen Hülle der Eierkeime mancher Zoophyten, namentlich vom Geschlecht der Steinkorallenthiere. Die Flimmerzellen sind von fast cylindrischem Bau, ihr oberes, feines Ende ist etwas breiter als das untere, das in der Schleimhaut wurzelt, und an jenem oberen Ende stehen die einfach oder mehrfach dreizähligen überaus feinen Wimperfädchen, deren Bewegung ganz unabhängig vom Einfluß der Nerven und selbstständig selbst nach dem Tode des Thieres noch fortdauert. Sie scheint auf dem Wechselverkehr zwischen flüssigen und festen Theilen zu beruhen. Die beiden Säcke des Brustfells sind nach unten und vornen, wo das Herz zwischen ihnen liegt, weiter von einander entfernt; nach oben und vornen über dem Herzbeutel nähern sie sich einander und sind hier durch lockres Zellgewebe verbunden. Es liegt indeß auch nach oben und vorn ein drüsiges Organ, die Thymus genannt (θύμος, auch θύμον, erwähnt bei Galen. de usu part. L. VI, c. 4), nach hinten der Schlund und mit ihm der niedersteigende Stamm der Aorta in dem Zwischenraum oder Mediastinum (man vergl. Pseudo-Galen. anat. vivor. — an. pulm.) der Lungensäcke. Von diesen zwischenliegenden Organen betrachten wir zuerst:

Das Herz (καρδία, kunstgerecht beschrieben von Galen de anat. admin. L. VII, c. 3, 9, ed. Kühn. II, 595, 615). Wenn Galen (l. c. c. 4) sagt: so (καρδία, κέαρ) wird dieses pulsirende Eingeweide allgemein genannt, hat er allerdings für die vorzüglichsten Sprachen der alten Welt vollkommen recht, denn so wie das lateinische cor stammt auch das deutsche Wort Herz, wie das griechisch-paphische Wort κορζία (statt καρδία) erweiset, mit jenem Wort aus gemeinsamer Wurzel. Die zarte Haut, welche das Herz äußerlich umkleidet, schlägt sich beim Ursprung der Gefäße noch einmal zurück und bildet so, auf ähnliche Weise wie die Rippenfelle die Lungensäcke, den Herzbeutel (περικάρδιον, bei Pseudo-Galenus ὑμὴ τῆς καρδίας). Eine mittlere Scheidewand (μέσον διάφραγμα de us. part. VI, c. 17) theilt die Höhlungen des Herzens in eine rechte und zugleich mehr äußere, vordere, und in eine linke Hälfte (δεξιὰ κοιλία und ἀριστερὰ κοιλία), davon jede wieder aus einer Vorkammer (atrium) und einer eigentlichen Kammer (ventriculus) besteht. Die Vorkammern sind eigentlich nur sackförmige Erweiterungen der am Herzen endigenden Venen, und an diesen Venensäcken finden sich als blinde Anhänge die sogenannten Herzohren (ὦτα τῆς καρδίας). Eine dünne Stelle an der Scheidewand, welche die Vorkammern trennt (die eiförmige Grube), bezeichnet den Punkt, an welchem im ungebornen Kinde das Blut, welches zumeist aus der untern Hohlvene kommt, und welchem das (arteriöse) Blut des Mutterkuchens beigemischt ist, sogleich aus der rechten Vorkammer in die linke übergehen und von hier durch die linke Herzkammer und die Aorta von neuem in dem Körper circuliren könnte, ohne erst den Weg durch die Lungen zu machen. Die Wände der eigentlichen, zum Fortstoßen des Blutes in die Arterien bestimmten Herzkammern, besonders jene der linken, sind stark musculös; die Scheidewand zwischen beiden ist nach der rechten Kammer hin etwas convex; im Innern des Herzens zeigen sich (als sogenannte fleischige Balken, trabes carneae) die mannichfach an einander gefügten, meist in sennige Endchen ausgehenden Muskeln. — Das Herz des erwachsenen Menschen wiegt von 20 Loth bis 1 Pfund 8 Loth.

Die Blutgefäße, welche zum und aus dem Herzen gehen, fallen auch dem ungeübtesten Zergliederer leicht in die Augen. Selbst nach dem Tode noch gefüllt mit dunkelfarbigem Blute, dünnhäutiger als die Arterien, zeigen sich die Stämme der großen oder der Hohlvene (als μεγίστη oder auch κοίλη φλέψ, beschrieben bei Galen de venar. dissect. c. 2 seqq. ed. Kühn. II, p. 786), durch welche sich das aus den Theilen des Leibes zurückkehrende, venöse Blut in die rechte Vorkammer oder den Hohlvenensack, von hier aber weiter durch die sehr augenfällige, dreizipfelige Klappe (als ὑμένες τριγλώχινες, im Plural benannten sie die älteren Zergliederer nach Galen. anat. admin. L. VII, c. 9, ed. Kühn. II, 617) in die rechte Herzkammer ergießt. Die Hohlvene ist in zwei Hauptstämme, einen oberen und einen unteren, getheilt. Der letztere führt unmittelbar das Blut der unteren Extremitäten und des Rumpfes sowie der Harn- und Geschlechtswerkzeuge, mittelbar aber durch das Pfortadersystem der Leber (πύλαι τοῦ ἥπατος, Arist. hist. anim. I, c. 17) das Blut der Verdauungsorgane zum Herzen, weßhalb sie bei den Hippokratikern ἡπατῖτις hieß (Galen. de Hippocr. et Plat. plac. VIII, c. 1). Die obere Hohlvene nimmt das Blut aus den inneren und äußeren Theilen des Kopfes durch die inneren

und äußeren Drosseladern (*σφαγίτιδες*, Galen. de ven. diss. c, 7, ed. Kühn. II, 801 seqq.), aus den Armen durch die Schlüsselbeinvenen, welche sich mit den Drosseladern ihrer Seite vereinen, auf; in den linken, aus dieser Verbindung entstandenen Nebenstamm ergießt sich mittelst des nachher zu erwähnenden Brustganges der aus der Nahrung bereitete (milchartige) Chylus. Vornehmlich in den Venen der Extremitäten, weniger an jenen des Kopfes und Rumpfes, nicht aber in den Hauptstämmen der Hohlvenen, werden die oben (S. 102) erwähnten (taschenartigen) Klappen bemerkt, deren Höhlung nach dem Herzen hin gekehrt ist. — Zugleich mit den Hohlvenen ergießen sich auch die Venen, welche auf kurzem Wege das Blut aus dem kleinen Organismus des Herzens zurückführen, in die rechte Herzkammer. Dieses gesammte Venenblut des Leibes wird aus der rechten Herzkammer, welche sich zur linken wie die Vene zur Arterie verhält, indem sie weiter ist und schwächere Muskelwände hat als diese, in die Lungenarterien ergossen, deren gemeinsamer Stamm sich schon unter dem Bogen der Aorta in die rechte und linke Lungenschlagader zertheilt. Diese nennt Galen, und schon vor ihm Asklepiades, sehr bezeichnend die venenartigen Arterien (*φλεβώδεις ἀρτηρίας*), sowie die Venen, welche das neubelebte, arteriöse Blut aus den Lungen zurück nach dem Herzen führen, arterienartige Venen (*ἀρτηριώδεις φλέβας*, de us. part. L. VI, c. 20). Am Ausgang der Lungenarterien aus dem Herzen finden sich die drei halbmondförmigen Klappen, welche Galen als *γλήνες σιγμοειδεῖς* beschreibt. Die Lungenvenen ergießen aus 4 oder 5 Stämmen ihr Blut in die linke Vorkammer, von hier gelangt dasselbe in die linke Kammer, aus welcher die sogenannte Mützenklappe mit ihren zwei Zipfeln den Rückweg verschließt. Die stark musculöse linke Herzkammer treibt bei ihrer Zusammenziehung das Blut in die Arterien, deren gemeinsamer, aus ihr entspringender Stamm wegen seiner sennen- oder riemenartig festen Beschaffenheit Aorta (Riemenader, *ἀορτή* Ar. hist. an. III, c. 3) genannt ist. An ihrem Ursprung zeigen sich drei halbmondförmige, den Rücktritt des Blutes ins Herz verhindernde Klappen, ähnlich denen der Lungenarterien, doch von stärkerm Bau. Zuerst versorgt der Stamm der Aorta das Herz durch die beiden (Kranz-) Schlagadern (Galen. ven. diss. c. 9, ed. Kühn. II, p. 817) mit dem nöthigen Blut, beugt sich dann über und hinter der Lungenarterie nach der Wirbelsäule hin, und aus diesem Bogen entspringen demnächst mit zwei getrennten Stämmen die Kopfschlagader und die Schlüsselbeinarterie der linken, dann aus nur einem gemeinsamen Stamme die der rechten Seite, welche letztere jedoch, bald nach beiden Richtungen sich verzweigend, die symmetrische Gleichheit des Gefäßlaufes der beiden Seiten in kurzem wieder herstellt. Die beiden Kopfschlagadern oder Karotiden (schon seit alter Zeit nannte man sie *καρωτίδας*, sagt Galen de us. part. L. XVI, c. 12, ed. Kühn. IV, 332), nach hinten an der Seite der Luftröhre emporsteigend in eine äußere und innere sich theilend, versorgen die äußeren und inneren Theile des Hauptes mit Blut; auch die Schlüsselbeinarterie jeder Seite gibt gleich anfangs einen Theil ihres Blutes nach dem Gehirn ab, und der zu diesem in den Querfortsätzen der Halswirbel emporsteigende Ast bildet mit den innern Karotiden einen ovalen Arterienring. Der übrige Theil der Schlüsselbeinschlagader gibt zuerst einige Zweige an die äußere und innre Brust ab und verläuft dann in den zu seiner Seite gehörigen Arm, an welchem

der eine Ast, die Schlagader der Speiche (*τῆς κερκίδος*, oder *ἡ ἐν τῷ καρπῷ ἀρτηρία*), wo sie der Handwurzel sich nähert, seit alter Zeit benutzt wird, um auf die leichteste Weise den Puls an ihr zu fühlen (Galen. de puls. ad. tirones c. 1, ed. Kühn. T. VIII, p. 454; der Name Puls, *σφυγμός* sei zuerst von Hippokrates gebraucht worden: de puls. different. L. I, c. 2, ed. Kühn. VIII, 497). Der Stamm der Aorta, nachdem er die erwähnten Aeste an die oberen Theile abgegeben, beugt sich gegen die Wirbelsäule hin und nimmt nun seinen weitern Verlauf an dieser hinabwärts nach den unteren Theilen (Galen. de us. part. XVI, c. 10, ed. Kühn. IV, 313 seqq.). Auf diesen Verlauf entspringen aus ihr die Zwischenrippen- und die Zwerchfell-Arterien; der Ast, dessen drei zum Theil netzartig zusammenfließende Zweige den Magen, die Leber und Milz versorgen, dann der für die dünnen und einen Theil der dicken Gedärme. Hierauf entspringen dem Stamm die Schlagadern der Nieren und die bei ihrer Feinheit auffallend (Galen. ib. p. 322) langen Arterien der Hoden oder Eierstöcke, dann ein Ast, welcher den untern Theil des Dickdarms mit Blut versieht. Zuletzt behält nur ein sehr dünner Zweig die gerade nach unten gehende Richtung der Aorta bei, diese aber nach beiden Seiten theilt sich in die Hüftbein-Schlagadern (*τῶν σκελῶν ἀρτηρίαι*, Galen. de plac. Hipp. L. I, c. 7; ed. Kühn. V, p. 198), deren innrer Zweig den Organen der Beckenhöhle, der andre aber den Schenkeln und Füßen das ernährende Blut zuführt. — Die Arterien unterscheiden sich von den Venen durch ihre dickeren, festeren Häute, besonders durch die dick fibröse Structur der mittleren Schicht dieser Häute, welche Galen als die zweite, innre, fünfmal dickere bezeichnet (de anat. admin. L. VII, c. 5, ed. Kühn. II, p. 601). Die Zahl der Aeste und Zweige der Venen, welche viel öfter als die der Arterien netzartig ineinanderfließen, ist doppelt so groß als jene der entsprechenden Arterienäste; der Gesammtdurchmesser des Venensystems, welcher sich nach dem Herzen zu vermindert (weßhalb hier der Zurücklauf des Blutes sich beschleunigt), verhält sich zum Gesammtdurchmesser des Arteriensystemes wie $1\frac{1}{2}$ zu 1, mithin die Weite (der Raumumfang) wie 9 zu 4 (nach Burdachs Physiol. IV, §. 727 näher noch wie 5 zu 3). — Wenn man die letzten, feinsten Vertheilungen der beiden Gefäßsysteme des Blutumlaufes, der Arterien und Venen mit wohl bewaffnetem Auge verfolgt, bemerkt man deutlich, daß beide ohne Unterbrechung in einander übergehen. Dieser Uebergang geschieht in den haarartig feinen (deßhalb sogenannten) Capillargefäßen, deren mannichfache Verästelungen und netzartige Schlingen den Uebertritt des ernährenden Blutes aus den zarten Gefäßwänden an die einzelnen Theile in hohem Maße begünstigen. Wo in diesem Gewebe der feinsten Canälchen die arteriöse Beschaffenheit und Bewegung des Blutes in die entgegengesetzte venöse übergehe, wo mithin das eine System ende, das andre beginne, dieses vermag die Beobachtung nicht zu entscheiden, auch findet sich da schwerlich eine feststehende Abgränzung, sondern nur eine bald mehr nach der einen oder der andern Seite hinüberrückende, indem es nur eine und dieselbe Grundbewegung (die des Herzens) ist, welche das Blut nach den Theilen und aus diesen zurück treibt, so daß jede Steigerung oder Verminderung dieser Triebkraft die Gränze des arteriösen Wirkens erweitern oder verengern kann.

Die lymphatischen und Milchsaftgefäße (vasa lymphathica)

unterscheiden sich dem Auge schon durch ihren gegliederten Bau, indem sie, bandwurmähnlich, aus Klappenstücken zusammengesetzt sind. Sie sind viel häufiger netzartig unter einander verzweigt als die Venen; an vielen Stellen ihres Verlaufes wirren sie sich knäuelartig unter einander und bilden so die lymphatischen Drüsen. Die lymphatischen Gefäße folgen, vornehmlich in den äußeren Theilen, im Ganzen dem Laufe der Venen, in welche sie zuletzt sich ergießen. Sie sind indeß nirgends so augenfällig als im Gekröse. Diesen wichtigsten und ansehnlichsten Theil des lymphatischen Gefäßsystemes, welcher die aus der Nahrung bereitete Flüssigkeit bei einem wohlgesättigten Thier als einen milchartigen Saft in sich führt, hatte schon Herophilus (Galen. de us. part. L. IV, c. 19, ed. Kühn. III, 335), noch deutlicher aber Erasistratus (Galen. de anat. admin. L. VII, c. 16, ed. Kühn. II, p. 648) erkannt und beschrieben. Der Hauptstamm, welcher alle diese Milchsaftgefäße in sich aufnimmt, der sogenannte Brustgang (ductus thoracicus), wurde erst von J. Pecquet (aus Dieppe) zu Montpellier im Jahr 1647 entdeckt. Dieser Hauptstamm beginnt an den Vereinigungspunkten der größern Zahl der Milchgefäße neben den Lendenwirbeln und den Nebennieren und endigt zuletzt mit dem Durchmesser eines Rabenfederkieles in die linke Schlüsselbeinvene, in welche man an einem eben getödteten Thiere den Milchsaft aus der Oeffnung des Brustcanals deutlich hineinträufeln sieht.

Wir betrachten nun auch die in den Organen des Athmens circulirenden tropfbaren sowie luftartigen Flüssigkeiten noch etwas näher.

Das Blut. — Seine Menge beträgt verhältnißmäßig bei dem Menschen mehr als bei allen in dieser Beziehung genauer untersuchten vollkommneren Thieren (m. vergl. Arist. de respirat. c. 13). Denn obgleich Blutungen, selbst solche, welche im Verlauf von nur wenigen Stunden erfolgen, hierbei keinen Maßstab abgeben können, da sich die Blutmenge außerordentlich schnell wieder ergänzt, so daß ein selbst Jahre oder Monate lang sich wiederholender täglicher Verlust von 2 Pfund durch Nasenbluten, wozu noch jede Woche ein Aderlaß kam (Carli, in der Hist. gener. des voy. T. XII), ja von 5 Pfund (m. vergl. v. Baers Anthrop. I, S. 87) dem Leben keine Gefahr brachte, oder daß ein Kranker, dem Taylor in 12 Stunden 9 Pfund Blut entzog und hierbei noch Purganzen gab, wieder genas, während die Blutmenge, welche ein Weib verloren hatte, die am Mutterblutsturz starb, von Wrisberg auf 26 Pfund geschätzt wurde; so müssen doch solche Beobachtungen einen sichreren Schluß auf das gewöhnlich vorhandne Maß des Blutes gewähren, welche an plötzlich und gewaltsam getödteten Menschen gemacht wurden. So sammelte man aus dem Körper eines enthaupteten Weibes 24 Pfund Blut (Burdachs Phys. B. IV, §. 690, S. 101), und da auch in solchen Fällen das in den feinsten Gefäßen enthaltene, sowie zuletzt das der Muskelfiber und andren Theilen noch inhärirende, schon gebildete Blut nicht mit eingerechnet schien, pflegt man, wie dieß seit Hallers Zeiten geschehen, die Menge des in einem ausgewachsenen männlichen Körper befindlichen Blutes auf 26 bis 28 Pfund anzusetzen. Allerdings mag diese Annahme nach Herbst's sorgfältiger Prüfung (commentat. hist. crit. et anat. phys. de sangu. quant. Gœtting. 1822) zu hoch sein, und auch Burdach (a. a. O.) glaubt die Menge des vollkommenen Blutes in einem gesunden

Körper nur auf 20 Pfund schätzen zu dürfen, eine Annahme, nach welcher das Verhältniß der Gewichtsmenge des Blutes zu dem Gesammtgewicht des Leibes beim Menschen (140 Pfund) wie 1 zu 7 sein würde. Im weiblichen Körper beträgt das Gewicht der Blutmenge verhältnißmäßig etwas mehr als im männlichen, dagegen ist auch in dem letzteren der Wassergehalt ein geringerer als im ersteren, denn nach Denis auf 83 Analysen gegründeter Angabe stehen die näheren Bestandtheile des Blutes bei beiden Geschlechtern in folgendem Verhältniß der Gewichtsmengen:

	bei dem männl. Geschl.	bei dem weibl. Geschl.
Wasser	76,70	78,70
Blutkörperchen	14,90	12,77
Albumin	5,70	5,90
Faserstoff	0,27	0,26

Wir betrachten aber hier die Zusammensetzung des Blutes, und zwar zunächst des menschlichen, auch noch in andrer Beziehung, so wie das Mikroskop und die chemische Analyse uns dasselbe kennen lehren. Schon im frischen, soeben aus der Ader gelassenen Blute bemerken wir kleine rothe Körperchen, welche in einer klaren farblosen Flüssigkeit schwimmen. Diese Flüssigkeit ist der oben erwähnte Bildungsstoff (plasma) der Zellen, deren viele als runde Lymphkörperchen in der durchsichtigen Flüssigkeit bemerkt werden. Nach wenig Minuten fängt das Blut an zu gerinnen, das heißt der Faserstoff, welcher in der Blutflüssigkeit enthalten war, sondert sich von dem Blutwasser und bildet im Verein mit den Blutkörperchen den sogenannten Blutkuchen. Das Blutwasser oder Serum enthält vorzugsweise den Eiweißstoff des Blutes, nächst diesem einige aufgelöste Salze, etwas Fett und extractartige Substanz. In 100 Theilen des Serums sind über 90 Theile Wasser und gegen 8 Theile Eiweißstoff enthalten, etwa $^6/_{10}$ Procent betragen die Chlorsalze (Kochsalz und Chlorkali), noch kein Drittel Procent die Verbindungen vor allen des Natrons, dann auch der kleinen Spuren der Kalkerde und Talkerde mit Kohlensäure, Phosphorsäure und Schwefelsäure; nahe auf ein Procent belaufen sich die extractartigen Substanzen und der kleine Antheil an Fett. Bei einer Hitze, welche den Eiweißstoff gerinnen macht, verwandelt sich das Serum in eine dünne Gallert. Wenn wir die Gewichtsmengen der festen Theile beachten, welche im Serum und im Blutkuchen enthalten sind, dann verhalten sich die im ersteren zu dem im letzteren wie 2 zu 3, das Gewicht der Gesammtmassen des Serums und des Blutkuchens nahe wie 87 zu 13. Von dem Blutkuchen selber aber bildet der Faserstoff dem Gewichte nach den bei weitem kleineren Theil, die größere Masse bestehet aus den Blutkörperchen, deren Blutroth oder Hämatin aus 66,90 Kohlenstoff, 11,01 Sauerstoff, 10,54 Stickstoff, 5,30 Wasserstoff und 6,66 Eisen (mit etwas Mangan) zusammengesetzt ist. Ueberhaupt sind nach Le Canus' Analyse der Gesammtmasse des Blutes die Bestandtheile desselben bei beiden Geschlechtern folgende:

	A	B
Wasser	78,015	78,559
Blutkörperchen	13,300	11,963
Eiweißstoff	6,509	6,942
Faserstoff	0,210	0,356

	A	B
Krystallinisches Fett . . .	0,243	0,430
Flüssiges Fett	0,131	0,227
Alkoholextract	0,179	0,192
Wasserextract	0,126	0,201
Salze mit alkal. Basis . .	0,837	0,730
Erdsalze und Eisenoxyd . .	0,210	0,141
Verlust	0,240	0,259.

Wenn in der vorstehenden Angabe der Wassergehalt in einer besonderen Linie und nach ihm auch die Blutkörperchen, der Eiweißstoff, Faserstoff wieder besonders aufgeführt wurden, so geschah dieß in der Voraussetzung, daß die Grundstoffe des Wassers in diesen Elementen der zweiten Ordnung nicht als wirkliches Wasser, sondern in organischer Zusammenfügung vorkommen.

Als eigenthümliche Formtheile des Blutes betrachten wir nur noch die Blutkörper etwas näher (m. s. S. 93), welche man alsbald im Blutwasser schwimmend entdeckt, wenn man ein Tröpflein Blutes dünn ausstreicht und so unter das Mikroskop bringt. Sie sind (nach Döllinger) im Menschen nicht von durchaus gleicher Größe, sondern ihr Durchmesser variirt von $^1/_{250}$ bis $^1/_{300}$ Linie, ohne daß hierbei das Lebensalter einen Einfluß hat, denn diese Größe bleibt sich im Fötus wie im erwachsenen Menschen nahe gleich. Ihre Gestalt ist linsenförmig rund, die Dicke steht zum Scheibendurchmesser etwa im Verhältniß wie 2 zu 9. Erst außerhalb des Leibes bildet sich in ihrer Mitte ein kleiner dunkelfarbiger Kern. Nur bei den Säugethieren haben sie den gleichen, linsenförmig kreisrunden Umriß wie bei dem Menschen; bei den übrigen Klassen der Wirbelthiere ist ihre Form eirund. An Größe stehen die der Säugethiere ebenfalls den menschlichen ziemlich nahe, die der niederen Thierklassen sind wenigstens in ihrem Längsdurchmesser größer mit Ausnahme der Blutkörner einiger Fische. Das arterielle Blut enthält nach Dumas und Prevost ein Procent seines Gewichtes mehr Blutkügelchen als das venöse, die in den letzteren befindlichen erscheinen ihrem Umfange nach mehr expandirt, die im ersteren concentrirt. In auffallender Ueberwiegenheit werden in jenem Blut, das die Blutegel an die Haut heransaugen und aus den äußeren Gefäßen hervorziehen, die gerinnbaren Theile des Blutes gefunden, so daß auch hieraus erhellt, daß das thierisch Lebendige überhaupt (wie dann noch mehr das Wachsthum der Theile bezeugt) eine magnetische Anziehung zum Cruor u. s. habe. Nach einer, freilich nur sehr beiläufigen, Schätzung mögen in der Gesammtmasse des Blutes eines menschlichen Körpers gegen 12 Billionen Blutkörperchen enthalten sein.

Außer den vorstehend angeführten formlos flüssigen und geformten Gemengtheilen des Blutes sind in diesen auch Gasarten, in einem Zustand der Auflösung (wie in unseren stehenden und fließenden Gewässern) enthalten. Es sind dieß die drei im engern Sinne so zu nennenden atmosphärischen Gasarten: Kohlensäure, Sauerstoffgas und Stickgas. Der Stickgasgehalt bleibt sich in beiden Arten des Blutes, in dem der Venen und in dem der Arterien nahe gleich, dagegen ist im Venenblut mehr Kohlensäure und weniger Sauerstoffgas als im Arterienblut enthalten, denn in dem ersteren beträgt der Sauerstoffgehalt nur $^1/_4$, ja nur $^1/_5$ des Gehaltes der Kohlensäure, im arteriösen Blute $^1/_3$, ja fast $^1/_2$. Im

Ganzen bilden die Gasarten, so unbedeutend ihre Gewichtsmenge ist, dennoch den zehnten bis achten Theil des Volumens der Blutmasse.

Der Unterschied des arteriellen und venösen Blutes bestehet übrigens außer dem eben erwähnten und außer der hellrötheren Farbe und schaumigeren Beschaffenheit des ersteren auch darin, daß das Arterienblut um 1 Gr. wärmer, an Wasser und Faserstoff reicher, specifisch leichter und schneller gerinnbar ist. Ueberdieß zeichnet sich das arterielle Blut von dem venösen durch einen auffallenden (eigenthümlich thierischen) Geruch aus, den es gleich nach dem Einathmen in den Lungen annimmt.

Von den andern mit der Blutbildung verwandten flüssigen Stoffen des thierisch-menschlichen Körpers sind die beiden wesentlichsten:

Die Lymphe, welche z. B. in den Saugadern der äußeren Theile enthalten ist, erscheint als eine wasserhelle, farblose Flüssigkeit. Sie enthält nach Lassaigne in 100 Theilen 92 Proc. Wasser, fast $5^3/_4$ Eiweiß, $^1/_3$ Proc. Faserstoff, $1^3/_7$ Proc. phosphorsauren Kalk, Natron, sowie Chlor-Natrium und Kalium.

Der Milchsaft oder Chylus (χυλός, m. vergl. Galen. de us. part. L. IV, c. 3 seq. und über die χύλωσις schon Phil. de animal. sacrif. idon. 841, ed. Mang. I, p. 244, 245), welcher in den oben (S. 107) erwähnten eigenthümlichen Gefäßen enthalten ist, erscheint als eine röthliche Flüssigkeit, welche durch eine mehr oder minder große Menge von Fettkügelchen getrübt ist. Bei dem Gerinnen wird er roth, und diese Färbung erhöht sich, wenn man ihn der Luft aussetzt. Jener Chylus, welcher sich in den ersten Saugader-Enden in der Nachbarschaft des Darmcanals findet, zeigt bei gesättigten Thieren nur eine milchweiße Farbe und gerinnt nicht an der Luft. Der, welcher bereits durch die erste Drüsenreihe gegangen ist und eine angehende Verwandlung erlitten hat, erscheint schon gelblich oder röthlichgelb, ist aber auch noch sehr schwer gerinnbar, während der im ductus thoracicus enthaltene Milchsaft leicht gerinnt. Beide Eigenschaften, die röthliche Färbung sowohl als die leichte Gerinnbarkeit, finden sich in ausgezeichnetem Maße in der Lymphe, welche die Saugadern der Milz- und der Nebennieren enthalten. Die erstere ist lebhaft roth und setzt nach einigen Minuten eine scharlachrothe, zu Boden sinkende Haut ab. Sie gerinnt nur beim Erhitzen. Die Lymphe aus den Nebennieren, welche sich eben so wie die der Milz im Brustgang unter den aus der Nahrung gezognen Milchsaft mischt, ist dunkelroth, dickflüssig, leicht gerinnbar, enthält vielen Farbstoff. — Die milchige Beschaffenheit und Farbe des Chylus rührt von fettigen, aus der Nahrung ausgeschiedenen Stoffen her, welche durch Beimischung der Galle und der pankreatischen Flüssigkeit (m. vergl. §. 13) eine Emulsion bilden, sie ist daher nach fetten Mahlzeiten, wenn hiebei die Gallenabsonderung gesunden Fortgang hat, am auffallendsten; sie fehlt dagegen, wenn die genossenen Speisen kein Fett enthielten oder die Gallenabsonderung unterdrückt war. Einige Speisen, wie Milch, gehen fast unverändert in den Milchsaft, ja in einigen Fällen noch leicht erkennbar ins Blut über (nach Anderson in Burdachs Ph. IV, S. 64). Aus dem Chylus, der in dem ductus thoracicus eines reichlich mit Hafer gefütterten Pferdes enthalten war, sonderten sich während eines vierstündigen Stehens 3 Procente gerinnbare Stoffe ab, welche beim Trocknen noch mehr als $^3/_4$ ihres

Gewichtes verloren. In den übrigen 97 Procenten der blutwasserähnlichen Flüssigkeit zeigten sich nach dem Abdampfen noch $7^1/_{10}$ Procent trockner Rückstand, der aus $^5/_9$ Eiweiß, $^2/_9$ Fett und fast $^1/_6$ Fleischextract bestund. Außer diesem zeigte sich noch ein kleiner Antheil ($^1/_{36}$) von extractartiger Substanz mit kohlensaurem und phosphorsaurem Natron und eben so viel ($^1/_{36}$) kohlen- und phosphorsaurer Kalk.

Die luftartigen Elemente des Athmungsprocesses. Die gewöhnlichen Gemengtheile der Atmosphäre und ihr quantitatives Verhältniß zu einander wurden oben, S. 84, beschrieben.

Die Kraft der beim Einathmen auf die Lunge in weiter Vertheilung wirkenden Luft wird nach dem Maßstabe der gewöhnlichen, mechanischen Berechnungen auf 100 Pfund geschätzt. Eine Lunge, welche einmal geathmet, entleert sich nie ganz wieder der aufgenommenen Luft, sondern es bleiben immer beim gewöhnlichen Ausathmen gegen neun Zehntheile der Luft, von welcher ihre Zellen erfüllt sind, in diesen zurück. Die Lungen eines erwachsenen Mannes können 220 bis 280, die des Weibes 90 bis 144 Cubikzoll Gasarten in sich fassen, das Volumen der eingeathmeten Luft wird bei einem stärker gebauten Körper auf 20 bis 25, bei einem zarteren auf 16 bis 18 Cubikzoll geschätzt. Die Dauer des Einathmens verhält sich zu der des Ausathmens wie 4 zu 3. Die oben, im Paragraphen erwähnte Angabe über den täglichen Betrag der ausgeathmeten Kohlensäure ist von Burdach (in s. Anthropologie I, S. 87) in folgender Weise gestellt: während das Sauerstoffgas der eingeathmeten Luft dem Volumen nach 21 Procent beträgt, finden sich in der ausgeathmeten nur 13 Procent derselben, 8 Procent sind zu Verbindungen mit andern Elementen des Leibes verbraucht worden. Berechnet man aus dem Verhältniß des Volumens das des Gewichts, und nimmt man an, daß während der 18 Athemzüge, welche im Mittel während einer Minute stattfinden, jedesmal 16 Cubikzoll (im Ganzen 288) Luft in die Lunge eingehen, dann stellt sich das Gewicht des Sauerstoffgases, das im Verlauf von 24 Stunden zunächst zur Bildung der Kohlensäure verbraucht wird, zu 2 Pfund 12 Loth, das Gewicht der entstandenen Kohlensäure selber auf 3 Pfund 9 Loth heraus. Es sind mithin durch das Ausathmen 29 Loth Kohlenstoff von der Körpermasse ausgetreten. In nicht viel abweichender Weise berechnete Davy die Menge des Sauerstoffgases, welche ein erwachsener Mensch täglich beim Athmen zur Bildung der Kohlensäure verzehrt, zu 45480 Cubikzoll oder beiläufig 26 Cubikfuß; dem Gewicht nach zu mehr als 2 Pfund. Es ist dieß jene Menge von Sauerstoffgas, welche in einem Volumen der atmosphärischen Luft von 130 Cubikfuß (ungefähr der Cubus des Längenmaßes eines Menschen) enthalten ist. Der täglich zur Bildung der ausgeathmeten Kohlensäure verbrauchte Kohlenstoff beträgt übrigens nach Davy nur $23^1/_4$, nach Allen und Peppy 25 Loth. Jener Kohlenstoff, welcher beim Einathmen des geringen Antheils der Kohlensäure, die in der Atmosphäre vorhanden ist, in den Körper aufgenommen werden kann, beträgt nur einige Scrupel. Außer der Kohlensäure athmet der Mensch auch das Wasser in Dampfform (Wassergas) aus, dessen Menge übrigens nur auf 25 Cubikzoll, sein Gewicht auf ($13^3/_4$ Gran?) weniger als einen Scrupel geschätzt wird. Nach Liebig's Berechnungen gewinnt der menschliche Körper im Mittel täglich so viel Kohlenstoff aus den Nahrungsmitteln,

als durch das Ausathmen und andere Aussonderungen aus seinem Körper abgehen, nämlich nahe gegen 28 Loth. Wäre dieses nicht, dann würde das eingeathmete Sauerstoffgas hinreichen, um in Zeit von 4 Tagen 5 Stunden den ganzen in der Blutmasse enthaltenen Kohlen- und Wasserstoff in Kohlensäure und Wasser umzusetzen (zu verzehren). Da eine kalte Luft comprimirter, die warme ausgedehnter und leichter ist, so beträgt auch die Gewichtsmenge des eingeathmeten Sauerstoffgases in kalter Luft mehr als in warmer, und in wohlthätiger Ausgleichung dieses Verhältnisses enthalten die Nahrungsmittel, welche der Mensch in kälterer Zone genießt, ungleich mehr Kohlenstoff als die, welche der Bewohner heißer Länder zu sich nimmt, der Speck und das Fett der Thiere z. B. 66 bis 80, die Südfrüchte selten über 12 Procent. Wie bereits im Paragraphen erwähnt worden, haben Gemüthsbewegungen sowie die Zustände der Gesundheit oder Krankheit, auf die Umwandlung der Luft einen entschiedenen Einfluß, sowie umgekehrt die Beschaffenheit der eingeathmeten Luft aufregend und begeisternd selbst auf die Stimmung des Gemüthes wirken kann, wie dieß namentlich die berauschenden Eigenschaften des eingeathmeten Salpetergases bezeugen. (Man vergl. Berzelius Lehrbuch der Chemie I, S. 491, und v. Baer a. a. O., S. 444.) Auch Wasserstoffgas in geringer Menge mit eingeathmet, macht anfangs heiter, dann schläfrig; in größerer Quantität macht es sogleich schläfrig, wie dieß Wetterstädts (von Berzelius angeführte) Versuche aus einem an Schlaflosigkeit leidenden lungensüchtigen Kranken bezeugten. (M. vergl. hierzu Berzelius Lehrbuch der Chemie. IV, S. 90—99.)

Der Vorgang und Einfluß des Athmens ist größtentheils im Paragraphen beschrieben. Der Kehlkopf und die Luftröhre liegen vor und etwas rechts neben dem Schlundkopf und der Speiseröhre. Bei jedem Einathmen steigt der Kehlkopf in der Rachenhöhle empor, die Stimmritze erweitert sich, die Stimmritzenbänder wälzen sich wulstig nach außen, während beim Ausathmen der Luftröhrenkopf wieder herabsinkt, die Stimmritzenbänder sich einwärts schlagen, die Stimmritze verengt wird. Zugleich erhebt sich beim Einathmen der Kehldeckel und legt sich beim Ausathmen zurück, so daß nun auch die Speise und das Getränk, ohne in die Luftröhre zu kommen, hinüber nach dem Schlund gehen können. Unmittelbare Beobachtungen dieses Vorganges an Verwundeten beschreibt Mende sowie v. Baer a. a. O. S. 426. Das Eindringen und Hinausgehen der Luftarten beim Ein- und Ausathmen in den Lungen geschieht nach demselben Gesetze, nach welchem zwei verschiedene Gasarten, die durch eine feuchte thierische Blase von einander geschieden sind, sich vereinen und in ein Gleichgewicht der Vertheilung setzen. Durch die feinen, feuchten Wände der Lungenzellen dringt die Kohlensäure hinaus und die atmosphärische Luft herein, wobei der Zug der chemischen Verwandtschaft der rothen Blutkörperchen zum Sauerstoffgas bedeutend mitwirkt.

Die Erzeugung der Wärme auf dem Herde des Lebens ist allerdings darin von verwandtem, ja von gleichartigem Ursprung mit der Erzeugung der Wärme auf unseren Feuerherden, daß sie auf das Zusammenwirken, auf die wechselseitige Durchdringung (chemische Verbindung) jenes Stoffes, der die Sonne unter den irdischen Elementen (nach §. 5) ist, des Sauerstoffgases, mit den vorzugsweise terrestrischen Elementen des Kohlenstoffes und Wasserstoffgases sich gründet. Was aber hierbei der Einfluß der Nerven, und zwar zunächst jener

Zweige derselben, welche, aus dem Gangliensystem (nach §. 17) entspringend, die Gefäße begleiten, für eine Bedeutung habe, das lehrt uns schon die Steigerung der Wärme oder der Wärmeempfindung durch aufregende Gemüthsbewegungen, die Eigenwärme der Insecten, bei denen sich ein kräftig entwickeltes Gangliennervensystem findet, sowie Chaussad's Versuche, nach denen die Durchschneidung des sympathischen Nerven Abnahme der Eigenwärme zur Folge hatte. Dasselbe geschieht örtlich an einem Glied, das an Nervenlähmung leidet. Unter dem Einfluß der Lebenskraft durch den Nerven wird übrigens an allen Stellen des innern Leibes Wärme erzeugt, wo sich die flüssigen Elemente zu festeren Formtheilen gestalten, und wo in dem Capillargefäßsystem oder in dem Parenchym der Organe Kohlensäure sich bildet. Das Hauptbrennmaterial zur Unterhaltung der Lebenswärme, der Kohlenstoff, wird übrigens nicht bloß von außen aus den Nahrungsmitteln gewonnen, sondern auch bei unzureichender Zuführung von diesen aus den eignen, namentlich den luftartigen Stoffen des Leibes. In dieser Weise war ein fettes, gemästetes Schwein, das von einem Bergsturz verschüttet, nach Mantel 16 Tage ohne Nahrung geblieben war, am Leben erhalten worden, hatte aber 120 Pfund an Gewicht abgenommen. Die mittlere Wärme des gesunden Menschenleibes bleibt in allen Jahreszeiten und Zonen ohne merkliche Abweichung dieselbe. Sie beträgt z. B. in der Mundhöhle gegen $29\frac{1}{2}^0$ R., während die Wärme des Blutes $30—31^0$ R. ist. Doch kann diese Wärme in Fiebern und Entzündungen auf $32—33^0$ R., ja beim Scharlach auf 37^0 R. steigen, sowie in der Cholera, selbst in der Mundhöhle bis zu 20^0 R. abnehmen. Nach Edwards an Sperlingen angestellten Versuchen wird (abgesehen von dem abkühlenden Einfluß der Verdünstung) im heißen Sommer weniger Wärme im Körper erzeugt als im Winter.

Der Vorgang des Umlaufes der Säfte. Allerdings wird der neue Nahrungssaft, dessen das Blut zu seiner beständigen Wiedererstattung bedarf, zumeist durch die vorhin erwähnten lymphatischen und chylösen Gefäße herbeigeführt. Daher tödtet das Unterbinden oder sonstige Zerstören des ductus thoracicus langsam, durch Abmagerung. Aber auch ein Theil der Venen scheint unmittelbar zum Aufsaugen des nahe an ihre Endungen sich ergießenden Arterienblutes oder auch der von außen in den Leib (z. B. den Darmcanal) gebrachten Flüssigkeiten bestimmt, wie dieses Gmelins und Tiedemanns Beobachtungen zeigten, nach denen fremdartige Stoffe, welche man einem Thier beibrachte, einige Stunden nachher nicht im Chylus, sondern im Blut und Urin gefunden wurden (Berzelius a. a. O. S. 249). Andere Venen scheinen ihren Anfang aus und an den Haargefäßen zu nehmen, welche nur im Zustand der Entzündung eigentliches Blut, gewöhnlich aber bloß Serum führen. Es zeigen übrigens die Venen auch an Theilen, welche nicht zur Aufnahme des Nahrungstoffes bestimmt sind, ein Vermögen, die äußerlich an die Haut gebrachten Stoffe, z. B. das Upasgift, unmittelbar und ohne Hülfe der Lymphgefäße aufzusaugen, wie dieß der Versuch bei einem Hunde, an dessen Schenkel alle Gefäße außer der Hauptarterie und Hauptvene hinweggenommen worden, zu beweisen schien (m. vergl. v. Baer a. a. O. S. 109). Es besteht daher der Kreislauf der Säfte und die Ernährung auch bei ganzen Thierklassen ohne ein eigentliches System der lymphatischen Gefäße.

Bewegung des Herzens und ihre Folgen. Im Tode verliert zuerst die linke, dann die rechte Herzkammer die sonst das ganze Leben hindurch so unermüdet dauernde Kraft der Bewegung. Ihrem Wesen nach bestehet diese Bewegung aus zwei Momenten, aus dem einer kräftigen Zusammenziehung der Muskeln, welche den wundervollen Bau des Herzens bilden, und aus einem momentanen Nachlassen dieser Muscular-Contraction. Während des letzten Momentes öffnen und erweitern sich die Kammern und Vorkammern des Herzens, und das Blut strömt in den so entstandenen leeren Raum nach hydrostatischem Gesetz ein (Diastole). Der Reiz des Blutes regt aber alsbald die neue Lebensthätigkeit der Muskeln zur Zusammenziehung (Systole) auf, bei welchen der Innenraum der Kammern verengert, das Blut hinausgetrieben wird. Hierbei stehen die Bewegungen der Kammern und Vorkammern in einem abwechselnden Verhältniß. Wenn die Vorkammern sich ausdehnen und das Blut der beiden Venensysteme (der Lungen und jenes des übrigen Leibes) einlassen, dann ziehen sich die Kammern des Herzens zusammen und treiben gleichzeitig das Blut aus dem Herzen nach den Lungen und nach den Theilen des Leibes. Bei der Ausdehnung der Arterienkammern werden diese vorwärts geschoben und gegen die Rippen gedrängt, wo man zwischen den Knorpeln der fünften und sechsten Rippe der linken Seite den Herzschlag von außen fühlt. Jede Zusammenziehung des Herzens drängt zu dem in den gefüllten Arterien schon enthaltenen Blut eine neue Welle, und wie durch eine eng an einander liegende Reihe von Kugeln pflanzt sich der Stoß mit solcher Gewalt fort, daß man das Blut an Enthaupteten sieben Fuß hoch, oder doch wenigstens eben so hoch als der Körper lang gewesen, emporspringen sahe, und daß die Wirkung desselben durch das System der Capillargefäße aus den Arterien selbst in die Venen sich fortsetzt, wo zugleich der Fortbewegung des Blutes die Erweiterung der rechten Herzkammer in der Weise einer Saugpumpe zu Hülfe kommt. Die Zahl der Zusammenziehungen der Herzkammern oder der Pulsschläge ist überhaupt bei kaltblütigen Thieren seltener als bei warmblütigen; sie beträgt aber auch beim Pferde nur 34, beim Hunde dagegen 78 Schläge auf eine Minute. Der Puls ist seltener bei Männern als bei Frauen, bei phlegmatischen als bei lebhaften Menschen, seltener im Winter und bei Engbrüstigkeit oder viertägigen Fiebern als im Sommer und im gesunden Zustande; seltener in tief gelegenen Ebenen als auf hohen Gebirgen. Bei jeder Zusammenziehung der Herzkammern werden etwa $1\frac{1}{2}$ Unzen Blut in die Arterien getrieben und nach Schulze's Berechnung würde nach je 480 Pulsschlägen oder Zusammenziehungen der linken Herzkammer der Kreislauf der ganzen Blutmasse durch den Körper eines erwachsenen Mannes von der Herzkammer aus bis zu dieser wieder zurück vollendet sein. Rechnet man 75 Pulsschläge auf eine Minute, dann ergibt sich die Dauer eines ganzen Kreislaufes auf 6 Minuten 24 Secunden. Nach andern Berechnungen wird diese Dauer nur auf 3 Minuten geschätzt. Die Zahl der Zusammenziehungen nimmt ab, je älter der Mensch wird, und es schlägt der Puls im neugebornen Kinde 140, im einjährigen 124, im zweijährigen 110, im dreijährigen 96, im siebenjährigen 86, im Jüngling 80, im Manne 75, im Greise 60mal in einer Minute, wiewohl auch krankhafte Fälle bekannt sind, wo derselbe selbst im männlichen Alter bis zu 24, endlich zu 9 Schlägen sich verminderte (Duncan in den Medical

Commentaries for the Year 1792. Art. 1; bei Sömmering, vom Bau des menschlichen Körpers IV, S. 123). — Obgleich stärkere Verletzungen des Herzens den Menschen gewöhnlich nach wenig Minuten tödten, wobei bis zuletzt das Bewußtsein ungestört bleibt, haben dennoch Narben, die man am Herzen fand, gezeigt, daß bloß äußere Verletzungen wieder verheilen. Nach Ferrus hat man zuweilen Kugeln, Nadeln und andere fremde Körper im Herzen gefunden. Ein Mann, der sich eine feine Feile durch die Aortenkammer und die Scheidewand in die Lungenarterienkammer gestoßen hatte, lebte noch 20 Tage, indem die Wunde durch die abgebrochene und stecken gebliebene Feile und Blutgerinnsel geschlossen war; nur in den letzten Wochen klagte er über ein unbeschreibliches Wehesein, große Schwäche, Mangel an Schlaf und Eßlust (Ferrus bei Burdach a. a. O. S. 334).

Die Fortbewegung des Blutes durch alle Theile des Leibes hängt zwar zumeist von der Zusammenziehung des Herzens ab, denn sie dauert selbst noch fort, wenn die Arterienhäute sich verknöcherten und hierdurch zu jeder Zusammenziehung unfähig wurden, doch hat auch offenbar das Lebensprincip des Nerven einen entschiedenen Einfluß auf die Thätigkeit der Arterien, denn die Bewegung von diesen wird nach dem Durchschneiden der zugehörigen Nerven in den einzelnen Theilen sehr vermindert, ja fast ganz aufgehoben. Es stehet mithin unter dem Einfluß der Nerven auch das Ernährungsgeschäft, das die Arterien betreiben, indem, wie selbst die Beobachtung an zarten, jungen Fischen unmittelbar zu lehren schien, ein Blutkügelchen nach dem andern an den Theilen, in denen die Netze der Capillargefäße sich verbreiten, hängen bleibt und auch die aussondernden Organe den Stoff, den sie zu ihrem Zweck verarbeiten und verwandeln, aus den Arterien empfangen. Bleibt nur jene Einwirkung eines oberen Lebensprincips unzerstört, so weiß die bildende Kraft auch nach Verwundungen oder Unterbindungen der Hauptarterien alsbald den bedürftigen Theil wieder mit der nöthigen Nahrung zu versorgen, indem sie die kleineren, minder bedeutenden Seitenzweige der Schlagadern so erweitert, daß sie bald zu Hauptästen, ja Stämmen werden.

Das gewöhnliche Lebensalter des Menschen von etwa 70 Jahren ist gerade der 365¼ste Theil des großen (sogenannt) Platonischen Jahres unsers Planeten oder der großen Periode des Vorrückens der Nachtgleichen. Die Zeit von beiläufig 70 Jahren umfasset gegen 25,920 Tage. Wenn man nach einer mittleren Zahl 18 Athemzüge auf eine Minute rechnet (im Mittel kommt bei gesunden, erwachsenen Menschen ein Athemzug auf vier Pulse), so beträgt die Zahl der Athmungen in einem Tage 25,920, mithin, weil das geschwindere Athmen des Kindes sich gegen das langsamere des Greisenalters ausgleicht, während einer ganz gewöhnlichen Lebensdauer gegen 25,920mal 25,920.

Von der Verdauung und Ernährung.

§. 13.

Wir lernten oben (im §. 2) die beiden Grundfäden kennen, aus denen zuletzt das Gewebe alles sichtbaren Seins bestehet. Es ist nur Ein Central-

grund, nur Ein oberer Anfang, von welchem alles Werden und Bewegen, alles Gestalten und Leben ausgehet; derselbe wird überall wirksam, wo eine ihn aufnehmende Empfänglichkeit vorhanden ist. Wären aber nur diese beiden, das fortwährende Sehnen nach der Einwirkung von oben und diese Leben schaffende Einwirkung selber bei dem creatürlichen Werden geschäftig, so würde dieses in einem beständigen Erscheinen und Wiederverschwinden bestehen ohne eine wirklich bleibende Leiblichkeit. Denn in demselben Augenblick, wo sich das creatürliche Sein und Leben als ein Besonderes, für sich Bestehendes dem allgemeinen Quell des Seins gegenübersetzet, fängt es auch an zu sterben und zu vergehen (nach §. 3). Wenn dann auch die aufnehmende Empfänglichkeit immer von neuem der schaffenden Einwirkung oder, um mit Leibnitzens Worten zu reden, den Lebensblitzen von oben den Zugang gestattete, so würde dennoch jeder Moment dieser neuen Belebung wie ein Blitz in dunkler Nacht nur entstehen und wieder vergehen, käme nicht als zusammenhaltender Geist (man vergl. §. 4 u. 11) ein Grund der Haltung (§. 5) hinzu, der dem creatürlichen Werden, einem jeden nach seinem Maß, eine bestehen bleibende Leiblichkeit verleihet. Dieser zusammenhaltende Grund ist das „zu Etwas" und „für Etwas" des Werdens; denn alles erschaffene Wesen wird nicht bloß ein Etwas für sich, sondern zugleich hiermit ein Etwas für Andere.

Zwei Ordnungen der Lebendigen, Pflanzen- und Thierreich, sind sich in unserer Sichtbarkeit wie Nord- und Südpol des Magnetes, wie Männliches und Weibliches zugesellt. Ein jedes von beiden bestehet nur in Beziehung auf das andere, eines nur wegen des anderen. Was die Pflanze begehrt und einathmet, das wird ohne Aufhören von der thierischen Lebenskraft bereitet; was das Thier als Nahrung aufnimmt und einathmet, das erzeugt die Pflanze. Die Pflanze begehrt den Kohlenstoff und ziehet diesen ohne Aufhören an sich; aus der zersetzten Kohlensäure athmet sie dann das Sauerstoffgas aus; das Thier erzeugt mit jedem Pulsschlage den Kohlenstoff und gibt denselben dem eingeathmeten Oxygen zur Speise.

Das Vermögen, neue Stoffe (als Nahrung) aufzunehmen, würde dem thierischen Leibe alsbald entgehen, wenn sich dieser nicht selber ohne Aufhören zu einer anderen, ihn mütterlich umfassenden und durchwirkenden Leiblichkeit als Speise verhielte. Was nämlich in gröber verleiblichter Form für die Pflanzen das Thierreich ist, dasselbe ist und vertritt diesem die umgebende Atmosphäre, deren Sauerstoff mit jedem Athemzug den zur Kohle werdenden Stoff unseres Leibes zu sich nimmt und verzehrt. Der ganze Leib würde in kurzer Zeit eine Beute dieses starken Essers sein, reichte der magnetische Faden, der alle Einzelnen zu einem harmonisch beschlossenen Ganzen vereint (nach §. 4), nicht hinabwärts von dem lebenden Leibe, nach einer anderen Seite der Körperlichkeit, würde der Leib, der nach oben hin sich beständig zur Speise darbeut, nicht selber auch nach unten hin, gegen

eine andre creatürliche Gestaltung zu einem Esser. Dieß ist die in den Boden versenkte ernährende Wurzel des Baumes, dessen nach oben sich ausstreckende Zweige und Blätter wir in den Blutgefäßen und Lungen betrachtet haben.

Ein augenfälliger Unterschied zwischen jener Art, in welcher das Thier seine Nahrung in sich aufnimmt, und zwischen der, in welcher sie die Pflanze empfängt, ist dieser, daß beim Thiere die ergriffene Speise ins Innre des Leibes, in eine Höhlung aufgenommen wird, welche besonders bei den niederen Thieren einen großen Theil des Leibes ausfüllt und hernach als Magen und Darmkanal sich gestaltet. Der Thierleib stellt sich hierbei in dasselbe Verhältniß zur Speise, in welchem die allumfangende Atmosphäre beim Vorgang des Athmens zu ihm stehet; das den gröberen Stoff umfassende Wesen wird selber wieder von einer feineren Leiblichkeit umfasset; das Erste ziehet das Zweite an sich, weil es selber durch den Zug des Begehrens von einem Dritten angezogen wird.

Nicht ohne tiefere Bedeutung erscheint in dieser Beziehung der Umstand, daß der Magen des Thieres, sobald er zu verdauen beginnt, auch in chemischer Hinsicht für die Speise die Natur des Oxygens annimmt. Jener merkwürdige Stoff, welcher mit der ersten Nahrung zugleich dem Neugebornen aus der Mutterbrust zuströmt und in seinem zarten Magen das Werk der Verdauung begründet, die Milchsäure, wird mit dem Pepsin (nach §. 10) gemeinsam aus den Drüsen der inneren Magenwände erzeugt und verrichtet an der aufgenommenen Speise dasselbe Geschäft, das der Sauerstoff der Luft an der Kohle des Blutes übt.

Wenn dann das luftförmige Oxygen den Kohlenstoff der Erde zur Nahrung in sich aufnimmt, da wird nach S. 41 jener Stoff zur Gleichheit der Gestalt (des Volumens) mit der ihn verzehrenden Luftart erhoben, und erst so bildet er mit dieser die neue, aus beiden entstehende, luftartige Säure.

Die verwandelnde Kraft des lebenden Organismus in Beziehung auf den zur Speise gewordenen Stoff gehet noch ungleich weiter. Da wird zumal die aufgenommene Nahrung zum Gehirn, zum Muskel und zum Knochen; sie wird aber nicht bloß der Gestalt und Ausdehnung nach zum gesammten Leibe, sondern auch dem Elemente nach, welches kein Vorgang der unorganischen Natur in solcher Weise aus den empfangenen Grundstoffen darzustellen vermöchte, hier zu diesem, dort zu jenem.

Das magnetisch gewordene Eisen begehret zu seiner anscheinenden Nahrung nur einer Art von Speise, des für den lebendigen Strom des Magnetismus empfänglichen Eisens oder des Nickelmetalles. So sind auch die unvollkommenen Thiere mehr und ausschließender nur auf Eine Art von Nahrung angewiesen, welche sie mit derselben ausscheidenden Sicherheit aus den äußerlich ähnlichen und verwandten Stoffen herauswählen, als der

Magnet die Stäublein und Körner des Eisens aus einer Menge andersartiger Metalltrümmer und Körner.

Das eben gebrauchte Bild führt uns weiter in das Wesen jenes Instinktes, welcher das Thier zu seiner Nahrung treibt. Ein lebendiger Strom der bewegenden Kraft (es ist dieselbe, welche in der einen ihrer Formen den Umlauf des Planeten um die Sonne begründet) gehet beständig — als Magnetismus — von einem Pole der Erde zum andern und hat in seinem täglichen, sowie jährlichen Verlaufe seine bestimmten, dem Wechsel der Zeit unterworfnen Fluctuationen, seine Momente des Anziehens und Abstoßens. Da wo unter begünstigenden Umständen jener Strom dem für ihn empfänglichen Eisen begegnet, macht er dieses alsbald zu seinem Träger. Er dann, der allgemeine Lebensstrom, ist es, welcher in dem Magnet den Zug zu dem Eisen begründet, durch welches sich alsbald seine Bewegungen fortsetzen.

So ist auch jener in seinen Aeußerungen und Bewegungen sehr wundervolle Instinct, der die Biene über Berg und Thal zu ihrer Speise in der blühenden Linde führt und dann wieder zurück zu den Wachszellen, in die sie den Honig ausscheidet und absetzt, das Bewegen eines allgemeinen, durch alles ihm Verwandte hindurchwirkenden Lebens. Auch der Ernährungsproceß ist wie das Athmen ein Kreislauf, dessen Mitte nur in den sichtbaren Organismus fällt, die Ausgänge und Enden aber mit unsichtbarem Verlauf verfließen in einen Lebensstrom, der alles scheinbar geschiedene und getrennte Leben zu einem großen, allgemeinen Organismus vereint. Das Nahrungnehmen des Thierreichs gleichet in seiner Beziehung auf das Ganze dem Einsaugen und Ausscheiden der Säfte in einem lebenden thierischen Leibe durch die hierzu bestimmten Gefäße; jede Thierart stellet hierbei im Großen ein anderes, gerade zum Einsaugen in diesem Theile gemachtes Gewebe von Saugadern dar. Das Aufnehmen dann der Nahrung und das Wiederausscheiden, Anziehen und Wiederabstoßen in gewissen Zeiten — sie erinnern an jene täglichen Bewegungen der Magnetnadel, welche ihrerseits auch auf ein leises Anziehen und Abstoßen der vom Pole her einströmenden, magnetischen Kraft gegründet sind.

Während der Magnet nur auf eine Art von Speise, auf das für seinen Lebensstrom empfängliche Eisen angewiesen ist, so hat dagegen das Oxygen der Luft einen Nahrungstrieb, welcher die mannigfaltigste Speise, Metalle der verschiedensten Arten und alles Brennbare erfasset und aufnimmt. So ist auch der menschliche Leib vor jenem aller anderen Thiere zu dem Aufnehmen und Aneignen der verschiedensten Nahrungsmittel geschickt. Von den niedersten Stufen der Entwicklung der thierischen Form bis hinan zu dieser höchsten, sind indeß der Hunger sowie das Wohlbehagen beim Aufnehmen der Nahrung ein Gefühl, welches von dem Hindurchgehen und Hindurchwirken des allgemeinen, allvereinenden Lebensstromes in dem Einzelnen und Abgesonderten geweckt wird. Der Zug jenes Stromes ist

es, welcher alle diese Bewegungen aufreget, und welcher, wenn er das Hungernde zu dem begehrten Futter führt, auch hier wie überall, wohin er trifft, das Leben mit Freude erfüllet und Wohlgefallen.

Der Mensch demnach nimmt Speise und Getränke aus allen Reichen seiner Sichtbarkeit. Aus der unorganischen Natur vor Allem das erquickende Wasser, welches zuweilen, namentlich in den heilkräftigen heißen Quellen, von muttermilchähnlichem Nahrungsstoffe durchdrungen ist. Außer dem Wasser begehrt er des Salzes zum täglichen Genusse, während nur ausnahmsweise und in einigen seltneren Fällen sein beugsamer Organismus die Regung des Hungers durch den Genuß von Erdarten zu befriedigen oder zu täuschen sucht. In dem Pflanzenreiche sind es Gewächse aus sehr verschiedenen Familien, deren Saft oder Mark, deren zuckerhaltige Blätter oder Früchte, deren Eiweißstoff, Faser- und Käsestoff ihm Speise und Trank reichen. Doch wird auch hier, und zwar noch mehr als bei der Wahl der Nahrungsmittel aus dem Thierreiche, am gesunden Menschen ein vorherrschender und fast ausschließender Zug zu gewissen bestimmten Arten der Wesen bemerkt. Dieser Zug ist es, welcher namentlich beim Genuß von thierischer Speise, unter allen Völkern die Wahl zumeist auf das Fleisch und die Milch einer durch alle Klassen sich fortsetzenden Reihe von thierischen Formen lenkt, an deren Spitze die wiederkäuenden Säugthiere stehen, welche mit dem Menschen und den menschenähnlichen Thieren einen vollkommen polarischen Gegensatz bilden; obgleich der Mangel und eine durch ihn dem Menschen frühe aufgedrungene Gewohnheit diesem auch den Genuß anderer thierischer Nahrung leichter möglich und annehmlich machet als den Genuß der meisten außer der angewiesenen, festen Bahn des Nahrungstriebes liegenden Pflanzenarten. Denn es wird aus thierischer Speise leichter jener Stoff gewonnen, welcher der Ernährung und Ergänzung des thierischen Leibes vorzüglich förderlich erscheint, der Stickstoff; wiewohl auch hierin der menschlichen Natur ein Vermögen der Entbehrung und Enthaltung zukommt, welche bei dem Thier nicht gefunden wird. Denn während Magendie's Hund, welcher bloß mit Zucker gefüttert worden, nach wenig Wochen starb; während Gänse, die man ohne andere Abwechslung bloß mit der nahrhaften Stärke gespeist hatte, am 24sten bis 26sten Tage, eine mit Gummi gefütterte am 22sten starben (wiewohl auch der bloße Genuß des sehr stickstoffhaltigen gekochten Eiweißes von täglich sechs Hühnereiern die allmähliche Abmagerung und den Tod am 46sten Tage bei einem solchen Thier nicht verhüten konnte), lebt der Araber in der Wüste bei starker Anstrengung der Kräfte ohne Nachtheil der Gesundheit viele Tage blos vom arabischen Gummi; von bloßem Limoniensafte erhielt sich Johanna Naunton achtundsiebenzig Tage, und die Schriften der Aerzte (z. B. Hallers Physiologie) erzählen von Menschen, welche mehrere Monate mit noch schlechter nährenden Dingen, ja mit bloßem Regenwasser das Leben fristeten.

Eines ähnlichen, von glaubwürdigen Zeugen beschriebenen Falles aus ganz neuer Zeit werden wir in den erläuternden Bemerkungen zu diesem Paragraphen ausführlicher erwähnen.

Es ist nicht ohne anderweitige tiefe Bedeutung, daß der Mensch, bewogen von einem seiner Natur tief eingepflanzten Hange, seine meisten Speisen sich durchs Feuer, die Getränke aber, wenigstens zum Theil, durch die dem Verbrennungsproceß nahe verwandte Gährung zum Genusse zubereitet. Er nimmt auf diese Weise die Elemente einer höhern Region der Leiblichkeit, die unwägbaren Agentien des Lichtes, der Wärme, der Elektricität, zur besseren Aneignung seiner Nahrungsmittel zu Hülfe und fügt so gleichsam den gröberen Speisen und Getränken Potenzen von einer feineren, oberen Natur hinzu. Als sollte es sich auch hierdurch (wenn auch nur vorbildlich) andeuten, daß der Leib des Menschen seinem inneren Wesen nach bereits an der Gränze einer Region stehe, innerhalb welcher das Leben zu seiner Erhaltung nicht mehr des gröber körperlichen, der schnellen Veränderung unterworfenen Stoffes, sondern einer Leiblichkeit von höherer, unveränderlicher Art bedarf.

Was das Maß der Nahrungsmittel betrifft, welche der Mensch zur kräftigen Erhaltung des Leibes nöthig hat, so erscheint auch hierin seine an innern Wundern so reiche Natur weniger beschränkt und gebunden als die Natur irgend eines lebenden Wesens unserer Sichtbarkeit. Er vermag, und dieß zum Vortheile seiner Gesundheit, das mäßigste unter allen Thieren zu sein, denn während die Kuh zu ihrer Sättigung täglich den achten Theil ihres Körpergewichtes an Nahrung bedarf, genüget dem Menschen ein Quantum, welches kaum einem Vierzigtheil seiner Leibesmasse gleichkommt. Wo jedoch der Einfluß des Klima's (man vergl. d. §. 55) in einer großen Masse der gewöhnlichen Nahrungsmittel nur wenig nährende Kraft übrig lässet, da vermag der dort einheimische Mensch wie der aus der Ferne dahin gekommene Fremdling ebenfalls ohne Nachtheil der Gesundheit die Speisen in einer verhältnißmäßig so viel größeren Menge zu sich zu nehmen, daß schwerlich ein anderes Säugethier einer solchen Abweichung von dem gewohnten Maße fähig wäre. Die Naturgeschichte unseres Geschlechts lehrt uns deßhalb die menschliche Eßlust von sehr verschiedenen Seiten kennen. In älterer wie in neuerer Zeit hat es Menschen von solcher Gefräßigkeit gegeben, daß sie, wie Proculus und Maximius, 20 Pfd. Speise bei einer einzigen Mahlzeit zu sich nahmen. Karl II. verzehrte an jedem Mittag $4\frac{1}{2}$ Pfd, während das von den Aerzten gewöhnlich angenommene Maß, dessen ein Mann täglich zu seiner Sättigung bedarf, 2 Pfd. und 12 Loth ist, wozu im Winter 2, im Sommer $4\frac{1}{4}$ oder nach Santorin bis $5\frac{2}{3}$ Pfd. Getränke kommen, so daß beides zusammen aufs höchste gegen 8 Pfd. beträgt. Dagegen begnügte sich Cornaro täglich mit 24 Loth Speise und 28 Loth Getränk, und erreichte hierbei ein gesundes und hohes Greisenalter.

Ja wenn wir von dem langwährenden Fasten lesen, welche Menschen in kränklichem wie in gesundem Zustand zu ertragen vermochten, da muß es uns scheinen, als vermöge unsere Natur gleich dem vollsaftigen Melocactus der Wüste die ersten Elemente des Fortbestandes ihres Lebens aus einer anderen, unmittelbareren Quelle zu schöpfen als aus dem gröberen Stoff der Speise.

Um das Organ, welches zum Eingang der Speisen in den Leib bestimmt ist und welches sich am Menschen zum Munde veredelt, dränget sich im niedern Thierreich das ansehnlichste Geflechte der fühlenden, zur Unterscheidung der Nahrung bestimmten Nerven. Vermöge eines später noch mehr zu beachtenden Gegensatzes zwischen Nerv und Knochen, nach welchem diese beiden in vielfältiger Weise, so beständig wie der Ton mit der tönenden, festen Saite, zusammengesellt gefunden werden, finden wir im Munde des vollkommenen Thieres so wie des Menschen zwei verschiedene Hauptarten von Nervenpapillen. Die einen sind, mit der Knochensubstanz und dem steinartigen Schmelz bekleidet, zum zermalmenden oder zerreißenden Zahn gebildet, die andern — vermöge des erwähnten Gegensatzes — desto mehr bloß und frei hervortretend, je mehr jene verhüllt und verschlossen worden, — sind die schmeckenden Nervenwärzchen der Zunge und des Gaumens.

Am Zahn unterscheiden wir drei Theile, den Kern, welcher zunächst durch die Nervenpapille mit ihrem Gefäßzweiglein gebildet wird, die Knochensubstanz und den diese von außen bedeckenden Schmelz. Den drei Arten von Zähnen im Munde des Menschen und der vollkommeneren Thiere scheinen die drei Arten von Nervenpapillen der Zunge zu entsprechen, welche nicht bloß nach ihrer äußeren Gestalt, sondern auch nach ihrer Stellung und inneren Nervenkraft verschieden sind; obgleich von den drei Nervenpaaren, welche an die Zunge gehen, nur das eine sich ausschließender zu der einen Art der Papillen wendet, die anderen beiden aber mit ihren vielfach verästelten Enden ohne Unterschied und zugleich die eine wie die andere Art der Nervenwärzchen versorgen.

Jene drei Hauptarten von Bewegungen der Kinnladen gegen einander, wodurch sich die Ordnung der Raubthiere, der Nagethiere und der Wiederkäuer unterscheiden, die senkrecht auf- und niederwärts, die der Länge des Hauptes nach, vor- und rückwärts, endlich die der Breite nach, seitwärts, nach außen und innen gehende, finden sich beim Menschen vereint, und dieser ist ihrer aller, fast auf gleiche Weise fähig.

Die von den Zähnen zermalmte, durch die schmeckenden Nerven in Wechselwirkung mit dem lebenden Organismus getretene Speise wird bei jenem langsamen Kauen, zu welchem die Lehrer der alten Athletik ihre Schüler ermahnten, schon im Munde mit dem eigenthümlich Flüssigen vermischt, welches drei Arten von Drüsen aussondern. Denn es gehet schon

hier beim ersten Anfang des Verdauungsprocesses beständig ein Geben und Ausscheiden dem Nehmen und Aneignen voraus und zur Seite. Jenes Flüssige, das in die genommene Speise eindringet und hiermit den Vorgang des Aneignens und der Umwandlung in die Natur des Leibes zuerst begründet, erscheint nicht bloß bei den Spinnen und Schlangen, sondern selbst noch bei manchen vollkommneren Thieren in einigen Zuständen einer stärkeren Aufregung von giftiger Natur. Es zerstöret alsdann mit überwiegender Gewalt das eigenthümliche Leben der zur Nahrung genommenen oder gebissenen Körper, indem es diesen dagegen das seinige, fremde aufdringet. Die chemischen Untersuchungen der neueren Zeit haben jedoch gezeigt, daß den Säften, welche die Drüsen der Mundhöhle bei den warmblütigen Thieren aussondern, im gesunden Zustande kein Stoff innwohne, welcher in der zersetzenden Weise der Gifte wirken könne. Die feste Speise aber, indem sie mit jenen häufig zuströmenden eigenthümlichen Säften des thierischen Leibes sich vermischt, wird in diesem flüssigeren Zustande nicht nur zu einem für die Geschmacksnerven wahrnehmbaren Stoffe, sondern sie wird dadurch bereits vorläufig in den Lebenskreis des Organismus versenkt, diesem einverleibt.

Die zur Verdauung bestimmte Höhlung des Leibes, der Darmcanal, ist durch ihre Muskelfasern einer Bewegung in schraubenförmiger Richtung fähig, vermöge welcher ihr Inhalt im allmähligen Verlauf der Verdauung weiter geführt wird. Der Darmcanal besteht seinem Verlaufe nach bei den vollkommneren Thieren aus drei durch ihre Bestimmung und Gestalt deutlich verschiedenen Theilen, deren Aus- und Eingänge selbst durch eigenthümliche Einschnürungen oder Klappen von einander gesondert sind. Der erste Theil, das System des Magens und des zu ihm gehörigen Schlundes, bewirket die gleichmäßige Vermischung und Verähnlichung der Speisen mit der auflösenden Flüssigkeit des Magens. Diese Flüssigkeit, Magensaft genannt, empfängt ihre auflösende Kraft, wie dieß schon oben erwähnt worden, vornehmlich durch einen in ihr enthaltenen Antheil von Milchsäure, sowie durch jenes flüssige Element, dessen wir in den Bemerkungen zum §. 10 (S. 86) als des Magensaftstoffes im engeren Sinne erwähnten. Doch verhält sich überhaupt der Magen in gesundem Zustande, und bei dem gewöhnlichen Maß der Speisen noch nicht so activ verändernd und umgestaltend als der Dünndarm zu dem aufgenommenen Stoff. Arzneien, flüchtige Stoffe und geistige Getränke werden nur wenig verändert mit ihrer ganzen eigenthümlich aufregenden oder lähmenden Kraft von den Venen des Magens und seinen Saugadern aufgenommen und von jenen schnell und unmittelbar ins Blut geführt. Der übrige Theil der Speisen bildet sich im Magen mit der eigenthümlichen Flüssigkeit desselben zuletzt zum Speisesaft (Chymus), einem chaotisch unentschiedenen Gemisch, welches zwar nicht mehr die Natur des fremdartigen, von außen aufgenommenen Stoffes,

eben so wenig aber auch jene der lebendig bewegten Säfte und Theile des Leibes an sich trägt, in welchem es noch neu und unentwickelt ruhet.

Durch den sogenannten Pförtner (Pylorus) tritt dann der flüssig gewordene chaotische Nahrungsstoff in den zweiten Abschnitt des Verdauungsganges, in den Dünndarm. In diesen ergießen sich die durch Milz und Leber bereitete Galle und die Säfte des Pankreas, und außer diesen zeigt sich auch im eigenthümlichen Safte, welchen die innren Häute des Dünndarmes sowie vornehmlich des Blinddarmes aussondern, eben so wie im Magensafte freie Säure. Hier beginnt denn ein selbstthätigerer, dem Fremdartigen entgegenwirkender Vorgang der Verdauung. Die erste Regung der Thätigkeit des Darmcanales ist der Alles aufnehmende Hunger, die zweite gleicht einem dem Neuen, dem Fremdartigen sich widersetzenden Zorn. Die Absonderung der Galle, welche auch psychisch durch den Zorn im eigentlichen Sinne und die ihm verwandten Bewegungen der Seele vermehrt wird, ist beim gewöhnlichen Verlaufe der Verdauung um so stärker, je fremdartiger der in den Magen aufgenommene Stoff der Nahrung war, je mehr derselbe der Aneignung durch den Organismus widerstrebte.

Die chemische Zergliederung hat mitten unter den bittren Stoffen der Galle einen süßen (den Gallenzucker) entdeckt. Die eigenthümliche, grünfärbende, harzige Substanz der Galle gleichet jener, welche den Pflanzenblättern und Stängeln ihr schönes Grün gibt, überhaupt kömmt der Gallenstoff in seinen Eigenschaften manchen eingedickten Pflanzensäften, z. B. dem Lakfrizensaft sehr nahe. Das, was im gesunden Zustand der Pflanze nach ihrer (grünenden) Außenfläche hingedrängt und hier als überkleidender Stoff festgestellt wird, das erscheint im Innren des Thierleibes als ein aus der lebendigen Mischung sich ausscheidendes Flüssiges. Im Allgemeinen ist es die Bestimmung der Leber wie die der Lunge, den Kohlenstoff auszustoßen, welchen die Pflanze als Hauptnahrung aufnimmt, so daß nach Herakleitos Ausspruch das Sterben des Höheren dem Leben des Niederen gleicht, das Leben aber von jenem dem Sterben des Niederen. Der Kohlenstoff der Galle hat übrigens nach Liebigs chemisch wohlbegründeten Forschungen noch eine andre sehr beachtenswerthe Bedeutung. Er ist es vornehmlich, welcher, in die Blutmasse eingehend, das Material zur Ernährung der Flamme auf dem innren Herd des Lebens bildet, und durch seine Verbindung mit dem Sauerstoffgas das Entstehen sowie die Erhaltung der thierischen Wärme befördert.

Im Dünndarm, in welchen der Speisebrei des Magens zum Theil schon in $1\frac{1}{2}$, seiner ganzen Masse nach in etwa 6 Stunden nach dem Genuß der Mahlzeit eintritt, und wo sich demselben außer der Galle auch die speichelähnliche Flüssigkeit der Pankreas beimischt, beginnt dann eine Scheidung der von außen aufgenommenen Elemente nach zwei verschiedenen Richtungen hin.

Aus der gleichfarbig graulichen Masse des Chymus sondert sich der milchartig weißliche Blutsaft (Chylus), welcher (wie bereits erwähnt) durch ein eigenthümliches Gefäßsystem in die Venen und durch diese zum Herzen geführt wird, und welchen alsdann das Athmen in wahrhaftes, lebendes Blut verwandelt. Zugleich aber scheidet allmählich aus dem Chymus der fremdartige, absterbende Stoff aus, welcher, an Masse vorherrschend, mit dem Ueberrest der Stoffe, die noch zur Aufsaugung und Blutbereitung tauglich sind, sowie mit der Galle vermischt, aus dem Dünndarm in den Dickdarm übergeht. Auch hier, namentlich im Blinddarm, setzt sich die Abscheidung des brauchbaren Stoffes von dem unbrauchbar gewordenen oder unzersetzt gebliebenen noch fort, und in haushälterischer Weise hält das Werk der Verdauung hier noch eine Nachlese, welche durch die Aussonderung der Säure im Blinddarm begünstigt wird. Doch werden im Verlauf des Dickdarmes die einsaugenden Gefäße seltner, der Fortgang des Ausstoßens tritt immer entschiedener hervor, und selbst dann, wenn in krankhaften Zuständen des Organismus keine Nahrung von außen in den Magen gebracht wurde, kann die Aussonderung des abständigen Stoffes noch eine Zeitlang fortdauern; denn es drängen sich zu der Höhlung des Verdauungsganges eben so viel hinwegscheidende als neuankommende Elemente, und es ist in einigen Fällen die Ausscheidung, welche der Darmcanal vollbringt, für die Fortdauer des Lebens fast nothwendiger, als die ebenfalls in ihm geschehene Einsaugung. Während die Verdauung der genossenen Speise im Magen in der Regel gegen 6 Stunden Zeit erfordert, beträgt die Dauer ihres Verweilens in dem übrigen Darmcanal, bis zur Ausstoßung des unbrauchbaren Abganges, gegen 12 Stunden. Die regelmäßig fortwährende Thätigkeit des Darmcanals ist auch für die Anregung der andren, innren wie äußren Kraftäußerungen des Organismus ein so wesentliches Element, daß dieser Einfluß, wie dieß Blundels Versuche bewiesen, nicht durch unmittelbares Zuführen einer vom Nahrungsstoff gesättigten Blutmasse aus einem gleichartigen, gesunden Thierkörper in die Gefäße eines andren Thieres, das man ohne Speise ließ, ersetzt werden kann.

Unter allen Eingeweiden des Leibes, ja unter allen einzelnen Organen desselben ist die Leber an Masse das bedeutendste und zugleich, wie wir oben sahen, ihre Bestimmung, durch die Galle den Vorgang des innren Athmens zu erhalten, eine hochwichtige. Sie wird zwar aus dem Blute einer ihr eigenthümlichen Arterie gebildet und ernährt, doch ist es dieses Blut nicht allein, von welchem die Galle gesondert wird, sondern vornehmlich geschieht dieses aus dem Blute jener Venen, welche in dem Magen und den ihm benachbarten Theilen des Darmcanals den flüchtigeren, schneller eindringenden Bestandtheil der Nahrungsstoffe aufnehmen. Es wiederholt sich in Beziehung auf die Bewegung des Bluts in der Region des Magens, wo statt der äußern Luft die äußere Speise in Wechselwirkung mit dem

lebenden Leibe tritt, ein ähnliches Verhältniß wie das oben erwähnte zwischen Herz und Lunge. Das Venensystem der gastrischen Gegend des Innenleibes vereinigt sich in der Pfortader, und diese, die Stelle des Herzens vertretend, strömet das empfangene Blut nach Art der Arterien von neuem, selbständig sich verästelnd, in die innre Masse der Leber, von wo es erst, nachdem es die Galle erzeugte, dem Laufe des andern Venenblutes aufwärts nach dem Herzen folget.

Das Geschäft des Abstoßens und Aussonderns, welches der Dickdarm übt, theilen mit diesem nur unter anderer Form auch noch die Harn bereitenden und ausscheidenden Nieren. Es drängen sich zu diesen eben so die wässerig salzigen, als zu dem Darmcanal die wässerig erdigen und metallischen (schwefelichten) Stoffe der wieder zu Blut gewordenen, abgestorbenen Körpertheile, und vor allem ist es die Bestimmung der Nieren aus dem Blut der Arterien den Stickstoff der aufgelösten Theile sowie alle für die Ernährung untauglichen Stoffe auszuscheiden, während die Leber aus dem Blute der Venen die Ueberfülle des Kohlenstoffes (als Galle) aussondert.

Der Darm in seinem ganzen Verlaufe wird aus drei Lagen oder Schichten, einer äußersten, musculösen, durch welche die wurmförmige (peristaltische) Bewegung geschieht, einer mittlern, zellgewebigen und einer innren, Schleim aussondernden Haut zusammengesetzt gefunden. Derselbe wird in allen seinen Beugungen und Windungen und nach den verschiedensten Richtungen von einem häutigen Gebilde begleitet und umhüllet, welches den Darm mit dem Gefäß- und Nervensysteme des Leibes vereint und jenen hierdurch in den Verband des lebenden Organismus aufnimmt. Es wird dieses häutige Gebilde in drei Theile, das Bauchfell, das große und das kleine Netz unterschieden.

Die innre Zertheilung der Saugadern durch Klappen in kugelartig abgesonderte Theile, welche sich dem Auge äußerlich durch Einschnürungen verrathen, erinnert (gleichsam vorbildlich) an die elementare Form jener Kügelchen, welche ein Haupttheil des Blutes sind. Die Zweiglein und Strahlen dieser Gefäße vereinen sich auch häufig in das kuglichte Gebilde der Saugaderdrüsen.

Dieses sind die Organe, und dieß ist der Vorgang der grobkörperlichen Ernährung des Leibes und der Wiedererstattung seiner Masse. Es beginnt der Vorgang des Nahrungnehmens mit dem allergreifenden Hunger. Hierauf regt sich im Innern mit dem Zuge zum Verwandten zugleich ein Widerstand gegen das Fremde, der sich zuletzt im Geschäft des Ausstoßens zu einem Abbild des tödtenden Hasses steigert. An die Region des zerstörenden Hasses im thierischen Organismus gränzt jedoch wieder in andrer Hinsicht — wie Leben an Tod — die Richtung eines neuen Werdens.

Erläuternde Bemerkungen. Wir folgen bei diesen Bemerkungen der Anordnung des Inhaltes des vorstehenden Paragraphen.

Der bekannte Satz (m. v. Sömmerings Eingeweidelehre S. 244), daß der Magen oder eine die Nahrung umfassende Höhle keinem einzigen Thiere fehle, mithin ein wesentliches Unterscheidungszeichen des Thieres, z. B. von der Pflanze sei, findet sich schon bei Aristoteles hist. anim. L. I, c. 2. Allen Thieren sind die 2 Theile gemein, der eine mit welchem, der andre in welchen die Nahrung aufgenommen wird (*ὃ δέχεται τὴν τροφὴν καὶ εἰς ὃ δέχεται*); der, welcher aufnimmt (*λαμβάνει*), wird Mund; der, in welchen aufgenommen wird, Magenhöhle (*κοιλία*) genannt.

Das Bewegen eines allgemeinen Lebensstromes, welches die zusammengehörigen Gegensätze, die Speise zum Fresser und diesen zu jener hinführt, wird in der Natur öfters sehr deutlich bemerkt, und wie in der Sage von der Klapperschlange, nach deren Rachen das zur Beute ersehene Thier sich selber hinstürzen soll, drängt sich dem wandernden Wallfisch die Masse der arktischen Clionen (Clio borealis), den zurückkehrenden Schaaren der insectenfressenden Vögel das Gewimmel der zu gleicher Zeit aus dem Winterlager oder der Puppenhülle hervorbrechenden Insecten, jedem Bedürfniß der Gegenstand seiner Befriedigung entgegen. Der Hunger und die Speise treten fast immer zu gleicher Zeit hervor, und selbst der in der kalten Jahreszeit in die von den andern Vögeln verlassenen Wälder einziehende Kreuzschnabel findet hier die nöthige Speise bereitet.

Die alten Alchymisten stellten den Satz auf: „Jedes Ding nährt sich, so lange es lebt, von seiner Mutter, von dem Element, woraus es gezeugt und geboren worden."

Den Vergleich der zerstörenden und verzehrenden Thiere mit einsaugenden Gefäßen im Vorgange eines allgemeinen großen Kreislaufes sehe man weiter durchgeführt in F. X. Schuberts Geschichte der Natur B. III. §. 19 S. 213, vornehmlich aber S. 215 u. f. Einem Wesen, das keinen Sinn für Licht und Wärme hätte, sondern nur für Auflösung (Zertrennung) und Vereinigung der grobkörperlichen Theile, würde im Verlauf des Verbrennens — des Verzehrtwerdens des Holzes oder der Kohle auf unsern Feuerherden — etwa nur ein, rücksichtlich seines Zweckes räthselhafter oder unbegreiflicher Vorgang des Zerstörens und Vernichtens bemerkbar werden, während sich andre, vollkommnere Wesen an dem Licht und der Wärme erfreuen, welche aus jenem Zerstörungsproceß hervorgehen.

Wir gehen nun zu der Betrachtung der Nahrungsmittel des Menschenleibes über.

Aus der unorganischen Natur nennen wir hier vor allem das Wasser. Daß dieses schon für sich allein, ohne allen Beisatz von Stoffen, welche dem Menschen in der Regel als Speise dienen, die Stelle eines Nahrungsmittels vertreten könne, dieß beweisen jene zahlreichen Beobachtungen älterer wie neuerer Aerzte, nach welchen einzelne Menschen Wochen, Monate, ja selbst Jahre lang bei bloßem Genuß von Wasser sich am Leben erhielten. Großentheils lag dieser außergewöhnlichen Enthaltsamkeit ein krankhafter Zustand zu Grunde, doch war dieselbe auch zuweilen bei übrigens gesunder Stimmung und Beschaffenheit des

Leibes nur durch äußere Noth erzwungen worden, wie bei jenen Frauen, die sich vor feindlichen Verfolgungen in eine Höhle gerettet hatten, wo sie wochenlang nur von den Ansammlungen des Regenwassers lebten. In einem Falle, dessen A. v. Haller nach Reyrs erwähnt, hatte eine solche Beschränkung auf den bloßen Genuß von Regenwasser 72 Tage gedauert; die Bewohner von Madura fristen sich in Zeiten des Mangels nur durch das Trinken von warmem Wasser das Leben hin. Eine Menge der hieher gehörigen Beobachtungen aus älterer Zeit hat A. v. Haller in seinem größeren physiologischen Werke (Elem. Phys. Bernae 1764 Tom. VII p. 171—176) zusammengestellt; von denen der neueren Zeit heben wir hier nur eine hervor, für deren Gründlichkeit und Sicherheit schon der anerkannte Ruf des Mannes, welcher dieselbe bezeugte, eine vollgültige Bürgschaft gewährt. Sie ist zur öffentlichen und allgemeinen Kunde gelangt durch jenen Bericht, welchen der Geheimerath und königl. Leibarzt Dr. Phil. v. Walther als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München in einer Sitzung dieser gelehrten Gesellschaft am 20. April 1844 darüber erstattete (abgedruckt in den gel. Anzeigen der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1844 Nr. 139 und 140, S. 73 bis 85). Aus diesem Bericht und den ihm zu Grunde liegenden Acten theilen wir hier die wesentlichsten Züge mit.

Anna Maria Furtner, geboren 1823, ist mit noch sechs andren Geschwistern das Kind ehrenwerther Bauersleute zu Weitzenried im königl. bayerischen Landgericht Rosenheim. Während ihre zwei jüngsten Geschwister im Winter 1832 an einer schweren Krankheit darnieder lagen, wurde sie selber von einer heftigen Abneigung gegen alle Speisen mit Ausnahme von Obst und Milch befallen, und nach etlichen Wochen bezeugte sie auch gegen diese einfachen Nahrungsmittel einen so lebhaften Abscheu, daß sie selbst durch Drohungen sich nicht zur Annahme derselben zwingen ließ. Dennoch gab sie den dringenden Vorstellungen ihrer Verwandten so weit nach, daß sie außer dem Wasser, das jetzt ihre einzige Nahrung war, auch einige (flüssige) Arzneien zu sich nahm. Sie fühlte sich jedoch bei diesem erzwungenen Mediciniren beständig unwohl und erst dann etwas besser, als man nach einem Jahre den Gebrauch der Arzneien ihr erließ. Noch mehr erleichtert fühlte sie sich, als sich in ihrem 17ten Jahre die monatliche weibliche Blutentleerung, zwar sehr sparsam, dabei aber mit wenigen Ausnahmen regelmäßig einstellte. Die Lebensweise und die Lebensverrichtungen der Furtner waren im Ganzen von dem Beginn ihres krankhaften Zustandes an bis zu ihrem Eintritt in das städtische Krankenhaus von München, wo sie fünf Wochen lang in einem abgesonderten, wohlverwahrten Zimmer einer genauen Beobachtung unterworfen ward, folgende. Sie trank täglich 1 bis 3 Maß Wasser, gewöhnlich und am liebsten frisch aus einem Quell, welcher gegen 100 Schritte vom Haus ihrer Eltern entfernt ist und aus dem auch die Bewohner eines nahen Dorfes ihr Trinkwasser erhalten. Nur im Frühling einige Wochen lang trank sie außer dem Wasser den Saft der frisch angebohrten Birken. Selbst der Genuß der Hostie beim heil. Abendmahl mit Wasser erregte ihr Magendrücken. Sie verrichtete am Tage gern und willig die leichteren Geschäfte des Hauswesens, namentlich das Stricken und Spinnen, ging auch auf kurze Strecken ins Freie, war aber durch bald eintretende Ermüdung zu jeder

schwereren Anstrengung unfähig. Sie bedarf täglich 10 bis 12 Stunden Schlaf. In dem ganzen Verlauf von fast 11 Jahren seit ihrer Enthaltung von allen Nahrungsmitteln außer dem Wasser und dem nur selten genossenen Birkensaft hatte sie keinen Stuhlgang, verhältnißmäßig selbst nur sparsame Absonderung des Urins. Seit ihrem 17ten Jahre hat sie an körperlicher Größe bedeutend und augenfällig schnell zugenommen. Alle die so eben erwähnten Thatsachen waren zwar in dem Kreise der anspruchslosen Familie der Furtner sowie der Bewohner der näheren Umgegend, sie waren den Aerzten, den Geistlichen, den Beamten der Nachbarschaft bekannt; es ist aber auch nicht der mindeste Grund vorhanden zu der Annahme, daß bei dem krankhaft erzwungenen Zustand der kindlich unbefangenen Anna irgend eine Ostentation oder eine unlautre Nebenabsicht statt gefunden hätte. Man war an die Thatsache so gewöhnt, daß niemand sie mehr beachtete und von ihr redete. Als jedoch im Jahre 1841 die Kreisregierung zu München Kunde davon erhielt, ertheilte dieselbe zuvörderst dem Landgerichtsarzt zu Rosenheim, Dr. Zettl, den Auftrag zur genauen Untersuchung des Thatbestandes. Es wurden im Verlauf dieser Untersuchung viele Zeugen verhört, das Mädchen wurde mehre Wochen lang im Hause des Arztes beobachtet, dasselbe geschah auch im Hause des Pfarrers. Damit jedoch jeder Zweifel beseitigt und der vielleicht noch immer mögliche Betrug am sichersten entdeckt werden könne, brachte man die Furtner im Frühling 1843 nach München. In dem Zimmer des Krankenhauses, darinnen sie jetzt fünf Wochen lang unter strengster Bewachung und Aufsicht blieb, waren, obgleich dasselbe in einer der obersten Etagen des hohen Gebäudes liegt, selbst die Fensterflügel unter Siegel verwahrt; was zur Thüre aus- und einging, das stand unter einer fast peinlich genauen Controle. Die ärztlichen Beobachtungen wurden nach allen Richtungen hin vervollständigt. Das Aussehen des Mädchens erschien von dem Aussehen andrer Personen ihres Alters und Geschlechtes nicht auffallend abweichend. Sie ist von mittlerer Größe und nicht abgemagert, obgleich ihre Muskeln ungewöhnlich weich anzufühlen sind, die Gesichtsfarbe ist nicht krankhaft, die Augen sind lebhaft. Ihr Körpergewicht betrug im Mittel gegen 72 Pfund bayerisches Gewicht, hatte jedoch während der langen Prüfungszeit etwas ab-, dazwischen wieder ein wenig zugenommen — im Ganzen sich um einige Pfund verringert. Die Wärme ihres Körpers ist auffallend geringer als bei gesunden Menschen, sie beträgt in der Mundfläche 4° R. weniger als bei jenen, die Hände sind fast immer kalt anzufühlen. Von den 5—6 Pfund Wasser, welche sie, als höchstes Maß, täglich genoß, wurde nur der vierte oder fünfte Theil durch den Urin ausgesondert, in welchem sich im Allgemeinen zwar dieselben Bestandtheile fanden als im Urin gesunder Menschen, jedoch in ungleich geringerer Quantität als in diesem. Namentlich erschien es auffallend, daß im Verhältniß so wenig salz- und schwefelsaure Salze, mehr aber phosphorsaure in dem festen Rückstand sich zeigten, da doch sowohl in dem genossenen Trinkwasser als im Harn andrer Menschen das Verhältniß ein umgekehrtes ist. Auch die ausgeathmete Luft wie der äußerst sparsame Ausdünstungsstoff der Haut gleichen denen der gesunden Menschen. Von Stuhlgang zeigte sich auch in der Zeit dieser Beobachtungen keine Spur. Namentlich am Morgen hatte der Hauch aus dem Munde des Mädchens einen auffallend sauern Geruch. Das Wasser, das die Furtner in

München trank, zeigte sich bei der genauen chemischen Zergliederung etwas verschieden von dem, das sie im väterlichen Hause genoß. In dem letzteren sind allerdings außer der Kohlensäure und den gewöhnlichen erdigen Beimischungen auch eine Spur von Phosphorsäure und mikroskopisch sowie chemisch wahrnehmbare organische Stoffe, obwohl in überaus geringer Menge enthalten. Faßt man das Resultat all dieser Erscheinungen zusammen, dann ergibt sich, wie dieß der oben erwähnte Meister im Gebiet der physiologischen und pathologischen Erkenntnisse, Geheimerath v. Walther, in seinem Bericht ausspricht, daß bei der Furtner mit dem Stuhlgang zugleich die Aussonderung der Galle unterdrückt sein müsse, wodurch das Bedürfniß des Organismus zur Aufnahme des Kohlenstoffes aus der Nahrung ganz überaus vermindert wird. Obgleich jedoch die Ausgaben und der Verbrauch der organischen Elemente in dem seltenen Zustand, den wir so eben beschrieben, ungleich geringer sind als bei gesunden Menschen, bleibt dennoch die Erhaltung und noch mehr das Wachsthum eines Leibes, der fast keinen andern Zugang der Stoffe hat als den durch Trinkwasser und atmosphärische Luft, ein beachtenswerther Beweis dafür, daß die Lebenskraft selbst im thierischmenschlichen Leibe bei ihrer schaffenden Thätigkeit nicht unumgänglich nothwendig auf nur einen Weg des Wechselverkehrs mit der äußern Natur beschränkt sei. Etwas Aehnliches lehrt uns auf einer niedrigeren Stufe der organischen Bildungen schon die Geschichte der saftig fleischigen Gewächse aus der Familie des Cactus und Melocactus, von welcher man sagen kann, daß sie zunächst bloß aus der Luft ihre Nahrung zieht. Mit einem bewundernswürdigen Scharfsinn hat übrigens Walther in der erwähnten Abhandlung: Ueber die Ernährung des menschlichen Körpers, zumal durch Wasser und Luft, mit Bezugnahme auf den Krankheitsfall der Anna Maria Furtner das Räthsel zu beleuchten und zu lösen gesucht.

Von der Betrachtung einer krankhaften Ausnahme kehren wir wieder zu der des gewöhnlichen, gesunden Verlaufes der Erhaltung und Ernährung des menschlichen Leibes zurück und verweilen zuvörderst noch einmal bei dem allgemeinsten Nahrungsmittel desselben, bei dem Wasser. Hier erinnern wir an jene Entdeckung der neueren Chemie, nach welcher außer der humusartigen sogenannten Quellsäure in dem Süßwasser vieler Gegenden, sowohl dem stehenden als dem strömenden, ein Stoff gefunden wird, der den organischen Proteinverbindungen (m. v. oben S. 86) ganz nahe steht. Die französischen Chemiker nannten ihn Zoogene, man könnte ihn als nährenden Urstoff nach Hertha, der Mutter Erde, Herthin benennen. Vornehmlich in mehreren unsrer heißen Quellen hat man diesen Stoff entdeckt und hieraus jene Wirksamkeit mancher Heilquellen abgeleitet, durch welche diese der lebenswarmen und lebenskräftigen Muttermilch gleich den siechen hinwelkenden Leib von neuem beleben.

Schon Vauquelin machte auf das Zugegensein von thierartigen Stoffen in den heißen Quellen von Vichy aufmerksam. (Ann. Chym. Phys. 28, 98; auch n. Tr. 11, 1, 187); ausführlicher bearbeitete den Gegenstand Monheim in seinen „Heilquellen von Aachen, Burtscheid, Spaa, Malmedy und Heilstein" (Aachen 1829). Aus allen Wassern der genannten Orte erhält man durchs Einkochen Flocken von einer proteinartigen Substanz, welche, wenn man sie auswäscht, schleimig und von graulich weißer Farbe erscheint, beim Trocknen horn-

artig durchsichtig wird, in der Kälte nur wenig Geruch und Geschmack hat. Sie fault nicht an der Luft. Bei der trocknen Destillation erhält man aus ihr Stickstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff (Kohlensäure) sowie Wasserstoffgas, welches sowohl für sich allein, als in seiner Verbindung mit dem Stickstoff zum Ammoniak vereint, mit dem Kohlenstoff als gekohltes Wasserstoffgas und kohlensaures Ammoniak erschien. Beim Verbrennen riecht das Herthin thierisch brenzlich (wie der Faserstoff) und läßt eine schwer verbrennliche, noch nicht näher untersuchte Kohle zurück. Im kalten Wasser lös't es sich nur wenig, mehr im heißen auf, welchem es den Geruch und Geschmack nach schwacher Fleischbrühe ertheilt. In Weingeist und Aether lös't es sich nicht auf. Als eine der Heilquellen, welche das Herthin in vorzüglich reichlicher Menge enthält, wird uns das deutlich nach Fleischbrühe riechende Wasser der Heilquelle von Aix (Acqui) in Savoyen genannt. Wenn man in einem offnen Glase gewöhnliches Wasser den Dämpfen dieser (60 Grad Réaumur) heißen Quelle aussetzt, nimmt dasselbe einen Fleischbrühegeschmack an, wird schleimig, trüb und setzt Flocken einer gallertartigen Substanz ab, die zu einer durchscheinenden Haut eintrocknet, mit Horngeruch verbrennt, im feuchten Zustand wie eine andre thierische Substanz fault, mit grünlicher Vegetation sich überzieht, in kochendem Wasser sich auflös't und beim Abdampfen einen gleich dem Tischlerleim brauchbaren Leim hinterläßt. Nach Gimbernat soll auch in den Heilquellen von Ischia das Herthin so häufig enthalten sein, daß es in ihrer Nähe einen Ueberzug über die Felsen bildet (Gimbern. Repert. 14, 270; Brugnatelli Giornale 12, 178, und diese ganze Zusammenstellung in Gmelins Lehrb. d. Chem.).

Von metallischen Stoffen erscheint nur das Eisen dem menschlichen Organismus aneigenbar und der Zusammensetzung desselben befreundet, wiewohl eine übertriebene und unzeitige Anwendung auch dieses Metalles Beschwerden erregen kann. Die meisten andren Metalle besonders im Zustand der Oxyde sind für den Menschen wie für andre lebendige Wesen Gifte. Doch zeigt auch hierinnen die menschliche Natur eine Beugsamkeit wie kein andrer thierischer Organismus, und jener Student, von welchem Krüger in seiner Diätetik S. 22 erzählt, sowie ein türkischer Opiophag, lernten sogar allmählich den Arsenik in kleinen Gaben vertragen. — Unter den Erden wird am öftesten die Kalkerde als Beimischung des Wassers und der andern mit ihm bereiteten Getränke genossen. Sie schadet in solchen kleinen Antheilen der Gesundheit nicht, sondern vielmehr wird sie für ein treffliches und kräftiges Mittel gegen die Schleimverderbung gehalten (Sömmering Eingeweidelehre. 1796. S. 272). Es fühlen sich daher in manchen krankhaften Zuständen die Leidenden getrieben, den Kalk der getünchten Wände oder Kreide oder die Schalen der See-Igel (nach Tozzi) zu verschlingen, und dieser unnatürliche Appetit sowie der nach frischer Dammerde wandelt auch zuweilen Schwangere an. Uebrigens bleibt der Genuß der rohen Kalkerde in größerer Menge immer nachtheilig und wird sogar tödtlich, wie dieß nicht bloß an Hunden (Schinz de calce. N. 43, in Haller Element. L. XIX. §. 10), sondern auch an Menschen erkannt worden, die, vom Hunger getrieben, erdigen Mergel oder Gypserde (während der Theurung von 1770 in Thüringen Himmelsmehl genannt) zu sich genommen. Vielleicht vermag schon jener der Gährung oder Verwesung verwandte Proceß, welcher an

der Porcellanerde bemerkt wird, und welcher die festen Gesteine öfters in einen kalkartigen Zustand überführt, dieselben zum Genuß für Insectenlarven und Mollusken, ja selbst für Menschen geeigneter zu machen, doch wird den Ottomaken in Südamerika nach Gumilla und v. Humboldt, sowie den Neucaledoniern nach La Billardière diese wenig angemessene Speise nur durch den Mangel und Hunger und immer nur auf einige Wochen oder Monate aufgedrungen. Es müßten denn jene Erdarten so reichlich von den näheren Bestandtheilen und aufgelösten Resten organischer Körper oder sogar von dem vorhin erwähnten Herthin durchsetzt und durchdrungen sein wie die Lettenart, aus welcher Widmer durch chemische Behandlung eine nahrhafte, wohlschmeckende Gallert herauszog. Aus der Classe der brennbaren Fossilien dient den Thieren und Menschen kein einziger Stoff für sich allein zum Genusse; dagegen wird aus der Classe der salzigen Steinarten das gemeine Kochsalz sowie der Salpeter von den Thieren der höheren Classen begierig aufgesucht und genossen. Das Salz als Zusatz zu den Speisen des Menschen, stellt nur eine andre, kräftigere Form des auflösenden Getränkes (Wassers) dar, und vermehrt den Zug nach dem verwandten Wasser.

Es sind, was die letzteren, entfernteren Stoffe der Zusammensetzung betrifft, dem Menschen großentheils nur jene Elemente zu seiner Nahrung angewiesen, aus denen die Atmosphäre sowie das Wasser der Erde bestehen, Kohlenstoff und Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Doch nicht in ihrer freien, ursprünglichen, noch nicht dem organischen Leben unterworfenen und von ihm durchwirkten Gestalt, in welcher wir sie in der Luft und im Wasser finden, sondern in jener Umgestaltung und Verschmelzung, welche sie auf dem Herd des organischen Lebens erleiden. Dieser höheren Potenz der atmosphärischen oder wasserartigen Form ist es unter Anderm eigenthümlich, daß zum Wasserstoff und Stickstoff ungefähr in gleichem Maß der Atome als der Sauerstoff auch der gröber irdische Kohlenstoff hinzugesellt wird, welcher in der Mischung der Atmosphäre nur als wenig bedeutende Spur vorhanden ist. Jenes Element der Tiefe konnte nur durch einen Vorgang, welcher höher ist als der, durch welchen sich die Atmosphäre und das Wasser bildeten, durch den Vorgang des organischen Lebens, für die Verbindung mit den drei andern Elementen gewonnen und herbeigezogen werden, wie nach §. 14 der Knochen nur durch den Lebensproceß des höheren Thierreichs zum eigentlichen innern Gerüst werden konnte. — Der Mensch wie das ihm näher stehende Thier nehmen denn ihre eigentliche Nahrung aus der organischen Natur, aus dem Pflanzen- und Thierreich. Schon der Bau der Zähne und der verdauenden Organe stellt den Menschen in die Mitte zwischen die pflanzen- und fleischessenden Säugthiere; deutet an, daß seine Natur für beide Hauptarten der Speise geeignet sei. Doch wird in vielen Fällen, von ganzen Völkern sowie von einzelnen Menschen, ohne Nachtheil für die Gesundheit die Nahrung fast ausschließend nur aus dem einen der beiden Reiche gewählt, mehr oder minder bloß Pflanzenkost oder bloß Fleischkost genossen.

Nahrung aus dem Pflanzenreich. Allerdings ist, wie wir dieß schon im Paragraphen erwähnten, der Stickstoff in den Säften und festen Theilen der Gewächse nicht mit solcher Allgemeinheit verbreitet als in den Theilen des thierischen Körpers, aber auch die stickstofflosen haben für die Erhaltung des thierischen Lebens ihre hohe Wichtigkeit und Bedeutung. Zu ihnen gehören vornehmlich drei, welche in der Reihe der thierisch-menschlichen Nahrungsmittel einen hohen Rang einnehmen, und welche namentlich auch dadurch merkwürdig sind, daß sie bei fast gänzlicher Uebereinstimmung der chemischen Zusammensetzung, namentlich für unsern Geschmack so verschiedenartige Eigenschaften zeigen. Wir stellen sie ihren Gewichtsbestandtheilen nach hier neben einander:

	I. Stärke.	IIa. Krystallisirter	IIb. wasserfreier Zucker.	III. Gummi.
Wasserstoff	6,67	6,60	6,41	6,37
Kohlenstoff	44,00	42,23	44,99	42,68
Sauerstoff	49,55	51,17	48,60	51,94

Aber die Pflanzen enthalten nicht nur diese stickstofflosen, dem thierischen Fette, Milchzucker u. s. w. entsprechenden organischen Elemente, sondern auch andre, welche in ihrer chemischen Zusammensetzung ganz dem Faser-, dem Eiweis- und Käsestoff der thierischen Körperlichkeit gleichen. Diese vegetabilischen Elemente vom Geschlecht des Proteins enthalten die vorherrschenden chemischen Grundstoffe des thierischen Fibrins und Albumins nicht nur in demselben Gewichtsverhältniß, sondern sie führen auch die Nebenbestandtheile derselben, Phosphor, Schwefel, Knochenerde und Alkalien und selbst Eisen bei sich, so daß man (nach Liebig) sagen kann: die Pflanzen erzeugen und tragen in sich das Blut aller Thiere dem Wesen nach, wozu das thierische Leben die Form gibt. Diese Erzeugung eines Elementes, das dem thierischen Blute verwandt ist, erscheint als der Gipfel und Endpunkt des vegetabilischen Lebens und zugleich als der Anfangspunkt des thierischen. Der vegetabilische Faserstoff (das sogenannte grüne Satzmehl der Pflanzensäfte) findet sich vornehmlich in den Samenkörnern der Getreide- und Gräserarten (weniger im Saft ihrer Stengel und Blätter), der vegetabilische Eiweißstoff namentlich im Safte unsrer Gemüsepflanzen und noch mehr in den Körnern der Nüsse, Mandeln u. s. w., der Käsestoff (Casein) in den Samen der Hülsenfrüchte, der Bohnen, Erbsen, Linsen u. s. f. In der Muttermilch sind diese drei ihren Bestandtheilen nach sich fast gleichen organischen Elemente, unter denen das Casein die reichlichste Menge von Knochenerde enthält, mit noch zwei andern, der Butter und dem Milchzucker, zusammengesellt, welche zwar beide keinen Stickstoff, desto reichlicher aber den Kohlenstoff und Wasserstoff in sich tragen und hiedurch zur Unterhaltung des Athmungsprocesses geeignet sind. Die Stelle der Butter, des Milchzuckers u. a. vertreten für das pflanzenfressende Thier wie für den Menschen, wenn dieser vorherrschend auf vegetabilische Nahrungsmittel angewiesen ist, die Oele, die Stärke, der Zucker, das Gummi u. a. m. Man kann überhaupt die Nahrungsmittel sowie die unmittelbar oder mittelbar aus ihnen bereiteten Elemente in die zwei Hauptordnungen theilen, von deren verschiedenartiger Bestimmung wir schon oben sprachen. Der wesentlich nothwendigste Antrieb des Lebens kommt aus dem ununterbrochenen Fortgang des Athmens in seinem weitesten Umfange. Durch diesen stehet das Leben des Einzelwesens in einem ähnlichen Verkehr mit einem allgemeinen allumfassenden Leben, als der einzelne Planet durch die Schwere mit einem höhern Weltganzen. Jenem Antrieb, der aus dem Athmen kommt, zur Seite gehet die Aeußerung, die selbstständige That des organischen Lebens,

welche in einem beständigen Schaffen und Bilden besteht. Wie bei dem uranfänglichen Bewegen der Weltkörper in ihren Bahnen die Schwere und Schwungkraft in jedem Augenblick sich entgegenkommen und fördern, so auch im Kreise des thierischen Lebens der Vorgang des Athmens und des organischen Gestaltens. Jeder Neubildung und Gestaltung der Theile geht eine Auflösung des schon Gestalteten voraus und zur Seite, wodurch dieses in den formlosen Zustand seiner Elemente zurückgeführt wird. Der Kohlenstoff und Wasserstoff, welche bei einem erwachsenen Thierleibe, der seinem Gewichte nach im Ganzen weder merklich zu- noch abnimmt, zur Unterhaltung der Flamme auf dem Herd des Lebens, zum Vorgang des innern Athmens verwendet werden, kommen nicht unmittelbar aus den Nahrungsmitteln, sondern aus den Elementen der abgehenden, wieder in formlosen Zustand zurückgekehrten Theile, deren Abgang gleichmäßig durch ein neues Gestalten aus den Nahrungsstoffen ersetzt wird. So arbeitet dem Antrieb des Lebens, der aus dem Athmen kommt, das selbstthätig schaffende und gestaltende Wirken der Lebenskraft gleichsam in die Hand, wie bei dem Lauf der Weltkörper die Schwungkraft dem Zuge der Schwere.

Im vorzüglichsten Maße dient zur Bereitungsstätte des Kohlenstoffes, der beim innren Athmen verbraucht wird, die Leber. Sie scheidet die kohlenreiche Galle aus, welche, in den Kreislauf des Blutes eingehend, zum bedeutendsten Element der Respiration wird, weil sich in ihr der Kohlenstoff in einem ganz besonders leicht löslichen Zustand befindet. Freilich wird durch den Kohlenstoff der Galle nur etwa die Hälfte jener Menge desselben dem Blute zugeführt, welche der lebende Leib durch das Athmen an einem Tage verbraucht, die fehlende Quantität muß durch die Nahrungsmittel und Getränke, zunächst durch die stickstofffreien, wie Stärkmehl, Fett, Gummi, Zucker, Wein, Bier ersetzt werden. Wenn aber, wie bei Raubthieren und bei vorherrschend von Fleisch lebenden Menschen, die Nahrungsmittel mehr nur der Blutbildung und unmittelbaren Gestaltung der Theile als dem Vorgang des innern Athmens dienen, dann kann das Material zur Erhaltung der Respiration nur durch schnellere Zersetzung aus den eignen Theilen und Elementen des Leibes gewonnen werden, deren Ueberfülle an Stickstoff durch die Nieren (als Urin) ausgeführt wird. Bei der Scheidung des stickstoffreichen, flüssigen Abgangs von dem kohlenstoffhaltigen Element, das nun zum Respirationsmittel werden soll, zeigt sich vorzüglich ein Bestandtheil der Galle wirksam, der als Taurin benannt ist. Ihm nahe verwandt sind das Kaffein, Theobromin und Asparagin, deren erster im Kaffee und Thee, der zweite in der Cacaobohne, der dritte im Spargel enthalten ist. Nach Liebigs wohlbegründeter Ansicht konnte es nur der Zug eines heilsamen Instincts sein, der den Menschen zum Genuß solcher Getränke hinführte, die aus den Blättern des Theestrauches oder aus den an sich ungenießbaren Kernen der Kaffeekirsche bereitet wurden. Wo aber hat sich überhaupt der leitende Instinct deutlicher in der Geschichte unsres Geschlechtes kund gegeben als in dem Auffinden der Nahrungsmittel, die der Mensch in den verschiedensten Formen zum Genuß sich angeeignet hat? Namentlich gilt dieses in Beziehung auf den Anbau und die Benützung der zum Theil äußerlich so unansehnlichen Getreidearten, deren Stengel und Blätter schon wie die der andren Grasarten nährende Bestandtheile, wenigstens für unsre grasfressenden Hausthiere enthalten,

deren Samen aber großentheils an organischen Elementen, selbst vom Proteingeschlecht, so reich sind, daß sie ganzen Völkern zu einem fast ausschließlichen Nahrungsmittel dienen. Zu diesen die Stelle des Fleisches vertretenden Elementen gesellen sich die stickstofflosen als Brodstoffe im engern Sinne, namentlich das Stärkmehl, das sich meist schon in der Form von mikroskopisch kleinen Körnchen im Zellgewebe der Pflanzentheile findet. Aus einer Grasart, dem Zuckerrohr, gewinnt der menschliche Fleiß vorzugsweise den reinen Zucker. Bei andern Gewächsen aus den verschiedensten Familien ist freilich das Auffinden des Nahrungsstoffes, den sie enthalten, durch die Gestalt sowie durch den Geruch und Geschmack ihrer Früchte sehr erleichtert worden, und dasselbe gilt von vielen Arten der saftvollen Wurzeln, Zwiebeln und Wurzelknollen; doch hat auch bei diesen zum Theil die menschliche Kunst und Erfindungskraft das Ihrige beitragen müssen, um sie durch Feuer oder durch Gährung von ihren schädlichen Eigenschaften zu befreien und sie genießbar zu machen. In vielen Fällen scheint der äußere Mangel den Scharfblick des Instinctes geweckt zu haben. So bei der Benützung der Schorfmoose oder Flechtenarten, namentlich bei der des isländischen Mooses (Cetraria islandica), dessen ganze Substanz namentlich von Stärkmehl durchsetzt ist, welches nicht so wie der Fibrin und Eiweißgehalt der Schwämme durch Geruch und Geschmack sich verräth. Auch das Auffinden des Nahrungsstoffes in manchen Seegras- oder Tangarten, im Wurzelstock der Farnarten, und selbst im Mark einiger Palmen, war nicht so leicht als das Bekanntwerden mit der Eßbarkeit der Früchte. Wollten wir hier nur dem Namen nach alle die Familien der Gewächse bezeichnen, aus denen wenigstens ein und die andre Art dem Menschen zur Speise zu dienen vermag, dann würde uns deutlich werden, daß fast überall da, wo die Erde Gewächse trägt, auch der Mensch eine Heimath finden könne, welche den nothdürftigen Unterhalt ihm gewährt. Wie die Singharawalla in Kaschmir, deren fast einzige Nahrung in der mehlartigen Frucht einer Teichnußart (Trapa bispinosa) besteht, nur mit großer Schwierigkeit und öfterem Nachtheil für die Gesundheit an andre ihren Bestandtheilen nach sehr ähnliche Nahrungsmittel sich gewöhnen, so vermag in den meisten andern Fällen der Mensch (und zwar am meisten der geistig gebildete Europäer) sein Eigenthumsrecht als Herrscher der irdischen Sichtbarkeit auch dadurch zu bezeugen, daß er die verschiedensten Gaben des Gewächsreiches in sein Fleisch und Blut verwandelt.

Aus dem Thierreich wird mit noch größerer Allgemeinheit das Fleisch oder das Ei der meisten Familien und Arten zur Ernährung tauglich gefunden, und der Mensch isset aus der Abtheilung der Strahlenthiere die Eier des Seeigels und selbst den häßlichen Seeschlauch (Holothuria Trepang); aus jener der Gliederthiere die Krebse, die Heuschrecken, sowie die Larve, Puppe und das Flügelthier mehrerer Insecten (z. B. die Weidenraupe, die Puppe des Seidenwurms, der Termiten), ja selbst einige Ringelwürmer (z. B. Sipunculus edulis). Aus der Classe der Mollusken genießt der Herrscher der Erde eine Menge der Schnecken und Muscheln, aus jener der Wirbelthiere dienen ihm der größeste Theil der (freilich weniger als die vollkommneren Landthiere nährenden) Fische, viele Amphibien, Vögel und (wenigstens im Nothfall) fast alle Säugethiere, jene durch Eier und Fleisch, diese wenigstens durch ihr Fleisch, einige

auch durch ihre Milch zur Nahrung. Obwohl das Fleisch einer ganzen, auch durch die vollkommneren Classen hindurch gehenden Reihe von Thieren, welche zuletzt mit den Fleischfressern endet, einen eigenthümlichen (alkalinischen) Beigeschmack hat, der seinen Genuß widerlich macht und ihn der menschlichen Natur verleidet. Bei dieser Thierreihe scheint das Ganglien-Nervensystem mehr entwickelt, „deßhalb waren gerade die Thiere, welche das Mosaische Gesetz als unrein bezeichnet, bei den Aegyptiern als weissagende, oder die Zukunft anzeigende (μαντικὰ) betrachtet" (m. vergl. Origenes contr. Cels. L. IV, 93. Opp. ed. Par. I, 572, 573, welcher jene Organismen der Einwirkung unheilbringender, dämonischer Kräfte mehr ausgesetzt hält denn andre).

Unter allen Fleischarten erkannten Wilson, Philipp und Gosse das Fleisch des Hammels, der Tauben und auch der Hühner als das leichtverdaulichste an, dann Kalbfleisch und das meiste Wildpret, besonders Hasen und Rebhühner so wie das stärkende Rindfleisch. Schwer verdaulich ist das Fleisch der Schweine und der welschen Hühner, unter allem Geflügel aber am schwersten der Fasan, die Enten und Gänse. Alles thierische Fett ist schwerer verdaulich als Pflanzenöl, am schwersten aber die Butter, etwas leichter schon Rinds-, noch leichter Hammel-, noch leichter Wildpret-, am leichtesten Schildkrötenfett. Milchrahm mit Wasser vermischt sei leichter verdaulich als bloße Milch u. s. w. Die Hauptbestandtheile der thierischen Leiber gleichen übrigens im Allgemeinen jenen, welche §. 10 von den menschlichen erwähnt wurden. Doch sind die chemischen Untersuchungen über die Mischungsverhältnisse der nährenden Bestandtheile, z. B. in verschiednen Fleischsorten, noch ziemlich ungenügend. Thouvenel hat gezeigt, daß das Fleisch der Süßwasser-Fische ungeachtet seiner Weiche eine ungleich geringere Menge im Wasser ausziehbarer Bestandtheile enthalte als die andren von ihm untersuchten Fleischarten; das Fleisch der Schnecken, Krebse, Frösche und Vipern hat fast so viel ausziehbare Bestandtheile als das Kalbfleisch; in einer ganz vorzüglichen Menge finden sich dieselben im Fleische der Schildkröten. Das Rindfleisch enthält weniger Ausziehbares als das Kalbfleisch, in ihm findet sich die größte Menge unauflöslicher Substanz; es läßt, wenn man es trocknet, mehr Rückstand als andre genauer untersuchte Fleischarten. Dagegen ist dasselbe ganz vorzüglich reich an dem kräftigen Fleischextract (Osmazom), der sich beim Braten der ihn enthaltenden Fleischarten am meisten nach der äußeren, braunen Kruste hinzieht. Gute Rindfleischbrühe enthält einen Theil Extractivstoff, gegen sieben Theile Gallert, die Knochen enthalten nur Gallert, kein Osmazom, daher den bloß aus jenen bereiteten Geleen der eigenthümliche, angenehme Geschmack der guten Fleischbrühe abgeht. Auch dem Fleisch der jungen Thiere fehlt das Osmazom. — Caviar enthält nach Tausendtheilen: an Wasser 580; geronnenes Eiweiß 243; ungeronnenes 62; butterartiges Fett 43; Kochsalz 67. — Die Leber der Säugthiere enthält weniger Wasser (nicht ganz 0,69) im Vergleich zum Eiweißstoff (0,20) als das Muskelfleisch, hierbei noch 0,6 einer Substanz, welche nur wenig Stickstoff enthält, 0,4 Fett und 0,1 feste Theile. Die Leber mancher Seefische, z. B. des Nagelrochen (B. Batis) enthält mehr als zur Hälfte Oel; sie läßt sich mit Wasser zu einer Emulsion auflösen, welche Rahm und Butter absetzt. — Die Milch der Thiere, eine flüssige Speise des Menschen, ist, was die näheren Bestandtheile betrifft, bei verschiedenen Thieren sehr verschieden. Vorzüglich reich an Rahm und Butter zeigen sich Ziegen- und Schafmilch; die Milch der Pferde- und Eselstuten zeigt sich zu einer weinartigen Gährung geneigt, man bereitet daher mit Leichtigkeit aus ihr ein starkes gegohrnes Getränk.

Zum Getränk ist dem Menschen zunächst das Wasser angewiesen. Doch gelüstet ihn seit alter Zeit nach Getränken, in denen durch Gährung (wobei dem Zucker ein stickstoffhaltiger Pflanzenleim zugesetzt sein muß) und Feuer dem erheiternden, aufregenden Wasserstoffgas und dem Kohlenstoff ein größeres Gegengewicht gegen das Sauerstoffgas gegeben worden, als im gemeinen Wasser. Unter andern entwickelt sich aus dem Zucker und der Stärke des Pflanzenreichs durch Gährung ein Stoff, welcher, ganz an der Gränze zwischen der Form des Dampfes und des tropfbar Flüssigen stehend, jenem fast näher verwandt ist als diesem, der Alkohol. Er enthält in seinem reinsten Zustande $12_{,896}$ Procent Wasserstoffgas, $52_{,658}$ Kohlenstoff, $34_{,454}$ Sauerstoffgas. In der Natur kommt er nie ohne Beimischung von Wasser und andern einhüllenden Stoffen vor; wird er aber durch Destillation und Behandlung mit festen Stoffen, welche ihres Krystallisationswassers beraubt worden, ganz wasserfrei dargestellt, so zeigt er seine zweideutige Natur unverhohlen, denn selbst nur ein Löffel voll davon tödtet durch Entziehung des Wassers den Menschen oder das Thier augenblicklich, das ihn verschluckte. Im gewöhnlichen Branntwein sind etwa 49 Procent Alkohol mit Wasser und etwas fuselichtem Oel verbunden; die verschiednen Weinsorten enthalten in einer ungleich angeeigneteren, gesünderen Verbindung mit Wasser, Zucker, etwas Gummi, Extractivstoff und einigen mehr oder minder freien, oder an erdigen und kalischen Basen gebundenen Säuren 8 bis 25 Procent Alkohol (der Portwein $24_{,95}$, Rheinwein 8 bis $13_{,31}$, Tokayer $10_{,46}$). Im (englischen) Bier finden sich 3 bis 8 Procent Alkohol, verbunden mit Zucker und mit noch unzersetzter aufgelöster Stärke und Pflanzenleim so wie dem stickstoffhaltigen, eigenthümlichen Stoff des Hopfens (Lupulin genannt). Dieses Getränk steht mithin in der Mitte zwischen Nahrung und Trank. Ueberhaupt sind nach Wilson alle durch Gährung bereiteten geistigen Getränke weniger schädlich als die durch Destillation gewonnenen. Im Kaffee findet sich ein nur zum Theil in Wasser sich lösendes Harz und ein talgartiges Oel, das an Geschmack der Cacaobutter gleicht, außer diesem jedoch vor allem ein bitterer Stoff (Gmelins Kaffeebitter) mit dem ganz eigenthümlichen Kaffein, einer Substanz, welche unter allen bisher chemisch untersuchten organischen Verbindungen eine der stickstoffreichsten ist. Sie enthält $4_{,81}$ Wasserstoff, $46_{,51}$ Kohlenstoff, $27_{,14}$ Sauerstoff, $27_{,54}$ Stickstoff, während dagegen das thierische Eiweiß 16, Leim 17, Faserstoff 20 und nur der Harnstoff $43_{,5}$ (nach Prout $46_{,66}$ Procent) enthält. Doch unterscheidet sich jene merkwürdige Materie dadurch von diesen thierischen Substanzen, daß sie auch in der Wärme nicht fault. Der Thee enthält nach Davy und Frank $8\,1/2$ bis 10 Procent adstringirenden Gerbestoff, etwas Harz mit dem eigenthümlichen Duft des Thees, gegen 6 Procent Gummi und eben so viel Pflanzen-Eiweiß. Seine besonders munter machende Kraft scheint in demselben vegetabilischen Princip zu liegen, welches dem edlen Roß und der Gemse der Gebirge, wenn sie den auch an jenem Princip reichen Grasstengel und andre Kräuter genießen, ihre Wachsamkeit und das geringe Bedürfniß zum Schlafe gibt. Neuere chemische Untersuchungen haben übrigens auch im Thee

das Vorhandensein desselben Stoffes nachgewiesen, das dem Kaffee seine eigenthümliche Wirksamkeit gibt, das Kaffein.

Dieses sind denn die mannichfachen Materialien, aus denen im gewöhnlichen gesunden Verlauf des Lebens die verdauende Kraft dem Menschenleibe seine verlornen Theile beständig wiederersetzt und so den kleinen Tempel im Bau erhält. Die chemische Zergliederung derselben zeigt uns freilich zunächst nur, daß es immer dieselben Elemente sind, mit denen eine unsichtbare und unwägbare Lebenskraft ihr Spiel treibt. Wie aber dieser Saitenspieler immer aus denselben wenigen Saiten durch eine kaum merkliche Abänderung der Stellung des drückenden Fingers jetzt diese, dann andere Töne hervorrufe, wie dieselben Stoffe, und zwar in einem fast gleichen Mischungsverhältniß, jetzt zur Stärke oder zum Zucker, jetzt zum Alkohol oder zum Oel werden, das kann uns die Chemie nicht lehren. Mehr als jedes andre lebendige Wesen, dieß zeigt uns die vorstehende Erklärung der Nahrungsmittel, vermag der Mensch, wie die Alles bildende Schöpferkraft selber, aus den verschiedensten Regionen und Dingen die Elemente zu seinem Dienst herbeizurufen und dieselben nach seinem Bedürfniß, jetzt so, dann anders zu mischen und zu gestalten.

Was an vielen Früchten des Gewächsreiches, namentlich der heißeren Zonen der Einfluß der Sonnenwärme thut, wenn er z. B. Stärkmehl der noch unreifen Banane in Zucker verwandelt, oder anderwärts den gummiähnlichen Stoff in Stärkmehl, wenn er den Ueberschuß des Sauerstoffgases entfernt, manche schädliche Elemente zerstreut und verflüchtigt, das thut auf kürzerem Wege das Feuer, das der Mensch bei Bereitung seiner Speisen anwendet.

Anatomische und physiologische Bemerkungen: Im niederen Thierreich wird der Anfang des Darmcanales, Mund und Schlund, von mächtigen Fäden und Geflechten der obersten, wichtigsten, dem Gehirn entsprechenden Nervenknoten umschlungen, ja der Schlund durchbohrt den Nervenknoten. Die ersten Anfänge eines thierischen Nervensystems zeigen sich als kreisförmiges Gewebe um Mund und After einiger Strahlenthiere. Im vollkommneren Thierreich empfängt der eigentliche Darmcanal seine Nerven aus dem Gangliensystem (m. v. §. 17); nur Mund und After aus Gehirn und Rückmark.

Die Zähne sind dreifacher Art: 8 Vorderzähne oder Schneidezähne dentes incisivi (*τομεῖς* genannt nach Jul. Poll. Onomast. L. II, §. 91, *προσθίους, ὀξεῖς* nach Arist. de part. anim. L. III, c. 1), 20 Backzähne oder Mahlzähne d. molares (*μύλοι* oder *μύλαι* bei Suidas, Aristoteles nennt sie *γομφίους πλατεῖς*), endlich die zwischen den Schneide- und Backenzähnen stehenden 4 Eck- oder Hunds- oder Augenzähne, dentes canini (*κυνόδοντες* bei Aristoteles l. c.). Die Zähne sitzen in den Zahnhöhlen eingekeilt und entwickeln sich in den rinnenförmigen Aushöhlungen der Kiefer zuerst in einem Säckchen, aus dessen Boden pilzartig die Kernsubstanz des Zahnes aufwächst. Diese wird von oben her, von den Spitzen angehend, dem Gesetz des gewöhnlichen Wachsthums entgegen, mit Knochensubstanz überzogen, und der von der Krone zur Wurzel herab sich ausbildende Zahn verlängert sich, schiebt sich selbst in die Höhe, durchbricht das Säckchen, das ihn umkleidet, und zertrennt das Zahnfleisch (ein festes, elastisches, gefäßreiches, mit der Schleimhaut des Mundes überzogenes Zellgewebe, das im gewöhnlichen Zustande von geringer Empfindlichkeit ist).

Es treten bis gegen Ende des zweiten Lebensjahres die Schneide-, das erste Paar der Back-, die Eck- und das zweite Paar der Backzähne, überhaupt also beim Kind statt der 32 bleibenden Zähne des späteren Wachsthums nur 20 Milchzähne hervor. Hierauf kommen nun im sechsten und siebenten Jahre das dritte Paar der Backzähne und bald hernach die bleibenden Zähne, deren Keime schon an der Wurzel der Milchzähne in ihrem eigenthümlichen Säckchen lagen, und von hier sich entwickelten. Etwa im vierzehnten Jahre kommt das vierte, etwa im einundzwanzigsten das fünfte Paar der Backzähne. Die ursprüngliche Bedeutung jener nur mit Knochensubstanz umhüllten Nervenpapillen zeigt sich deutlicher noch an den Milchzähnen mit weit offenen Wurzeln als an den bleibenden Zähnen mit verlängerten, ganz sich schließenden Wurzeln. Der Schmelz der Zähne, von streifig-faserigem Gewebe, bestehet aus 85,2 phosphorsaurem, 3,3 flußsaurem, 8,0 kohlensaurem Kalk, dann aus 1,5 phosphorsaurem Talk und 2,0 Wasser.

Die Lehrer der Athletik empfahlen es ihren Schülern, daß sie, wenn sie anders wollten, daß die genossene Speise ihnen Kraft gäbe, diese nicht bloß mit den Zähnen zerreißen, sondern mit Muße zerkauen (*κατὰ σχολὴν λεαίνειν*) sollten. M. v. Phil. SS. Leg. Alleg. I, 58, ed. Mang. I, 63 und Clem. Alex. Phaed. II, c. I.

Die eigentlichen, dem Geschmack dienenden Nervenpapillen finden sich auf und an der Zunge. Die größten (Pap. truncatae, vallatae), etwa 12 an der Zahl, einen Winkel bildend, dessen Spitze nach hinten gekehrt ist, sind nach oben dicker und wie abgestutzt, an ihrer Basis umgibt sie ein erhöhter Rand; eine zweite Art (P. clavatae oder capitatae) endigt oben in ein rundliches Köpfchen, während die dritte (P. conicae und filiformes) mehr spitzig zuläuft. Jene sind über die ganze Oberfläche, diese mehr am Umfang der Zunge verbreitet.

Die Bewegung der Unterkinnlade senkrecht von unten nach oben (die beißende), welche am Raubthier die vorherrschende ist, wird durch die bei Raubthieren ausgezeichnet starken Schläfemuskeln (*κροταφῖται*, Galen. de musc. dissect. c. 6, ed. Kühn. T. XVIII, B, p. 933), die aber zugleich nach den Seiten gehende von den Käumuskeln (schon Galen a. a. O. nennt sie *μασσητῆρας*) und den innren Flügelmuskeln, welche von den flügelförmigen Fortsätzen (*πτερυγώδεις ἐκφύσεις* ib. p. 935) des Keilbeins herkommen; die von vorn nach hinten gehende, welche beim Nagethier vorzüglich kräftig ist, durch die äußern Flügelmuskeln bewirkt. Das Herabziehen des Unterkiefers wirkt der zweibäuchige Muskel desselben, welchen Galen a. a. O. sehr gut beschreibt. Es dienen übrigens auch beim Käuen mehr oder minder jene neun Muskelpaare, welche zur Bewegung der Lippen und Backen bestimmt sind. Der Reiz der Nahrungsmittel, ja schon der aufgeregten Eßlust, auf die Nervenpapillen der Zunge sowie die Bewegungen der erwähnten Muskeln beim Käuen erregen die Absonderung des Speichels (*τὸ σίαλον* Galen. de semin. II, 6, ed. Kühn. p. 645), in den eigentlich sogenannten, aus kleinen, in einzelnen Lappen verbundenen Körnchen bestehenden Speicheldrüsen, der Ohrspeicheldrüse (Parotis, später mit diesem Namen belegt, der ursprünglich eine Krankheit derselben bedeutete, Galen. de remed. parabil. c. 7), die ihre Flüssigkeit in den Mund,

durch den Stenonischen Gang in der Gegend des zweiten und dritten Backzahns ausführt, sowie die Unterkieferdrüse (glandula submaxillaris) durch den unter der Zunge neben dem Zungenbändchen endigenden Whartonschen Gang und die Unterzungendrüse (gl. sublingualis) durch viele kleine, neben der Zunge ausmündende Oeffnungen. Außer diesen drei größern finden sich in den Backen und Lippen noch viele kleine drüsen- und grubenartige Absonderungsorgane. In dem großentheils (zu 99 Procent) aus Wasser bestehenden Speichel ist außer den salz- und milchsauren Salzen und Osmazom ein eigenthümlicher Stoff (Salivin) enthalten, welcher, bei mehreren Thieren von giftiger Eigenschaft, als Ferment beim Beginn des Verdauungsprocesses wirkt. Schon Winterl machte auf die wahrscheinliche Ursache dieser giftigen Eigenschaft, auf die Blausäure, aufmerksam, welche selbst im Speichel des Schafes (weniger merklich in dem des Hundes) gefunden wird. Uebrigens sollte schon nach Galen der Speichel der einen Thierart für irgend eine andre specifisch giftig sein, auch wenn er es absolut nicht ist. So sei der Speichel des Menschen für die Viper ein Gift und umgekehrt (de inaequal. intemper. c. 6). Der Speichel eines Nüchternen könne einen Scorpion tödten, während der Speichel der Viper weder für andre Vipern, noch der des Menschen für andre Menschen giftig sei (ib.). Fast immer mischt sich auch (vorzüglich aus den am weichen Gaumen gelegenen Mandeln) dem Speichel noch Schleim bei.

Nicht bloß Magen, dünner Darm und Dickdarm, sondern auch Schlund und Magen sind schon durch die Structur ihrer Häute so sehr von einander verschieden, daß man noch an Stücklein von der Größe einer Quadratlinie erkennen kann, von welchem der vier Organe sie herkamen. Das Verhältniß der Länge des Darmcanals zu der des ganzen Körpers wechselt in Erwachsenen von 3 bis 8, ist im Mittel 5. Die Speiseröhre oder der Schlund beginnt mit dem Schlundkopf (Pharynx), der unter dem Luftröhrenkopf (Larynx) liegt. (Die ältere Gleichbedeutenheit beider Worte zur Bezeichnung der Luftröhre erwähnt Galen. de us. part. L, VIII, c. 1; der Schlund *οἰσοφάγος*, de us. part. L. IV, c. 7, ed. Kühn. III, 279). Es zeigen sich an jenem die drei Schichten der Wand des eigentlichen Schlundes als drei deutlichere Muskellagen (Schlundkopfschnürer). Die Speiseröhre geht links hinter der Luftröhre und rechts neben der Aorta an der Rückenwirbelsäule durch das die Brusthöhle von der Bauchhöhle scheidende Zwerchfell (Diaphragma) hindurch und dann hinab nach dem Magen. Der Schlund ist das fleischigste, musculöseste Stück des Darmcanals; die seine äußerste Lage bildende Muskelsubstanz besteht aus Längs-, dann eine innere Schicht aus Quer- und Ringfasern. Unter der Muskelscheide liegt die weiße Gefäßhaut, dann die zarte, auskleidende, der Oberhaut des Körpers entsprechende Innenhaut. Die Aeste des Stimmnervenpaares umziehen den Schlund netzförmig und verenden sich in ihm. Ihnen dankt die Speiseröhre ihre Empfindlichkeit, sowie den Muskelschichten jene wurmförmig bewegende Contractionskraft, wodurch es möglich wird, sogar mit nach unten gestelltem Kopfe, zu schlingen.

Der Magen (*γαστὴρ*, in seiner Gestalt und seinen Verrichtungen schon sehr gut beschrieben bei Galen. de us. part. L. IV, c. 7, 8, *στόμαχος* ist zunächst der Magenmund de vict. rat. in morb. ac. I, 18; de alim. facult. II, 26. de us. part. IV, c. 8), in welchen sich die Speiseröhre erweitert,

erstreckt sich, etwas links nach hinten liegend, schräg, ein wenig zur Rechten und nach vornen. Seine Höhlung vermag im erwachsenen Menschen bei mäßiger Füllung 5 bis 11 Pfund Wasser zu fassen. In Kindern ist der Magen runder und kürzer, in Erwachsenen (besonders vom weiblichen Geschlecht) mehr länglich, so daß er sich dann mehr rechts hinüber erstreckt. Er ist seiner Gestalt nach ein gekrümmter, kegelförmiger Sack; die Dicke seiner Wände beträgt 1/2 Linie. Die eigentlichen drei Häute des Magens sind bis auf zwei streifenartige Stellen nach außen noch von einer vom Bauchfell herkommenden Haut umkleidet. Die innere Haut unterscheidet sich durch runzlichte Fältchen, welche ihr eine sammetartig schwammige Beschaffenheit geben. Sie besteht aus den zartesten, letzten Enden der Blutgefäße, ohne wahrnehmbare Enden der einsaugenden Gefäße. Durch den Pförtner (*πυλωρὸς*, „so genannt, weil er wie ein guter Thürhüter darüber wacht, daß nur der aufgelöste und verdaute Speisebrei durch seine enge Pforte hindurchgeht, während er, sobald sich etwas Unverdautes oder Hartes ihm naht, die Oeffnung vor ihm zuschließt und dasselbe zurücktreibt in den Grund des Magens," Galen. de us. part. IV, c. 7, ed. Kühn. p. 280), welcher nach außen durch eine meist ringartige, drüsig-(fibröse) Substanz gebildet wird, nach innen aber einen glatten, weichen, hervorragenden Wulst darstellt, endet der Magen in den Dünndarm, welcher das längste (meist über vier Fünftheile des ganzen Verlaufes betragende) Stück des Darmcanals ist. Der Anfang des Dünndarmes ist der Zwölffingerdarm (Duodenum, *ἔντερον δωδεκαδάκτυλον* schon von Herophilus benannt nach Gal. an. adm. IV, c. 9), unterschieden vom übrigen Dünndarm durch seine größere Weite und seinen Gefäßreichthum. Er nimmt den vereinigten Ausführungsgang der Galle und der pankreatischen Flüssigkeit (davon später) auf. Der eigentliche Dünndarm, abgetheilt in das Jejunum (*νῆστις* bei Galen. an. adm. VI, 9 und Ileum *τὸ λεπτὸν* ib. in der angebl. Galenischen Schrift de anat. viv. Ileon.) mit seinen mannichfachen Windungen, endet zuletzt mit einer klappenartigen Fortsetzung ins Innere des Dickdarms, in welchen er sich, fast einen rechten Winkel mit dessen Richtung bildend, hineinsenkt. Die innerste Haut des Dünndarmes bildet häufige, querlaufende, klappenartig ins Innere des Darmes hineinragende Falten oder Verdoppelungen, wodurch die innere Fläche um sehr Vieles größer als die äußere wird, so daß sie an Ausdehnung diese um mehrmalen übertrifft. Außerdem bilden sich zahllose, ganz kleine, dicht aneinander stehende Fältchen als Flocken oder Zotten, villi (*ἶνες*, Galen. de us. part. L. IV, c. 17, ed. Kühn. III, 331) des Darmcanals, in denen sich die zartesten Netze der Darmarterie, aus welchen sich wieder die Venen entwickeln, verbreiten. Zwischen dieser Flockenhaut und der auf ihr liegenden Zellhaut sowie in dieser selbst, sind die feinen Netze der Lymphgefäße oder Saugadern verbreitet, welche nach Panizza's Untersuchungen nirgends am oder im Darmcanal mit offenen Mündungen sich endigen, oder mit solchen anfangen. Der Dickdarm (*τὸ παχὺ ἔντερον*), der ungefähr 1/5 so lang ist als der Dünndarm, wird ebenfalls in drei Abtheilungen unterschieden. Denn der Anfang desselben, welcher sich in der Gegend des rechten Hüftbeins findet, hat, außer seinem wurmförmigen Anhang, einen blinden (sackförmigen) Fortsatz, weßhalb er Blinddarm, caecum (*τὸ τυφλὸν*), heißt; darauf folgt das Kolon (*κῶλον*, Aristot. de part. anim. L. III. c. 14);

dann der Mastdarm oder intestinum rectum (ἀπευθυσμένον, Galen. anat. adm. VI, c. 9, ed. Kühn. II, 573 und de us. part. L. IV, c. 18), welcher am Schließmuskel (σφιγκτήρ, ib. c. 19) des Afters endigt. Die innere Haut des Dickdarmes bildet Falten oder Runzeln, die sich aber wie die am Magen beim Aufblasen des todten Darmes verziehen (nicht wie die ungleich größern, am Dünndarm, bleiben). Sie werden durch die schleimabsondernden Blutgefäße gebildet. Die Bewegung des gesammten Darmcanals ist vorzüglich und vorherrschend eine wurmförmig von oben nach unten, vom Mundende nach dem Mastdarm gehende, welche jedoch zu Gunsten der Einsaugung und Verdauung öfters durch eine rückwärtsgehende, jedoch in der Regel ungleich schwächere, durchkreuzt und aufgehalten wird. Leichter verdauliche, flüssigere Speisen weilen 2 bis 3, schwerer verdauliche, besonders sehr ölige oder fette Speisen bis 5 und 6 Stunden im Magen, doch verlängert sich diese Zeit noch etwas im Schlafe. Der Magensaft sondert sich an den innern Magenwänden aus den mikroskopisch kleinen Drüschen vom einfachsten Baue nur dann aus, wenn der Magen durch die aufgenommenen Speisen oder auch durch mechanisch wirkende Einflüsse gereizt wird. Während die anfeuchtende Flüssigkeit, mit welcher die Innenfläche des Magens im leeren und nüchternen Zustand überkleidet ist, weder sauer noch alkalisch, sondern durchaus neutral sich verhält, ist der Magensaft, so wie ihn Beaumont in vollkommen reinem Zustande aus einem durch eine Fistel krankhaft geöffneten menschlichen Magen zu untersuchen Gelegenheit fand, von auffallend saurer Beschaffenheit. Der Stoff, welcher hierbei als Säure wirkt, ist, wie schon oben erwähnt, nach seiner chemischen Zusammensetzung der Milchsäure nahe verwandt und erinnert deßhalb sehr an das Verhalten des Chlorwasserstoffes oder der Salzsäure. Der Magensaft wirkt schon für sich allein bei einem gewissen Wärmegrad auflösend auf sehr verschiedene organische Substanzen, noch mehr thut er dieß an seiner natürlichen Stätte, im gesunden menschlichen Magen, wo seine Wirksamkeit durch beständig erneutes Hinzutreten des säurenden Princips aus den Drüsen in fortwährend gleicher Bekräftigung sich erhält. Eine genaue chemische Untersuchung über das Pepsin von Vogel findet sich in den Münchener Gel. Anzeigen, Jahrg. 1841. Im Magensaft der Hühner scheint nach Brugnatelli's und Treviranus' Versuchen etwas freie Flußsäure vorhanden zu sein.

Wenn denn, von dem Magensaft aufgelöst, der Speisebrei in den Dünndarm gelangte, und hier abermals mit der aus den Häuten desselben sich aussondernden Flüssigkeit sowie mit dem Saft der Pankreas und mit der später noch zu beschreibenden Galle sich vermischt hat, verweilt er hier abermals mehrere Stunden; am längsten jedoch dauert verhältnißmäßig der Durchgang des zum Unrath gewordenen Restes der aufgenommenen Nahrung und der hinzugekommenen, häufigen Aussonderung aus dem Darmcanal selber, im Dickdarm. Dennoch wird dieser ganze Verlauf bei gesunden, erwachsenen Menschen in 18 oder wenigstens in 24 Stunden beendigt.

Die Leber (ἧπαρ, beschrieben bei Galen. de us. part. L. IV, c. 12 et al.), das größeste Eingeweide des Leibes, welches im ausgewachsenen Zustand fast vier, ja fünf Pfund schwer ist, nimmt die oberste Region der rechten Seite der Bauchhöhle ein, sie ragt aber mit ihrem dünnern Theil über die Mitte hinüber nach der linken Seite. Es findet sich an ihrer concaven, untern Seite,

in der einen Furche oder Einbuchtung die Gallenblase, in der andern der Eintrittspunkt der Gefäße (die Pforte); während an der hintern Seite der Leber, in einer Eintiefung derselben, in welcher die untere Hohlvene emporsteigt, die das Blut zurückführenden Venen in diese sich verlaufen. Es wird die Leber, welche im Kindheitszustande des Leibes verhältnißmäßig größer ist, von ihrer eigenthümlichen Arterie ernährt, die Galle aber aus dem Venenblut der Pforte abgesondert, welche das Blut, vermischt mit dem noch fremdartigen Stoffe, den die Venen in dem Magen und zum Theil auch im übrigen Darmcanal eingesogen, aus diesen verdauenden Organen zurückführt. Schon im neugebornen Kinde hat dieses Gefäßsystem, welches den größten Theil des Blutes des mütterlichen Leibes als äußerlichen Nahrungsstoff aufnimmt, ihre, den heftigen Gegensatz zwischen außen und innen (S. 134) vermittelnde Bestimmung.

Die Galle (χολή, die ältern Ansichten über ihr Entstehen theilt Galen mit: de Hippocr. et Plat. decret. L. VIII, c. 4, besonders aber c. 5, ed. Kühn. V, 683) ist nach Liebig ihrer vorherrschenden chemischen Beschaffenheit nach eine Art von Natronseife, verbunden mit einer eigenthümlichen, Choleinsäure genannten Substanz. Diese letztere ist wieder zerlegbar in Taurin, Salmiak und Choloidinsäure. Bemerkenswerth ist es nach Liebig, daß, wenn man den Betrag der entfernteren Bestandtheile, der eigentlichen Grundstoffe der Galle, ihren Gehalt an Sauerstoff, Stick-, Wasser- und Kohlenstoff mit dem Zahlenwerth des Betrages dieser Grundstoffe im harnsauren Ammoniak zusammenaddirt, man fast genau den vollständigen Zahlenwerth jener Elemente im Blute erhält. Im Harnstoff ist ein bedeutender Ueberschuß an Stickstoff, in der Galle nach Abzug von diesem verhältnißmäßig mehr Kohlenstoff enthalten (m. v. S. 134.). Der eingetrocknete Theil des Gallenstoffes schmeckt zuerst bitter, hintennach aber ganz deutlich süß und ist brennbar. Er hat auch viel Aehnlichkeit mit dem Lakrizzucker, besonders mit dem vom Abrus precatorius, in welchem ebenfalls ein nicht wieder abscheidbarer, grüner Farbestoff enthalten ist. Dieser Farbestoff, der auch zugleich der Galle ihren Geruch und bittern Geschmack gibt, ist von harziger Natur (Gallenharz). Außer ihm entdeckte Thenard in dem Gallenstoff eine bitterlich-süße Substanz, das Pikromel oder den Gallenzucker. 1000 Theile Ochsengalle enthalten nach Thenard fast 876 Theile Wasser; über 75 Theile Gallenzucker; 30 Theile Harz; 5 Theile gelben Farbstoff; 5 Theile Natron u. s. w. — Gmelin bemerkte außer einem nach Moschus duftenden Bestandtheil in der Galle einen dem Asparagin (das sich ganz besonders im Spargel findet) sehr gleichenden Stoff. — In der Hundegalle ist weniger Gallenharz im Verhältniß zum Gallenzucker als in der Ochsengalle, umgekehrt enthält die Schweinegalle fast keinen Zucker, sondern nur Gallenharz. Froschgalle schmeckt süßlich, Fischgalle anfangs auch, dann bitter, Schlangengalle erst süß, dann heftig bitter. — In einem Falle, den Mascagni erzählt, war die Galle, die sich bei einem im Paroxysmus des Wechselfiebers am Krampf verstorbenen Knaben in den Magen und die Darmhöhle ergossen hatte, zu einem so heftigen Gift geworden, daß die Thiere, denen man einen kleinen Theil davon mit Brod beigebracht, oder welche man mit einem Messer verwundete, das in jene Galle getaucht worden war, daran starben.

Die Milz (σπλήν, beschrieben bei Galen anat. adm. L. VI, c. 19, ed.

Kühn. II, p. 573), an Umfang im Mittel fast sechsmal kleiner, dabei viel specifisch leichter als die Leber (diese ist über $1/2$mal, jene nur $1/17$ specifisch schwerer als das Wasser), hat ihre Lage an der linken Seite der Bauchhöhle, nach oben und hinten unter den kurzen oder falschen Rippen. Sie ist meist länglich dreiseitig. Vermöge eines merkwürdigen Wechselverhältnisses mit dem Magen schwillt sie durch das eindringende Blut zu größerm Umfang an, wenn der Magen leer ist, und verkleinert sich dagegen bei gefülltem Magen. Dieses weichste, zarteste Eingeweide ist in Kindern verhältnißmäßig kleiner als in Erwachsenen; der Genuß des Eisens sowie adstringirender Stoffe scheint die Milz zusammenzuziehen (zu verkleinern). Das sehr häufige Blut, welches der Milz zuströmt, scheint hier eine eigene Veränderung zu erleiden; es wird wässeriger, dunkler, bleibt länger flüssig (gerinnt nicht so leicht) als das Blut anderer Organe. Es hat zugleich eine stärkere Anziehung gegen das Oxygen. Die Milz scheint nach S. 156 vorzüglich der Bereitung des Farbstoffes im Blute zu dienen.

Die Bauchspeicheldrüse (πάγκρεας, so genannt wegen ihres ganz fleischähnlichen Wesens, nach Galen. de us. part. L, IV, c. 11) von einer Masse, deren specifisches Gewicht doppelt so groß ist, als das des Wassers, ist die größte körnige Drüse des Menschenleibes. Sie wiegt fast vier Unzen. Ihre verhältnißmäßige Größe nimmt von der Geburt an ab. Ihre Lage ist hinter dem Magen, vor den großen Gefäßen des Gekröses; sie ziehet sich von und auf der Milz rechts nach dem Pförtner und Zwölffingerdarm hin, dessen linke Beugung sie bis zum Ausgang am Gekröse begleitet. Es sondert sich in dem körnigdrüsigen Wesen der Pankreas eine speichelähnliche Flüssigkeit aus, welche mit ihrem aus vielen einzelnen Würzelchen entstehenden Ausführungsgange, dem ausführenden Canal der Gallenblase und Leber sich vereint und mit ihm in die Mitte des Zwölffingerdarms einmündet.

Die Nieren (νεφροὶ) beschreibt schon ihrem innern Baue nach ziemlich genau Aretäus (Causs. diut. L. II, c. 3, p. 52). Ihre feste Substanz, welche keinen Faserstoff enthält, gleicht der chemischen Zusammensetzung nach der fibrösen Haut der Arterien. Die, wie oben S. 111 erwähnt worden, wahrscheinlich zur Bereitung des Farbstoffes des Blutes beitragenden Nebennieren sind nur im Fötus verhältnißmäßig sehr groß und scheinen später nicht mehr zu wachsen; sie liegen in der hintern und mittlern Region der Bauchhöhle. Die Substanz der Niere sondert aus dem ihr reichlich zuströmenden Blute mittelst der Nierenwärzchen oder Nierenbecher, und von da in die Nierenbecken den Harn (οὖρον) ab, welcher 93 Procent Wasser, 3 stickstoffreichen Harnstoff, fast $1\,1/2$ phosphorsaure Salze und phosphorsauren Kalk, 1 Procent Harnsäure, übrigens noch $1/2$ Procent schwefelsaure Salze, dann aufgelöste thierische Stoffe enthält. In Kindern wird statt der Phosphorsäure wie bei pflanzenfressenden Säugethieren zum Theil wenigstens Benzoësäure gefunden. Aus den Nieren wird der Harn durch die Harnleiter (Ureteres) in die Blase (vesica urinaria) und aus dieser in die Harnröhre (Urethra) geführt (Galen. us. part. V, c. 5, sqq.). Die Harnsäure, übriggeblieben aus den Excrementen der Vögel, bildet auf mehreren Inseln der Südsee die eigenthümliche, unter dem Namen Guano bekannte oberste Erdlage.

Alle eigentlichen Verdauungsorgane, vor allen mithin Magen, Dünndarm und Dickdarm, weniger die bloß aussondernden Theile der Unterleibshöhle, z. B. Pankreas, noch weniger der letzte Verlauf des Dickdarmes im Mastdarmende, welches, sowie die Nieren und der übrige innere Harnapparat, ganz außerhalb dieser Umhüllung liegt, sind von dem die Bauchhöhle, vom Zwerchfell an bis zur Beckenhöhle auskleidenden Bauchfell wie von einer zugehörigen, äußern Haut umhüllt, welche zur Leber, Milz und selbst zu den Nieren, Uterus und Ovarien bänderartige Fortsätze bildet, den Magen, Grimmdarm und Leber unter dem Namen der Bänder (ligamenta), den übrigen Darmcanal unter dem Namen des Gekröses (Mesenterium und Mesocolon) umfaßt und verbindet. Zwischen den doppelten Lagen des Gekröses, welche sich um jene Eingeweide schlagen, verlaufen die Gefäße. — Die Netze (Omenta) sind hautartige, mit Gefäßen und Fett versehene, frei in den Unterleib hereinhängende Fortsätze jener Ueberzüge und finden sich am Magen so wie zwischen Magen und Leber und am querliegenden Theil des Dickdarms (Galen. de us. part. IV, c. 8, 9, 10, 20).

Die Knochen.

§. 14.

Von den elementaren Vorgängen und Bewegungen des thierischen Lebens, von jenen des Blutumlaufes und Athmens sowie der Verdauung und Ernährung wenden wir uns nun zu den Vorgängen einer höheren Art, zu der Geschichte der Empfindung und thierischen Bewegung. Der Empfindung sowie dem Willen des Thieres dient das zarte Gebilde der Nerven; die Bewegung vollbringet der Muskel, beide aber, der Nerv und der Muskel, wären nicht dieses Empfindende und Bewegende ohne ein Drittes, gänzlich Unempfindliches und Unbewegliches in ihrer Mitte. Das ist das Knochengerippe, ein Bild des Todes mitten unter den Bewegungen und Erzeugungen des Lebens; ein phosphorsaurer Kalk, mit Gallert gemischt, welchem das bildende Leben statt jener sechsseitigen Krystallgestalt, die das gefrierende Wasser, der Bergkrystall und der Smaragd mit dem phosphorsauren Kalke gemein haben, den schönen Umriß der Menschengestalt eindrücket. Denn der Knochen, für sich allein ohne Reiz und Schöne, ist es dennoch, welcher durch seine Formen an dem edlen Antlitz und dem gesammten Körper des Menschen den Ausdruck von harmonischem Einklang und Wohlgestalt begründet.

Nach der Lehre des Alterthums sollte im Knochen, diesem „erdartigsten" Theile des Leibes, jenes Princip herrschen, welches im Steinreich statt der Seele waltet, das Princip der „Haltung" (§. 5). Die Haltung ist (nach §. 11) das feste Band der Beziehung, in welcher das Einzelwesen zu andren Einzelwesen stehet, für welche und um deren willen es da ist. Das Niedere ist immer (so lehrten die Alten, man vergl. den §. 4) um des Höheren willen da, der Mensch wegen einer obern Welt des Geistigen, das

Thier zugleich um des Menschen, die Pflanze wegen des Menschen und des Thieres, der tragende Boden um der Pflanze, des Thieres und des Menschen willen. So bleibt zuletzt diesem niedersten, jenen allen unterworfenen Ende des sichtbaren Daseins nur noch das Sein für Andre, die Haltung übrig.

Auf ähnliche Weise dann erscheint es als Wesen des Knochens, sich bloß passiv stillhaltend, tragend oder schirmend wie ein nützliches Gewand gegen die andren, lebendig bewegten Theile des Leibes zu verhalten. Darum erkennt schon Galen in dem Skelet zunächst nur die ruhende Stütze der weichen, beweglichen Gebilde des Leibes, „den festen Grund" an, worauf jene wie die Blätter und Blüthen auf dem Stamm eines Baumes aufgetragen und eingefügt sind. Oder eine schützende Decke, welche das Gehirn und Rückenmark nach außen umschließt und verwahrt, gleich jener schirmenden Schale, welche im niederen Thierreiche den ganzen weichen Leib umhüllt, und welche hier, an der Gränze, wo die Lebensbewegungen der Säfte erlöschen, nach Art eines todten, unorganischen Gebildes entsteht.

So ist allerdings das erste, das uns an dem Skelet selbst des Menschen als wesentliche Bestimmung ins Auge fällt, jene feste Haltung, durch welche dasselbe dem ganzen Leibe seine Stellung, den Bewegungen der Muskeln ihre Sicherheit, dem Gehirn und Rückenmark einen sichren Schutz gewährt.

Aber die Bedeutung des Knochens ist noch eine andre. Nachdenken erweckend erscheinet schon die unverkennbare stätige Wechselbeziehung, in welcher die Entwicklung des Skeletes im Thierreiche mit der Entwicklung des Nervensystemes und seiner Sinnen stehet. Die höhere Entfaltung des Nervensystems und die wundervollen Lebenserscheinungen an demselben im vollkommneren Thierreiche scheinen eben so nothwendig und wesentlich an das Dasein einer Wirbelsäule geknüpft, als die Funken und Actionen des Galvanismus an das Zugegensein und an die Wechselwirkung der metallenen Platten. Wirklich ist dann auch von andern Seiten das Wesen und die Bestimmung des Knochens mit jenen der metallenen Armaturen der Nerven und Muskeln bei den Vorgängen des Galvanismus verglichen worden. Nach ähnlichem Gesetz wie die Condensatoren und Armaturen im elektrischen Processe sollten die zwischen und neben Nervencentrum oder Nebenfäden und Sinnesorganen oder Muskeln eingefügten Knochen zur Verstärkung und Bekräftigung der Empfindung der Nerven und der Reizbarkeit der Muskeln dienen.

Auch eine solche Ansicht fasset jedoch das Räthsel noch nicht von allen Seiten und würdig genug auf. Das Räthsel, wie aus diesem rastlosen und kräftigen Bewegen und in seiner Mitte ein Todtruhendes und Starres entstehen und sich bilden konnte; wie das gestaltende, äußerlich werdende Leben so unmittelbar von der scharfen und lebendigen Empfindung zur dumpfesten Gefühllosigkeit den Uebergang finde, ja beide in so nothwendigen

Zusammenhang zu stellen wisse, daß das eine hier an die Stelle des andern sich zu drängen, dieses zu vertreten scheint, dort aber das eine von dem andern erst hervorgerufen und in Wirksamkeit gesetzt wird.

Der Gang dieser Untersuchungen, welcher nichts, das auch nur auf das äußerste und letzte Geschäft der empfindenden und wirkenden Seele Bezug hat, mit Wissen übergehen darf, führet uns hier noch zu einer andern Seite der Betrachtung des Knochens.

Es ist, nur in einer niedreren, leiblichen Region, der Act des Entstehens des sichtbar körperlichen Gebildes derselbe, welcher uns in der geistigen Region als Act des Selbsterkennens erscheint. Das leibliche Element stellet sich dort entschieden und deutlich als das dar, was es ist, Erde als starre Erde, die vom obern, kosmischen Lichtwasser durchdrungene Luft und das Wasser als lebendes Blut und Nerven-Flüssiges. In der höheren, geistigeren Region des Selbsterkennens beginnt das Leben erst dadurch, daß das Todte sich selber als Todtes darstellet, als solches erkennet; denn erst hierdurch erwachet das anziehende Sehnen nach dem oberen, belebenden Einfluß, durch welchen das an sich Todte zu einem Leben wird. Die starre, dunkle Planetenfläche ist es, an welcher das Einwirken der Sonne sich erst als Licht sichtbar machet, und alles unserm Auge erscheinende Leben bestehet in einem beständigen Herabsteigen der bewegenden Kräfte einer oberen Region des Lichtes in die untere des Todes und des Dunkels. Unentschieden und unentfaltet bewegen sich noch die Elemente der verschiedensten Art und Abkunft in der Pflanze und im unvollkommneren Thiere in und durch einander. Der Leib des vollkommneren Thieres und des Menschen dagegen wird auch dadurch zu einem vollkommneren Ebenbilde des Weltganzen, daß er in seinem eigenen, durch unsichtbare, obere Kräfte bewegten Innern das Grobkörperlichste träget; daß er neben der zu Fleisch und Blut gewordenen Atmosphäre in sich zugleich das starre, todte Gebirge bildet und darstellet (nach §. 10). Im Einzelnen wie im Ganzen wird da erst das obere Leben zum Herniedersteigen, zum sichtbaren Gestalten und Bewegen gezwungen, wo ein Unteres und Todtes sich darstellt, welches des belebenden Strahles von oben bedarf und ihn eben hierdurch auf sich herabzieht. Der Nerv wäre nicht ein Durchgangspunkt, ein Leiter der oberen Lebenskräfte, wäre mithin nicht empfindender und bewegender Nerve ohne den Knochen, ohne ein deutlich und entschieden gewordenes Todtes im Innern, ein Bedürfendes, auf welches nach einem höheren Gesetz der Anziehung das Leben hingelenkt wird.

Die Frage über die Bedeutung und Bestimmung des todtruhenden, empfindungslosen Knochens mitten im lebendig bewegten, fühlenden Leibe ist, wie wir später sehen werden, nahe verwandt mit der Frage über den Schlaf und das Wachen, mit der Frage, wie das Leben des Leibes erst durch das Todtenbild des Schlummers zum hellwachenden werde, die Macht

des Wirkens aus der Ohnmacht hervorgehe. Abgesehen von der allerdings auch mit Recht sich regenden, tiefer gründenden Frage, woher dieses anjetzt nothwendig erscheinende Verhältniß, woher das langverjährte Erbrecht des Todes an das Leben ursprünglich gekommen, beantworten wir einstweilen nur jene andere, welche den nun einmal vorhandenen, jetzigen Zustand des irdischen Lebens angeht. — Es sind zwei Richtungen, eine der leiblich erzeugenden und gestaltenden, und die andre der empfindenden und denkenden Seele. Die letztere würde den Einfluß von oben und seine Lebensbewegungen nicht schmecken, fühlte sie und erführe sie nicht in dem Hinabsinken zum Sichtbarwerden zugleich die Kräfte des Todes; sie würde vom Lichte nichts wissen, kennte sie nicht das Dunkel. Es ist hier nur von dem gesunden Zustande des inneren und äußeren Lebens die Rede. In diesem wird öfters, während des kurzen Verlaufes von der sichtbaren Geburt zum Tode, das leiblich bildende Princip, das Ausscheiden und Erkennen des Todes, auf kürzere, ja auf die ganze Zeit des Lebens ohne vorangegangene Schuld vorherrschend gefunden; vielleicht nur um zu vermitteln, daß das Erkennen und Aufnehmen des Lebens desto kräftiger werden und kommen möge, wie die größere Empfindlichkeit für das Licht einem lange im Dunkel gehaltenen Auge. Doch über diesen Stein des Aufmerkens im Gebiet der Seelenkunde werden wir später ausführlicher sprechen.

Jene Urform der Zellen, aus denen alle Gebilde des thierischen Leibes sich entwickeln, ist auch die erste Grundlage des Knochens. Doch scheinen dieselben gleich anfangs dichter zusammengedrängt als jene der andern Theile, denn selbst die noch gallertartige Masse der künftigen Knochen wird in der frühesten Zeit der Entwicklung des Ungebornen gleich halbdurchsichtigen Streifen in der durchsichtigen Umgebung der andren Theile unterschieden. Immer dichter wird das Gedränge der Zellen, zwischen ihnen bildet sich eine festere Zwischensubstanz, und so entsteht zuerst der Knorpel, in welchem die noch vorhandenen Zellenhöhlen als Knorpelkörperchen sich finden. Der Knorpel, anfangs gleichförmig, wird bald nach seinem Entstehen an einzelnen Stellen durch Auffaugung lockerer und weicher, es bilden sich dabei, namentlich in seiner Mitte, Höhlen, die sich nach verschiedenen Richtungen in Canäle verzweigen, die sich netzförmig verbinden, und welche das Strombette für die zahlreichen blutführenden Gefäße bilden, welche mit denen der Außenfläche in Verbindung stehen und allmählich auf ihrem durch tausendfältige Windungen gekrümmten Laufe die erdigen Theile absetzen, mit welchen die Höhlung der Zellen und des Zwischengewebes sich füllen, und durch welche von einzelnen Verknöcherungspunkten ausgehend, allmählich der ganze Knorpel in Knochen verwandelt wird. Obgleich die überaus zahlreichen anfänglichen Strombetten der blutführenden Gefäßchen bei der weitern Ausbildung des Knochens allmählich immer mehr sich verengen, unterscheidet man dennoch auch nach der gänzlichen Vollendung seines

festen Gefüges in diesem viele theils canalartige, theils zellenförmige kleine Höhlungen. Die ersteren vorzugsweise in den Röhrenknochen, in denen sie mit einer großen Höhlung in ihrer Mitte, mit der Markhöhle in Verbindung stehen, die andern vorzugsweise in den platten (schalenartigen) Knochen sowie in den Enden der Röhrenknochen. In alle diese Höhlungen verbreitet sich die zarte Haut, welche auch das Knochenmark umkleidet, in deren Gewebe jene Gefäße verlaufen, welche die beständige Wiedererneuerung (und Auffaugung) der Knochensubstanz begründen. Um die einzelnen Knochen des ganzen Skeletes bildet die Beinhaut eine alle umfassende Hülle.

Der Zusammensetzung des Knochens aus phosphor- (und kohlen-) saurer Kalkerde wurde bereits erwähnt. Hierzu kommt als Drittel der Gesammtmasse dem Gewichte nach die Gallert oder Leimsubstanz, welche der Knochenerde so fest verbunden ist, daß die neuere Chemie noch aus Knochen der vorsündfluthlichen Thiere eine genießbare Gallert ausschied.

Die Knochen des menschlichen Leibes ihrer Gestalt und Substanz nach sind, wie bereits erwähnt, von zweifacher Art, solche, in denen die dichte, feste Knochenmasse (die Rindensubstanz) die andre poröse (die schwammige Knochenmasse) in ihrem Innern, zwischen ihren festeren, einander parallellaufenden Ebenen eingeschlossen enthält: dieß sind die breiten, platten- oder scherbenartigen Knochen; und dann solche, in welchen die schwammige Masse an beide äußerste Enden, ein oberes und ein unteres, hingedrängt, der mittlere Verlauf aber großentheils aus concentrisch, von außen nach innen aufgelagerter, dichter Rindensubstanz gebildet ist. Dieß sind die Röhrenknochen, so genannt, weil in ihrem Innern, unmittelbar an eine starke, innere Lage von Rindenmasse eine Höhlung angränzt, welche das dem Fett nahe verwandte ölige Mark, umkleidet von einer eigenen Haut, der Markhaut, ausfüllet. Zwischen beiden Arten der Knochen bestehet derselbe Gegensatz wie zwischen positiv und negativ elektrischen Körpern, wie zwischen Arterien und Venen, zwischen bewegenden und empfindenden Nerven oder in einem noch umfassenderen Verhältniß zwischen dem Nervensystem des Gehirns und Rückenmarks und jenem der Ganglien.

Die Marksubstanz der Röhrenknochen zeigt sich dann in andrer Form und Lage noch einmal, am gerade entgegengesetzten Ende, als Umkleidung des Leibes und einzelner seiner weichen, empfindlichsten Theile, als Fett des Zellgewebes.

Der eigentliche Kern und herrschende Mittelpunkt des Gerippes sind dann die das Gehirn und die oberen Sinnorgane umfassenden Knochen des Hauptes und die Wirbel, deren fortlaufenden Canal das Rückenmark ausfüllet. Merkwürdig erscheint es, daß, wie in der siebentägigen Woche zu den sechs Werkeltagen der Sabbath, wie in der Lilie und allen ihr ähnlichen Gewächsen zu den sechs Staubfäden das ruhende Pistill in ihrer Mitte tritt, so auch bei den Knochen des eigentlichen Nervenfeletes in ziem-

licher Deutlichkeit ein Zusammengestelltsein von Sechsen mit Einem gefunden wird. Oefters erscheint der Eine, der zu den Sechsen tritt, als ein unpaariger, vereinzelter, die andren als gepaarte Knochen. Auf solche Weise besteht die Schädelhöhle aus drei Paaren von Knochen und einem, oder aus sieben, das Angesicht aus zweimal sieben Knochen. Auch der Halswirbel sind bei dem Menschen wie bei allen ihm näher stehenden Thieren sieben, der übrigen Wirbel sind zweimal zweimal sechs, jedesmal mit einem, oder sechsundzwanzig. Der einzelne Wirbel zeiget sieben Fortsätze, drei paarige und einen einzelnen. Die zwölf von den zwölf eigentlichen Rückenwirbeln ausgehenden Rippen schließen sich meist nach vornen an das Brustbein an, und bilden mit ihm den äußern Umriß der Brusthöhle, in welcher der gemeinsame Mittelpunkt der Systeme des Athmens und des Blutumlaufes seine Stellung einnimmt.

Bei den Knochen der Gliedmaßen erscheint jenes Zahlenverhältniß, welches an das Krystallisationssystem des phosphorsauren Kalkes, aus dem der Knochen großentheils gebildet ist, erinnert, ein andres: eins und zwei oder drei und eins, auch vier und eins. Doch findet ein aufmerksames Auge selbst durch diese scheinbaren Abweichungen von der anfänglichen Richtung und Grundzahl den zurechtweisenden Faden, wie dieß zum Theil schon die nachstehenden Bemerkungen beweisen werden. Die gesammte Zahl der Knochen des Menschenleibes, wenn man die der Zunge hinzurechnet, ist nahe sechsmal sechsmal sieben, oder zweihundert und zwei (meist drei) und funfzig.

Das ganze System der Knochen des Menschenleibes in allen seinen einzelnen Theilen ist vollkommen symmetrisch nach beiden Seiten angeordnet und gebildet, und auch an den unpaarigen Knochen gleichen sich die beiden Seiten, die rechte und die linke vollkommen.

Bei zunehmendem Alter nimmt zugleich auch der Zustand der Verknöcherung und Verendung des Leibes zu. Der Knorpel, ja ein Theil der vorhin beweglichen Häute wird zum starren, unbeweglichen Knochen. Es erinnert dieses nach dem oben Gesagten an jene Wechselmomente der Entwicklung des Pflanzenlebens, wobei jetzt auf die fest zusammengeschnürte, verengte Knospe die Entfaltung der buntfarbigen Blüthe folget, Ausdehnung und Zusammenziehung. Das leibliche, aus Staub gemachte Auge erkennet öfters an den Vorgängen des Lebens nur den Staub, welcher bei diesen Bewegungen emporsteigt; das eigentlich bewegende Wesen wird aber unter der aufwirbelnden Wolke verhüllt und verborgen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Knochen, die erdartigsten unter allen Theilen des Thieres (*γεωδέστατα τοῦ ζώου μόρια*, Galen. de ossib. prooem. ed. Kühn. II, p. 733). Sie sind gleich den Steinen der Kraft der Haltung, *ἕξις*, unterworfen (Phil. SS. Leg. Alleg. II, 1091, ed. Mang. I, 71).

Als ein Andenken aus einer lieben theuren Hand füge ich auch dieser neuen

(letzten) Bearbeitung meiner Geschichte der Seele die Bemerkungen bei, welche mein mir unvergeßlicher College, der verstorbene G. R. Ignatz Döllinger schon nach dem Lesen der ersten Auflage dieses Buches zu dem vorstehenden Paragraphen mir mittheilte.

„An die Gränze der thierischen Bildung und des lebendigen Wirkens ist die thierische Beschalung gestellt, da der Leib von dem Erhärteten, Gefäß- und Saftlosen eingeschlossen, in seiner Lebenssphäre abgegränzt, und gegen das Eindringen des äußeren Fremden bewahrt wird. Je niederer das Thier, desto starrer stehet neben dem beweglichen Weichen auch das Feste; je höher die Thierreihe steigt, desto mehr tritt das Streben hervor, die begränzende Starrheit zu lösen, und die schützende Beschließung, deren Production bei den Corallen und Corallinen fast allein die Aufgabe des Lebens war, wieder zurückzuführen in die Lebendigkeit des Thierprocesses selbst. Damit entsteht die Theilung und Gliederung der Schale, gleichsam der Streit zwischen Lösung und Beschluß, zwischen Innrem und Aeußerem, zwischen Leben und Dasein. Mit dieser Lösung wird die Beschalung der Bewegung einzelner Theile des Leibes unterworfen und ihnen angepaßt, was in den Crustaceen und Insecten zur höchsten Vollendung kommt; das Fleisch in seinen einzelnen Abtheilungen, den Muskeln, tritt nun in Verein mit den Segmenten der Schale, deren unbedingte Starrheit es selbst als Träger der bewegenden Kraft gelöst hat, daher wir denn überall auch den Muskel an die Gränze, wodurch einzelne Schalenstücke von einander getrennt sind, angeheftet finden. Dabei bleibt immer noch das Feste und Starre auch auf der Gränze, und indem es den gesammten Thierleib einschließt, bildet es auch Behältnisse, in welche sich der Muskel als Inneres, Regierendes verbergen kann. Dieses Unterwerfen der Beschalung unter die Gewalt der bewegenden Kraft, das daraus entspringende Gliedern der Gesammtschale, und die damit zusammenhängende Anordnung der Muskeln erhält sich auch in den höhern Thieren wie im Menschen, während noch eine eigene, sehr entschiedene Veränderung mit der Beschalung vor sich geht. Diese Veränderung, welche so durchgreifend ist, daß durch sie das gesammte Thierreich in zwei Abtheilungen zerspalten wird, hängt mit einer bedeutungsvollen Umwandlung des Nervensystems zusammen. Bei den Thieren mit äußerer Beschalung verlaufen die Markfäden des Nervensystems getrennt von den Strömungen des meist weißen Blutes und vertheilen sich neben diesen in die Gewebe der Organe, auch haben diese Nervenfäden meist mehrere Concentrationspunkte; in den vier höhern Thierclassen entstehet aber bei immer rothem Blute eine innige Verbindung der Blut- und Nervenmasse, so daß sich in diese die Blutströmchen wie in jedes andere Gewebe ergießen und sich aufs feinste vertheilen; damit entstehet auch ein Rückenmark und ein Hirn, welche nicht mehr bloße Anhäufungen von Nervenmark wie die knotigen Nervenanschwellungen der niedern Thiere, sondern aus Nervenmark und Blutströmen zusammengesetzte Organe sind. Mit dem constanten Dasein des rothen Blutes, mit der Aufnahme des Blutes in das Gewebe der Markfasern, mit dem Dasein des Rückenmarks und Hirns, wird das bisherige Beschalungssystem ein Inneres, ein Knochensystem, ein Skelet im eigensten Sinne; es wird nun nicht bloß dem Lebendigen untergeordnet und einverleibt, sondern selbst durch das in das harte Gewebe eindringende Blut belebt. Bei diesem Hereinziehen der ursprünglich

äußern Beschalung des Thierleibes theilt sich die gesammte Knochenmasse in eine stützende, die Gestalt verleihende, oder in Röhrenknochen, und in eine schützende, die Schalenknochen, — wie schon ursprünglich bei den Lithophyten und ähnlichen der reichliche Knochen- oder Hornabsatz theils als Stamm, theils als Gehäuse auftritt. — Die Röhrenknochen gehören vorzüglich den Extremitäten, wo sich das Muskelfleisch als Organ des Nachaußenwirkens vorzüglich concentrirt und mit den Knochenstücken in harmonische Verbindung und Vertheilung tritt; das ins Innere aufgenommene Schalensystem ist aber durch diese Aufnahme genug veredelt, um den Centralorganen des Nervensystems, welche jetzt die Organe des innern Sinnes geworden sind, eben so zu dienen, wie es früher den ganzen Leib als Hülle beschützte; und wie es früher die Gränze der gesammten thierischen Leibesbildung war, so wird es jetzt Gränze der edelsten Organe, zunächst des Hirns, dann aber auch, die in Segmente abgetheilte Schalenbildung vollständig beibehaltend, des Herzens und der großen Blutgefäße. Die Wirbel stellen die Einheit des gesammten Knochensystems, den Mittelpunkt des Gerippes dar. Ihr Körper ist Stützpunkt, die Säule gibt die Haltung und Gestalt dem Rumpfe, die Bogen sind Schalen."

Das Gerip eines erwachsenen Mannes von mittlerer Größe wiegt getrocknet zwischen $9\frac{3}{8}$ bis $12\frac{1}{3}$ Pfund (150 bis 200 Unzen), das eines weiblichen Körpers von $6\frac{1}{4}$ bis $9\frac{3}{8}$ Pfund (100 bis 150 Unzen).

Die Bestandtheile der Knochen des menschlichen Leibes nach Berzelius stellen wir hier nachstehend zum Vergleich neben die in andern Thierknochen gefundnen Bestandtheile hin:

	Menschenknochen	Rindsknochen
Knorpel, im Wasser lösbar	32,17	33,30
Gefäße	1,13	
Phosphorsaure Kalkerde mit ein wenig flußsaurer	53,04	57,35
Kohlensaure Kalkerde	11,30	3,85
Phosphorsaure Talkerde	1,16	2,05
Natron mit ein wenig Kochsalz	1,20	3,45
	100	100

Im Rindsknochen fand sich demnach mehr phosphorsaure Kalk- (und Talk-) erde, weniger Kohlensäure als im Menschenknochen; überhaupt verhielten sich nach Fernando de Barros die Hauptgemengtheile der Knochenerde bei verschiedenen Thieren wie nachstehend:

	Phosphors. Kalk	Kohlens. Kalk
Beim Löwen	95,0	2,5
„ Schaf	80,0	19,3
„ Huhn	88,9	10,4
„ Frosch	95,0	2,4
„ Fisch	91,1	5,3

Bei verschiednen Fischen waren nach Dumenil und Chevreul die Bestandtheile folgende:

	Animal. Substanz;	phosphors. Kalk;	kohlens. Kalk;	Salze u. s.
Beim Hecht	37,36	55,26	6,16	1,22
„ Kabeljau	43,94	47,96	5,50	2,60

wobei zu erinnern ist, daß im Knochen des Kabeljau unter den 2,6 Procent Salzen 2 phosphorsaure Talkerde inbegriffen sind.

Die Gallert (der Knorpel) im Menschenknochen, welche schon bei Erwachsenen gegen ein Drittheil der Knochenmasse beträgt, ist bei Kindern mit noch vorherrschenderem Verhältniß im Knochen vorhanden; sie ist es, welche diesem seine Gestalt gibt und sie noch für sich allein behält, wenn die erdigen Theile durch Säuren (z. B. verdünnte Salpetersäure, Phosphorsäure, selbst durch sauer gewordne Menschenmilch) aufgelöst und dann hinweggewaschen sind. Ein solcher bloß aus Gallert bestehender Knochen ist biegsam, wie dieß die Kunst und in den Fällen der Knochenerweichung auch die krankhafte Natur darthun kann, während dagegen ein Knochen, der seinen Gallertgehalt durch Kunst oder Natur verloren hat, sehr spröd und leicht brüchig ist. Wie fest übrigens die Gallert des Knochens mit den erdigen Theilen desselben verbunden sei, bewies Gimbernats Versuch, welcher aus den fossilen Knochen von großen vorsündfluthlichen Säugthieren eine Gallert ausschied, welche, nachdem sie durch chemische Kunst gereinigt, durch culinarische zubereitet war, von dem Präfecten von Straßburg Cezay de Marnay den Gästen seiner Tafel zum Versuchen dargeboten werden konnte. Allerdings ein theures, zugleich aber auch merkwürdiges Gericht aus einem Thierreich, das vor Jahrtausenden gelebt hatte.

Die Beinhaut geht von einem Knochen zum andern über und bildet dabei öfters an den Punkten des Ueberganges von einem Knochen zum andern (an den Gelenken) strangartig verdickte Partien, sogenannte Bänder. Auf diese Weise sind alle einzelnen Theile des eigentlichen Skelets zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden. Es fügen sich außer diesem die unbeweglichen Knochen, z. B. des Schädels, durch zackige Näthe, die des Gesichts mit glattrandiger Angränzung, durch sogenannte Harmonien zusammen. Die beweglichen Knochen der Glieder sind an ihren sich berührenden Enden mit elastischem, meist aus Gallert gebildetem Knorpel bekleidet, aus dessen Masse sich öfters auch im Innern des Gelenkes ein Band erzeugt. Aeußerlich bildet die Beinhaut um die Knochenenden die geschlossene Gelenkcapsel; das Innre der Beinhaut ist hier mit Synovialhaut ausgekleidet, die Synovialflüssigkeit, von eiweißartiger Natur, erfüllt die Gelenkhöhle. In krankhaften Zuständen, z. B. der Gicht, setzt sich zuweilen auch an diesen Stellen aus der schmerzhaft entzündeten Beinhaut Knochenerde ab, und die Gelenke verwachsen; andre Male läßt uns die heilende und ergänzende Naturkraft Fälle sehen, wo aus der Beinhaut eine neue, gesunde Knochenmasse sich erzeugt, welche nun die alte, erstorbene, von außen umschließt und sie zuletzt hinausdrängt.

Schon Galen (de ossib. c. 1, ed. Kühn. T. II, p. 744; m. vergl. Aristot. hist. anim. L. III, c. 7) läßt den Schädel (*κρανίον*) außer dem keilförmigen Bein (*σφηνοειδὲς*), das sich durch seine flügelförmigen Fortsätze (*πτερυγώδεις ἀποφύσεις*) auszeichnet, aus sechs, zusammen also aus sieben Knochen bestehen. Und in der That mit den Jahren der Mannbarkeit, von wo an das Hinterhauptbein mit dem Keilbein zu einem Stück verwächst, ist auch die Zahl der eigentlichen Schädelknochen nur sieben (m. vergl. v. Baer a. a. O. S. 34), nämlich 1 Stirnbein, 2 Scheitel-, 2 Schläfenbeine, 1 Siebbein, 1 gemeinsames Grund- und Hinterhauptsbein. Vierzehn Gesichtsknochen, nämlich

2 Oberkieferbeine, welche einen sehr bedeutenden Antheil an der Gestaltung des Gesichts haben, 2 Jochbeine, 2 Gaumenbeine, 2 Nasenbeine, 2 Thränencanalbeine, 2 Riechmuschelbeine, 1 Pflugscharbein, 1 Unterkieferknochen. (Bei Galen beschrieben und zum Theil wie das Jochbein, *ζύγωμα*, mit den noch jetzt gültigen Namen bezeichnet in seinem Buch de ossib. 1, 2, 3, 4.) Von den 32 Zähnen war schon oben die Rede, von den zweimal 3 Gehörknöchelchen so wie von den Zungenbeinen wird sie es noch später sein.

Die Wirbelbeine *(σπόνδυλοι*, Gal. l. c. c. 7) bilden zwischen ihrem vordern, dickeren Theil (dem Wirbelkörper) und dem von ihnen auslaufenden geschlossenen Bogen jenen rundlichen Canal, durch welchen das Rückenmark verläuft. Zwischen den Wirbelkörpern liegt weicher Faserknorpel, welcher in etwas zusammendrückbar ist und durch seine Nachgiebigkeit eine Art von Beweglichkeit der Wirbelsäule begründet. Nach hinten geht von dem Wirbel der Dornfortsatz aus, nach den Seiten die Querfortsätze, überdieß nach oben 2 und nach unten 2 schiefe, oder Gelenkfortsätze, mittelst welcher sich ein Wirbel mit dem andern verbindet.

Der Halswirbel *(σπόνδυλοι κατὰ τὸν τράχηλον*, Galen. de ossib. c. 8) sind sieben. Von ihnen ist der oberste (der Atlas oder Träger) so mit dem Kopfe verbunden, daß dieser mit den beiden Höckern am Hinterhauptloch auf seinen beiden Gelenkfortsätzen ruhet. Es erlaubt diese Art der Zusammenlenkung die Beugung des Kopfes von vorn nach hinten, während die Zusammenlenkung des ersten Halswirbels mit dem zweiten (dem Dreher oder Epistrophaeus) auch eine Bewegung des Schädels und des ersten Halswirbels um den zahnförmigen Fortsatz dieses zweiten möglich macht. Mit einem von oben nach unten zunehmenden Verhältniß der Masse folgen auf die Halswirbel die 12 Rückenwirbel *(σπ. κατὰ τὸν νῶτον*, ib. c. 9), an welche sich die Rippen anlegen, hierauf die 5 Lendenwirbel *(σπ. κατὰ τὴν ὀσφύν*, ib. c. 10). An das letzte Lendenwirbelbein schließt sich das Heiligenbein oder Kreuzbein an *(ἱερὸν ὀστοῦν*, ib. c. 11), welches durch Verwachsung von 5, zuweilen auch 6 unvollkommnen Wirbelbeinen zu einem Stück entstanden erscheint. Diese unvollkommnen Wirbel zeigen sich, weiter nach unten, immer verkümmerter und in abnehmender Größe, doch verläuft in ihnen das letzte Ende des Rückenmarks, während dagegen die 3 oder 4 noch kaum an die Gestalt der Wirbel erinnernden Kukuksbeine *(κόκκυξ*, ib. c. 12), mit denen nun unterhalb dem Kreuzbein die Wirbelsäule endet, keinen Canal mehr für das Rückenmark enthalten.

Von den 12 Paaren der Rippen *(πλευραὶ*, ib. c. 13) schließen sich mit den vordern knorplichen Enden nur 7 an das in jüngeren Jahren aus 3 Stücken zusammengesetzte Brustbein *(στέρνον*, ib.) an; sie heißen deßhalb wahre Rippen. Von den 5 übrigen (falschen) Paaren endiget das unterste, öfters auch das nächst unterste, ganz frei, während sich die Knorpel der 3 oder 4 oberen Paare zusammenlegen und so nach oben ziehen. Die Rippenknorpel verknöchern meist (doch nicht immer) im hohen Alter.

Der Oberarmknochen ist durch das Schulterblatt *(ὠμοπλάτη*. c. 14) und das Schlüsselbein *(κλεῖς)* mit dem Rumpfe verbunden, an jenes durch ein sogenanntes freies (allseitige Bewegung verstattendes) Gelenk. An den Oberarm *(τοῦ βραχίονος ὀστοῦν*, c. 15) schließen sich die beiden Unter- oder Vorderarmknochen (Ellbogenbeine und Speiche, *πῆχυς* und *κερκίς)* durch ein, nur

Beugung und Streckung verstattendes Scharniergelenk an, während dagegen die Verbindung der Hand mit dem Vorderarm wieder durch ein freies Gelenk geschieht. Die Handwurzel *(καρπός*, c. 18) bestehet aus 8, in 2 Reihen liegenden Knochen, dem Kahn-, Mond-, dreieckigen und Erbsenbein, dann nach vorn dem großen und kleinen vielwinklichten, dem kopfförmigen und Hakenbein. Es liegen diese mit ihren breiten Flächen an einander, sind deßhalb nur sehr wenig beweglich (am meisten noch das Erbsenbein). Von den 5 Röhrenknochen der Mittelhand *(μετακάρπιον*, c. 19) ist nur jener, der den Daumen trägt, abgesondert und frei beweglich; die andern 4 sind enger unter sich und mit der Handwurzel verbunden. Die eigentlichen Finger bestehen: der Daumen *(ὁ μέγαλος δάκτυλος)* aus 2, die andern aus 3 durch Scharniergelenke verbundnen Gliedern, es finden sich aber beim Daumen statt des fehlenden dritten Gliedes zwischen dem untern Glied und seinem Mittelhandknochen die beiden erbsengroßen Sesambeine. Es besteht mithin die ganze Hand aus 29 Knochen, von welchen 24 von der Handwurzel nach den 4 Handfingern in 4 Reihen angeordnet sind, 5 den Daumen bilden. Zu diesen eigentlichen Knochen gesellt sich im niedern Thierreich noch die zerreißende, aus Hornsubstanz gebildete Klaue.

Die untern Extremitäten fügen sich an die Hüftbeine, welche die Beckenhöhle bilden, und deren 3 in der Kindheit durch Knorpel geschiedene Theile, Darm-, Sitz-, Schooßbein *(τὰ πλατέα λαγόνων, τὸ ἰσχίον, τὰ τῆς ἤβης ὀστᾶ*, ib. c. 20), später zu einem Ganzen verwachsen. Der kuglichte Gelenkkopf des Oberschenkels (Femur) *(τὸ κατὰ τὸν μηρὸν ὀστοῦν)* lenkt sich in die tiefe Pfanne des Hüftbeins ein und bildet hier ein sogenanntes Nußgelenk *(κοτύλη*, ib.). An den Oberschenkel fügt sich durch ein Scharniergelenk das Schienbein *(ἡ κνημη*, c. 22) an, und an dieses das Wadenbein *(ἡ περόνη*, ib.), sowie vorne zwischen Oberschenkel und Schienbein die Kniescheibe *(ἐπιγουνίς, μύλη*, ib. c. 23). Die bedeutend große, zum aufrechten Gange gebildete Fußwurzel besteht aus dem mit dem Schienbein und Wadenbein durch Scharniergelenk verbundnen Sprungbein, an welches sich nach hinten und unten das den Körper beim Stehen stützende Fersenbein anfügt, dann an dieses das Kahn- und Würfelbein, an jenes wieder die 3 Keilbeine *(ἀστράγαλος, πτέρνα, σκαφοειδές, κυβοειδές, ὀστᾶ τρία μικρά*, ib. c. 24). An den übrigen Knochen des Fußes findet sich dieselbe Anordnung wie an jenen der Hand, nur daß die große Zehe enger und näher an die übrigen Zehen gefügt steht, so daß sie nicht wie an einer eigentlichen Hand diesen sich entgegenstellen kann.

Die Gesammtzahl der Knochen des Skeletes wird von v. Baer (S. 47) auf 253, von Sömmering auf 261 bis 263 berechnet, weil jener bei seiner Angabe das Skelet im spätern, reifern Alter, dieser das der frühern Jugend vor Augen hat.

Der Knochen ist nach außen, wo er an die Beinhaut gränzt, am dichtesten und festesten, dann blättrig, dann locker zellig oder hohl, gegen die Enden zu innen netzförmig und in den Enden selber schwammig. Es enthält daher das dickere Kopfende eines Röhrenknochens auch nicht mehr Knochenmasse, als die festere oder dünnere Mitte. Das Mark besteht aus kleinen (etwa $1/600$ eines Zolls betragenden) Kügelchen, über deren jedes sich kleine Blutgefäßenden verbreiten, denn es hat Arterien, aus denen es sich absondert, Venen und ein-

saugende Gefäße aber keine Nerven. Im Zustand des Ungebornen sowie in manchen Krankheiten ist dieser zur dicken ölartigen Consistenz comprimirte Aushauch der Arterienenden nur gallertartig.

Die Vollendung der Knochenbildung erfolgt im männlichen Körper früher als im weiblichen, bei solchen, die ihre Muskeln stark anstrengen, früher als bei denen, die viel ruhen. Dieß setzt dann auch dem Wachsthum Gränzen, denn Thiere, die nur Knorpel haben, z. B. Knorpelfische, wachsen immer fort (Sömmering a. a. O. I. 43).

Unter allen Knochen vollenden sich am frühesten die des innren Gehörorgans und dann jene, welche den stärksten, willkürlich beweglichen Muskeln dienen. Zuweilen bildeten sich anfänglich abnorm fehlende Knochen im Verlauf des Lebens noch nach, z. B. die Gaumenknochen (m. vergl. Sömmering a. a. O.).

Ueber die Wechselbeziehung, in welcher die Entwicklung des Gehirns mit der Bildung und Gestaltung des Schädelknochens stehet, s. m. die Bemerk. zum §. 17.

Die Muskeln und ihre Bewegung.

§. 15.

Die sichtbaren, offenkundigen Erscheinungen des thierisch-menschlichen Lebens nehmen nach zwei Seiten hin ihren Ursprung aus einer Region des Unsichtbaren und tief Verborgenen. Nach oben hin sind es die unsichtbaren Regungen des Willens und der Gedanken der Seele, welche in den Bewegungen der Glieder zur sichtbaren That werden, nach unten hin ist es das tief im Innern des Leibes verborgene Getriebe des Blutumlaufes sowie aller Geschäfte des leiblichen Wachsens und Gestaltens, daraus wie aus einer im Boden vergrabenen Wurzel die äußerlich sichtbaren Handlungen des Lebens hervorgehen. Wie das Wachen zum Schlafe verhalten sich diese zu jenen. Auch der Schlaf hat seine Träume, von lieblicher wie von unlieblicher Art. Solche Träume der schlafenden Region des Leibes sind die Stimmungen von freudiger oder von niederbeugender Natur, welche den beseelten Leib nach der Sättigung mit einer wohlthuend bekräftigenden Speise oder beim Athmen einer balsamischen Luft der Frühlingsauen durchdringen oder beim Entziehen der zuträglichen Nahrung sowie beim Verweilen in fauliger Sumpfluft ihn ergreifen. Die Anregung des Traumes tritt ins Wachen hinüber, wenn der Hunger, der im verhüllten Innern der Eingeweide sich meldet, oder wenn das Bedürfniß nach einer athembaren Luft, welches in den Lungen erwachte, das Thier zum Fortbewegen von seiner Ruhestätte, zum Ausgehen nach der Speise oder nach der luftigen Bergeshöhe antreibt. Das was die Gefäße im Innern des Leibes vermitteln, das Geschäft des Wachsens und Gestaltens ist seinem Wesen nach von dem Werk des Pflanzenlebens nicht verschieden; erst in dem Bewegen der Glieder durch die Muskeln sowie in den anregenden Aeußerungen des Wollens und im Empfinden durch die Nerven tritt das eigenthümlich thierische Wesen aus dem Sein der Pflanze hervor.

In der innren, vegetabilischen Region des Leibes ist jeder einzelne Theil bis ins räumlich Kleinste in jedem Augenblick der Zeit für die andern Theile geschäftig; das Blutgefäß führt, wie der mütterliche Vogel seinen Jungen, dem Muskel, dem Nerven, dem Knochen das ihnen nöthige Maß der Nahrung zu und räumt das Abscheidende, aus dem Kreise ihres Lebens Ausgestoßne hinweg; gleichwie in einem Ameisenhaufen das Gewimmel seiner Bewohner alsbald abwehrend und hülfreich nach dem Punkte des Baues sich hindrängt, wo in diesem eine Gefahr von außen einbricht, so sind alle Gefäße und organischen Gewebe in hülfreicher Aufregung, wenn an irgend einer Stelle des Organismus eine gewaltsame Störung des gesunden Zustandes eintritt. Was die vielen Tausende der kleinen Drüsen im Innern des Magens, was die Enden der einsaugenden Gefäße, was die bildenden Kräfte des Organismus thun, wenn die ersteren in die aufgenommene Speise den auflösenden Magensaft ergießen, die andern den Speisesaft oder die Lymphe in das Strombette des Blutumlaufes geleiten, die dritten den Muskel gestalten und den Nerven sowie den starren Knochen, daran haben der Wille und das Wahrnehmen der Seele keinen Antheil. Auch neben der äußerlich sichtbaren willkürlichen Bewegung der Muskeln zeigt sich öfters eine bewußtlos unwillkürliche, wenn die Augenlieder vor der Gefahr, die dem Auge nahet, sich schließen oder alle Muskeln der Glieder und des Rumpfes urplötzlich zusammenwirken, um den Leib beim Ausgleiten der Füße vor dem Falle zu bewahren. Der größere Theil jedoch der Bewegungen der Muskeln sowie der Thätigkeit der Nerven gehört in das Herrscherreich der wollenden und empfindenden Seele; diese erhebt sich mit der willkürlichen Bewegung auf eine Stufe des Lebens, auf welcher sie zu einer selbstständig mitfühlenden und mitwirkenden Macht mit den andern geschaffenen Wesen ihrer Außenwelt wird.

Wir fassen hier zuerst das Wesen und Wirken des Muskels etwas näher ins Auge.

Die Hauptmasse des thierisch-menschlichen Leibes, den vorwaltenden Bestandtheil desselben, bilden die Muskeln. Die Sprache aller Völker hat diese seit den ältesten Zeiten mit dem Namen Fleisch bezeichnet und hierauf nach der vorherrschenden Masse das ganze thierische Wesen Fleisch genannt, dessen Kraft und Herrlichkeit vergehen wie das Gras des Feldes und wie des Grases Blume. Denn die Muskeln sind es, durch deren Bildung und Bewegung das innre, unsichtbare Bewegen des Lebens erst zu einem sichtbaren, die innre, verborgene Kraft erst zu einer äußerlich wahrnehmbaren, eben hierdurch aber auch zu einer sterblichen, vergänglichen wird.

Durch die Musleln empfängt das Thier freie Bewegung des ganzen Leibes und der einzelnen Gliedmaßen, Ausdruck der Kraft und der Stimme.

An einem kräftigen Menschenleibe beträgt die Masse des Muskelfleisches reichlich die Hälfte des gesammten Gewichts. Rechnet man hiezu

die den Muskelbewegungen zunächst dienenden Knochen sowie jenen Antheil der allgemeinen Blutmenge, welchen die Muskeln beständig als nothwendigen Zubehör ihres Wesens in sich bewegen, endlich jenen Theil der Haut, welcher als äußerer Befestigungspunkt, sowie der Knochen als innrer ihnen zugehört, so erkennt man leicht, daß der thierischen Bewegung mehr als vier Fünftheile des gesammten Leibes dienen.

Das unbewaffnete Auge erkennet an dem Muskel ein Gewebe von Fasern, welche meist parallel oder von dem Punkt der Anheftung büschelförmig auseinander strahlend verlaufen, öfters aber auch in ihren einzelnen Schichten sich durchkreuzen oder in einen Kreis (ringförmig) sich zusammenfügen. Es erscheinen diese Fasern meist roth gefärbt, von häutigem Zellgewebe umkleidet und durchsetzt, sie endigen sich großentheils in einer festen, zähfaserigen Senne oder Sennenhaut von der weißlichen Farbe des Knochens. Im gesunden Zustand zeiget sich an der Senne weder Reizbarkeit noch Empfindung; auch hierin ist sie dem Knorpel und dem Knochen verwandt, in dessen feste Beinhaut sie sich an dem Punkte ihres Ansetzens verwebt und verliert. Zuweilen (bei den ganz oder halb gefiederten Muskeln) gehet die Senne mitten durch die Substanz des Muskels oder unter gerader Richtung von einem Punkt des Ansatzes nach dem andren hin, alsdann verlaufen die Muskelfasern nicht allmählich, indem sie immer fester und gedrängter werden, in die Sennenfasern, sondern setzen sich unter einem schiefen Winkel an diese, wie an ein selbstständiges Gebilde an.

Die rothe Färbung des Muskelfleisches scheint nicht allein von daran haftendem Blute, sondern von einem Farbstoff herzurühren, der seinen Fasern eigenthümlich ist. Ein weiter fortgesetztes Zergliedern und die Betrachtung durchs Vergrößerungsglas lässet in den größern Faserbündeln viele kleinere wahrnehmen und auch diese wiederum als aus noch kleineren, vereinzelten Fasern zusammengesetzt erkennen. Diese Verkleinerung der sich immer gleichbleibenden Grundform der Längs-Fiber ist von den Zergliederern bis zu einer Gränze geführt worden, an welcher sich ihnen zuletzt die für einfach gehaltene und weiter nun nicht mehr theilbare (Elementar-) Faser des Muskels zeigte, deren Durchmesser nur wenige Tausendtheile einer Linie beträgt, und welche nicht hohl, sondern solid ist. (M. v. die erläut. Bem.) Eine Zertheilung, welche übrigens an die Zertheilung des Bleiglanzes oder Kalkspathes erinnert, wobei das zerlegende Auge nichts anderes erfährt, als daß diese Körper, die Zertrümmerung gehe noch so sehr ins Kleine, auch noch in ihren Stäublein dasselbe Gesetz des Zusammenhaltens, dieselbe Grundform beibehalten.

Die chemische Zergliederung der Muskelfasern verwandelt drei Viertheile ihres Gewichtes in Wasser; im übrigen Viertheile wird als vorherrschender Antheil der obenerwähnte Faserstoff erkannt. Die Sennen lösen sich durch Kochen fast ganz in Gallert auf.

Die letzten Enden der Blutgefäße, welche an den Muskel verlaufen, fügen sich hier auf eine Weise ein und neben einander wie sonst in keinem andern Organe des Leibes. Sie theilen sich nämlich in linienartige mit den Muskelfasern und mit einander selber parallel laufende Zweiglein. Die an den Muskel gehenden Nervenfäden verästeln sich mit unwahrnehmbarer Verendung, wie es scheint, am schleimigen Zellgewebe.

Wir unterscheiden zwei unter sich sehr verschiedene Arten und Ordnungen der Muskeln, jene der willkürlich und die der unwillkürlich beweglichen. Die letzteren, welche ihre Nerven vorzugsweise aus dem Gangliensystem empfangen, von welchem wir im §. 17 sprechen werden, sind mit ihrem Bewegen auf ein von außen aufgenommenes Element gerichtet, welches sich, obgleich schon vom Leibe umfangen, gegen diesen noch immer als etwas Fremdartiges, Abgesondertes verhält. Die willkürlichen Muskeln dagegen werden durch ihre Nerven zu einer Bewegung gegen den Knochen getrieben, welcher nach dem vorigen Paragraphen ebenfalls ein mitten im lebenden Leibe Ausgeschiedenes, Todtes, Besonderes darstellt. So gehet die Richtung des Bewegens in beiden Fällen von dem lebenden Centrum nach einem noch nicht zum lebenden Blute gewordenen oder durch selbstständige Thätigkeit aus diesem wieder abgesonderten Leblosen hin. Der Wille aber vermag sich nur nach dem Letzteren, gleichsam durch einen Act des Selbsterkennens Abgeschiedenen, Starren und Ruhenden hin zu bewegen. Die willkürlichen Muskeln sind daher fast ohne Ausnahme mit dem Knochen oder Knorpel verbunden; die unwillkürlichen, wie die des rastlos sich zusammenziehenden und ausdehenden Herzens, und die des wurmförmig sich bewegenden Darmcanals, verlaufen an häutige Höhlen, welche, so wie die Beinhaut den Knochen oder Knorpel, das fremde äußere Element umfassen. Unter den willkürlichen Muskeln bilden demnächst auch die ausstreckenden mit den Beugemuskeln einen, wenn auch minder augenfälligen Gegensatz. Eben so wie nach §. 14 das Knochenskelet in allen seinen einzelnen Theilen symmetrisch nach beiden Seiten ausgetheilt und angeordnet ist, so sind dieß auch die willkürlichen Muskeln, während die Anordnung der unwillkürlichen so unsymmetrisch erscheint als die der Verdauungsorgane und der Blutgefäße. Wir zählen am Menschenleibe gegen zwölfmal siebenmal sieben (588) deutlich unterscheidbare Muskeln.

Aeußerlich betrachtet scheinet sich die Wirksamkeit dieser Bewegungsorgane auf eine zickzackförmige Zusammenziehung oder Verkürzung ihrer Fibern zu gründen, wobei der äußere, an Masse untergeordnete Theil des Leibes oder eines einzelnen Gliedes, an welchem der Muskel mit seinem dünneren Ende (Schwanze) sich ansetzt, nach dem Stamm des Leibes oder nach jenem Theil des Knochens hingezogen wird, welcher von überwiegender Masse ist, und an welchem das stärkere Ende (der Kopf) des Muskels sich anheftet. Zwischen beiden Ansätzen oder Enden findet sich insgemein eine

massigere, stärkere Zusammendrängung des Fleisches, der sogenannte Bauch desselben. Beobachtungen haben gezeigt, daß der Muskel bei seiner Wirksamkeit sich wirklich nach allen Richtungen zusammenziehe und alsdann einen kleineren Raum einnehme als im Zustand der Erschlaffung. Die eigenthümliche Natur des Muskels, vermöge welcher derselbe im lebenden und gesunden Zustande durch den Einfluß des Willens, im kranken Zustande sowie selbst noch einige Zeit nach dem Abscheiden vom Leben durch andre, fremde Einflüsse zum Zusammenziehen getrieben wird, ist schon seit älterer Zeit mit dem Namen der Reizbarkeit bezeichnet worden.

Die Kraft, welche der Muskel bei seiner Bewegung entwickelt, läßt sich nicht nach den Gesetzen der Wirkung todter Massen berechnen, nicht nach dem Maßstab mechanischer Bewegungen ermessen. Denn schon die Anfügung an den Theilen geschieht den Gesetzen der Mechanik ganz zuwider, in Stellungen und unter Winkeln, wobei der größte Theil der Kraft verloren gehen müßte, wenn wir es hier mit Hebeln und ziehenden Lasten, mit todten Gewichten und Gegengewichten zu thun hätten. So hat man berechnet, daß der Delta-Muskel des Armes, wenn er mit dem ausgestreckten Vorderarm zugleich ein Gewicht von fünfundfünfzig Pfunden emporhebt, hierzu, wenn der Arm als Hebel wirkte, einer Kraft bedürfte, die dem Gewicht von fünfundzwanzig Centnern gleich käme. Wirken doch selbst, abgesehen von der Weise der Anheftung, die Muskeln des Gebisses, wenn durch dieses der feste Kern einer Pfirsiche oder Morelle zerdrückt wird, mit einer Kraft, welche die des mechanischen Druckes, den die Last des gesammten Leibes ausüben konnte, zwei- ja dreimal übertrifft. Denn die Steine jener Früchte werden nur durch eine Last von mehreren Centnern zerdrückt. Nicht minder wunderbar als die stoßende oder hebende Kraft erscheint dann auch, nach Formeln der Mechanik berechnet, die Schnelligkeit der wirkenden Muskeln. Es werden indeß bei solchen Berechnungen Vorgänge mit einander verglichen, deren wirkende Ursachen eben so verschieden unter einander sind, als die auflösende Kraft der Wärme und die mechanisch zertrümmernde einer herabstürzenden Last. Den Demant, auf eisernem Amboß liegend, vermag eine auf ihm ruhende Last von vielen Centnern nicht zu zertrümmern, während der Einfluß des ganz unwägbaren Sonnenstrahles im Focus des Brennspiegels in wenig Augenblicken ihn auflöst und zerstört. Dasselbe Stück Metall, welches eine Kraft von mehreren Centnern noch nicht zerreißet, wird von einer Säure, deren Gewicht nur wenige Lothe beträgt, gänzlich zertheilt und zernichtet.

Der innere Grund und Vorgang der Muskelbewegungen wird durch unsre mathematischen Formeln nicht erreicht. Der obere, unsichtbare Anfang des Lebens, wo er in die Sichtbarkeit und gröbere Leiblichkeit eingehet, wirket hier zuerst auflösend und zerstörend auf die Bande des niederen Bestandes, auf die Schwere und Starrheit. Daher wecket das Licht zuerst in der

unteren Region, auf welche es herabfällt, die auflösende Wärme, und in der Geschichte der Natur hat jede Entwicklungsperiode mit einer Zerstörung und Zertrümmerung des alten, schon vorhandenen Grundes begonnen, so wie sich die Annäherung des Frühlinges durch Sturm und Orkane verkündigt. Nach dem vorhin erwähnten Gesetz einer fuga vacui, welches durch die Reiche des Lebens und des Todes hindurchgehet, kann jenes nur da, wo dieses sich auflöst, in seine Stätte hineindringen wie die Strahlen der Sonne durch das zerstreute, aufgelöste Gewölk. Die Bestimmung der Muskelthätigkeit, die freie Bewegung des gesammten Leibes und der einzelnen Gliedmaßen, gehet auf ein beständiges Aufheben und Beherrschen des Zuges der Schwere und der Starrheit hinaus. Die Muskelthätigkeit verhält sich dann zu der höheren Thätigkeit der Nerven vorbereitend, Bahn machend, wie die Wärme zum Licht.

Wie ein zuckender Blitz, schnell und gewaltig, bricht das innre Leben, da wo es sein waltendes Gesetz der untern Region mittheilt, durch die Muskeln hindurch. In der That, wäre nicht die ihrer Natur nach zerstörende und furchtbare Macht des Begegnens der beiden Regionen auf vielfältige Weise im lebenden und gesunden Körper gehemmt, gebrochen und nach dem wohlthätig sie aufhaltenden Knochen abgeleitet, wir würden sie öfters in jener der niederen Leiblichkeit feindseligen, schreckhaften Form erblicken, in welcher sie uns die Geschichte der Convulsionen und Krämpfe kennen lehrt. So aber ist die Zerstörung, ist der Tod, welchen die oberen, unsichtbaren Lebenskräfte durch ihre Annäherung der gesammten Region ihrer niedern Leiblichkeit bringen würden, dadurch von dem Ganzen abgewendet, daß sich unaufhörlich durch einen selbstständigen (gleichsam freiwilligen) Act des Lebens ein Theil des Ganzen als Todtes, Sterbendes aus dem lebendig-bewegten Leibe abscheidet und so den vernichtenden Impuls auf sich hinleitet. Dieses geschieht zunächst durch den Vorgang der Knochenbildung, obgleich schon das Geschäft der Ausdünstung und Aussonderung aus der Haut, sowie einige andere hiermit verwandte Vorgänge im Innern des Leibes eine ähnliche Bestimmung haben.

Erläuternde Bemerkungen. Sobald das thierische Fell hinweggenommen ist, zeigt sich, den Knochen überkleidend, die rothfarbige, zartfaserige Masse des Muskelfleisches. Auch ein wenig geübtes Auge bemerkt, daß diese Fleischmasse sich in Theile sondern lasse, welche von sehr verschiedenartiger Gestalt und Größe sind und einige an dieser, andere an einer andern Stelle des Knochens sich ansetzen. Die meisten dieser besonderen Theile endigen in Sennen oder sennige Häute; wie auf der rechten Seite, z. B. am rechten Arm, so sind die an der linken beschaffen. Auch ein spielendes Kind kann z. B. am abgeschnittenen Fuße eines Thiers die Beobachtung machen, daß wenn man an einem oder dem andern solchen Stück Fleisches zieht, der untere Theil des Fußes oder die Zehen herangezogen und gebeugt oder ausgestreckt werden. Die Vermuthung lag mithin sehr

nahe, daß nicht die Senne (*νεῦρον*) — man vergl. die erl. Bem. z. §. 17 — sondern das Fleisch, welches Aristoteles als Sitz und Ursache des Gefühls und der Empfindung betrachtet (de part. anim. II, 5), auch die Bewegung der Glieder vermittle. Dennoch hatte die ältere Zeit und selbst noch Hippokrates nicht einmal ein besonderes Wort für die Muskeln gefunden, sondern ihre Gesammtzahl und Masse wurde, wie noch jetzt bei uns in der Sprache des gemeinen Lebens geschieht, als Fleisch (*σάρξ σάρκες*) bezeichnet. Das Wort, und hiermit zugleich der Begriff für jene wichtigen Gebilde des Thierleibes, von deren rechter Unterscheidung und Erkenntniß alsbald die Erkenntniß auch aller übrigen Hauptgebilde ausging, ist der Sprache, wie eigentlich jedes bedeutende Wort (nach §. 46), durch ein Geschäft der Begeisterung, durch die Poesie gegeben worden. Homer in seiner Ilias (XVI, 315) hatte die Wadenmuskeln (man vergl. Eustath. in Il. XVI, 388 *μύες*) „Mäuse" genannt, und das Wort *μῦς* wurde dann schon von der Schule der Hippokratiker (Pseudo-Hippocrat. de arte p. 6) zur Bezeichnung des Muskels in die Sprache der Wissenschaft herüber genommen. Galen, in der Einleitung zu seinem Buche über die Zergliederung der Muskeln (ed. Kühn. T. XVIII, 2, p. 926) nennt uns die Hippokratiker Lycus, Pelops und den Aelianus als seine Vorgänger in der Begründung der Muskellehre. Er selber unterscheidet in dem eben angeführten Werke den breiten Halsmuskel oder latissimus colli, dessen Region der Wirksamkeit vom Schlüsselbein an über den Hals bis zu den Wangen, den Mundwinkeln und der Unterlippe gehet, als *μυῶδες πλάτυσμα* (de musc. diss., ed. Kühn. l. c. p. 930 seqq.), darnach 4 Muskeln, welche die Lippen bewegen, die 2 Nasenflügelaufzieher, außer den 2 oder 3 die Augenlieder bewegenden noch die 6 Muskeln des Augapfels, den Stirnmuskel, 8 Paare von Muskeln, welche die Unterkinnlade bewegen, 2 vom Hinterhaupte nach dem Schulterblatt gehende, 7 auf jeder Seite der Bewegung der Schulterblätter dienende, 20 bis 22 Muskeln des Halses und Kopfes, 16 Muskeln der Luftröhre und des Luftröhrenkopfes, 3 des Zungenbeines, 16 der Zunge, 2 des Schlundkopfes, 12 Muskeln der Schulter, 4 des Ellenbogens, 15 des Vorderarmes und der Finger, 11 besondere Fingermuskeln, 22 Zwischenrippenmuskeln, den viertheiligen Rückgratmuskel, die 2 Lendenmuskelpaare, davon das größere *ψόαι* genannt sei (ib. p. 992), 4 Paare von Bauchmuskeln, 3 der Geschlechtstheile, ferner die Blasenhalsmuskeln, den Schließer des Afters, 10 Muskeln des Hüftbeines, 9 zur Bewegung des Knies bestimmte, 14 des Unterschenkels, 18 des Fußes und der Fußzehen (der Affen); man vergl. de dissect. musc. l. c. p. 930 b. 1026; de anatom. admin. L. I, c. 3 b. 11, L. II, c. 4 b. 10 ed. Kühn. T. II, p. 227 b. 279; 292 seqq. Nur selten gibt Galen (so z. B. bei der Kinnlade und den Stimmwerkzeugen nach §. 13 und 17) den einzelnen Muskeln einen eigenthümlichen Namen; öfters, wie die beiläufig hier angegebenen Zahlen zeigen, theilt er, verleitet durch das, was ihn die Anatomie der Affen gelehrt hat, den Gliedern eine größere oder kleinere Zahl der Muskeln zu, als diese wirklich am Leibe des Menschen besitzen.

Auch ein besonderes Werk über die Bewegung der Muskeln hat Galen hinterlassen. Die frühere Anschauung hatte nur sechs allgemeine Bewegungen des Leibes, nach rechts und links, vorwärts, rückwärts, oben und unten, wozu als siebte die im Kreise kam — „wie diese Bewegungen beim Tanzen gelehrt

werden" — unterschieden (Phil. de mund. opif. 28, ed. Mang. I, 28; SS. Leg. Alleg. I, 42, ed. Mang. I, 45; vergl. mit Plato's Timäus 34 und Clem. Alex. Strom. VI, 371). Den Ausgangspunkt des willkürlichen Bewegens versetzte man öfters nicht in die Muskeln, sondern in die Sennen, welche als *νεῦρα* und *τόνοι* benannt waren (Hippocrat. Aph. 5, 16, 18; 6, 19; de locis in homine p. 410); doch vergl. man über die Lehre des Hippokrates in Beziehung auf diesen Gegenstand: Galen. de Hippocrat. et Platon. decret. L. I, c. 9).

Wir reden nun auch nach der Weise der neueren Anatomie von den Muskeln und ihren Eigenschaften. Die gewöhnliche Eintheilung der Muskeln ist: in willkürlich und unwillkürlich bewegliche, oder in Muskeln des animalischen und plastischen Lebens. Die erstern nehmen fast den ganzen Raum zwischen den Knochen und der äußern Haut ein, die letztern finden sich zumeist an den Organen der Brust- und Bauchhöhle, Herz, Darmcanal u. s. Die willkürlich beweglichen Muskeln empfangen ihre Nerven aus Gehirn und Rückenmark, und zwar mit Ausnahme der Augenmuskeln ein größerer Muskel auch mehr und größere Nerven als ein kleiner; die unwillkürlich beweglichen aus dem Gangliensystem. Auch die Nerven des Herzens kommen zum Theil aus diesem System, doch erhalten das Herz, der Schlund, die Lungen und der Magen außer diesem auch noch reichliche Nervenfäden von dem aus dem Hirn kommenden zehnten Nervenpaare. Die Art jedoch, wie die Fäden dieses Nervenstammes in die Substanz der Organe eindringen, ist durchaus derjenigen ähnlich, welche bei den Gangliennerven statt hat, es dringen nämlich an den unwillkürlich beweglichen Organen die ihnen zugetheilten Nerven nicht unmittelbar in das Fleisch ein, um sich zwischen seinen Fasern zu vertheilen, wie dieß bei den willkürlich beweglichen Muskeln der Fall ist, sondern ihre Fäden schließen sich so dicht an die eindringenden Arterien an, daß sie diesen als Gefäßnerven und nicht dem Fleische selbst anzugehören scheinen; ein Unterschied, den schon Sömmering hervorgehoben hat.

Der Gestalt und Anfügung nach unterscheidet man solche Muskeln, die in Sennen, und solche, die in Aponeurosen (Sennenhäute) enden; gefiederte, halbgefiederte, Ringmuskeln oder Schließmuskeln; zweiköpfige (am festeren, vorherrschenden Ansatzpunkt mit doppeltem Anfang entspringend) und zweibäuchige.

Jeder einzelne Muskel ist von einer ansehnlichen Zellstoffschicht, die Muskelscheide genannt, umkleidet; er besteht zunächst aus einer mehr oder minder großen Zahl von Muskelbündeln der ersten Ordnung, die sich noch sehr deutlich durch das unbewaffnete Auge unterscheiden lassen, welche aber wieder aus den Muskelbündeln der zweiten Ordnung, den Primitivbündeln zusammengesetzt sind. Auch in diesen wird, bei starker Vergrößerung, eine noch weiter gehende Zusammensetzung aus einzelnen, durch Zellgewebe verbundenen Primitivfasern bemerkt. Die Dicke eines Primitivbündels wechselt in den verschiedenen Muskeln vom 32sten bis zum 260sten Theil einer Linie, am Schlund des Menschen mißt sie nach Schwann den 40sten bis 50sten Theil einer englischen Linie, und jeder solche Bündel umfasset mehrere hundert durch Zellgewebe verbundene Primitivfasern. Diese Fasern bilden lange, cylindrische, zuweilen auch prismatische Fäden, welche an den Muskeln im engeren Sinne (an denen des Kopfes, Rumpfes und der Extremitäten, sowie des Herzens und an den Schließmuskeln) quergestreift und fast wie durch Einschnürungen perlenschnurförmig erscheinen.

Von etwas anderer Form zeigen sich die einfachen Fasern der Mittelhäute des Darmes, der Blase, der Ausführungsgänge der Drüsen, der Gallenblase und Iris. Sie sind schmäler, plattgedrückt, an ihrer Oberfläche wie mit kleinen Körnchen bedeckt, von bleicher Farbe. Diesen einfachen Fasern nahe verwandt sind jene, die sich an den Blut- und Lymphgefäßen sowie an contractilen Häuten finden. Da wo die Primitivfasern der eigentlichen Muskeln, die quergestreiften, sich an die Sennen begeben, werden sie von den Primitiv-Sennenfäden ringsumher umfaßt, ohne selber in diese überzugehen.

Die Bestandtheile des Muskelfleisches vom Rind, welche mit denen des menschlichen ganz nahe übereinkommen, sind:

	Nach Berzelius		nach Braconnet
Fleischfaser, Gefäße, Nerven . .	15,8		
Zellgewebe, das beim Kochen zu Leim wird	1,9	—	18,18
Lösliches Eiweiß und Farbstoff .	2,20	—	2,70
Alkoholextract mit Salzen . .	1,80	—	1,94
Wasserextract	1,05	—	0,15
Eiweißhalt. phosphorsaurer Kalk	0,08	—	—
Wasser und Verlust	77,17	—	77,03
	100		100

Die Reizbarkeit des Muskels und seine eigenthümliche Kraft hängt sehr mit dem Athmen der Lebensluft zusammen und von ihm ab. Bei Unterdrückung des Athmens wird die Muskelkraft gelähmt, die Reizbarkeit erlischt bei erstickten Thieren und Menschen sehr schnell nach dem Tode, während am Leibe eines Guillotinirten ein Theil des Herzens noch neun Stunden nach dem Tode zu Contractionen gebracht werden konnte. So zuckten auch die Muskeln eines Lachses, dem man, gleich nachdem er gefangen worden, den Kopf zerknirschte, noch zwölf Stunden nachher, und ein abgeschnittener Vipernkopf biß nach Redi noch am zwölften Tage. So nothwendig aber auch das Athmen für die Unterhaltung der Reizbarkeit erscheint, wird dennoch ein Muskel, dessen Arterie unterbunden worden, nur sehr langsam (durch Entziehung der Nahrung) gelähmt, gleichsam ausgehungert; das Athmen oder seine Unterbrechung belebt oder lähmt mithin den Muskel nur mittelbar durch den Nerven. Ebenso vertilgt auch Opium die Reizbarkeit der Muskeln nur mittelbar, durch seine Einwirkung auf die Nerven. Seine Anwendung hat daher auf die Irritabilität des Herzens nur sehr wenig Einfluß, weil das Herz fast keine Nerven hat. Uebrigens wirkt auch (durch das Blut) das eingeathmete Oxygen unmittelbar auf die Muskeln, und das Fleisch der mit Sauerstoff (den man ihnen lange fort einzuathmen gab) überladenen Thiere ist dunkelrother, zäher, härter, trockener als gewöhnlich. „Alles was im Körper den Sauerstoff vermehrt, vermehrt auch zu gleicher Zeit die Reizbarkeit" (Sömmering a. a. O. III. S. 23). In jüngeren, zarteren Subjecten ist der Muskel reizbarer, dagegen sind seine Bewegungen bei älteren kräftiger, stärker und anhaltender.

Von der Verwandtschaft der aus dem Nerven auf den Muskel wirkenden Kraft mit der Elektricität (sich verrathend bei elektrischen Fischen) sehe man den §. 17.

Bemerkenswerth ist der Antagonismus der Muskeln, z. B. der Strecker und Beuger und die Aufeinanderfolge ihrer Thätigkeiten.

Krampfhaft zusammengezogene oder sonst in heftige Bewegung gesetzte Muskeln zeigen eine geschlängelte Form ihrer Fasern, die selbst nach dem Tod noch deutlich bleibt. Am Darmcanal, an der Urinblase, zeigen die Muskelfasern auch beim heftigsten Reize nur eine Zusammenziehung; an den eigentlichen und vollkommenen Muskeln, z. B. der Glieder und des Herzens, gerathen sie in eine zitternde (von einem mehrmaligen Abwechseln von Zusammenziehung und Ausdehnung herrührende) Bewegung.

Ein Muskel zieht sich in weniger als einer Terze Zeit zusammen. Haller, nach Boissier, schlägt die Bewegung des Herzohrs in einem Hühnchen auf 4 Terzien Zeit an, und es beträgt die Zeit der Muskelcontraction bei einem englischen Wettrennpferd, welches in einer Secunde 82 Fuß durchrennt, gar nur $^1/_{70}$ Secunde. Auch bei den persischen Läufern geschieht nach Haller die Zeit der Contraction des geraden Schienbeinmuskels in weniger als einer Terze Zeit, ja bei den berühmten Läufern des Alterthums, Philippides und Philonis, in noch nicht $^1/_2$, bei einem schnelllaufenden Hunde in $^1/_6$, bei dem Griffelzungenmuskel eines sprechenden Menschen in $^1/_8$ Terze, Haller. El. Phys. L. XI. Sect. II, §. 25. Der Wille vermag auch nur einzelne Partien eines Muskels (durch Aufregung eines einzelnen Nervenzweiges) in Bewegung zu setzen, während die übrige Masse ruht.

Den Bewegungen der willkürlichen Muskeln folgt bald Ermüdung, während die unwillkürlichen sich auf viel schwächere Reize und unermüdet bewegen. Die willkürlichen Muskeln ganz besonders werden durch Uebung und Gebrauch stärker.

Die zerstörten Muskelfibern erzeugen sich bei vollkommneren Thieren nicht wieder, sondern die Narbe wird durch Zellstoff ausgefüllt.

Eine todte Muskelmasse wird von einem Gewicht zerrissen, welches sie während des Lebens sehr leicht bewegte; eher brechen Knochen als daß Muskeln reißen, welches übrigens dennoch in Krämpfen geschehen sein soll (nach Haller, Elem. Phys. Tom. IV, p. 556).

Wenn die Muskeln des Fußes beim Hüpfen und Springen den ganzen Körper in die Höhe schnellen, oder wenn der ganze Leib mittelst der beiden Fingerbeuger, dem gespaltnen und Spalter von vier, ja nur von einem Finger getragen wird, so ist schon dieses eine ungemeine Kraftäußerung. Noch mehr, wenn in jenen Fällen, welche Haller a. a. O. L. XI. Sect. II, §. 26 anführt, August der Starke silberne Teller zusammenrollte, Hufeisen zerbrach, ein Andrer eine eiserne, einen Zoll dicke Stange mit den Händen bog und ausstreckte, Einer zwei, ein Anderer (dessen Pausanias gedenkt) sechs Pferde zurückzog, oder wenn Rasende eiserne Gitter zerbrachen und mehrere Stricke zerrissen. Mit den Zähnen bloß hob ein starker Mann ein leeres Bierfaß auf und warf es hinter sich; ein Andrer trank ein Weinfäßchen, das 116 Unzen enthielt, indem er es mit den Zähnen faßte, in Einem Athem aus und warf es dann hinter sich, welches letztere noch ein Andrer mit einer mehrere Fuß langen Bank that, ja mit einer eisernen Stange, welche 25 Pfund wog. Der berühmte Thomas Topham hob auf diese Weise einen sechs Fuß langen Tisch, an dessen Ende noch 50 Pfund Gewicht hing; Andere haben ein Gewicht von 300 Pfund mit den Zähnen erhoben.

Besonders die ausstreckenden Muskeln der Hüfte tragen bei Lastträgern, welche 300, ja 600 Pfund fortbewegen, dieses Gewicht nebst dem des ganzen Körpers. Wie viel mehr bei jenem Engländer, der gleich dem Milo von Kroton einen Ochsen (von 700 bis 1000 Pfund) trug, oder bei jenem Athamas des Plinius, der sich mit einer Last von 1000 Pfunden fortbewegte. In Krämpfen zerrissen die Muskeln Stricke, welche kaum eine Last von 1680 Pfund zerrissen hätte. Diese Gewalt der Muskeln ist verhältnißmäßig noch größer im niedern Thierreich, indem ein Floh eine Last bewegt, die 70 bis 80mal schwerer ist als er selbst, während ein Pferd nicht leicht eine über 3mal so schwere, als es wiegt, fortziehen kann.

Außerordentliche Beweglichkeit und Künstlichkeit der Verrichtungen bei vielen Muskeln der verschiedensten Organe zugleich zeigten jene auch in Deutschland herumreisenden Indianer, welche an der Stirne ein Bäumlein balancirten und von diesem mittelst eines bloß vom Munde gerichteten Blasrohrs die künstlichen Vögel herunterschossen, während sie zugleich an den Spitzen der Finger und Zehen Ringe bewegten, oder welche mit der Zunge Perlen anfädelten, die sie im Munde hielten.

Dieser ungewöhnlichen Beweglichkeit gegenüber steht die ebenso bewundernswürdige Selbstbeherrschung der indischen Sanyassis, welche einzelne Glieder, ja den ganzen Leib viele Jahre lang unbeweglich in Einer Richtung hielten.

Die Berechnungen über die (vermöge der Anfügung u. s. der Muskeln) verloren gehende Kraft findet man auch bei Haller, a. a. O. von §. 27 an. Man vergl. Sömmering a. a. O. III, S. 55 und v. Baer S. 61, vor allem aber den Erfinder aller dieser Rechnungen: Borelli de mot. an. prop. 31 bis 36 u. f.

Die Sennen oder Muskelenden sind öfters von Schleimsäcken eingeschlossen.

Die Stimm- und Sprachorgane und ihre Verrichtung.

§. 16.

Das thierische Bewegen, welches, dem Auge noch unsichtbar, im Nerven seinen Anfang nimmt, hierauf im Muskel sichtbar und fühlbar wird, endet zuletzt an einem festen, starren Gebilde, welches beim unvollkommneren Thiere die weichen Theile des Leibes als Schale umhüllt, beim vollkommneren als Knochenskelet ins Innre tritt. Es nähern sich diese harten, aus dem lebendig Flüssigen ausgeschiedenen Massen durch ihre Zusammensetzung und ihre äußeren Eigenschaften den festen Gebilden der unorganischen Natur, den Steinen. Die Knochen und Knochenschalen sind es auch, welche dem lebenden Thiere die Kraft geben, bewegend und verändernd, bauend und zerstörend selbst auf die festen, schweren Massen seiner Planetenoberfläche einzuwirken: sie bilden einen vermittelnden Uebergang zu diesen Massen.

Die Physik hat schon seit längerer Zeit eine innre Verwandtschaft zwischen dem Vorgang der regelmäßigen Gestaltung der unorganischen Körper (der Krystallisation) und jenem des Tönens, Klingens derselben nachgewiesen. Der Staub oder die Sandkörnlein, welche man auf eine Glasscheibe streut, bilden, wenn man die Scheibe mit einem Violinbogen streicht und tönen machet, durch ihr Aneinanderfügen nach dieser oder jener Richtung eine regelmäßige Figur, welche für jeden Ton eine andre ist. So scheint auch der Ton, den ein klingender Körper, wie etwa ein Glas, beim Anstreichen von sich gibt, in einem festen, nothwendigen Zusammenhange mit der Gestalt und innren Zusammenfügung zu stehen. Denn ein solches tönendes Glas zerspringt, wenn die Menschenstimme oder ein blasendes Instrument in seiner Nähe plötzlich einen andren, mit dem Grundton unharmonischen (widerwärtigen) Klang angibt.

Wie der Vorgang der Zusammenfügung und regelmäßigen Gestaltung der festen Körper in der unorganischen Natur, so ist auch der Vorgang der Knochenbildung nahe mit jenen des Tönens und Klingens verwandt. Das thierische Bewegen, vom Nerven ausgehend, setzet die Fibern des Muskels in Schwingungen, welche jedoch meist in der Entstehung und Bildung des Knochens enden, gleichsam verhallen. Oefters wird jedoch, besonders an einigen Punkten des thierischen und menschlichen Leibes, der Knochen oder die harte Schale ein vermittelndes Zwischenglied, durch welches sich das Vibriren der Muskelbewegung unverändert als das, was es ist, als ein Tönen in die äußere Natur fortsetzet und fortpflanzet, als Stimme vernommen wird. Im niederen Thierreich gränzet die äußere, harte Schalenbedeckung unmittelbar an die leicht zum Mittönen aufzuregende Luft, und die singenden Cicaden wie manches andre Insekt bringen den Laut großentheils durch ein Zusammenbewegen der harten Schilder und äußeren Häute hervor. Am Leibe des vollkommneren Thiers und des Menschen ist es ein eigenthümlicher, innrer Theil des Knochen- und Knorpelskeletes, welcher die Bestimmung des Tönens hat. Dieser zu einem selbstständigen Ganzen ausgebildete Theil des Skeletes ist nicht wie die andern Knorpel und Knochen ringsum von Muskeln und Nerven und dichtem Gehäute (Fell) überkleidet oder in seinem Innern mit Mark erfüllet, sondern gränzet fast unmittelbar, nur durch eine zarte Hautbekleidung abgeschieden, an die in und durch ihn bewegte Luft an. Er umfasset das System der Stimmorgane. Allerdings wirken zur Bildung des Tones die aus den Lungen ausgepreßte Luft und die mehr oder minder gespannten Bänder der innern Stimmorgane zusammen; es sind aber zuletzt nur die Schwingungen dieser Stimmbänder, welche der hindurchgehenden Luftsäule und mittelst dieser der äußern Atmosphäre sich mittheilen. So hängt die Stärke des hörbaren Tones, die Zahl seiner Schwingungen (Höhe und Tiefe) von einer innern, selbstständigen Wirksamkeit des lebenden Leibes ab, welche den Stimmbändern ihre Spannung, der ausgepreßten Luftsäule ihre Gewalt gibt. Es ist zuletzt nur eine und dieselbe leibliche Kraft, wodurch sich das Thier bewegt und wodurch es seine eigenthümliche Stimme hervorbringt. Die furchtbar zerstörende Kraft der

Muskeln wird im Löwen als lautes Brüllen vernommen, welches die schwächere Thierwelt, noch ehe ihr der zermalmende Zahn genaht, in Schrecken setzet; beim Vogel erinnert die singende Stimme an die vorherrschendste Bewegung seines Leibes, an ein genußreiches Schweben auf den Wellen der Lüfte; beim Menschen ist die Stimme ebenso mannichfaltiger Töne fähig, als die Gliedmaßen des Leibes der mannichfaltigsten Bewegungen und Gebärden. Denn mit Recht hat man die Stimme als eine Art der (innern) Gebärdung betrachtet, und ihren Zusammenhang mit den äußerlich sichtbaren Bewegungen zeigen unter Andrem die mimisch-tanzenden Gebärden, womit einige Singvögel die Töne und Tonwandlungen ihres Gesanges begleiten, und selbst das ermüdete Kamel der Wüste, wenn seine Schritte bei der einfachen Musik und dem Gesange seines Treibers von neuem kräftiger werden und sich beschleunigen, beweiset hierdurch die innre Beziehung der Muskelbewegung auf den äußeren Ton.

Bemerkenswerth ist auch jener Unterschied der Stimme, welcher die beiden Geschlechter des Menschen zu erkennen gibt, und jene oft wie über Nacht kommende Verwandlung derselben, welche die Reife des Knaben zum Jüngling andeutet. Der Umfang der Stimme, welche überdieß derselbe Mensch, jetzt mehr nach der Höhe, andre Male mehr nach der Tiefe gehend beherrscht, wird zu verschiednen Zeiten, und bei veränderter Stimmung des Leibes und der Seele, verschieden gefunden.

Die Organe, welche im höheren Thierreich die Stimme bilden, stellen, wie schon erwähnt, ein Skelet mit Kopftheilen und Wirbeln und Gliedmaßen im kleineren Abbild dar, sind eine innre Wiederholung des größeren, sie in sich hegenden Knochenskeletes. Es ist da ein Kopf, an ihm eine gegliederte Wirbelsäule, aus knorplichten Ringen bestehend, es ist da ein System der Gliedmaßen. Die nach allen Richtungen bewegliche, nach ganz eigenthümlichem Bildungsgesetz aus drei Paaren von Muskeln zusammengewebte Zunge, welcher ein besondrer Apparat von Knochen, das Zungenbein mit seinen zwei Paaren von Extremitäten, zugeordnet ist, dienet zugleich als empfindendes Hauptorgan für den Vorgang der Verdauung und als bewegendes Hauptorgan für das Hervorbringen der Sprache; die Luftröhre mit einer für alle fremden Stoffe außer der Luft höchst empfindlichen, nervenreichen Haut ausgekleidet ist zugleich Hauptorgan zur Aufnahme der Luft beim Athmen und Hauptorgan zur Bildung der Stimme. Zur Bildung der Stimme und Sprache wirken übrigens außer der Luftröhre und Zunge die Theile des Mundes, das Gaumenbein, Zähne und Lippen, ebenso mit, als beim Hören die Theile des äußeren Ohres.

Das Zungenbein bildet einen knöchernen Bogen, auf welchem die Zunge ruhet. Es bestehet aus einem mittleren Theil, dem sogenannten Körper, und zwei Paaren von Seitentheilen, von ungleicher Größe, den sogenannten Hörnern. Einzig unter allen andern Knochen des Leibes ist dasselbe frei

von der unmittelbaren Verbindung mit dem eigentlichen Skelet, an welches vom Zungenbeine aus nur zwei schwache Bänder verlaufen. Dagegen kommen schon zu diesem Theil des kleineren, inneren Skelets von allen Hauptsystemen des größeren bewegende Muskeln; vom Schädel jene der griffelförmigen Fortsätze der Schläfebeine, von der Brust jene des Brustbeins, von den oberen Gliedmaßen jene der Schulterblätter, von den Käuorganen jene der untern Kinnlade, und es wird noch durch andre, beide verbindende Muskeln der Wechselverkehr der Bewegung zwischen Zungenbein und Kehlkopf begründet.

Der Luftröhren- oder Kehlkopf ist vor dem oberen Ende der Speiseröhre, vor dem Schlundkopf und näher als dieser an der Zunge gelegen. Es wird schon hierdurch eine nähere und vorzüglichere Beziehung der Zunge auf die Organe der Stimme, dann auf jene der Verdauung angedeutet. Der Weg der Speisen und Getränke gehet mithin über den Eingang der Luftröhre hinüber, während der letztere durch den Kehldeckel und den hintern Theil (die Wurzel) der Zunge gegen das Eindringen jener fremden Stoffe geschützt wird.

Der Kehlkopf wird aus sieben Knorpeln gebildet, von denen der größte, der Schildknorpel, wiederum aus zwei fast viereckigen Hälften bestehet, welche nach vorn zu mit einem auch äußerlich am Halse sichtbaren Höcker oder Knotenpunkt verwachsen sind. Es fügt sich an diesen der Ringknorpel, mit welchem nach oben und hinten die gebogenen Schnepfenknorpel verbunden sind, an deren Spitze die kleinen Santorinischen Knorpel sich ansetzen. Der siebente Knorpel ist der schon erwähnte Kehldeckel. Es sind diese einzelnen Knorpel durch Gelenke an einander beweglich und durch Bänder vereint. Zwei Paare dieser Bänder von vorzüglich straffem Gewebe spannen sich frei im Innern des Kehlkopfes von den Schnepfenknorpeln nach dem innern Winkel des Schildknorpels hinüber und bilden auf diese Weise die obern und untern Stimmritzen- oder Kehlbänder. Denn jene Spalte, welche sie zwischen sich lassen, ist die Stimmritze, welche durch das Geschäft der Muskeln, die jetzt die Schnepfenknorpel zurück oder vorwärts beugen, von einander abwärts oder gegen einander ziehen, bald stärker angespannt, bald schlaffer gemacht, bald verengert, bald erweitert wird.

Unmittelbar an den Kehlkopf schließt sich dann die Luftröhre an, deren Stamm aus 18 bis 21 Bögen bestehet, welche nicht wie an der Luftröhre der Vögel zu vollkommenen Knorpelringen geschlossen, sondern nach hinten, etwa zum dritten Theil ihres Umfanges, durch ein musculöses Fasergewebe ausgefüllt sind, welches die Knorpelbögen ein wenig zusammenzuschnüren und hierdurch die Luftröhre zu verengern vermag. Ein anderes musculöses Gewebe füget die einzelnen Ringe zusammen, und dienet diese an einander zu ziehen, die Luftröhre zu verkürzen.

Die Stimme wird vorzüglich in der untern Stimmritze gebildet, und

es wirkt die innere Weitung des Kehlkopfes zur Verstärkung derselben bedeutend mit, wie dieß der Bau des Kehlkopfes bei lautstimmigen Thieren bezeugt. Uebrigens tönet auch beim Singen und Sprechen wenigstens der Stamm der Luftröhre mit, deren Knorpelbögen hierbei durch die eben beschriebene Vorrichtung zusammengezogen und erweitert werden können. Bei den Vögeln findet sich noch eine Stimmritze am untern Ende des Stammes der Luftröhre, nahe an dem Punkte, wo dieser in seine beiden nach den Lungen gehenden Aeste sich theilen will.

Es wird wie bereits erwähnt als äußeres Material und Mittelglied der Fortpflanzung der Stimme beim Tönen und Sprechen die aus den Lungen hervorgestoßene, seltner und mit größerer Schwierigkeit die eben erst in dieselben hineinströmende Luft benutzt.

Das Alterthum unterschied sieben Veränderungen, deren die Stimme abgesehen von den verschiedenen Tönen der Tonleiter, welche sie hervorbringen kann, fähig ist. Die Stimme kann schneidend oder voll, sie kann zitternd, hart oder sanft, langgezogen oder kurz abgesetzt lauten. Sieben sind der vollen (ganzen) Töne der Tonleiter, und die menschliche Kehle beherrscht ohne Anstrengung zwei Octaven, mithin zweimal sieben ganze Töne, ja dieselbe kann noch künstlich auch die Töne der dritten, höhern Octave aus der Kehle hervorpressen. Wenn über den Stoff des Hörbaren, welchen die Stimme darbeut, der Wille durch die vorhin beschriebenen, mannichfachen Muskelbewegungen der Zunge, der Lippen und Kehle das Weitere verfügt, um den Ton zur Sprache zu gestalten, werden zuerst als Mittelwesen zwischen den bloßen Tönen und den eigentlichen Buchstaben oder Sprechstoffen die Tonstoffe oder Vocale gebildet. Ihrer zählte das Alterthum sieben; wenn jedoch einige Uebergangsformen in Anschlag gebracht werden, z. B. außer dem a, e, i, u, ü und dem kurzen und langgezogenen o das ä, ö, öh, so ergeben sich, wie dieß Ludwig Olivier zeigt, fünf Paare von Tonstoffen: das a und ä, o und ö, oh und öh, u und ü, eh und i. Die Natürlichkeit dieser Paarung beweiset die Sprache selber, welche in demselben Wort jetzt den einen, dann den andern zum Paare gehörigen Tonstoff hören lässet, wie dieß die Beispiele von Vater und Väter, Mutter und Mütter, Ohr und Gehör, sehen und Gesicht, Horn und Hörner beweisen. Neben diesen wirklich ausgebildeten Tonstoffen wird ein aufmerksames Ohr in der Menschensprache auch noch öfter jene unausgebildeten vernehmen, welche, dem Schwa der Hebräer oder dem sogenannten stummen e der Franzosen vergleichbar, bald wie ein unvollkommenes a, bald wie ein undeutliches e lauten. Die Bildungsstätte der Tonstoffe ist die Kehle; der Mund nimmt bei dem Entstehen derselben die Gestalt einer mehr oder minder geöffneten Röhre an, durch welche der Odem frei hindurchziehen kann.

Anders dagegen verhält es sich rücksichtlich der Bildung und Entstehung mit den eigentlichen Sprechstoffen (den Mitlauten oder Consonanten). Diese werden durch die mannichfachsten willkürlichen Bewegungen der Muskeln der Lippen, der Zunge und der andern innern Mundtheile hervorgebracht, und sie sind es allerdings, welche erst dem Wort seine bestimmte Gestalt geben. Durch verschiedenartige Bewegungen der Lippen werden gebildet das m, p, b, w, f, und diese Sprechstoffe zeigen sich schon frühe in der Macht des kaum stammelnden Kindes, wenn dasselbe z. B. die in den meisten Sprachen wieder erkennbaren Naturlaute Mama, Papa u. s. hervorbringt. Durch die Thätigkeit der Zunge werden zunächst gebildet: das d und t, n, s, l, r, sowie das sch und jenes th, bei welchem in verschiedenen Sprachen ein s mittönet. Von den tiefer nach der Kehle gelegenen Theilen des innern Mundes werden hervorgebracht das g und k, das j (jot) und ch.

Da diese Sprechstoffe, je nachdem sie am Anfang oder in der Mitte eines Wortes mit diesen oder andern Ton- oder Sprechstoffen zusammen stehen, verschiedenartig verändert werden, zählt Olivier 29 Sprechstoffe, mithin mit den oben erwähnten fünf Paaren von Tonstoffen und dem unausgebildeten Schwa, vierzig Hauptelemente der menschlichen Wortgestaltung. Derselbe Forscher will jedoch in der Verschmelzung dieser Elemente beim Sprechen auch noch 26 Mitlauter des Verschlusses und ebenso viele des Aufschlusses (am Ende des Wortes) unterscheiden.

Zu diesen zweiundneunzig verschiedenen Bewegungen des Sprechens denn sind dem Menschen die mannichfachen Muskeln des Mundes und der Zunge verliehen, deren Schnelligkeit nach S. 165 alles Andere seiner Art übertrifft.

Sie sind die sichtbaren Ausgangspunkte und Werkzeuge einer Bewegung, wodurch jedes Wesen als das, was es ist, sich zu erkennen gibt, und durch welche der nicht bloß tönende sondern sprechende Mensch erst zu dem wird, was er vor allen Lebendigen unserer Sichtbarkeit ist, zu einem Meer voller Kräfte, über dessen Tiefe ein Alles bedenkender, Alles bewegender Geist schwebt.

Erläuternde Bemerkungen. Bei Galen wird genannt der Schildknorpel *θυρεοειδὲς χόνδρος*; der Schnepfenknorpel *ἀρυταινοειδές*; das Zungenbein *τὸ ὑοειδὲς ὀστοῦν* u. s. w. Galen. de dissect. musc. ed. Kühn. XVIII. 2, p. 950; 958. Der Kehldeckel *ἐπιγλωττίς*, schon bei Aristoteles (de part. anim. L. III, c. 3) so genannt. — Die eigentliche Stimme, welche einen Luftröhrenkopf *(φάρυγξ)* voraussetzt, ist verschieden vom Ton, den die Insecten mittelst einer Membran (wie die Cicade) hervorbringen. Ein inwendiger Lebenshauch *(πνεῦμα)* ist hierbei wirksam (Aristot. hist. anim. L. IV, c. 9). — Aus dem Geschrei des Adlers und dem Brüllen des Löwen schließen wir (so widerwärtig auch beide unsern Ohren tönen) auf die Körperkraft *(τὴν ῥώμην)* derselben; wissen es aus der Stimme schon, ob wir eine harmlose Nachtigall oder einen mannhaften Löwen vor uns haben (Maxim. Tyr. dis-. XV, ed. Davis, p. 156).

Ueber die Klangfiguren und ihr Verhältniß zu den einzelnen, durchs Anstreichen an die Glasscheiben hervorgebrachten Tönen vergl. Dr. E. F. F. Chladni's Akustik nebst desselben neuen Beiträgen.

Die Theorie der Stimme hat am gründlichsten und einleuchtendsten entwickelt der große Meister im Gebiet der Physiologie J. Müller in seinem Lehrbuch der Physiologie (viertes Buch, dritter Abschnitt) und in seiner Schrift: „Ueber die Compensation der physischen Kräfte am menschlichen Stimmorgan," Berlin 1839. Das menschliche Stimmorgan wird von ihm mit einer Zungenpfeife verglichen, welche mit zwei membranösen Zungen als einem Windrohr und einem Ansatzrohr versehen ist. Der Ton wird durch die Schwingungen der mehr oder minder gespannten membranösen und elastischen Zungen (Kinnbänder) erzeugt.

Von jenen ungefähr 9 Octaven der Töne, welche man als für das menschliche Ohr unterscheidbar anzunehmen pflegt, beherrscht die menschliche Stimme, wenn man ihre Leistungen in beiden Geschlechtern zusammenfaßt, fast 4 ganze Octaven. Denn als den tiefsten Baßton der menschlichen Stimme nimmt man das große F, für den höchsten Discantton der weiblichen Stimme das dreimal gestrichene e an. Die männliche Stimme vom tiefsten Baß bis zum höchsten Brustton (dem einmal gestrichnen a) beherrscht in der Regel nur 2 Octaven und 2 ganze Töne, die weibliche aber (vom kleinen g bis zum drittenmal gestrichenen e) 2 Octaven und 6 Töne. Beim Hervorbringen der Töne jeder höhern oder tiefern Octave muß durch die Kraft der Muskeln der Kehlkopf fast um einen halben Zoll empor oder nieder gezogen werden.

Die tönenden Organe bei den Insecten fallen an die Ansatz- (Ausgangs-) Punkte der stärksten Muskeln, an die äußere, feste Bedeckung oder Haut und zugleich in diejenige Region des Leibes, in welcher das Athmen am vollkommensten ist. Daher wirkt (nach Treviranus Erscheinungen und Gesetze des allg. Leb. I, 203) auch bei den Tönen der Insecten die aus den Luftsäcken durch den Ring der Stigmen hervorgepreßte oder nach einer (schon durch die spannenden Muskeln in Fibration gesetzten) gespannten Haut hingetriebene Luft zugleich mit.

Mimische, tanzende Bewegungen, welche die Töne des Gesanges begleiten, das Steigen, Schweben, Fallen der Töne ausdrücken, zeigen sich vorzüglich bei einigen Drossel-Arten, namentlich bei der Spott- und Orpheus-Drossel (T. polyglottus und T. Orpheus). Selbst unser gemeiner Staar bewegt im Tact des steigenden Gesanges die Flügel. Manche andere Vögel, z. B. die Numidische Jungfrau (Ardea pavonina L.), werden, wenn sie Musik vernehmen, durch dieselbe zu tanzenden Bewegungen aufgeregt, womit sie im Tact die Töne begleiten.

Zum Hervorbringen der Stimme und ihrer Töne wirkt allerdings auch vorbereitend der mächtige Muskelapparat der Brust, welchem das Geschäft des Ein- und Ausathmens obliegt, indem er die Luft mit der zum jedesmaligen Tone nothwendigen Stärke und Geschwindigkeit hervorstößt. Vor allem aber der von allen Richtungen her sich an die eigentlichen Stimmorgane ansetzende Muskelapparat, dessen einzelne Muskeln, von den verschiedensten Regionen des Leibes, welche hier im Indifferenzpunkt (im Hals) sich begegnen, ausgehend, Repräsentanten dieser verschiedenen Regionen sind, wie denn überhaupt der Stimmapparat eine Wiederholung und ein Abbild im Kleinen von dem ganzen

Menschenleibe ist. Daher auch, weil das entsprechende, kleinere Abbild im größern Vor- und Urbild des Leibes die verwandten Bewegungen aufregt, die merkwürdige Theilnahme des ganzen Leibes an den Aeußerungen des Sprach- und Stimmorganes, die sich nicht bloß durch ein zugleich Erschüttertwerden (Mitschwingen) desselben, sondern durch die schon erwähnte Begleitung durch Gebärden bei Menschen und Thieren zeigt. — Wird das Stimmnervenpaar zerschnitten und hierdurch den Muskeln des Stimmapparats die Bewegungsfähigkeit benommen, so entsteht unvermeidlich ein gänzliches Erstummen.

Die Stärke der Stimme hängt zuletzt von der Stärke der Athmungsorgane und der Festigkeit des Kehlkopfes, die Verschiedenheit der Töne von den Modificationen der Stimmritze und des Kehlkopfes ab. Bei hohen Tönen wird die Stimmritze (welche, wenn überhaupt ein Ton entstehen soll, bis auf $^1/_{10}$ oder $^1/_{12}$ Zoll verengert sein muß) noch ungleich bedeutender zusammengezogen, ihre Bänder stärker gespannt, so daß die Schwingungen schneller werden. Bei der Erhöhung des Tones wird zugleich der Kehlkopf in die Höhe gezogen, welches Emporziehen für eine Octave fast einen halben Zoll beträgt. Zum Hervorbringen der tiefen Töne geschieht das Entgegengesetzte.

Die Kinnmuskeln der Zunge (genioglossi) gehören der Zunge, dem Zungenbein und dem Schlundkopfe gemeinschaftlich an, sie können bei geschlossenem Mund das Zungenbein und den Luftröhrenkopf vorwärts und nach oben ziehen, können mit ihrer zweiten Portion den Schlund, endlich mit der dritten die Zunge vorwärts bewegen. Sie wirken auch mit bei Eröffnung des Mundes. Die Griffelzungenmuskeln ziehen die Zunge rückwärts und erheben ihre Spitze gegen den Kehldeckel; wirkt nur Einer, so zieht er die Zunge zur Seite. Die im engern Sinne sogenannten Zungenmuskeln drücken die Zunge nieder und zurück und krümmen ihre Spitze gegen das Band hin. Die fleischige Masse der Zunge unmittelbar wird vorzüglich durch die Grundflächenmuskeln (m. basioglossi), breiten Seitenmuskeln (ceratoglossi) und schmalen Seitenmuskeln (chondroglossi) gebildet, durch welche alle eigenthümlichen feineren Bewegungen dieses beweglichsten Organs geschehen.

Die 7 oben erwähnten Verschiedenheiten der Stimme werden auch von den Alten in die *ὀξεῖαν*, *βαρεῖαν*, *περισπωμένην*, *δασὺν φθόγγον*, *ψιλὸν*, *μακρὸν*, *βραχὺν* unterschieden oder als acuta, gravis, circumflexa, sonus asper, lenis, longus, brevis benannt (man vergl. Phil. de mund. opific. 27, ed Mang. Vol. I, 29).

Sieben sind der gleichsam von selber, ohne Zuthun der mannigfachen Bewegungen der Glieder des Mundes tönenden Vocale oder Tonstoffe, wobei wir oben statt des wenigstens in seiner Zusammensetzung mit Ton unverständlich gewordenen Wortes „Stab" das gleichbedeutende, in der Sprache noch fortlebende Wort „Stoff" gewählt haben (*στοιχεῖα ἐν γραμματικῇ τὰ λεγόμενα φωνήεντα ἑπτά ἐστιν, ἐπειδὴ καὶ ἐξ ἑαυτῶν ἔοικε φωνεῖσθαι, καὶ τοῖς ἄλλοις ἑνύμως συνταττόμενα φωνὰς ἐναρθρους ἀποτελεῖ*. Phil. de mund. opif. 28, ed. Mang. I, 30). Dieses waren die sieben Ur- oder Selbstlaute, welche nach Demetrius Phalereus die ägyptischen Priester statt eines Loblieds der Götter nach den sieben Tönen der Tonleiter hersangen (volltöniger als der Laut der Flöte oder des Saitenspieles). Es hatte an dieser Scheidung gerade in sieben, so

naturgemäß sie auch der innern Gestaltung der älteren Sprachen sein mochte, allerdings wohl die Ehrfurcht vor der heiligen Siebenzahl (*Σεπτὰς ἀπὸ τοῦ σεβασμοῦ*, m. vergl. Nicomach. in excerpta p. Phot. Cod. 187; Macrob. in somn. Scipion. I, 6; Etymol. Magn. V.) das Ihrige beigetragen.

Schon Aristoteles unterscheidet die Elemente der Sprache in tönende oder Selbstlauter (*φωνήεντα*) und tonlose oder Consonanten (*ἄφωνα*). Jene werden durch die Stimme und Kehle, diese durch die Zunge und Lippen gebildet (Arist. hist. anim. IV, c. 9).

Wir reden hier zunächst in den gewöhnlichen Ausdrücken der Physiologie von der Bildung der Ton-staben oder -stoffe und der Sprechstaben oder Sprechstoffe.

Die Vocale oder Tonstoffe der Sprache werden, wie schon oben angedeutet worden, vorzüglich durch die mehr oder minder weite Oeffnung des Mundes und durch Vermehrung und Verminderung des Raumes, den die Zunge durch ihr Erheben oder Niedersinken zwischen ihrer Wurzel und dem Gaumen läßt, hervorgebracht. Dieser Raum wird am meisten verengt beim Aussprechen des J; weniger dann beim E, A, O, U. Dagegen wird der Mund am weitesten geöffnet beim A, weniger beim E, J, O, am wenigsten beim U. Unter den Consonanten entstehen B, P durch Schließen der Lippen, D und T durch das Anlegen des sich hierbei breit machenden Vordertheils der Zunge an den Gaumen, F durch Hervortreiben der Luft zwischen der hineinwärtsgezogenen Unterlippe und der oberen Zahnreihe oder Kinnlade, G durch ein Erheben des mittlern Theils der Zunge gegen den Gaumen. Beim K ist diese Zusammenbewegung (mit strafferer Zunge) stärker, H entsteht durch eine bloße Verstärkung des durch die Stimmritze gehenden Lufthauches, L durch Verengern des Weges der Luft im innern Munde, mittelst des festen Anlegens der Spitze der zugleich verschmälerten Zunge an den vordern Theil des Gaumens, M durch Schließen der Lippen bei zugleich herabgesenktem Gaumensegel, N ebenfalls durch Senken des Gaumensegels, wobei aber nicht der äußere Mund durch die Lippen, sondern der innere durch die Zunge gesperrt wird (beide Buchstaben werden mithin durch die Nase gesprochen). Der Buchstabe R wird durch ein Vibriren (Zittern) der mit ihrem Vordertheil flach an den Gaumen gelegten Zunge, S durch ein sausendes Hervordringen der Luft zwischen der nach hinten erhobenen, nach vorn gesenkten Zunge und der Oberkinnlade gebildet. Beim Sch ist der Vordertheil der Zunge gegen den Gaumen erhoben, V ist ein schwächeres F. In einigen Fällen (z. B. bei sogenannten Bauchrednern) scheinen selbst die innersten Organe des Mundes, Kehldeckel, Gaumensegel und Zungenwurzel oder die an diese gehenden Muskeln eine solche selbstständige Beweglichkeit zu besitzen, daß sie zu allen Verrichtungen der Zunge und der vorderen Mundtheile beim Sprechen fähig sind.

Mit großer Gründlichkeit hat sich der schon oben erwähnte Ludwig Olivier in seinem Werke über die Urstoffe der menschlichen Sprache und die allgemeinen Gesetze ihrer Verbindungen (Wien, bei Schaumburg 1821) mit der Entstehungsgeschichte der einzelnen Sprachelemente und mit den feinsten und tiefsten Untersuchungen über die Verschiedenheiten von Geräusch, Klang, Ton, Stimme (man vergl. die erl. Bem. zum §. 18) beschäftigt. Er gibt S. 191 nachstehendes Schema zur Uebersicht:

a,	o,	oh,	u,	eh,
ä,	ö,	öh,	ü,	i —
b		d,		g,
bp,		dt,		gh,
(m,		n,		ñ,)
w, v,		th, ſ, g,		j, g,
v, f,		th, s, ſch,		ch, ch,
	l,		ll,	

Hierbei sind, wegen der oben im Paragraphen erwähnten Verschiedenartigkeit der Aussprache eines und desselben Buchstabens an verschiedenen Stellen der Worte oder bei verschiedenen Arten ihrer Zusammenfügung mehrere Buchstaben zweimal angeführt. Das oben erwähnte Schwa nennt Olivier den Stimmer und vergleicht ihn mit dem Wehen des Windes. Uebrigens hat nicht jede Sprache alle die oben erwähnten 39 oder mit dem Schwa 40 Ton- und Lautstoffe; der einen fehlen diese, der anderen jene. Im Mittel hat eine gebildete europäische Sprache gegen 32, die deutsche 34, die französische 33. Die verschiedenen Verbindungen der Sylben scheidet Olivier ferner in die schleifende (z. B. im Worte Stroh-hut, schla-fen, Sa-che, Herr-schaft), die schärfende (wie Rapp, Ei, Schuh, Hirsch) u. s. — Mitlauter des Verschlusses (mit Verschließen des Mundes) sind ihm: app, att, ack, abb, add, agg, amm, ann, aff, aft, asch, ich, ach, all, arr u. s. Mitlauter des Aufschlusses (mit Oeffnen des Mundes begleitet) sind pa, la, ka; ba, da, ga; ma, na, ma, ña, fa, sa, za, scha, ja, cha, ga u. s. Die Summe aller möglichen einfachen Lautverbindungen scheint sich nicht über 1369 zu belaufen.

Die Schilddrüse steht mit den Hauptorganen der Stimme in einem ähnlichen polarischen Wechselverhältniß und Beziehung, als die Milz mit der Leber, die Nebennieren mit den Nieren. Wie ein Nordpol eines Magnets nicht sein und wirken könnte ohne einen ihm entsprechenden Südpol, einer ohne den andern sich nicht zu entwickeln vermöchte, so setzt im lebenden Leibe das Dasein und Entstehen des einen polarischen Gegensatzes jenes des andern voraus. Zu dem wesentlicheren Inhalt des vorstehenden Paragraphen vergleiche man übrigens noch eine gehaltreiche ältere, neuerdings (1828) durch Dir. Dr. Großhof wieder neu edirte Schrift: Dr. J. C. Ammann, de loquela. Amstelodam. 1700.

Das Gehirn und die Nerven.

§. 17.

Wir lernten im Vorhergehenden die Organe des Blutumlaufes und der Ernährung, die der Bewegung und jene der Stimme und Sprache kennen, durch welche das lebende Wesen sich erst als das, was es ist, zu erkennen gibt. Die innerste Springfeder, von deren Sein und eigenthümlicher Wirksamkeit der Gang des ganzen Getriebes abhängt, der Nerv und das Rückenmark mit seiner Blüthe, dem Gehirn, so wie die Blüthenkrone des letzteren, die Sinnen, bleiben uns noch zu betrachten übrig.

Ohne die Nerven würde die bloße Anziehung der Elemente nach dem Gesetz der oben im §. 11 erwähnten „Haltung" etwa ein Einathmen,

nicht aber ein Ausathmen bewirken, ein Aufnehmen der Nahrung ohne ein Aussondern; es wäre keine thierische Wärme ohne den Nerven da, keine willkürliche Bewegung, keine Stimme noch Sprache.

Das Thier ist Thier, weil es empfindet. Empfinden und bemerken würde es aber niemals den allgemeinen Strom des Mitwerdens und Lebens (nach §. 6), wenn es ihm so leidend und ohne Widerstand nur folgte wie die Pflanze, welche in sein Bewegen dahin gegeben ist, wenn es nicht vielmehr durch diesen Strom nach verschiedener Richtung und ihm entgegen sich bewegte. Das Licht der Sonne würde nirgends im Weltenraum als Licht sich kund thun und sichtbar werden, wenn es nicht auf eine lichtlose Masse der Planeten träfe; der Sturmwind wird nur, weil ihm ein fester Körper oder auch die eigne, minder schnell bewegte Masse der Luft widersteht, dem Ohre vernehmbar.

Wir erinnern hier an das alte Räthsel des Pythagoras. Wäre nur eine Zahl, wäre keine Verschiedenheit der Zahlen, so würde keine Empfindung noch Leben sein. Weil die Terz, die Quinte, die Octave eine andere Zahl sind als der Grundton, darum wird ihre Saite auf vernehmbare Weise mitgerührt, wenn jene tönt. Wäre keine Zahl noch Stimme da, denn die des Grundtones, so würde nirgends ein vernehmbares Mittönen sein.

Daß wir athmen, daß vom Herzen aus das Blut nach allen Theilen strömt und aus ihnen durch die Venen zurückkehrt, daß die Speise im Magen und den Gedärmen in den Speisestoff verwandelt, dann zum Milchsaft veredelt wird und nun als solcher ins Blut träuflet, daß das Fleisch wächst oder wie im Sturmwind verwelkt und dahinfleucht, fühlen wir nicht. Nur beim Eingang und beim Ausgang in den Leib und aus ihm nimmt die Empfindung des durchhingehenden äußren Stoffes wahr; alle jene innren Geschäfte, welche selbst im Schlafe fortwähren, gehören Theilen des Leibes und Verrichtungen an, welche versenkt sind wie das Wesen der Pflanze in den allgemeinen Strom des Mitwerdens, demselben folgend, ohne ihm zu widerstreben. Dieses ist das Gebiet der Bewegungsorgane, die ohne und selbst gegen den Willen des Menschen mitten in seinem Leibe sich bewegen ohne sein Wissen, ohne sein Begehren, weil mit ihnen ein andrer, allgemeiner Grund des Werdens und Gegeneinanderbewegens waltet.

Daß die Elemente, die Theile des Leibes, diesen ihren sichtbaren Bestand haben, das schaffet die „Kraft der Haltung," die auch dem Stein sein Wesen gibt und erhält. Das Steinreich, wie überhaupt die ganze unorganische Natur, hat aber nichts als die Haltung, es ist um aller andern Höheren willen da, unter ihm ist kein Niedreres, welches um seinetwillen da wäre. Daß unser Leib in jedem Augenblick sich neu erzeugt, daß er gedeiht und lebt, das machet die magnetisch durch das ganze Reich der Lebendigen gehende Kraft des Mitwerdens, die Physis (nach S. 48 u. f.),

welche zwar auch ein Sein und Werden um aller Andrer willen in sich trägt, die aber nicht mehr bloß ein Höheres und ein Gleichartiges, um deretwillen sie ist, um und über sich hat, sondern auch ein Niedreres, das um ihrerwillen da ist, und nach welchem der Zug des Mitwerdens, der Lauf des allgemeinen Lebensstromes wie nach einem Gesetz des Falles von oben nach unten hingehet. Daß aber endlich unser Wesen empfindet und erkennt, das kommt von der Kraft des selbstständigen, freiwilligen Bewegens her, dem allgemeinen Strome des Mitwerdens entgegen oder durch denselben hindurch. Nur die Theile empfinden und bemerken deutlich, welche im Dienste des Willens sind, der sie bewegen oder doch wenigstens zur größern Thätigkeit (Aufmerksamkeit) anspannen und davon entbinden kann.

Auch hierbei, wie beim Mitwerden des Pflanzenlebens und der Ernährung des Leibes, wirkt ein allgemeines Bewegen, das dem Strome des Mitwerdens entgegenkommt, auf das Leben des Thieres hülfreich ein, — dasselbe Bewegen, das die Seele bei der Zeugung in das Einzelleben des Leibes führt, hernach aber im Tode sie demselben wieder entführt. Damit jener Zug der allgemeinen Lebenskräfte auf den Leib einzuwirken vermöge, ist diesem ein dafür empfänglicher, aufnehmender Träger vonnöthen, der selber ruhend und anscheinend bewegungslos von jeder Bewegung des Stromes rührbar ist. Dieser Träger ist am Menschenleibe zunächst das Gehirn, dessen Bau und Eigenschaften wir nun beschreiben.

In allen bisher betrachteten Organen wird die Verrichtung, welcher sie im lebenden Leibe dienen, ohne Mühe schon aus dem Bau und der innren Einrichtung errathen. Es wird an der Gestalt der Hand und der Finger die Bestimmung derselben zum Zugreifen, aus der Gestalt des Fußes jene des Aufrechttragens des Leibes eben so deutlich erkannt als an den Zähnen die des Zermalmens, an dem Darmcanal und den Gefäßen die des Umfassens und in sich Führens der Nahrung und des Blutes. Welches Auge sollte aber aus dem Bau dieser weißen, zweigartig sich verästelnden Fädchen, welche vom Gehirn und Rückenmark aus meist in Gesellschaft der Gefäße nach dem Fleisch und Zellgewebe der einzelnen Theile laufen, jene wundervoll doppelte Kraft vermuthen, die mit Blitzesschnelle den bewegenden Willen zu den Gliedern und die Eindrücke einer ganzen Außenwelt als Empfindung zum Gehirn leitet? Diese Halbkugel von geronnenem Eiweißstoff mit ihren labyrinthischen Windungen und mannichfach in einander laufenden Kammern, welche als Gehirn alle Theile des Leibes beherrscht, woran lässet sie es uns errathen, daß in dem Geheimniß ihres Wesens der Anfang der Wege des Geistes an den vergänglichen Leib, daß in ihm der Punkt des Begegnens sei, wo sich ein oberes, ewiges Reich der Gedanken und Gefühle zum vergänglichen Fleisch und Blut gesellt, ja in die Natur von diesem verkleidet?

Warum das Sauerstoffgas der Luft beim Athmen ins Blut gehe,

wird aus der Mischung des letzteren begreiflich, welche selbst dem aus dem Leibe geflossenen Blute noch ein anziehendes Vermögen gegen die Lebensluft gibt. Wie das Licht durch die durchsichtigen Häute und Kammern des Auges, der Schall durch die Windungen und Knochengebilde des Ohres an den Nerven gehen, lässet uns die Aehnlichkeit ihres Baues mit andren das Licht und den Schall leitenden Körpern der äußeren Natur erkennen; wie aber verhält sich denn diese baumartige Markgestalt im kleinen Gehirn zu den Tausenden von Worten und Vorstellungen, welche an dem geistigen Baume des Gedächtnisses wie Blätter und Blüthen haften? wie verhält sich das wundervolle Wesen der Einbildungskraft zum markigen Balken und zum Sehehügelpaar, der Verstand und sein Geschäft zu dem Doppelpaar der kleinen Markhügel und der ihnen benachbarten Zirbel? Wie legt denn unsre, das leibliche Gewebe mächtig belebende Seele ein solches Gewicht auf diese zarten Fädlein von Mark, daß sie dem Magen die Kraft des Verdauens, der Lunge die des Athmens, jedem Gliede die eigenthümliche Bewegung und Empfindung, mithin die Beseelung versagt, sobald die Nerven durchschnitten worden, welche zu diesen Theilen gehen?

Der Gegenstand, den wir suchen, ist allerdings nicht in oder hinter sondern vor und außer dem Spiegel, in welchem wir ihn erblicken: das Gehirn ist selber nur vermittelnder Leiter zu einem unsichtbaren Anfang des Lebens, der ober und außer dem Leibe ist, wie der Nerve ein Leiter der Empfindung und Bewegung nach und von dem Gehirn. Dem forschenden Geist jedoch, wenn er nach einem solchen Ziele ausgehet, wie die Erkenntniß des Lebens ist, erscheinet jeder leiseste Fußtapfen einer vielleicht nur von ferne den Richtpunkt andeutenden Analogie der aufmerksamsten Beachtung werth. Wir verweilen daher zuerst und hier zumeist bei der äußeren Betrachtung der Nerven.

Schon das chemische Element, aus welchem Gehirn und Nerven gebildet sind, erregt Aufmerken. Es ist ein mit vielem Wasser vermischtes, halbgeronnenes Eiweiß, mithin jener Stoff, welcher in der lebenden Natur überall einen Zustand nicht des Geworden- und Gebildetseins sondern des Werdens und der Bildungsfähigkeit bezeichnet; jener Stoff, aus welchem wir am Weizenkorn den Halm und die Aehre, am Ei des Vogels das Thier mit allen seinen Theilen entstehen sehen. Mitten unter den schärfer begränzten, grobkörperlicheren Gebilden des Leibes stehet demnach ein noch beständig im Werden Begriffenes, Bildungsfähiges; mitten unter den vielfachen, kräftig bewegten Theilen des Leibes ein beständig Ruhendes da, ein Ungeborenes oder noch Kindliches mitten unter den Ausgeborenen und leiblich Gereiften. Und gerade dieses ist der Punkt, wo die thierische Leiblichkeit für den Einfluß des höheren Lebens zugänglich und durchdringbar (durchsichtig) ist.

Mit dem geronnenen Eiweiß ist im Gehirn noch ein kleiner Antheil von milchsaurem Natron, außer diesem Schwefel und Phosphor vermischt, und der letztere, als Säure, zeigt sich auch mit Kalk- und Talkerde so wie mit Alkali verbunden.

Nächst dem chemischen Element beachten wir denn auch den äußern und innern Bau des Nervensystemes.

Eben so wie das chemische Element des Nerven erinnert auch seine Elementarform an einen uranfänglichen Beginn des Werdens der thierischen Leiblichkeit. Die letzten und äußersten Grundlagen des Nervengebildes, welche die mikroskopische Betrachtung zu entdecken vermag, tragen gleich den saftführenden Bastgefäßen der Pflanzen selbst in ihrem verlängerten Umriß die Form der Urzellen an sich. Es sind cylindrische Röhrchen von außerordentlicher Feinheit. Denn bei jenen, welche Weber am Rande der Netzhaut maß, betrug der Durchmesser nur 15, an andern Nerven nach Ehrenberg 38 Zehntausendtheile einer Linie. Die Höhlung dieser Röhrchen, zehn- ja zwanzigmal kleiner als der Durchmesser eines Blutkörperchens (m. v. S. 110) ist von einer durchsichtigen, an den Inhalt der Urzellen erinnernden fadenförmigen Axe (Centralfaden) von überall gleichartiger Beschaffenheit erfüllt. Wie dieser Inhalt, so ist auch die hellfarbige Scheide des Röhrchens durchsichtig, ihrer Beschaffenheit nach vom einfachsten organischen Gefüge (structurlos). An den Nervenröhrchen der Sinnorgane und noch mehr des Gehirns und Rückenmarks ist die Scheide so zart, daß sie zuletzt, so wie der immer feiner werdende Durchmesser der Wahrnehmung sich entzieht. Hin und wieder werden an diesen Primitivröhrchen Anschwellungen (erweiterte Stellen) bemerkt, in deren Innrem, namentlich am Gehirn und an den drei höheren Sinnesnerven, Ehrenberg einen kaum flüssigen, öligen Inhalt entdeckte.

Sehr verschieden von dem Verlauf der Blut- und Lymphgefäße ist der Verlauf der primitiven Nervenröhrchen. Jedes von diesen bildet ein continuirliches, vom andern seiner Art abgeschlossenes Canälchen, das neben diesen andern, welche mit ihm einen Nerven bilden, herläuft, ohne in und mit ihnen zusammen zu fließen. Es ist und bleibt in seinem ganzen Verlauf dasselbe Röhrchen, das vom Rückenmark ausgeht und etwa an einem Punkte der Finger sein Ende erreicht. Aber auch hier an diesem Ende scheint es nicht in den Theil, den es zuletzt berührte, zu verfließen, sondern nur sich umzubeugen und jetzt als dasselbe Röhrchen in umgekehrter Richtung zurückzulaufen in das Centralorgan, daraus es seinen Ursprung nahm. Auf diesem einer Kometenbahn gleichenden Wege vermittelt dann der Nervenfaden den Verkehr des Lebens vom Gehirn aus mit den Theilen und von diesen wieder zurück mit dem Gehirn. Selbst dann, wenn zwei Nerven unter einem gewissen Winkel oder bogenförmig zusammentreten oder netzartig sich zusammenfügen, bleibt jedes einzelne Röhrchen gesondert von den andern; bis in diese kleinsten Elementartheile begleiten die zartesten

Blutgefäßenden das Gebilde des Nerven, das durch Zellgewebe in sich selber und mit den andern benachbarten Theilen verbunden ist.

Das was wir hier über den Bau der Nerven sagten, gilt zunächst von jenen Nerven, welche zu den Sinnesorganen und willkürlich beweglichen Muskeln so wie zu allen andern, noch später zu erwähnenden, symmetrisch angeordneten Organen gehen, und welche ihren ebenfalls symmetrischen Verlauf im Gehirn oder Rückenmark beginnen so wie endigen. Von einer andern, zweiten Form und Region des Nervensystemes werden wir später reden.

Das Gehirn mit den zunächst zu ihm gehörigen Theilen scheinet selbst dem Gewicht und der Ausdehnung nach beim Menschen in einem gleichen Verhältniß zu der übrigen Masse des Hauptes zu stehen, als die Muskeln nach §. 15 zu den übrigen Theilen des Rumpfes. Die sieben Knochen der Schädelhöhle bilden ein geschlossenes, unzertheiltes Ganzes, während das in ihnen verwahrte Gehirn in eine Mannichfaltigkeit von mehr oder minder deutlich begränzten Theilen gesondert erscheint; dagegen bleibt im ganzen Verlauf des Rückenmarkes die hirnartige Masse ein einförmiges, aus einzelnen symmetrisch neben einander laufenden Strängen zusammengesetztes Ganzes, während sich hier der Knochen in eine Mehrzahl und Mannichfaltigkeit von Wirbeln theilt.

Bei jedem Pulsschlage steiget wenigstens der siebente Theil der gesammten Blutmasse des Leibes ins Gehirn und dehnet dieses so aus, daß es die ganze, innre Höhle des Schädels erfüllt, während beim Zurückströmen des Blutes beide ein Zwischenraum scheidet. Bemerkenswerth erscheint es, daß die Blutgefäße, welche ins Hirn gehen, die beiden innren Kopfschlagadern und die Wirbelschlagadern, ehe sie eintreten, ihre gewöhnliche, gerade Richtung verlassen, vorher mehrere Windungen und zuletzt eine fast ringartige Schlinge bilden. Es erinnert dieses an das oscillirende Abweichen der Magnetnadel von der gewöhnlichen Richtung, wenn sich ihrem Kreise ein Meteor der höheren Ordnung wie etwa ein Nordlicht oder Erdbeben nahet, und es wird die Gewalt des Blutstromes durch die Nähe des Organes, in welchem eine Lebenskraft der höheren Ordnung waltet, gebrochen. Das zurückströmende Blut dagegen sammlet sich alsbald aus den innren Venen in die Blutleiter der äußersten, festen Hirnhaut, welche dasselbe in kürzerem Verlaufe wieder zur Schädelhöhle hinaus nach dem Herzen führen. Jene feste (harte) Hirnhaut, welche, der Natur der Venen verwandt, das zurückkehrende Blut auffasset, bildet die äußerste, eigenthümliche Umkleidung des Gehirns, zwischen dessen äußere Hauptabtheilungen sie sich gleich einer scheidenden Wand hineinsenkt. Die innere, weiche Hirnhaut umkleidet das Gehirn unmittelbar und tritt mit ihren nährenden, den Kreislauf des Lebens unterhaltenden Gefäßen in alle seine Windungen, alle seine innren Höhlungen hinein, umfasset alle seine Gebilde. Zwischen beiden Häuten, der festen äußren und der innren, die Blutgefäße enthaltenden weichen, zeigt sich noch die zarte, sogenannte spinnenwebenartige Haut, und diese drei Häute umkleiden dann auch in derselben Ordnung das Rückenmark.

Nach dem Hinwegnehmen der harten Hirnhaut so wie des spinnewebenartigen Häutleins zeiget sich die von mannichfach gewundnen Furchen durchzogne Oberfläche des Hirns. Von vorn nach hinten ist dieses selbst durch die zeltartig hineintretende Zwischenwand der harten Hirnhaut in zwei deutlich geschiedene Haupttheile, das vordere große und das hintere kleine Gehirn, gesondert. Schon die verschiedene Gestalt und Richtung der Furchen, welche beim großen Gehirn mäandrisch gewunden, bei dem kleinen in parallelen, blätterartigen Schichten übereinander geordnet sind, lässet auf die Verschiedenartigkeit des innren Baues und der Bestimmung dieser beiden Hirnganzen schließen. Das vordere, große Gehirn ist wieder von oben durch den sichelförmigen Fortsatz der harten Hirnhaut in zwei Seitentheile geschieden, deren jeder nach unten und hinten durch deutliche Einbuchtungen in drei Abtheilungen (sogenannte Hirnloben) abgesondert ist. Und an diese zweimal drei Abtheilungen des großen Gehirnes schließt sich als Siebentheil das kleine Gehirn an. Aber auch beim kleinen Gehirn zeigt sich an jedem seiner Seitentheile eine Sonderung in drei Abtheilungen, und als Siebentheil tritt hier nach kleinerm Maßstab der wurmförmige Fortsatz hinzu. Endlich, so zeigt sich an der untern Seite des Gesammtgehirns, wenn wir dasselbe aus der Schädelhöhle herausnehmen, ein dritter Haupttheil desselben, das verlängerte Mark als Anfangs- und Ausgangspunkt des Rückenmarkes. Auch an diesem unterscheidet das Auge eine für das Einprägen in das Gedächtniß bequeme Wiederholung der gepaarten Dreizahl von äußeren Theilen, die beiden vordern Pyramiden, die beiden Olivenkörper mit ihrem gezahnten Kern und die beiden seitlichen Pyramiden oder strangförmigen Körper. Eine vordere und hintere Längsspalte theilt das verlängerte Mark in zwei symmetrische Seitenhälften und begründet hiedurch die symmetrische Paarung der oben genannten, augenfälligen Theile, zu deren Sechszahl als ein siebenter beachtenswerther Theil die Pyramidenkreuzung, d. h. jene Markschlinge gehört, welche durch die untern Enden der vordern Pyramiden da gebildet wird, wo dieselben in die vordern Stränge des Rückenmarks übergehen, indem ihre innren Fasern über die vordere Längsspalte hinübertreten.

Die Masse des Gehirns bestehet aus einer fast gallertartig weichen, grauen Substanz, welche beim Trocknen der einzelnen Abschnitte schnell verdunstet, und aus einer festeren, meist faserigen, weißlichen Marksubstanz; zwischen beiden zeigt sich an einigen Punkten noch eine mittlere, gelbliche. Es bilden die Lagen des graulich Flüssigeren bald die äußere Umhüllung des festeren weißlichen Markes, bald zeigt sich dieses nach innen von jenem

durchwebt, und im kleinen Gehirn entstehet aus den abwechselnden Lagen von beiden die Form eines Baumes mit regelmäßig auslaufenden Aesten und Zweigen, der sogenannte Lebensbaum.

Die mikroskopische Forschung läßt in der weißen Marksubstanz des Gehirns eine zahllose Menge derselben Primitivröhrchen erkennen, als die sind, welche den einzelnen Nerven bilden. Sie sind aber hier ungleich feiner, von kaum wahrnehmbarer Hülle umgeben und sehr dicht, zu Einer Masse zusammengedrängt. Von andrer innrer Beschaffenheit ist die graue Substanz im Aeußern des Gehirns und Innern des Rückenmarks. Diese besteht vorherrschend aus kleinen kugligen Körperchen, deren Durchmesser den 50sten Theil, ja nur den 100sten Theil einer Linie beträgt, den sogenannten Ganglienkugeln. Im Innren der durchsichtigen Hülle findet sich ein röthlichgrauer, feinkörniger, durch ein kleberiges Bindemittel zusammengehaltener Stoff sammt einem durchsichtigen Kern; äußerlich sind auch die Ganglienkugeln mehr oder minder deutlich von feinen Primitivfasern umsponnen.

Ein Blick in das Innre des Menschenhirns und auf sein Gebilde wird auch ein weniger achtsames Auge zur Aufmerksamkeit wecken und den betrachtenden Verstand mit Verwunderung und ernsterem Bedenken erfüllen. Es ist da eine Symmetrie, ein Wechselverhältniß der Größen und Entfernungen der Theile, woraus ein tiefsinniges geometrisches Gesetz hervorleuchtet. In der Mitte des Hirnes thronen jene Gebilde, welche dem Auge seine sehenden Nerven und mithin dem ganzen Leibe das irdische äußere Licht geben, jene Gebilde, welche man zugleich mit mehr Recht als andre Theile des Gehirnes für das leibliche Gefäß und vermittelnde Organ eines von oben einwirkenden, geistigen Lichtes halten kann. Ihrer sind sieben: zwei vordere, größere, die gewöhnlich sogenannten Sehehügel, und vier hintere, kleinere, die sogenannten Vierhügel; über und zwischen den Sechsen schwebet als höhere Einheit die fast pyramidal wie der Umriß der Flamme gebildete Zirbeldrüse, welche beim Menschen mitten im Schooße des Lebens das Todte — den kalkartigen Hirnsand — entwickelt.

Hier ist der Anfang der Bildung des Gehirns; denn jenes Gehirnbläschen, welches in dem eben entstehenden Menschenleibe oder in dem kaum noch unterscheidbaren Leibe des Küchleins im Ei zugleich mit dem Rückmark wahrgenommen wird, ist nichts andres als das Doppelpaar der Vierhügel. Dieses ist in dem Hirn der niederen Thierarten wie in dem der ungebornen Frucht schon deutlich gebildet vorhanden, ehe die Hauptmasse des Gehirns hervorkeimt, welche nachmals, wie das Fleisch des Apfels die kleinen in ihm enthaltnen Kerngehäuse, jene zarten Gebilde umfasset und zudeckt. Ja die Vierhügel werden (nach Döllingers Beobachtungen) früher sichtbar als selbst die eigentlichen Sehehügel, welche erst erscheinen, wenn der Grundriß des Auges schon erkennbar ist.

Auch das weiter nach vornen gelegene Gehirn entfaltet sich in drei Paare von Theilen, und zunächst an die Sehehügel gränzen die gestreiften Körper, von welchen die Zergliederungskunde der neueren Zeit die mehr nach außen liegenden Linsenkerne als besondre, selbstständige Abtheilungen geschieden hat; endlich folgen am weitesten nach vornen und außen die kolbenartigen Hirnfortsätze, aus denen die Nervenfädchen des Geruchsorgans hervorgehen. Als siebenter Theil, entsprechend der an der hinteren Commissur des Gehirns gelegnen Zirbeldrüse, zeiget sich unter der vordern Commissur der Trichter, der zum Hirnanhang führt, einem Theile der in Bau und Wesen ganz als eine Wiederholung der Zirbeldrüse, nur in umgekehrter, nach unten gekehrter Stellung und Ordnung erscheint. Von einem lebendigen Hauche erfüllt, breiten die Seitenhöhlen ihre drei Paare von Kammern über die innren Theile des Gehirnes aus, und in der Mitte jener Seitenkammern zeigt sich eine mit ihnen verbundene, die sogenannte dritte Hirnhöhle, welche dann, unter den Vierhügeln sich weiter fortsetzend, zur vierten Hirnhöhle wird. Ueber jener, jedoch von ihr gesondert, ist die Kluft der durchsichtigen Scheidewand. Es wird diese Scheidewand aus den sich abwärts senkenden Marklamellen des oberen, großen Hirnbandes, des sogenannten Balkens, gebildet, als dessen untrer Theil der Markbogen (fornix) betrachtet werden kann. Von diesem merkwürdigen Doppeltheil des Gehirnes, welcher wie ein Erzgang die Spaltungskluft zwischen den vorderen Hirnhälften durchsetzt und ausfüllt, steigen drei Paare von Ausbreitungen in die Hirnhöhlungen hinab: vom Markbogen nämlich jene Säulchen, welche zwischen den Sehehügeln und gestreiften Körpern hinunter bis an die Markkügelchen gehen; vom Balken jene Verlängerungen, welche in den hinabsteigenden Seitenhöhlen die Ammonshörner oder die größeren, in den hintern Kammern die kleineren Füße des Seepferdes bilden.

Alle die bisher genannten Gebilde des Gehirns, auch die im Innren seiner Höhlungen liegenden, sind nur äußere Umrisse des wundervollen Gebäudes und seiner einzelnen Abtheilungen, in dessen eigentlichen Bauplan das unbewaffnete Auge nur in unvollkommner Weise, in vollkommnerer aber das mikroskopische Forschen einzudringen vermag. Der wesentlichste Grundzug dieses Bauplans liegt in der allseitigen gegenseitigen Durchdringung, in der gründlichen Einigung der drei, ihrer Wirksamkeit nach wesentlich verschiedenen Mächte, aus denen das Gehirn besteht. Es zeigt sich in dieser Dreitheilung und Einigung ein ähnliches Verhältniß als bei der Dreitheilung des Lichtstrahles durch das Prisma in eine vorzugsweise leuchtende, in eine wärmende und in eine chemisch polarisirende Region. Die verschiedenen Farben des prismatischen Spectrums wie jene drei in demselben räumlich aus einandergelegten Wirksamkeiten werden durch die Sammellinse wieder zu dem einen, ungeschiedenen Lichtstrahl.

Daß vorzugsweise das große Gehirn, welches im Leibe des Menschen

den Höhenpunkt seiner Entwicklung erreicht, das vermittlende Organ des thierisch sinnlichen Wahrnehmens, so wie beim Menschen des vernünftigen Erkennens sei, daß vom kleinen Gehirn die Macht des thierischen Bewegens ihren Ausgang nehme, daß im verlängerten Mark der Concentrationspunkt jener Kräfte zu suchen sei, welche gleichsam in chemisch organischer Weise das (vegetabilische) Geschäft der Ernährung und Stoffbildung betreiben, ist durch die Beobachtungen und Versuche der neueren Physiologie außer Zweifel gesetzt. Bei gewaltsamen Zerstörungen des kleinen Gehirns blieben die Geschäfte des Erkennens, des Denkens, ja selbst der Wille ungeschwächt, aber zugleich war diesem Willen die Macht genommen sich durch Muskelbewegungen zu äußern; eine tiefer gehende Verletzung des verlängerten Markes greift den Stamm des Lebens (das vegetabilische Wirken, auf dem das animalische als auf seiner Basis ruht) an der Wurzel an, und macht demselben plötzlich ein Ende; mit dem beiderseitigen Durchschneiden des **nervus vagus**, durch welchen die Kräfte des verlängerten Markes vorzugsweise an dem Leibe sich äußern, höret das Athmen auf, dieses wesentlichste Kennzeichen und Element des andauernden Lebens.

Aber diese drei verschiedenen Regionen des Gehirns sind an jedem ihrer Punkte, in jedem ihrer kleinsten Theilchen so innig verschmolzen, daß die Kräfte der einen überall die Kräfte der andern zu ergänzen und mit ihnen zum gemeinsamen Zweck des Lebens sich zu einigen vermögen. Schon im Gehirn selber und noch mehr in dem von ihm ausgehenden Rückenmark läßt sich die Verschmelzung der drei Regionen zu einem Ganzen selbst für die Anschauung deutlich machen, weßhalb wir hier den innren Bau des Rückenmarks betrachten.

Dieses besteht so wie das Gehirn aus weißer und grauer Nervenmasse, beide jedoch sind in umgekehrter Ordnung zusammengefügt, denn die graue wird hier von der weißen umfaßt, jene bildet das Innre, diese das Aeußere. An der weißen Markmasse, welche zugleich der vorherrschende Theil des Rückenmarks ist, bemerkt man deutlich die faserige (aus Nervenröhrchen bestehende) Structur, zwei tiefe Einschnitte, ein vordrer und ein hintrer, theilen sie in zwei symmetrische Hälften, nach deren Seitenrändern hin die weiße Substanz stärker angehäuft ist, während sie nach vorn nur durch ein dünnes Markplättchen verbunden ist. Außer den beiden Anschwellungen des Rückenmarkes an jenen Stellen, an denen die Nerven der vordern und hinteren Extremitäten (der Arme und Füße) entspringen, wird an dem äußern Umriß derselben kein augenfälliger Punkt bemerkt, der graue Kern aber im Innern der weißen Markmasse zeigt an jeder Hälfte des Rückenmarkes die Gestalt eines gebogenen, nach vorn dickeren, nach hinten spitz zulaufenden Füllhorns, dessen concave Seite und dessen Enden nach außen, die convexen Seiten nach innen (nach der Mitte) gekehrt, und hier durch einen grauen Querstreif ihrer Masse verbunden sind. Wie die vordere

Theilungsspalte des Rückenmarks bis auf die Verbindungsschicht der weißen Markmasse beider Hälften hineinreicht, so die hintere Spalte bis auf die Verbindungsschicht der grauen Substanz.

Die weiße Markmasse jeder Rückenmarkshälfte ist offenbar durch die Längsspalten, durch die Form des grauen Kernes und durch die Furche, welche die Ursprungsstellen der beiden Wurzeln der Rückenmarksnerven von einander abgränzt, in drei Hauptgruppen gesondert. Da wo das Rückenmark an seinem obern Ende in die Schädelhöhle übertritt und seine senkrechte Richtung in die horizontale sich umbeugt, verschlingen sich die Fasermassen seines Markes in mannichfacher Weise, und aus dieser Verschmelzung gehen abermals drei Gruppen hervor, in deren nach unten gelegener sich die vordere, in der obern die hintere, in der mittleren die mittlere der Rückenmarksgruppen erkennen lassen. Die beiden unteren treten in jenen großen Markbogen, in welchem die Markmassen des großen und kleinen Gehirns sich verschmelzen, in die Varol'sche Brücke hinein und erscheinen jenseits derselben als die beiden Markschenkel des großen Gehirns, die untere Gruppe strahlt ins kleine, die mittlere in das Mittelhirn aus. So wird in den einzelnen Theilen des Gehirns eine Fortsetzung des Rückenmarkes, in diesem eine Fortstrahlung von jenem erkannt; die Elementarformen der Primitivröhren nehmen ihren geheimnißvollen Lauf von einer Region in die andre, von der innersten Tiefe des Gehirns nach dem äußersten Umfang des Leibes, von diesem wieder zurück ins Innre. Es ergeht uns jedoch bei der Beobachtung dieses Laufes, nur in umgekehrter Weise, so, wie bei der Beobachtung des Laufes der Kometen. Dieser wird uns nur in einer seiner Hälften, in der Sonnennähe, sichtbar, die andre größere Hälfte wird nur durch Berechnungen erkannt; die Nervenröhrchen aber entziehen sich unserm Forschen, wenn sie im Innren des Gehirns in ihre Sonnennähe treten, während sie auf ihrem äußern Verlaufe erkennbar sind.

Wir fügen der Beschreibung des Hirnbaues hier nur noch eine kurze Schilderung des vorhin erwähnten Centralpunktes bei, in welchem die Massen der drei Haupttheile des Gehirns zusammenfließen, die des sogenannten Hirnknotens oder der Varol'schen Brücke. Dieses an der untern Seite des Gehirns gelegene augenfällige Markgebilde zeigt sich uns zuvörderst als ein Zusammenfluß jener Markfaserbündel, welche aus dem Innren des kleinen Gehirns, von einer Hälfte desselben zur andern verlaufen und auf diese Weise die erste (unterste) Lage des Hirnknotens bilden. Eine zweite, mittlere Lage, die stärkste von allen dreien, entstehet vorherrschend aus dem Zusammenströmen der peripherischen Markmassen des großen Gehirns, die dritte, oberste, gehet nach der einen Seite hin aus den Centraltheilen des Gehirns (den Vierhügeln, den Sehehügeln, der Zirbeldrüse), nach der andern aber aus der Centralmasse des verlängerten Markes hervor, so daß hier die Fasern des einen dieser Gebiete nach dem andern verlaufen, so wie über-

haupt die Fasern aller drei Hauptregionen in dem Hirnknoten sich verschmelzen und vermischen.

Zwölf Paare von Nerven treten durch die Schädelhöhle aus der Gehirnmasse und ihrem verlängerten Mark hervor. Hiervon sind das erste, zweite, achte und neunte Paar eigentliche Sinnesnerven, denn das erste vermittelt die Empfindung des Geruchs, das zweite (der Sehenerve) das Sehen, das neunte mit dem fünften, welches noch innerhalb der Schädelhöhle sich in drei Stämme theilt, den Geschmack, das achte das Hören. Das dritte, vierte und sechste Paar geben dem Auge, an dessen Muskeln sie gehen, das siebente den Lippen und allen Muskeln des Gesichts ihre sprechende Bewegung; das zwölfte vermittelt die Bewegungen der redenden Zunge; das zehnte, an den Kehlkopf so wie zuletzt an Lunge und Magen verlaufende gibt zu der Rede die Stimme, ja zum Leben den Athem. Es wird in seinem Fortgange mannichfach mit dem eilften, zuletzt in die Schultern und Rückenmuskeln gehenden verbunden.

Jeder Rücken-Wirbelnerve entstehet, wie schon erwähnt, aus zwei Wurzeln, davon die eine aus dem vordern, die andere aus dem hintern Theile des Rückenmarks hervorkommt. Jene, wie wir nachher sehen werden, vermittelt die willkürlich bewegende, diese die empfindende Kraft des Nerven.

Ueberhaupt entspringen aus dem Rückenmark dreißig Paare von Nerven, acht der Halswirbel, zwölf der Rückenwirbel, fünf der Lenden und fünf der Kreuzbeine. Hiervon geben die vier obersten Paare dem Nacken und Hinterhaupt ihre Muskelbewegung und Empfindung, zugleich aber auch das dritte und vierte Paar dem Zwerchfell seine Nerven, während die vier untersten Halsnerven sammt dem obersten Paare der Rückenwirbel das Armgeflecht bilden, durch welches die vielfache Beweglichkeit und Thätigkeit des Armes und die feine Empfindlichkeit der Fingerspitzen vermittelt wird. Die eilf übrigen Nervenpaare der Rückenwirbel verlaufen zwischen den Rippen, und das oberste (zweite) Paar hat zugleich das wohlthätige Geschäft der Belebung der Milchdrüsen und mit den vier folgenden Paaren zusammen jenes der Bewegung der obersten Brust- und Rückenmuskeln, während besonders die beiden letzten Paare außer einem Theil des Zwerchfelles auch noch jene Bauch- und Lendenmuskeln bewegen, welche mit den Brustmuskeln zusammen beim Athmen geschäftig sind. Endlich so bilden die zehn Nervenpaare der Lenden und Kreuzbeinwirbel eben so ein Geflecht, welches die Schenkel und Füße mit Nerven versorgt, als die untersten Halspaare das Geflecht für die Arme. Zugleich vermitteln auch die Nerven der Lenden- und Kreuzbeine den belebenden Einfluß des Rückenmarkes für die Organe der untersten Bauchgegend. Die letzten Nervenpaare des Rückenmarkes, als mangelte ihnen die Kraft, eben so wie die gehirnnäheren gerade und auf kürzestem Wege durch die harte Haut des Rückenmarkes zu dringen, schleppen sich erst, ehe sie hindurchgehen, innerhalb derselben eine lange

Strecke mit einander und bilden so am Ende des Rückens den sogenannten Pferdeschweif. Da wo die Nerven der Arme und der Schenkel aus dem Rückenmark hervorgehen, erscheint dieses am dicksten und breitesten.

Alle bisher beschriebenen Nerven des Gehirns und Rückenmarks zeigen in ihrem Verlaufe nach beiden Seiten eine symmetrische Anordnung und, wenigstens an ihren Stämmen, in verschiedenen menschlichen Körpern eine große Beständigkeit und Uebereinstimmung der Bildung. Wir finden aber im Innern der Brust und Bauchhöhle ein andres, von jenem verschiedenes Nervensystem, welches weder die symmetrische Anordnung der Sinnen- und Gliednerven, noch auch irgend eine Beständigkeit der Bildung zeiget; denn es ist nicht bloß in seinen Verzweigungen, sondern auch in seinen Hauptmassen und Anfängen in dem einen Menschenleibe öfters ein so ganz andres als in dem andren, daß es scheinen könnte, als sei es diese Region der undeutlichen und dunklen Anfänge unserer Gefühle und Naturtriebe allein, worauf sich die charakteristische Verschiedenheit der Einzelwesen unsres Geschlechts gründet.

Aehnlich den einzelnen, gehirnartigen Nervenknoten des Insekten- und Molluskenleibes zeigen sich in der Nähe des Magens, des Herzens und seiner Gefäßanfänge so wie in der Nähe der andern, zunächst der Verdauung und Ernährung dienenden innren Organe und in der Nähe der Lungen massige Zusammendrängungen und Verwicklungen von Nervenfäden, welche zwar bis hinan zu dem fünften und sechsten Paare der Schädel- und bis hinunter zu den äußersten Paaren der Wirbelnerven mit dem System des Gehirns und Rückenmarks vielfach verbunden sind, übrigens aber schon durch die Größe ihrer Knoten- oder Scheibengeflechte und der aus diesen weiter gehenden Stämme und Fäden, welche öfters mit den angränzenden Verbindungsfäden des oberen Nervensystems in gar keinem Verhältniß stehet, es verrathen, daß sie von andersartigem, selbstständigem Herkommen sind. Gleich das oberste Halsgeflechte dieses sogenannten sympathischen oder Gangliarnervensystemes wechselt in verschiedenen Menschenleibern, was die Größe betrifft, von der Länge zweier Linien bis zu jener von drei Zollen und zehn Linien; was aber die Vertheilung betrifft, so gibt es zuweilen nur einen oder zwei, andre Male sogar fünf bis sechs weiche, röthliche Gefäßnerven an die große Kopfschlagader (Carotis) ab, welche diese bis hinan zur Gränze des Gehirns begleiten. Eben so ist der untere Halsknoten, über welchem sich zuweilen noch ein mittlerer findet, bald eiförmig, bald drei- oder viereckig gestaltet; er liegt bald vor, bald hinter, bald ober, bald unter der unteren Schilddrüsenarterie, ist bald so, bald anders mit den übrigen Ganglien seines Systems verbunden. Und so gehet die Verschiedenheit der Gestalt, der Größe, der Lage und Verbreitung auch an den andren Ganglien der Brust und des Unterleibes immer weiter fort, und es bleiben sich an denselben fast nur jene Verbindungsfäden

gleich, welche von allen Nerven des Rückenmarks zu den sympathischen Nerven gehen.

Im Ganzen sind es auf jeder Seite 24 bis 25 Nervenganglien, welche, durch Zwischenfäden verbunden, den Verlauf des sympathischen Nerven bilden. Seiner organisch-elementaren Bildung nach unterscheidet sich dieser Nerv dadurch von den vorhin beschriebenen, daß seine Substanz weicher und von mehr grauer Färbung ist, so wie durch seine Zertheilbarkeit in eine Menge von Fädchen, welche theils zu Ganglien sich verweben, theils aber die vegetativen Organe, an welche sie verlaufen, so reichlich versorgen, daß bei Störungen und Verletzungen der einen Partie noch eine hinlängliche Zahl derselben in Wirksamkeit bleiben kann.

Die Bestimmung des Gangliarnervensystemes ist es offenbar, den Hauptorganen der Verdauung und Ernährung, des Athmens und des Blutumlaufes den belebenden Antrieb zu geben. Die Kraft hiezu scheint es aber nicht allein von dem wollenden und empfindenden Nervensystem der oberen Ordnung, vom Gehirn und Rückenmark, sondern eben so unmittelbar als dieses aus einem Quell der Bekräftigung und Belebung (jenem der Physis nach §. 6) zu empfangen, welche zunächst nicht in der Macht des Einzelwesens liegt. Der freie Wille hat über das Geschäft der Ernährung und Bildung des Leibes keine Macht, die empfindende Seele weiß und bemerket im gesunden Zustande nichts von dem Fortgang jenes Geschäftes, fühlet das Blut eben so wenig durch die Adern und die Nahrung durch die Verdauungsorgane gehen, als ihr Wille das Herz schlagen, den Magen verdauen machen kann. Der kranke Zustand, worinnen wir jedes Bewegen des Herzens, jede Regung der verdauenden Eingeweide mehr oder minder schmerzlich fühlen, zeigt uns, was die Verdauung und Ernährung sein würden, wenn ihr Fortgang nur von der oberen Region des Wollens und Empfindens abhinge. So aber gehen der Kreislauf und das Bildungsgeschäft des Leibes im Schlafe wie bei Lähmungen, ja bei theilweisen Zerstörungen des oberen Nervensystemes noch immer ihren ungestörten Gang fort, und es waltet in dem Gangliarnervensystem des Menschenleibes, wie dieß schon die Geschichte mancher Nervenkrankheiten und Epidemien lehrt, der unmittelbare Einfluß jener kosmischen Mächte, die das niedere Thierreich, in welchem das Gangliarnervensystem noch das vor- ja allein herrschende ist, zu den bewußtlosen Bewegungen und Handlungen des Instinctes treiben.

Für die Wahrnehmungen der Seele hat das Gangliarnervensystem noch eine andre Bestimmung, von welcher wir später, im §. 34 etwas mehr sagen werden. Wie uns nämlich durch die äußern, oberen Sinne die Kunde von den Erscheinungen und Veränderungen der äußeren Welt kommt, so durch das System des sympathischen Nerven die Kunde von den Veränderungen im Innern des Leibes. Die Ganglien sind für die innre

Region der Gefühle dasselbe, was die Sinnorgane für die äußre; sie bringen unserer Seele die herrschenden Stimmungen, die Veränderungen der vegetativen Region des Leibes zur Wahrnehmung.

Doch wir kehren noch einmal zu der Betrachtung der beiden Hauptfunctionen der Nerven des Gehirns und Rückenmarkes, der willkürlichen Bewegungen und deutlichen Empfindungen zurück. Die willkürliche Bewegung erscheinet augenfällig als Folge eines Hinabwärts-, die Empfindung als ein Hinaufwärtsströmen der Lebenskräfte im Nerven. Schon nach jenem oft wiederholten Versuche, laut welchem bei einem in seinem Verlaufe unterbundenen Nerven eine äußere Reizung des Antheiles, der unterhalb des Verbandes liegt, zwar Zuckungen in den zugehörigen Muskeln, nicht aber Empfindung erregt, während dagegen die Reizung des oberhalb der Unterbindung gelegnen Antheiles empfunden wird, ohne daß ein Zucken in den unterhalb gelegnen Muskeln erfolgt.

Sehr bemerkenswerth ist in dieser Beziehung das schon erwähnte, verschiedenartige Verhalten jener beiden Wurzeln, mit welchen die Nerven aus dem Rückenmark entspringen. Die zu dem hintern Theile des Rückenmarks gehende Wurzel, welche vor ihrem Einströmen zu einem Knoten anschwillt, erscheint als Leiter der Empfindungen; die andre Wurzel, welche aus dem vordern Theile des Rückenmarks in geradem Verlaufe ausgehet, ohne sich erst zum Knoten zu verschlingen, erscheint als Leiter der willkürlich bewegenden Kraft. Es haben dieß schon jene Beobachtungen erwiesen, nach welchen das Zerstören oder Verletzen der hintern Wurzel oder des hintern Theiles des Rückenmarkes ein Aufhören der Empfindung in demzugehörigen Gliede zur Folge hatte, ohne daß hierbei seine willkürliche Bewegung unterbrochen war. Dagegen folgte auf ein Zerstören der vordern Wurzel ein Aufhören der willkürlichen Bewegung, wobei die Empfindung noch fortbestund.

Das als Empfindung von unten nach oben steigende Leben vermag sich mithin seinem leiblichen Mittelpunkt und Quell, dem (Gehirn und) Rückenmark nur von hinten zu nähern und zeigt vor dem Zusammenfließen mit ihm in der Bildung des Knotens eine ganz ähnliche Erscheinung als nach S. 180 die Blutgefäße vor ihrem Eintreten in das Gehirn. Die Aeußerung des Willens dagegen gehet von vornen und ungehindert durch den Nerven nach den Theilen hinabwärts. Denn das Höhere, das zu dem Niederen herabsinkt, durchdringet dieses mit vorherrschender Gewalt; das Niedere dagegen, wo es in das Höhere übergehen, in dieses versetzt werden soll, bedarf jener vermittlenden Uebergänge, in denen es zuerst seine untere Natur und Richtung verändert und aufgibt (nach S. 95). Eben daher sehen wir denn auch da, wo der rohe, noch nicht zum eignen Leibe geordne Stoff in den Körper eintritt, bei den Organen der Verdauung und Ernährung, die Ganglien-Nervenbildung so durchaus vorherrschend.

Die eigenthümliche Lebensäußerung des Muskels, die fibrirende Be-

wegung, ist mit dem Tönen, die eigenthümliche Lebensäußerung des Nerven in ihrer nach oben gehenden Richtung mit dem Licht, in der nach außen und unten gehenden mit der Elektricität verwandt. Daher wird an der unmittelbaren Ausbreitung des Sehenerven in der Netzhaut des Auges beim Menschen und deutlicher noch bei einigen Thieren nicht selten ein phosphorisches Schimmern, ja zuweilen ein blitzartiges Leuchten gesehen, und es erscheint der Beachtung nicht unwerth, daß die sogenannten Hellseher die Nerven des lebenden Leibes als leuchtende Fäden beschreiben, welche durch die dunklen Gebilde desselben hindurchgehen und diese erhellen. Daß aber jene andre Kraftäußerung des Nerven, wodurch dieser die Bewegung des Muskels wirkt, verwandt sei mit der Elektricität, lehrt schon die Geschichte der elektrischen Fische.

Auch an der Wärmeerzeugung durch das Geschäft des Athmens hat der Einfluß des Nerven keinen unbedeutenden Antheil, so daß man sagen darf, daß alle Formen der elektromagnetischen Bewegungen im Dienste und in der Abhängigkeit von der Lebenskraft des Nerven stehen.

Beim Entstehen der Planetenrinde, die wir bewohnen, hat sich ein Theil jener Lebensluft, welche mit den metallischen Grundlagen die festen Gebirgsmassen gebildet, frei erhoben und ist zur allumfassenden Atmosphäre geworden. Dieses noch in uranfänglicher Reinheit und Freiheit zurückgebliebene Element ist dann das vermittlende Organ, durch welches die oberen, kosmischen Einflüsse in die dunklen, starren Massen hinabwirken. Hier gehen die allbeleuchtenden, wärmenden Strahlen der Sonne aus und ein, und die Atmosphäre ist ohne Aufhören von elektrisch-magnetischen Kräften erregt und bewegt, obgleich dieses Bewegen der durchsichtigen, luftartigen Flüssigkeit dem Auge nur sichtbar, dem Ohre nur hörbar wird, wenn es an den undurchsichtigen und gröber körperlichen Massen ausgehet, an ihnen sich ausläßet.

So erscheint auch die Nervenmasse des thierisch-menschlichen Körpers gegen die übrigen Theile desselben als ein noch uranfänglicheres, reineres, freieres Element, welches die oberen Lebenseinflüsse der Seele ohne Aufhören bewegen, obgleich dieses Bewegen erst da sinnlich wahrnehmbar wird, wo es an den untergeordneten Gliedern seinen Ausgang nimmt. Und wie das Sonnenlicht, das die Atmosphäre durchströmt, die ganze Planetenfläche, so umfasset das Leben, das im Nerven strömt, den ganzen Leib mit allen seinen Organen, und es ist selbst das Wesen des zerstörten und hinweggenommenen Gliedes mit seinen einzelnen Theilen noch im Nerven gegenwärtig und bedacht; denn jenen innren, siderischen Leib, der sich da mit dem äußeren, irdischen begegnet und vereint, vermag keine leibliche Gewalt zu verstümmeln noch zu verletzen.

Endlich so ist uns das Nervensystem in dem Geschäft seines Bewegens und Empfindens das leibliche Abbild einer Wechselwirkung, auf welcher zuletzt

selbst das Leben der geistigen Region beruht. Das Abbild einer von oben nach unten steigenden, das Leibliche erfassenden und bewegenden Liebe und eines von unten nach oben steigenden Sehnens, dessen Werk es ist, die niedere Natur des Sehnenden allmählich in die höhere des Ersehnten zu verwandeln. Dieser wundervolle Austausch, bei welchem das Höhere beständig, seiner selbst sich entäußernd, von dem Niedern überkleidet, dieses aber, von seiner eignen Natur entkleidet, der höheren theilhaftig wird, soll uns noch in einem späteren Abschnitt beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Zu der Auseinandersetzung des innern Zusammenhanges der einzelnen Regionen der Fasermasse des Hirnmarkes, vergl. m. die gehaltreiche Schrift von A. Förg: Grundlinien zu einer morphologischen Betrachtung des Gehirns. München 1839.

Die Geschichte der Erkenntniß des Gehirns und der Nerven und der natürlichen Verrichtung beider im lebenden Leibe hängt so genau mit der Geschichte der wissenschaftlichen Seelenkunde zusammen, daß wir bei jener einige Augenblicke verweilen müssen.

Historisches. Die Nerven, durch welche vermittelst ihrer Verbindung mit dem Gehirn und Rückenmark den Theilen des Leibes ihr eigenthümliches Gefühl, den Sinnen ihre Empfindung sowie den Gliedern die vom Willen ausgehende Bewegung verliehen wird, sind, namentlich bei den vollkommneren Thieren und beim Menschen, verhältnißmäßig so klein und zart, daß sie einer Beobachtung, die das Schauspiel des Lebens mehr im Ganzen beachtete, weniger aber hinter die Coulissen zu dringen gewohnt war, sich lange entziehen mußten. Diese feinen, gelblichweißen Fädchen, welche meist neben und mit den Blutgefäßen ihren Verlauf haben, und an deren Gewebe zuletzt das ganze Gewicht des thierischen Lebens hängt, wurden zu leicht mit den Blutgefäßen selber verwechselt (m. vergl. Aristotel. hist. anim. I, 11, wo die Sehnerven als *φλέβες* erwähnt scheinen). Ja nach Aristoteles (de part. anim. II, 5) ist es nur das lebende Fleisch und das ihm im Leibe Verwandte, welches Gefühl hat, oder nach einem vielleicht spätern, dem Aristoteles zugeschriebenen Buche (de spiritu c. 5) fühlen wir durch die Arterien, welche den Geist der Luft enthalten. Die Erkenntniß der Nerven hing zu sehr von der rechten Erkenntniß des Gehirns ab, daher uns der Irrthum der älteren Schulen über die Nerven aus jenem begreiflich wird, in den man über das Gehirn gerathen war, wie wir dieses hier zuerst betrachten wollen.

Das Gehirn. Daß der Hauptsitz und Sammelplatz aller Empfindungen und Gefühle, der Ausgangspunkt aller erkennenden Seelenthätigkeit im Innren des Hauptes, im Gehirn sei, mußte schon das alltägliche Gefühl lehren. Es war daher das Haupt, auf welches die Kraft der Segnungen, aus Seele in Seele (Gen. 48, 14 u. 17) oder die der Weihungen (Lev. 8, 12) übergetragen wurde, und sowie das Wort Seele wurde auch das Wort Haupt in der ältesten Sprache für den ganzen Menschen und als gleichbedeutend mit Seele gebraucht (Exod. 16, 16; 38, 26; Num. 1, 2). Das, was den Menschen vor dem Thier auszeichnet, die Kräfte des Gemüths *(φρένες)* so wie die des Erkennens *(νοῦς)* haben nach der Lehre des Pythagoras ihren Sitz im Gehirn (Diog. Laërt. L.

VIII, 30; Plut. de placit. Phil. L. IV, c. 5). Es ist ein abgerissener Theil (gleichsam ein abgesprungener Funke) dieses Lebensquelles, was bei der Erzeugung die Grundlage eines neuen Lebendigen bildet (Diog. l. c. 28, 29, m. v. Plut. V, 4). So ist auch nach Plato Tim. 483, 484 das Haupt schon seiner Gestalt nach ein Abbild des Weltalls; im Haupte wohnt der allbeherrschende Verstand *(νοῦς)*. Diese dem natürlichen Gefühl so nahe liegende Ansicht von der Bedeutung des Gehirnes hatte sich durch einen mißverstandenen Augenschein, den die Zergliederung des todten und selbst die des lebenden thierischen Leibes erregte, ungewiß machen und von ihrer Behauptung abschrecken lassen. Die Zergliederung ließ die Hippokratiker in dem Gehirn nichts weiter als einen weißen, schwammartigen, drüsigen Theil erkennen, dessen Bestimmung es sei, die Feuchtigkeiten des Leibes an sich zu ziehen (Hippocrat. de glandul. p. 271). Wie kann, so schloß selbst Aristoteles durch den Augenschein irre geleitet, das Gehirn der Sitz der empfindenden Seele sein, „da es ja keine Gemeinschaft hat mit den Theilen, welche empfinden (dieß waren ihm die fleischartigen, die *σάρκες)*, und da es selber, wenn es berührt wird, kein Gefühl zeigt" (de part. anim. L. II, c. 7). „Das Gehirn (so schloß er weiter), aus Wasser und Erde bestehend und von kalter Natur, ist dazu bestimmt, das Feuer des Herzens zu mäßigen. Daher bedürfen die Thiere, welche kein Blut haben, auch keines Gehirns. Das Gehirn bildet sich in der höheren Region des Leibes durch eine Art von Gerinnung aus dem Blute, wie sich der Regen und andre Meteore aus der Luft erzeugen. Eben durch das Erkalten des ernährenden Blutes im Gehirn entsteht auch der Schlaf" (ib.). Uebrigens erkennt schon Aristoteles an, daß der Mensch im Verhältniß unter allen Thieren das größte „und feuchteste" Gehirn habe (hist. anim. I, 16). Das kleine Gehirn *(παρεγκεφαλίς)*, die Hirnhöhlen (freilich nur als *κοῖλόν τι μικρόν)*, die harte Hirnhaut *(ὑπὴν ἰσχυρότερος)* werden von ihm angeführt (ib.). Die Häute, welche das Hirn und das Herz umgeben, sind die festesten (ib. L. III, c. 11), denn diese beiden (Hirn und Herz) sind die herrschenden Mächte des Lebens (ib. III, 7). Bei dem Rückenmark *(ῥαχίτης μυελὸς)* wird wenigstens die Verschiedenheit von dem Mark der andren Knochen hervorgehoben (L. II, 6). Wenn Aristoteles von der einen Seite die Bedeutung des Gehirns zu tief herabsetzte, so erkannte er von einer andren wenigstens die nothwendige Wechselbeziehung desselben mit dem Herzen, dem Sitz der Seelenkräfte an, in welcher Wechselbeziehung auch nach einem Ausdruck der Pythagoräer das Gehirn wie ein reflectirender Sammelpunkt der Lebensstrahlen erscheint, die vom Herzen ausgehen (*εἶναι δὲ τὴν ἀρχὴν τῆς ψυχῆς, ἀπὸ καρδίας μέχρι ἐγκεφάλου*, Diog. Laërt. VIII, 30). — Als in etwas späterer Zeit (nach Galen de Hippocr. et. Pl. plac. VII, 8) schon durch Erasistratus die Nerven in ihrer eigentlichen Bestimmung, Gefühl und Bewegung nach dem Gehirn und von diesem aus zu vermitteln, anerkannt, ihr Ursprung aus dem Hirn und Rückenmark genau bemerkt war, gestaltete sich alsbald auch eine gründlichere Gehirnlehre. Galen (de us. part. L. VIII, c. 2 u. 3 edit. Kühn. T. III, p. 615 seqq.) widerlegt die Ansicht des Aristoteles, als ob das Gehirn nur als Abkühlungsorgan da sei, und zeigt den eigentlichen Zweck desselben (de Hippocrat. et Platon. plac. L. VII, c. 8, L. VIII, c. 1, ed. Kühn. T. V, p. 645 seqq., de us. part. L. VIII, c. 4). Die harte Hirnhaut

(*ἡ μήνιγξ ἡ σκληρὰ*), die weiche oder Gefäßhaut (*ἡ μαλακὴ καὶ λεπτὴ μήνιγξ* von Herophilus *χοροειδὴς* genannt), die Aderhautgeflechte (*χοροειδέα πλέγματα*), die Hirnhöhlen (*κοιλίαι*), die Windungen (*ἑλιγμοὶ*) des Gehirns und die vorzügliche Menge derselben am kleinen Gehirn des Menschen hat schon Erasistratus gekannt und beschrieben (Galen. de Hipp. et Plat. decr. L. VII, c. 3, ed. Kühn. V. 603 seqq.), deutlicher aber und umständlicher beschreibt Galen vier Hirnhöhlen so wie den Bogen oder fornix (*μόριον καμάριον καὶ ψαλιδοειδὲς* (de us. part. L. VIII, c. 11; de anatom. admin. L. IX, c. 4), dann die Zirbeldrüse oder das Conarium (*κωνάριον*), die Vierhügel als testes und nates (*δίδυμοι* und *γλούτια*), den wurmförmigen Fortsatz (*σκωληκοειδὲς ἀπόφυσις*) des kleinen Gehirns (ib. c. 14, vergl. m. de anatom. admin. L. IX, c. 3 und 5, ed. Kühn. Vol. II, 717 seqq.).

Die Nerven. Das Wort *νεῦρον*, welches durch seinen lateinischen Abkömmling, nervus, in allen neueren Sprachen Bürgerrecht erlangt hat, bezeichnete zwar von Anfang (als sollte es an das wenigstens dem Laut nach verwandte Wort *νεύω* erinnern) einen Körper, welchem eine gewisse bewegende Kraft innenwohnet, und war frühe die Benennung jener Organe des thierischen Leibes geworden, von denen die willkürliche Bewegung ausgehet; hierbei war jedoch der Name und das Bewußtsein dessen, was man mit ihm andeuten wollte, eher vorhanden gewesen als die Kenntniß des zu benennenden Gegenstandes. Denn als man anfing den innern Bau des Leibes mit dem zergliedernden Messer in der Hand zu untersuchen, glaubte man viel eher in den starken, augenfälligen Sennen die Träger und Urheber der Bewegung zu erkennen als in den kaum vom Auge bemerkten eigentlichen Nervenfädchen. Den Sennen als solchen wichtigen Organen suchte deßhalb Aristoteles schon dadurch ihren hohen Rang zu sichern, daß er ihren Anfang aus dem Mittelpunkt des Lebens, aus dem Herzen herleitete. „Die Nerven oder Sennen (*νευρὰ*) entspringen aus dem Herzen, welches in seinen Kammern ganz voller kleinen Nerven ist (hist. anim. III, c. 5). Dennoch waren dem Aristoteles auch die eigentlichen Nerven nicht entgangen. Er bezeichnet zwar die Nerven des Auges als Canäle (*πόροι*), macht aber auf das Zusammenlaufen der Sehnerven aufmerksam (*συμπίπτουσι*, hist. anim. L. I, c. 16). Anatomisch, ihrem Ursprunge nach aus dem Gehirn und Rückenmark, finden wir die Nerven genauer erkannt und beschrieben in einem nach Aristoteles entstandenen Buche der Hippokratischen Schule (Hipp. de oss. nat. p. 277); ihren Eigenschaften nach, als Werkzeuge der Empfindung und als Anreger der Bewegung, erkannten sie Herophilus und Eudemus (Galen. de loc. affect. L. III, c. 14. ed. Kühn. Vol. VIII, p. 212). Dennoch wurden Nerven, Sennen und Bänder noch häufig auch von geübten Aerzten (z. B. Asklepiades, Rufus u. A.) verwechselt (weßhalb vielleicht Herophilus lieber den Aristotelischen Namen *πόροι* für Nerven beibehalten wollte, Gal. de us. part. X, 12, ed. Kühn. III, 813), bis Galen durch meisterhafte Entwicklung der Neurologie alle Zweifel über die eigentliche Beschaffenheit der Nerven und ihre Verschiedenheit von anderen Theilen löste. Er unterschied vollkommen genau den Nerven (*νεῦρον*), das Band oder ligamentum des Knochens (*σύνδεσμος*) und die Senne tendo (*τένων*) m. vergl. de Hippocr. et Plat. decr. L. I, c. 9, ed. Kühn. IX, p. 204; de loc. affect. L. II, c. 2, e. K. VIII, 74). Er beschreibt an

mehreren Stellen, besonders de us. part. L. VIII, c. 8 bis 16. ed Kühn. L. III, p. 712 bis 750 und in dem Buch de nerv. dissect. die einzelnen Paare (*συζυγία*) der Gehirnnerven, wobei jedoch der Geruchsnerve in seiner eigentlichen Bestimmung verkannt und mehrere später entdeckte Paare in ihrer Eigenthümlichkeit übersehen sind. Selbst der große sympathische Nerve wird von Galen bemerkt. Der Unterschied zwischen bewegenden und empfindenden Nerven den schon Rufus (de appellat. part. corp. hum. ed. Clinch., p. 36) aufgestellt hatte, bestimmt Galen dahin, daß er die Gehirnnerven vorherrschend als der Empfindung, die Rückenmarksnerven als der Bewegung dienend betrachtet (de us. part. L. XVI, c. 2 seqq.).

Die natürliche Wärme des Leibes wurde von dem ganzen Alterthum und seit Aristoteles (hist. animal. VIII, 1; de gener. animal. III, 11) auch von den Späteren mehr für eine unmittelbare Wirkung der beseelenden Kraft als — in Lavoisiers Art — für die Folge eines Einheizungsprocesses gehalten, obwohl schon Aristoteles eine zugleich sich steigernde Vollendung des Athmungsprocesses hierbei nicht übersieht (l. c. und de respirat. 13). Von den neuesten Beobachtungen über diesen Gegenstand war schon oben S. 113 die Rede.

Wir gehen nun zu den näheren Erläuterungen des vorstehenden Paragraphen über.

Die oben im Paragraphen erwähnte Vermuthung, daß die Entwicklung und Wirksamkeit der einzelnen Seelenkräfte mit dem Dasein und der Entwicklung einzelner Hirntheile zusammenhinge, ist schon vor Gall von mehreren Physiologen geäußert worden, wenn auch die Vorstellungen von jener Wechselbeziehung bald mehr, bald minder sonderbar und grob waren. Das Gedächtniß wurde schon von Benivenius besonders mit dem kleinen Gehirn in Beziehung gesetzt, bei dessen Zerstörung zugleich das Gedächtniß verschwunden sein sollte. Wenigstens zeige sich immer zugleich mit mehreren Verstandeskräften eine größere Zahl der Blätter im kleinen Gehirn. Schelhammer wollte das Wahrnehmungsvermögen mit den grauen Hirnhügeln, das Nachdenken mit dem größten Umkreis des Markes; Willis die Einbildungskraft mit dem Balken, den Instinct mit dem vorderen Paare der Vierhügel, die Leidenschaften mit dem Hirnknoten; Lancisi die Beurtheilungskraft mit der Zirbel in Beziehung setzen. Von Galls Ansichten wird in einem spätern Abschnitte noch die Rede sein.

Nach Vauquelin besteht das Gehirn aus 7,00 Eiweißstoff, 80,00 Wasser, 5,23 Hirnfettmasse (bestehend aus 4,53 Stearin und 0,70 Elain), 1,50 Phosphor, der mit jener Fettsubstanz vereint ist, 1,12 Osmazom, 5,15 phosphorsaurem Kalk, Talk und Kali sowie Schwefel, der mit dem Eiweißstoff verbunden ist. Nach Saß enthält die Gehirn- und Nervensubstanz mehr Kohlenstoff und weniger Stickstoff als die Muskelsubstanz in nachstehendem Verhältniß:

	Hirnsubstanz.	Muskelsubstanz.
Stickstoff	6,70	15,92
Kohlenstoff	53,48	48,50
Wasserstoff	16,89	10,64
Sauerstoff	18,49	17,64

Das Uebrige waren erdige und andere Bestandtheile. Gehirn und männlicher Samen gleichen sich sehr in ihrer Zusammensetzung.

Das Gehirn, vom Rückenmark gleich unter dem Ursprung des Zungenfleischnervens abgeschnitten, wiegt in einem wohlproportionirten Menschenleibe gegen und über 3 Pfund (nach Sömmering von 2 Pfund 11 Loth bis 3 Pfund $3^3/_4$ Loth). Hiervon wiegt das große Gehirn allein von 2 Pfund 2 Loth bis 2 Pfund 20 Loth. Die Größe des Leibes und seine Stärke hat keinen oder wenig Einfluß auf die Größe des Gehirns. Was das Lebensalter betrifft, so ist das Gehirn desto größer im Verhältniß zum Körper, je jünger der Mensch ist; bei Embryonen von der Länge einer Pariser Linie ist dasselbe im Umfange so groß als der ganze übrige Körper; das Hirn eines viermonatlichen, 15 Loth und 14 Gran (3614 Gran) schweren Embryo's wiegt allein $1^3/_4$ Loth und 43 Gran (463 Gran), mithin mehr als den achten Theil der Gesammtmasse; das eines ausgetragenen Kindes wiegt $26^1/_4$, eines zweijährigen $46^1/_2$, eines sechsjährigen schon 2 Pfund 7 Loth. Das specifische Gewicht des Gehirns, das sich im Mittel zu dem des Wassers wie 1031 zu 1000 verhält, ist übrigens im frühern Lebensalter etwas größer, während es im hohen Alter sich verringert. Zugleich mit der Verminderung des specifischen Gewichts vermehrt sich mit steigendem Alter die Festigkeit (und Trockenheit) des Gehirns. Das Gehirn der Cretinen unterscheidet sich nach van Geuns bei Sömmering a. a. O. V. S. 391 von andern Menschenhirnen durch ganz auffallende Härte und Festigkeit, dagegen wird auch zuweilen (bei Wahnsinnigen) das Gehirn ganz ungewöhnlich weich gefunden.

Das Blut, das beim Menschen in verhältnißmäßig sehr großer Menge (v. Baer a. a. O. S. 117 setzt sie auf wohl den sechsten Theil der ganzen Blutmasse; Sömmering und Monro schätzen sie geringer) zum Gehirn emporsteigt, und mit einer Gewalt, welche es bei Enthaupteten 6 bis 7 Fuß in die Höhe treibt, bricht wie ein Strom, dessen Lauf Felsenmassen hemmen, seinen Drang zuerst an der Knochensubstanz des Schädels. Der Canal in der Pyramide des Schläfebeins, durch welchen die innere Carotis ihren Lauf nimmt, ist mehrere Male stark gebogen. Hierauf bildet sie in ihrem weiteren Verlauf, der sie unter anderem auch mitten durch das Blut des zelligen Blutleiters führt, mehrere mächtige Windungen und Krümmungen, so daß der Lebensstrom, den sie dem Gehirn zuführt, mit aller der Frische, welche ihm die Nähe des Quelles (der Lunge und des Herzens) gibt, zugleich aber auch mit großer Ruhe und Stille an jenem Organ anlangt, welches der Ruhe bestimmt ist. Hierzu trägt auch die oben erwähnte ringförmige Vereinigung der Hirnarterien, der vorher schon zu einem gemeinsamen Stamm zusammenfließenden Wirbelschlagadern und der beiden innern Kopfschlagadern (Carotiden) noch vieles bei.

Das kleine Gehirn ist nach Sömmering a. a. O. S. 59 dem sechsten oder siebenten Theil des großen Gehirnes an Schwere gleich; denn es wiegt im Mittel bei erwachsenen Menschen 10 bis 12 Loth; an äußerem Umfange erscheint das große Gehirn wegen der bedeutenden Höhlen in seinem Innern verhältnißmäßig noch größer, nämlich sieben- bis achtmal so groß als das unter ihm liegende kleine Hirn (Sömmering S. 23). Bemerkenswerth ist es auch, daß das kleine Gehirn im Verlauf der leiblichen Entwicklung in ein ansehnlicheres Verhältniß zum großen Gehirn tritt, als es im frühesten Lebensalter hatte; denn es erscheint verhältnißmäßig um so kleiner, je jünger der Mensch rückwärts vom sechzehnten oder achtzehnten Jahre an ist. (Ebendas. S. 60.)

Der Schädelantheil der harten Hirnhaut umkleidet die Hirnschale ganz und fest von innen und dient derselben zur ernährenden Beinhaut, während sie zugleich mit ihrer glatten inneren Fläche das Gehirn bedeckt. Dagegen hat der Theil der festen Hirnhaut, welcher das Rückenmark von der Schädelhöhle aus durch den Canal der Wirbelsäule begleitet, diese doppelte Bestimmung nicht, sondern er umhüllt bloß als eine weite, am Ende spitz zulaufende Scheide das Rückenmark, während der Canal der Wirbelsäule so wie des Kreuzbeins noch seine eigene Beinhaut hat, mit welcher jene durch einen lockern Zellstoff verwebt ist, welcher vorn und hinten die Blutleiter des Rückenmarks enthält. Die feste Hirnhaut ist die dickeste und festeste unter allen Häuten des Körpers und zugleich ziemlich elastisch. Sie enthält (besonders in jüngern Jahren) Arterien, die sie ernähren und ihrer inneren Fläche Feuchtigkeit geben, aber keine Nerven (ist im gesunden Zustand unempfindlich). Sie besteht deutlich aus zwei Blättern, welche an mehreren Punkten sich zur Bildung der Blutleiter auseinander begeben. Die spinnewebartige oder Schleimhaut, welche zwischen der festen Hirnhaut und der Gefäßhaut Hirn und Rückenmark ganz umspannt, ohne jedoch in die Windungen und Eintiefungen hineinzutreten, ist mit keiner andern Haut des menschlichen Körpers zu vergleichen als mit dem innersten Häutchen des menschlichen Eies im Mutterleibe. Sie ist nur mit Saugadern, nicht mit eigentlichen Blutgefäßen versehen. In jüngern Jahren ist sie ganz, später weniger durchsichtig. Die Gefäß- oder Aderhaut des Gehirns und Rückenmarks bestehet fast gänzlich aus einem dichten Netz von zertheilten Arterien und vereinten Venen. Sie ist gefäßreicher, wo sie die graue, als wo sie unmittelbar die Marksubstanz umkleidet; als Adernetz tritt sie in die Höhlen des Hirns. Sie durchsetzt ganz besonders das kleine Gehirn in seinen dicht auf einander liegenden, tiefen, dann wieder in Querfortsätze zertheilten Schichten. Alle ihre Gefäßendchen senken sich nach innen in die Gehirnmasse; keine verlaufen nach außen in das so nahe angrenzende Spinnwebehäutchen.

Die graue Substanz zeigt nirgends deutlicher jene faserige Beschaffenheit, welche die Marksubstanz hat, sie ist die allerweichste, dennoch aber noch einige Schnellkraft besitzende Masse im menschlichen Körper, Sömmering a. a. O. S. 29. Die graue Hirnsubstanz besteht großentheils aus Gefäßen, sie verwandelt sich bei zunehmendem Alter zum Theil in Marksubstanz. Im kleinen Gehirn und auch anderwärts erscheint die graue Substanz, in den gestreiften Hügeln die Marksubstanz, durchsichtiger. Das Gehirnmark, das im großen Gehirn in überwiegenderem Verhältniß da ist als im kleinen, empfängt unmittelbar weniger Blut als irgend ein anderes Eingeweide des menschlichen Körpers, wenigstens ist es in keinem Falle blutreich zu nennen. Sömmering S. 35. — Außer den drei obenerwähnten Substanzen der Hirnmasse, der markigen, grauen und gelben, zeigt sich auch noch eine vierte, schwarze, in der Mitte der Markbündel des großen Gehirns, von denen so wie vom Hirnknoten und verlängerten Rückenmark alle Hirnnerven ihren Anfang nehmen.

Von den Vierhügeln ist zuweilen das vordere, andere Male das hintere Paar größer als das andere. Die öfters ganz hohe Zirbel ist verhältnißmäßig in weiblichen Körpern größer als in männlichen. Vor der Zirbel, auf oder im markigen Leistchen liegen in einem oder zwei bis drei Häufchen die citronengelben Hirnsteinchen (der Hirnsand), jene merkwürdige Auszeichnung des Menschen-

gehirns im Europäer wie im Neger, im Ungebornen wie im Erwachsenen. Die Größe der Zirbel fand Lancisi bei einem Blödsinnigen nur wie die eines Senfkorns. — Den Bau des Hirnanhanges vergleicht Sömmering wegen der Zusammensetzung aus zwei verschiedenen Substanzen mit dem Bau der Nebennieren.

Die Zahl der Schichten oder Blätter des kleinen Gehirns beträgt zwischen 300 bis 800. Auf jeder Seite seiner Grundfläche lassen sich vorzüglich drei Partien erkennen, welche sich durch die Richtung ihrer Furchen unterscheiden. Zu diesen zweimal dreien Theilen kommt dann als siebenter der unpaarige Fortsatz, der sich zwischen beiden Hälften genau in die Mitte gegen die vierte Hirnhöhle hinbeugt, und wie in sich selber gewickelt hinaufzieht.

Der Nerv lebt und gestaltet sich, wie dieß besonders Mißbildungen bewiesen, auch ohne Gehirn; umgekehrt will man das Vorhandensein eines Gehirns bei völligem Ermangeln der Nerven beobachtet haben (doch v. m. d. §. 21). Die ansehnlichsten Nerven unter allen Theilen empfängt das Auge und nächst ihm das Ohr, dann die Nase, Zunge, Lippen, Fingerspitzen, die Enden der Generationsorgane, Brustwarzen, Haut des Gesichts und übrige Haut. Ansehnlich sind die Nerven der Muskeln (außer jenen des Herzens), kleiner die der Arterien, noch kleiner die der Venen, der Eingeweide der Brust und Unterleibshöhle; ohne Nerven sind Knochen, Knorpel, Sennen, Bänder, Hirnhäute, Brustfell, Bauchfell, Herzbeutel, Hornhaut, Kristalllinse, Oberhaut (Nägel und Haare), Fett und Mark, Nachgeburt, Nabelstrang und Ei.

Die oben S. 179 erwähnte Umbiegung der Primitivröhrchen der Nerven an den Theilen, daran sie enden, ist namentlich im Innern des Gehörorgans unverkennbar und unläugbar. In den pacinischen Körperchen der Hand- und Fußfläche endigen die Nervenröhrchen frei und sind dabei nicht selten getheilt. Ueberhaupt hält J. Müller die schlingenartige Umbiegung der Nervenfädchen in mehreren Fällen, namentlich in den Muskeln für zweifelhaft; er beobachtete hier eine wirkliche Theilung ihrer Enden, so wie Savi diese Theilung auf den Plättchen des elektrischen Organs der Zitterrochen, Schwann am Mesenterium der Frösche wahrnahm. An dem zusammengesetzten Auge der Insecten geht der Centralinhalt der Nervenröhre unmittelbar in den ihr zugehörigen Krystallkegel über. J. Müllers Physiologie 4. Aufl. B. I, S. 523 u. f.

In unvollkommneren Thieren sind die Nerven und das Rückenmark im Vergleich zu der Größe des Gehirns am größten; der Mensch hat beim verhältnißmäßig größten Hirne die feinsten Nerven. Alle Hirn- und Rückenmarksnerven sind paarig und, außer beim Stimmnervenpaar, gleichen sich der rechte und der linke in ihrem Verlaufe fast vollkommen. Am genauesten jedoch zeigt sich dieses Gleichen an den Centralenden (Ursprüngen) der Nerven und in ihrer Nähe. Unter den Hirnnerven hat im dreimonatlichen Fötus der Riechnerve, im ausgeborenen Kinde der Sehnerve, im Erwachsenen das fünfte Nervenpaar die größte Dicke, erst dann folgen der Seh-, Riech-, dritte, Hör-, Stimm-, Zungenfleisch-, Antlitz-, Bei-, sechste, Zungenschlundkopf, vierte Nerve. Bei manchen Menschen (nach Sömmering vielleicht bei feurigeren) erscheinen die Centralenden der Nerven im Verhältniß zum Hirn kleiner als bei andern. Die Centralenden aller Nervenpaare des Gehirns würden vereint kaum drei Linien dick sein, die des Rückenmarks dicker als das gesammte Rückenmark; jene sind mithin im Vergleich

mit dem Gehirn viel kleiner als diese im Vergleich zum Rückenmark. Die gesammte Nervenmasse des Leibes an ihrer peripherischen Endung auf der ganzen Außenfläche des Leibes ist außer allem Vergleich viel größer, als die Centralenden zusammengenommen sind. Die Nerven werden daher im Großen ebenso wie der Riechnerve im Kleinen in ihrem weiteren Verlauf immer ausgedehnter und breiter, enden konisch. Die Nerven des Gehirns und Rückenmarks, am auffallendsten und deutlichsten jedoch der Sehnerve, scheinen vermöge einer Durchkreuzung der Hirnmasse mit derjenigen ihrer entgegengesetzten Seite ebenso sehr, ja zum Theil mehr in Beziehung zu stehen als mit der ihrer eigenen Seite. Daher leiden bei einer Verletzung der einen Hirnhälfte die Muskeln und andere Organe der andern Seite.

Die Hirnnerven zeigen jeder schon im Bau so viel Eigenthümliches, daß man sie an einzelnen Stücklein erkennen kann; die Rückenmarksnerven gleichen sich sehr. Was die Centralenden der letztern betrifft, so ist die vordere Reihe ihrer Wurzeln schwächer, zugleich aber dichter zusammengedrängt. Je tiefer ein Rückenmarksnerve entspringt, desto länger ist sein Centralende. Die Fädchen der vordern sind faseriger, die der hintern rundlicher; jede Reihe dringt durch ein besonderes Loch der festen Hirnhaut.

Magendie, der die Nerven in sensible und in nicht oder wenig sensible theilt, rechnet zu jenen nicht bloß die aus der hintern Reihe der Rückenmarkswurzeln entspringenden, sondern die Zweige des Nervus vagus, des ersten Halsnervenpaares, den ramus superior des fünften Hirnpaares. Zu den nicht sensiblen nur die eigentlichen Sinnesnerven sowie den facialis, hypoglossus u. s. w. Schneidet man diese durch, so behalten die Theile ihre Empfindlichkeit.

Der sympathische Nerve wird aus Fäden des fünften und sechsten Hirnnervens, aller 30 Rückenmarksnerven und einigen Fädchen des Zungenschlundkopf- und Stimmnerven gebildet. Im Hals bildet er 2 bis 3 (den obern und untern, zuweilen noch den mittlern) Knoten, deren Nerven meist ans Gefäßsystem jener Region, an Schilddrüse, Schlund u. s. gehen; in der Brust wird der Stamm des sympathischen Nerven etwas stärker und bildet hier die 12 Brustknoten, welche ihre Nervenenden in die Eingeweide und Gefäße der Brust geben; der Lenden- und Kreuzbeinknoten sind zusammen 9 bis 11 (der erstern 5, der andern 4, 5, ja 6). Der Eingeweidenerve, der aus Fäden der Brustknoten gebildet wird (jedoch in verschiedenen Individuen aus sehr verschiedenen), verschlingt sich mit den Fäden der Zwergmuskel- und Stimmnerven sowie mit den vom übrigen sympathischen Nerven kommenden Fäden zu dem cöliakischen oder obern Bauchgeflecht, das aus mehreren Knoten, dem Ganglion solare, abdominale u. s. zusammengesetzt erscheint; ferner zum obern Gekrösgeflecht, zu den Nierengeflechten, obern und untern Samengeflecht, untern Gekrös- und Beckengeflechte.

Bei Verletzungen der Hirnschale und an dem noch weichen Obertheil des Schädels zarter Kinder (an der sogenannten großen Fontanelle) wird erkannt, daß das Hirn beim jedesmaligen Ausathmen anschwelle und sich erhebe, beim Einathmen sich senke. Hierdurch entsteht im Kleinen in kurzen Zwischenräumen jener Wechsel, welcher im Großen und in längern Zwischenzeiten zur Entstehung des Schlafes mitwirkt. Jeder anhaltende Druck aufs Gehirn wirkt Schlaf. Wie

die bildende Kraft im Schlafe bei unwirksam gewordenem Gehirn noch fortwährend thätig bleibt, so wurden auch zuweilen Kinder mit übrigens vollständig ausgebildetem Leibe geboren, denen das Gehirn und Rückenmark gänzlich fehlte, und welche bei diesem Mangel der wichtigsten Centralorgane auch außer dem Mutterleibe noch fortlebten, das Gefühl des Hungers durch Schreien und Saugen kund thaten. Ja ein solches Kind ohne Hirn und Rückenmark (?) hatte bis zum achten Monat gelebt und war dabei wohl genährt (Sömmering a. a. O. S. 368). So war auch der Ochs, in welchem Fodere das ganze Gehirn durch einen Knochenauswuchs verdrängt und vernichtet fand, sehr groß und fett. Ueberhaupt scheint die Reproductionskraft, welche z. B. bei unvollkommneren Thieren verlorene oder verstümmelte Glieder wieder erzeugt, im umgekehrten Verhältniß mit der Entwicklung des Gehirns zu stehen. Doch zeigte sich in Mißgeburten ohne Hirn, außer jener des Hungers, keine Empfindung, sowie auch das mannichfache Rück- und Gegenwirken der einzelnen Organe des Leibes, welches auf der sogenannten Sympathie derselben beruht, ohne Gehirn in den meisten Fällen nicht denkbar und möglich wäre.

An verschiedenen Embryonen wird eine auffallende Verschiedenheit in der Form des Schädels und mithin im äußern Umriß des Gehirns bemerkt, wodurch vielleicht die künftigen Anlagen der Seele voraus angedeutet werden (Sömmering a. a. O. S. 393.). In merkwürdiger Wechselbeziehung steht hernach im weiteren Gange der Entwicklung des Hauptes die Ausbildung des Gehirns und die Aeußerung seiner Kräfte mit der der Schädelknochen; jene litt, wenn diese zu überwiegend mächtig war. (Hempels Physiologie S. 534 und Fahners Beiträge zur praktischen und gerichtlichen Heilkunde I. Beob. 15.) Beschädigungen der Hirnschale schienen in einigen Fällen die Aeußerungen der Seelenkräfte zu erleichtern und diese selber zu erhöhen. Jener geistig aufgeregtere Zustand verlor sich nach dem Wiederzuschließen der Wunde im Schädel.

Fast alle Theile des großen und kleinen Gehirns hat man in gewissen Fällen einzeln zerstört und das verletzte Thier dabei fortleben sehen. Eine Verletzung des Rückenmarks hebt den lebendigen Zusammenhang der Theile, deren Nerven unterhalb der verletzten Stelle entspringen, auf und hiermit die Empfindung und Bewegung derselben, wird mithin um so schneller tödten, je näher am Hirn sie erfolgte. Ueber die Folgen der Verletzungen und tiefer gehenden Zerstörungen des kleinen Gehirns vergl. m. J. Müllers Physiologie I. Seite 724 u. f. Aus Flourens Versuchen ging hervor, daß z. B. Vögel, denen man die oberflächlichen und mittleren Lagen des kleinen Hirns hinweggenommen hatte, die Kraft zu geregelter Bewegung, nicht aber das Vermögen zu sehen und zu hören verloren. Nach dem Hinwegnehmen der letzten Lagen konnte das Thier nicht mehr fliegen, gehen, noch sich im Gleichgewicht erhalten, konnte sich, auf den Rücken gelegt, nicht mehr aufhelfen. Es hörte und sahe, gab sich, unbeholfen mit den Flügeln schlagend, Mühe, den Streich der ihm drohte, zu meiden, ohne es zu können. Das kleine Gehirn ist für sich allein nicht sensibel; seine Verletzungen machen deßhalb keine Convulsionen. Dagegen wirken Verletzungen des großen Gehirns hemmend auf die höhern Seelenkräfte des Erkennens und Wollens. Ueber die Beziehung des Rückenmarks auf das Vermögen der Zeugung s. m. J. Müller a. a. O. S. 701.

Ein durchschnittener Nerve bekommt zwar nach der Zusammenheilung sein Gefühl unterhalb der verletzten Stelle zuweilen wieder, niemals aber in der früheren Vollkommenheit. Opium, unmittelbar auf den entblößten Nerven gebracht, schwächt örtlich, ebenso wie dann, wenn es innerlich genommen worden, allgemein, die Empfindung, oder lähmt sie ganz.

Das Vermögen der willkürlichen Bewegungen vom Hirn aus durch die Nerven nach den Muskeln kehrt vollkommen wieder, wenn ein durchschnittener Nerve wieder zusammengeheilt ist, auch wenn er unterhalb des Durchschnittes ganz welk, verschrumpft und völlig gefühllos bleibt. In Beziehung auf die bildende und ernährende Kraft des Leibes gilt von den einzelnen Nerven dasselbe, was oben von dem Gehirn erwähnt worden. Arnemann durchschnitt in Thieren beide Stimmnerven, einen sympathischen Nerven, mehrere große Nerven der Vorderfüße, beide Hüftnerven, ohne daß merkliche Abmagerung erfolgte. Dennoch wirken die Nerven entschieden auf die Beschleunigung oder Hemmung des Blutumlaufes und auf die meisten Absonderungen ein, wiewohl z. B. das Zerschneiden der Nervenzweige, die zur Speicheldrüse gingen, die Absonderung des Speichels kaum merklich und vielleicht nur mittelst der Verletzung der Drüse selber verminderte.

Obgleich das Leuchten mancher thierischer Augen im Dunkeln, d. h. bei einem nur dämmernden oder bei Sternenlicht großentheils als Reflex der sparsamen zerstreuten Lichtstrahlen betrachtet werden kann, hat man dennoch ein wahrhaft selbstständiges phosphorisches Leuchten selbst an den Augen eines Staphylinus (Raubkäfers) neuerdings beobachtet. Ohne übrigens hier beide Arten des Entstehens dieses Lichtes zu unterscheiden, erwähnen wir nur, daß man besonders an den Augen der Katzen und der Hyänen (nach Brugnatelli), sowie der Wölfe (nach Valisneri) jenes Leuchten im Dunkeln deutlich bemerkt hatte. Selbst an Menschenaugen wurde ein Selberleuchten zuweilen deutlich beobachtet (nach a Castro: ign. lamb. p. 11. Plemp. L. IV. prop. 58). Einen phosphorischen Schein, der aus seinen eignen Augen im Dunklen hervorging, bemerkte unter andern Johann Tack (Teichmeyer anthrop. p. 254). Andre einer feinen Empfindung fähige Theile leuchteten am lebenden Menschen im Dunkeln, z. B. die Haut des Herzogs Gonzaga von Mantua, wenn man sie gelind rieb, nach Bartholin. Das ganze Haupt leuchtete in anderen Fällen, welche Cardan. var. rer. L. 8. c. 44 p. 549; Libav. L. I. Hexaem. p. 110. Petro a Castro in collect. m. s. u. A. erzählen. An einigen der feinsten Empfindung fähigen Theilen des Unterleibes beobachteten Aehnliches Euseb. Nieremberger in hist. peregrin. so wie Sinnibald: Geneanthrop. L. 4. und Borell. Cent. II. obs. 69, 166.

Bei den elektrischen Fischen gehen einzelne Zweige jener Nerven, welche die Hauptorgane der Bewegung versorgen, nicht an Muskeln, sondern sie endigen in Apparate, welche unmittelbar die aus dem Nerven strömende, bewegende Kraft nach der Außenfläche des Leibes leiten. Eine Empfindung gleich einem elektrischen Schlage erregt öfters der Biß heftig gereizter, giftiger Schlangen, und selbst bei dem Zerschneiden einer lebendigen Maus fühlte ein Beobachter eine Art von elektrischem Schlag, der von dem Leib des gequälten Thieres ausging.

Die nahe Verwandtschaft jenes belebenden Princips, welches die willkürliche Bewegung und die meisten andern Geschäfte des thierischen Lebens bewirkt mit der Elektricität, ist durch viele Thatsachen erwiesen. Eine der fast schauderhaft lehrreichsten Beobachtungen, welche hieher gehört, ist die, welche wir hier nach Berzelius (Lehrbuch der Chemie, übers. v. Wöhler, B. IV, S. 26) erzählen wollen.

Ure hatte Gelegenheit über den Körper eines hingerichteten Verbrechers zu disponiren, welcher, nachdem er eine Stunde lang gehangen hatte, heruntergenommen und den ärztlichen Versuchen unterworfen wurde. Die Hälfte des ersten Halswirbels wurde ausgebrochen, das verlängerte Mark daselbst bloßgelegt und ein metallener Leiter a mit ihm in Verbindung gesetzt. Ein anderer b wurde auf den nervus ischiadicus, da wo er unter den musculis glutaeis hervortritt, gelegt, dann die Verbindung durch eine 270paarige elektrische Säule geschlossen. Sogleich geriethen alle Muskeln des Rumpfes wie bei einem heftigen Schauder in Bewegung. Jetzt wurde b in einen Einschnitt der linken Ferse gesetzt und die Verbindung geschlossen; da gerieth der ganze Körper in die heftigste Bewegung, das Knie wurde so gewaltsam ausgestreckt, daß der Mann, der dasselbe gebogen zu halten suchte, fast umgestürzt ward. — a wurde 3 bis 5 Zoll unter dem Schlüsselbein mit dem nervus phrenicus sinister, b mittelst eines unter der siebenten Rippe eingestoßenen Metalldrathes mit dem Zwerchfell in Berührung gesetzt, da entstand ein Zusammenziehen des Zwerchfells. Als man aber hiebei mit dem Metalldrath des einen Leiters auf dem Polstück hin- und herstrich, so daß in fast unmerklichen Zwischenräumen eine Menge Entladungsstöße nahe auf einander folgten, entstand ein ordentliches, obwohl schweres Athmen, der Bauch hob und senkte sich abwechselnd, die Luft wurde so ordentlich aus- und eingeathmet, daß die Umstehenden glaubten, das Leben kehre in den schon eine halbe Stunde lang von diesen Versuchen gemißhandelten Körper zurück; doch blieben Herz und Puls unbeweglich. — a wurde an den Ellbogen, b an den Zeigefinger gelegt; die Folge war gewaltsames Ausstrecken der Hand. — Man legte a an den oberen Augenhöhlennerven, b an die Ferse. Die Folge war ein allgemeines Zucken der Muskeln des Leibes, vorzüglich aber jener des Gesichts, „wobei (sagt Ure) Ausdruck von Raserei und Verzweiflung sich mit dem gräßlichsten Lachen zu einer so schaudervollen Grimasse verbanden, daß mehrere der Zuschauer aus dem Zimmer stürzten und einer ohnmächtig niederfiel."

Wilson durchschnitt bei Thieren den nervus vagus oberhalb der Stelle, wo er Zweige an den Magen abgibt. Die Folge war beschwerliches Athmen, Aufhören der Verdauung, Tod nach etlichen Stunden. Bei andern so verletzten Thieren wurde durch den Nerven unterhalb des Durchschnitts und eine Metallplatte auf der Magengegend ein schwacher elektrischer Strom geleitet. Die Folge war leichteres Athmen, gesunde Verdauung.

Ueber die Erzeugung der thierischen Wärme vgl. m. Berzelius a. a. O. S. 112.

Das Geschäft der Sinnen.

§. 18.

Mit einem allgemeinen, großen Kreislaufe der auf- und niedersteigenden Lebenskräfte unsrer Sichtbarkeit tritt schon der lebende Leib durch das

Athmen, die Seele aber zunächst durch die Wahrnehmungen der Sinnen in Verbindung. Wir beschreiben zuerst jenen großen Kreislauf, so wie er sich den Sinnorganen darstellt, hernach die leibliche Gestalt und Wirksamkeit dieser Organe selber.

In aller Creatur ist ein Sehnen nach der Creaturen Ursprung und Ausgang. Ziehet doch der nahe Fels das schwebende Bleiloth, die weit entfernte Sonne aber die Schaar ihrer Welten nach sich hin, und selbst das unmächtige Gewölk, wenn es vom Gebirge aufsteigt, reißet die benachbarte Luft mit in seinen Strom hinein; wie sollte Der, welcher mächtiger ist als alle Macht der Sichtbarkeit, näher als alle Nähe des Leiblichen, die Dinge, welche er in seiner Hand trägt, nicht zu sich hinneigen und bewegen?

Das Verlangen der lebenden Seele gestaltet die Glieder, durch welche es wirket, nach der Art des Verlangten: die festere Hand zum Ergreifen des Festen, die zartere Lunge zum Aufnehmen der Luft; der Gedanke, welcher des Geliebten gedenket, trägt das Bild dieses Geliebten in sich. So träget auch das Sehnen aller sichtbaren Creatur, wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit Quell, ein Bild dieses Quells in sich, und dieses Bild erscheint uns als Licht. — Das Licht ist ein Emporsteigen, ein Hinausgehen des leiblichen Seins aus seinem eignen, engen Kreise nach dem oberen Einen, das Alle umfasset, Alle hält und trägt. Das Sehnen steigt beständig auf von der Welt des Wandelbaren nach der Wandlungen ewigem Stillstand und Grund, wie der Rauch vom Rauchfaß, wie der Schwung des Gebetes zu Gott.

Stätig und ohne Aufhören, wie das Sehnen der Creatur von unten nach oben gehet, so steigt eine schaffende, belebende Liebe von oben zu den Creaturen herunter, eine Liebe, stärker als die verzehrende Flamme, mächtiger als der Alle umfangende Tod. Es trägt diese Liebe das Bild der Creaturen, zu denen sie hinabgehet, und derselben wechselseitiges Verhältniß in sich, trägt in sich jener Form und Maß und Gewicht. Alle bewegend einet sie die Bewegungen Aller zum harmonischen Einklange, die Bewegungen der Welten in ihren Bahnen wie der einzelnen Stäublein und Tropfen, die wirbelnd um einander kreisen. Diese von oben nach unten strömende, alles körperlich Gewordene umfassende, haltende Schöpferkraft ist, wie wir oben (im §. 2) es anerkannten, die Schwere. Nur in ihren Wirkungen ist die Schwere unsren Sinnen bemerkbar, ihrem eigentlichen Wesen nach unsichtbar, ohne Bild noch Gleichniß. Die uranfänglichste Wirkung der Schwere, durch welche dieselbe zu einem leiblich Erkennbaren wird, ist jene, die wir im §. 2 (S. 6) betrachteten. Der selbstständig dem Planeten einerschaffene Antrieb des Bewegens als Schwungkraft würde denselben unaufhaltsam in der geraden Linie von dem Wege der Bahn hinauswärts führen in den Weltraum, wenn nicht in jedem Augenblick das Walten der Schwere ihn wieder hinein und hinabwärts zöge zum tragenden, haltenden Centrum der

Bahn. Das doppelte Bewegen, welches an der tönenden Saite aus der Kraft der eignen, geradlinigen Spannung und aus der des ziehenden Fingers erzeugt wird, erscheint uns als Schwingung. Einer solchen fortwährenden Schwingung, geweckt durch den Finger der Allmacht (den Zug der Schwere), gleichet dann das Bewegen der Welten in dem harmonischen Einklang ihrer Sphären. Aber dieses schwingende Bewegen, welches der centripetale Zug der Schwere im Wechselverkehr mit dem centrifugalen Antriebe erzeugt, gibt sich uns im Bereiche der irdischen Sichtbarkeit noch in einer andren, dem organischen Leben verwandteren Form kund. Ueberall da, wo ein eignes Bewegen der planetarischen Schwere und ihrer Haltung entgegen sich erhebt, bei dem Aufnehmen des schweren Steines vom Boden wie bei dem Aufsteigen des Dampfes, beim Zerbrechen einer festen Körpermasse wie bei jedem Stoß, jedem Druck, jeder Reibung derselben regt sich das Walten der elektromagnetischen Kräfte. Es besteht dieses seinem Wesen nach in einem beständigen schwingenden Bewegen nach zwei verschiedenen Richtungen, in einem anziehenden und abstoßenden Wechselverkehr zweier Polaritäten. In seinem freieren, ungebundneren Zustand erscheint jenes fluctuirende Walten als Elektricität; da wo sich dasselbe mit den Bewegungen der gröberen Körperlichkeit vermischt und umkleidet, erscheint es als Ton.

Der einfache Vorgang des Tönens lehrt uns, daß nicht jede Bewegung der uns umgebenden Sichtbarkeit als Laut oder Klang vernommen werde, sondern nur jene schwingende, vibrirende, deren Wellenschlag sich mehr als dreißig Male in einer Secunde wiederholt. Eine anderweitige Reihe von Vorgängen, in der lebenden und scheinbar todten Natur, lehrt uns bald, was diese vibrirende Bewegung sei.

Da wo die Anfänge oder Enden des organischen Lebens vor unsren Augen liegen, an den Tremellen oder an den gallertartig thierischen Wesen der Spongien und einiger Infusorien, offenbart sich der Lebenseinfluß, welcher mit den zarten Gebilden spielt, in einem vibrirenden Zucken. Der zarteste und beweglichste Theil des Insectenleibes, die Antenne, ist bei manchen Insectenarten in einer unaufhörlich zitternden Bewegung. Aber eben dieser Theil vertritt bei dem Insect nicht bloß die Stelle eines gemeinsamen Geruchs- und Gehörorganes, sondern er ist noch unverkennbar deutlicher das Organ, wodurch der bewegende, lenkende Lebenseinfluß ein- und ausströmt. Die Bienenkönigin rührt mit ihren Fühlhörnern die Fühlhörner der andren Bienen an, und augenblicklich, wie ein elektrischer Funke, gehet der waltende, übermächtige Wille des Weisels in die Schaar der Arbeiter über, welche die Berührung auf gleiche Weise unter sich fortsetzt, bis der ganze Schwarm in den Strom der Bewegung hineingezogen ist, der vom herrschenden Mittelpunkt ausging. Ein Weisel, dem die Fühlhörner genommen worden, hat in diesen das Mittel verloren, den andren Bienen seinen Willen kund zu thun, das Mittel, wodurch jener leitende, allgemeine

Einfluß auf ihn einwirkte, welcher die wundervollen Bewegungen des Instinctes hervorruft, denn eine solche verstümmelte Königin erscheint von diesem ganz verlassen. So sind es auch die Fühlhörner, durch welche die Insecten andrer Arten und Ordnungen, die Ameisen wie die Pillenkäfer, wechselseitig den Antrieb des Willens in einander übertragen und fortpflanzen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß bei allen Insecten durch die Antennen nicht bloß das Riechbare und der äußere Ton, sondern auch das Anregen jener für Alle sorgenden Liebe empfunden und vernommen werde, welche schon in der sterbenden Mutter der noch künftigen Brut, welche schon im Verlauf des Sommers der Noth des noch weit entfernten Winters gedenkt.

Es gleicht dieses Wehen einer gleichsam brütenden höheren Mutterliebe jenem fächelnden Bewegen, das in der Wärme des Frühlingsmittages selbst dem Auge sichtbar durch Luft und Gewässer gehet. Ein brütender Lebenshauch, welcher mit der Elektricität verwandt die regelmäßigen Gestalten der Krystalle gleich den Chladnischen Klangfiguren hervorgebracht, der Pflanze den eigentlichen Umriß der Gestalt, dem Thiere die Form und willkürliche Bewegung gegeben. Nennen wir dieses von oben nach unten gehende bildende und bewegende Princip, so wie es in seiner Verleiblichung der Wahrnehmung der Sinnen am deutlichsten und öftersten sich darstellt, einen Ton, so bebet jener Ton, welcher etwa die Gestalten der Krystalle hervorgebracht, in diesen fort, so lange sie bestehen, und ist ja selber nur der Grund ihres Fortbestehens. Das erstere zeigen jene merkwürdigen Beobachtungen, nach denen alle neuerdings sich erzeugenden Krystalle, die sich auf der Oberfläche eines vielleicht seit Jahrtausenden entstandenen, größeren Krystalles ansetzen, noch immerfort in jenen Richtungen an einander geordnet werden, welche bei der Aneinanderfügung der einzelnen Grundtheilchen zur Krystallgestalt die herrschenden waren, oder welche dem gediegenen Metall sein eigenthümliches Gefüge gaben. Es ist nur der Zug der alle Einzelwesen umfangenden Schwere, welcher in dieser seiner übermächtigen uranfänglichen Form jenes auf einer andern Stufe seines Waltens von ihm ausgehende Tönen so in sich verschlingt, daß es nach außen hin unmerklich wird. Sobald aber durch einen Anstoß oder Bewegen von außen die hemmenden Banden jenes Zuges gelöst sind, läßt sich in jedem Wesen nach seiner Art der lebendige Hauch vernehmen, der ihm sein Wesen gab und sein Bestehen erhält.

Nach einem öfter erwähnten Worte des Alterthumes wird auch die Seele, die in der Pflanze webet und im Thiere lebt, mit einer Zahl, einem Ton (entsprechend dem eigenthümlichen Maße der Spannkraft einer Saite) verglichen. Auch dieses Tönen währet, so lange das Leben besteht, immer fort. Es ist das Durchströmen des Lebensfunkens von oben durch das leibliche Gebilde, jenes Funkens, welcher den Gesammtvorgang des Lebens erhält, wie das Durchströmen des galvanischen Princips aus den Dräthen

der Voltaischen Säule in das bildsame Flüssige den Vorgang der Verbindungen und Zersetzungen fortbestehen macht. In gewissen Zuständen, welche allerdings außer den Gränzen des natürlichen, gesunden Verlaufes liegen, wird jenes Forttönen des bildenden und bewegenden Lebensprincips in den Dingen von der Seele auf eine andre, unmittelbarere Weise vernommen als durch die Sinnen. Wir betrachten indeß hier vorerst nur den gewöhnlichen Verlauf, nach welchem das von unten nach oben steigende Leben durch das Auge, und, wie wir noch hernach sehen werden, auf einer andern Stufe selbst durch die schmeckende Zunge, das von oben niederwärts gehende durch den Geruch und das Gehör bemerkt werden.

Beim Sehen wird in dem Nervenmark der Netzhaut des Auges ein Selberflammen, Selberleuchten erregt, ein Emporsteigen des Lebensprincips im Nerven nach seinem oberen Anfang und Ausgang.

Minder anerkannt in seiner eigentlichen Bedeutung und Wechselbeziehung auf die äußere Natur, ist das Organ und das Geschäft des Riechens. Jenes Annähern und Herabsteigen einer bewegenden Ursache, welches der eigentlichen Verbindung und Vermischung mit der gröber körperlichen Natur vorhergeht wie das Erhitzen der Flamme, wie der Rauch dem Feuer, ist es, welches die Wahrnehmungen des Geruchsinnes anregt. Da, wo in einem Stoffe das Streben nach Vereinigung mit der das Höhere vermittlenden Luft — das Brennbarwerden — beginnt, da bemerkt der Geruch die Annäherung des von oben nach unten wirkenden (elektrischen) Princips. Das ungleich schwächer und sparsamer verdunstende Oel wird deßhalb stärker durch den Geruch empfunden als das häufiger verdunstende Wasser.

Was das sei, was in unsrem Sinnorgan die Empfindung des Riechens hervorruft, das wird noch deutlicher erkannt in dem Wechselverkehr unsrer Leiblichkeit mit der lebenden, organischen Natur. Leidenschaftliche Bewegung im Innern wie etwa die des Zornes oder einer heftig flammenden Begierde, verräth sich im Thierreich öfters durch die Entwicklung eines riechbaren Princips. Wenn hierbei nach Delrio's Angabe giftige Schlangen, welche durch das Anschlagen einer Trommel, in welche man sie eingesperrt hatte, zur höchsten Wuth gebracht worden, in jenes riechbare Princip eine solche Kraft legten, daß sein Einfluß dem Leben eines Menschen Gefahr brachte, so erinnert dieß an jene freiere Erscheinungsform der bewegenden Kraft im Nerven, wobei diese nicht, in den Muskel sich verlierend, zur Bewegung der Glieder wird, sondern als elektrischer Schlag wie beim Zitteraal sich äußert. Dieselbe von innen nach außen, vom Nerven nach den Theilen gehende, bewegende Kraft des Willens, welche andre Male als innres, dem Gefühl wenig auffallendes Zusammenziehen des eignen Muskels oder als elektrischer, den fremden Muskel erschütternder Antrieb erscheint, bildet auch jenes flüchtige, in die äußere Umgebung einwirkende

Wesen, welches sich auf eine so staunenswürdige Weise dem Geruchsorgan des spürenden Hundes bemerkbar macht.

Daß selbst noch beim Menschen jene innre Leidenschaft und heftige Gemüthsbewegung auf die Entwicklung eines riechbaren Wesens einwirke, hat auf eine höchst merkwürdige Weise die (freilich in etwas höherem als dem bloßen leiblichen Organe begründete) unmittelbare Wahrnehmung des Filippo Neri bewiesen, dessen Leben Goethe beschreibt. Jener Filippo Neri errieth und erkannte die inwohnende, leidenschaftliche Bewegung eines ihm genäherten Menschen, auch wenn sich dieselbe noch so fein zu verbergen wußte, durch den Geruch.

Der Mensch wie jedes lebende Wesen wirkt bei jeder Bewegung, bei jeder Berührung durch das aus den Nervenenden hervorgehende, bewegende Princip auf die berührten Gegenstände ein, und die wollende, wirkende Seele trägt auf diese Weise, durch bloße Annäherung der Außenfläche des Leibes, ihr eignes, inneres Bewegen auf eben so bestimmte, eigenthümliche Art in die äußere Natur über als durch das allerdings augenfälligere und grobkörperliche Eingreifen mittelst der Muskeln. Das, was daher jener treue Hund, der seinem Herrn zwölf Tage nach seiner Abreise von dem Schloß Altenklingen bis nach dem hundert Meilen entfernten Paris folgte, eigentlich durch den Geruch bemerkte, stehet in der That in einem höheren, wesentlicheren Zusammenhange mit den Eigenschaften und Kräften jenes Herrn, als man gewöhnlich annimmt. Das Thier hatte die Spur des von ihm geliebten Menschen unter jener von vielen Tausenden von Menschen, welche seitdem auf der Heerstraße und auf den Gassen der volkreichen Hauptstadt vorübergekommen waren, eben so sicher aufgefunden und herausgekannt, als es etwa die befehlende oder lockende Stimme seines Herrn aus allen Stimmen würde erkannt haben, wenn ihm dieser hierdurch seinen Willen hätte kund thun wollen.

Am Menschen wirkt allerdings auch durch das Organ des Geruches nicht selten der Zug der Sympathien und Antipathien; jene fern und leise spürende Kraft jedoch, welche das Thier auszeichnet, besitzt nur der Geruchssinn einiger wilden Völker. Es ist ein Vorrecht unsers mit der Sprache begabten Geschlechts, daß sich demselben die von oben nach unten wirkende Kraft einer belebenden Liebe zumeist nur in ihrer vollendeten Verleiblichung als hörbarer Ton, als Wort kund gibt, weil sie im Menschen erst ganz zum Leib geworden. Dem Menschen stellt sich daher auch in der um ihn lebenden und bewegten Natur das belebende und bewegende Princip öfter in seiner vollkommnen Verleiblichung zum Ton, denn als Elektricität dar, und der Sinn des Gehörs ist bei ihm ungleich höher entwickelt als der des Geruches.

Schon an dem äußern Apparat, durch welchen wir hören, erscheint es nicht ohne Bedeutung, daß gerade der Knochen, mit und in welchem

der lebende Leib zunächst der Schwere und Starrheit anheim fällt, und an welchem die Lebensthätigkeit der Nerven zuletzt ausgehet, am meisten und vorzüglichsten zur Fortpflanzung des Schalles dient. Wie das Bewegen des Sturmwindes erst am starren Felsen hörbar, das Sonnenlicht erst am planetarisch Leiblichen sichtbar wird, so das Sausen des von obenher den Leib durchwehenden Lebensstromes erst am Ausgeschiedenen, Starren. Bemerkenswerth erscheint es hierbei auch, daß die Knochenbildung am Menschenleibe mit und in den Gehörorganen beginnt. Denn unter allen Knochen zeigen sich die Gehörknöchelchen, das Labyrinth und jener Theil der Pyramide, welcher die eigentliche Paukenhöhle darstellt, zuerst ausgebildet, und sie sind dieses einzig unter allen schon im ungebornen Kinde.

Das fortwährende, eigenthümliche Tönen im Inneren dieses Ohres glaubte schon Aristoteles als Widerhall zu vernehmen, wenn er irgend einen hohlen Körper (z. B. die Schale einer großen Seeschnecke) ans äußre Ohr hielt.

Unter den vier Sinnen des Hauptes scheint auf den ersten Blick jener des Geschmacks den niedrigsten Rang einzunehmen. Dennoch ist es hierbei schon nicht ohne Bedeutung, daß am Menschen vorzugsweise vor allen andern Thieren das Organ des Schmeckens entwickelt und ausgebildet ist. Denn während unser Geschlecht an Schärfe des Gesichts und Geruches so wie selbst des Gehörs von vielen Geschlechtern der Thiere übertroffen wird, steht es an Feinheit und Schärfe des Geschmackes weit über allen Lebendigen seiner Sichtbarkeit. Es gilt hierbei als erklärender Grund dasselbe, was wir vom Hören sagten. Die Eiche, nach einem alten Sprüchwort, je höher sie ist, treibt desto tiefer ihre Wurzel gerade abwärts; so dringt die wahrnehmende Kraft der menschlichen Sinnen, welche nach dem obenerwähnten Kreislaufe der auf- und niedersteigenden Lebenskräfte in der äußern Natur gerichtet ist, in größere Tiefen der Verleiblichung und Körperlichkeit ein als die der thierischen Sinnen. Der Geschmack bemerkt, nur auf einer tieferen Entwicklungsstufe, dasselbe aufwärts strebende Sehnen der Dinge, das sich dem Auge als Licht darstellt. Denn eben diesem Zuge, der als Licht unmittelbar nach einer höheren, Alle tragenden Einheit gerichtet ist, entspricht in einer niederen Region ein andrer, vorbereitender Zug, welcher ein vermittelndes Abbild jener Einheit in dem Gleichartigen, Körperlichen sucht. Diese Richtung, welche den Ruhepunkt statt in der höheren Einheit in einem vermittlnden Zwischengliede findet, wird in unsrer Körperwelt als chemischer Vorgang der Auflösung und Wiedervereinigung erkannt, und der dafür bestimmte Sinn ist eben der Geschmack. In dem Geschäft dieses tiefsten Sinnes endigen und verleiblichen sich wie in einer gemeinsamen Wurzel die Lebensbewegungen der andern Sinnen; sie erhalten durch die Zunge die Form der Sprache, und an der Zunge selber steigert sich die Feinheit und Vollkommenheit der Empfindung mit jener der Beweglichkeit zugleich.

Die vier Sinnen des Hauptes, so sahen wir oben, setzen die wahrnehmende Seele in lebendige Beziehung und Wechselwirkung mit einem Kreislauf der auf- und niedersteigenden Lebenskräfte unserer Sichtbarkeit, welcher immer vorhanden und wirksam, dennoch von diesen Sinnen nicht immer bemerkt wird. Der sehende Nerv wird allerdings nur dann durch ein äußeres Licht, der hörende nur dann durch einen äußeren Ton gerührt werden, wenn das Licht wie der Ton stärker sind als das Selberleuchten des sehenden Auges, das Selbertönen des hörenden Ohres. Eben so die Nerven des Geruchs- und Geschmacksorganes, wenn der äußere Vorgang des Verdampfens oder der chemischen Einigung stärker ist als der des Verdunstens der Nervenmasse in den Enden des Geruchsnerven, die chemische Polarität der genäherten Stoffe stärker als die der flüssigen Bekleidung der Zunge.

Bei dem Geschäft der obern Sinnen und bei der offenbaren Abhängigkeit der Entwicklung der Seelenkräfte und ihrer Erkenntnisse von jenem Geschäft drängt sich uns übrigens hier schon vorläufig noch eine andre Bemerkung auf. Die Seele, sobald sie sich ins Leibliche versenkte und zum Leiblichen ward, ist (so muß es uns scheinen) hierdurch in jene Umtauschung und Versetzung des eignen Selbst in ein Fremdes gerathen, vermöge welcher sie gleich der Hellsehenden, die den Leib des Magnetiseurs für den eignen hält und die Außenwelt fast ausschließend nur durch diesen bemerkt und siehet, ihr eignes Bewegen nur in jenem der Leiblichkeit gewahr wird, in deren Region sie sich versetzt hat. Daher wird auch, um hier nur einen Sinn als Beispiel zu wählen, das innerlich wahrnehmbare Leuchten (Sehen) des Auges erst in Folge eines Leuchtens der sichtbaren Körper erregt, und die Seele, so lange sie in dieser Fremde wallet, steigt in dem gewöhnlichen Zustand des wachen Lebens fast niemals mit eignen, sondern immer nur mit fremden Schwingen empor. Bemerkt doch selbst, vermöge der später zu erwähnenden Durchkreuzung der Sehenerven namentlich bei den unteren Klassen der Wirbelthiere, das Gehirn der einen Seite nicht sein eignes Sehen sondern jenes der andern Seite. Doch über den tiefer gelegnen Theil dieses wichtigsten Geschäftes des Leibes kann erst der weitere Gang dieser Untersuchungen (unter andren im §. 39) das nöthige Licht verbreiten.

Der Kreis des Gesichtssinnes ist so unabmeßbar als jenes Ende, nach welchem sein Bewegen ausgehet, und das Auge gewahrt das Emporflammen von Mächten der Leiblichkeit, welche der nach Größen des heimathlichen Planeten rechnende Verstand kaum abreichet. Beschränkter ist der Wahrnehmungskreis des Ohres. Von dem Strom der oberen Harmonien vernehmen wir nur jenes letzte, unterste Ende, das an unsrer nächsten Sichtbarkeit ausgehet. Die Fortpflanzung des Schalles von einem Punkt zum anderen geschiehet zwar gegen 300mal schneller als das Fortbewegen

eines gehenden Menschen, ist aber hierbei mehr als 90mal langsamer als die Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne und fast eine Million mal langsamer als die Bewegung des Lichtes. Sie beträgt nur 1050 Fuß oder noch nicht einmal den 21sten Theil einer Meile in einer Secunde, während welcher das Licht einen Raum von 41000 Meilen durchläuft. Noch ungleich beschränkter ist dann der Wirkungskreis des Geschmacks; während wir über den des Geruches nichts zu entscheiden vermögen, da dieser Sinn in einer seiner Functionen, von welcher wir oben sprachen, im gewöhnlichen Zustand des Menschen durch die Wahrnehmungen des Gehörs ganz verdunkelt und verdrängt ist. Uebrigens ist es nicht die räumliche Beschränkung des Wirkungskreises der Sinnen, welche unter diesen das gegenseitige Verhältniß der Vollkommenheit oder der Würde bestimmt. Denn es gilt hier im Einzelnen wie im Ganzen in der Geschichte der Seele, daß die äußere Beschränkung in so enge, kleine Leiblichkeit eben so die innre Kraft des Hinausstrebens in die Weite verstärke als ein Verweilen im dunklen Raume das Vermögen, auch das fernste Licht der Gestirne zu bemerken. Eben dieses Ohr von Staub, dessen Wirkungskreis gegen jenen des Auges so beschränkt scheint, vermag mehr als das Auge ein Gefäß zu werden, durch welches ein geistig bewegendes Wort zum Geiste spricht und in ihm ein Leben aus Gott weckt.

Die vier Sinnen des Hauptes: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, deren Organe in ziemlicher Beständigkeit des Baues und der Lage durch alle höheren Thierclassen gefunden werden, sind Sinnen in engerer Bedeutung des Wortes, bestimmt zum vorherrschend passiven Aufnehmen; es zeigt sich aber noch ein fünfter sogenannter Sinn, jener des Fühlens, dessen Geschäft von gemischterer Art als das der andren eben sowohl in einem leidenden Aufnehmen als selbstthätigen Geben zu bestehen scheint.

Der lebende Leib hat außer den Wahrnehmungen der vier oberen Sinnen, wodurch das Leuchten, Tönen so wie das elektrische und chemische Erregen der Körper bemerkt wird, auch noch unmittelbar durch seine ganze Außenfläche eine Empfindung von Wärme und Kälte, Weiche und Härte, Leichtigkeit und Schwere so wie von der Gestalt der Gegenstände, welche in seine Nähe und Berührung kommen. Diese Empfindung könnte auf den ersten Blick bloß als der noch unentschiedene, chaotische Anfang oder Endpunkt erscheinen, von welchem die vier eigentlichen Sinnenrichtungen ausgingen und in den sie zusammenflössen. Denn bei den unvollkommneren Thieren vertritt öfters die Außenfläche der Haut die Stelle des Gesichts so wie der andern Sinnorgane, und die ersten Anfänge des Auges im Thierreich erscheinen als eine verdünntere Stelle der Haut, an welcher der Nerve nur noch etwas deutlicher und näher nach außen tritt als an der übrigen Außenfläche. Wenn wir selbst noch am Menschen an der innern Haut des Mundes und am Zahnfleisch nach Zerstörung oder beim

Mangel der Zunge die Fähigkeit zum Schmecken bemerken, so scheint hier ein Uebergang aus dem Fühlen ins Schmecken angedeutet, und dieser Uebergang hat sich in einigen Fällen, in denen eine Uebertragung des Wahrnehmungsvermögens der oberen Sinnen auf die Gegend der Herzgrube statt zu finden schien, noch deutlicher gezeigt.

Auch auf eine gewisse specifische Verschiedenheit des Gefühles der äußeren Hautfläche an verschiedenen Stellen derselben hat die Physiologie aufmerksam gemacht. Ein andres, eigenthümliches Gefühl sei es, das die Brustwarze der säugenden Mutter bei der Berührung des Säuglinges empfände, und dieses Gefühl sei von jenem, das die Fingerspitzen beim Berühren eines harten oder weichen Körpers hätten, auf seiner Stufe eben so verschieden als das Hören vom Schmecken. Nicht minder sei auch das Gefühl, welches die Fußfläche im Gehen von dem Boden habe, auf welchen sie tritt, specifisch verschieden von jenem, welches das Augenlied oder der Gehörgang bei der Berührung eines fremden, äußeren Körpers haben, und es scheine namentlich die Gegend der Herzgrube ganz besonders zum Fühlen der Wärme und Kälte geeignet.

Dieser Ansicht folgend könnte man vielleicht (wollte man hierbei die undeutliche, minder augenfällige Abgrenzung der einzelnen Richtungen durch den chaotisch unentschiedenen Zustand der unteren Region des Nervensystems nach S. 187 entschuldigen) entsprechend den vier Sinnen des Hauptes acht verschiedene Wahrnehmungsarten des Gefühles annehmen. Hiervon gehört eine der Function der Zeugung, eine jener der ersten Ernährung des Neugebornen, zwei den äußern Oeffnungen der beiden vollkommensten Sinnorgane (Auge und Ohr), zwei dem Anfang und Ausgang des Verdauungscanales, eine (das Fühlen mit Händen und Füßen) dem Wechselverhältniß unsers Leibes zur festen Erdoberfläche, auf welcher wir gehen und deren einzelne Theile wir berühren, endlich noch eine dem Anfang der Athmungsorgane in der äußeren Nasenöffnung, welcher im Thierreich öfters, besonders wo er sich zum greifenden Rüssel gestaltet, die Stelle der fühlenden Hand vertritt.

Bei dem Versuch einer solchen Abscheidung der Gefühlssinnen möchte uns jedoch schon jene Wahrnehmung schüchtern machen, daß diese Nervenenden der verschiedensten Punkte der Oberfläche in der Art, in welcher sie die Gegenstände der äußern Natur fühlen, so nahe sich verwandt sind, daß der Schein der Verschiedenheit, welchen ihnen die Nachbarschaft der einzelnen Organe verleiht, unter andern Umständen eben so verschwindet als der scheinbare Unterschied zwischen dem Fühlen der Nasenspitze und jenem der Finger am Menschen beim Elephanten aufgehoben wird, an welchem die Nasenspitze in einen greifenden Ansatz endet. Eine solche Uebertragung der Function des einen Sinnes des Hauptes auf das Organ des andern wird, wenigstens im höheren Thierreich, nirgends gefunden.

In jedem Falle hat sich „unter allen verschiedenen Richtungen des Fühlens" am Leibe des Menschen die eine so vollkommen entwickelt, daß sie schon seit alter Zeit unter dem ausschließenden Namen des Gefühls als ein fünfter Sinn betrachtet worden. Ihre Hauptorgane sind im gewöhnlichen Zustand die Fingerspitzen der Hand, an welchen allerdings das Vermögen, die äußeren Gegenstände zu unterscheiden, in so hohem Grade entwickelt ist, daß der Mensch öfters durch das Tasten der Hand, wenn auch nur in unvollkommnerem Maße, sich das Sehen ersetzt, beständig aber dasselbe hierdurch berichtiget und deutlicher bestimmt. Wollten wir indeß diese Steigerung des allgemeinen Gefühles der Außenfläche zu einem eigenthümlichen, ergänzenden Hülfsorgan der oberen Sinnen als einen ausschließenden Vorzug des Menschenleibes betrachten, so würde sich dieser Vorzug allerdings, im Vergleich mit den meisten andern Säugethieren, gleich auf den ersten Blick bewähren. Denn der Fuß und die Fingerfläche ist bei diesen mit Haaren bedeckt, endet in Klauen, oder ist gar von hornartigen Hufen umschlossen, so daß diese Thierordnungen des sogenannten fünften Sinnorganes gänzlich beraubt erscheinen und dafür zur Berichtigung des Gesichts den vollkommner entwickelten Geruch empfingen. Dagegen könnte uns vielleicht auch hierin die Betrachtung der Fledermaus eines ganz Andern, Entgegengesetzten belehren, an deren ausgespannter Haut der Finger das Gefühl auch für bloß genäherte, nicht unmittelbar berührte Gegenstände noch viel schärfer erscheint als am Menschen. Doch ist dieses Fühlen der Fledermaus nur sehr einseitig mit jenem, das sich am vollkommensten in den Fingerspitzen des Menschen äußert, vergleichbar.

Das Fühlen im engern Sinne ist zunächst ein Wahrnehmen des Ausströmens jenes, oben S. 205 erwähnten, selbstthätigen Princips, welches als bewegende Kraft von den Nervenenden des Muskelleibes ausgeht und auf eigenthümliche Weise in die benachbarte Außenwelt einwirkt. Während wir daher durch die Sinnen des Hauptes zunächst nur den Kreislauf der Lebensbewegungen in der äußern Natur durch eine den Richtungen dieses Kreislaufes verwandte Lebensthätigkeit der Organe bemerken und erkennen, bemerken wir durch das Gefühl dieses Auf- und Niedersteigen, Aus- und Einwärtsgehen jener Kräfte in ausschließenderer Weise nur an unsrem eigenen leiblichen Wesen. Der scheinbar niederste Sinn, der des Gefühls, steht daher mit der Geschichte des Selbstbewußtseins allerdings in sehr naher Beziehung, obgleich uns übrigens nur die Sinnen des Hauptes die obere Welt der Kräfte, ihr Woher und Wohin? wahrhaft erkennen lehren, deren Quellen und Anfänge uns das bloße Getast nicht errathen lassen würde.

Dieses sind im gesunden, gewöhnlichen Zustande des Menschenlebens die Sinne, durch welche die Seele die Außenwelt und ihren eigenen Leib wahrnimmt und erkennt. Es gibt nun allerdings auch Zustände, in welchen

wie in einem vorbildlichen Tode nicht bloß die Substanz des einzelnen Nerven oder der Gefäßflüssigkeit sondern gewissermaßen der ganze Leib aus dem gewöhnlichen Kreislaufe der Lebensbewegungen ausgeschieden und entnommen, zugleich aber dann ein anderer Weg der innern Wahrnehmungen als jener durch die Sinnen eröffnet wird, auf dem unser innrer Mensch in viel umfassenderer, allgemeinerer Weise das gesammte verwandte Gebiet der Sichtbarkeit überschaut und vernimmt. Diese außergewöhnlichen Zustände sollen uns jedoch nicht hier sondern in einem nächsten Abschnitte dieser Untersuchungen beschäftigen. Denn sie sind Momente, in welchen die Seele' jene Rolle, die ihr hienieden in ihrer Zusammengesellung mit dem Leibe aufgetragen ist, vergißt; Momente, in denen der Schauspieler, von einem sein eignes Wesen nahe angehenden Gefühle überwältigt, die Maske sinken lässet, die er bis dahin getragen, und nun auf einmal nicht als Mensch der sichtbaren und gewöhnlichen sondern einer unsichtbaren und ungewöhnlichen Region sich kund gibt.

Erläuternde Bemerkungen. Jener Lehre, welcher Newtons Scharfsinn ein neues Ansehen verliehen, daß das Licht ein aus der Sonne oder dem flammenden Körper ausfließendes, leibliches Wesen sei, welches in seinem Auftreten auf die Oberfläche der Körper unter verschiednen Richtungen zurückgeworfen die Farben erzeuge und von durchsichtigen Körpern ohne Hinderniß hindurchgelassen werde, hatte schon Aristoteles (de anim II, c. 7) widersprochen, welcher hierbei als einen Verkörperer des Lichtes den Empedokles vor Augen hatte. Das, was Aristoteles durchleuchtig (*διαφανές*) nennt, ist vielmehr eine Bewegung, in welche das Medium (*τὸ μεταξύ*), mittelst dessen wir sehen, durch die Farbe gesetzt wird, eine Bewegung, welche sich dem sehenden Auge mittheilt. Wie auch in neuerer Zeit Euler das Licht als eine Bewegung (Erschütterung) des im Weltall verbreiteten Aethers betrachtete, eine Bewegung, welche an der Oberfläche der hierzu geschickten Körper Schwingungen (etwa verwandt denen der tönenden Saite) hervorbringe, die uns als Farben erscheinen, in durchsichtigen Körpern aber den in diesen häufiger enthaltnen Aether zu gleichen Erschütterungen oder Schwingungen aufrege (Eulers Briefe, Theil 1: Nova Theoria lucis et coloris in den Opusc. var. argum T. I, zu vergleichen, worin auch die Verdienste des großen Huyghens um die Theorie des Lichtes anerkannt sind). Es haben alle andren Theorien über das Leuchten und Sehen eine dieser beiden (der menschlichen Vorstellung am nächsten liegenden) Richtungen genommen. Denn nach Hipparch (m. vergl. Plut. de plac. ph. IV, 13; Nemes de natur. hom. c. 7, ed. Matth. p. 178) geschieht das Sehen durch ein vom Auge ausgehendes Wesen, dessen Strahlen gleich fühlenden Händen die äußern Körper berühren, oder nach der Meinung einiger alten Mathematiker sollte das Sehen da geschehen, wo der vom rechten und der vom linken Auge ausgehende Strahl wie an der Spitze eines Kegels zusammenträfen. Es sagen diese Ansichten, deren Unzulässigkeit ein vertrauter Freund der Natur unter den Vätern, Basilius, nachweist (m. vergl. S. Basil. Caesar. homil. contr. Sabell. ed. Par. II, 197) dasselbe aus, was oben als Empedokleisch-Newtonische Lehre erwähnt worden.

Dagegen läßt sich die Erklärung des Galenus (de Hippocr. et Plat. decr. LVII, c. 7), an welcher die Uebereinstimmung mit Plato's Lehre gerühmt wird (m. vergl. Nemes l. c. p. 180), an die des Aristoteles anschließen. Die Luft, die uns umgibt, soll nach jener Erklärung auf gleiche Weise vom Licht und dem Leuchtenden afficirt werden als der Sehenerve. Es geschieht mithin durch sie wie vermittelst des Durchleuchtigen des Aristoteles die Fortpflanzung eines gewissen Bewegens, das wir Leuchten nennen, an das Auge, in welchem es zum Sehen wird. Dieses Bewegen wird von Porphyrius einer durch das All verbreiteten, sich selber und was das Ihrige ist bemerkenden Seele zugeschrieben (Nemes I. p. 182), denn es ist auch nach Aristoteles nicht ein Leibliches und Vergängliches sondern die Form (das unvergängliche Urbild der Dinge), welches die Empfindung unsrer Sinne bewirkt (de anim. II, c. 10), so wie es immer nur die Seele ist, welche durch den Körper empfindet (de somn. et vigil. c. 1).

An diese zweite (Aristotelisch-Eulerische) Lehre, nach welcher das Leuchten wie das Sehen durch ein Bewegen, durch ein Thätigwerden der dem sichtbaren Wesen als unsichtbarer Anfang vorgehenden Form bewirkt wird, schließt sich denn auch die im Paragraphen aufgestellte Ansicht an.

Siebenerlei ist nach der Lehre des Alterthums das, was das Gesicht bemerkt: das Körperliche, die Entfernung, Umriß, Größe, Farbe, Bewegung, Stillstand (Phil. de mund. opif, 27, et Mang. Vol. I, p. 29). Das Gesicht ist geistigerer Art, nicht so in die Leiblichkeit versenkt wie die andren Sinne (id. de Abrah. 373, ed. Mang. II, 24); es ist gleichsam männlichen Geschlechts, das langsamere Gehör dagegen vom weiblichen (ib. 371, ed. M., p. 22), obwohl in andrer Hinsicht wieder wegen der Schnelligkeit, womit es der Seele seine Bewegungen mittheilt und sie zum Mitgefühl nöthigt, das Gehör als der schnellste der Sinne betrachtet werden kann (Max. Tyr. diss. XXI, p. 218, ed. Davis).

Ueber das Entstehen des Tones und seine Fortpflanzung zum Ohre durch eine Mittheilung der Bewegung oder Schwingung (*φορά*, *κίνησις*) an ein bewegliches Medium äußert schon Aristoteles (de anim. L. II, c. 8) die richtige Ansicht. Er vergleicht das Ohr mit einem vermöge der in ihm eingeschlossenen Luft beständig tönenden Horn.

Nach Herakleitos würden wir alle Dinge durch den Geruch unterscheiden, wenn sie Rauchdampf würden (Arist. de sens. et sensib. c. 5), das Riechen wird durchs Feuer bewirkt (ib. c. 2), der Geschmack durch das Erdige, weßhalb die aus der Erde wachsenden Pflanzen der schmeckenden Zunge eine größere Verschiedenheit des Geschmackes zeigen als die Thiere (ib. c. 4). Unter allen Thieren hat der Mensch den stumpfesten Geruch, dagegen aber das feinste Gefühl, und weil der Geschmack eine Art von Gefühl ist, auch den feinsten Geschmack (ib.).

Wir folgen nun bei den übrigen Erläuterungen zu dem vorstehenden Paragraphen dem Gedankengange desselben, und reden deßhalb zuerst vom Tönen der Körper.

Die Wirksamkeit der Elasticität in der unorganischen Natur ist allerdings mit jener der Muskelfiber bei ihrer Contraction und hiermit nach §. 16 mit dem Tönen nahe verwandt; sie kann unter günstigen Umständen als Ton hörbar, so wie andere Male bloß als ein Gegen- und Nebeneinanderbewegen der Theile

sichtbar werden. Da, wo der Widerstand gegen das Voneinanderbewegen und Trennen der Theile (durch einen Anstoß von außen) am stärksten ist, wird unter sonst angemessenen Verhältnissen der Ton am lautesten sein.

Eine unmittelbare Folge der Elasticität sind die Schwingungen, in welche tönende Körper durch eine äußerliche, bewegende Ursache versetzt werden. Die Schwingungen einer langen Saite sind bloß für das Auge sichtbar, nicht als Ton für das Ohr hörbar, wenn ihrer nicht mehr als zehn in einer Secunde erfolgen; ja es sind alle solche Schwingungen unhörbar, welche das Auge noch zählen kann. Nach Sauveur kommen auf den tiefsten Ton, welcher an einer 40 Fuß langen Orgelpfeife noch vernehmlich ist, $12^1/_2$, auf den höchsten einer ganz feinen 6400 Schwingungen in einer Secunde, und das Verhältniß beider Zahlen wäre wie 1 zu 512. Setzt man nach Euler die Zahl der Schwingungen des tiefsten hörbaren Tones auf 30, des möglich höchsten nach Chladni auf 16,000 (genauer 15,360), so ist das Verhältniß beider Zahlen, nahe mit dem ersterwähnten übereinstimmend, 1 zu 553. Aus beiden Angaben geht hervor, daß der äußerste Umfang der von unsrem Ohre hörbaren Tonreihe etwa 9 Octaven betrage; denn während der ersten Octave die zweifache, der zweiten die vier-, der dritten die achtfache Zahl der Schwingungen des Grundtones zukommt, findet die Berechnung für die neunte Octave die 512fache.

Zur Fortpflanzung des Schalles sind die Medien um so günstiger, je mehr sie selber ähnlicher Schwingungen fähig und dicht sind. Der luftleere Raum pflanzt daher den Schall nicht fort. Nicht alle Theile eines schallenden Körpers finden sich hierbei gleichzeitig in schwingender Bewegung, sondern (mit Ausnahme des Grundtons) gibt es gewisse Punkte in der schwingenden Saite, welche ruhig bleiben, Schwingungsknoten genannt. Auf diesen Schwingungsknoten bilden sich bei tönenden Flächen die Klangfiguren. Die Schallstrahlen gehen senkrecht auf die Richtung der Schallwellen wie die Radien auf den Umfang eines Kreises.

Der Sinn des Gehörs bezieht sich auf die arithmetischen Verhältnisse der Bewegungen. Ein Ton erscheint dem Ohr um so höher, je schneller die Aufeinanderfolge der Schwingungen am tönenden Körper ist. Eine halb so lange Saite von gleicher Beschaffenheit macht in derselben Zeit gerade doppelt so viele Schwingungen, und ihr Ton ist die nächst höhere Octave vom Ton der andern. Wird eine Saite bei $^4/_5$, $^3/_4$, $^2/_3$ ihrer Länge verkürzt, so wird ihr Ton die Terze, Quarte, Quinte des Grundtones. Hätte, so lehrt die Berechnung, der Grundton C in 1 Secunde 96 Schwingungen, so betrügen diese in derselben Zeit 108 für D, 120 für E, 128 für F, 144 für G, 160 für A, 180 für H, 192 für die Octave C. Die zur Hervorbringung dieser Töne nöthige Verkürzung der Saite betrüge dann $^1/_9$ für D, für E $^1/_5$, F $^1/_4$, G $^1/_3$, A $^2/_5$, H $^7/_{15}$, C in der Octave $^1/_2$. Vollkommen consonant sind die Octave, Quinte, Quarte, unvollkommen die große und kleine Terze wie Sexte; unvollkommen dissonant sind die große Secunde und kleine Septime; vollkommen die kleine Secunde (15 : 16), große Septime (8 : 15), und die sogenannte falsche Quinte (25 : 36). Es erinnert dieß allerdings an die oben (§. 4) erwähnten stöchiometrischen Mischungsverhältnisse der Stoffe und an den Grund jener Verhältnisse. — Nur wenn die Schwingungen in gleichmäßigen Zeiträumen aufeinander folgen, entsteht

ein Ton, sonst nur Schall oder Geräusch. (M. v. L. Olivers oben erwähntes Werk, so wie einige hierauf bezügliche Bemerkungen zum §. 42.)

Ueber die vibrirende Bewegung der Fühlhörner bei den Insecten, und über die Bedeutung dieser Bewegung als einer Sprache, wodurch das eine Thier derselben Art dem andern seinen Willen mittheilt und kund machet, vergl. m. Gesch. der Natur Bd. III. S. 224 u. 228. — Manches Hierhergehörige wird noch der dreißigste Paragraph nachholen und hinzufügen.

Die Beobachtungen namentlich von Wackernagel über den Wirkungskreis der Krystalle, auf welche sich das oben S. 204 Gesagte bezieht, findet sich in Kastners Archiv für die gesammte Naturkunde, 5ten Bandes 3tes Heft, Seite 302 u. f.

Sehr bemerkenswerth ist es, daß wir unter allen andern Sinnen am stärksten durch den Geruchssinn afficirt werden können, wie sich durch die entschieden kräftige Einwirkung riechbarer Stoffe auf Ohnmächtige und Scheintodte zeigt. M. v. Bertholds Physiologie §. 670. Menschen, welche ins Wasser gefallen und scheinbar todt wieder aus demselben hervorgezogen sind, erweckt öfters der Geruch vom Salmiakgeiste. Haller Elem. Phys. L. XIV. Sect. II. §. 4. Dagegen entstanden zuweilen durch den Geruch des Ambra's, des Moschus, der Fledermäuse, ja selbst der Rosen, heftige Krämpfe und Ohnmachten. Andere heftige Wirkungen der Gerüche beschreiben Boerhave, Praelect. T. IV, p. 77, und Delrius in seinen Disquisit. magic., bei Haller a. a. O. Sympathien und Antipathien wirken aufs mächtigste durch diesen Sinn, mittelst dessen, nach Kalms und Kirkpatriks älteren, sowie mehreren neueren Berichten, die Klapperschlange ihre magische anziehende Kraft auf kleine Säugethiere und Vögel entwickeln soll. Diese Schlange gibt, wenn in ihr die Begierde nach der Beute oder der Zorn erwacht (nach Kirkpatriks), einen überaus widerlichen, moschusartigen Geruch von sich; andere in Zorn gesetzte Amphibien einen Geruch nach Knoblauch (Arsenik) oder nach Schießpulver. Auch die Begierde des Geschlechts verräth sich bei einigen Säugethieren aus der Familie der Ziegen durch eigenthümlichen Geruch.

Ebenso wie dieselben Töne jetzt zu Wohlklängen, dann zu Mißklängen sich verbinden können, so wird auch durch dieselben Elemente, z. B. Wasserstoff und Kohlenstoff, wenn sie in bestimmtem harmonischen Verhältniß zum ätherischen Oele sich vereinen, Wohlgeruch, andre Male Uebelgeruch hervorgebracht.

Das Wasser, obgleich dasselbe von manchen Thieren aus sehr weiter Ferne gewittert wird, erscheint für das menschliche Geruchsorgan indifferent; Salz, obgleich es so leicht und stark vom Geschmacksorgane empfunden wird, macht auf ein Geruchsorgan von gewöhnlicher Stärke keinen merklichen Eindruck.

Eine ungewöhnlich erhöhte Schärfe namentlich des Geruchs bei magnetisch Hellsehenden, z. B. in Beziehung auf nahe Todtenäcker, wurde von mehreren Magnetiseurs beobachtet. Hierüber im nächsten Hauptabschnitte.

Die Zunge ist selbst bei vielen vollkommneren Säugthieren mit einer sehr dicken, fast knorplichten Haut bedeckt, aus welcher auch jene kleinen, trichterartigen, hohlen Kegel gebildet sind, in denen die eigentlichen Nervenwärzchen wie in einer Scheide stecken. Bei noch unvollkommneren Thieren, wo die Zunge großentheils knorplicht ist, kann sie noch weniger ein eigentliches Schmecken begründen.

Bei vollkommneren Thieren vermag die Zunge zugleich zum Organ eines sehr feinen Gefühles zu dienen; überhaupt erscheint sie öfters selbst noch in unvollkommneren Thierklassen als Werkzeug des Fühlens. Sie ist sehr heftiger und anhaltender Schmerzen fähig.

Um schmecken zu können, muß die Zunge selber feucht, der schmeckbare Körper in flüssigem (aufgelöstem) Zustande sein.

In einem sehr bemerkenswerthen, ergänzenden Verhältniß stehen in manchen Fällen Gesicht und Geschmack. Tabaksraucher wissen meist im Finstern nicht, ob ihre Pfeife noch brenne oder nicht; Weintrinker sind im Dunkeln weniger als sonst fähig, die verschiedenen Weinarten durch den Geschmack zu unterscheiden. Man vergl. v. Baer, a. a. O. In noch näherem Wechselverhältniß stehet mit der Function des Geschmackes die des Geruches. Gemeinsam für beide Sinnen zeigen sich dann die zum Theil sehr abnormen Zu- und Abneigungen für manche genießbare Gegenstände, und dem Bengalen wie dem Siamesen, welche beide am liebsten halbfaule, bebrütete Eier verzehren, erscheint auch der Geruch des faulen Eies nicht widerlich, während dagegen bei Andern schon der Geruch einer Speise, welche den Magen zum Erbrechen reizte, dieselbe Wirkung hat.

Bei den Angaben über den verhältnißmäßigen Abstand, in welchem wir entfernte Gegenstände noch bemerken und unterscheiden können, kommt sehr viel auf den Grad der Beleuchtung (mithin auch auf Farbe) oder auf den Grad des Selberleuchtens derselben an. De la Hire unterschied einen Windmühlenflügel, der sechs Fuß groß war, in einer Entfernung von 4000 Klaftern oder beiläufig eben so viel eigenen Durchmessern. Von Andern wird die äußerste Grenze des Sehens bei einem mäßig beleuchteten Gegenstand auf 5156 Durchmesser desselben geschätzt (so von Smith). Diese Grenze liegt aber für ein gesundes und scharfes Auge noch viel ferner, und v. Baer (Anthropologie S. 234) führt die bereits oben erwähnte Beobachtung an, nach welcher ein Menschenhaar, dessen Durchmesser er auf $^1/_{50}$ Linie schätzte, auf einem weißen Papier liegend, von einem scharfsichtigen Auge noch bei 28 Fuß Entfernung erkannt wurde. Es wäre dieser Abstand 201,600mal größer als der Durchmesser des Gegenstandes, und der Sehwinkel betrüge etwa eine Secunde.

Bei jenen genauen Versuchen, welche unter Andern Pollak über den Diffusionswinkel beim Sehen an seinem eigenen Auge anstellte, wurden Fäden, welche an einem vom Tageslicht mäßig erhellten Fenster ausgespannt waren, in folgenden Abständen gesehen: weiße in einem Abstande, der 1500mal größer war als die Dicke des Fadens, unter einem Diffusionswinkel von 13,2 Secunden; gelbe, hellblaue, grüne, in einer 16, 17, 18tausendmal die Dicke des Fadens abmessenden Entfernung unter Diffusionswinkeln von $12^4/_5$, $12^1/_{10}$ und $11^1/_2$ Secunden. Dagegen betrug bei rothen und schwarzen der Abstand fast 22 und 23tausend Dicken der Fäden, der Diffusionswinkel nur 9,9 und 8,9 Secunden. Man vergl. Dr. G. Fr. Pollaks Inaugural-Abhandlung über den Einfluß der Gesichtsschärfe und des Augenmaßes auf die Operationen eines Trigonometers im Freien. Dillingen 1829.

Von größtem Einfluß ist beim Sehen die Stellung des Auges gegen das Licht. Derselbe Gegenstand, auf dieselbe Weise beleuchtet, wird in viel größerer Entfernung wahrgenommen, wenn das ihn betrachtende Auge dabei im Dunkeln

steht. Nach Adams wird ein Körper, der am Tage nur in einem Abstande von 3436 seiner Durchmesser sichtbar war, bei Nacht, wenn er dieselbe Beleuchtung behält, in einer hundertmal größeren Entfernung, mithin in einem Abstande von 343,600 seiner Durchmesser erkannt. In einem solchen, und selbst noch in einem weiteren verhältnißmäßigen Abstande, erkennt auch ein scharfes Auge bei Nacht die Asteroiden, wobei Juno's Entfernung über 180,000 ihrer Durchmesser, die erscheinende Größe $1^1/_7$ Secunde, Vesta's Abstand gar gegen 800,000 Durchmesser, die erscheinende Größe nur $^1/_4$ Secunde beträgt. Doch sehen wir in solchen Fällen nur einen leuchtenden Punkt ohne deutliche Umgrenzung, und zwei Sterne, welche etwa 30 Secunden von einander entfernt stehen, erscheinen nach Hook auch dem schärfesten Auge nur wie einer, wobei freilich die Strahlenbrechung der Atmosphäre sehr zu berücksichtigen ist. Bei selber- und zwar mit Sonnenlichte leuchtenden Körpern rückt die Grenze der Erkennbarkeit ins Unermeßliche hinaus, und wir sehen noch Fixsterne, deren Abstand viele Millionen ihrer Durchmesser, deren scheinbare Größe noch lange nicht den tausendsten Theil einer Secunde beträgt. Ungleich weniger augenfällig ist das Nebellicht des Fixsternenhimmels.

Dieß ist die Grenze des weitesten Sehens; die des deutlichsten Sehens dagegen ist bei einem gesunden Auge 12—16 Zoll, bei einem kurzsichtigen (dessen Brechungskraft durch stärkere Wölbung der äußern und innern Augentheile, oder durch die größere Dichtigkeit der Hornhaut verstärkt worden) nur 8, ja nur 3 Zoll. Wird der zu betrachtende Gegenstand dem Auge näher oder ferner gerückt, als die eigenthümliche Begrenzung des deutlichsten Sehens es erlaubt, so wird nach v. Baers Vermuthung durch die Entleerung oder Erfüllung der Ciliarfortsätze des innern Auges vom Blute die Krystallinse vor- oder zurückbewegt, und hierdurch das deutliche Erkennen des Gegenstandes in geringerer oder größerer Entfernung, als die mittlere ist, möglich gemacht.

Während die Ferne, aus welcher das Licht zu uns hernieder wirkt, eine für menschliches Beobachten und Rechnen unermeßliche ist, gehet die äußerste Grenze, von welcher noch ein Schall vernehmbar ist, wenigstens auf dem gewöhnlichen Wege der Fortpflanzung durch die Luft, nicht leicht über etliche Breitengrade. Das unterirdische Brüllen bei den Ausbrüchen des Hekla wurde im Jahre 1766 nur neun Meilen, jenes des Kattlegiaa im Jahre 1756 fünf und zwanzig Meilen weit gehört, und nur das Donnern des Vulkans auf Minданao, der im Jahre 1640 seinen ganzen Gipfel abwarf, war dreihundert Meilen weit vernehmbar.

Der Gewürzgeruch der Zimmetwaldungen von Ceylon soll bei günstigem Winde zwölf bis vierzehn Meilen weit von den Schiffenden bemerkt werden können. Ovington gibt in solchen Fällen die Grenzen der Riechbarkeit nur zu drei, Bartholin zu vierzig Meilen an. Jenes Weib, dessen Woodward (cases p. 343) erwähnt, bemerkte vor Ausbruch eines Gewitters einen deutlichen Schwefelgeruch in der Luft; ein Mädchen, von welchem Michael Wagner in seinen Beiträgen zur phil. Anthropologie erzählt, hatte so scharfen Geruch, daß sie gleich einem Spürhunde ihrem Vater, der ein Jäger war, die Bergungsstätte des Wildprets anzuzeigen vermochte.

So wie die Nerven des Rückenmarks ungleich weniger von einander ver-

schieden sind als die des Gehirns, so sind auch die Arten des Gefühles, das durch jene Nerven geschieht, viel ähnlicher und verwandter unter sich als die Arten der Empfindung der Sinnen des Hauptes. Was das Auge unter diesen Sinnen, das ist die Hand unter den Theilen des Rumpfes; sie ahmt deßhalb auch alles nach, was das Auge sieht. Wo bei der Annäherung an die Menschenform der Finger zuerst wie an den Fledermäusen bis zum Extrem ausgebildet und vorwaltend entwickelt wird, da ist auch das Gefühl bis zu einem Maße gesteigert, in welchem es nach Spallanzani's Versuchen alle übrigen Sinne zu ersetzen vermag.

Das Gefühl für die Verschiedenheit der Temperatur scheint überhaupt am entwickeltsten in der Gegend der Gangliarregion.

Das Gefühl steht besonders deutlich in einem stellvertretenden Wechselverhältniß mit dem Gesicht. Blinde lernten durch eine höher gesteigerte Entwicklung des Gefühls nicht bloß Gestalten bis in ihre feinsten Umrisse unterscheiden sondern nach der Behauptung Einiger sogar Farben. Selbst der erst in seinem 20sten Jahre blind gewordene Bazko unterschied an einem Tuche die schwarze Farbe durch ihr rauheres Anfühlen. Auf diese Weise lehrte man den Blinden in Hauy's Institute zu Paris unter Anderm auch Lesen und Mathematik. Bei diesem Unterrichte blieben meist die zurück, die noch einen Schimmer vor dem Auge sahen. Doch verfeinern sich bei Blinden auch die andern Sinnen. Bazko erkannte die Mineralien durch den Geruch; andere Blinde finden sich mittelst des Gehörs und Gefühls in langen Gassen und Gängen ohne Anstoß zurecht. So, vielfach durch die andern Sinne unterstützt, konnte deßhalb der blinde Saunderson in Cambridge die Professur der Mathematik, Bazko in Königsberg die der Geschichte versehen.

Das merkwürdigste bekannte Beispiel jedoch von einer ungewöhnlichen Entwicklung der andern Sinnen und einer hohen Ausbildung der geistigen Anlagen bei gänzlicher Blindheit der Augen gibt uns das schon durch Mesmers mißlungene magnetische Cur den Aerzten bekannt gewordene Fräulein Maria Theresia v. Paradies. Sie verlor die Sehkraft plötzlich angeblich durch einen Nervenschlag, als sie ungefähr dritthalb Jahre alt war. Das seltene Mädchen verlor aber mit dem Gesicht nicht zugleich den Lebensmuth und das Streben, etwas Außerordentliches auch in der Gesellschaft der Menschen zu leisten. Schon als fünfjähriges Kind zeichnete sie sich durch Verstand und Witz vor andern Kindern aus, die ihr an Jahren gleich und auch überlegen waren. Besonders zeigte sie eine solche Neigung und Anlage zur Musik, daß sie gleich in der ersten Unterrichtsstunde die Tasten eines Claviers kennen, in der dritten ein Stück spielen lernte, in einem Monat schon ein kleines Concert gab. Bald vermochte sie dieß mit den schwereren Concerten von Bach und allen damaligen großen Meistern und konnte sich nicht bloß auf Orgel und Fortepiano in Wien und den meisten größeren Städten Europa's hören lassen, sondern sie componirte selbst Lieder, Balladen und Opern, welche allgemeinen Beifall fanden. Sie unterrichtete aus Mitleid Blinde im Clavierspielen, wobei sie öfters strickte oder Briefe dictirte, ohne einen einzigen falschen Griff der Schüler zu überhören. Sie klöppelte Spitzen, setzte und druckte ihre Briefe an einige blinde Freunde (z. B. Pfeffel) mit einer Handpresse, lernte nach Saundersons Anleitung trefflich rechnen, dann

Geometrie und Stereometrie, auch Geographie (nach eigens dazu mit erhabenen Punkten versehenen Landkarten) so genau, daß sie über die gegenseitige Lage der Hauptorte und Länder trefflich Bescheid wußte. Eben so hatte sie gründliche Kenntnisse in der Astronomie. Ihr heiterer Sinn trieb sie zu den Vergnügungen des Tanzes, Kegelspiels und Kartenspiels, und sie war Meisterin in diesen allen. In jüngeren Jahren spielte sie selbst Rollen auf einem Liebhabertheater mit bewunderungswürdigem Ausdruck. Sie urtheilte über den Charakter der Menschen auf eine sehr treffende Weise aus der Sprache. Den Schönheitssinn hatte sie durch Studium der Antiken (die sie mit den Fingerspitzen berührte) so ausgebildet, daß ihr Urtheil über betreffende Gegenstände sehr richtig war. Selbst bei Kleidungen und ihren Farben zeigte sich ihr Schönheitssinn so geläutert, daß ihre Freundinnen den Geschmack dieser Blinden oft zu Rathe zogen. Ihr Gefühl war so ausgebildet, daß sie wie ein Sehendes im Hause herumging, nie an Menschen anstieß, Bäume, z. B. einer Allee, mehrere Schritte weit fühlte. Gleich beim Eintritt in ein Zimmer erkannte sie durchs Gefühl seine Größe und Gestalt. Sie bemerkte sogar die Eigenthümlichkeiten einer Gegend, durch die man sie führte, und zeigte in ihrem Urtheil über die Schönheiten einer Landschaft solche Sicherheit und Richtigkeit wie ein Sehender. Auch ihr Geschmack an Büchern, die sie sich vorlesen ließ, war sehr trefflich und fein. Oefters täuschte sie selbst Freunde und nähere Bekannte durch ihre Lebendigkeit so sehr, daß diese glaubten, mit einer Sehenden zu thun zu haben. Am merkwürdigsten war es an dieser Blinden, daß sie ordentliche Phantasien des innern Sinnes hatte, Gestalten und Gesichter im Traume und Wachen zu sehen glaubte. — Andre geistvolle Blinde waren der Chemiker und Mathematiker Dr. Heinrich Moyes, die Tonkünstler Stanley und Parry, der Baumeister John Matcalf. (Essays of the philosophical and litterary society of Manchester Tom I. und dieses Citat sowohl als die ausführlichere Geschichte des Fräuleins Paradies in Michael Wagners Beiträgen zur philosophischen Anthropologie B. II. S. 229.)

Schwerer zwar läßt sich, in Beziehung auf geistige Entwicklung, der Sinn des Gehörs durch die andern Sinnen ersetzen; dennoch hat selbst die Geschichte des blind und taub zugleich gebornen James Mitchel, die wir im §. 41 ausführlicher betrachten wollen, gezeigt, daß die Seele sogar in solchem Falle noch stellvertretende Wege zur Erkenntniß der Außenwelt und zur Mittheilung der innern Gedanken an andere Menschen finde. Auch die taub und blind zugleich gewordene Victorine Morisseau aus Saintes zeigte eine merkwürdige Entwicklung des innern Sinnes (m. vergl. das Journal de l'Instruction de sourds-muets et des aveugles par Bebian. Paris Août et Septembre 1826). Ein noch neueres Beispiel von einer nach dem vierten Lebensjahre als Folge eines heftigen Nervenfiebers eingetretenen Lähmung der Sinnesnerven und einer hieraus entstandenen gänzlichen Blindheit findet sich in der Geschichte der jungen Amerikanerin Julia Brace, geboren am 13. Julius 1807 zu Hartfort, Tochter des John und der Rahel Brace, von ihrer lähmenden Krankheit befallen am 19. Nov. 1811. Selbst bei dieser (später in die Versorgungsanstalt zu Hartfort aufgenommenen) von der Außenwelt so abgeschlossenen Jungfrau zeigen sich ein tieffühlendes menschliches Gemüth und Aeußerungen menschlicher Vernunft. M. vergl. hierzu den Inhalt des §. 41.

Der Bau der Sinnorgane und die Verrichtung ihrer einzelnen Theile.

§. 19.

Die Sinnorgane und ihre Verrichtung sind nur ein sichtbares Abbild der höchsten Kräfte und Verrichtungen unsers geistigen Menschen, und eine tiefer eingehende Betrachtung könnte vielleicht eine mannichfache Uebereinstimmung der einzelnen Aeußerungen und Thätigkeitsmomente unsres Verstandes oder unsrer Vernunft mit den einzelnen Theilen des Auges und Ohres und ihrer Bestimmung auf eine ziemlich einleuchtende Art nachweisen. Wir betrachten deßhalb hier die Sinnorgane des Menschenleibes mit etwas größerer Genauigkeit und Ausführlichkeit.

Die Wechselbeziehung der einzelnen Sinne auf einander wird uns in dem höchst bedeutungsvollen Verlaufen und Verzweigen ihrer Nerven deutlich.

Der Nerve, welcher zunächst das Sehen vermittelt, der eigentliche Sehnerve, entspringt aus den oben erwähnten, mittelsten Gebilden des großen Hirnes, den Vierhügeln und den gewöhnlich sogenannten Sehehügeln. Seine innre Wurzel raget augenfällig deutlich in die Seitenhirnhöhlen hinein. Gleich am innren Anfange dieses Nervens erscheint jene Durchkreuzung merkwürdig, vermöge welcher, deutlicher im niedern Thierreiche, z. B. bei den Fischen, als im höheren, die innre Sehnervenmasse der linken Hirnseite sich hinüberzieht nach dem rechten Auge und jene der rechten nach dem linken Auge. Denn bei den Fischen entspringt der Sehnerve der einen Seite schon ganz deutlich gesondert aus der entgegengesetzten Hirnhälfte; bei den Säugethieren und im Menschen strömet die Nervenmasse am Punkte der sogenannten Durchkreuzung nur zusammen und gehet dann, zunächst nur mit den innren Bündeln ihrer Fasernstränge nach der entgegengesetzten Seite hinüber, während die äußeren Lagen der Nervenfasern auf der Seite ihrer Ursprungsstätte bleiben. Es verläuft nun der Sehnerve eine kurze Strecke neben und mit dem Riechnerven, empfängt alsdann von der harten Hirnhaut seine feste Scheide, welche er jedoch, von ihr sich entkleidend, der harten Haut des Augapfels überläßt und, was nicht ohne Beziehung auf das oben (§. 17) erwähnte Zahlenverhältniß der Rückenmarksnerven-Paare erscheint, in etwa dreißig Markbündel getheilt, ins innerste Auge tritt, in welchem er sich zwischen der Aderhaut und der Glasfeuchtigkeit zu einer zarten, markigen Haut — der Netzhaut — ausbreitet, aus der das innre Licht beständig, durch das äußere geweckt und geleitet, emporsteigt. Der Sehenerve, der höchsten Empfindung dienend, ist der empfindlichste von allen, wie dieß die Heftigkeit der Schmerzen und ihre Folgen bei Verletzung der Markhaut beweisen.

Wie die Sehnerven nach vornen aus der alle Marktheile des Hirnes in sich versammelnden Mitte des großen Gehirns entspringen, so gehen die

Hörnerven nach hinten aus einem ähnlichen Centralpunkt der Region des kleinen Gehirns, aus dem großen Markknoten und dem in die vierte Hirnhöhle hineinragenden verlängerten Marke hervor. Die innersten Anfänge erscheinen öfters etwas unsymmetrisch; als ein weicher Strang begleitet der Hörnerv den Antlitznerven, mit welchem er durch einige Fäden verbunden ist. Vor allen andern Nerven des Menschenleibes ist der Hörnerve durch die Kürze und das Ende des Verlaufes ausgezeichnet. Denn fast unmittelbar aus dem Gehirn verliert er sich an das wundervolle Gebilde von Knochen und die in ihren Höhlungen eingeschlossenen Feuchtigkeiten, von denen wir hernach reden werden.

Die Nerven des Geruchsinnes entspringen weiter nach außen und vornen als die Sehnerven, aus den vorderen Rundungen und den gestreiften Hügeln (Geruchshügeln) des Gehirns. Es erscheinen diese Nerven in der Nähe ihres Ursprunges wie aus drei Marken gebildet und dreieckig gleich dem Pistill eines lilienartigen Gewächses.[1] Sie endigen sich zuletzt auf dem Siebbeine, welches die Grenze zwischen der Schädel- und Nasenhöhle bildet, als graue Kolben, aus denen Nervenfäden in zwei Reihen, einer innern und äußern, zu den zarten Muschelgebilden der innern Nase hinausdringen. Auch die Zahl dieser Nervenfäden scheint in etwas an die Zahl der innern Hirntheile zu erinnern, denn sie beträgt, wenigstens bei der innern Reihe, zwölf bis vierzehn, und hiervon ist die Fädenzahl der äußern Reihe nicht viel verschieden.

Die Nerven der oben erwähnten drei Sinnorgane sind dann durch einen schon durch diese Bestimmung höchst bedeutungsvollen vierten Nerven, welcher zugleich in Verbindung mit dem Zungenschlundnerven der des Geschmackes ist, aufs mannichfaltigste verwebt und verbunden. Es ist dieß der nach dem äußern Punkt seines Hervortretens aus dem Gehirn sogenannte fünfte Hirnnerve, welcher zwischen den innersten Wurzeln des Seh- und Hörnervens doch mehr nach außen, aus den Markbündeln des großen Gehirnes entspringt. Sein innerstes Ende scheint wenigstens bis in die Nähe der vierten Hirnhöhle zu reichen. Es gehen wie aus doppeltem Quell zwei deutlich geschiedene Anfänge, der eine in etwa sechzig oder siebenzig, der andere in sechs oder sieben Markbündel sich theilend, aus dem Hirnknoten hervor, und der erstere, größere und zugleich hintere, bildet vor und bei seinem Ausgang aus der harten Hirnhaut ein knotiges Nervengeflecht, erinnernd hierdurch an den ähnlichen Vorgang der Knotenbildung bei den hinteren, der Empfindung dienenden Ursprüngen der Rückenmarksnerven. Denn auch hier gehet der vordere, mit keinem Knoten beginnende Anfang in die der willkürlichen Bewegung dienenden Muskeln der Wangen, der Schläfe und der Mundwinkel so wie mit einem andern Aste in die

[1] Sömmering, Hirn- und Nervenlehre, 2te Auflage, §. 148.

Muskeln der Käuorgane; der andere, hintere Anfang aber, welcher bald nach seinem Absondern vom Gehirn zum Knotengeflecht anschwillt, gibt zuerst einen Ast, der mit dem Nerven des oberen schiefen Augenmuskels nahe verbunden ist, an die Blendung (den Ciliarkranz) des innren Auges und an die innren Geruchsorgane ab und verzweigt sich dann an die Thränendrüse und an die Theile der Stirn. Ein zweiter Ast des hintern (knotigen) Anfanges verzweigt sich ebenfalls mit einigen seiner Enden in den innern Höhlungen des Geruchsorganes, verschlingt und verströmt sich mit anderen Enden in den Gesichtsnerven und in die oben erwähnten aufsteigenden Enden des sympathischen Nervens, versorget den Gaumen und die zu ihm gehörigen Theile, das Zahnfleisch der hintern Backzähne so wie die Backzähne selbst und mit seinem untern Augenhöhlende auch die andern Zähne der Oberkinnlade, den äußern Theil der Nase und die Oberlippe. Endlich so ist vorzüglich der dritte und stärkste Ast jenes merkwürdigen Nerven das verbindende Mittelglied zwischen den Organen des Hörens und Schmeckens. Denn dieser verliert sich mit einem Theil seiner Endungen in der Oberfläche und den schmeckenden Nervenwärzchen der Zunge, in der innren Mundhaut und den Speicheldrüsen unter der Zunge, in den Zähnen und dem Zahnfleisch der Unterkinnlade so wie in den äußern Theilen des untern Mundes; andere Enden aber gehen zu dem innern Gehörgange und einigen noch unmittelbarer beim Hören dienenden Theilen so wie zum äußern Ohr und der Ohrenspeicheldrüse. Wenn auch zugleich mit dem Zungennerven, jenem Zweige des dritten Astes, der an die Nervenwärzchen des Vordertheiles der Zunge verläuft, der Zungenschlundkopfnerve (seinem Ursprunge nach das neunte Paar der Hirnnerven) die Wahrnehmungen des Schmeckens vermittelt, so bleibt dennoch dem ersteren hieran ein bedeutender Antheil, und es erscheint sehr beachtenswerth, daß beide Nerven, gemäß der doppelten Function des wichtigen Organes, dem sie dienen, zugleich Empfindungs- und Bewegungsnerven sind.

So sind durch das fünfte Nervenpaar alle Organe und Thätigkeiten der Sinnen, zunächst aber jene des Sehens und Riechens sowie des Hörens und Schmeckens, unter sich verbunden.

Wir betrachten nun den Bau der Sinnorgane und ihr bedeutungsvolles Geschäft im lebenden Körper.

Eine bergende, undurchsichtige Decke von Muskeln, Gefäßen und Häuten, von Haar oder Federn und harten Schildern, verhüllet sonst überall die letzten Ausgänge der Nerven des thierischen Leibes, und diese Enden verlieren sich meist unmerklich mit ihren letzten zarten Umbeugungen der vereinzelten Primitivröhrchen in den andren Theilen. Nur die Nerven des Gesichtssinnes und des Gehörsinnes sind noch an ihren letzten Endungen als markige, unvermischte Nervenmasse erkennbar; während selbst die Nervenenden des Geruchs- und Geschmackssinnes zuletzt sich fast unmerklich in eine

Schleimhaut verweben. Hierbei hat denn aber die letzte Ausbreitung des Sehnerven noch das Eigenthümliche und Ausgezeichnete, daß sie nicht wie der Hörnerv in undurchsichtige Massen eingeschlossen ist, sondern in einem glasartig durchsichtigen Gebilde sich offen zu Tage legt, so daß man an diesem einzigen Punkt des Leibes unmittelbar auf das thierische Nervenmark hineinblicken kann.

Wir betrachten zuerst den Punkt des Eintretens des Sehnerven in den Grund des innren Auges. Hier, wie überall in der lebend bewegten Natur, fällt die dynamische Mitte nicht mit der mathematischen zusammen; jener Punkt des Eintretens des Nerven liegt etwas nach einwärts, von der eigentlichen Axe des Auges hinweggerückt, und an dieser Axe selber zeigt sich, von citrongelbem Rande umgeben, ein von Nervenmark nur sehr sparsam überkleideter und deßhalb einer Oeffnung gleichender, öfters auch wirklich geöffneter, rundlicher Fleck, das sogenannte Centralloch des hinteren Augengrundes. Die Ausbreitung des Sehnerven gleichet einem milchigweißen, halbdurchsichtigen Netzgewebe und hat deßhalb von dieser Bildung den Namen der Netzhaut empfangen. Nur an ihrem vorderen Rande ist sie etwas deutlicher mit der glasartigen Feuchtigkeit und der innren Gefäßhaut des Auges verwebt, sonst hält sie sich von den angrenzenden Theilen fast ganz frei und geschieden. Dieses eigentlich Sehende, dieses Licht des Menschenleibes, ruhet auf einem eigenthümlichen Dunkel, einem schwarzen Farbestoff (Pigment), welches zwischen der Netzhaut und Gefäßhaut des Augengrundes ergossen ist, so daß hier deutlicher und schärfer als irgend anderswo im Leibe Licht und Dunkel an einander grenzen und sich scheiden.

Hinter der Netzhaut und dem schwarzen Pigment breitet sich, an die weiche Hirnhaut erinnernd, die Gefäßhaut (Choroidea) aus, und der harten Hirnhaut entsprechend, umfasset den ganzen Grund des Auges die sennig feste Harthaut (Sclerotica). Dieses sogenannte Weiße des Auges bezeichnet auch äußerlich den Grenzpunkt, wo im Innern die Markhaut des Sehnerven endet, und mithin die Grenze jenes Theiles des Auges, welcher eigentlich das Licht siehet. Da wo aber der aus jener Dreiheit von Hautgebilden bestehende Grund des Auges aufhört, zeigt sich nach vornen die durchsichtige, aus gleichartigen Lamellenschichten gebildete Hornhaut. Diese, obwohl von einer höchst empfindlichen Haut (der Bindehaut, Conjunctiva) von außen überkleidet, ist für sich selber nur sehr wenig empfindlich, und es stellet überhaupt der vordere Theil des äußeren Auges in Beziehung auf den hinteren jenes Verhältniß dar, in welchem der ruhende, aus dem eigentlichen Kreise der Lebensbewegungen ausgeschiedene Knochen zum Nerven und Muskel stehet, wie denn auch wirklich nach Döllinger der hintere, von der harten Hirnhaut umschlossene Theil des Auges vom Hirn aus nach außen, der vordere von der Haut aus nach innen dem ersteren entgegengebildet wird.

Das Innre des Augapfels erfüllet von der Hornhaut bis zum hinteren Grund, auf welchen sich der Sehnerve ausbreitet, eine durchsichtige Masse von dreifacher Art. Unmittelbar hinter der Hornhaut in dem vordersten Theil des Auges findet sich die „wässerige" Feuchtigkeit. Mit Recht so genannt, denn sie bestehet fast ganz aus reinem Wasser, welchem sich nur eine geringe Spur von Salzen und von Eiweißstoff zumischet. An diese Feuchtigkeit grenzet weiter nach hinten die Krystalllinse. Sie ist, besonders nach ihrem innern Kern hin, von festerem Gewebe, und es mischt sich zu ihrem Wassergehalt eine vorzüglich große Menge von Eiweißstoff, denn dieser wird hier im Mittel zu 36 Procenten berechnet. Die Krystalllinse, welche an ihrer hinteren Seite stärker gewölbt ist als an der vorderen, ist von einer eigenen, durchsichtigen, ziemlich festen Kapselhaut umschlossen, von welcher sie jedoch eine zarte Flüssigkeit trennt. Endlich so wird der größere Theil des Auges (der hintere Grund desselben) von dem halbflüssigen Glaskörper ausgefüllt, welchen eine zarte Haut nicht bloß äußerlich umkleidet, sondern auch nach innen hinein mit zellenartigen Fortsätzen durchwebt. Nach vornen ist dieser Glaskörper des Auges zur Aufnahme der Krystalllinse eingetieft.

In und an die sennig faserige, weiße Harthaut (Sclerotica) des Auges fügt sich nach vornen und außen, wie wir sahen, die durchsichtige, lamellöse Hornhaut; so fügen sich auch an die beiden andern Hautgebilde des innren Auges, da wo sie nach vornen enden, Theile an, welche zu jenen einen ähnlichen Gegensatz bilden als die Hornhaut zur Harthaut. Die eigentlich aus zwei fest verbundenen Blättern bestehende Gefäßhaut endet an einem weißlichen Ringe, dem sogenannten Ciliarband, an dessen innrer Seite der Faltenkranz oder der Ciliarkörper (corpus ciliare) gesehen wird. Da aber, wo das eigentliche Gebilde der Gefäßhaut nach vornen endet, fügt sich an sie wie die Hornhaut an die Harthaut die Iris oder der Augenstern an, welcher gleich der Gefäßhaut aus zwei Blättern, einem vorderen, vorzüglich gefäßreichen, und einem hinteren, der sogenannten Traubenhaut, zusammengesetzt ist. Die letztere überkleidet eine Lage von schwarzem Pigment, dessen größere oder geringere Dichtigkeit vorzüglich dem Augenstern seine eigenthümliche, blaue oder schwarze oder grünliche Färbung gibt. Es breitet sich die Iris oder Regenbogenhaut schwimmend in die wässerige Feuchtigkeit des vorderen Auges aus und theilt dieselbe in zwei Kammern, eine vordere und hintere ab. Nach hinten grenzt zwar der Augenstern an die Gefäßhaut und empfängt von derselben sogar Gefäße, ohne jedoch eigentlich in dieselbe überzugehen; nach vornen aber läßt er in seiner Mitte eine Oeffnung, die Pupille, deren Erweiterung und Verengerung bei den verschiedenen Graden des auf die Netzhaut einfallenden Lichtes durch ein mäßigeres oder stärkeres Einströmen des Blutes bewirkt wird, wodurch ein Anschwellen und Ausdehnen des Aderngewebes nach vornen erfolgt. Es

wird indeß die Iris nicht unmittelbar durch das auf sie treffende Licht, sondern bloß mittelbar durch die Einwirkung der Helle auf die Netzhaut in diese Bewegung gesetzt.

Was für die Harthaut die Hornhaut, für die Gefäßhaut des Auges die Iris, das ist in Beziehung auf die Netzhaut das sogenannte Strahlenblättchen, eine zarte, stark gefaltete Haut, welche vom vorderen Rande der Netzhaut nach der Mitte geht und zuletzt an der Vorderseite der Linsencapsel sich verliert.

Der Ausdehnung und dem Rauminhalte nach sind die erwähnten Haupttheile des Auges so angeordnet, daß die Hornhaut in einem Profildurchschnitt des Augapfels etwa den siebenten Theil des ganzen Umfanges einnimmt, die andern sechs Siebentheile aber die Harthaut umkleidet. Von der ganzen Tiefe des Auges, von der vorderen Fläche der Krystalllinse an bis zu der hinteren Außenfläche der Harthaut, durch welche der Sehnerve eintritt, gehört etwa ein reichliches Siebentheil den vorderen Kammern des Auges, das zweite Siebentheil erfüllt die Krystalllinse ihrer Dicke nach, vier andere der Glaskörper, endlich das siebente bildet den Zwischenraum zwischen dem Glaskörper und dem äußerlichen Eintritt des Sehnerven.

Die wundervolle kleine Welt des Auges ruhet in einer eigenen, von sieben Knochen gebildeten Höhle des Schädels auf einer schützenden Lage von Fett. Sechs Muskeln, vier gerade und zwei schiefe, geben dem Augapfel eine Beweglichkeit nach allen Seiten, wie sie außer der Zunge kein anderer Theil des Leibes hat, und es wird die Bedeutung, welche die bildende Seele auf diese sprechenden Bewegungen legt, schon darinnen erkannt, daß jenen kleinen Muskeln zwei eigenthümliche Nerven bestimmt sind. Außer ihnen dient dem Auge jener Muskel, welcher die schützenden Augenlieder schließt, so wie ein anderer, welcher das obere Augenlied aufhebt und hierdurch das Auge öffnet. Die Augenbrauen, so wie die Wimpern, dienen zugleich zum Schutze des Auges und zur Verstärkung seiner Sehkraft, während die Meibomischen Drüsen des oberen Augenliedes seine Außenfläche beständig mit einer öligen, die im Augenwinkel ausmündende Thränendrüse mit einer wässerigen Flüssigkeit befeuchten.

Der Mechanismus des Sehens wird uns, je mehr wir an ihn den Maßstab des mathematisch-physikalischen Calculs legen, desto mehr zum Räthsel. Es gibt einen Punkt des Augengrundes, an welchem das Nervenmark des Sehnerven unfähig zum Sehen, wie blind erscheint, so daß uns kleine, ferne Gegenstände, wenn ihr Strahlenbild gerade auf jenen Punkt hinfällt, plötzlich verschwinden. Eine weitere Untersuchung hat gelehrt, daß dieser Punkt derselbe sei, an welchem der Sehnerve ins Auge tritt, mithin der, in welchem das empfindende Nervenmark in größter Masse und Stärke zusammengedrängt ist, und dem Anscheine nach die Empfindung des Sehens am stärksten sein sollte. Diese Thatsache wird indeß nicht mehr

befremden als jene, daß das Gefühl erst am weitesten von den Anfängen der Nerven, wie etwa an den Fingerspitzen, am schärfsten und deutlichsten — im Gehirn selber, dem Sammelpunkt alles Fühlens, nur stumpf ist. Der Sehnerve ist bei seinem Eintreten noch nicht zur Netzhaut geworden, nur diese sieht, und sie bemerkt auch noch, wenn der Wille sich dahin lenkt, Gegenstände, welche 60 Grad von der Linie, nach welcher das Auge hinblickt, zur Seite abliegen.

Wir sehen das Bild, auf das unsere Augen gerichtet sind, weder doppelt noch verkehrt, wie dieß nach der physikalisch-mathematischen Theorie doch sein sollte. Denn nach der Gestalt und Zusammenordnung der Theile des Auges würde in diesem ein Bild sich so darstellen, daß jener Theil desselben, welcher dem tragenden Mittelpunkt der Erde zugekehrt ist, nach oben, nach dem Gehirn zugekehrt wäre. Mit Recht, denn jeder äußere Gegenstand, der zur Wahrnehmung des Gefühls werden soll, muß jetzt auf einen anderen, oberen Centralpunkt, der statt nach der Erde, nach dem Gehirn fällt, bezogen und gestellt werden. Uebrigens ist auch diese Zurechtstellung der wahrnehmbaren Gegenstände ein Beweis dafür, daß die erkennende Seele beim Sehen nicht sowohl des Eindruckes, den der sichtbare Gegenstand auf den Nerven macht, als der eignen selbstthätigen Rückwirkung der Lebenskraft ihres Sinnorganes gegen diesen Eindruck inne werde.

Linien, welche senkrecht neben einander laufen, unterscheiden wir leichter als solche, welche horizontal über einander stehen; Gegenstände, welche in der Höhe über uns schweben, erscheinen uns kleiner, zugleich aber auch wegen der größeren Helle näher als andere gleich große und gleich entfernte, welche mit uns auf gleicher Ebene stehen. Die scheinbare Vergrößerung der Gestirne und ihrer Abstände, wenn sie am Horizont, ihre Verkleinerung, wenn sie am Zenith stehen, hat wohl übrigens eben so sehr ihren Grund in der teleskopischeren Beschaffenheit der niederen, dichteren Luftschichten, vor jenen der höheren Region des Dunstkreises als in der, allerdings auch bei weitsichtigen Augen auffallenden, größeren Schärfe der Sehkraft in dem oberen Theile der Netzhaut.

Bemerkenswerth ist das Verhältniß unserer Sehkraft zu den Farben. Einige Menschenaugen unterscheiden gar keine Farben, sondern nur Helle und Dunkel. Ein selbstständiges, eigenthümliches Reproductionsvermögen unsers Auges für Farben wird schon in der Geschichte der Farbenspectren erkannt. Das Auge, wenn es eine Zeit lang nach einem farbigen Punkte geschaut, bildet sich beim Hinwegwenden von ihm einen andern von harmonisch entgegengesetzter Farbe oder einen dunklen statt des hellen.

Wie der empfindende Nerv des Auges an durchsichtigen Flüssigkeiten, so endet der empfindende Nerv des Gehörs an festen, undurchsichtigen Knochen; denn der Schall hat den Knochen eben so zum vermittlenden Leiter als das Licht die flüssige Gallert. Es ist auch am Ohr jene Dreitheilung

deutlich, die sich uns im Bau der meisten bisher betrachteten Organe des Leibes zeigte. Das äußere Ohr dienet zur Aufnahme; das mittlere, die Trommelhöhle, zur Fortpflanzung; die dritte Abtheilung, der Ohrgrund oder das Labyrinth, eigentlich erst zum Hören des Schalles. Diese letztere ist für die Geschichte des Gehörsinnes die wichtigste; wir betrachten sie daher zuerst.

Man unterscheidet im Ohrgrund oder Labyrinth drei Theile, den Vorhof, die Bogengänge und die Schnecke. Es sind diese Theile bei ihrer anfänglichen Entwicklung im neugebornen Kinde in eine knöcherne Capsel eingeschlossen, welche später mit dem Felsenbein des Schädels zu einem unscheidbaren Ganzen verwächst. An diesen Theilen erinnert der Bau und die Anordnung der Nervenfäden allerdings, bei den einen an die Einrichtung der besaiteten Instrumente, deren Saiten beim Lautwerden eines äußeren Tones mittönen, bei den andern an die Gestaltung der durch den Lufthauch tönenden (blasenden) oder durch Spannung einer ausgebreiteten Oberfläche schallenden musikalischen Werkzeuge. Zu denen der ersten Art gehört die Schnecke, an welcher man im menschlichen Ohre zwei und eine halbe Windung zählt. In ihrem Innern zeigt sich die knöcherne, nur bis in die zweite Windung reichende Spindel (modiolus); durch die Umgänge verläuft als innre Scheidewand ein aus zwei Knochenlamellen gebildetes Spiralblatt, welches die Umgänge in zwei Treppen, eine obere engere und eine untere weitere theilt. Die letztere beginnt an dem innren Paukenfell des rundlich dreieckigen Fensters, die andere mündet in den Vorhof. Nach oben zeigt sich da, wo die Spindel endet, im Innren der Schnecke eine trichterförmige Höhlung, deren Spitze nach der Spindel gekehrt ist.

In dieses Gebilde der Schnecke verläuft der größte und vorderste Ast des Gehörnerven. Seine Masse erscheint weicher und zarter als die der andern Aeste. Schon ehe der Nerv der spiralförmig gewundenen, siebartig durchlöcherten Basis der Spindel sich nähert, zeiget er eine eigenthümliche, bei keinem andern Nerven bemerkte, wirbelartige Drehung und Windung seiner Fäden um einander. Die einzelnen Fäden treten aus der Spindel durch feine, zarte Canäle zwischen die beiden Knochenlamellen des Spiralblattes hinein und verzweigen sich zuletzt von dem Rande des Spiralblattes nach der äußeren Wand der Umgänge hin. Es sind diese Umgänge wie alle innren Theile des Ohres mit einer zarten Haut ausgekleidet, und es erfüllt sie ein flüssiges Wesen, welches, wenigstens nach dem Tode, als ein tropfbar wässriges erscheint. Die verschiedene Länge der in der Schnecke verbreiteten Nervenfäden hat diese schon öfter mit den Saiten eines schneckenförmig gedrehten Resonanzbodens vergleichen lassen.

Nach der der Schnecke entgegengesetzten Seite des innren Ohrgrundes oder Labyrinths hin zeigen sich die drei knöchernen Bogengänge, welche nach dem einen Ende bauchig erweitert, nach dem andern verengt sind. Die

engeren Enden (gleichsam Mundstücke) sind bei zweien, dem oberen und unteren Bogengang oder halbcirkelförmigen Canal vereint, so daß die drei Bögen nur mit fünf Ausgängen in den mittleren Theil oder den sogenannten Vorhof münden.

Dieser, der Vorhof, stehet durch eine längliche Oeffnung, das sogenannte eirunde Fenster, in Verbindung mit der Trommelhöhle des mittleren Ohres oder Gehörganges. Doch gilt dieses nur von dem knöchernen Theile des Vorhofes, und die Verbindung ist keineswegs eine unmittelbare, indem der bauchig weite, blasenartig ausgespannte Sack, welcher das Innre des Vorhofes bildet, nur mit den Bogengängen und der oberen Treppe der Schnecke unmittelbar zusammenmündet, nach dem eiförmigen Fenster hin aber geschlossen ist. In der häutigen Ausfüllung des Vorhofes und der Bogengänge verbreitet sich der zweite (hintere) Ast des Hörnerven, und zwar so, daß er zunächst in den Sack des Vorhofes, von da in die bauchigere Ausmündung und den Hals der innren, häutigen Bogengänge verläuft und in letzterem sich verliert, gleich als sollte er an diesen, der Schallmündung eines Waldhorns gleichenden Ausgängen ein da hindurch gehauchtes Tönen vernehmen. — Jene häutigen Höhlungen erfüllt ein wässerig flüssiges Wesen.

Der mittlere Theil des Ohres oder die Trommelhöhle ist nach außen von dem Gehörgange, in welchen die Luft unmittelbar eindringet, durch das nach innen etwas convexe, nach außen concave Trommelfell abgesondert, welches im ungebornen Kinde zwischen einem Knochenring, der später mit dem benachbarten Knochen verwächst, ausgespannt ist. Nach der äußeren Seite hin ist es von einer zarten Fortsetzung der Oberhaut des Leibes, nach der inneren von einer zarten Schleimhaut umkleidet, das Trommelfell selber erscheint als eine sennig oder musculös faserige, verhältnißmäßig ziemlich dichte Haut. Im Innern der Trommelhöhle zeigt sich jene sonderbare Dreiheit von kleinen Knochen, welche man ihrer ungefähren Gestalt nach den Hammer, den Amboß und den Steigbügel benannt hat. Der erstere ist mit seinem einen, spitzeren Ende (dem Griff) an das Trommelfell befestiget und berührt mit einem andern, dickeren den Amboß, welcher seinerseits wieder an den Steigbügel stößt, der mit dem unteren, geraden Schenkel (dem Fußtritt) das eirunde Fenster des Vorhofes berührt, so daß mittelst dieser drei Knochen die Fortpflanzung der äußeren Schalllaute, vom Trommelfell bis zum Vorhof geschieht. An den Griff so wie an den dünnen, seitlichen Fortsatz des Hammers und an den Steigbügel fügen sich die zarten Muskeln der Trommelhöhle an, die kleinsten des ganzen Leibes und darum die am leichtesten und unaufhörlichst beweglichen. Die Trommelhöhle stehet durch einen eignen Gang, die Eustachische Röhre, mit dem hintern Theil des innren Mundes (der sogenannten Rachenhöhle) in Verbindung, und die Schwerhörigkeit, welche nach einer Verstopfung oder Verschließung

jenes Ausganges entstehet, bezeuget die Wichtigkeit desselben für das Geschäft des Hörens. Die Nerven, welche den mittleren Theil des Ohres, die Trommelhöhle und das Trommelfell versorgen, kommen eben so wie jene, welche im Auge zur Iris und zu den an sie gränzenden Theilen gehen, vom fünften Nervenpaare. Ein zarter Ast des siebenten Nervenpaares, des sogenannten Gesichtsnerven, der sich zuletzt mit dem zur Zunge gehenden Theil des fünften Nervenpaares verbindet, ist mehr seines annähernden Verlaufes als seiner eigentlichen Verbreitung und Bestimmung nach die Paukenfellsaite (chorda tympani) genannt worden, obgleich es zugleich nicht unwahrscheinlich ist, daß er der eigentlich bewegende Nerve des äußeren Hammermuskels sei.

Das Blut, welches zu dem innern Gehörorgan, so wie jenes, das ins Auge gehet, kommt aus denselben Arterien, welche das Gehirn ernähren.

Am äußern Ohr unterscheiden wir die Muschel, die Leiste und Gegenleiste, Ecke und Gegenecke, die kahnförmige Grube und das Ohrläppchen. Es bestehet aus einem von den äußeren Häuten überzogenen Knorpel und wird, freilich beim Thier deutlicher als beim Menschen, durch mehrere zarte Muskeln bewegt. Der Knorpel des äußern Ohrs setzt sich, von der hier zarter werdenden, eine ölige Feuchtigkeit absondernden äußeren Haut überkleidet, in den etwas wellenförmig gekrümmten Gehörgang fort, dessen Canal weiter nach innen knochenartig wird. Zu dem Hören sind zwar das äußere Ohr so wie das Trommelfell förderlich und hülfreich, indeß hat man nicht selten Fälle beobachtet, in denen das Trommelfell und selbst der Hammer und Amboß zerstört waren, ohne daß die Schwächung des Gehörsinnes größer und merklicher gewesen wäre als die Schwächung des Gesichtssinnes nach dem Herausnehmen oder dem Entfernen der Krystallinse des Auges.

Was den Mechanismus der Fortpflanzung des Schalles nach dem innersten Grund des Ohres betrifft, wo der Nerv, hierin einzig unter allen andern Nerven des Leibes, unmittelbar am Knochen endet, so hat auch dieser Mechanismus eben so vieles, unserer gewöhnlichen mathematisch-physikalischen Theorie Widersprechendes oder aus ihr Unerklärliches als der der Fortwirkung des Lichtes durchs äußere aufs innere Auge. Es zeigt sich auch hier, daß es weniger das Gebilde selber als die dasselbe begründende und erhaltende, bildende Kraft sei, auf welcher das Aufnehmen und Weitergeben des von außen Empfundenen beruhe. Ein einzelnes, aus einem Stück bestehendes Knöchlein würde nach der Ansicht der Physiologen den Schall vom Trommelfell zum innern Ohre besser fortpflanzen als dieses kleine, dreigliedrige System von Knöchlein. Man hat daher vermuthet, die Wirkung von diesem sei mehr nur mechanisch, gehe mehr auf das Spannen der innren Häute als auf die unmittelbare Fortpflanzung des Schalles hinaus. Auch über die eigentliche Bestimmung der Eustachischen

Röhre, welche die Höhle des mittleren Ohres (die Trommelhöhle) mit der Mundhöhle verbindet, herrscht noch einiges Dunkel, obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß sie vorzugsweise dazu dient, die Dichtigkeit und Spannung der innren Luft der Trommelhöhle in beständigem Gleichgewicht zu erhalten und den Schleim der Trommelhöhle durch die Wimperbewegung ihrer Innenwand abzuleiten. Warum die Zerstörung des Steigbügels fast unvermeidlich dem Ohre die Fähigkeit zum Hören nehme, welche bei der Zerstörung der beiden andern Gehörknöchlein nur wenig verändert wird, und ob hierbei immer ein Ausfließen des Wassers aus dem Labyrinth erfolge oder bloß eine dynamische Veränderung in diesem vorgehe? ob die Function der Bogengänge und des Sackes im Labyrinth nur eine mechanische sei, nämlich das Aufnehmen des vom äußeren Schall gepreßten Wassers, damit die Pressung nicht zu stark auf den Nerven gehe, oder nicht vielmehr auch eine eben so entschieden beim Mittönen dienende als die Erzitterung eines blasenden Instruments beim Klingen desselben? dieß sind noch immer nicht vollkommen gelöste Fragen unserer Physiologie. Für die Empfindung der Höhe oder Tiefe der Töne darf mit vieler Wahrscheinlichkeit allerdings schon ihrer oben beschriebenen Einrichtung nach die Schnecke, welche sich nur im Ohr der vollkommneren, einer Lungenstimme fähigen Thiere findet, als das Hauptorgan betrachtet werden.

Wir unterscheiden jene einzelnen, abgebrochenen Laute, welche etwa in dem zehnten Theil einer Secunde auf einander folgen, und vernehmen daher das Echo nur von jenen widerhallenden Punkten, welche mehr als 50 Fuß von dem Ohre abliegen. Verschiedene Töne, besonders wenn dieselben in harmonischem Verhältniß unter einander stehen, vernehmen wir aber zugleich und auf Einmal wie an einem Gemälde die harmonische Zusammenordnung aller einzelnen Theile und Farben. Das harmonische Zusammenstimmen der Töne scheinet zunächst in dem Verhältniß der Zahl der Klangschwingungen, welche die tönenden Körper in gleicher Zeit machen, oder in dem Verhältniß der verschiedenen Geschwindigkeiten dieser Schwingungen gegründet. Die höhere Octave macht, wie bereits erwähnt, in derselben Zeit gerade doppelt so viele Schwingungen als der Grundton, und auch die andren vollkommen consonanten Töne erscheinen in stöchiometrisch angeordnetem Verhältniß. Es wird indeß auch hierbei nur eine Annäherung an die aus mathematischen Rechnungen gefolgerte Zahl gefunden, und die eigentliche, dem Ohr gefallende Harmonie, schwebt über diese berechnete Gränze hinüber und herüber.

Die Organe des Geruchs und Geschmacks erscheinen so nahe unter einander verbunden, daß wir beide, so weit nicht bereits oben S. 122 und 139 die Zunge beschrieben worden, als ein gemeinsames Ganzes betrachten können. Das Eigenthümliche der Höhle der innern Nase ist von drei Knochen, dem Gaumen- und Siebbeine so wie dem Oberkieferbeine umgränzt. Der Gaumen, die Gränze und zugleich der Punkt des Zusammenfließens der beiden Sinnorgane und ihrer Wirksamkeiten, wird aus drei Theilen gebildet, den Oberkieferbeinen und eigentlichen Gaumenbeinen, welche zusammen die Knochenplatte des sogenannten harten Gaumens ausmachen, und einem musculösen Anhang, dem sogenannten Gaumensegel. Von der hinteren Gränze des harten Gaumens gehet eine Scheidewand nach der Nase hinauf, welche diese in ihre zwei inneren Hälften theilt. Jene Scheidewand besteht aus drei Theilen, aus dem Pflugscharbein, aus der senkrechten Platte des Siebbeines und aus einem hieran sich anfügenden Knorpel. Im Innern der Nase finden sich drei dünne, bauchig gewundene und gebogene Knochenblätter, die sogenannten Muscheln, deren obere und mittlere durch Fortsätze des Siebbeines, die untere aber durch einen eigenen, selbstständigen Knochen gebildet wird. Zwischen jenen Muscheln zeigen sich die drei innern Nasengänge. Es verlaufen die Höhlen der Nase in die Stirnbeinhöhlen so wie in die beiden Höhlen der Oberkiefer. In den obern Nasengang münden die Keilbein-, in den mittlern die Stirnbein-, in den untern die Highmorshöhlen der Oberkieferbeine, und zugleich öffnet sich auch in diese letzteren der Thränencanal. Alle diese innern Theile der Nase sind mit einer Haut (der sogenannten Schneider'schen Haut) ausgekleidet, welche in den Haupthöhlen eine mehr schleimige, in den Nebenhöhlen eine wässrigere Feuchtigkeit aussondert. Der eigentliche Geruchsnerv verbreitet sich, wie bereits oben erwähnt, nur in der Schleimhaut der oberen und mittleren Muschel und der Nasenscheidewand, während die untere Muschel und der hintere Theil der innern Nase von dem zweiten Ast des fünften Paares mit Nerven versorgt werden. Die untere Muschel und der ihr zugehörige Nasengang scheint sich mithin zu den obern und mehr innern eben so zu verhalten wie die Trommelhöhle des Ohres zum Labyrinth. Auf diesen mittleren Theil des Geruchsorganes folgt dann der Wichtigkeit der Function nach die äußere Nase, welche ebenfalls aus drei Theilen gebildet wird, dem Nasenknochen und den Nasenknorpeln, deren zwei auf jeder Seite sind.

Das Organ des Geschmackes und zugleich der Bildung des hörbaren Wortes und der Rede, die Zunge, wurde bereits oben §. 13 und 16 beschrieben. Die Verbindung und das öftere Ineinandergehen der Sinneseindrücke des Geruchs und Geschmacks wird beim Menschen durch die sogenannten hintern Nasenlöcher (Choanae), durch welche die Nasenhöhlen in den Grund der Mundhöhle übergehen, bei vielen Thieren aber auch noch durch eine andere Oeffnung vermittelt, welche aus der Nase in den vordern Theil des Mundes führt. Das merkwürdige Verhalten des fünften Nervenpaares, nach welchem dieses bei den höheren Sinnesorganen nur Hülfsnerve, bei der Zunge aber zum eigentlichen Sinnes-, zum Geschmacksnerven wird, ist bereits oben erwähnt. Auch in der Nase mag seinerseits jener Ast des fünften Nerven, welcher zu der untern Muschel geht, zugleich mit dem eigentlichen Geruchsnerven wahrer Sinnesnerv sein.

Die Ausbreitung des Geruchsnerven in die innere Schleimhaut der Nase, durch welche die äußere Luft beständig aus- und eingeht, scheint selber ein Verdünsten und Emporsteigen dieser Nervenmasse in die Luft vermitteln zu sollen. Auch hierzu ist dem Nerven wie bei seinen Verrichtungen in den andern Sinnorganen das Zugegensein des Wassers nöthig. Denn wenn der Schneider'schen Schleimhaut ihre eigenthümliche Feuchtigkeit fehlt, dann ist der Geruchsnerv eben so wenig zum Riechen fähig, als der Seh- und Hörnerv ohne die Flüssigkeiten des innern Auges und des Labyrinths im Ohr zum Sehen und Hören.

So ist denn das Riechen ein Emporstreben der Nervenmasse nach der Verbindung mit der äußeren, atmosphärischen Luft, und dieser Sinn ist deßhalb der beständig nach Luft verlangenden Lunge zugeordnet. Der Nervenäther steigt dann ohne Aufhören aus den vordersten Pforten der äußeren Gehirnmasse, die im Riechnerven sich eröffnen, empor nach der Luft; die Seele aber bemerkt dieses Emporsteigen erst in und durch jenes der andern äußeren Körper, welche dasselbe in verschiedener Weise anregen.

Die Organe des Gefühles erscheinen uns durch ihren Bau und ihre äußere Anordnung in einem ähnlichen Verhältniß zu den Sinnen des Hauptes zu stehen als die zur Wurzel gewordene, in der Erde verborgene Endigung eines Gewächses zu seiner oberen, mit Blättern und Blüthen bekleideten Ausbreitung in Aeste und Zweige. Die Nerven der verschiedensten Regionen des Gehirns und Rückenmarks verlaufen da ohne merkliche Verschiedenheit der Endpunkte, zu denen sie gehen, in die zellengewebige Hautbedeckung, welche als gemeinsamer Ausgang alle Theile des Leibes, Muskeln und Nerven und Gefäße umschließet.

Wir sehen nämlich die Muskeln, die Gefäße, die Nerven, die Eingeweide sowie alle andern Gebilde, aus denen der Leib zusammengesetzt ist, im Ganzen so wie in ihren kleinsten Fibern und Strängen von einer noch nicht vollkommen ausgebildeten, gleichsam halborganischen Substanz umgeben, welche zunächst das Zellgewebe darstellt. In ihrem noch halbflüssigen Wesen zeigen sich die ersten, unvollkommenen Anfänge der Gestaltung zur Faser oder zum Blättchengewebe oder die angehende Wiederauflösung dieser Gebilde. An vielen Punkten des Leibes setzt sich an dieses Gewebe ein Stoff ab, welcher die thierische Natur noch kaum angenommen hat, sondern erst im Uebergang zu dieser begriffen ist, das Fett. Es gleichet dieses (wie wir S. 86 sahen) den Pflanzenölen und Harzen in seiner Mischung, ist gegen die sonstige Natur der thierischen Substanzen frei von Stickstoff. Dieses Fett des Zellgewebes ist wie der Nahrungssaft, welchen die Pflanzenwurzel aus dem Boden saugt, der Vorrath an rohem Stoffe, welcher bei Mangel an äußerer Nahrung oder bei ungewöhnlich großem, innrem Verbrauche zur Unterhaltung des innern Athmens oder zur Bildung und Gestaltung der sich entwickelnden Organe verwendet wird.

Was für die Nerven wie für die einzelnen Muskeln oder Fibern der Muskeln das Zellgewebe, das ist für den gesammten Leib die äußere Haut: ein Anfangs- oder Endpunkt aller einzelnen Gebilde, nach welchen sich der rohe, noch unentwickelte, so wie der ausgeschiedene Stoff hinsammelt und ansetzt.

Die Haut, zwischen welcher und den Muskeln das öfter von Fett erfüllte Zellgewebe sich ausbreitet, bestehet aus drei Lagen, der Lederhaut (corium), dem Malpighi'schen Schleimgewebe (rete Malpighii) und der Oberhaut (epidermis). Die erstere, die Lederhaut, beim Thiere Fell genannt, ist die innerste und zugleich die dickste. Denn sie gibt, besonders am Rücken des Menschen, hinsichtlich ihrer Dicke dem Felle der gleich großen Thiere wenig oder nichts nach. Nach innen hinein wurzelt diese Lederhaut mit vielen einzelnen Hervorragungen in der Fettlage des Zellgewebes, und in diese Wurzeln treten die Gefäß- und Nervenausgänge hinein, in denen hier die Systeme des Umlaufes der Säfte und der Nerven sich enden und auflösen. Die letzten Enden, besonders der Nerven, sammeln da, fast wie auf der Zunge, die zarten Erhöhungen der Nervenwärzchen um sich an — gleichsam zerstreute, unverbundene Atome von Sinnorganen. Aus dem bereits mehr pflanzenartigen als thierischen Grunde der Lederhaut wachsen die Haare hervor, Vegetabilien, aus denselben Elementen gebildet und von ähnlichem innern Wesen als das thierische Horn, welches seinerseits nur durch eine Verdichtung der Borsten oder Haare entstehet. Im Haare hat die chemische Zergliederung außer dem erhärteten Eiweißstoff, Kieselerde und Eisen, phosphorsauren Kalk und Schwefel, auch das Manganoxyd und thierisches Oel nachgewiesen. Der Schwefel findet sich in größerer Menge im lichter gefärbten, besonders röthlichen Haar, das Eisen und Mangan mehr im schwärzlichen. An jedem Haare läßt sich unter dem Mikroskop die äußere, feste Rinde, und das innere, während des Wachsens vielleicht flüssige, wenigstens doch fortwuchernde Mark unterscheiden. Dieses ist nach der Wurzel des Haares hin dicker und zugleich weicher und bildet hier die sogenannte Haarzwiebel. Ein allmähliches Verhärten (Absterben) dieses weicheren Wurzelendes soll nach der Meinung der Physiologen das Wachsthum des Haares bewirken, dessen dichtwerdender Theil immerfort durch einen aus der Lederhaut hervortretenden, jenem sich nachschiebenden weichen Endtheil ersetzt wird. Bei zunehmendem Alter scheinet allmählich das färbende Eisen mehr und mehr aus dem Haare zu entschwinden, während dagegen die Erde, namentlich der phosphorsaure, die weißliche Farbe gebende Kalk immer vorherrschender wird.

Zwischen der Lederhaut und der Oberhaut findet sich, bei vielen Thieren deutlich durch seine ziemlich bedeutende Dicke und unvollkommnere organische Ausbildung, am Neger aber durch seine schwarze Färbung unterscheidbar, das sogenannte Malpighi'sche Netz. Es bildet dieses am Leibe des Menschen

jene durch die Oberhaut hindurchschimmernde Grundlage, welche die Hautfarbe bestimmt, und in ihr erfolget die letzte, äußerste Ausscheidung der Kohle. Wir finden am Leibe des Negers und der andern dunkelfarbigen Völker das Malpighi'sche Netz stärker entwickelt als am Europäer; doch zeigt sich diese stärkere Entwicklung auch am Leibe des Grönländers und Lappen, und beweiset hierdurch auch ihrerseits jenes in einander Uebergehen und Aehnlichsein der äußersten Enden, welches uns in der Natur so oft begegnet.

Die äußerste Lage der Haut ist die vom Malpighi'schen Netze und der Lederhaut leicht sich ablösende, an sich gefühllose Oberhaut. Ihrer Zusammensetzung nach ist diese nichts Anderes als ein sehr zartes, leicht biegsames Horn, schwer auflöslich und schwer zerstörbar wie die verwandte Substanz des Haares und des aus ihm zusammengewebten, eigentlichen Hornes. Die Schärfe der Kanthariden im Blasenpflaster läßt uns, indem sie in der Region des Malpighi'schen Netzes, zwischen Epidermis und Lederhaut, ein Ergießen der Lymphe bewirkt, die drei Lagen der äußern Haut leicht unterscheiden, und eine mit Vorsicht in die Oberfläche der innern Hand oder der Fußplatte eingestochene Nadel zeigt uns die Gefühllosigkeit der Oberhaut, welche beständig abgeschuppt und wieder erneuert wird. Die Oberhaut senkt sich nicht nur, dasselbe umkleidend, mit dem Haare hineinwärts bis zu seinem innern Ursprung, sondern sie bildet auch, besonders an der Fläche des Gesichts, sackartige Vertiefungen, welche eine ölige Feuchtigkeit erfüllt, die sogenannten Talgdrüsen, deren Bestimmung es ist, selbst diesem schon ausgeschiedenen, halb abgestorbenen Gebilde noch Nahrung zu geben und ihm die nothwendige Beugsamkeit zu erhalten. Andere, eigentliche Oeffnungen in der Oberhaut als diese Oeldrüsen und die Haarausgänge, Löcher (sogenannte Poren), durch welche die dampfförmige Ausdünstung oder der tropfbar flüssige Schweiß hervorträten, so sehr der Anschein dem unbewaffneten Auge dieselben glauben machet, hat die schärfer beachtende Zergliederung niemals zu entdecken vermocht, und es zeigt sich nur an der Epidermis dieselbe, nach allen Richtungen mögliche Durchdringbarkeit für die noch belebteren Flüssigkeiten als an den Wänden der Gefäße der Pflanzen.

An den Fingern und Zehen des Menschenleibes endet die Oberhaut zuletzt nach der oberen, vom Kreislaufe des beständigen Bewegens mehr ausgeschlossenen Seite hin, in den wahrhaftig hornartig festen Nagel, in dessen untere Lage die Epidermis unmittelbar sich fortsetzt. Es wächst der Nagel eben so wie das Horn durch Verhärtung des hinteren, noch weichen Theiles der Wurzel und ergänzt sich eben so leicht wieder als die Oberhaut selber. Unter dem Nagel finden sich eben so wie unter der Knochensubstanz des Zahnes sehr empfindliche Nervenpapillen; ja es scheinen sich nur im Gegensatz zu dem an sich gefühllosen Nagel die feinfühlenden Nervenwärzchen der Fingerspitzen entwickeln zu können.

Die Haut des Menschen, in welcher zuletzt Nerven und Gefäße des Leibes großentheils enden, ist, wie wir schon oben sahen, in hohem Grade einem beständigen Absterben und Verflüchtigen des in sie eingehenden Stoffes unterworfen. Und eben durch dieses Ausscheiden des leiblichen Elementes ist die Haut zum Aufnehmen von Elementen einer höheren Ordnung geschickt, zum in sich Empfangen von Gefühlen und von Eindrücken der Außenwelt und ihrer mannichfaltigen Wechselwirkungen. Denn es ist ein allgemein gültiges Gesetz, das uns in der eigentlichen Lehre von der Seele öfter beschäftigen wird, daß ein höheres Leben nur da sich äußern und beginnen kann, wo das Leben der niederen Form erstirbt; es ist in dem ganzen Bereich dieser unserer Sichtbarkeit nur so viel Leben als Tod, und gleichsam nur dadurch, daß das Auge die Thräne zu bilden vermag, ist es zur Aufnahme des Lichtes geschickt. An den eigentlichen, oberen Sinnen ist der Vorgang des Absterbens, der sich hier mehr auf den Nerven beschränkt, so augenfällig und deutlich nicht als an der Haut, in welcher nicht bloß (wenigstens in vorherrschendem Maß) die Substanz des Nerven sondern mehr noch das grobkörperlichere, wägbarere Flüssige der Gefäße und der in ihm und mit ihm bewegte, wenig veränderte, feste Stoff abgeschieden werden und absterben.

Die Menge des durch die Haut täglich abscheidenden und absterbenden Stoffes scheint bei der gewöhnlichen Thätigkeit und Bewegung der Glieder wenigstens den dreißigsten Theil des Gewichtes eines ausgewachsenen Menschenleibes zu betragen, und im jugendlichen Alter, so wie bei viel und lebhaft empfindenden Menschen, leicht noch mehr. An einem ruhenden, bis an die Nasenöffnungen von einem Sack aus Wachstaffet umschlossenen Körper wurde die ausgedünstete, dampfförmige Flüssigkeit im Mittel auf 53 Unzen während 24 Stunden geschätzt, welches etwa den vierzigsten Theil des Gesammtgewichtes des Leibes ausmachen würde. Die dampfförmige, sogenannt unmerkliche Ausdünstung scheidet den absterbenden Stoff großentheils in der Form der Kohle ab, zu welcher sich Wasserstoffgas geselle. Es wird daher, wenn wir in abgeschlossenem Raume ein ausdünstendes Glied mit Sauerstoffgas in Berührung bringen, Kohlensäure gebildet.

Jene übereiltere, etwas gewaltsamere Form der Ausscheidung des absterbenden Stoffes der Haut, welche wir Schweiß nennen, enthält in ihrem häufigen Wasser Salz und milchsaures Natron mit einem solchen Ueberschuß der freien Milchsäure, daß davon das Lackmuspapier wie von jeder freien Säure geröthet wird. Hierbei findet sich noch der oben (§. 10) erwähnte Riechstoff des Fleisches, der in seinem vollkommenen Zustande Osmazom genannt wird. Die Haut ist zugleich der Ort, an welchem sich der lebende Organismus auch der fremdartigeren, ihm weniger aneigenbaren, von außen empfangenen Stoffe wieder entledigt, wie etwa des Schwefels und des in den Darmcanal aufgenommenen Queckfilbers.

Es nimmt aber die Oberhaut auch unter vielfachen Verhältnissen das sie umgebende, fremdartige Flüssige auf, und in Zeiten des innern Mangels des Leibes saugt die alsdann die Stelle des Magens vertretende Haut so lebhaft das sie umgebende Wasser ein, daß Seefahrer dadurch, daß sie mit dem an sich untrinkbaren Seewasser sich beständig befeuchteten und in ihm badeten, dem Tode des Verdurstens entgingen. Ein äußeres Einreiben von Arzneien und selbst von unmerklicher wirkenden, ernährenden Flüssigkeiten bringt, wenn auch in geringerem Maße, dieselbe Wiederbelebung und Erneuerung des Stoffes hervor als ein Aufnehmen durch Mund und Magen. Jene ansteckende Krankheiten erregenden und diese von einem Leibe auf den andern übertragenden Agentien, welche, der sinnlichen Wahrnehmung ganz entzogen, von Zeit zu Zeit in der umgebenden Luft herrschen, scheinen auch großentheils durch die Haut ihren Zugang in den Kreislauf des lebenden Leibes zu finden.

Wir haben uns lange bei den Sinnorganen des Leibes und ihren Verrichtungen verweilt. Sie sind, solange die Seele im Leibe wallet, die vorzüglichsten ihr noch offen gebliebenen Zugänge zur oberen Heimath, die Hauptausgänge, durch welche sich die Wurzel ihres Wesens hinausstrecken und hiermit die ihr angemessene Nahrung von höherer Natur empfangen kann.

Erläuternde Bemerkungen. Den Bau des Auges hat Galen in einer eigenen Schrift (de oculis) beschrieben, und hier so wie in verschiedenen andern seiner Werke (z. B. de sympt. caus. L. I, c. 2, ed. Kühn. VII, p. 86 seqq.; de us. part. VIII, c. 6 u. f.) die innern Theile der Sehorgane benannt. Für den zum Sehen wichtigsten Theil des Auges hält er die Krystalllinse (*τὸ κρυσταλλοειδὲς σῶμα*, oder *κρυσταλλοειδὲς ὑγρόν*. m. vergl. u. a. de instrum. odorat. c. 3, ed. Kühn. Vol. II, p. 864). — Die Pupille (*ἡ κόρη*) ist eine Oeffnung (*τρῆμα*) in der Regenbogen- oder Traubenhaut (*ῥαγοειδὴς χιτών*). Die wässerige Feuchtigkeit *τὸ ὑδατῶδες ὑγρὸν*) der vordern Kammer so wie die hinter der Krystalllinse gelegene Glasfeuchtigkeit (*ὑάλινον*) werden von ihm unterschieden, der Ciliarkörper als Spinnenweben-Netz (*ἀράχνιον*) benannt; die Hornhaut heißt auch bei ihm schon *κερατοειδές*, die Harthaut *σκληρόν*.

Um die Geschichte des Baues des Auges und der Functionen seiner Theile hat sich in neuerer Zeit ganz vorzügliche Verdienste erworben Dr. Alfr. Wilh. Volkmann in seinen für das gesammte Gebiet der Physiologie sehr bedeutenden, gehaltreichen Schriften, namentlich in seinen Beiträgen zur Physiologie des Gesichtssinnes.

Von den innren Theilen des Gehörorgans erwähnt schon Aristoteles des Trommelfelles (als *μήνιγξ* de anim. L. II, c. 8). Das Geruchsorgan beschreibt Galen in einem besondern Buche (de instrum. odorat. Vol. II, ed. Kühn.). Das Siebbein *ἠθμοειδὲς ὀστοῦν*; die Nasenscheidewand *μέσον διάφραγμα τῆς ῥινός*. Die Geruchsnerven sind übrigens dem Galen als hohle Canäle jene Auswege, durch welche sich das schleimige Wesen aus dem Gehirn in die Nasenhöhle aussondert; als Nerven, welche dem Geruch dienen, beschreibt er die vom fünften Nervenpaar zur innren Nase kommenden Zweige.

Wir erinnern hier wieder an Magendie's Zusammenstellung der eigentlichen, höheren Sinnesnerven (des Gesichts, Geruchs, Gehörs und Geschmacks) mit den von ihm sogenannten insensiblen Nerven, bei denen man bald nach ihrem Ursprunge kein Ganglion antrifft. Die sensiblen, dadurch ausgezeichnet, daß die Theile, zu denen sie gehen, ihre Empfindlichkeit verlieren, wenn man den Nerven nahe an seinem Ursprung durchschneidet, vermittelten dann nur zum großen Theil das im engeren Sinn sogenannte Fühlen der Oberhaut und die Thätigkeit des Gefäßsystemes; die Sinnesorgane gehörten mit den willkürlich bewegenden zu einer höheren, in sich abermals polarisch geschiednen Ordnung der Nerven.

Die Gegenstände bilden sich alle, wie dies der Hindurchblick und die Abspieglung des Bildes nicht bloß durch ein künstlich nachgebildetes, sondern auch durch ein natürliches, an seiner Achse von der harten Haut entblößtes, ausgeschnittenes Auge beweist, auf der Netzhaut verkehrt ab und würden auch so empfunden werden, wenn nicht beim Sehen des lebendigen Auges andere Gesetze wirkten als jene unserer Optik. Blindgeborne, welche später ihr Gesicht wieder erhielten, sahen die Gegenstände sogleich, ohne ihre Vorstellungen durch das Gefühl zu berichtigen, in gerader, nicht in verkehrter Stellung. Dagegen lehrt erst das Gefühl die Gestalt einer Kugel oder eines Würfels, welche das Auge eines Blindgewesenen sieht, als das was sie sind, unterscheiden; eben so wie dasselbe auch über die Abstände der Gegenstände erst ein sicheres Urtheil gibt. Später unterstützt und berichtigt dann hierbei ein Auge das andere, weßhalb Menschen, denen das eine Auge verbunden oder plötzlich zerstört worden war, die Abstände der näheren Gegenstände anfangs sehr unsicher bestimmten.

Die Unfähigkeit der eigentlichen, mathematischen Augenachse zu sehen, wird durch den Mariotte'schen Versuch erkannt, nach welchem von zwei dunklen oder farbigen Flecken, auf deren links stehenden man das rechte Auge (während das andere zugehalten wird) richtet, der zur Rechten stehende in einiger Entfernung vom Auge verschwindet, dann weiter hinweg wieder sichtbar wird.

Ein umgeschwungener Körper erscheint uns als ein Kreiscontinuum, wenn der Umschwung so schnell ist, daß er nicht viel über 8 Terzien beträgt.

Nach einem längeren und genaueren Hinsehen auf ein grünes Bild erzeugt sich das Auge beim Hinwegsehen ein rothes, auf ein gelbes ein blaues und umgekehrt. Die anderen Sinnen scheinen diese umwandelnde Kraft in einem viel geringeren Maße zu besitzen, denn die Töne, welche das Ohr vernahm, hallen in diesem oft lange und gegen unsern Willen nach; ein sehr starker und unangenehmer Geruch wirkt öfters so auf unsere Nase ein, daß wir ganze Tage lang an allem Riechbaren ihn zu bemerken glauben.

Die letzte Gränze des Vorkommens eines Gehörorgans, jenem der vollkommneren Thiere analog, findet sich bei den Krebsen; eine Aufgetriebenheit der festen Schale an der Basis der Antennen mit einer Oeffnung, über die eine Haut (als Trommelfell) gespannt ist, nach innen eine Höhle, worin sich der Hörnerv an ein bläschenartiges Gebilde verliert.

Die Dicke eines Menschenhaares beträgt $^1/_{50}$ bis $^1/_{75}$ Linie, blonde Haare sind feiner und zarter als dunkel gefärbte Haare. Am Bart steigt die Dicke der einzelnen Haare bis auf $^1/_{12}$, ja $^1/_{10}$ Linie.

Die Oberfläche eines ausgewachsenen Menschenleibes wird auf 15 bis 17

Quadratfuß, mithin auf 2160 bis 2500 Quadratzoll geschätzt. Der Luftdruck auf diese Fläche beträgt an der ebenen Meeresküste, wo der mittlere Stand des Barometers 30 Zoll ist, der gewöhnlichen Berechnung nach 32,235 Pfund.

Schlaf und Wachen.

§. 20.

Obwohl jener Vergleich der Dichter, welcher den Schlaf als einen Bruder des Todes darstellet, so wahr und einleuchtend erscheint, daß Galen ihn selbst in die wissenschaftliche Sprache der Arzneikunde aufgenommen, dürfen wir doch nicht übersehen, daß beide, der Schlaf und der Tod, nur Halbgeschwister sind, welche eine und dieselbe Mutter zweien, an Macht sehr verschiedenen Vätern geboren. Was nämlich die zur äußern Erscheinung ausgebärende Ursache betrifft, so gleichen beide, der Schlaf wie der Tod, sich darin, daß in ihnen das Band, welches Leib und Seele zum gemeinsamen Mitleben vereint, unwirksam geworden. Das aber, was dieses Band auflöste, war ein ganz andres beim Schlafe und ein andres beim Tode. Im Schlafe ist es der Leib, welcher seiner inwohnenden Seele durch anziehende Kräfte einer ihm verwandten Leiblichkeit genommen wird, und die Seele, mächtiger an Kraft als jener Zug der Körperwelt, nimmt nach einiger Zeit den Leib sich wieder. Im Tode dagegen wird die Seele durch die Macht einer ihr verwandten Welt des Psychischen dem Leibe entzogen, und der Leib ist nicht stark genug, um die entflohene Herrscherin und Freundin zurück zu fordern in das verlassene Wohnhaus.

Was uns den täglichen Genuß des Schlafes bereitet, das sind jene mütterlich mitbildenden Kräfte der gesammten schon gewordenen und werdenden Leiblichkeit, welche nach §. 11 der Seele ihren Leib gestalten helfen; was dagegen dem wachen Zustand sein eigenthümliches Wesen gibt, das sind die Kräfte einer mitbewegenden und mitlebenden Welt der von oben her zur Leiblichkeit hingewendeten und von ihr zurückkehrenden Anfänge des Seins.

Der alte Spruch, welcher allem lebendigen Fleische gilt: du wirst wieder umkehren zu deinem Staub, zur Erde von welcher du genommen bist, gehet aber, obwohl, wie schon erwähnt, auf verschiedenen Wegen, nicht bloß schließlich und vollkommen im Tode, sondern schon vorbildlich im täglichen Schlafe in Erfüllung. Der schnell fliegende Vogel, wenn er am Tage hoch über dem Boden unter den Sturmwinden der Luft geschwebt, kehret am Abend zu dem Wald oder zu dem Felsen zurück, in welchem das mütterliche Nest gewesen; der schnelle Hirsch suchet, zum Schlaf ermüdet, das Dickicht, der Löwe die Höhle auf, da die Mutter ihn geboren und zuerst gesäugt, und der Mensch, dessen wacher Sinn noch eben Welträume durchmessen und den Flug der Gedanken durch vergangene Jahrtausende

gemacht, folget willig dem Zug der Ermüdung, der ihm für die ganze, reiche Welt seines Schauens und Genießens nur die enge Ruhestätte am heimathlichen Herde darbeut. Der Schlaf ist darum so süß, so ersehnt, weil er eine Einkehr bei der tragenden, nährenden Mutter ist.

Und diese Einkehr bei der nährenden Pflegerin, zu welcher ein unwiderstehlicher Zug alle Lebendigen führet, bleibt nicht vergebens. Es wiederholet sich bei jedem gesunden Erwachen die Begebenheit der anfänglichen Geburt aus dem Schooße der Mutter; der Leib in seiner Kraft ist neugeboren, die Sinnen wie die bewegenden Glieder fühlen sich verjüngt und gestärkt.

Es gilt dieses jedoch nur von dem Schlaf des gesunden Leibes, denn es gibt auch einen Schlaf des kranken, welcher, wie dieß Galen mit Unrecht von allem Schlaf behauptet, ein Weg zum Tode ist, oder diesem wenigstens in Hinsicht auf die veranlassende Ursache innerlich gleichet.

Jener, der gesunde Schlaf, wird durch zweierlei Einflüsse herbeigeführt, welche meist gegen Ende des Tages beide zugleich und gemeinsam auf uns einwirken, von denen jedoch, wenn er hinlänglich stark wird, schon jeder für sich allein vermögend ist den Leib einzuschläfern. Der eine dieser Einflüsse gehet aus der schon erwähnten Anziehung einer äußeren Welt des Leiblichen gegen unsren Leib hervor und ist mithin von positiver Art; der andre bestehet in einer Entziehung dessen, was die Seele, wie wir oben gesagt, im Wachen bestärkt und erhält, und ist mithin von negativer Art.

Wenn mit dem Leibe des ungebornen Kindes, oder selbst noch mit jenem des neugebornen und ganz in der körperlichen Ausbildung begriffenen, die mitbildenden und mitgestaltenden Kräfte der Natur übermächtig walten, dann ist der Schlaf ein fast ununterbrochener oder lang anhaltender. Eben so bewirkt das Aufnehmen einer stark sättigenden, das Bildungsgeschäft des Leibes mächtig verstärkenden Nahrung die Neigung zum Schlafe, und es hat schon das Beispiel des Tyrannen von Heraklea gelehrt, wie sehr ein sehr übermäßiges Zunehmen der Masse des Leibes den Menschen zum Langschläfer mache. Bei einigen Wesen aus dem niedreren Thierreiche, namentlich bei gewissen Schlangen, folget auf jede starke Sättigung mit Speise ein fast dem Scheintode gleichender Schlaf.

Auch bei der Gestaltung des lebenden Leibes wie bei der Gestaltung alles Körperlichen erscheint das Sauerstoffgas der Luft als ein wesentlich nothwendiges Medium, und hierinnen scheint der Grund zu liegen, aus welchem alles das, was die Anziehung des Leibes gegen das Oxygen verstärkt, den Schlaf herbeiführt; so zum Beispiel das Ueberhandnehmen von Wasserstoffgas in den circulirenden Flüssigkeiten unsres Körpers. Daher die einschläfernde Wirkung des mit Lebensluft vermischten Wasserstoffgases, wenn dasselbe, wie in Wetterstädts Versuchen, durchs Athmen in die Lunge aufgenommen wird, daher auch die betäubende, schlafmachende Kraft der geistigen Getränke.

Auf eine andre, wie schon oben erwähnt worden, zunächst negative Weise befördert den Schlaf alles das, was den Sinnorganen und der gesammten oberen, eigentlich wachenden Region unsres Wesens die zum Werke des Wachens nöthige Beihülfe entzieht. Denn, wie dieß schon Herakleitos erkannt, unsre Seele bedarf (nicht nur bei der Gestaltung des Leibes, sondern eben so auch) bei dem Werke des Wollens und Erkennens, der Beihülfe einer mitwollenden und miterkennenden Welt des Lebens. Herakleitos nennt diese Welt das Umfassende oder Umgreifende. „Sie, die Welt der Wachenden, ist Allen gemein und nur Eine, während die Welt, zu welcher jeder der Schlafenden sich hinkehrt, eine eigene (besondre) ist."

Von dem Wollen der höheren, geistigeren Region liegt die Wurzel in der niedreren des Bewegens, von dem geistigen Erkennen liegt sie in der niedreren Stätte des sinnlichen Wahrnehmens und Empfindens. Das thierische Bewegen bedarf der Mithülfe der Wärme und Elektricität; das Wahrnehmen bedarf der Mithülfe des Lichtes und des Tones. Wenn dann am Abend und im Winter den lebendigen Wesen das hülfreiche Licht oder die Wärme entzogen werden, da stellt sich der in jeder Nacht, oder der alljährlich, im Winter, wiederkehrende Schlaf ein. Darum fällt bei den meisten Thieren die Zeit des Schlafens mit jener der Nacht zusammen, und das Erwachen der Sinnen, so wie der äußerlichen, willkürlichen Bewegungen kehret mit dem Tageslichte zurück. Man darf deßhalb sagen, daß ein großer Theil der Lebendigen, wenn anders die Dauer des Lebens ein ganzes Jahr beträgt, die Hälfte seiner Zeit verschlafe. Ein andrer Theil der Thiere vermag sich bei zunehmender Kälte des Winters der gemäßigten oder kalten Zonen, ja selbst bei der Abkühlung der Luft in der Regenzeit der heißen Länder, der Neigung zum Schlafe nicht zu erwehren, und dieser Winterschlaf gränzet bei einigen durch die Gefühllosigkeit des fast todtenartig starren Leibes an den wirklichen Tod.

Auf negative Weise, indem sie die Kraft der oberen Region der Sinnen und des bewegenden Centrums der Nerven schwächen, bewirken den Schlaf die narkotischen Gifte. In größerer Menge genommen erzeugen dieselben statt des Schlafes den Tod; wie denn auch das Gift der Aspisnatter nach Hasselquist und das einer persischen Spinne, welche Olearius Enkuret nennet, wenn sie durch den Biß des Thieres ins Blut kommen, einen Schlaf bewirken, der in den Tod übergeht. Alle solche Gifte wirken (von innen) eben so aufs Gehirn wie ein unmittelbar mechanischer Druck auf dasselbe von außen wirkt. Ein solcher führt, wie man sich bei Verletzungen des Hirnschädels überzeugt hat, fast augenblicklich einen Zustand des tiefen Schlafes herbei.

Von gemischter sowohl positiv als zugleich negativ wirksamer Art sind jene Veranlassungen zum Schlafe, welche in Folge einer vermehrten Aufregung der bewegenden oder wollenden so wie der empfindenden oder

erkennenden Thätigkeit der Seele hervortreten. Auf eine starke Anstrengung der bewegenden so wie der empfindenden Organe des Leibes folget Ermüdung und Schläfrigkeit, sowohl deßhalb, weil (nach §. 11) die zur Gestaltung des Leibes hülfreich mitwirkenden Einflüsse von außen in dem Maße kräftiger mitwirken, je kräftiger die inwohnende Seele selber das Werk der Verleiblichung betreibet, als auch deßhalb, weil bei solcher verstärkter Selbstthätigkeit in der wirkenden Seele die aufnehmende Empfänglichkeit für die von oben kommende, belebende Anregung (§. 2) vermindert wird.

Endlich so führen jene tödtlichen Elemente, welche abermals auf eine zweifache, sowohl negative als positive Weise (nach §. 22) dem thierisch-menschlichen Leben zuletzt ein Ende machen, auch einen Schlaf herbei, der todtenähnlich, großentheils unerquicklich, ja selber der Weg zum Tode ist. Menschen, welche die Qualen der Folter oder andre Todesmartern erduldeten, sind in der Mitte der Qualen von einem Schlafe ergriffen worden, der sie unempfindlich gegen alle Verletzungen und der Schmerzen vergessen machte. Beim Erwachen aus solchem Schlafe hat sich aber insgemein ein tödtliches Ermatten und bald hernach der Tod selber eingestellt. Auf verwandte Art erzeuget ein starker Blutverlust oder ein anhaltender Hunger, sowie in heißen Ländern die lange Entziehung des Wassers in einer von der sengenden Hitze gänzlich ausgetrockneten Luft und verdorrten Erde, einen Schlaf, bei welchem es nicht selten ungewiß bleibet, ob jener Zug der Kräfte von psychischer Art, welcher zuletzt, im Tode, die Seele ihrem Leibe entführt, nicht eben so wirksam oder vielleicht selbst noch wirksamer war als der andre, elementare, welcher den Leib der einwirkenden Kraft der Seele entrückt.

Auch im hohen Alter pfleget der Schlaf öfters an Dauer und Tiefe auf ungemeine Weise zuzunehmen, und das ablaufende Leben kommt zuletzt, am andren Ende des Weges und von entgegengesetzter Richtung her, bei demselben, alle Wesen bewegenden Strome an, aus welchem es anfangs zur Thätigkeit des wachen Lebens hervorgezogen worden. So verschlief Thomas Parre, der ein Alter von 152 Jahren erreichte, in der letzten Zeit seines Lebens den größesten Theil des Tages, und dieser Zustand der Schlafsucht ist an vielen hochbetagten Greisen bemerkt worden. Ein solcher Schlaf des hohen Alters, welchem die rechte Kraft der innren Erquickung fehlet, ist ebenfalls, nach Galens Ausdruck, ein Weg (und Uebergang) zum Tode.

Umgekehrt sehen wir alles das, was die Wirkung der Kräfte hemmt oder schwächt, welche den Leib gestalten, oder was das Vermögen des Wollens und Empfindens zu einem Uebermaß der Gegenwirkung aufregt, den Schlaf verscheuchen oder wenigstens sehr vermindern. Der Mensch schläft bei zunehmendem Alter, wenn das Werk der Gestaltung des Leibes minder dringend geworden, immer weniger; und wenn in der letzten Hälfte

des Lebens jenes Geschäft vollendet und nur noch auf die nothdürftige Erhaltung des Leibes beschränkt ist, weckt die bewegende Kraft des Wollens den schlafenden Leib schon im Verlaufe der Nacht auf.

Auf positive Weise bewirken die Schlaflosigkeit Sorgen und heftige Aufregungen des Gemüthes. Die Seele gönnt sich hierbei jene Ruhe und jenes innre Stillstehen nicht, welches das Leben in den wohlthätigen Strom der mitgestaltenden Naturkräfte versinken machet; ja sie widersetzt sich gewaltsam dem Bewegen jenes Stromes. So ließ die innre Angst einen Mörder in vierzehn Nächten nicht einschlafen, obgleich er nach und nach 40 Gran Opium genommen. Auch im Zustand des Wahnsinnes übt die Seele eine solche Kraft des Widerstandes aus (m. vergl. d. §. 27), und es gibt unter den Wahnsinnigen solche, welche gar nicht, andre, welche nur sehr wenig, ja nur Augenblicke schlafen. Ein an Melancholie leidendes Weib blieb sechs Wochen schlaflos, und selbst die höheren Grade der Hysterie haben ein mehrere Wochen, ja bis zu acht Monaten andauerndes, nur wenig unterbrochenes Wachen hervorgerufen.

Wenn in andren Fällen ein in den Leib gekommenes, thierisches Gift, dessen Wirkung äußerlich noch nicht sichtbar geworden, wie etwa das Gift eines tollen Hundes, den Leib auf lange Zeit am Einschlafen zu hindern schien, so konnte hierbei allerdings das psychisch-aufregende Element der Furcht oder der Sorge mitwirken, wiewohl auch die Schlaflosigkeit, welche zuweilen die Schwangerschaft begleitet, es bezeuget, daß durch ein fremdes, mitten im Leibe sich entwickelndes Leben die selbstthätige Kraft des Einzellebens zum Widerstand aufgereizt und zugleich das Bewegen der mitbildenden Naturkräfte von seiner gewöhnlichen Richtung hinweg, nach diesem fremden Lebenskeim hingeleitet werde.

Das Einschlafen wird auch durch einige der oben (S. 137) erwähnten Getränke, namentlich durch Kaffee und Thee verhindert. Diese Getränke scheinen das nachher zu erwähnende Zurückweichen des Blutes nach den innren Theilen, besonders nach dem Gehirn aufzuhalten, indem sie sogar umgekehrt (wie sich dieß durch das Gefühl der Leichtigkeit und Heiterkeit des Hauptes nach ihrem Genusse verräth) durch ihren hülfreichen, fördernden Einfluß auf das Geschäft des Athmens (nach S. 113) den von innen nach außen gehenden Abfluß des Blutes, so wie des Nervenäthers und einen Andrang desselben nach den äußern Theilen befördern. So erhielt sich Alexander von Rhodes, dessen Dufour in seinem Werk über den Thee (S. 229 und 230) erwähnt, sechs Tage und Nächte durch den Genuß eines starken Aufgusses von Theeblättern beim Wachen. Einige Säugethiere, welche Kräuter genießen, in denen Kräfte des Thees liegen, begnügen sich, wie es scheint aus diesem Grunde, mit einem sehr kurzen Schlafe, und das Pferd pflegt gewöhnlich nur drei oder vier Stunden zu schlafen, ja einige Rosse legen bei ihrem kurzen, leisen Schlafe sich gar nicht nieder.

Die Erscheinungen, welche den gesunden Schlaf begleiten, haben schon Hippokrates und Galen beschrieben. Es schlafen überhaupt nur die Sinnen und die willkürlich beweglichen Glieder, oder mit andren Worten, es wird im gesunden Schlafe das Vermögen der Wahrnehmung für die Eindrücke der Außenwelt und zugleich die auf diese Außenwelt zurückwirkende Kraft des Willens gebunden. Dagegen treiben die Organe und jene Regionen des Nervensystems, welche schon im Mutterleibe der Physis dem Geschäft des Mitwerdens und der Gestaltung dienen, ihr Werk eben so ungehindert fort als im Wachen; ja dieses Geschäft scheint zum Theile kräftiger von statten zu gehen als vorhin, denn obgleich Athmen und Puls im Schlafe langsamer werden als im Wachen, erscheint dennoch jenes zugleich tiefer, der Puls voller. Die Aussonderungen der Säfte geschehen zwar im Schlafe sparsamer, sie sind aber zugleich besser bereitet und kräftiger; das Geschäft der Verdauung und Ernährung ist von besserem Erfolg. Das vorhin von den aufregenden Einflüssen der Empfindungen und des zur Thätigkeit treibenden Willens bewegte Leben ist jetzt von der höheren Stufe des thierischen Seins auf die des Pflanzenwesens heruntergesunken. Das Thier, wie Aristoteles sagt, „lebt im Schlafe das Leben der Pflanze."

Darum wird der eigentliche, regelmäßige Schlaf bei solchen Thieren, deren ganzes Leben fast wie das der Pflanze nur in dem Werk der Ernährung und Bildung des Leibes besteht, nur selten oder gar nicht gesunden; das Thier fühlt desto regelmäßiger das tägliche Bedürfniß des Schlafes, je mehr und besser es zum Wahrnehmen und Empfinden, sowie zu den Aeußerungen des Willens befähigt ist.

Gewöhnlich kündigt sich uns der Schlaf durch ein Erschwertsein der Empfindungen wie der willkürlichen Bewegungen an. Die Ohren vernehmen zuletzt noch kaum die Stimme der Umstehenden, die Augen schließen sich unwillkürlich, die wie gelähmten Glieder versagen dem befehlenden Willen ihren Dienst. Jene Engländer, welche das Fort St. Philipp gegen die bei Tag und Nacht unaufhörlich sich erneuernden Angriffe der Feinde vertheidigen sollten, schliefen zuletzt unter den Waffen stehend ein, sie vernahmen nicht mehr den Donner des nahen Geschützes, fühlten nicht mehr die Züchtigungen, welche ihre gelähmten Glieder zum Dienst treiben sollten, nicht mehr den Schmerz der Wunden; in dumpfer Gebundenheit der Seele, mit offnen Augen, bemerkten sie den Tod nicht, der zu ihnen trat. Der Dumpfsinn, welchen ein langerzwungenes Wachen erzeugt, endigt nicht selten in Wahnsinn.

Außer jenem Verlöschen oder Dunkelwerden des Vermögens der Empfindungen und des Bewegens kündigt den Schlaf öfters eine fieberhafte Aufregung des Blutlaufes an. Der Puls ist alsdann beschleunigter, die Wärme der äußern Theile verstärkt. Sobald aber der ruhige Schlaf sich einstellt, weicht das Blut und die Wärme aus den äußern Theilen zurück

nach den innern; wir bedürfen alsdann einer schützenden Decke; der Puls, wie schon vorhin erwähnt, wird langsamer. Zugleich wird schon durch den Einfluß der Nacht die Aussonderung der Kohlensäure beim Athmen sehr vermindert. Diese Erscheinungen dauern so lange, als der eigentliche Nachtschlaf währt; wenn aber der hiervon deutlich verschiedene Morgenschlaf eintritt, kehrt mit der Blutwelle zugleich den äußern Gliedern ihre Wärme wieder, und das Aushauchen der Kohlensäure nimmt von neuem zu.

Während man nach Haller (El. Phys. XVII, S. III, §. 10) in Folge eines übermäßig langen Wachens das Gehirn ganz erweicht und voll Wasser oder zum Theil verzehrt gefunden, die Muskeln schlaff und ohne Spannkraft der Fiber, die Masse des Fleisches und Fettes sehr vermindert, erscheint es dagegen als die Bestimmung des Schlafes, jenen Theilen, welchen ein Geschäft oblieget, das von dem der Ernährung und Gestaltung sehr verschieden ist, ja das im Widerspruch mit diesem stehet, von neuem Nahrung und leibliche Bekräftigung zu geben. Die Muskeln bekommen ihre Spannkraft wieder, ein gesunder Schlaf erstattet dem Gehirn und den Augen das, was ihnen das Geschäft des Tages genommen, vermehrt die Masse des Fleisches und des Fettes, stellt endlich die regelmäßige, mittlere Temperatur der äußern Theile des Leibes wieder her, welche durch Schlaflosigkeit (wie dieß die Neigung zum leichten Schwitzen oder zum Frieren verräth) krankhaft verändert wird.

Die eigentliche, gesunde Zeit des Schlafes beträgt bei Menschen von mittlerem Alter zwei Siebentheile oder ein Drittel der ganzen Tageszeit; die Dauer des Wachens überwiegt mithin in demselben Verhältniß jene des Schlafes, in welchem (nach §. 15 und 17) die Masse der willkürlich beweglichen Glieder zusammen mit dem Gehirn die Masse der verdauenden, athmenden und blutführenden Organe überwiegt, welche dem wachen Willen nicht unterworfen sind.

Wenn wir jedoch auf solche Weise die gewöhnliche Dauer des täglichen, gesunden Schlafes zu sieben aufs höchste zu acht Stunden ansetzen, dürfen wir nicht übersehen, daß hiervon fünf Siebentheile oder Stunden dem eigentlichen Nachtschlaf, zwei etwa dem Morgenschlaf angehören. Jener scheint ganz besonders dazu bestimmt zu sein, das Fleisch, dieser das Gehirn und die Sinnen für das neue Tagesgeschäft zu bekräftigen. Wir fühlen uns daher zu den Anstrengungen der Muskeln besser durch den Vormitternachtsschlaf, zu jenen der Sinnen und des Gehirns besser durch den Morgenschlaf gestärkt, und der Mangel des letztern wird von Solchen, deren Tagesgeschäft eine angestrengte Thätigkeit des Hirnes oder der Sinnen fordert, empfindlicher gefühlt als der des ersteren. Uebrigens sind jene beiden ungleichen Hälften des Schlafes an keine bestimmte Zeit des Tages gebunden, und der Morgenschlaf kann schon lange vor dem Morgen, und selbst im Sommer bereits gegen Sonnenaufgang beendigt sein. Denn der Mensch,

besonders der geistig bewegte, wird zum Theil durch einen viel kürzern Schlaf als den gewöhnlichen von sieben Stunden zum Geschäft des Tages gestärkt, und die Lebensgeschichte vieler Männer, die sich durch außerordentliche Thätigkeit hervorgethan haben, lehrt uns, daß Leib und Seele auch bei einem Schlafe, welcher viele Jahre lang täglich nur vier oder fünf Stunden währt, gesund und kräftig zu bleiben vermögen.

Wenn indeß in solchen Fällen der Mensch die Munterkeit des edlen Rosses zeigte, mit welchem der wachsame Held zugleich zu Felde lag, so hat er dagegen in andern Fällen die Schlafsucht des Dachses oder selbst des Murmelthieres fast noch übertroffen. Weniger auffallend sind hierbei solche Fälle, wo auf übermäßig lange Anstrengung des Leibes, wie etwa nach einem mehrere Tage und Nächte anhaltenden Marschiren oder Tanzen oder in Folge eines heftigen Kummers, ein mehrtägiger Schlaf eingetreten. Auch solche Menschen, welche in engen Raum eingeschlossen waren, schliefen mehrere Tage fast anhaltend, und Giuseppe Ciaborri, jener dreizehnjährige Knabe, der beim Erdbeben von 1688 in seiner Vaterstadt Cerreto am Vesuv verschüttet war, wachte während der zwölf Tage, welche er, von Mauerstücken umschlossen, in der Nähe des Leichnames seines mit ihm verschütteten Freundes zubringen mußte, nur selten auf. Noch mehr Verwunderung erregen indeß solche Beispiele, in denen ohne solche Veranlassung ein mehrwöchentlicher, ja mehrere Monate anhaltender Schlaf beobachtet worden, welcher zuweilen zur Genesung aus langer Krankheit, andremale zum Tode führte. So schlief ein Kranker, von welchem die Philosophical Transactions (Nro. 304) erzählen, bis zur siebenzehnten Woche, und als er endlich von seinem langen Schlaf erweckt worden, war die Krankheit mit der Schlafsucht zugleich vergangen. Eben so bewirkte in einem andren Fall ein viermonatliches Schlafen die Genesung. Einer, der siebenzig Tage verschlief, schien in seinem tiefen Schlafe durch nichts gestört zu werden als durch den Hunger, denn er nahm in dieser Zeit öfters Nahrung. Die Acta eruditorum vom Jahr 1707 erzählen die Geschichte eines Schlafes, der zuerst vom 29. Junius bis zum 13. Julius, dann wieder von da an sechs Monate lang bis zum 13. Januar dauerte, dann abermals, nach kurzem Wachen, bis zum 22. Februar. Alle diese Langschläfer stehen indeß noch hinter jenem zurück, dessen vierjährigen, nur von kleinen Zwischenräumen des Wachens unterbrochenen Schlaf Fichet beschreibt.

Was aus der Seele werde, wenn der Leib am mütterlichen Boden seine Ruhe empfängt, das soll uns in einem späteren Abschnitte beschäftigen. Wenn auch an unserem Orte das Dunkel die Erde deckt, darum ist doch die Sonne nicht von ihr gewichen, sondern der Tag mit seiner Helle zog nur in ein andres Land hinüber, da — jenseits des weiten Meeres — Palmen blühen. So scheint auch die gesunde Seele, wenn ihren Leib der Schlaf umschattet, einer jenseitigen Region näher, aus welcher sie ihren

Ursprung genommen wie der Leib aus den Elementen der festen Erde. Mit ihr walten und spielen während der Nacht des Leibes die Lichter und Kräfte eines oberen, fernen Sternenhimmels, und die Seele lässet jene mit sich walten wie das seines künftigen Leibes noch nicht mächtige Ungeborene die Lebenskräfte der Mutter, in deren Schooß es ruhet. Allmählich aber wächset unter der Arbeit des Tages und dem Spiele der Nacht die Herrschaft über den noch ungeborenen, künftigen Leib, und der Zug, der diesen nach seinem heimathlichen Boden führt. Es kommt ein Tag, da die zum neuen Leben gereifte Seele noch einmal die ganze Macht und Bitterkeit der Ermüdung des Leibes und sein innerstes Sehnen nach Ruhe fühlt, auf den Tag aber folget eine Nacht, da der Zug, welcher die Seele nach oben ruft, seinen Damm zerbricht. Die Seele ergeußt dann ferner nicht mehr über den Leib die Tageshelle und Kräfte des alten, vergangenen, sondern die Schimmer eines neuen, künftigen Seins, welches aus dem langen Schlummer sich gestaltet.

Wenn jedoch auch im Traum des Schlafes die Seele von einer oberen, mütterlich sie ausgebärenden Welt ungefähr auf ähnliche Weise bewegt wird als die ungeborne Frucht durch die Bewegungen, welche die Mutter macht, so bleibt dennoch zugleich das tiefbegründet und wahr, was Heraklitos über die Bewußtlosigkeit des Schlafes sagt, mit dessen Worten wir diesen Paragraphen enden.

„Es ist ein göttliches Erkennen, durch dessen Einhauch wir verständig werden. Entfallen im Schlaf, kehrt das Wissen beim Erwachen wieder. Denn wenn im Schlafe die Wege der Sinne verschlossen sind, wird der begreifende Geist in uns von dem Zusammensein mit dem Umgreifenden geschieden; nur noch durchs Athmen wie durch eine Wurzel (im Lebensquell) haftend. So geschieden, verliert er die Kraft der Erinnerung, welche er vorhin besessen. Wenn aber beim Erwachen die Pforten der Sinne wieder aufgehen, da neigt er sich hinaus, und, vereint mit dem Umgreifenden, zieht er wieder die Kraft des Begreifens an. Gleich wie die Kohlen, dem Feuer genaht, durch Verwandlung glühend werden, beim Entfernen davon aber wieder verlöschen, so wird auch jener Theil des Umgreifenden, der in unsrem Leibe seine Herberge genommen, durch die Trennung seines Erkennens fast verlustig; je mehrere Wege der Vereinigung dagegen sich ihm eröffnen, desto mehr wird er selber dem All gleich. Jener göttliche und gemeinsame Verstand aber, durch dessen Mithaben wir verständig werden, ist das entscheidende Kennzeichen der Wahrheit. Das, was Allen gemeinsam so erscheint, ist das Glaubwürdige, was nur Einem, ist unglaubwürdig."

Erläuternde Bemerkungen. Galen, wenn er sich (de caus. puls. III, 9) auf den Ausspruch der Dichter beruft, nach welchem der Schlaf ein Bruder des Todes sei, hat Stellen vor Augen wie jene Homerischen:

Il. XIV, 231.

ἐνθ' ὕπνῳ ξύμβλητο κασιγνήτῳ θανάτοιο

und Il. XVI, 672: *ὕπνῳ καὶ θανάτῳ διδυμάοσι*

m. vergl. Hygin. fabul. praef.; Senec. Hercul. fur. 1008 u. a. Die brüderliche Aehnlichkeit beider bemerkt Cic. de senectute 80.

Es ist ein und derselbe Stab des Mercur, welcher den Schlaf gibt oder nimmt (wie nach Plinius XIV, 18 Thasos Weine erzeugt, welche Schlaf machen, und zugleich solche, die ihn verscheuchen), und derselbe Stab ist es auch, welcher die Augen zum Tode schließt: Virg. Aen. IV, 244.

Dat somnos, adimitque, et lumina morte resignat.

Jener unerweckbar feste Schlaf ist der süßeste, welcher dem Tod am meisten gleicht. Hom. Odyss. XIII, 79.

καὶ τῷ νήδυμος ὕπνος ἐπὶ βλεφάροισιν ἔπιπτεν,
νήγρετος, ἥδιστος, θανάτῳ ἄγχιστα ἐοικώς.

Wenn sich der vom Leben und seiner Arbeit Müde den Tod auch nur unter dem Bilde eines solchen tiefen, süßen Schlafes denkt, erscheint ihm derselbe lieblich, m. v. Job. III, 13. „So läge ich doch nun und wäre stille, schliefe und hätte Ruhe," und des Sokrates ähnliche Aeußerung bei Plato: Apolog. Socrat. 40. *καὶ εἴτε δὴ μηδεμία αἰσθησίς ἐστιν, ἀλλ' οἷον ὕπνος, ἐπειδάν τις καθεύδων μηδ' ὄναρ μηδὲν ὁρᾷ, θαυμάσιον κέρδος ἂν εἴη ὁ θάνατος. ἐγὼ γὰρ ἂν οἶμαι, εἴ τινα ἐκλεξάμενον δέοι ταύτην τὴν νύκτα ἐν ᾗ οὕτω κατέδαρθεν ὥστε μηδὲ ὄναρ ἰδεῖν, καὶ τὰς ἄλλας νύκτας τε καὶ ἡμέρας τὰς τοῦ βίου τοῦ ἑαυτοῦ ἀντιπαραθέντα ταύτῃ τῇ νυκτί, δέοι σκεψάμενον εἰπεῖν ὁπόσας ἀμείνον καὶ ἥδιον ἡμέρας καὶ νύκτας ταύτης τῆς νυκτὸς βεβίωκεν ἐν τῷ ἑαυτοῦ βίῳ, οἶμαι ἂν μὴ ὅτι ἰδιώτην τινά, ἀλλὰ τὸν μέγαν βασιλέα, εὐαριθμήτους ἂν εὑρεῖν αὐτὸν ταύτας πρὸς τὰς ἄλλας ἡμέρας καὶ νύκτας.* Oder nach Schleiermachers Uebersetzung: Ist nun das Todtsein gar keine Empfindung, sondern wie ein Schlaf, in welchem der Schlafende auch nicht einmal einen Traum hat, so wäre auch so der Tod ein wunderbarer Gewinn. Denn ich glaube, wenn Jemand einer solchen Nacht, in welcher er so fest geschlafen, daß er nicht einmal einen Traum gehabt, alle übrigen Tage und Nächte seines Lebens gegenüber stellen, und nach reiflicher Ueberlegung sagen sollte, wie viel er wohl angenehmere und bessere Tage und Nächte in seinem Leben als jene Nacht erlebt habe: so glaube ich, würde nicht nur ein gewöhnlicher Mensch, sondern der große König selbst finden, daß diese sehr leicht zu zählen sind gegen die übrigen Tage und Nächte.

Wenn der Tod selber nur ein langer Schlaf (longus somnus Horat. Od. III, 11, 38; Sil. V, 530) zu nennen ist, dann erscheint allerdings der Schlaf als eine vorbereitende Weihung für die Mysterien des Todes; er umfaßt die kleinen Mysterien desselben. (Plut. de consol. ad Apollon. 107, ed. Reisk. VI. 409: *οὐκ ἀμούσως δ' ἔδοξεν ἀποφῆνασθαι, οὗτος ὁ εἰπὼν τὸν ὕπνον τὰ μικρὰ τοῦ θανάτου μυστήρια· προμύησις γὰρ ὄντως ἐστὶ τοῦ θανάτου ὁ ὕπνος.*) Es soll der Schlaf das todesscheue Geschlecht der Menschen gleichsam nur an den Anblick seines Bruders gewöhnen. Vielfach preiset deßhalb Seneca den Schlaf zum Theil in Ausdrücken von ähnlichem Sinn, als sie der vorstehende Paragraph braucht:

Hercul. fur. 1065 seqq.

— — — Tuque o domitor
Somne malorum, requies animi
Pars humanae melior vitae,
Volucer, matris genus Astraeae,
Frater durae languide mortis,
Veris miscens falsa, futuri
Certus, et idem pessimus auctor.
Pater o rerum, portus vitae,
Lucis requies, noctisque comes.
Qui par regi famuloque venis.
Placidus fessum lenisque fovens:
Pavidum leti genus humanum
Cogis longam discere mortem.

Wie der Thau des Himmels, welcher die verschmachtenden Auen erquickt, senkt sich der Schlaf von oben hernieder auf die Schaaren der Lebendigen:

Virg. Aen. V, 838.

Delapsus ab astris aetheriis levis somnus; eine Gabe,

Il. VII, 481.

κοιμήσαντ' ὤρ' ἔπειτα καὶ ὕπνου δῶρον ἔλοντο

welche wie ein schneller Vogel (volucer, alatus, celer, Sen. l. c. und Hippol. s. 4), der als domitor curarum (Sen. Agam. s. 2) die sorgenstillenden Kräfte bei sich trägt, nicht von der Hand des Menschen, so wie dieser es begehrt, ergriffen werden kann, sondern sich niederläßt, auf welchen, und ergreifet, welchen er will.

Il. XXIII, 62.

εὗτε τὸν ὕπνος ἕμαρπτε, λύων μελεδήματα θυμοῦ
νήδυμος ἀμφιχυθείς.

Dazu bemerkt Eustathius· *οὐ γὰρ ὑμῖν ληπτέος ὁ ὕπνος ἐπιτηδευομένοις ὑπνοῦν, ἀλλ αὐτὸς ἡμᾶς καταλήψεται.*

Sie kommt, die sehnlich erwünschte, heilbringende Gabe (salubres somni. Virg. Georg. III, 530) wie alle Gabe von oben, gerade zur rechten, besten Zeit, wenn ihre Hülfe am nöthigsten war: Eur. Orest. 211.

ὦ φίλον ὕπνου θέλγητρον, ἐπίκουρον νόσου
ὡς ἡδύ μοι προσῆλθες ἐν δέοντί γε·

M. v. die schöne Anwendung dieser Stelle bei Plutarch (de superstit. 165. ed. Reisk. VI, 631). Es ist die Nacht, die hehre, welche aus der gebärenden Tiefe den Schlaf mit sich bringt: Eur. Orest. 174 seqq

πότνια, πότνια νὺξ
ὑπνοδότειρα τῶν
πολυπόνων βροτῶν,
ἐρεβόθεν ἴθι.

Was die genauere Auseinandersetzung und Erklärung des Wesens des Schlafes betrifft, so liegt schon in dem Worte, womit die Sprache jene hohe Gabe des Himmels bezeichnet, eine Art von Erklärung, welche jener gleichet, die Plutarch (de plac. ph. V, 23) dem Plato in den Mund legt, und nach welcher

der Schlaf eine Nachlassung des empfindenden Geistes (*ἄνεσις τοῦ αἰσθητικοῦ πνεύματος*) sein soll. Denn wie das deutsche Wort Schlaf verwandt ist mit schlaff (m. v. den ganz hieher, zum Doppelsinn des deutschen Wortes passenden Vergleich des schlafenden mit dem wachen Zustande des Leibes bei Plutarch (Symposiac. L. IV, qu. 2. cur creditum est, dormientes fulmine non feriri. Ed. Reisk. T. VIII, p. 644, 645), wie das griechische *ὕπνος* eins ist mit *ὕπινος*, zurückgebogen, ähnlich hierinnen dem von supinus, supnus entstandenen lateinischen Wort sumnus und somnus, und wie mithin alle diese Wörter in ihrem Nebensinn auf ein Nachlassen der die Zügel der Lebensbewegungen haltenden Hand hindeuten, so wird auch mit dem hebräischen Wort שְׁנָה ein Verfallen dieser innren Kraft bezeichnet.

Die Aeußerung des Heraklit über das Wesen des Schlafes, welche oben im Paragraph erwähnt worden, findet sich bei Plutarch, de superst. 3: *ὁ Ἡράκλειτός φησι, τοῖς ἐγρηγορόσιν ἕνα καὶ κοινὸν κόσμον εἶναι, τῶν δὲ κοιμωμένων ἕκαστον εἰς ἴδιον ἀποστρέφεσθαι.* — Die andere Stelle, deren Inhalt oben S. 352 angeführt wurde, steht bei Sext. Empir. adv. Mathem. L. VII, 129—131 (contrad. I ad. Logic.): *τοῦτον δὴ τὸν θεῖον λόγον καθ' Ἡράκλειτον δι' ἀναπνοῆς σπάσαντες νοεροὶ γινόμεθα, καὶ ἐν μὲν ὕπνοις λήθαιοι, κατὰ δὲ ἐγερσιν πάλιν ἔμφρονες· ἐν γὰρ τοῖς ὕπνοις μυσάντων τῶν αἰσθητικῶν πόρων, χωρίζεται τῆς πρὸς τὸ περιέχον συμφυΐας ὁ ἐν ἡμῖν νοῦς· μόνης τῆς κατὰ ἀναπνοὴν προσφύσεως σωζομένης, οἱονεί τινος ῥίζης· χωρισθείς τε ἀποβάλλει ἣν πρότερον εἶχε μνημονικὴν δύναμιν· ἐν δὲ ἐγρηγορόσι πάλιν διὰ τῶν αἰσθητικῶν πόρων, ὥσπερ διά τινων θυρίδων προκύψας, καὶ τῷ περιέχοντι συμβαλών, λογικὴν ἐνδύεται δύναμιν· ὅπερ οὖν τρόπον οἱ ἄνθρακες πλησιάσαντες τῷ πυρί, κατ' ἀλλοίωσιν διάπυροι γίνονται, χωρισθέντες δὲ σβέννυνται· οὕτω καὶ ἡ ἐπιξενωθεῖσα τοῖς ἡμετέροις σώμασιν ἀπὸ τοῦ περιέχοντος μοῖρα, κατὰ μὲν τὸν χωρισμὸν, σχεδὸν ἄλογος γίνεται, κατὰ δὲ τὴν διὰ τῶν πλείστων πόρων σύμφυσιν, ὁμοιοειδὴς τῷ ὅλῳ καθίσταται· τοῦτον δὴ τὸν κοινὸν λόγον καὶ θεῖον, καὶ οὗ κατὰ μετοχὴν γινόμεθα λογικοί, κριτήριον ἀληθείας φησὶν ὁ Ἡράκλειτος, ὅθεν τὸ μέν κοινῇ πᾶσι φαινόμενον, τοῦτ' εἶναι πιστόν, τῷ κοινῷ γὰρ καὶ θείῳ λόγῳ λαμβάνεται· τὸ δέ τινι μόνῳ προσπίπτον, ἄπιστον ὑπάρχειν, διὰ τὴν ἐναντίαν αἰτίαν.*

Um hier noch einiger anderer Erklärungen des Alterthums über den Schlaf zu gedenken, so hatte schon Anaxagoras nach Plutarch (de plac. ph. V, 25) eine ähnliche Ansicht über die Verschiedenheit des Todes vom Schlafe, als die oben beim Anfang des Paragraphen geäußerte ist. Im Tode wird die Seele dem Leib entrissen (*εἶναι δὲ καὶ ψυχῆς θάνατον τὸν διαχωρισμόν*), der Schlaf dagegen ist nur eine Affection des Leibes, nicht der Seele (*σωματικὸν εἶναι τὸ πάθος οὐ ψυχικόν*). Es wird die wahre, lebende Kraft des Menschen von Empedokles ein Feuer genannt, welches im Schlafe nur zum Theil, im Tode ganz vom Leibe scheide. (Plut. l. c.) Das Lebensprincip ins Blut setzend, lehrt Alkmäon (Plut. de plac. ph. V, 23), daß der Schlaf durch ein Zurückweichen jenes Princips in die innersten Gefäße, das Erwachen durch das abermalige Ausstrahlen desselben nach außen, der Tod durch des gänzliche Entweichen desselben entstehe. — Beim Schlafen findet sich (nach Aristoteles de anim. II, 1) nur das (unthätige) Vermögen zur Anschauung; das Wachen ist

die Anschauung (Wissenschaft) selber. — Alle mit Blut und Füßen begabten Thiere schlafen. Dieß thun auch die Fische (besonders der Thunfisch, der Delphin), die Krebse, Mollusken, die Bienen selbst bei Laternenlicht (Arist. hist. anim. IV, 10). — Der Schlaf ist dem Zustande der Epilepsie ähnlich, wird auch auf ähnliche Weise als diese durch Andrang des Blutes nach dem Kopfe bewirkt. Daher bekommen Viele (besonders Kinder) im Schlaf dergleichen Anfälle (de somn. et vigil. c. 3). — Der Schlaf ist eine Gebundenheit und Unbeweglichkeit des Sinnes; darum kann nur dasjenige Thier schlafen, welches Sinne hat (de somn. et vig. c. 1). Die Ursache des Schlafes liegt in der Abkühlung des Blutes im Gehirn; in der Entziehung der Lebenswärme durch dieses (de part. anim. II, c. 7), überhaupt aber darinnen, daß sich die Lebenswärme, aus welcher alle Bewegungen und Thätigkeiten des Lebens hervorgehen, von den äußern (auch obern) Theilen zurückzieht nach den innern. (Probl. Sect. 33, v. 15.)

Wir gehen nun zu den eigenthümlicheren Ansichten des vorstehenden Paragraphen von dem Wesen des Schlafes über.

Während die lebenden (organischen) Leiber dadurch wachsen, daß durch eine von innen nach außen wirkende Kraft der ernährende Stoff von innen her angefügt wird, wachsen die unbelebten oder unorganischen durch eine Zuströmung, welche ihnen von außen her kommt. Dieser von außen her kommende Strom ist es, der im Schlafe *selbst* den (scheintodten) organischen Leib mit seinen Wellen umspielt und ihn bewegt, ohne während der Herrschaft des Lebens in seine Tiefe einzudringen.

Eine Hauptbestimmung des Schlafes ist es, den Rapport zwischen dem Cerebral-Nervensystem sammt seinen dem Willen unterworfenen Organen, mit dem Gangliar-Nervensystem sammt den zu diesem gehörigen plastischen (der Willkür und deutlichen Empfindung entrückten) Organen des Leibes aufrecht zu erhalten. Dieß geschieht durch eine Versenkung und Verwandlung der Natur des obern Gegensatzes in die des unteren.

Die meisten Thiere der höheren Klassen schlafen so lange, als es Nacht ist, mithin ungefähr die Hälfte der Zeit. Bei den niederen Thierklassen gehört der Schlaf wenigstens nicht zu den täglich und nothwendig wiederkehrenden Ereignissen des Lebens, denn man hat Fische sieben ganze Tage lang ein schnelles Schiff verfolgen sehen (nach Ovington Voyage to Surate I. pag. 45), obwohl namentlich der Stör zuweilen nach der Bemerkung der Fischer in den Zustand eines tiefen Schlafes versenkt scheint, aus welchem er dann plötzlich, erschreckt über die Nähe der Gefahr, erwacht und auffährt. Raupen, wenn sie auch vorher rastlos Tag und Nacht fortfraßen, fallen in der Zeit des Häutens in eine Art von Schlafzustand und sind auch während der Verpuppung fast unbeweglich, während der Schmetterling einen Theil des Tages in Bewegung, den andern in Ruhe verbringt. Die meisten Thiere, am augenfälligsten die Schlangen, versetzt die Sättigung durch reichlich genossenes Futter in einen länger oder kürzer dauernden Schlaf oder macht sie doch schläfrig. Dasselbe aber vermag in andern Fällen, zum Theil bei denselben Thierarten, der Hunger. Eben so treibt viele Lebendige die Hitze und das blendende Licht des Mittages zur Ruhe an einem dunklen Orte, andere aber das Dunkel und die Kühle der stillen Nacht. Jene, welche leichter durch einen höheren Grad der Wärme und der

Helle eingeschläfert werden, ruhen dann am Tage in ihren Schlupfwinkeln und wachen dafür bei Nacht, während die Nachtschläfer am Tage ihrer Nahrung nachgehen oder ihre Wohnungen bauen. Denn der Ameisenlöwe erhascht und verzehrt zwar auch am Tage die in seinen Trichter fallenden Insecten, dem Geschäft des Bauens eines neuen Trichters geht er jedoch erst nach Sonnenuntergang nach. Wie der Turmalin an seinen Krystallenden während der Erwärmung andere, ganz entgegengesetzte Elektricitäten zeigt, als die sind, welche er im Moment des Erkaltens annimmt, und wie er dann die Körper der ganz entgegengesetzten elektrischen Reihe anzieht, so scheint auch der Zug, der die Lebendigen während des Schlafes bewältigt (nach S. 239), bei Tage seine Richtung nach einer anderen Ordnung der sichtbaren Dinge zu nehmen als bei Nacht. Oder der abwärts (nach dem tragenden Ganzen) gerichtete Zug wird bei Einigen wie beim aufthauenden Wasser, welches schwerer ist als das Eis, mächtiger durch Uebersättigung mit dem Lebensreiz, bei Anderen wie beim Metall, das im geschmolzenen Zustand specifisch leichter — ausgedehnter — ist als nach dem Gerinnen, verstärkt sich im Gegentheil jener Zug durch das Entziehen (Entfernen) der natürlichen Lebensreize.

Was im Kleinen der Tages- oder Nachtschlaf, das ist im Großen der Winter- und Sommerschlaf. In einen Schlafzustand, der an Scheintod gränzt, versetzt die Winterkälte viele Insecten; am häufigsten solche, die in einem Entwicklungs- oder Keimungszustand begriffen sind, z. B. die trächtig gewordenen Weibchen, Puppen u. s. Ein Schlaf durch Kälte herbeigeführt und erst mit dieser endigend, findet sich in vorzüglicher Allgemeinheit bei der Classe der Amphibien; unter den Vögeln sind vielleicht nur einige Arten der Colibris (?) und die Schwalbe mit eßbarem Neste (Hirundo esculenta) einer vorübergehenden Erstarrung durch Kälte ausgesetzt; unter den Säugethieren halten vorzüglich jene einen Winterschlaf, welche zu den mittelgeschlechtigen Ordnungen der Fledermäuse, der Sohlengänger (wie Bär, Dachs) und sogenannten insectenfressenden (wie der Igel) gehören, so wie einige Arten der Nagethiere. Während dieses tiefen Schlafes, welchen die Thiere meist in verdeckten Schlupfwinkeln und Bauen zubringen, wird zwar das Athmen langsamer und minder tief als gewöhnlich, der Pulsschlag seltner und leiser, aber beide hören wohl nie (wie Harväus behauptete) ganz auf, obgleich die natürliche Wärme des Leibes bis auf wenige Grade über den Gefrierpunkt herabsinkt (nach Nollet und Buffon sollte die innre Temperatur ganz bis zum Gefrierpunkt sinken). Das Arterienblut ist in diesem Zustand nur wenig von dem der Venen unterschieden, und jenes verliert auch zuletzt seine ernährende und belebende Kraft zum großen Theil, denn der Körper magert und zehrt im Ganzen ab, obgleich auf Kosten aller anderen Glieder die Leber und Thymusdrüse (erinnernd an das Größenverhältniß dieser Theile im ungebornen Thiere) sich vergrößern, anschwellen und die eigenthümlichen Flüssigkeiten der zeugenden Organe sich anhäufen. Auch der Darmkoth sammelt sich wie beim Ungebornen in den letzten Enden des Dickdarmes an. Was die Empfindlichkeit betrifft, so ist sie bei einigen Arten so gebunden, daß sie auch durch starke äußere Verletzungen nicht zu erwecken sind; bei andern, wie bei den Bären, ist der Winterschlaf kaum tiefer als der gewöhnliche, tägliche, denn sie sind aus jenem eben so leicht zu wecken als aus diesem. Auch die Zeit des Winterschlafes

ist nach den einzelnen Arten und nach dem Aufenthaltsort verschieden. Die Seebären verschwinden in den von Europäern besuchten Ländern des Polarkreises zugleich mit der Sonne (in Grönland am 3. November) und kommen bei ihrem Aufgang wieder hervor (nach neueren Beobachtungen lassen sie selbst in der Zeit des Mittenwinters zuweilen sich im wachen Zustande sehen). Der gemeine Bär bleibt in den Pyrenäen nur 40 Tage, im nördlichen Schweden (nach Fiellstroem) den ganzen Winter, von der Mitte Novembers bis Mitte Aprils, in seinem Winterlager; der Zobel, das Murmelthier, der Siebenschläfer halten eine um so länger dauernde Winterruhe, je kälter die Lage ihres Aufenthaltsortes ist. Eben so der Igel, welcher in den ebneren Gegenden von Deutschland in der Regel von Martini bis März schläft. Die zum Winterschlaf geneigten Thiere scheinen auch durch Entziehung der Nahrung und der Luft in ihren Schlaf versetzt werden zu können. Ein schlechtgenährtes Thier der erwähnten Arten schläft früher ein als ein gutgenährtes; ein Igel, dem man bei seinem Erwachen aus dem Winterschlaf (am 12. März) keine Nahrung gab, schlief wieder ein und wachte und schlief abwechselnd, bis er im Mai starb (Bertholds Physiologie S. 819). Die Kröten, die man in Steinen und hohlen Bäumen fand, waren aus Mangel an Luft eingeschlafen. Wärme weckt alle Winterschläfer sehr bald. Ein zu hoher Grad von Kälte weckt sie auch, aber auf dieses Erwachen folgt eine neue Erstarrung, in welcher das Thier stirbt (Berthold a. a. O.).

Eben so wie der Winter durch seine Kälte, schläfert manche Thiere die Trockenheit und Hitze des Sommers ein. Die Schlangen des heißen Erdgürtels so wie die Krokodilarten liegen während der Zeit der großen Dürre unbeweglich und starr im ausgetrockneten, hart gewordenen Schlamme, aber bei dem ersten Regen zersprengen sie diese Erdendecke und gehen ausgehungert auf Raub aus. Nach Atkins (Navy surgeon. p. 364) ist in den heißen Ländern von Afrika, bei den Mauren, die Schlafsucht eine sehr gewöhnliche Krankheit. Wie unser europäischer Igel durch die Kälte, so wird der Igel von Madagascar (Centetes ecaudatus) durch die Hitze in einen dreimonatlichen Sommerschlaf versetzt.

Die meisten der oben angeführten Fälle von ungemein langem Schlaf erzählt Haller in seinen El. Phys. XVII. S. III. §. 12.

Die einschläfernde Wirkung, welche mehrere, deßhalb sogenannte narkotische Pflanzen auf den thierischen Organismus äußern, hat man neuerdings zwei eigenthümlichen Stoffen, dem Morphin (von Sertünner, der nächst Desrosne zuerst darauf aufmerksam machte, Morphium genannt) und dem Narkotin zugeschrieben, welche beide als Salzbasen sich verhalten und als solche Verbindungen mit Säuren eingehen. Das Morphin schießt leicht in glänzenden, farblosen nadelförmigen Krystallen an, welche in der Hitze schmelzen und dann bei Zutritt der Luft mit harzigem Geruch verbrennen. Auf der Zunge schmeckt es bitter, löst sich in Aether und kaltem Wasser nicht auf, während der kalte Alkohol $^1/_{40}$, kochender $^1/_{30}$, siedend Wasser $^1/_{100}$ auflösen. Die Bestandtheile des Morphins sind:

	Nach Bussy.	Pelletier und Dumas.	Brande.
Kohlenstoff	69,0	72,02	72,0
Wasserstoff	6,5	7,61	5,3
Stickstoff	4,5	5,53	5,5
Sauerstoff	20,0	14,84	17,0

Das Narkotin unterscheidet sich schon dadurch vom Morphin, daß es sich ziemlich leicht im Aether auflöst (das Morphin nicht). Es schießt in größeren Krystallen als das Morphin, und in perlenmutterglänzenden Schuppen an, erregt auf der Zunge keinen Geschmack (das Morphin einen bittern). In siedendem Wasser löst sich kaum $^1/_{400}$, in kaltem Alkohol nur $^1/_{100}$, in kochendem $^1/_{21}$ auf. Die Bestandtheile sind nach Pelletier und Dumas:

Kohlenstoff	68,88
Wasserstoff	5,91
Stickstoff	7,21
Sauerstoff	18,00

Sollten indeß, wie man annahm, jene beiden Stoffe Ursache der narkotischen Wirkung mancher Pflanzengifte sein, so bliebe es unerklärlich, daß sie in ihrer größten Reinheit so schwach auf den thierischen und menschlichen Organismus wirkten. Denn das Narkotin, das man am besten in Oel aufgelöst zu Versuchen anwendet, wirkt in doppelt und dreifach so großen Gaben, als die sind, in welchen man das Opium als starkes, schlafmachendes Mittel gibt, fast gar nicht. Stärkere Gaben erregten jedoch nach Orfila bei Thieren einen Dummschlaf (stupor) mit offenen Augen, und erst eine halbe Drachme war hinreichend, einen Hund schnell zu tödten. Essigsäure scheint die Wirkung auf den Organismus ganz aufzuheben. Dagegen ist das Morphin, das rein genommen gar keine Wirkung hat, mit Essigsäure zum Salz gebildet, am wirksamsten. Dennoch war es auch in dieser Form zu $^1/_2$ bis 1 Drachmen eingegeben oder in die Venen gespritzt noch nicht tödtlich, während reines Opium in der Gabe von wenigen Gran tödten kann. Die Wirksamkeit der narkotischen Pflanzengifte wird daher gewiß nicht durch Morphin und Narkotin für sich allein hervorgebracht. Uebrigens enthält nach Johns Analyse das Opium bis 12 Procent Morphin.

Die narkotischen Pflanzenstoffe kommen von Gewächsen aus sehr verschiedenen Familien: aus den Papavereen der Mohn, dessen schlafmachende Wirkung schon die Alten kannten (m. vergl. Virgil. Georg. I, 78; perfusa papavera somno lethaeo; Cels. III, 18); aus den Solaneen die Belladonna, deren Verwandte, die Mandragora, schon durch ihren Geruch Schlaf erregt (nach Plin. XXV, 13), das Bilsenkraut, der Stechapfel, Tabak; aus den Urticeen, Hanf, Hopfen; aus den Irideen, der Safran; aus den Compositen eines der unschädlichsten unter allen schlafmachenden Mitteln, der gemeine Gartensalat, dessen wilder Verwandter, der Waldlattuk allerdings schon zu den narkotischen Giften gehört (schon Plinius XIX, 8 erwähnt die narkotische Kraft aller Lactuca-Arten). Auch die oben zu §. 13 erwähnten geistigen Getränke befördern den Schlaf, aber zunächst und am meisten nur jenen tiefen, schweren, welcher dem Vormitternachtsschlafe (primus somnus, Virg. Aen. I, 474) entspricht, während sie öfters jenen leichten, sinnenstärkenden, den wir als Morgenschlaf bezeichneten, zerstören, vielleicht weil sie das Aussondern der Kohlensäure aus den Lungen, was gegen Morgen wieder in verstärkterem Maß eintreten sollte, zurückhalten. Dagegen vernichten einige der oben erwähnten warmen Getränke, wie Kaffee und besonders Thee, den Vormitternachtsschlaf, verhindern überhaupt das Einschlafen.

Vorherrschend ist allerdings im Schlaf jenes schon von Hippokrates erkannte Zurückweichen der Lebenswärme und Lebenswirksamkeit von den äußern nach den

innersten Theilen. Das Athmen und der Puls werden hierbei langsamer, zugleich aber jenes tiefer, dieser voller, alle Aussonderungen gehemmter und sparsamer, selbst das Blut dicker, zäher, das Fett häuft sich an. Indeß geht öfters diese gewöhnlichere, einwärts gekehrte Richtung der Lebensthätigkeit im Schlafe in eine ganz entgegengesetzte über; der Puls wird dann schneller, die Ausdünstung verstärkt. — Von den psychischen Erscheinungen, welche den leiblichen Schlaf begleiten, von Träumen, Nachtwandeln, sogenanntem magnetischen Hellsehen wird noch später die Rede sein.

Von der Liebe der Geschlechter und von der Zeugung.

§. 21.

Die Geschichte der Zeugung, des Entstehens eines neuen Lebens aus dem untergehenden alten, wird aus der Betrachtung der bloß leiblichen Elemente und Vorgänge nicht begriffen; es bedarf zu ihrer Beleuchtung einiger Strahlen aus der Geschichte der Seele. Denn nur das Beseelte träget mitten in seinem Wesen den fruchtbaren Samen eines neuen Daseins; nur das Beseelte vermag zu zeugen.

Die Liebe der Geschlechter und der fruchtbringende Wechselverkehr derselben beruhet auf einem Vorgange der Verzückung und Entrückung der lebenden Seele aus dem eignen Leibe in das Wesen, in die Natur eines fremden. In des Lebens Frühling, wenn der Weinstock erblühet und der Würzgarten seinen Duft gibt, wenn der Granatbaum am Rebenhügel erröthet: da reget tief im Grunde der Seele ein Verlangen seine Schwingen von gleicher Natur mit jenem, welches den kaum dem Neste entwachsenen Vogel emporhebt, wenn der Herbst kommt und die Zeit des Auswanderns in ein fernes Land. Die Eiche spannet ihre grünen Zweige so hoch über das Thal; höher als der Eiche Gipfel gehet der Weg der Wolken; und über beide, hoch und hehr, breitet der tiefe blaue Himmel sein Zelt aus. Der Drang aber, der die liebende Brust bewegt, ist kräftiger als der Wuchs der Eiche, schneller als der Flug der Wolken; sein Sehnen spannet höher und weiter als der blaue Himmel. Denn was wir Liebe nennen, das ist ein Vorschmack jener Schmerzen, ein Vorschmack jener Lust, welche die heimkehrende Seele empfindet, wenn die beengenden Bande der Leiblichkeit und ihres Wahnes gelöst sind; wenn das Entzücken, das sich im jetzigen Leben nur wie im Traume geregt, zur klaren, wachen Seligkeit geworden.

Wenn der Abendstern sinket und der Duft der Lilie im Thal emporsteigt, da wird während der warmen Frühlingsnacht, mitten in der Schaar der Bienen ein Ton gehört, lockend und voll bewegender Kraft wie der Hauch, der durch den lebenden Leib gehet. Es ist die Stimme der Königin, welche des Auszuges in die neue, geliebte Heimath, der Trennung von der alten, beengenden begehrt. Ein Bewegen, mächtig und unwiderstehlich,

gehet durch die Tausende der Schaar. Kommt dann der Morgen, da drängen sich alle, die jugendlichen Drohnen wie das Gewölk der Arbeiter, dem führenden Weisel nach, welcher des Weges kundig, den er nie gesehen, durch die grünenden Auen und blühenden Gewände vorangeht und während des Zuges über die ganze Schaar ein Feuer ausgießet, dessen Zorn verzehrt was feindlich dem Drange widersteht, und welches der Gefahr nicht achtet. So wird auch, wenn die Stimme der waltenden Liebe in der Seele ertönet, nicht nur Eine Kraft, es werden alle Kräfte des Leibes und der Seele wach und von einem Bewegen ergriffen, welches auflösend auf die enge beschränkende Selbstheit wirket, und welches einem Fortziehen aus dieser hinaus in die Form eines neuen Seins gleichet. Bei den meisten Lebendigen führet daher der Augenblick der Zeugung unmittelbar den Tod und die Auflösung des Leibes herbei. Denn es war nur ein neues, künftiges Leben, welches sie unbewußt im Tod des alten gesucht, und wenn in diesem Drange des Suchens das Thier der sichern Todesgefahr entgegengeht, der Schmerzen, welche das verwundende und zerschneidende Messer oder das Feuer machen, nicht achtet, da erscheint es öfters, als werde der Tod des Leibes eben so dringend als die Lust des Geschlechts begehrt. Das was der urbildliche Drang der Liebe begehrt, und was die Lust der Geschlechter nur im dürftigen, leiblichen Abbild empfängt, ist höher als das eigne Leben, besser als des Lebens Lust. Darum heißt es in jenem alten Buche: Liebe ist stark wie der Tod, und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn. Daß auch viel Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ertränken; sie ist köstlicher, denn alles Gut des Hauses.

Es ist eine alte Dichtung von der Liebe der Nachtigall und der Rose. In der Frühe des Morgens, wenn der Thau in den Blättern zittert, singe die Nachtigall und verstumme am Mittage. Denn es sei nicht der Duft, nicht das von lieblichem Roth gefärbte Blatt der Blüthe, denen der Gesang gegolten, sondern das eigene Bild der Sängerin, welches neben dem Bilde der aufgehenden Sonne im Thautropfen sich wiederspiegle, das Bild, so vergänglich, so vorübereilend, und die Töne des Gesanges darum so tief, so klagend. Von diesem eigenen Bilde, verklärt in dem Lichte einer unvergänglichen Sonne, singe die Turteltaube am Gewässer des Bachs und am glänzenden Thautropfen der Manna-Esche; es singe von ihm die einsame Drossel am See des Gebirges.

Doch siehe, es ist nicht das Bild des eigenen, vergänglichen Wesens, es ist das ewige, unvergängliche Urbild des sterblichen Gemächtes, was die Sängerin mit Tönen der tiefen Sehnsucht besinget. Das, was Aristoteles die Form (das Bild) benennet, durch welche aus unsichtbarem Anfang jedes sichtbare Wesen gemacht worden, der Gedanke einer bildenden Weisheit, welcher dieses besondren Seins gedachte, noch ehe dasselbe seinen

Anfang genommen, und welcher desselben ewig gedenket, dieser ist es, dessen unmittelbar genahten Einfluß die Seele in der Stunde der Liebe empfindet.

„Bist du es nicht, du Liebe," so lautet das Lied der Nachtigall, „du Liebe, die mein gedenkt und mich zum Sein bereitet; bist du es nicht, du ungetrübter Anfang des schmerzvoll getrübten, sterblichen Wesens, der sich wieder zur Seele gekehrt, die krank ist vor Sehnsucht. Siehe, das war es, das ich begehrt; das ist die Stimme eines Willkommens in dem Sein ohne Ende." —

Leben und Liebe, Sehnen und Sein, sie sind ein Zwillingsgewächs, das aus einer und derselben Wurzel entsprang. Beginnt doch alle Bewegung im sichtbaren Wesen erst da, wo zu dem Einen sich ein Andres gesellt, und das Bewegen selber entstehet nur aus dem Zug des Einen zum Andren. Darum überall da, wohin das Leben seine Wurzel schlägt, erscheinen die beiden, welche Eines für das Andre sind, hier in der Gestalt von Haupt und Gliedern als ein rechtes Auge und sein linkes, endlich als ein Sichtbares und sein unsichtbares Ergänzendes (m. vergl. §. 4).

Den Grund einer so allgemeinen und tief gehenden Theilung in Zwei oder Mehrere haben wir schon an einem andren Ort betrachtet. Gott allein, der Anfang alles Seins, ist Einer und Derselbe, ewig sich selber genügend; das besondre Sein vermag nur zu bestehen, wenn Er, der Eine, dasselbe beständig von neuem gibt und schaffet. Nur der Mangel aber, welcher zum Sehnen nach der Erfüllung wird, empfängt diese Erfüllung; darum hat ein Alle vereinendes Band zu dem in sich selber mangelhaften Einen das sichtbar und theilweise ergänzende Andre gesellt, damit durch den Zug zu der stellvertretenden, unvollkommnen Erfüllung jenes Sehnen beständig geweckt und wach erhalten werde, welches allein den zum Fortbestehen des Lebens nöthigen Einfluß von oben empfängt. So wird das Haupt nur durch seinen Zug nach den Gliedern dem Lebensstrome zugänglich; die Lunge vermag den Odem nur aufzunehmen, so lange durch den Nerven ihr Wechselverkehr mit dem Gehirn bestehet.

Es gehet die Gestaltung des Leibes, so sahen wir oben (§. 11), nicht allein aus dem Geschäft der eignen, diesem Leibe inwohnenden Seele, sondern vornehmlich aus der Mitwirkung jenes Bandes (des Seins für ein Andres) hervor, welches als ein allgemeiner Odem des Lebens, als ein Alle erhaltender Geist aus Gott, die ganze Sichtbarkeit durchdringet. Unter und neben diesem hülfreich mitgestaltenden Einfluß bestehet jedoch die eigenthümliche Lebensbewegung der Seele, ein Etwas für sich, ein Besondres zu sein, — die Richtung nach der Leiblichkeit. Dieses immer von neuem dem Alleben sich entziehende, von ihm sich frei machende Streben, welches dennoch für sich allein nur der Vernichtung entgegeneilen würde, wirket selbstkräftiger fort, wenn nun der Einzelleib im Bau seiner Glieder vollendet, ein Ganzes geworden ist. Da erfasset das erhaltende Band den hinaus-

eilenden Trieb des Lebens am Gipfel seiner Macht noch einmal da, wo derselbe schon der Gränze seines eigenthümlichen Seins entkommen will, und schaffet hier von neuem das Eine für ein Andres, den Unterschied des Geschlechts.

Waltete nicht dann als Wächter über dem gewaltigsten Aufflug des Einzellebens, wodurch dieses außer und jenseits der schon vollendeten Gestaltung des Leibes noch eine immer weiter gehende, neue Verleiblichung suchet, eine für jede einzelne Art der Lebendigen feststehende Zahl und Norm, so wäre von hier aus der Uebergang der leiblichen Formen in unzählige Abänderungen und (Miß)-Bildungen unvermeidlich.

Wenn eine eiserne Stange im Boden befestigt wird, und nun an ihrem untern Ende ein magnetischer Nordpol sich entwickelt, da ist es nicht das Einwirken eines schon vorhandenen, an sichtbarem Eisen ausgestalteten Südpoles, was in der Stange den Nordpol hervorbringt; es wird hier der Magnet im Eisen nicht durch einen andren, schon gewordnen Eisenmagnet erzeugt, sondern das, was die Polarität erweckt, das ist ein unsichtbarer, nicht leiblich gewordner Strom des Magnetismus, welcher durch alle Theile der Erde gehet. So ist auch das, was den lebendigen Wesen das Geschlecht gibt, so ist das, was ihnen das Sehnen einpflanzet, welches endlich zur Liebe wird, ein Unsichtbares, nicht sinnlich leiblich Gewordenes: es ist der anfänglich schaffende Wille, welcher diese bestimmte Gestaltung, diese einzelne Art der Lebendigen zum Sein gerufen. Diese anfängliche, unsichtbare That des Willens, dieser Gedanke einer göttlichen Weisheit an ein Etwas, das noch nicht war und doch werden sollte, ist die feststehende Norm, nach welcher alles einzelne Sein und Wesen gemacht und vollendet wird. Sie ist jener Engel, oder nach einem Wort des Plato jene Idee, welche als unsichtbarer Anfang dem sichtbaren Werden vorangeht und über demselben bildend und erhaltend waltet.

Dieser unsichtbare Strom, entsprungen aus einem allgemeinen Quell des Lebens, hingekehrt in dieser seiner besondren Richtung zu einer einzelnen Art des Seins, ist es dann, welcher den Zug des Einen zum Andren, welcher das Sehnen der Liebe weckt. Ja dieses Sehnen selber, das im sichtbaren Wesen nur unvollkommne und stellvertretende Erfüllung findet, ist ursprünglich nach jenem Strom hingekehrt, der es erweckte. Und hier wiederholt sich denn öfters das anfängliche Wunder der Schöpfung am Ende und beim Vergehen des Einzellebens, welches nun dahin schwindet, weil der Grund der Erfüllung, den es suchte, nicht wirklich, sondern nur scheinbar in jenem Leiblichen lag, an welchem das Sehnen bei seinem Hinabsinken sich festhalten wollte.

Es nimmt ein neues Leben von da seinen frischen Anlauf, wo das alte stille stehet. Ein fliehendes Gewölk, das gleich dem Blüthenstaub, den der Wind verwehet, aus dem Spiel des leiblichen Lebens hinaus zum Grabe

eilt, ist es, in welches die Seele ihre ganze Macht legt; jene Macht, durch welche sie auch den eignen Leib sich gestaltet und bewegt.

Nervenkranke so wie Sterbende haben zuweilen, so sagt man, ihr eigenes Ich wie verkörpert außer sich erblickt. Ein Dunstgebilde, den Nervenenden der Haut entstiegen, aus welchem die wanderlustige Seele eine Reisehütte sich gebildet, ähnlich der Hütte des Leibes. Dieses Nomadenzelt vergeht und verfleucht, sobald die bauende Kraft der Seele sich von ihm gewendet; das Wunder aber der Zeugung ruft ein selbstständiges und bleibendes Leben hervor, eine Seele, des eignen Leibes mächtig und voll Zuversicht der Fortdauer. Denn es wird da, bewußtlos und wie im Traume, von den sichtbar Lebendigen die Gränze eines unsichtbaren Lebensreiches berührt, dessen Kräfte immer bereit sind, in unsere Sichtbarkeit einzuströmen, sobald der festgeschlossene Kreis sich ihnen aufthut.

Es ist das Hindurchgehen einer oberen, Alles gestaltenden Kraft des Lebens durch den vergänglichen Thierleib, was dem Gefieder des männlichen Vogels jene Farbenpracht und jenen Glanz verleiht, welche alsbald mit der Zeit der Vermählung verlöschen, so wie anderen den lieblichen Gesang oder die zu Tänzen und Wettkämpfen reizende, ungewöhnliche Bewegungskraft der Muskeln. Dieses Hindurchgehen, dieses Nahen eines allgemeinen, höheren Lebens ist es auch, welches dann auf das leibliche Wesen den Schein eines Entzückens wirft, dessen eigentliche, bleibende Wohnstätte niemals der sterbliche Leib, sondern nur der unvergängliche Geist zu werden vermag. Jenes Entzücken vergeht daher schneller als der Widerschein der Abendsonne am niederen Regengewölk, und es hat da nur ein ewiges Erbarmen die Schrecknisse des Grabes mit schönfarbigen, duftenden Blüthen bedecken wollen; denn mit dem Entzücken zugleich vergeht öfters auch der sterbliche Leib.

Es sagt die träumende Seele, wenn ihre Lust, gleich dem bunten Vogel, der sich auf den Leib eines Schlafenden gesetzt, bei der ersten Regung des Erwachens entflogen, sie sagt zu dieser Lust: „ich wußte nicht, daß du nicht mein warest, sondern ich nur dein. Wehen des lebendigen Odems, das über den Moder der Gruft ging, ein Paradies war unter dir erschienen, und nun ist das Grab da.“ — Der Vogel fleucht und antwortet der träumenden Seele nicht. Der wache Geist aber des Menschen redet zu Dem, dessen Nähe die Seele nur im Traum geahndet, und empfängt Antwort. Hier ist es nicht mehr der Widerglanz im Thautropfen, sondern die strahlende Sonne selber, in welche das Auge des Adlers ungeblendet hineinschaut. Der Geist kennet eine andere Weise der neuen Verleiblichung als die, welche im Verkehr der Geschlechter ist. Und der neugegebene Leib ist dann unvergänglich wie das Entzücken, welches ihn gegeben.

Der Geist auch nur, der im Menschen ist, wenn ihm aus dem leiblichen Vorbild die Ahndung des Urbildes geworden, verklärt die vergängliche Neigung der Geschlechter zur dauernden, ewigen Liebe. Und diese Liebe

wird der Weg aus der Behausung des Todes hinauf nicht nur in die Region eines allgemeinen Naturlebens, sondern zu Gott, dem Quell und Anfang alles Lebens der Sichtbarkeit wie des unsichtbaren Wesens.

In der Götterlehre des classischen Alterthumes wird die Weisheit unter dem Bild einer Jungfrau versinnlicht. Ein jungfräulicher Schleier ist es, welcher das alltägliche und scheinbar so offenkundige Wunder des Entstehens unsrer Leiblichkeit für das sinnliche Forschen verhüllt, wie in abbildlicher Weise jener Drang es andeutet, der selbst bei verwilderten Völkern dem Weibe die Bedeckung durch das Gewand gebeut. Was wir hier von dem äußerlich wahrnehmbaren Vorgang der Erzeugung aussagen wollen, das gehet zunächst nur jene Seite derselben an, auf welche aus der Region des Seelenlebens ein erhellendes Licht fällt.

Wenn ein Gewitter mit seinem lauten Donner an der Seite des Gebirges vorbeizieht, da antwortet der Stimme des Wetters aus jedem Thale, aus jeder Bergschlucht ein Wiederhall, und bis hinab zu ihren Wurzeln erzittern die Bäume so wie der Felsboden, der sie trägt. Was aber ist diese Naturkraft, vor welcher der todte Felsen erbebt, gegen die Macht des Lebens, wenn diese bei der Schöpfung einer neuen Welt der Lebendigen dem Staube sich nahet! Wie der Winterschnee am warmen Strahle der Frühlingssonne in unzählbare Wassertropfen, so löst sich, wenn das neuerwachende Leben ihn durchdringt, das ganze Wesen des Baumes in Blüthen und Fruchtkeime auf. Das irdische Gefäß vermag den übermächtigen Strom der belebenden Kräfte, der von oben kommt, nicht zu fassen, seine Ueberfülle verläuft sich verschwenderisch auf den Boden; Tausende von Blüthen fallen ab, nur eine geringe Zahl derselben wird zur Frucht; ein zahlloses Gewimmel der schwärmenden Ameisen des Seestrandes oder der geflügelten Termiten stirbt im Gewässer oder auf dem Sande ab, von zehntausenden derselben wird vielleicht nur eine oder werden etliche zum gebärenden Mutterleib eines neuen Geschlechtes.

Wenn wir die Erscheinung einer solchen Auflösung des Einzellebens in zahllose, meist schnell vergehende Lebenskeime etwas näher ins Auge fassen, dann bemerken wir, daß vorzugsweise der eine Pol der Geschlechtsgegensätze, der männlich zeugende es sei, bei welchem die Fülle der bildenden Kräfte so übermächtig über ihre Dämme hinaustritt. Meist sind mehrere und viele Staubfäden dem Samenbehältniß einer Blüthe zu seiner Befruchtung beigesellt, in jedem Staubbeutel finden sich Tausende von Pollenkörnchen, davon wohl schon eines zur Erzeugung des Samenkornes hinreichte, ganze Wolken aber des Blüthenstaubes führet der Wind hinweg und verstreut sie am Boden. Und in welcher Menge erscheinen unter den vollkommen geschlechtlich entwickelten Blüthen solche, in denen nur die väterlich

zeugenden, nicht die mütterlich bildenden und gebärenden Werkzeuge ausgebildet sind. Da fluthet dann die Quelle der Belebung vergebens, denn es ist kein Gefäß vorhanden, das sie aufnimmt; und auch aus andern Gründen vergehen abwechselnd ganze Sommer, ohne daß der Baum, der im Frühling voller Blüthen stand, selbst nur die kleinste Ernte der Früchte bringt. So wohnt auch im Bienenstock nur eine gebärende Mutter, welcher viele Hunderte der männlichen Drohnen, meist nur als müßige Begleiter zugesellt sind. Wie der flammende Holzstoß, ja wie die vereinzelte, brennende Fackel zu dem unermeßbaren Luftmeer, aus dem die Flamme ihren Athem schöpft, verhält sich der vereinzelte Fruchtkeim der Pflanzenblüthe zu der verschwenderischen Fülle des zeugenden Elementes oder das befruchtete Ei des Mutterschooßes zu dem Gewimmel der thierischen Lebenskeime, die in dem zeugend Flüssigen sich bewegten und vergingen.

Deutlicher denn und augenfälliger als anderwärts gibt sich uns in dem Wechselverhältniß der beiden Geschlechter der uranfängliche Vorgang des Werdens der Sichtbarkeit kund. In dem männlich Zeugenden tritt seiner ganzen Wesenheit nach jene selbstkräftig hinauswärts und hinaufwärts strebende Richtung hervor, welche dem Zuge nach dem Centrum entgegen in die Weite gehet, während in dem weiblich Empfangenden vorherrschend jener Zug nach dem Centrum waltet, der das Zerstreute sammelt, die endlose Vielheit zur Einheit zurückführt.

Im engeren Kreise der organischen Leiblichkeit wird bei jedem Aus- und Eingehen des Athems, wird durch jeden gesunden Schlaf die Kraft des Lebens, welche in der selbstthätigen Richtung sich auflöste und verzehrte, wieder zusammengefaßt und erneut, und auf diesem beständigen Wechsel der ausstrahlenden und der concentrirenden innern Bewegung beruhet die Fortdauer des Einzellebens. In dem Gegensatz der beiden Geschlechter ist es nicht ein einzelnes Organ, sondern der Gesammtorganismus des lebenden Einzelwesens, welcher sich vorherrschend hier mit der Macht der hinauswärts strebenden Richtung, dort mit der zusammenfassenden, einenden Kraft überkleidet. In abbildlicher Weise gibt sich dann im Wesen der Creaturen das zweifache Walten des Ursprunges aller Dinge, die Macht des Schaffens und die des Erhaltens kund, und wo diese beiden Wege sich begegnen, da nimmt ein neues Leben derselben Art seinen Anfang und empfängt zugleich die Begründung der Fortdauer. Sich selber nur ihrer ganzen Besonderheit nach sprach die hinauswärts strebende, schöpferische Richtung aus, sich selber nur der Art ihres Wesens nach erfaßte die zur Einheit führende Wirksamkeit, und so entstehet im Bunde der beiden ein Organismus, welcher dem gleichet, das mitten in der Zweiheit die festbegränzte Einheit war.

Welche aber von diesen beiden Richtungen sollen wir die höhere und mächtigere nennen? Allerdings erhebt sich in der einen die Kraft des Lebens zu freierer Bewegung, während dieselbe bei der anderen gehemmter

und gebundenerer erscheint, ein Verhältniß, welches uns namentlich im Thierreich deutlich in die Augen fällt, wenn etwa, wie bei manchen Insecten, der geflügelte Zustand nur dem männlichen Geschlecht verliehen ist, während die Weibchen flügellos am Boden kriechen, oder bei noch andren niedern Ordnungen der Thierwelt unbeweglich an einer Stelle haften, die Männchen aber allein mit Sinnorganen und mit Gliedern zur Fortbewegung begabt sind. Doch das innre Verhältniß der beiden Geschlechtsgegensätze ist ein andres als jenes äußerliche. Das Gebirge mit der Masse seiner Felswände und Zinnen erhebt sich wie eine Welt im Kleinen hinauswärts, in die beständige Heimath der Wolken und des Schnees; sein Horizont dehnt sich in endlose Weite aus. Dort aber an seinem Fuße liegt das kleine, grünende Thal; die Quellen des Gebirges sammeln sich in seiner Tiefe, denn der Zug nach dieser gehet nicht von dem eng umgränzten Boden des Thales, sondern von einer höheren Macht aus; er ist mit dem Zuge nach der Mitte des Weltganzen, welches das Gebirge wie das Thal trägt (mit dem der allgemeinen Schwere) ein und derselbe. Diese allumfassende Macht ist es, welche dem Stein, der sich vom Gebirge löst, seinen Lauf anweiset hinab nach dem kleinen Thale, während nur der aufsteigende Wasserdampf seinen Flug nach der Höhe nimmt. So umspannet auch Duschjanta's Herrschermacht ein weites Reich der Erde, seine Heldenkraft besiegt die Heerschaaren der Kämpfer. Ihn aber, den Sieger über Tausende, besieget Sakuntala's Liebreiz, welcher gewaltiger ist als die Macht des Herrschers der Reiche, denn er ziehet diesen vom Throne herab nach der einsamen Hütte des Waldthales, treibt ihn aus der lebensfrohen, prachtvollen Hauptstadt hinan in die Einöde des Gebirges. Duschjanta findet sein eignes Selbst nicht auf dem Throne, nicht in der Mitte seiner Heere; er empfängt sein verlornes Selbst nur in Sakuntala wieder.

Da wo das creatürliche Einzelleben zum Abscheiden aus der Sichtbarkeit sich rüstet, hat der Schöpfer und Erhalter der Dinge auf die entzweite und darum endliche Natur derselben die beiden Strahlen seiner einigen Urkraft fallen lassen und dem sterblichen Wesen in der vergänglichen Liebe der Geschlechter eine Ahndung von der Seligkeit des Eingehens des Entzweiten in die ungeschiedene Einheit verliehen. Hier als Schöpfer, dort als Erhalter, hat er die Kräfte geweckt, aus deren Zusammenwirken das neue Leben wird; was wäre aber die des Schaffens ohne jene des Erhaltens, wie könnte ein Bestehen sein ohne das Entstehen?

Nicht nur die Kräfte, welche bei der Erzeugung des neuen Lebens wirken, auch die Weise, in welcher dieß geschieht, erinnert uns daran, daß wir hier an der Gränze einer geistigen Ordnung der Dinge stehen, für welche das Maß unsrer Zeiten und Räume keine Geltung hat. Es war die vorüberfliegende Eile eines Augenblickes, in welcher der Adler zum Entstehen kam, der seit fast einem Jahrhundert den Horst auf der nachbar-

lichen Felsenzinne bewohnt; ein Sein, das nicht in der Zeit war, hat mit seinem Versinken in die Leiblichkeit den Weg der Zeit betreten.

Was wir hier von dem Verhältniß wie von dem Verkehr der Geschlechter sagten, das gilt zunächst nur von den höheren Ordnungen der lebenden Wesen, von den vollkommneren Thieren sowie von der Natur des Menschen. Wir verglichen vorhin (S. 260) das eine der beiden Geschlechter mit dem unermeßbar weiten Luftmeer, aus dem die Flamme der Kerze ihren Athem schöpft, das andre mit dem Brennstoffe, der dieselbe nährt und erhält. Nicht immer tritt bei dem Verein des Brennstoffes mit dem Zündstoff oder Sauerstoffgas die helle Flamme hervor, sondern es gibt einen Vorgang der Oxydation, bei welchem weder das Licht noch die Gluth des Brennens zum Erscheinen kommt; dieser Vorgang ist die Gährung. In der gährenden Flüssigkeit ist der Zusammenhalt der einzelnen Theile oder Stoffe, aus denen sie besteht, noch vorwaltend über den Drang der elektrischen Spannung, auf welcher die Entzündlichkeit zur Flamme beruhet; im Lichte der brennenden Kerze dagegen hat die elektrische Entzweiung den Zusammenhalt der Theile übermeistert. Ein ähnliches Verhältniß wie zwischen dem helle flammenden und dem lichtlos gährenden Verbrennen findet statt zwischen den Vorgängen der Erzeugung jener vollkommneren organischen Wesen, in denen die Seele von einem räumlichen Mittelpunkt ihres Wirkens aus den Leib beherrscht, und dem Entstehen jener unvollkommneren, bei denen die Seele der Bildung des Leibes dahin gegeben ist, ohne ihn zu beherrschen. (M. vergl. S. 48.) Es wird in diesem Falle irgend einem Theile der belebten Masse, davon jeder die Lebenskraft des Ganzen in sich trägt, die Kraft der Fortpflanzung durch einen Vorgang der gleichsam psychischen Association gegeben, welcher vielmehr dem Ansetzen einer neuentstehenden Faser an die schon gebildeten, beim Wachsthum, als der eigentlichen Zeugung durch den Verkehr der Geschlechter zu vergleichen ist. Das, was bei der Bildung der organischen Theile eine neue Zelle oder Muskelfaser an die andere fügt, ist nicht die empfindende Seele, welche dem thierischen Wesen inwohnet, sondern es ist die Lebenskraft oder die Pflanzenseele (nach §. 28), welche der Seele im engeren Sinne untergeordnet und von ihr verschieden ist. Jene, die Lebenskraft, stehet mit dem organischen Element ihres Leibes in so naher Beziehung, daß, wo dieses in hinlänglicher Menge vorhanden ist, alsbald auch jene hinzutritt und das Entstehen eines organischen Einzelwesens derselben Art begründet. In dieser Weise fügt sich am Gewächs ein Blatt, ein Zweig zum andern, jeder Theil ist für sich ein Ganzes und kann abgetrennt von dem Ganzen seines Mutterstammes zu einem solchen werden. Nur da, wo keine empfindende und bewegende Seele zur vorherrschenden Einheit (wie im vollkommnen Thiere) geworden ist, kann sich ohne eigentliche Zeugung der einzelne Theil in seiner Abtrennung zum neuen organischen Ganzen gestalten.

Denn die Wirksamkeit der Lebenskraft ist nach dem Umkreis des organischen Daseins, auf das Hervorbringen der Vielheit, die Wirksamkeit der Seele von außen nach innen, auf die Belebung und Erhaltung der Einheit gerichtet. So sehen wir denn bei jenen niedern Thierformen, in denen die Lebenskraft der Seele noch gleich stehet an Macht oder selbst über diese vorwaltet, und noch mehr bei den Pflanzen, in denen die Lebenskraft noch Alleinherrscherin ist, ein Entstehen der neuen Einzelwesen durch Absprünge, durch Sprossen und eierähnliche Ableger vor sich gehen, welche nur durch Theilung der organischen Substanz des Mutterkörpers, nicht durch Zeugung entstanden sind.

Durch Absprünge oder durch eine bloße, einfache Theilung des Leibes, etwa seiner Länge nach, vermehren sich von selber die Naiden und einige andre Ringelwürmer so wie die Planarien und viele Infusorien. Es wächst hierbei durch eine Ueberfülle der Ernährung etwa der hintere Theil des Wurmes stärker an und löst sich von selber von dem Vordertheil ab, welchem ein neuer Schwanz nachwächset, während sich an dem abgesprungenen Hinterstück ein eigenthümlicher Kopf bildet. Bemerkenswerth ist es zugleich, daß diese Vermehrung (durch ein von selber entstehendes Zertheilen) bei den Planarien schneller erfolgt, wenn sie einzeln gehalten werden, als wenn mehrere von ihnen beisammen sind.

Auch durch künstliche Theilung des Leibes lassen sich die meisten Zoophyten und mehrere andre Strahlenthiere vermehren. An dem abgeschnittenen oder abgerissenen Stück bildet sich der aufnehmende Mund mit seinen Fangarmen und das sackartige Behältniß für die aufgenommene Nahrung.

Wenn die Fülle des nährenden, bildsamen Stoffes, woraus die einzelnen Theile des Leibes gestaltet und erhalten wurden, bei einem schon vollendeten Leibe an irgend einer Stelle desselben sich anhäufen, da wird in den niedreren Regionen der organischen Welt durch die mitbildenden Kräfte des „Bandes" zu der Fülle der Nahrung der Esser gegeben, und auf diesem Wege entstehet in der Gestalt der Knollen oder Zwiebeln oder Ableger das, was wir vorhin mit dem allgemeinen Namen der Sprosse bezeichnet haben. Die Sprosse ist kein einzelner Theil oder Abschnitt, der sich wie bei der eben beschriebenen Vermehrung durch Absprünge erst nach seiner Trennung zu einem besondren Leibe ausbildet, sondern sie ist ein Einzelleib derselben Art, der sich erst, wenn sich schon alle zu ihm gehörigen Theile entwickelt haben, von dem Mutterstocke trennt.

An jeder Sprosse wird ein zugehöriger Theil gefunden, welcher durch eine Anhäufung des ernährenden Stoffes im Zellgewebe entstehet, und welcher, weil der nährende Stoff von mehlartiger Beschaffenheit ist, von Treviranus der „Mehlbehälter" genannt wird; auf diesem Mehlbehälter wird bei der Knolle und in ihm bei der Zwiebel jener härtere, mit Längsfasern

versehene Körper (corpus solidum Malpighii) gefunden, in dessen Axe sich die Axe des Mutterstammes fortsetzt und welcher der bereitenden Speise als Esser zugeordnet ist, der künftige Stamm des neuen Leibes. Hierbei ist es eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Sprossen, daß sich bei ihnen immer der Theil zuerst bildet, welchem das Hauptgeschäft der Ernährung und Erhaltung des Einzelleibes zukommt; bei Pflanzen mithin der Wurzelstock, bei jenen Thieren, die sich durch Sprossen vermehren (den Zoophyten und einigen Würmern), der mittlere oder hintere, nicht aber der vordere Theil des Körpers.

Als eine zweite Art des Entstehens der organischen Wesen wird von verschiedenen Seiten die Selbstorganisirung der bildsamen Stoffe aufgeführt.

Obgleich schon Maximus Tyrius, ein Platonischer Philosoph des zweiten Jahrhunderts, der alten Lehre der generatio aequivoca oder des Entstehens der Wesen aus etwas Andrem als aus einem schon gewordnen Wesen von gleicher Art und aus leiblichem Samen widersprach, schienen dennoch die Erfahrungen der neueren Zeit öfters wieder für die Richtigkeit jener alten Lehre zu zeugen. Es werden in einem Aufguß auf Pflanzen- oder Thiertheile in kurzem jene Aufgußthierlein bemerkt, welche zwar geeignet sind, Wesen, die ihnen gleichen, zu gebären, die aber in jenem Falle ohne eine bemerkbare Vermittlung solcher Art aus organischen Stoffen hervortraten, welche zu einer ganz andren Form des Lebens gehörten. Hier könnte es scheinen, als ob nur die allgemeine Bewegung des Lebens, die in dem größeren, vollkommneren Organismus war, in den einzelnen Theilchen, in welche er bei seiner Auflösung zerfällt, noch nachwirkte, ähnlich den Schwingungen, welche in den vorhin gerührten Saiten oder Glocken auch dann, wenn diese nun in Ruhe gelassen werden, noch nachbeben. Oder, so könnte es scheinen, der bloße Wechselverkehr der athembaren Luft mit einer Substanz, welche vorhin zu den Elementarstoffen eines Organismus gehörte, der bis in seine kleinsten Theile ein luftathmender war, hätte in diesen kleinsten Theilchen den Athem eines eigenen Lebens geweckt. Aber in dem Verkehr des aufgelösten Elementes mit der atmosphärischen Luft liegt noch ein ganz andrer Grund des Entstehens jener mikroskopisch kleinsten Thierwelt. Millionen solcher Aufgußthierchen schweben beständig als leichte Stäubchen in der Luft, noch vielmehr als sie selber gehören die Eier, deren Fülle Ehrenberg in diesen zarten Gebilden nachwies, zu solchen überaus feinen Stäublein, welche mit der Luft, in der sie aufgelöst schweben, überall hingebracht werden, wo ein Boden, ihrer Entwicklung günstig, sich findet.

Wildenow machte die merkwürdige Beobachtung, daß überall da, wo er in den Treibhäusern des Gewächsgartens zu Berlin ausländische Farnkräuter aussäete, die (ebenfalls ausländischen) Arten von Farnkräuter als verdrängendes Unkraut aufgingen, welche schon seit längerer Zeit im

Gewächsgarten angebaut waren. Um dieß zu vermeiden, ließ er im Frühling für jene neu anzusäenden Fremdlinge ein ganz eignes mit Glasfenstern bedecktes Beet einrichten; die Erde zur Aussaat wurde aus dem Walde geholt, die Blumentöpfe in einem weit vom Gewächshause entfernten Zimmer mit dem Samen bestreut, ja es wurden die Töpfe, bei einem andren Versuche dieser Art, sorgfältig mit Glasglocken zugedeckt. Dennoch schossen die einmal schon in den Gewächshäusern eingebürgerten amerikanischen Arten in solcher Menge auf, daß es schien, als wären sie in die Töpfe ausgesäet worden. Diese konnten nicht in der deutschen Waldbodenerde enthalten gewesen sein; es hatten, wie es scheint, die westindischen, zum Unkraut gewordenen Farnkräuter mit ihrem der Luft sich mittheilenden stäubchenartig feinen Samen zu der für Bildungen der ähnlichen Art empfänglich gemachten Erde ungeachtet all der angewendeten Vorsicht einen Zugang gefunden. Scheinen doch selbst jene bekannten Beobachtungen A. v. Humboldt's in solcher Weise erklärbar zu sein, nach welchen sich in den Bergwerken von Neuspanien kryptogamische Gewächse von derselben Art finden als in den tiefen Gruben unsrer europäischen Länder. Eben so und noch mehr das Vorkommen einiger Flechtenarten aus Jamaika an der Südwestküste von Frankreich.

Wenigstens zum Theil reihen sich an die Erfahrungen solcher Art auch jene an, deren Prichard in seiner Naturgeschichte des Menschengeschlechtes (B. I S. 40 u. f.) gedenkt. Selbst die Landleute unsres Vaterlandes können es bezeugen, daß auf einem Feldboden, darauf man Holzasche ausstreute oder Unkraut verbrannte, Klee aufgehe. Auch der Rückstand vom Seifensieden bringt, auf das Feld gestreut, dieselbe Wirkung hervor. Nicht allein befördern die Winde das Ausstreuen des Samens, dessen Kleinheit, namentlich bei den Zellenpflanzen und Farnkräutern eine solche Erklärung sehr wahrscheinlich macht, sondern es kann auch das fruchtbare Samenkorn unter dem Boden vergraben liegen, ohne die Keimkraft zu verlieren, die es nach langer Zeit unter dem Einfluß der Luft und der Sonne kund gibt. Wo man hin und wieder bei Edinburg den Boden aufbricht, da gehet der kleinblüthige Erdrauch, anderwärts in ungeheurer Menge das Pfriemenkraut auf, welches schon seit Menschengedenken durch die Cultur des Bodens verdrängt schien. Als man bei Dunnfries, um einen Weg anzulegen, den tiefern Grund entblößte, da sproßten viele Pflanzen der großen Königskerze (Verbascum Thapsus) aus dem Boden hervor. In der Tiefe eines Torfmoores bei Stirling fand man Samenkörner, aus denen eine Art von Wucherblume aufging. Bei Herfordshire so wie in einigen Gegenden von Nordamerika sah man nach dem Niederbrennen von Nadelholz-Waldungen an der Stelle des Waldbrandes Eichen aufgehen in solcher Menge, daß das Hinführen der Eicheln durch Thiere (wie etwa Nußheher) zur Erklärung der Ursache nicht ausreichend erschien.

Schwerer noch als das Entstehen der gleichartigen Kryptogamen in den Gruben von Freiberg und Neuspanien läßt sich der Ursprung der Eingeweidewürmer in den Höhlen eines vollkommen thierischen Körpers aus einem mütterlichen Ei herleiten. In den Eingeweiden der Menschen so wie andrer Thiere hat man öfters Halbgebilde gefunden, welche den Uebergang von einem noch ungestalteten Schleim zur Form des Wurmes zu bilden schienen; ja es hat v. Baer das allmähliche Herausbilden eines Eingeweidewurmes der Teichmuscheln aus ungeformtem Stoffe zuerst zu einem halbflüssigen, fädigen Wesen, dann zu einem gegliederten Körper beobachtet, aus dessen Keimkörnern erst der besondre Wurm wurde. In diesem Falle scheint der Einfluß, welcher die besondre Form des Entozoons bildet, von dem vollkommneren, den bildsameren Stoff umschließenden Organismus auszugehen, obgleich wir auch hierbei nicht wissen, welchen Antheil an dem Entstehen des Eingeweidewurmes ein dennoch von außen in den Leib des Thieres gekommener Eierkeim haben könnte.

Während, wie bereits S. 264 erwähnt worden, bei den Sprossen zuerst jener Theil sich bildet, welchem das Hauptgeschäft der Ernährung und Erhaltung des Einzelleibes zukommt, sehen wir umgekehrt bei dem Entstehen der lebenden Wesen aus einem Ei zuerst jene Theile des Einzelleibes sich entwickeln, von denen der höhere psychische Antrieb des Lebens ausgeht; bei den vollkommneren Thieren das Rückenmark und Gehirn, bei den unvollkommneren wenigstens die vorderen Theile vor den hinteren, und selbst in dem entstehenden Samen der Pflanzen wird ganz augenscheinlich nicht zuerst (wie bei den Knollen und Zwiebeln) zu der Fülle der bereiteten Speise der Esser gegeben, sondern vor allem der Keim des Lebendigen geschaffen, so daß öfters erst durch seinen anreizenden Einfluß auf den Mutterleib dieser zu einer Rückwirkung geweckt wird, die sich durch das Zuströmen der Nahrungssäfte äußert. Die Substanz, wozu und woraus die ungeborne Frucht und das Ei sich gestaltet, ist ein Flüssiges, nicht wie bei der Sprosse ein festerer Mehlstoff.

Der in solcher Weise erzeugte Fruchtkeim stehet auch bei den Pflanzen nicht so unmittelbar und augenfällig mit der Axe des Mutterkörpers in Verbindung, sondern schwebt großentheils frei in dem ernährenden Flüssigen. Es regt sich hier der belebenden Seele des Mutterwesens gegenüber die Lebensthätigkeit einer andren, ja vieler Seelen, denen mitten im flüssigen Elemente der zu ihnen gehörige Leib bereitet wird.

Wenn wir hierbei im Pflanzen- wie im unvollkommneren Thierreiche auf längere oder kürzere Zeit Tausende, ja Hunderttausende von Einzelleben oder Lebensanfängen wie aus der Vorrathskammer des Unsichtbaren hervortreten und mit der Leiblichkeit der Mutter sich überkleiden sehen, müssen wir auch im Reiche der Seelen einen Vorgang der Aneinander-Gesellung oder Aggregation anerkennen, welcher der Aggregation der leiblichen Stoffe

ähnlich ist. Diese letztere, die Aneinanderhäufung der gleichartigen, leiblichen Elemente, wird durch eine allgemeine (gleichsam magnetische) Naturkraft, die Haltung bewirkt, deren Macht hülfreich mit der Thätigkeit der eigenthümlich inwohnenden Seele oder des seelenartigen bildenden Princips der Lebenskraft sich vereint. Das, was die Aggregation der Seelen in der Geschichte der Zeugung begründet, das ist mittelbar der Geist eines allgemeinen Lebens, dessen unmittelbare Wirksamkeit, wenn sie in einer höheren Region des Seins die Seelen mit ihrer Gluth durchdringet und zur harmonischen Einstimmung verschmilzt, als Begeisterung erkannt wird.

Eine Bildung, verwandt mit jener der Eier, wird schon bei den Conferven des süßen Wassers bemerkt. Die einzelnen durch Querscheidewände unterschiedenen Abtheilungen des röhrenartigen Körperchens enthalten hier eine grünliche, körnchenartige Substanz, aus deren Zusammenrücken das kuglichte Ei entstehet, aus welchem dann ein neuer Conservenfaden erwächset. Der Same der vollkommneren, phanerogamischen Gewächse hängt durch einen aus Zellgewebe und Spiralgefäßen gebildeten Faden, der auch hier „Nabelstrang“ heißt, mit dem Fruchtboden zusammen. Sein erster, schon von der weiblichen Thätigkeit allein ausgehender Anfang bestehet in zwei saftreichen Häuten, in deren Innerem ein farbloses Flüssiges ist. Die Gefäße des Nabelstranges verlaufen in die innre Haut, an welcher sich die erste Nahrung für den Fruchtkeim, das mehlhaltige Perisperm absetzet. Bei der Ausbildung von diesem wird die organische Verbindung des Samenkorns mit dem mütterlichen Fruchtboden aufgehoben; der Same wird ein selbstständiges, in sich abgeschlossenes Ei, in welchem jetzt eine eigenthümliche Seele das Werk ihrer Bildungen beginnt. Denn in oder neben dem Perisperm ist eine Höhle geblieben, welche ein wässerig Flüssiges erfüllt. Ein Kügelchen, das in diesem Flüssigen schwimmt, und das durch einen dünnen, nur aus Zellgewebe gebildeten Strang mit dem Perisperm zusammenhängt, ist der erste, sichtbare Anfang des Embryo. Jenes Kügelchen bildet sich nach oben in ein breiteres, nach unten in ein spitzeres Ende aus, und in demselben Verhältniß, in welchem dieser Leib des Ungebornen sich entwickelt, wird das ihn umgebende Wasser zugleich mit dem Perisperm verzehrt, so daß zuletzt nur die beiden Samenhäute in einem saftleeren Zustand übrig bleiben.

Das Ei der Thiere ist gleich jenem der vollkommneren Pflanzen ein durch eine Haut gebildetes Behältniß, welches die eiweißartige Flüssigkeit und mit ihr ein Bläschen, die sogenannte Narbe oder den Keim umschließt. Außer diesen beiden enthält das Ei der Wirbel- und Weichthiere so wie der Krebse und Insecten auch noch eine fettige, von einer eigenthümlichen Haut umschlossene Substanz, den sogenannten Dotter. Die ersten Anfänge des Embryo zeigen sich in dem Bläschen des Keims oder der Narbe, mithin in jenem Theil des Eies, welcher unmittelbar in dem

Eierstock gebildet wird. Denn bei den Säugthieren wird in den Ovarien fast allein der Keim des künftigen lebenden Körpers erzeugt, und obwohl diesem ersten, wesentlichsten Anfang der Frucht bei andern Thierordnungen schon im Eierstock ein Gemisch von Eiweiß und Dotter, oder wo der Dotter fehlt, das Eiweiß beigesellt wird, so bleibt dennoch der Keim das wesentlichste Gebilde des Ovariums. Die äußere Eihaut entsteht in allen diesen Fällen erst in den Eiergängen oder im Uterus. In diesem letzteren Behältniß allein erzeugt sich auch bei den Säugethieren der eiweiß- und dotterartige Stoff, während die kurze Zeit nach der Empfängniß nur dem bewaffneten Auge bemerkbar werdenden Kügelchen Anderes nichts als bloße Keime ohne Dotter und Eiweiß zu sein scheinen.

Die Aufeinanderfolge der Erscheinungen bei der sichtbaren Gestaltung des Ungebornen ist in den verschiedenen Thierordnungen verschieden, obgleich hiebei ein allgemeines Gesetz unverkennbar ist. So zeigen sich nach Herolds Beobachtungen an dem Embryo der Spinnen der Kopf und die Füße früher entwickelt als das Herz, und dieses bleibt noch bewegungslos, wenn die andren Theile schon ausgebildet sind, und wenn dasselbe auch bereits selber in seiner eigenthümlichen Gestalt vorhanden ist. Auch an der Frucht des Krebseies werden die Fühlhörner, von deren wichtiger Bestimmung oben S. 203 die Rede war, früher bemerkt als das Herz; dieses wird erst sichtbar, wenn schon alle an der Bauchseite des Leibes liegenden Organe ihre Gestalt gewonnen haben. Denn es bildet sich überhaupt nach Rathke's und Webers Beobachtung bei allen thierischen Embryonen zuerst die Seite, an welcher die Centraltheile des Nervensystems gelegen sind, mithin bei den wirbellosen Thieren die Seite des Bauches, bei den Wirbelthieren die Seite des Rückens.

Statt der Bewegungen des Herzens werden an den Früchten einiger unvollkommneren Thiere Bewegungen des ganzen Leibes bemerkt, welche bei den Ringelwürmern so wie bei den Zoophyten das Einschlucken der Flüssigkeiten des Eies durch die Mundöffnung zu begleiten scheinen. An dem Embryo der Weinbergsschnecke zeigt sich eine rotirende Bewegung.

Nur die Frucht der Wirbelthiere, nicht die der wirbellosen, bildet sich deutlich, wie oben schon S. 93 erwähnt worden, wie von zwei Centralpunkten aus, davon der eine im Fruchtkeim, der andere an der Oberfläche des Dotters gelegen ist. Von dem erstern gehet die Gestaltung des Gehirns und Rückenmarkes, von dem andern die eines Venensystems aus, welches dem Embryo entgegenwächset, und zuletzt sich mit seinen Verzweigungen unter die Herrschaft des innern Centrums des Nervensystems begibt.

Es sind diese beiden Ausgangspunkte der leiblichen Gestaltung die sichtbar gewordenen Wege jener beiden Thätigkeiten, durch welche der Leib mit allen seinen Gliedern gebildet und erhalten wird; von außen nach innen

wirket jener Einfluß, den wir als die Wirksamkeit eines allumfassenden Bandes erkannten, von innen der nach Verleiblichung strebende Einfluß der eigenthümlichen Seele. Hierbei werden denn nicht selten Theile nach außen schon sichtbar, während sie sich nach innen, in ihrem Zusammenhang mit dem Nervencentrum noch nicht verfolgen lassen. Doch ist ihnen offenbar die Richtung der Entwicklung und Verbindung nach innen hinein durch die anziehende Kraft des Nervencentrums vorgeschrieben, und bei jenen Mißbildungen, bei denen irgend ein Theil fehlte oder ganz entstellt war, ließ sich der Anfang dieser Mangelhaftigkeit fast immer am Nervensystem nachweisen. So fand Tiedemann bei solchen Mißgestaltungen, denen die äußern Geruchswerkzeuge oder die Augen fehlten, auch keine Riech- und keine Sehenerven; bei solchen, welche nur ein Auge hatten, zeigte sich auch nur ein (verbundener) Sehenerv.

Eben aber dieser Hauptmittelpunkt des eigenthümlichen Lebens, das Nervencentrum, erscheint in dem Ungebornen von sehr verschiedener Kraft und Bedeutung, und der Weg der eignen inwohnenden Seele zur Leiblichkeit ist mit dem meisten Dunkel bedeckt. Wäre es nach der Behauptung eines trefflichen Physiologen das Gas der Hirnhöhlen, an welchem der unsichtbare Anfang der Wirksamkeit der Seele auf ihren Leib geschähe, so bliebe es schon schwer begreiflich, wie am Embryo der Vögel nach v. Baers Beobachtungen die Rückenplatten schon anfangen könnten zu verwachsen, die Höhlungen des Hirns und Rückenmarkes, ja selbst die Rudimente der Augen sich schon zeigen könnten, während eben jene Höhlungen noch ein wässerig Flüssiges erfüllt. Wäre es überhaupt am Leibe des Ungebornen schon das Gehirn, mit dessen Wirksamkeit und Wesen wie nachmals beim Ausgebornen die Hauptgeschäfte der belebenden Seele nothwendig sich verknüpfen müßten, so erschiene es unbegreiflich, wie bei einigen Mißbildungen, welche an anderen Theilen ziemlich vollständig sich im Mutterleibe entwickelt hatten, das Gehirn so wie der ganze obere Theil des Rückenmarkes und mit diesem zugleich der Kopf, die Brust und überhaupt der ganze Oberleib fehlen konnten, während der untere Theil des Rückenmarkes und Rückgrates und hiermit zugleich die unteren Eingeweide und Glieder des Leibes in ihrer gewöhnlichen Gestaltung sich zeigten.

Oefters mag in einigen der merkwürdigsten Fälle von mangelhaften Mißbildungen, wie dieß eine Beobachtung von Morgagni erweiset, am Anfang der sichtbaren Entstehung ein Gehirn und Rückenmark vorhanden gewesen sein, beide aber sind erkrankt und aufgelöst, der untergeordnete Leib jedoch hierbei erhalten und fortgebildet worden. Hier hat die Lebenskraft des Ungebornen im Bunde mit der Seele und dem Nervencentrum der Mutter gewirkt, oder die mütterliche Seele selber hat das Geschäft der Bildung dieser zweiten Leiblichkeit übernommen; ein stellvertretendes Verhältniß, welches besonders da statt zu haben scheint, wo sich auf ähnliche Weise

wie bei den oben S. 263 erwähnten Sprossen mitten in einem lebenden Thier- oder Menschenleibe solche Theile eines fremden Leibes entwickeln, welche dem Ernährungsgeschäft zunächst dienen, wie Zähne und Kinnbacken sammt dem parasitischen Gewächs der Haare ohne ein zu ihnen gehöriges Haupt.

Ueberhaupt aber scheint auch im gewöhnlichen Verlaufe, während des Wechselverkehrs der mitbildenden Kräfte des Gesammtlebens mit der dem neu entstehenden Leib inwohnenden Seele, ein hülfreiches Hauptelement nicht nur von dem nährenden Leibe, sondern mehr noch von der Seele der Mutter auszugehen. Diese ist es, welche alle ihre Kräfte mit den Kräften der Seele des Ungebornen vereint, für dieses empfindet, erkennt und wirkt, zwei Seelen in der Hand ihres Wollens tragend. Es gränzet hieran ein Gebiet von Erfahrungen, welche zu den merkwürdigsten, zugleich aber auch zu den am wenigsten sorgfältig beachteten der Seelenkunde gehören, und welche zum Theil in dem weiteren Verlaufe dieser Untersuchungen noch Erwähnung finden werden. Wenn auch die Wirksamkeit der mütterlichen Seele jene der noch nicht zur Leiblichkeit hindurch gebrochenen Seele der Frucht eben so laut übertönt wie das Rufen eines starken Mannes die leise Stimme eines Kindes, ja wenn auch die Wirksamkeit der letzteren von jener der ersteren insgemein so weit überstrahlt und unmerklich gemacht wird wie das Licht eines kleinen Sternes von dem Lichte der Sonne: so wird doch zuweilen von der leise fühlenden, durch das Getöse des äußren Lebens nicht übertäubten Seele der Mutter, in deren Leib der Keim eines neuen Menschenlebens schläft, die Nähe und der Einfluß einer dem Urquell des Werdens noch näher stehenden, andren Seele empfunden. Es ist die Stimme, es sind die Kräfte einer unsichtbaren Welt (nach §. 4), welche dann, wenn sie nicht von dem lauten, innern Geschrei der Leidenschaft und den Eitelkeiten der verirrten Mutter übertäubt und in ihrem Keim verdorben werden, die mütterliche Seele selber emportragen helfen, und welche, wenn der übergewaltige Einfluß der Mutter sie nach andrer, niederer Richtung hinriß, einst fragen werden: warum hast du uns nicht gehört?

In gewisser Hinsicht kann man sagen, daß schon in der Seele des Ungebornen in vorbereitender Weise ein Geschäft des Empfindens, des Erkennens, des Wollens geübt werde. Aber das Denken der Seele dieses magnetisch schlafenden Leibes ist so wie das Wollen mit dem Denken und Wollen der Seele, welche ihr ein leitender Engel zu sein bestimmt ist, mit dem der Seele der Mutter nur Ein und Dasselbe. Wenn die im Zustand des gewöhnlichen thierischen Magnetismus Entschlafenen während desselben mit der Seele ihres Magnetiseurs empfunden, gedacht und gewollt haben, und nun aus jenem Zustande zu ihrem eigenthümlichen Einzelleben wieder erwachen, scheint ihnen Alles, was sie mitgedacht und mitgewollt haben, aus der Erinnerung verschwunden. Daß jedoch auch dieses uneingedenk

Gewordne der Seele nicht verloren gegangen, sondern ihr festes Eigenthum geblieben ist, zeigt sich alsbald bei einer neuen Veranlassung, wodurch diese nur in Schatten getretene Region wieder beleuchtet wird.

Der gewaltige magnetische Einfluß, den die mütterliche Seele auf die der Frucht ausübt, zeigt sich freilich der Beobachtung leichter und auf eine unbestreitbarere Weise am Leibe als an der Seele des Kindes. Während in dem späteren Verlauf des (ausgebornen) Lebens das Wechselverhältniß der eignen inwohnenden Seele und des allgemeinen Naturlebens (Bandes) so nothwendig für die Fortdauer des Lebens ist, daß wenn das eine von diesen beiden Elementen aufhört zu wirken, oder selbst dann, wenn es dem andern nicht mehr das Gleichgewicht hält, hieraus der Tod entsteht (nach §. 22), sehen wir in der ungebornen Frucht die inwohnende Seele öfters ihren Weg zur Leiblichkeit verlassen, während die mitbildende Kraft des Bandes noch immer fortfährt, einzelne Theile, die in Beziehung auf das schon verschwundene Centrum stehen, zu erhalten, ja weiter zu entwickeln. Otto beobachtete ein menschliches Ei, welches alle äußern Theile eines vollkommnen, ja eine Nabelschnur und Nabelbläschen hatte, die Frucht aber, zu welcher diese hinführen sollten, war nicht (mehr) zu sehen. Im Grunde genommen war auch in jenen Mißbildungen, bei denen das Gehirn und Rückenmark zerstört gewesen, das eigentlich Lebendige mitten aus dem Gebäu der Glieder verschwunden.

In diesen Fällen scheint die leiblich bildende Kraft der mütterlichen Seele, freilich auf eine viel sichtlicher wirksame Weise, dasselbe Geschäft geübt zu haben, welches die (Ein-)Bildungskraft solcher Menschen übt, die irgend ein äußres Glied ihres Leibes gewaltsam verloren haben. Diese fühlen noch gleichsam in und mit dem einst besessnen Theile, es gedenkt seiner die Seele als hätte sie ihn noch. So waltet auch zuweilen die bildende Kraft der mütterlichen Seele noch immer in jener Richtung, in welcher sie vorhin der Seele des Ungebornen ihre Leiblichkeit bilden half, fort und vereint ihre Wirksamkeit mit jener des gestaltenden Bandes, wenn bereits die fremde Seele ihren neuen Weg zu verlassen anfängt, ja ihn wirklich schon verließ.

Nicht bloß auf das Ungeborne, sondern selbst auf das Neugeborne übt die Seele der Mutter oder Pflegerin noch Einfluß. Bei den Vögeln, welche das schon ausgeborne Ei noch bebrüten, hat Faber einen wesentlichen Einfluß der brütenden Mütter auf die Richtung der Triebe der in dem Ei befindlichen Jungen bemerkt. Bechstein beobachtete wenigstens diesen Einfluß in Beziehung auf äußere Abänderungen.

Es wird übrigens nur bei den Vögeln und dann noch bei einigen wenigen unvollkommneren Thierarten die Nothwendigkeit eines noch fortwährenden Einwirkens der Mutter auf das schon geborne Ei bemerkt, die meisten eierlegenden Amphibien, Fische und wirbellosen Thiere vertrauen

ihre Eier ohne weitere Mithülfe dem die weitere Entwicklung begünstigenden Elemente an. Doch zeigt sich auch hierbei nicht selten eine bedenkende Vorsorge der Mutter für den künftigen Unterhalt der Brut. Eine Art von Meeresasseln (Oniscus) legt nach Cavolini's Beobachtung ihre Eier in den Leib der Krebse, worinnen dann jene ihre Wurzeln schlagen und sich entwickeln. Ebenso pflegen viele Insecten ihre Eier in den nährenden Leib eines andren Thieres zu legen oder für die noch im Ei verschlossene Larve schon im voraus das erste Futter zu bereiten. Dagegen werden die Larven der Frösche ohne weitre Vorsorge der Mutter von jener Laichgallert ernährt, mit welcher der mütterliche Leib die Eier gleich bei ihrer Geburt überkleidete; den Jungen der Weinbergsschnecke dienet die Schale des Eies, das sie einschloß, zur ersten Nahrung.

Nur in den beiden höchsten Thierclassen stehet die Weise, in welcher das Junge geboren wird, fest, und es gebären alle Säugthiere lebendige Junge, welche sie einige Zeit durch milchartige Säfte ihres Leibes ernähren; alle Vögel gebären Eier. Dagegen kann man künstlich bewirken, daß selbst solche Schlangen, welche gewöhnlich Eier legen, zu lebendig gebärenden werden, wenn man ihnen das zur Häutung nothwendige Wasser entzieht. Hierdurch werden sie zugleich verhindert, ihre Eier zu legen, und die in diesen enthaltnen Jungen verlassen nun die Eierhülle noch im Mutterleibe und werden lebendig geboren.

Obgleich die verschiednen Richtungen des Geschlechts am Fötus erst später leiblich sich entfalten, wenn alle andern Theile sich schon gestaltet haben, läßt es sich dennoch voraussetzen, daß diese Richtung schon in jenem Moment ihren Anfang genommen, in welchem die Seele anfing sich zu verleiblichen. Es scheint überhaupt, wie wir noch später sehen wollen, die Art der Richtung der Seele nach der Leiblichkeit, ja nach der Zusammengesellung mit dieser oder einer andren mütterlichen Seele, nicht von fremden und äußeren Einflüssen, sondern von einem inneren Zuge abzuhängen, welcher in diesem besondern Sein lag, noch ehe dasselbe ein leibliches geworden.

Erläuternde Bemerkungen. Zu dem Inhalt des vorstehenden Paragraphen vergl. m. die Noten zu §. 4.

Eros ist der Sohn der Penia und des Poros, des Mangels und des Ueberflusses, nach Plato's Symposion 203. Eros, „bald an demselben Tage blühend und gedeihend, wenn es ihm gut geht, bald auch hinsterbend aber doch wieder auflebend nach seines Vaters Natur", stellt als „göttliche That" das Ewige und Unsterbliche dar, wie es im Sterblichen sein kann (ib. 206). Denn unter und mit dem Zug der sichtbaren Liebe wirkt einer nach dem Unsichtbaren; ja dieser Zug des Sehnens nach einem höheren Element der Befriedigung ist es eigentlich, welcher den nach dem niederen erregt und diesem seine Kraft gibt, wie es eigentlich bei der ätzenden Kalkerde, wenn diese durchs Brennen ihr

Krystallisationswasser und ihre Kohlensäure verloren hat, der Zug nach diesen Stoffen der feineren Art ist, welcher sie befähigt, eine so innige und feste Verbindung mit dem Quarzsand (zum Mörtel) einzugehen. Man vergl. oben das S. 28 Gesagte.

Die Nothwendigkeit einer Entgegensetzung von Zweien (Polaritäten, Seitenhälften, sich entgegengesetzten Krystallisationsflächen, Geschlechtern), wenn in der Natur irgend eine Gestaltung oder Bewegung entstehen soll, zeigt sich aus den oben S. 256 angeführten Gründen von den niedersten Bildungen des Steinreiches an bis hinan zu den Systemen der Doppelsterne.

Das oben erwähnte, psychische Element, welches nächst diesem der Zuneigung der Geschlechter und der Zeugung zu Grunde liegt, der Auswanderungszug der Seele in eine fremde Persönlichkeit, wird zuweilen (obwohl in krankhafter Weise) beim Menschen Gegenstand des Bewußtseins. Ein hierher gehöriger Fall findet sich in Maucharts allgemeinem Repertorium für empirische Psychologie, Band I. S. 156, von welchem wir einige Züge nach der wörtlichen Erzählung des (seltsamen) Selbstbeobachters, den dieser Zustand betraf, hier beifügen wollen: „Ich beneidete sie um ihr Dasein, um ihre Personalität, um alle ihre Verhältnisse, um ihre unbedeutendsten Begebenheiten. Wahrhaftig — es ist mir jetzt selbst beinahe unglaublich — ich beneidete sie einmal um den Vorzug, ein elendes Gemälde in der Kirche vor dem Gesichte zu haben, das ich an meinem Platze nicht sehen konnte. Es ist unmöglich, daß eine Disposition der Seele, ohne wirkliche Verrückung zu sein, dem Wahnsinne näher komme, als meine damalige. Diese Leidenschaft war indessen so lebhaft bei mir, daß die augenscheinlichsten Beweise von ihrem nicht beneidenswerthen Zustande nichts dagegen vermochten. Wenn sie noch so tief gebeugt einher ging, beneidete ich sie um ihren Kummer. Aber da war sie auch unwidersprechlich reizend; kein Wunder, wenn ich sie dann um ihre Glückseligkeit am stärksten beneidete. — Ich weiß nicht, ob je ein Liebender so weit sich verirrt hat, daß er die Geliebte um ihre Individualität beneidete. Aber ich that's im höchsten Grade. Ich war mir jetzt durchaus des Wunsches nicht bewußt, von ihr geliebt zu werden, sondern sie selbst zu sein."

Die Zeugung (des leiblich Sichtbaren) findet freilich (nach Synes. de provident. L. II, p. 127) nur in unserer niederen Weltregion statt, die Ursache des Entstehens liegt aber in einer oberen Welt, aus welcher die Samen alles Werdenden (Geschehenden) ihre Herleitung haben. — Der von oben, von dem nächst Höheren, endlich aber von dem Höchsten, dem unbewegten Beweger ausgehende Antrieb der Bewegung (Arist. Met. VII, 6) ist zuletzt immer nach der Materie, der zeugende Trieb nach dem erzeugungsfähigen Stoffe, die Kraft des Baumeisters nach dem Baumaterial hingekehrt (de gen. anim. L. I, 22). Die Seele ist das Princip der Erzeugung (de anim. II, 4); sie ist mit dem Samen, dem höchsten, letzten Erzeugniß aus der Nahrung (de gen. anim. IV, c. 1), der Kraft, nicht der Wirklichkeit oder Thätigkeit nach (ib. II, c. 3).

Von der Ueberfülle der zeugenden Kräfte und ihrer Medien stellt Burdach in seiner Physiologie B. I. §. 268 mehrere sehr interessante Berechnungen der Beobachter zusammen. Nach Dodart erzeugt ein Ulmbaum jährlich gegen 330,000 Samenkörner, wird dabei 100 Jahre alt, könnte mithin 23 Millionen

Bäume seiner Art hervorbringen. Von einer Phaläne erhielt Reaumur 350 Junge, darunter 65 Weibchen, die bei gleicher Fruchtbarkeit im nächsten Jahre 22,750 Enkel, im zweiten 1,492,740 Urenkel haben konnten. Die Daphnia longispina gebärt (ohne Befruchtung) vom 10. Tage ihres Lebens an alle 3 Tage 15 Junge, aus denen, so wie ihren Nachkommen schon nach 2 Monaten fast 1300 Millionen Wesen der gleichen Art entspringen könnten. Bis in die Trillionen geht die Vermehrung einer Aphide während der wärmeren Jahreszeit, da die Zahl ihrer Nachkommen schon in der 5. Generation (und sie hat deren 20 in einem Jahre) nahe an 6000 Millionen beträgt. Fast unberechenbar groß würde die Zahl der Entozoen in einem thierischen Körper sein, wenn auch nur aus dem tausendsten Theil der Eier ein fortlebendes Geschöpf entstünde.

Bei Erwähnung der „Tänze" (S. 258), an denen sich die Ueberfülle der Muskelkräfte der (männlichen) Thiere zur Zeit der Paarung kund gibt, dachte der V. an die merkwürdigen tanzenden Bewegungen der Männchen des Felsenhahnes (Pipra rupicola) nach Schomburgks und Anderer Beobachtungen. Auch die Gaukelsprünge des capischen Gaukleradlers (Aquila ecaudata) mögen eine ähnliche Bedeutung und ähnlichen Grund des Entstehens haben.

Die männliche, zeugende Flüssigkeit kommt rücksichtlich der chemischen Zusammensetzung am meisten mit der Nervensubstanz überein. Man vergl. Bertholds Lehrbuch der Physiologie S. 711. Nur sind einige Hauptbestandtheile, wie der Phosphor und die Soda, viel weniger vom eiweißartigen Stoff verhüllt und gebunden, so daß jener frei auf den Geruch wirkt, diese aber durch ihre alkalische Reaction auf Pflanzenpigmente sich verräth.

Wir verglichen überdieß auf S. 259 die männlich zeugende Flüssigkeit mit dem Blüthenstaube (dem Pollen) der Pflanzen. Wie in jener, so finden sich auch in diesem selbstständig bewegliche Körperchen, welche zu den von Ham im Jahre 1677 entdeckten, zuerst von Leeuwenhoek beschriebenen Samenthierchen gehören. Ueberhaupt besteht der männliche Same aus drei Elementarformtheilen, einer eigenthümlichen Flüssigkeit, einer großen Menge von feinen granulirten Körnchen und aus den Samenthierchen (Spermatozoen). Die letzteren gleichen allerdings jener Familie der Infusorien, welche die Familie der Cercarien bilden, dadurch daß sie aus einem verschiedenartig gestreckten Körperstück und einem verhältnißmäßig langen, spitzigzulaufenden Schwanzansatz bestehen; doch erscheint es noch immer unentschieden, ob man sie als lebende Thiere oder als Elementar-Formtheile betrachten dürfe, welche, wie die oben (S. 104) erwähnten Wimperzellen, nicht von thierischer, sondern von bloß elementarer Natur sind. Das Körperstück der Samenthierchen im Menschen und mehrerer Thierarten ist rundlich scheibenförmig, bei andern birnförmig, bei noch andern kuglich oder cylindrisch oder schraubenförmig gedreht. In den meisten Fällen zeigt vorzugsweise das Schwanzstück große Beweglichkeit, anderwärts auch der schraubenförmige Körper drehende Bewegungen. Diese Bewegungen dauern auch nach dem Tode des Thieres noch eine längere oder kürzere Zeit fort. Bemerkenswerth ist es, daß die Spermatozoen, die sich im männlichen Samen der verschiedensten Thiere so wie in den antherenartigen Behältnissen mehrerer kryptogamischen Gewächse, z. B. der Moose, Lebermoose, Charen u. s. finden, im Samen aller Bastarderzeugungen (der Maulthierhengste, Canarienvögel-Bastarden u. a.) vermißt

werden, so wie auch in den Ovarien weiblicher Mischlingsthiere zahlreiche Dottern mit Keimbläschen, nicht aber reifende Dottern gefunden werden. M. vergl. R. Wagner's Physiologie, so wie Siebold in J. Müllers Archiv 1836, Ehrenberg die Infusionsthierchen S. 464, J. Müllers Physiologie, 4. Aufl. II, 634 u. f. Den Spermatozoen ähnliche Gebilde hat man auch im Eiter der Wunden entdeckt.

Von den eigentlichen Infusionsthierchen und ihren Bewegungen, welche in Aufgüssen entstehen, in denen vegetabilische oder thierische Stoffe verwesen, sind jene zarten Stäublein und ihre Bewegungen zu unterscheiden, welche nach R. Browns Versuchen auch aus unorganischen Körpern, welche man hinlänglich fein zertheilte, hervorgebracht werden. Stäublein dieser Art, wenn sie kleiner sind als der viertausendste Theil eines Zolles und in Wasser eingetaucht werden (nicht aber wenn sie auf diesem bloß schwimmen), zeigen eine rotirende oder hin und her schwankende Bewegung, welche gewöhnlich nach der einen Richtung hin stärker und überwiegender ist. Diese Bewegung gründet sich, wie es scheint, nicht auf ein bloßes, etwa elektrisches Anziehen und Abstoßen zwischen den einzelnen Stäublein selber, sondern auf das Walten eines allgemeineren, außer den Körpern unserer Sichtbarkeit gelegenen bewegenden Principes, von welchem im §. 30 noch weiter die Rede sein wird. Dieser allgemeine Einfluß äußert nach dem Gesetz einer fuga vacui überall da seine bewegende Kraft, wo die Bande der besonderen, niedreren Leiblichkeit, wenigstens bis zu einer gewissen Gränze sich lösen (m. v. S. 25). Um die Naturgeschichte und tiefere Erkenntniß der mikroskopischen Thierwelt hat sich Ehrenberg in seinen zahlreichen, lehrreichen Schriften ein bleibendes Verdienst erworben.

Treviranus machte die Beobachtung, daß in einem Aufguß von zerschnittenen Pflanzenwurzeln mit Flußwasser keine Infusorien entstunden, wenn lebende Pflanzen in den Aufguß gesetzt wurden, welche hier noch fortwuchsen. Für das Entstehen der Infusorien in den Aufgüssen schien es eben so günstig, wenn man animalische Substanz mit Wasserstoffgas, vegetabilische mit Stickgas in ein Gefäß verschloß, als wenn man statt dessen gewöhnliche, atmosphärische Luft nahm.

Die Stelle bei Maximus Tyrius, welche oben S. 264 erwähnt worden, findet sich dissert. XXVIII, ed. Davis, p. 291. — Max. Tyrius lebte unter Antoninus Pius und Commodus.

Die Farnkräuter, welche nach Wildenows Beobachtung (Magazin d. Gesellsch. naturf. Freunde zu Berlin f. d. neuesten Entd. in d. Naturk., J. 2, S. 294), ungeachtet aller angewendeten Mühe sie hiervon abzuhalten, immer wieder aufgingen, ohne ausgesäet zu sein, waren Pteris longifolia und serrulata, Acrostichum calomelanos und Hemionitis dealbata.

Durch Absprünge scheint sich in Grönland selbst unser gemeiner Regenwurm von selber zu vermehren (nach Otto Fabric. fauna groenlandic. p. 276).

Die Entwicklung einer Sprosse oder eines Ablegers zu einem für sich bestehenden Ganzen ist ebenfalls nur bei solchen Wesen möglich, bei denen die Wiederergänzungskraft der fehlenden Theile aus den vorhandenen (die Reproductionskraft) vollkommen wirksam ist. Die Axe der Sprosse ist nur eine Fortsetzung der Axe des mütterlichen Körpers; an jener sind die Organe der niedern, dem Geschäft der Ernährung dienenden Theile vorhanden, die höheren, als

Ergänzung hierzu gehörigen Organe sind im mütterlichen Körper, sie bilden sich aber selbstständig bei der weitergehenden Abtrennung zu den schon vorhandenen Theilen hinzu.

Auch in dem Leibe vollkommener Thiere, sogar des Menschen und hier zwar öfterer im weiblichen, zuweilen jedoch auch im männlichen, kommen Bildungen vor, ähnlich jenen der Sprossen. Denn daß namentlich die Zähne, die gewöhnlich von der Größe und Gestalt sind, welche sie beim Menschen in der Zeit des Wechsels haben, und deren Plouquet in einem von ihm beschriebenen Falle gegen 300 eingeschlossen von einem häutigen Sack in einem Menschenleichnam fand, nicht Ueberreste eines zerstörten Fötus sein konnten, hat schon Treviranus (Biologie III, S. 297, m. vergl. das oben angeführte Werk S. 110 u. f.) gezeigt. Außer den Zähnen fanden sich in solchen Fällen Knochen, welche am häufigsten den Kieferknochen glichen, und Haare mit oder ohne Wurzeln. Solche den Knollen oder Sprossen der niederen Thiere und Pflanzen gleichende Mißbildungen wurden zwar am häufigsten in den Eierstöcken, zuweilen aber auch in der Leber, am Magen, in dem Netz und anderwärts gefunden (Murray de dentium et pilorum in ovario generatione. Upsal. 1780; Meckel über regelwidrige Haar- und Zahnbildungen, in s. Archiv f. d. Phys. B. I, S. 519, bei Treviranus a. a. O.; am Magen eines Mannes fand eine solche Mißbildung Ruysch adv. anat. dec. III, T. II). In einem von Gordon (medico-chirurgic. Trans. Vol. XIII, §. 1 und dem Archiv von Horn und Nasse J. 1825, Jul., Aug., S. 184, nach Trev. S. 112) beschriebenen Falle fand man in der Brusthöhle einer, wie es schien in Folge einer Lungenentzündung gestorbenen jungen Frau einen Sack, den großentheils eine seröse Flüssigkeit sammt einer talgartigen mit Haaren vermischten Substanz erfüllte. Darin ein dem Oberkiefer ähnelnder Knochen, ein Stück vom Alveolenfortsatz und 7 Zähne, 2 Schneide-, 2 Eck-, 3 Backenzähne. Einer der Eckzähne hatte Glasur an der Krone und war von der Kapsel befreit, die Schneidezähne waren an einer Art von Gaumenhaut befestigt; die andern Zähne lagen in ihren Kapseln und Höhlen. Solche Erzeugnisse einer irre geleiteten bildenden Kraft haben ihr mißgeschaffenes Sein und Wesen nur in der fortbestehenden Verbindung mit dem Leibe, in welchem sie entstunden; außer dieser Verbindung hören sie, weil in ihnen keine Kraft der Reproduction ist, alsbald auf zu wachsen oder sich zu erhalten.

Eier der Thiere sind oft mehrere wieder zu einem größeren Ei vereint. Ein solches zusammengesetztes Ei oder Eierbehältniß beim Blutegel umfaßt 6—12 Eier. — Der Dotter findet sich nicht bloß im Ei aller Wirbelthiere, sondern auch der Mollusken, Insecten und Krebse. Die jungen Haifische, Lachse und mehrere andere neugeborene Fische tragen die aus ihrem Bauch hervorhängende Dotterblase noch nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei mit sich herum, bis der Dotter zuletzt vollends ganz hineingezogen wird in den Leib. — Die Schlangen, welche, nach S. 272 sonst Eier legend, durch Entziehung des Wassers zur Zeit der Häutung zum Lebendiggebären ihrer Jungen gezwungen wurden, gehörten zum Geschlecht Coluber (Prevost. Mém. du Mus. d'Hist. nat. T. IX, p. 3; bei Treviranus S. 101). — Eine Oniskenart legt nach Cavolini (über die Erzeugung der Fische und Krebse S. 167) ihre Eier in den Leib der Krebse, wo sie Wurzeln schlagen und sich entwickeln. Das Junge der Weinbergsschnecke

kriecht bei 20° Grad Wärme schon am 21. Tage, bei 12° am 30., bei 6 bis 8° erst nach 45 Tagen aus dem Ei. — Fabers oben S. 271 erwähnte Erfahrung steht in seinem Buch über das Leben der hochnordischen Vögel, H. 2. (m. v. Treviranus Biol. V., 467 und a. a. O. S. 107).

Eine einmalige Befruchtung reicht bei Vögeln zur Belebung mehrerer Eier hin, und ihre Folgen scheinen sich auch bei Amphibien auf mehrere Monate hinaus zu erstrecken (Biol. III, 263, 264, Erscheinungen u. f. S. 109). Belebte Eier auch ohne vorhergehende Befruchtung sollen unter den Schmetterlingen die Bombix potatoria und coeruleo-cephala; Phalaena casta und Xylophtorum, Sphinx Ligustri gebären. Der Geschlechtsgegensatz erscheint zur Erzeugung des fruchtbaren Eies nicht unbedingt nothwendig bei den Blattläusen, dem Wasserfloh, den zweischaligen Muscheln und selbst bei mehreren Schnecken (Daphnia pulex, so wie Daphnia longispina, Cypris u. a.; m. vergl. Tervіranus Biol. III, 264 und Erscheinungen und Ges. d. o. L. I, S. 117 u. f.).

Daß das verhältnißmäßige Alter der Eltern auf das Geschlecht der Kinder von einigem Einfluß sei, schien aus Hofackers und Notters Berechnungen hervorzugehen. Im Allgemeinen schienen mehr Knaben geboren zu werden, wenn der Vater älter (auch kräftiger) als die Mutter war und umgekehrt. (Ueber die Eigensch., welche sich von den Eltern auf die Nachkommen vererben v. J. D. Hofacker, mit Beitr. v. Notter, Tübingen, 1828.) Schon im Samen der Diöcisten schien das Geschlecht erkennbar nach F. Autenrieth de discrimine sexuali jam in seminibus plantarum dioicarum apparente. Tubing. 1822. — Ritchie (the Edinburgh philos. Journ. Vol. XI, p. 263) fand durch seine Beobachtungen und Versuche im Allgemeinen die in Schottland herrschende Meinung bestätigt, daß aus solchen Vogeleiern, bei denen das am breiten Ende befindliche Luftbehältniß gerade an der Spitze dieses Endes liegt, männliche Thiere oder Hähnchen, aus solchen, deren Luftbehältniß zur Seite liegt, Weibchen hervorgingen.

Verirrung jenes Naturtriebes, welcher sonst nur die Geschlechtsgegensätze der gleichen Art zusammenführt, wurde beobachtet zwischen Cantharis melanura und Elater niger (nach Rossi, Biologie III, 416) zwischen Melolontha agricola und Cetonia hirta (Voigt's Magazin f. d. neuesten Zust. d. Naturk. IX, St. 3, S. 232), so wie zwischen dem Haushund der Criks-Indianer und dem nordamerikanischen grauen Wolf (nach Richardsons Beob. in Franklins Reise an d. Küsten des Polarmeeres in den Jahren 1819 u. f. 1. Abth. Weimar 1823, S. 101). Auch zwischen dem europäischen Wolf und dem Hund, zwischen Hund und Fuchs, Ziege und Schaf, dem ein- und zweihöckerigen Kameel, dem äthiopischen Eber und dem europäischen Hausschwein, zwischen dem Seelöwen und dem Seebären finden zuweilen Vermischungen statt, von denen die ersteren, eben so wie die zwischen Esel und Zebra, Pferd und Esel nur durch die Kunst des Menschen herbeigeführt werden. Oefter noch als bei den Säugethieren finden geschlechtliche Verbindungen bei ungleichartigen Vögeln statt. So zwischen dem Birkhahn und der Auerhenne (die hieraus entstehende Bastardform ist tetrao medius), zwischen Fasan und Birkhuhn so wie der verschiedenen Fasanarten unter einander. Zu solchen Bastardzeugungen zeigt sich ganz besonders der in der Pflege des Menschen vielfach entartete Kanarienvogel geneigt. Im Ganzen

darf man mit R. Wagner annehmen, daß nur solche Thiere Junge mit einander erzeugen, welche, wenn auch nicht zu derselben Art (Species), so doch zu demselben Geschlecht (Genus) gehören, daß aber diese Jungen nur dann zu einer andauernden Fortpflanzung ihrer Art geeignet sind, wenn sie von Eltern erzeugt waren, die zu einer und derselben Gattung (Species) gehören. (Zusatz zur deutschen Uebersetzung von Prichards Naturgesch. des Menschengeschl. I.) Daß die angebliche Rehgais aus Sardinien, welche nach Hellenius mit einem Schafbock eine fruchtbare Nachkommenschaft erzeugte, keineswegs das Weibchen eines Rehes, sondern des wilden Schafes (Mouflon) gewesen sei, hat Andreas Wagner durch einleuchtende Gründe erwiesen (m. v. die Münchener gel. Anzeigen B. IV, 1837, S. 941). Wenn aber aus der Vermischung des baktrianischen Kameeles mit dem Dromedar, des Wolfes mit dem Hunde eine fruchtbare Nachkommenschaft hervorging, dann darf man annehmen, daß beide elterliche Gegensätze eben so zu einer Species gehörten als die Nebelkrähe und die gemeine Krähe, die man früher auch als zwei verschiedene Arten betrachtete. Bei den eigentlichen Bastarden (wie Maulthieren und Mauleseln) sind allerdings, obwohl höchst seltene, Fälle beobachtet worden, in denen ein weiblicher Mischling von einem männlichen Thiere der einen Stammart trächtig wurde, das Junge jedoch, auch wenn es nicht frühzeitig dahinstarb, blieb stets unfruchtbar. Männliche Bastarde sind ohnehin (wie dieß schon der Mangel an eigentlichen Samenthieren verräth) zeugungsunfähig. Und wenn hin und wieder ein solches zweideutiges Mischlingsgeschlecht sich für längere Zeit erhält, dann ist dieses nur durch Anpaarung des Weibchens einer folgenden Generation mit einem Männchen der einen Stammart möglich, und nach wenig Generationen verliert sich der Mischlingscharakter und die Jungen gehen wieder ganz in eine der Stammarten über — ein Fall, den man bei Pflanzenbastarden häufig und im Thierreich namentlich bei den Mischlingen von Kaninchen und Hasen beobachtet hat. In der Regel hindert ein gegenseitiger Abscheu die freiwillige Paarung von Thieren verschiedener Arten, und man darf sagen, daß die Form der geschaffenen Species etwas für immer Feststehendes, immer von neuem Hervortretendes sei.

Tiedemanns oben S. 269 erwähnte Beobachtung über den Zusammenhang des Mangels äußerer Organe mit der Mangelhaftigkeit der zugehörigen Nerven oder Hirntheile (f. s. in s. Zeitschrift f. d. Phys. B. I, S. 71; B. III, S. 1 u. f.). Sue's Beschr. eines nur zur untern Hälfte entwickelten Fötus in s. physiologischen Unters. und Erfahr. über die Vitalität, übersetzt v. Harleß, S. 9. Aehnliche Fälle beschreiben Winslow (Mém. de l'Acad. des sc. de Par. A. 1740), Courraigne (ib. 1740), Antoine (ib. 1703). Bei einer bei solcher Gelegenheit sorgfältig angestellten Beobachtung von Morgagni (epist. anatom. XX, §. 56, 57) war offenbar ein Gehirn und Rückenmark dagewesen, beide aber durch Wassersucht zerstört worden. Dagegen scheinen jene Mißbildungen, dergleichen Henkel (Neue medic. und chirurg. Anmerk. B. 1), und Clarke (Philos. Transact. V, 1793, p. 154) beschreiben, zu den vorhin, bei S. 276 erwähnten knospenartigen Erzeugnissen eines verirrten, bloß mütterlichen Bildungstriebes zu gehören.

Bei den vollkommneren Säugethieren und dem Menschen entsprechen die Samenträger (Testes, ὄρχεις Galen. de us. part. L. XIV. c. 10, ed. Kühn T. IV, p. 184 seqq.) den Staubträgern oder Antheren der vollkommneren Blüthen. Ihrer sind zwei, welche im ungeborenen Kinde wie in den wallfischartigen Säugethieren immer, bei einigen Nagethieren, z. B. vom Hasengeschlecht, doch den größeren Theil des Jahres — außer der Begattungszeit — in der Unterleibshöhle verborgen, sonst aber in dem durch eine Scheidewand getheilten eigenthümlichen Behältniß (Scrotum, ὄσχεος ib. c. 6, p. 163) enthalten sind. „Der Bau ist drüsig, mit einem eigenthümlichen Uebergewicht der ausführenden Kanäle, welche sehr lang, und daher sehr fein und zart, durch ihre Verwicklungen den größten Theil der Samenträgersubstanz bilden; zwischen ihnen und an sie selbst vertheilen sich die aus der zu ihrem Durchmesser bedeutend langen Samenarterie entspringenden Verzweigungen, aus welchen sich wieder die schnell dicker werdenden Venen entwickeln. Der in diesen feinen knaulartig zusammengewickelten Röhrengefäßchen abgesonderte Same wird durch mehrere etwas weitere Kanäle, welche die derbe Haut des Samenträgers durchbohren, ausgeführt, und diese ausführenden Gänge bilden durch neue Verwicklungen die Nebenträger (ἐπιδιδυμίδες), und vereinigen sich endlich in einem einzigen, anfänglich auch noch verwickelten Kanal, welcher als Samenleiter zum Unterleibe aufsteigt und sich in die zwischen der Harnblase und dem After gelegenen Samenbehälter begibt; diese endigen sich an derselben Stelle, wo die Samenleiter in sie einmünden, in zwei kurze die Prostata durchbohrende und in den Anfang der Harnröhre geöffnete Röhrchen.“ Bei der durch die Contractionen der Samenbläschen bewirkten Ausleerung der zeugenden Flüssigkeit vereinigen sich mit ihr die dünneren Aussonderungen einer vor dem Ausgange in die Harnröhre stehenden Drüse (Prostata, ἀδενοειδὴς προστάτης, Gal. l. c. c. 11, p. 190). Endlich so nimmt die aus Blut und Nerven gewordene zeugende Flüssigkeit durch Hülfe des zuströmenden Blutes und der Nerven bei den meisten vollkommneren Thieren denselben Ausgang, welchen der Harn nimmt.

In der Unterleibshöhle verborgen, von der S. 126 erwähnten, die Eingeweide umkleidenden Haut umgeben, liegen im weiblichen Körper die Keimträger oder Ovarien. Auch sie sind von drüsigem Bau, reich an Gefäßen und Nerven. Statt der haarartig feinen, Samen bereitenden Gefäßchen der männlichen Samenträger zeigen sich jedoch in dem Inneren der weiblichen Keimträger zarte Bläschen, welche man für den Eiern der Vögel analoge Gebilde angesehen, und daher die Keimträger zum Theil als Eierstöcke benannt hat, wie denn auch wirklich mehrere Beobachter, namentlich v. Baer, in jenen Bläschen klein Körperchen angetroffen haben, welche den Charakter der Eibildung an sich tragen und höchst wahrscheinlich die Keime sind, woraus die Neugezeugten durch Entwicklung hervorgehen, so daß, wenn auch die zwei bis drei Linien im Durchmesser haltenden Bläschen nicht selbst die Eier sind, wofür sie öfter gehalten wurden, sie doch die Erzeugungsstätten derselben sind, welche jedoch mit dem Austritte des Eies zu Grunde gehen, indem an ihre Stelle ein gelber Körper (corpus luteum) tritt.

Durch die Gesellung der Geschlechter öffnet sich ein solches Bläschen, indem seine Hülle zerreißt, und es ergießt sich die in ihm enthaltene Flüssigkeit, mit welcher das wahre Ei'chen austritt; beide werden von zwei von der Bärmutter (uterus) ausgehenden Röhren (tubae Fallopiae) durch ihre erweiterten, mit

gefranzten Rändern versehenen inneren Oeffnungen aufgenommen. Zugleich erzeugt sich in der Höhle der Bärmutter von ausgeschwitztem Faserstoff ein häutiges Gebilde, welches die innern Wandungen auskleidet und die Ausgänge des Fruchtbehältnisses umschließt, noch ehe das Ei in diesen eingedrungen ist. Das binnen einigen Tagen durch die Fallopische Röhre, an der Höhle der Bärmutter angelangte sehr kleine Ei drängt die obenerwähnte Haut membrana decidua zurück und legt sich in die so entstandene Umbeugung oder Faltung, membrana caduca reflexa hinein. Diese umgebeugte Haut wird bald dünner als die erstere, welche nach und nach auch sich verdünnt, und gehet gegen den dritten bis vierten Monat, meist durch Aufzehrung und Verwachsung, an das Ei selbst verloren.

Das Ei trifft man 21 Tage nach der Befruchtung ungefähr als eine einen halben Zoll im Durchmesser haltende, von seinen beiden hinzugekommenen Hüllen eingeschlossene Blase an. Es bestehet dann aus einer äußern, ringsherum dicht mit Flocken besetzten Haut, dem Chorion, in welchem eine kleine, Wasser enthaltende Blase, das Amnion, eingeschlossen ist; zwischen beiden liegt das Nabelbläschen, welches zweifelsohne die Geburtsstätte des werdenden Embryo ist, welcher sich von ihm aus entwickelt und in das Amnion einsenkt, wie sich früher das Ei selbst in die Decidua einsenkte. Dieses Nabelbläschen ist also der wesentlichste Theil des menschlichen Eies, dem Dotter des Vogeleies vergleichbar. In welcher Beschaffenheit das Ei vom Eierstocke ausgehe, ob es schon, nur noch sehr klein, die Bestandtheile des hier aus dem Ende der dritten Woche beschriebenen Eies habe, oder ob und welche erst hinzukommen, insbesondere wie das Amnion entstehe, ist noch nicht mit vollständiger Sicherheit ermittelt.

Im bebrüteten Ei der Vögel fängt die Entwicklung des Embryo auf der Oberfläche des Dotters mit der Entstehung einer kleinen häutigen Scheibe, der Keimhaut an, in der Mitte dieser entstehet das Rückenmark, an dessen oberem dickem Ende die Gehirnbläschen sich zeigen, unter allen Organen zuerst; daran bildet sich die Wirbelsäule, hierauf folgt das Herz, und es entstehet die der Länge nach ganz offene, dem Dotter zugekehrte Brust und Bauchhöhle, während sich der Rücken in Kopf und Rumpf theilt. Die wenigen an Embryonen der Säugethiere gemachten Beobachtungen aus einer sehr frühen Zeit des Eilebens so wie die Verbindung zwischen dem menschlichen Embryo und dem Nabelbläschen durch die Vasa omphalo-meseraica machen es wahrscheinlich, daß auch der menschliche Leib durch Bildung des Rückenmarkes auf ähnliche Weise wie der Vogel seinen Anfang nehme, obgleich dieser erste Entwicklungsvorgang sehr schnell verlaufen muß.

Zwischen dem 21. und 28. Tage trifft man im menschlichen Ei, selbst innerhalb des Amnions, einen oft kaum eine Linie langen Embryo an, an welchem schon der gebildete Kopf und Unterleib zu unterscheiden sind. In der achten Woche hat das Ei, dessen Flocken, nachdem sie sich erst sehr verlängert hatten, allmählich verschwinden, die Größe eines Taubeneies, und der in dem Amnionswasser schwimmende Embryo ist mehrere Linien lang, sein Unterleib geschlossen, und auch nicht selten die frühere so wichtige Verbindung mit dem Nabelbläschen gelöst. Nun sind auch die äußeren Bildungen deutlich und bestimmt menschlich geworden, so wie auch im Innern eine genaue Sonderung der Organe

und regelmäßige Anordnung beobachtet werden kann. Denn es werden am Hirn schon das große und kleine, so wie beide Halbkugeln (§. 17), an den verhältnißmäßig sehr großen Augen die Augenlieder erkannt; Mund und Nase, bis zur sechsten Woche ein gemeinsames Bläschen, trennen sich, der Mund anfänglich ein zartes Rißchen, die Nase ein Grübchen darstellend, welches jedoch bald zur zarten Hervorragung wird, die in der achten Woche sich öffnet. Die äußeren Ohren erscheinen noch als Eintiefungen, von Wülsten umgeben.

Die Verknöcherung beginnt mit der siebenten Woche, zuerst am Rückgrat; Hände und Füße, erst in der sechsten Woche wie kleine Knöspchen an Brust und Bauch sich zeigend, bringen dennoch bis zur achten Woche schon die künftigen Finger und Zehen hervor. — Die weitere Zergliederung läßt schon die Muskeln, im Inneren die künftigen Lungen und Nieren erkennen. Es erreicht dann bis zur zwölften Woche das Ungeborene schon die Größe von dritthalb Zollen, die Nabelblase verschwindet, es wird nun mittelst der Nabelschnur zwischen der Frucht und der Mutter ein vollkommnerer Verkehr des Kreislaufs dargestellt, welcher bis zur Geburt hin den Vorgang des Athmens und der gewöhnlichen Ernährung ersetzt.

Das Zwischenorgan zwischen Mutter und Kind ist bei jenem Kreislaufe der sogenannte Mutterkuchen (placenta), welcher in dieser Zeit gewöhnlich nach oben und rechts dadurch aus der äußeren Eihaut und der oben erwähnten zurückgeschlagenen Haut gebildet wird, daß die Gefäße, welche allenthalben aus dem Chorion in die Faltenhaut und aus dieser in jenem sich verzweigen, nach einer Stelle hin sich verdichten und concentriren. „Der Mutterkuchen wird aus den Flocken des Chorions gebildet, welche im Umfange des Eies verschwinden, an einer Stelle aber, wo der Nabelstrang mit seinem äußern Ende ansitzt, nicht allein bleiben, sondern sich verästen und verdicken, aneinanderwachsen, und mit Blutgefäßen durchwebt werden. Anfänglich stoßen diese Flocken auf die reflexa; ist sie aber verzehrt, so schlagen sie wie Wurzeln in die decidua ein; da auch diese verschwindet, so gelangt die äußere Fläche des Mutterkuchens unmittelbar an die innere der Bärmutter, welche hier sich auflockert, sehr gefäßreich wird, und mit welcher sich der vom Kinde aus allein gebildete Mutterkuchen durch eine Art des Zellengewebes verbindet. In den Mutterkuchen führen zwei vom Unterleibe des Kindes ausgehende Arterien das Blut, und eine Vene führt es wieder dem Kinde zurück." Die Nabelvene tritt zuerst durch den Nabelring zur Leber des Ungeborenen, theilt sich aber hier in zwei Aeste, davon der eine sich in den linken Ast der Pfortader ergießt, der andere (ductus venosus Arantii) in die untere Hohlader. Wie nach §. 17 die Blutgefäße, die zum Gehirn gehen, mannichfach sich winden und brechen, so durchkreuzen und durchbrechen sich gegenseitig diese beiden Aeste der Nabelvene, ehe sie das fremde Blut dem selbstständigen Lebenskreise der Frucht übergeben. Das neueingetretene Blut zusammt jenem, das die untere Hohlvene aus den Theilen des Leibes zurückbringt, ergießt sich hierauf so in das Herz, daß der eine Theil in die linke, der andere in die rechte Kammer gelangt. Das Blut der linken Kammer, nur mit jenem wenigen vermischt, das aus den noch ungebrauchten Lungen zurückkehrt, geht hierauf großentheils durch die drei, aus dem Bogen der Aorta entspringenden Gefäße (m. vergl. S. 106) nach den Theilen des Kopfes und der Arme. Das Blut

der rechten Kammer, vermischt mit jenem, das die obere Hohlader aus Kopf und Armen zurückbringt, wird aus dem vom ductus arteriosus Botalli und dem Anfange der Lungenarterien gemeinsam gebildeten Gefäßstamm ganz in die abwärts steigende Aorta hinabgeleitet, so daß nie etwas von dem Blute, das eben aus dem Kopf kam, von neuem in diesen zurückkehrt, sondern immer nur das aus dem Rumpf kommende, zusammt dem neu belebteren, aus der Nabelvene.

Obgleich überhaupt zwischen dem Blut der verschiedenen Gefäße und inneren Theile beim Ungeborenen noch nicht der Unterschied ist, der sich beim Erwachsenen zwischen Arterien- und Venenblut zeigt, so kann man dennoch sagen, daß vermöge jener Anordnung in die oberen Theile des Leibes ein mehr arteriöses Blut komme, als in den Rumpf. Die hier erwähnte Einrichtung scheint vom Anfange des Wechselkreislaufes zwischen Mutter und Kind statt zu finden, obgleich sie erst im späteren Verlaufe der Entwicklung deutlich erkannt wird. Denn es bestehet anfänglich das Herz nur aus einer Vorkammer und einer Kammer, an welcher jedoch bald eine Einbuchtung an der Spitze die beginnende Sonderung in zwei Kammern andeutet. Die Vorkammer erscheint anfänglich nur als eine Erweiterung der unteren Hohlader, ohne Scheidewand, welche sich nachmals aus einer Wulst am Boden dieser Vorkammer entwickelt und hierdurch die vorhin erwähnten zwei Aeste (Vorkammern) der unteren Hohlader bildet, davon anfänglich der linke, dann bis zur Geburt der rechte der größte ist. Der rechte Ast stellt zugleich die Eustachische Klappe (valvula Eustachii) vor, welche macht, daß die Blutströme der oberen und unteren Hohlader an einander vorübergehen, ohne sich zu stören; der linke Ast wird zumeist durch die Klappe des eirunden Loches (valvula foraminis ovalis) gebildet, welches, über der Scheidewand der Vorkammern gelegen, nichts Anderes ist als die Herzmündung des linken Astes der unteren Hohlader. Auf die oben angeführte Weise gehet dann das aus den obersten Theilen des Leibes zurückgekommene Blut zusammt einem Antheile des Inhaltes der unteren Hohlvene durch die abwärts steigende Stammschlagader oder Aorta nach den Theilen des Rumpfes. Aus diesem Hauptstrome des arteriellen Blutumlaufes des Ungeborenen kommen dann auch die beiden Nabelarterien hervor, welche beständig das Blut der Frucht mittelst des Nabelstranges nach dem Mutterkuchen führen, in dessen Zellen es mit dem arteriellen Blut des mütterlichen Leibes eben so in Berührung tritt, wie das Blut des durch Kiemen athmenden Fisches mit dem die Kiemenwände umströmenden Wasser.

Wir haben hier den Blutumlauf im Fötus und sein Wechselverhältniß zum mütterlichen auf einmal, für die ganze Zeit der Schwangerschaft beschrieben, kehren aber nun zur oben abgebrochenen, weiteren Betrachtung der allmählichen Entwicklung des Ungeborenen zurück.

Bis zur zwölften Woche der Schwangerschaft hat, wie oben erwähnt, der Fötus die Größe von dritthalb Zollen erreicht, die Arme sind gebogen und gegen die Brust gekehrt, die Füße legen sich mit ihren Sohlen aneinander, im Inneren bemerkt man einen Darmkanal von fast gleicher Weitung, an welchem mithin weder Magen noch Dickdarm zu unterscheiden sind, und welcher einen weißlichen Schleim enthält. Es fangen überdieß jetzt innerlich die Speicheldrüsen, Milz, Pankreas, Brustdrüse (Thymus) und Nebennieren an, sich deutlicher zu machen oder zu entwickeln; äußerlich die Organe des Geschlechts.

Im vierten Monat wächst die Frucht bis zur Größe von vier Zollen, erscheint schon weniger gekrümmt, menschenähnlicher, läßt bereits ihre Abkunft von Negern oder Europäern erkennen. Die Finger und Zehen beugen und ballen sich zusammen, von den vier anderen sind Daumen und große Zehen gesondert. Dünndarm und Dickdarm scheiden sich jetzt schon durch ihren Inhalt; denn jener enthält eine mehr wässerig-lymphatische, dieser eine mehr gelbliche, etwas minder flüssige Substanz. Die Nabelschnur mißt schon über acht Zoll.

Im fünften Monate zeigen sich an den Fingern und Zehen die Nägel, den ganzen Körper bedeckt ein zarter Flaum, die Mutter bemerkt die ersten Bewegungen des Kindes, das jetzt bis zur Größe von sechs Zollen angewachsen ist. Im sechsten Monat unterscheiden sich die Muskeln schon durch eine gesättigtere rothe Farbe, ein körniges, drüsiges Fett setzt sich an, die Hoden verlassen die bisherige Lage bei den Nieren und steigen allmählich durch die Bewegung der Muskeln in das für sie bestimmte Behältniß außer dem Leibe. Eine Art von Zwischenkieferknochen, der, wie bei den meisten Säugethieren, an der jüngeren Frucht zu bemerken war, fängt jetzt an, mit den anderen Theilen der Oberkinnlade zum menschlich schönen Mundgewölbe zu verwachsen; die das Auge (wie bei blindgebornen Thieren) verhüllende Pupillenhaut, wie der Verschluß des äußeren Gehörganges, verschwinden.

Während die Frucht in der ganz ersten Zeit bloß durch Aufsaugung der eiweißartigen (unter anderm auch etwas phosphorsauren Kalk enthaltenden) Amnionsflüssigkeit mittelst der Nabelblase und der äußern Haut, später noch mehr durch das Blut des Mutterkuchens ernährt war, scheint von hier an schon, wenn auch nicht immer, ein Aufsaugen der umgebenden, jetzt verhältnißmäßig sehr sich vermindernden Flüssigkeit durch den Mund stattfinden zu können. Die Galle und die schwärzlich zähe Substanz im Dickdarm (das Kindespech) werden jetzt deutlicher; in der Harnblase zeigt sich, wenigstens in der späteren Entwicklungszeit, eine harnartige Flüssigkeit. Noch immer, wie im ganzen Fötuszustand, erscheinen die Nebennieren, die beim Verschwinden der Allantois (Harnhaut) auftreten, und anfänglich größer sind als die eigentlichen Nieren, so wie die gefäßreiche Schilddrüse (glandula thyreoidea, m. v. §. 16) und Brustdrüse (glandula Thymus) von verhältnißmäßig ausgezeichneterer Größe als bei Erwachsenen, bei denen sich von der nur bis zum ersten Lebensjahre noch fortwachsenden, vom dritten Jahre an aber abnehmenden Brustdrüse kaum noch eine Spur findet, die anderen aber nur in sehr verkleinertem Verhältniß angetroffen werden.

Der Fötus bildet sich auf diese Weise bis zum zehnten Mondenmonate der Schwangerschaft aus und erreicht bis dahin die Größe von 15 bis 20 Zollen, dabei ein Gewicht von 6 bis $9\frac{1}{2}$ Pfunden, mithin etwa den vierten Theil der Länge, den neunzehnten Theil des Körpergewichts eines vollkommen ausgebildeten Menschen. Der Kopf des Ungeborenen ist jetzt nach dem Muttermund, Hinterkopf und Rücken in der Regel nach der Seite hin gerichtet, und zwar meist so, daß die Fersen nach der rechten Seite des Fruchtbehältnisses (uterus) gekehrt sind.

Nach einer öfter wiederholten Behauptung soll, wenigstens bei cultivirteren Nationen, unter etwa 180 Früchten eine Mißbildung oder Mißgeburt gefunden werden. Doch werden diese Verunstaltungen nur selten bis zur Reife ausgetragen,

sondern sie werden unzeitige Geburten. Eben so werden auch (nach Cuvier) unter 500 Geburten nur Einmal Zwillinge gefunden, wiewohl es scheint, daß die Zwillingsgeburten in Deutschland etwas häufiger vorkommen als in Frankreich.

Die Mutter, nachdem sie das Kind zehn siderische Monden unter dem Herzen getragen und mit den Kräften des eigenen Lebens ernährt hat, fühlt endlich, in der Regel am 273. Tage oder am Anfange der 40. Woche der Schwangerschaft, die Schmerzen der Geburt. Das zum Athmen der Luft reife, vollkommen ausgebildete Kind wird durch das heftige Zusammenziehen des Fruchtbehältnisses und der Brust- und Unterleibsmuskeln der Mutter ausgeboren, und es dauert die Zeit der Schmerzen beim gesunden Verlauf nur selten länger als 5 bis 7 Stunden. Einige (etwa 8) Minuten nach der Geburt des Kindes wird durch erneute Zusammenziehungen auch der Mutterkuchen entfernt, die membrana decidua jedoch nebst den häufiger zugeströmten Säften erst allmählich in der bis zur dritten Woche andauernden Reinigung der Kindbetterinnen. Es ist der gesunde oder krankhaft gestörte Verlauf dieser Periode der Absonderungen, eben so wie der einer anderen, bei dem nicht schwangeren Weibe etwa vom 14. bis zum 49. Lebensjahre ziemlich regelmäßig, jedesmal nach $3^1/_2$ bis 4 Wochen wiederkehrenden Ausscheidung eines sehr kohlenstoffhaltigen, venösen Blutes, auch auf die Stimmung der Seele und ihre Fähigkeit, sich zu äußern, von sehr bedeutendem Einflusse.

Dem Neugeborenen reichet die Mutter an ihrer Brust die erste Nahrung. Die Milch des Menschen ist süßer, schwerer gerinnbar, dünner, ärmer an Rahm und Käse, reicher dagegen an Molken als die Milch der näher bekannten (namentlich der wiederkäuenden) Säugethiere. Sie wird in zahlreichen, lappigen Drüsen, zu welchen verhältnißmäßig nur wenige Blutgefäße, dagegen desto mehr Lymphgefäße gehen, abgesondert und dringet zuletzt aus 8 bis 12 Ausgängen an der Warze der Brust hervor. Es hat die wässerige, leicht gerinnbare, an Molken reiche, etwas mehr phosphorsauren Kalk enthaltende Milch der ersten Tage nach der Niederkunft (Colostrum genannt) für das Neugeborene eine wohlthätig abführende Eigenschaft, wodurch dieselbe das Entfernen des Kindspeches bewirkt. Am zweiten oder dritten Tage nach der Niederkunft tritt jedoch das 24 Stunden andauernde Milchfieber ein, welches die Absonderung der eigentlichen, gewöhnlichen Muttermilch zur Folge hat. In der Milch zeigen sich eben jene Kügelchen, welche im Blute sind, nur sind jene von weißer Farbe. Auch etwas Eisen, mit Milchsäure verbunden, enthält die Milch. — Die Absonderung der Muttermilch, welche im gewöhnlichen Verlaufe nur 7 bis 9 Monate nach der Geburt fortdauert, kann, wie dieß einzelne Fälle zeigten, auf abnorme Weise 9, ja 12 Jahre nach der Niederkunft unterhalten werden. Obgleich ein Einfluß der herrschenden Geistesrichtung und Gemüthsbewegungen der schwangeren Mutter auf die künftige innere Seelenrichtung des Ungeborenen ganz unverkennbar ist, scheint es dennoch nicht, als ob der Einfluß der verschiedenartigen Ammenmilch auf das Temperament des zarten Säuglinges so groß sei als späterhin die Wahl der Speisen, vorherrschend mehr aus dem Thier- oder dem Pflanzenreiche.

Die Zeit des Unvermögens zu gehen und die ersten, deutlich unterschiedenen Laute zu stammeln, dauert bei den Kindern der gebildeteren Völker länger als

bei denen der verwilderten. Doch wirkt auf den schnelleren Entwicklungsgang der Negerkinder, welche öfters schon im sechsten Monat gehen lernen, vielleicht auch das Klima ein.

Der Inhalt dieser Noten, welche von S. 279 Z. 28 bis S. 283 großentheils als ein werthvolles Vermächtniß von Döllingers meisterlicher Hand beibehalten wurden, hatte außer den bereits angeführten Werken auch Bertholds Physiologie vor Augen. Ein reicher Vorrath von Thatsachen über diesen Gegenstand findet sich in Burdach's Physiologie, B. I, II, 1826 und 1828, so wie in R. Wagners und J. Müllers physiologischen Werken. Ganz besonders kann aber zur anschaulichen Erläuterung der Entwicklung des Ungeborenen im Mutterleibe J. M. Erdls mit dem treuesten, mühsamsten Fleiße gefertigtes, auf den feinsten Beobachtungen und Zergliederungen beruhendes Werk dienen: „die Entwicklungsgeschichte des Menschen und des Hühnchens im Ei".

Von dem natürlichen Grunde des Todes; von Gesundheit und Krankheit des leiblichen Menschen.

§. 22.

Die Wiederauflösung des Leibes in seine Elemente und die letzte Verwandlung unsers Wesens im Tode ist mit der Erzeugung und ersten Bildung desselben so nahe verwandt, daß wir von der Betrachtung der einen unmittelbar auf jene der andren geführt werden. Denn nur dieselbe Kraft, welche den wundervollen Kreis des Lebens geschlossen, vermag ihn auch wieder zu trennen.

Nicht selten knüpfet die gedankenvolle Natur im Thierreiche an das Geschäft der Zeugung jenes einer Verwandlung an, durch welche die langsam kriechende Raupe zur scheintodten Puppe und aus dieser zum geflügelten, erst nun zur Zeugung fähigen Schmetterling wird. Als wollte diese Zusammenstellung andeuten, daß es eine und dieselbe zeugende Kraft sei, welche dem Leben seinen jetzigen sichtbaren Leib gegeben, und welche demselben durch eine innre Verwandlung — deren Sinnbild schon das Alterthum in der Verwandlung der Raupe zum Schmetterling erkannte — den neuen Leib des Jenseits bereitet. Andeuten, daß es nur das Geschäft einer neuen mächtigeren Zeugung sei, welche das Werk der vorhergehenden, sichtbaren — den Leib — im Tode zerstört; daß Leben nur vom Leben, der Starke nur vom Stärkeren bezwungen werden könne, wie es nur der neue Leib des Schmetterlings ist, welcher mit seinen anwachsenden Flügeln den vorherigen, engen Leib der Puppe zersprengt und zerstört.

Die alten Berge ragen noch mit derselben Gestalt in die Wolken, in welcher sie die ersten Väter unsres Geschlechts gesehen, und in den Kammern des Gebirges stehet seit dem Anfang seiner Aeonen mit unverändertem Glanz und Umriß der Bergkrystall. Was ist es, das zuweilen von diesen Felsenhäuptern ein hängendes Gewänd losreißt und ins Thal hinabstürzt? Ist

es der Fuß oder der schlagende Flügel des Adlers, dessen Horst am Gewänd war, oder der Tritt der weidenden Gemse? — Thiere und Pflanze, sie vermögen nichts an jenen Gewalten, Hannibals künstlicher Weg verschwand an ihnen wie die Fußstapfen eines Käfers im Sande, und der zarte Finger des Menschen würde dem harten Bergkrystall so wenig anhaben, als der Zahn des Salamanders, der im Krystallgewölbe schläft, nähme nicht die künstliche Hand gegen den harten Stein den noch härteren zu Hülfe. Denn das Harte wird nur vom Harten; die Gebirgsmassen, durch Schwere auf einander gethürmt und entstanden, werden nur durch einen noch mächtigeren Zug der Schwere bezwungen, nur durch dasselbe Gewässer aufgelöst, aus welchem sie sich gebildet. Den Flug der Wolken, welche der Windhauch der Höhen treibt, vermag das am Boden rinnende Wasser weder zu hemmen noch zu verändern, sondern nur ein neuer, mächtigerer Sturmwind, welcher jenem Windhauch begegnet. So würde auch das Leben keiner körperlichen Gewalt weichen und den Leib räumen, käme der körperlichen Gewalt nicht die Macht eines anderen Lebens zu Hülfe, welche das alte Leben überwindet und dasselbe dem Leibe entführt.

Es hält schwer, für einen Vorgang, dessen Verlauf nur zum geringen Theil in den Kreis unsrer Wahrnehmungen fällt, den entsprechenden Vergleich zu finden. Wie ein Meteor, das leuchtend auf wenig Augenblicke aus dem nächtlichen Dunkel hervortritt und dann von neuem in der Nacht verlischt, erscheint das Leben der beseelten Wesen aus einem Anfang, der für unsre Sinnen unerforschlich ist, und fleucht wie eine Weberspule nach einem unergründbaren Ende. Zwei Mächte sind es vornehmlich, von denen das Bewegen ohne Aufhören ausgehet und in seiner Fortdauer erhalten wird; die eine ist der allumfassende, schaffende Einfluß, die andre ist das selbstthätig eigene Wirken des geschaffenen Wesens. In sinnlich erkennbarer Weise bewirket der Wechselverkehr zwischen einem centripetalen und centrifugalen Zuge des Bewegens den Bahnenlauf der Welten, den Umschwung um ihre Axe. Ist es dieser zweifache Antrieb, der den Kometen jetzt herab in die Sonnennähe, dann hinaus führet in die Sonnenferne, der dem nächtlich schlummernden oder winterlich erstorbenen Erdreiche den weckenden Morgen, den neubelebenden Frühling wiederbringt, dann erscheint uns hier im Bilde ein Wechsel der Zustände, der zwar jenem zwischen Schlafen und Wachen, nicht aber zwischen dem Tod und Leben unsres beseelten Leibes gleicht. Die Beobachtung durch das Fernrohr lehrt uns in der Polargegend der Mondfläche Berge kennen, auf deren Höhen die Sonne niemals untergehet, ein zuschauend Auge würde von dort aus bei Tage wie bei Nacht, im Sommer wie im Winter die Sonne ihren Weg von der Mitternacht zum Morgen, vom Morgen zum Abend machen, die Helle des Tages niemals sterben sehen. Nur in den Strahlen der Sonne, niemals in der nächtlichen Tiefe des Sternenhimmels entschwindet der Kreislauf der Planeten aus unsrem

Blick, während der Schein der Kometen nach kurzer Dauer in jene nächtliche Tiefe sich verliert. Mehr als anderswo finden wir in dem Auslauf des Kometen aus einer Staunen erregenden Nähe an der Sonne in eine Ferne, die das Maß des planetarischen Hinwegbewegens unvergleichbar weit überschreitet, ein Abbild des Lebens der organischen Wesen in seinem Verlaufe von der frischen, kräftig bewegten Zeit der Jugend bis zum Ermatten des Alters und dem Absterben des Leibes. Der große Komet von 1680, so hat man beobachtet und berechnet, hatte in jenem Punkte seiner Sonnennähe, an welchem der centripetale Zug seine höchste Macht erreichte, eine Geschwindigkeit des Bewegens, bei welcher er in jeder Secunde 53 Meilen durchlief, da, wo die centrifugale Regung ihn an die abgelegenste Gränze seines Weges, an den äußersten Punkt seiner Sonnenferne führt, wird sein Fortschreiten auf der Bahn nur zwei Mannslängen (10 Fuß) in einer Secunde betragen. Und dennoch erstirbt auch bei dem Hinabsinken in einen solchen Abgrund des Weltraumes in keiner dieser bleichen, dunstartigen Welten die Kraft zu einem neuen Aufschwung nach der Nähe des belebenden Lichtquells; aus dem Dunkel der Nacht wird der Zug des Verlangens nach der Helle geboren; in der Kälte steigert sich die Empfänglichkeit für die Wärme. So hat das Wirken des centrifugalen Fortbewegens der Weltkörper seine Gränze, an welcher es in regelmäßigem Wechsel wieder besiegt wird von dem Zuge nach dem höheren herrschenden Mittelpunkt, wie das Versinken der thierisch-menschlichen Lebenskraft in die Ruhe des Schlafes von dem Antrieb zum Wachen. Von einem Wiederaufschwung aber des Lebens aus dem Versinken in jenen Stillstand all seines Bewegens, welchen wir Tod nennen, gibt uns die Beobachtung der Sinnen, gibt uns die Berechnung des Verstandes keine Kunde.

Der emporgeschleuderte Stein bewegt sich da, wo er dem Wurfgeschoß entfährt, am schnellsten vom Boden aufwärts, weiterhin langsamer, scheint da, wo der Zug der Schwere und die Kraft des Wurfes ins Gleichgewicht treten, fast still zu stehen, bis er von neuem, in einer von Augenblick zu Augenblick sich steigernden Schnelle zu seinem Ruhepunkt herabfällt. Wäre die Macht, die ihn vom Planeten hinwegriß, eine viel tausendfältig größere gewesen, gäbe es eine solche, die den Stein in eine Region des Weltraumes führen könnte, wo die anziehende Kraft der Sonne mächtiger wäre als die der Erde, dann würde er nie wieder zu dieser zurückkehren. In etwas ähnlicher Weise, so kann man sagen, wird das Leben durch die centrifugale Richtung seines selbsteigenen Bewegens hinausgeführt in eine Region, in welcher der Zug nach dem mütterlich ausgebärenden Grunde der Leiblichkeit ganz verlischt, aus welcher keine Wiederkehr zur sichtbaren Wirksamkeit möglich ist.

In gewisser Hinsicht allerdings findet auch der Verlauf des Lebens der beseelten, irdischen Wesen, wie der emporgeschleuderte Stein am Boden,

da sein Ende, von wo er seinen Ausgang genommen. Ein großer Theil der Gewächse stirbt, wie das zeugende Insect an jenem höchsten Aufschwung, an jener flammenden Lust des Lebens, aus der es geboren worden, und die Bambusa, nachdem sie gegen 60 Jahre lang als Baum kräftig grünte, wirft die Blätter ab und erstirbt an dem Werk des Blühens, an der Erzeugung des fruchtbaren Samens.

Liegt doch selbst in jenen leiblichen Elementen, welche dem Leben alsbald ein Ende machen oder seine Kräfte lähmen, wenn sie mit dem Athem in die Lunge, wenn sie auf dem Wege der Speise und Getränke in den Magen oder durch äußre Wunden in das Blut kommen, bald mehr bald minder deutlich ein Princip, das jenem verwandt ist, welches bei dem leiblichen Geschäft der Zeugung und des Gebärens wirksam ist. Namentlich wird dieses an den Säften bemerkt, welche viele Insecten durch ihren Stachel in einen andren lebenden Körper fließen lassen.

Wir sehen bei diesen das Gift in denselben Organen sich erzeugen und durch dieselben Theile nach außen wirken, welche zunächst dem weiblich gebärenden Vermögen dienen. Es ist bei vielen Arten der Legestachel des Weibchens selber oder ein dem Legestachel nahe verwandtes Organ, aus welchem das Gift hervordringt. Und das, was dieses Gift zunächst bewirkt, erscheint als das Geschäft einer fortgesetzten Zeugung. Denn wo jenes in die Säfte einer gestochenen Pflanze oder eines verwundeten Thieres hineindringt, da erzeugt es alsbald durch Umwandlung des vorgefundenen Stoffes eine wie durch Gährung entstehende neue Masse, welche der jungen, aus dem Ei hervorbrechenden Brut zur ersten Nahrung und Verleiblichung dient.

Verwandt mit dem Princip der ersten Erzeugung schon durch den gemeinsamen Punkt ihres Ausgehens zeigen sich dann auch jene Gifte, welche nicht selten gleich einem ziehenden Gewölk von Land zu Lande gehen und als verheerende Seuche Tausende von Menschen und Thieren ergreifen. Die meisten allgemein zerstörenden Seuchen kamen aus dem Geburtsland unsers Geschlechts und seiner gewöhnlichen Hausthiere, aus dem Morgenland herüber, und ihr Zug über die Länder und Völker ging von Ost nach Westen. Einige bedürfen, um ihre ansteckende Gewalt zu äußern, wie das Princip, das bei der Zeugung wirkt, einer unmittelbaren oder durch greifbare Zwischenmedien vermittelten Berührung des von der Krankheit ergriffenen Leibes mit dem noch gesunden; bei andern geschieht die Mittheilung auf unmerkbare Weise, durch die Luft. Unter die ersteren gehört namentlich das Gift, das sich bei der Tollwuth der Hunde im kranken thierischen Körper entwickelt, welches die Eigenschaft hat, auf einen gesunden lebenden Leib den gleichartigen krankhaften Zustand durch Fortzeugung überzutragen. Einige Seuchen zeigten unmittelbarer, andre mittelbarer durch die sie begleitenden Symptome die innre Verwandtschaft ihres wirksamen Princips mit dem bei der Zeugung thätigen. Die Organe, welche dem

letztern dienen, und die mit ihnen in näherer Wechselbeziehung stehenden Gebilde wurden zunächst und am meisten ergriffen. Oder durch einen metastatischen Weg der Uebertragung von den verwandten, innern Organen auf die äußerlichen wurde jene außerordentliche Fruchtbarkeit der Geschlechter bewirkt, welche öfters eine unmittelbare Folge der am furchtbarsten verheerenden Pestkrankheiten war.

Auch in dem Verhältniß der gewöhnlich sogenannten Gifte zu den Elementen des Menschenleibes scheint jene innre Uebereinstimmung der Eigenschaften und chemischen Zusammensetzung von Bedeutung, die sich zwischen ihnen und den Gebilden des Nervensystems, mithin auch (nach S. 274) mit der zeugenden Flüssigkeit findet. So scheint namentlich der Phosphor ein wichtiges und wesentliches Element des Nerven. Dieser aber, so wie der nahe mit ihm verwandte Arsenik sind dem lebenden Leibe schnell tödtende Gifte, und jener eigenthümliche, an den verbrennenden Phosphor erinnernde Geruch, welchen der elektrische Funke verbreitet, deutet auch die Verwandtschaft jener Medien, durch welche das elektrische Princip in der äußern Natur wirkt, zum Phosphor an. Der Grund, aus welchem Arsenik und Phosphor, in den lebenden Leib gebracht, so schnell tödten, wird dann kein anderer sein als jener, der dem verstärkten elektrischen Schlage oder dem Blitz seine augenblicklich lähmende und tödtende Kraft gibt. Es gleichen jene Gifte, mit den Säften des Leibes in Berührung gebracht, den metallenen Stangen und Spitzen, welche die Entladung eines am Himmel stehenden Gewitters auf den herunterlenken, der sie berührt. Denn gleich einem drohenden Gewitter stehet beständig über dem Bewegen des besondern Lebens ein übermächtiges, allgemeines Bewegen, welches neben der Seele und zugleich mit ihr, die Leiblichkeit anregt. Sein gewöhnlicher Weg zu dem lebenden Leibe gehet wie jener der wirkenden Seele durch den Nerven, in welchem die mitwirkende Seele den fremden Einfluß auffasset und ihn als wohlthätig hülfreiches Element zur Verstärkung der eignen Kraft benutzt. Wird aber ein andrer freierer Zugang zu der bewegten Tiefe der leiblichen Elemente gefunden, oder steigert sich die Kraft jenes zugleich mit der Seele wirkenden allgemeinen Bewegens bis zum Uebermaß, dann dringt dasselbe übermächtig in das Gebiet des besondern Lebens herein und reißet die ihm verwandte Kraft der selbstthätigen Seele aus der bisherigen Bahn hinaus.

Das Gleiche, was von dem Phosphor, bei dessen Wirksamkeit eben so wie bei jener des Arseniks und andrer metallischer Gifte auch die chemisch-zersetzende Eigenschaft nicht übersehen werden darf, gilt von den Pflanzengiften. In ihnen ist es vorzugsweise das thierische Element, der Stickstoff, welches dem lebenden Leibe Gefahr drohet, denn selbst die stickstoffhaltigen Arzneien wirken in solchen Gaben, darinnen die stickstofffreien vollkommen unschädlich erscheinen, als Gifte, doch ist es, wie Liebig dieses zeigt, nicht die Menge des Stickstoffes, sondern ein gewisser Zustand seiner physikalischen

Stellung zu den andern Grundstoffen, wodurch das Gift zum Gifte wird, denn das schädliche Solanin und Picrotin sind, was die Gewichtsverhältnisse ihrer Grundstoffe betrifft, viel ärmer an Stickstoff als das oben (S. 134) erwähnte Caffein und Theobromin.

Es bedarf indeß im gewöhnlichen Verlauf des Lebens nicht der Gifte, um die Seele ihrem Leibe zu entreißen, sondern bei dem natürlichen Gange der Entfaltung der Wesen von der Geburt bis zum Tode ist ein dem Einzelleben selber inwohnendes Princip thätig, welches durch eignen Trieb die Bande der Leiblichkeit, die es knüpfen half, wieder auflöset. Ein Ferment, das zuerst in wohlthätiger Mäßigung gleich der milderen Frühlingssonne die Saat der Leiblichkeit aufkeimen und wachsen machet, hernach aber in ihrem Innren selber zum Gifte wird, das „die Blume des Grases" versenget und zerstöret. Es ist dieses nichts andres als jenes Princip einer selbstthätigen, centrifugalen Wirksamkeit, welches als Einzelleben, als Grundrichtung des besondern Seins, dem beseelten Wesen bei seiner Erzeugung eingepflanzt worden. Es erinnert an jenen uranfänglichen Antrieb, der dem Planeten die Kraft seines geradlinigen Fortschwunges gab, welcher in steter Verbindung mit dem Zug nach der tragenden Mitte den Lauf der Bahn begründet. Auch der Lauf des Lebens der beseelten Körper von seinem Beginn an gründet sich auf das Zusammensein eines solchen Paares der wirkenden Mächte.

Nach einem allgemein anerkannten Naturgesetz erzeugen nur gleichartige Wesen mit und unter einander den fruchtbar fortdauernden Stamm ihres Geschlechtes. Je ungleichartiger die Lebendigen unter einander sind, desto unmöglicher ist ihnen das Hervorbringen gleichartiger Wesen, oder desto vergänglicher und unfruchtbarer ist wenigstens das neuentstandene Leben. Jene beiden Richtungen des Lebens, durch deren Zusammenwirken der lebende Leib mit allen seinen Theilen entsteht und beständig erhalten (erneut) wird; jene beiden Richtungen, welche wir bei dem früheren Gang dieser Betrachtungen auch in der Form von Empfindung und thierischer Bewegung, männlich zeugendem und weiblich empfangendem Vermögen kennen lernten, sind bei ihrem Zusammentreffen da am kräftig wirksamsten und fruchtbarsten, wo sie beide sich gegenseitig angemessen und gleichartig sind. Da wo das Einzelleben seinen Anfang nimmt, ergeht es der Fortbewegung des Lebens wie jener des emporgeschleuderten Steines oder des Kometen in seiner Sonnennähe. Es ist da zwar der Zug nach dem tragenden Centrum, jener Zug nach dem allgemeinen schaffenden Einfluß, der überall als Erfüllung dem Mangel entgegenkommt (nach §. 4), am mächtigsten, zugleich aber auch der Antrieb des selbsteignen (centrifugalen) Wirkens in seiner vollesten, jugendlich frischesten Kraft. Am hülfreichsten gesellen sich hier zu der aufnehmenden Empfänglichkeit für den schöpferischen Einfluß jene mitbildenden Kräfte einer Welt der mitgeschaffenen Dinge, welche das Einzelwesen zu einem Mitsein mit einem allgemeinen Sein der umgebenden Leiblichkeit gestalten. Diese Kräfte des Bandes, welche alles das, was ist und wird, um einer andren Welt des Gewordenen willen und in Beziehung auf diese verleiblichen, begleiten das Einzelleben in seiner Entfaltung bis dahin, wo es allen andren das geworden ist, was es ihnen zu sein bestimmt war. Doch geschieht dieses in einem immer abnehmenden Maße ihrer Stärke, denn diese stehet in wesentlicher Abhängigkeit von dem Maße der aufnehmenden Empfänglichkeit für den einen, allgemeinen schaffenden Urgrund des Lebens. Wie aber jene aufnehmende Empfänglichkeit (welche mit dem Mangel im Bunde stehet) im Fortgang des Lebens sich vermindre und schwächer werde, während die centrifugale Bewegung des Eigenwirkens, die sich scheinbar als Erfüllung und Sättigung des Bedürfnisses darstellt, einseitig aus der gleichkräftigen Einigung mit jener hervorhebt und lossagt, das ist hier zunächst zu betrachten.

Wir dürfen bei diesem Vorgang des Ungleichwerdens nicht an die Veränderung irgend eines bloß quantitativen Verhältnisses denken. Es beruhet die innre Entfremdung des gegenseitig sich nothwendigen, wohlthätigen Paares auf einem Vorgange, welcher mit dem Treuebruch einer Ehe verglichen werden könnte. Ein anderer, ein fremder Gegensatz ist es, dessen der aus dem bisherigen Verband sich lösende begehrt, und dessen er sich zum Nachtheil oder zum Untergange des leiblichen Lebens bemächtigt.

Im Verlauf des leiblichen Lebens sehen wir von der Kindheit bis zum reiferen Alter hin jenes eigenmächtigere, eigenwilligere Princip des innren Wesens immer kräftiger und vorherrschender werden, welches anderwärts als willkürlich bewegende oder männlich zeugende Kraft erscheint. Es deuten hierauf öfters selbst die äußeren Züge hin, womit die gestaltende Seele bei manchen Thieren das zunehmende Alter ankündigt; wie denn mehrere weibliche Vögel im Alter das Gefieder und die Stimme des Männchens annehmen und zugleich unfähig werden zu gebären. Das weibliche Princip des belebenden Nerven — die Empfindlichkeit — ist im Alter der zarteren Kindheit am vollkommensten und höchsten, und die Wahrnehmungen unserer Sinnen sind in dieser Zeit am schärfsten und tiefsten.

Dieses Uebergewicht des weiblich aufnehmenden Vermögens über die selbstthätig schaffende Kraft kann auch der Grund der vielfältigen Krankheiten und der großen Sterblichkeit werden, denen das Alter der frühesten Kindheit ausgesetzt ist.

Hierauf selbst noch im weitern Verlaufe der Kindheit und in der reiferen Jugend wächst denn auch die selbstthätig bewegende Kraft allmählich zum vollkommnen Gleichgewicht mit dem empfangenden und aufnehmenden Princip heran; beide entfalten sich neben einander, und so lange ihr gemeinsames Wachsen sich gleicheren Schritt hält, wächset und entwickelt sich der Leib zu immer größerer Vollendung. Bald aber, mit dem männlichen

Alter, tritt jener Wendepunkt ein, jenseits welchem die willkürlich von innen nach außen waltende Kraft vorherrschend wird über die Richtung der Empfindung. Der Leib hört nun auf zu wachsen, nimmt zuletzt ab und stirbt.

Diesem Abnehmen, diesem Verlassenwerden des Leibes von der belebenden, bildenden Seele, stehet jedoch noch ein Vorgang zur Seite, welchen uns die Natur vielfältig an sichtbaren Beispielen erläutert. Man könnte die letzte Wendung, welche das Leben in seinem regelmäßigen und gesunden Verlaufe nimmt, ein Innerlichwerden der schaffenden Thätigkeit der Seele nennen. Bei solchen Thieren aus der Classe der Amphibien, die eine Verwandlung durchlaufen, vermöge welcher die Kiemen, die der Quappe zum Athmen dienten, so wie der fischartige Schwanz abgelegt und an ihrer Statt die Lungen und Füße ausgebildet werden, sehen wir diese Umgestaltung dadurch begründet, daß die Richtung des Blutumlaufes eine mehr innerliche wird. Jene Arterienstämme, welche nach innen zu den Keimen der künftigen Lungen gehen, werden immer größer, während die nach außen zu den Kiemen verlaufenden immer kleiner werden, und dasselbe zeigt sich in dem Verhältniß der mehr innerlich gelegenen Füße zu dem Schwanze der Quappe. Zuletzt sterben die Kiemen, wie der fischartige Schwanz, gänzlich ab, denn die bildende und erhaltende Thätigkeit der Seele hat sie verlassen und sich nach innen, auf die Gestaltung der noch künftigen, vollkommneren Form des Thieres gewendet.

Bei den Larven einiger unsrer Zweiflügler, wie der Singmücken, wendet sich die bildende Thätigkeit, wenn sie der Larvenform den Untergang bereitet, damit aus dieser die vollkommnere Gestalt des geflügelten Insects hervorgehe, von unten nach oben. Die athmenden Organe der im Wasser lebenden Larve liegen am untersten Ende des Leibes, an der Ausmündung des Darmcanals, und dieses unterste Ende ist beständig nach oben gekehrt. Wenn hierauf die Zeit der Vollendung naht, kehrt sich auf Einmal diese Richtung um. Bei der Puppe liegen die Athmungsorgane nach oben, in der Nähe des Kopfes, und der Obertheil des Leibes ist nun auch bei der gewöhnlichen Stellung des Leibes nach oben, der Aftertheil nach unten gekehrt.

Jene Umkehrung der Aussonderungen, vermöge welcher die Raupe, wenn ihrem Larvenleibe der Tod naht, den Ueberfluß der innren Säfte aus dem Munde von sich gibt und aus ihnen das Gespinnst bereitet, ist in mehrfacher Hinsicht beachtungswerth und sehr bedeutungsvoll. Das Gespinnst, an sich ohne sichtlichen, unmittelbaren Zusammenhang mit dem Leibe der Puppe, scheint so wesentlich zu diesem zu gehören, daß seine Zerstörung fast jederzeit nachtheilig auf die äußere Entwicklung und Zeugungsfähigkeit des künftigen Schmetterlings wirkt. Es spiegelt sich in der Bildung jenes äußerlichen Leibes des Gespinnstes wie durch einen Reflex der Bildungsproceß des innren Leibes ab, durch welchen bald hernach auch der Tod der

zweiten Verwandlungsstufe, der der Puppe, herbeigeführt wird. Denn jede dieser Verwandlungen ist ein wirklicher Tod des vorhergehenden, niederen Lebens, ein Tod, welcher jedoch hier nicht in der Trostlosigkeit erscheint, in welcher er bei andren Lebendigen gesehen wird. Denn er trägt jenes künftige Leben, das ihn eigentlich herbeiführte, dem beobachtenden Auge schon sichtbar, in sich. Statt der das Gespinnst bauenden Organe bilden sich mehr nach innen jene Organe, aus welchen ein ganzes künftiges Geschlecht dieser Lebendigen erbaut wird; die Spinnerin stirbt, damit die Begründerin und Regentin eines neuen Reiches der Zukunft lebe.

An dem Leibe der vollkommneren Thiere und des Menschen wird ein solcher Vorgang des Innerlichwerdens der bildenden, schaffenden Thätigkeit öfters unter der mehr beschränkten und einseitigen Form der sogenannten Metastasen beobachtet. Es wird etwa am Leibe einer säugenden Mutter durch irgend eine äußre oder innre Ursache, welche den gewöhnlichen Lauf der Natur stört, die Milch absondernde Thätigkeit in den Brüsten unterbrochen. Da bildet sich eine verwandte Thätigkeit an einem andern Ort des Leibes, in der Brust- oder Unterleibshöhle, ja selbst in der Region des Gehirns: neue Organe, welche ein fast milchähnlich Flüssiges absondern. — Jene Thätigkeit stirbt in ihrer anfänglichen Form, weil sie nach einer andern Richtung auflebt. — Etwas Aehnliches geschieht dann auch bei andren Absonderungen und Bildungen.

Bei einer etwas seltneren Begebenheit aus dem Leben der Seele, bei dem sogenannten Hellsehen, erzeugt und bildet sich die Seele in einer andren Region, als die des Hauptes ist, ein ganz neues System der wahrnehmenden Sinnen; ein ganz neues, die Stelle des Gehirns vertretendes Nervencentrum. Sie sieht dann offenbar die Außenwelt nicht mit dem gewöhnlichen und sichtbaren Auge, das in diesem Zustand meistens fest geschlossen ist, und dessen Vordertheil gefühllos nach oben starrt, sondern mit einem andren, unsichtbaren Auge eines neuen und unsichtbaren Leibes. Es stehet auch das Sehen durch dieses neue Auge keineswegs unter den Gesetzen des gewöhnlichen Sehens, sondern dasselbe gehet durch weite Räume und durch eine ganze dazwischenliegende, undurchsichtige Körperwelt so hindurch, als wäre diese für den neuen Leib der Seele gar nicht mehr vorhanden, sondern es wäre ihr nur noch jene eigenthümliche Welt der Dinge und Begebenheiten geblieben, in welche ein innrer Zug, der von Raum und Zeit nicht beschränkt wird, die Seele führt.

In der Entwicklungsgeschichte des Menschenleibes, so wie der durch ihn waltenden, begehrenden Seele, bemerken wir ein, wie nach dem Gesetz des Falles sich beschleunigendes und verstärkendes Hinabsinken der bildenden Thätigkeit, vom Haupte nach der unteren Region des Leibes. Es bildet sich noch am Leibe des Ungebornen das Haupt mit seinen Sinnen in bedeutender Vollkommenheit aus, und es ist in der Zeit der Kindheit die

wirkende und begehrende Seele am vorherrschendsten mit dem Haupte und den Sinnen thätig. Hierauf, im Jünglingsalter, vollendet sich am Leibe das System der Brust und der bewegenden Organe, und im Leben der Seele wachen jene Gefühle und Bestrebungen auf, welche innerlich dieser äußeren Region entsprechen. Später noch als die Region der Brust erreichet die der verdauenden Eingeweide, zuletzt aber die unterste, die der Geschlechtstheile, ihre Vollendung. Auf jeder dieser neuen Entwicklungsstufen äußert sich der begehrende Wille in immer zunehmender Kraft. Denn es sind die Begierden, welche das Bedürfniß der Sinnen, Neues zu sehen und zu hören, begleiten, schwächer als der Trieb nach Bewegung und nach dem Athmen der frischen Luft; sie sind für gewöhnlich schwächer als das Bedürfniß nach Speise und Trank, oder als die heftigste und übermächtigste, welche im Thierreich das Bedürfniß der niedrigsten Region des Leibes begleitet. Auf dieser letzten Entwicklungsstufe des Lebens zeigt sich die willkürlich bewegende, begehrende Richtung der Seele in wundervoller Kraft und Höhe. Hier erwachen mächtige Regungen der Streitlust und der Herrschsucht des Männchens öfters über eine größere Zahl von Weibchen; Regungen, an welchen sich das oben erwähnte Zunehmen des selbstthätigen, egoistischen Princips im Alter am deutlichsten zeigt.

Es ist mithin das immer vorherrschender werdende Begehrungsvermögen der Seele, welches das wirkende und bildende Leben immer weiter von seinem anfänglichen Mittelpunkt, dem Gehirn, hinwegführt nach einer unteren Region hin, in welcher auch bei der Zeugung das neu aufkeimende Leben gebildet wird. Eine Region, aus der auch während der eben erwähnten Zustände des Hellsehens die Seele den neuen, innren Leib hervorruft, über welchen der Tod des sichtbaren Leibes keine Gewalt hat. Wie das zerbrechliche Glas durch den starken Ton einer singenden Menschenstimme zersprengt wird, wenn dieser Ton im Mißverhältniß mit dem eigenthümlichen inwohnenden Tone ist, so kann der zerbrechliche Menschenleib augenblicklich durch eine starke Aufregung der inwohnenden Seele zerstört werden, sei nun diese Aufregung von der widrigen Natur des Schreckens, der Furcht und des Zornes, oder von der scheinbar verwandteren der heftigen Freude. Ein Zeichen, daß die Thätigkeit der Seele es sei, welche ihren Verband mit dem Leibe eben so selbstkräftig löst, als sie ihn knüpfte.

Dennoch vermöchte, wie bereits erwähnt, die Seele das Wunder ihrer Befreiung vom Leibe und ihrer letzten Verwandlung nicht zu wirken, würde ihre eigenthümliche Kraft nicht durch eine äußere, allgemeinere Kraft, verstärkt; stünde ihr bei ihrem Beginnen nicht ein Zug bei, welcher in der unsichtbaren Region des Lebens eben so mächtig wirkt, als in der sichtbaren der Zug der Schwere. Denn die Anziehung der wägbar körperlichen Massen, die planetarische Schwere, hat zwar an dem innren Menschen, hat an dem neuen Leibe, den sich die Seele während des Lebens bildet, keine Macht,

wohl aber wirkt auf ihn die Anziehung einer andren, unsichtbaren Welt der Kräfte, welche seinem Wesen so nahe verwandt ist, als die planetarische Welt der Massen dem sterblichen Leibe.

Nach einem vorhin gebrauchten Vergleiche begehrt eigentlich der Kalkstein, wenn er durch starkes Brennen zum sogenannten lebenden Kalk (zur ätzenden, reinen Kalkerde) geworden, zunächst zu seiner Wiederergänzung des verlorenen Krystallisationswassers und der entflohenen Kohlensäure. Und während sich derselbe beim Löschen mit dem zu ihm gesellten Quarzsand zum festen Mörtel verbindet, zieht er auch wirklich zugleich das Wasser und allmählich auch die Kohlensäure der Luft an sich und hört nun auf ein lebender Kalk zu sein; hört auf gegen andre Körper jene kräftige Anziehung zu äußern.

Eben so gehet auch das Begehren der Seele, wenn es diese auf die vielfachste Weise zu dem Wesen der Sichtbarkeit hinführt und mit diesem verkettet, eigentlich zunächst nicht nach diesem sichtbaren Wesen hin; sondern wie alles Bewegen in der Natur durch einen von dem Höheren ausgehenden und zuletzt nach ihm hinführenden Zug des Sehnens gewirkt wird (nach S. 256), so ist auch das Begehren der Seele eigentlich nach dem verwandten, psychischen Element hingerichtet, es wird durch die Leiblichkeit nur scheinbar, allein aber durch die angemessene Nahrung *wirklich* gesättigt.

Während dann im Verlaufe des leiblichen Lebens die Seele aus dem Bereich ihrer sichtbaren Umgebung eine scheinbare Sättigung nach der andern erhält, während sie den Becher der leiblichen Lust wie der Schmerzen kostet und genießt, empfängt sie mit und unter der scheinbaren Ergänzung auch die wirkliche, angemessene. So gestaltet sich unsichtbar, in der Mitte des leiblichen Lebens, ein Gewicht, welches zuletzt, wenn es sein Maß erreichte, den Zug des Lebens hinwegwärts von der irdischen Leiblichkeit nach einem andren Centrum führt.

Denn wie der Leib, wäre er in einer Weite des Weltalls, zu welcher die Anziehung des heimathlichen Planeten keinen merklichen Zugang mehr hätte, als eine kleine, selbstständige Welt schweben und sich um die Sonne bewegen würde; nahte sich ihm aber die alte, mütterliche Wohnstätte, so würde sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu sich hinabziehen; so hält sich auch die Seele im künstlichen Schifflein des Leibes über den Wogen ihrer eigentlichen, unsichtbaren Heimath. Wird aber das emporhaltende Fahrzeug zerstört, oder dringen die Wellen des verwandten Elementes herein (nach §. 21 u. S. 288), da wirkt unbezwingbar der Zug nach der unermeßlichen Tiefe. Gleich einem Wasserhuhn, welches, kaum dem Ei entsprungen, aus dem Neste genommen und in einem eng ummauerten Hofe gehalten worden, wenn die Wellen durch das Gemäuer brechen. Denn es erwacht sogleich die angeborene Neigung, und jauchzend vor Lust stürzt sich das schwimmende Thier in das Gewässer. Wohl ihm, daß es zum Schwimmen geschickt ist,

denn auch der innre Mensch des Jenseits darf sich des Hereinbrechens der Wogen der Ewigkeit nur dann freuen, wenn er einen Leib hat, für dieses neue, unermeßliche Element gemacht. Vielen wird das Zerbrechen des sichtbaren Leibes nur das sein, was dem auf künstlichem, hohem Gerüst Stehenden das Zerfallen dieses Gerüstes ist, ein Anfang langer Schmerzen.

Was wir Krankheit nennen, das gründet sich dann auf ein Hinaustreten der einen der beiden Bewegungen, durch welche das Leben entsteht, aus dem harmonischen Gleichgewichte mit der andern und hiedurch mit dem erhaltenden Bande der Leiblichkeit. Im Tode aber wird dieses Band ganz zerrissen.

Es wird übrigens im beschränkteren Kreise der Krankheit, eben so wie in dem allgemeineren, umfassenderen des gesammten Lebenslaufes, die Uebermacht jener äußeren, das Leben von hinnen ziehenden Gewalt am öftesten durch das Vorherrschendwerden des von innen nach außen wirkenden, egoistischen Lebensprincips begründet. Durch jede Leidenschaft, durch jedes heftige Bewegen der Lust und der Traurigkeit der Welt wird den Wogen, welche um das Schifflein brausen, ein Zugang in dieses geöffnet; sie dringen ein und erfüllen dasselbe, bis das Fahrzeug sinkt. Und dieses allmähliche Anwachsen des Zuges der unsichtbaren Welt auf den allmählich sich bildenden Leib des innren Menschen, ist der natürliche Verlauf der letzten Verwandlung. Der Komet, der sich an dem äußersten Ende seiner hyperbolischen Bahn einer andren Sonne mehr genaht hat, als der unsrigen, aus deren Nähe sein sichtbarer Auslauf begann, wird von jener mächtiger angezogen und kehrt nicht mehr in den anfänglichen Kreis seines Erscheinens zurück.

Auf einer übrigens verwandten Stufe der innren und äußren Entwicklung wird ein Wesen, zu welchem Lust und Schmerz weniger Zugang haben, der letzten Auflösung länger widerstehen als ein andres, dessen Seelenleben ein bewegteres ist. Der Haifisch der Gewässer lebt deßhalb länger als der kampflustige Adler, der ruhigere Elephant länger als der zornmüthige Tiger. Jener König, welcher des Lebens Freuden in vollem Maße genossen, welcher „Alles was seine Augen wünschten, ihnen ließ, und seinem Herzen keine Freude wehrete, welcher bauete und sammlete und schaffete sich Wollust der Menschen",[1] reichte in seiner Lebensdauer kaum an die Jahre der Müllerin, welche mühsam für ihn und die fröhlichen Gäste das Brod bereitete. Seine Jahre waren kaum die Hälfte von denen, welche jener Mann Gottes durchlebte, der vierzig Jahre nicht die Lust, sondern nur die Last eines Königshofes, hernach eben so lang das Heimweh der Verbannung von seinem Volke empfunden, endlich aber noch vierzig Jahre lang das Elend eines halsstarrigen Volkes und die Verirrungen des-

[1] Eccles. II. v. 10.

selben auf seiner Seele getragen. Und dennoch heißt es von diesem: seine Augen waren nicht dunkel worden, seine Kraft war nicht verfallen.[1]

Das Ende des Weges, welchen die Seele aus der Sichtbarkeit hinaus in ein unsichtbares Jenseits nimmt, erscheinet schon da sehr ernst und Furcht, aber auch Hoffnung erweckend, wo es, noch diesseits des Berggipfels, der das Jenseits vom Diesseits scheidet, dem leiblichen Auge bemerkbar ist. Es kommen da die Tage, welche jener alte Prediger die bösen Tage nennt. „Wenn auf dem greisen Scheitel der Mandelbaum erblühet, wenn die Heuschrecke beladen wird und alle Lust vergehet. Neue Wolken kommen immer wieder nach dem Regen, die Sonne und die Gestirne scheinen finster, denn es werden trübe die innren Lichter, welche durch die Fenster schauen; die vernehmenden Thüren nach der Gasse werden geschlossen. Müßig stehen die zermalmenden Müllerinnen im Munde, weil ihrer so wenig worden ist, die Stimme der Mühle wird leise, es bücken sich alle Töchter des Gesanges. Das ist die Zeit, da die Hüter des Hauses zittern und sich krümmen die Starken; die Zeit, da man erwachet, wenn der frühe Vogel singt; und siehe, es ist eitel Schrecken auf dem Wege, die Kläger, bereit zur Todtenklage, gehen umher auf der Gasse; der Mensch soll nun wandern in sein ewiges Haus. Denn nur noch um ein wenig und der silberne Strick (des lebendigen Odems) wird wegkommen, die goldene Quelle wird verlaufen, der Eimer und das Rad am Borne zerbrechen. Und der Staub kommt wieder zur Erde, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. O Eitelkeit der Eitelkeiten, sprach der Prediger, es ist Alles eitel."[2]

Der Zustand des hohen Alters in seiner Abgeschlossenheit und Abgestorbenheit nach außen wird mit Recht mit jenen krankhaften Zuständen verglichen, da die Seele noch am hohen Tage des Lebens sich in die Nähe des Schattenreiches verirrt. Erreichbarer jedoch und näher noch der rufenden Menschenstimme, als da, wo sie am Abend des Lebens ihren einsamen Weg über das ferne Gebirge der Gränze geht.

In diesen Zuständen des Schlafwachens und sogenannten Hellsehens erscheint der Mensch bei der innerlich regesten, kräftigsten Thätigkeit der Seele für Jeden, der nicht mit ihm in psychische Wechselbeziehung gesetzt ist, wie ein gefühl- und bewußtlos schlafender Leib. Er hört nicht und beantwortet nicht, was die fremden Stimmen ihn fragten. Spricht aber zu ihm der innerlich (magnetisch) verbundene Arzt, oder findet ein Sachkundiger zu der Seele, welche mitten in dem scheintodten, starren Leibe eines Kataleptischen helle wacht, den Zugang, dann zeigt sich bald, daß die Denkkraft und Wirksamkeit des Geistes in solchen Zuständen nicht entwichen

[1] Deuteronom. 34. . 7.

[2] Ecclesiast. 12.

sei, sondern nur in ein tieferes Innres sich zurückgezogen habe, zu dem die Außenwelt keinen Zutritt hat, von welchem aber auch ohne Hülfe besonderer Mittelglieder die Thätigkeit der Seele nach außen sich nicht kund geben kann. Hellsehende wußten in diesem Zustand öfters, was um sie her und mit ihnen während der Dauer einer starken, tiefen Ohnmacht geschehen war.

So gründet sich auch die geistige Verschlossenheit und Beengtheit des hohen Alters auf ein Zurückgezogensein in diesen innren Kreis, der sich noch während des Lebens des jetzigen Leibes zum künftigen Leibe der Ewigkeit bildet. Das innre Auge öffnet sich, während das äußre dunkel wird. Darum ist „Weisheit, die ins Verborgene siehet, bei einem frommen Alten und kluger Rath bei den Greisen."

Es trägt in jede genossene Freude, in jeden Schmerz der Erde unsere Seele etwas von ihrer ewigen Natur und Kraft hinein. Darum ist das empfundene Entzücken in der Erinnerung so viel größer und süßer, der Schmerz so viel ernster und geistiger, als beide in ihrem Erscheinen gewesen; Hoffnung öfters viel süßer als die Erfüllung selber. Aus diesem eigenthümlichen Anbau, welchen die Seele auf ihr irdisches Leid und ihre Lust, auf ihre Sorgen und Hoffnungen gründet, wird dann jener innre Kreis gewoben, welcher von leichterer, geistigerer Natur als die sterbliche Hülle, gleich der Luftblase, die am Boden des Wassers sich bildet, emporsteigt und durch die Hülle hinausdringt in die Region des Gleichartigen. Es ist der Zug eines Heimwehes nach der heimathlichen Luft; eines Heimwehes, welches zuletzt in der umgebenden Fremde nichts mehr siehet und bemerkt, und welches, wie der Ungeborne, wenn der Drang nach dem Athmen der Luft erwachet, der Nahrung aus dem bisher ihn tragenden Mutterleibe nicht mehr begehrt. Denn wie das Auge, das hinaus in die helle Sonne gesehen, das Moos und Gestein der tiefen, finstern Kluft nicht mehr unterscheidet, so hat zuletzt das innre Bedürfniß der Seele nach angemessener, ewiger Nahrung, wenn es unter Lust und Schmerzen groß gewachsen, zu den Dingen der äußren Sinnenwelt keine anziehende Kraft mehr, und diese nicht zu ihm.

Sehr bemerkenswerth ist es, daß bei gedächtnißschwachen Greisen öfters gerade solche Abschnitte und Partien des vergangnen Lebens gänzlich aus der Erinnerung entschwunden und verloschen waren, welche der tiefste Schmerz, das bitterste Leid getroffen hatte, oder welche überhaupt die innerlich bewegtesten gewesen waren. An solchen Stellen hatte sich das Leben der Seele am frühesten von dem äußren in jenen innren Kreis zurückgezogen, dessen rastloses Bewegen und Wirken das leibliche Auge nicht mehr sieht, und welchem es in sich selber an Mitteln fehlt, sich vernehmbar zu machen.

Bei einigen Greisen, welche nach andren Seiten ganz für die Außenwelt verschlossen schienen, waren es gewisse Menschen, welche den Schlüssel zu dem verborgenen, innren Leben hatten, und jener fast hundertjährige

Schieferdecker, welcher aus seiner gewöhnlichen, später gebornen Umgebung kaum noch eine Stimme vernahm und verstand, lebte ganz auf, er verstand und beantwortete jedes Wort, wenn der Genosse seiner Jugend, der mehr als neunzigjährige Jäger zu ihm kam. Bei andren Greisen ist es nur der oberste Alpengipfel des innren Seelenlebens, welcher noch von der Sonne beschienen wird, der Felsengrund der Zuversicht auf Gott. Es war für solche Greise alles unverständlich und dunkel, was zu der tieferen Region des bloß sinnlichen Lebens und seiner Ergötzung gehörte. Bei jedem Worte aber, das von jener Zuversicht sprach, in welcher solche Menschen noch allein lebten, wurde der Geist lebendig, der verstummte Mund geöffnet.

In jedem Falle ist das, was der Mensch auf seinem Wege durch die Sichtbarkeit erlebt, erfahren und innerlich erworben hat, unter der Schneerinde des Alters nicht verloren gegangen, sondern nur verborgen, und ein Sturmwind zerstreut öfters noch am Sterbebette diese verhüllende Decke. Dieß hat die Beobachtung auch bei solchen Greisen erwiesen, in denen die Zuversicht von oben, der Stern in der Nacht, nicht lebte, bei solchen, mit deren krankem, nicht gereinigtem Vorhof, zuletzt, während der Zurückziehung des selbstbewußten Geistes ins Innre, widerliche Mächte des Wahnsinnes und der Thierheit spielten. Die scheidende Seele blickte noch einmal mit voller Klarheit in ihre Vergangenheit hinein und sprach ihre Hoffnung oder ihre Furcht aus. — Wir nehmen die Erinnerung so wie die Folgen jeder That, jedes Wortes, aus dem Leben unsres Leibes mit uns hinein in den unsichtbaren, ewigen Kreis des Lebens der Seele. Die Hülle fällt, und der neue Mensch steht da, mit Allem, was er durch das sterbliche Leben geworden. Auch hierinnen läßt sich die letzte Verwandlung unsres Wesens mit jener vorübergehenden Einkehr der Seele in ihren innersten Kreis vergleichen, welche bei dem sogenannten Schlafwachen und Hellsehen stattfindet.

Möge jedoch immer das, was der Seele im Tode begegnet, in vieler Hinsicht mit dem vergleichbar sein, was ihr, nur auf unvollkommnere Weise, in jenen Zuständen widerfährt, es wird zwischen beiden immer ein tief bedeutender Unterschied gefunden. Die Hellsehenden, wenn sie noch am hellen Tage des Lebens in dem innren Kreise ihres ewigen Seins erwachen, haben über sich die glänzende Sonne, die das Leben erleuchtet. Ihnen ist es wie Jenen, welche am hellen Tage aus einer dunklen, nur von Lampenlicht erleuchteten Höhle heraustreten ins Freie. Den innren Menschen durchdringt Wohlgefallen und Wonnegefühl, denn siehe der Adler ist noch da, der während des Lebens über der verschlossenen Hülle des Jenseits erbarmend brütet, die Henne, welche die künftige Brut liebend unter dem Fittige trägt; und die Kälte der Nacht kann nicht hineindringen auf das nackte, hülflose Leben. Wie aber, wenn der hinausziehende Geist seiner Höhle erst dann entsteigt, wenn die Sonne schon sank; wird dann nicht die Mitternacht noch dunkler sein, als der Schein der Kerzen? Wohl ihm, wenn er jene Leuchte

bei sich trägt, deren Licht keine Mitternacht verlöschet, und wenn er beim Zerbrechen des Eies sich festhält am Fittige des Adlers.

Der Weg zum Grabe gleichet zuletzt dem Steige über hohe, öde, wolkenbedeckte Gebirgsgipfel. Bei jedem neuen Absatze, der des Weges Ende schien und doch nicht war, verhallt immer mehr das Getön der lebendigen Stimmen aus dem Thale, die freundliche Nähe der mitlebenden Welt verschwindet, statt der Bäume und Gesträuche nur noch niederes Moos und Flechten. Zuletzt ist da der Mensch mit Dem, der ihn richtet, allein.

Ein Steig über diese Gebirge, so sauer und mühsam er ist, gehet nach einem ewigen Osten hin. Es fallen da öfters noch diesseits des Gipfels Strahlen der ewigen Morgensonne auf den nächtlichen Weg herüber, und ein erquickender Duft steigt von den Lebensbäumen des jenseitigen Thales der Ruhe auf.

Erläuternde Bemerkungen. „Wo kein Grund der Auflösung und des Vergehens da ist, welcher mächtiger ist als der des Lebens und Bestehens, da ist auch kein Tod möglich. Darum besteht die Welt ewig.“ (Philolaus ap. Stob. ecl. I, 418). M. v. dieselbe Lehre bei Plato im Timäus 33, a. — Die Erzeugung ist nach Aristoteles (de respirat c. 18) eine Zusammengesellung der ernährenden Seele mit der (belebenden) Wärme; der Tod ist ein Auslöschen dieser Wärme. Außer dem Vergehen der Wärme ist aber noch ein anderer Grund des Todes das Vertrocknen der zum Fortleben nothwendigen Feuchtigkeit (Probl. S. XIV, 9). Denn schon die Erscheinungen des hohen Alters gründen sich auf das Ueberhandnehmen der erdigen, trocknen Natur, wie selbst die Verwandtschaft des Wortes *γῆρας* mit *γεηρὸν* (Alter mit erdig, das deutsche Graw mit Grab, oder der alte Reim „Greis“ und „dürres Reis“) bezeuget, nach Aristot.: de gen. anim. L. V, 3. Das Austrocknen wird gerade durch das andere zum Fortleben nothwendige Element, durch das Feuer, durch die inwohnende Lebenswärme bewirkt (de respirat. c. 8), so daß man sagen kann, der Tod entsteht durch Kälte und Uebertreibung (Probl. S. I. c. 17). Nach Diog. Apoll. entsteht der Tod eben so gut durch ein Uebermaß als durch Mangel der dem Leibe inwohnenden Luft (Arist. de respir. c. 3).

„Gesundheit ist es, wenn in einem wohlgestimmten Leibe alle Gegensätze im Einklange stehen, das Feuer mit dem Wasser, die Erde mit der Luft, und so alle mit allen, wobei dennoch jedes scharf in seinen Gränzen bleibt, so daß nicht eins ins andere hinübergreifen kann. Dagegen entsteht Krankheit, wenn jenes Einverständniß aufgehoben wird, wenn die einzelnen Elemente sich unter einander bekämpfen — auf vielfache Weise — bis zur gänzlichen Auflösung im Tode. Denn es gibt nur Eine Gesundheit, aber viele Krankheiten, wie in der Musik nur Eine Harmonie, aber viele Dissonanzen.“ — „Gesundheit ist es, wenn alle Lebensbewegungen dem gemeinsamen Lebensimpuls so folgen, wie die Ruderer eines Schiffers dem Klange der Pfeife.“ (Max. Tyr. Diss. XXIII, ed. Davis. p. 234, 236.)

Alles Werden und Bestehen, das Leben und sein Fortdauern sollte schon nach der von den Schriftstellern des Alterthums vielfach nachgesprochenen Lehre

des Herakleitos, durch das allvereinende Band und aus der Wechselwirkung der Gegensätze kommen. (Diog. Laert. IX, 7, *πάντα τε γίνεσθαι καθ' εἱμαρμένην, καὶ διὰ τῆς ἐναντιοτροπῆς ἡρμόσθαι τὰ ὄντα;* Stob. ecl. I, 60: *Ἡρ. τὸ περιοδικὸν πῦρ ἀΐδιον, εἱμαρμένην δὲ λόγον, ἐκ τῆς ἐναντιοδρομίας δημιουργὸν τῶν ὄντων;* m. v. das oben S. 290 über das nothwendige Zusammenwirken des Bandes, welches Heracl. *εἱμαρμένη* nennt, mit den beiden dem Leben innewohnenden Gegensätzen zur Erhaltung des Lebens Gesagte). Von einem Dritten, durch dessen Vermittlung nur das Göttliche mit dem Menschlichen verbunden sein kann, redet auch Plato (Conviv. 202, d). So kann man sagen, daß die Harmonie zwischen dem Entgegengesetzten alle Erscheinungen zusammenhält, und daß aus entgegengesetzter Spannung wie aus jener zwischen Leier und Bogen die Harmonie der Welt sich erzeuge. (Plut. Is. et Osir. 45; Aristot. Ethic. Nicomach. VIII, 1; Met. III, 6.)

Dasselbe Unendliche, welches der Grund alles Entstehens ist, das ist nach Anaximander auch (durch seine ewige Bewegung) der Grund des Vergehens. (Plut. de plac. ph. I, 3; Euseb. praep. ev. I, 8).

Jedes Wesen kann nur an einem ihm eignen, nicht an einem ihm fremden Uebel seinen Untergang finden. (Plat. resp. X, 608, d; Phaed. 107, c.)

Die Erhaltung und Ernährung der lebendigen Wesen gleicht nach Aristoteles einem fortgesetzten Zeugungsproceß. Denn die Ernährung geschieht durch das Entgegengesetzte. — — Mitursache der Ernährung ist die Lebenswärme — Hauptursache die Seele; darum geht die Ernährung nicht ins Unendliche, wie das Wachsen des Feuers, sondern strebt nach einem gewissen Zweck und Verhältniß (*λόγος*) der Größe, was allein der Form und der Gränze zugeschrieben werden kann (de anim. II, 4). — Der Ernährung folgt zuletzt ein Vergehen des lebenden Körpers. Dazu gehört eine Mitwirkung der umgebenden Natur. Dieß, ein Entgegengesetztes des lebenden Körpers, wirkt zu seiner Ernährung mit, gleichfalls aber auch zu seiner Auflösung, und die letztere tritt dann ein, wenn die im Körper begränzte oder geformte Materie der begränzenden Form mächtig wird, was durch Mitwirkung der umgebenden Natur geschieht. (Aristot. de long. et brev. vit. 3; de juvent. et sen. 6; Meteor. IV, 1, bei Ritter Gesch. der Philos. 3. Band.)

Ueber das Alter, welches mit seiner die Leidenschaften stillenden Macht (*σώματος παραλυτὴ καταστολὴ παθῶν*) einem sichern Hafen gleichet (*ἀκύμαντος λιμὴν πολιά*), in welchem endlich die wilden Wogen der Leiblichkeit sich zur Ruhe geben, vergl. m. Phil. (in Fragm. ed. Mang. II, 650). Mit einem sichern Hafen wird indeß der Tod selber verglichen, bei Plutarch consol. ad Apollon.

Ὦ θάνατε, παιὰν ἰατρὸς μόλοις
Λιμὴν γὰρ ὄντως ἄϊδος ἀὐ αἶαν.

bei welcher Stelle noch mehrere andere, sinnvolle Aussprüche des Alterthums über den Tod gefunden werden. — Ennius nennt das Grab einen Hafen (ap. Cicer. Tusc. I, 44); erinnernd an jenen oft wiederholten Vers der Gräber:

inveni portum, Spes et Fortuna valete.

Endlich fügen wir hier noch die Stelle aus Euripides bei (in Chrysippo ap. Clem. Alex. Strom. VI, 627; Phil. de mund. in corrupt. 948, ed. Mang. II, 498):

Χωρεῖ δ'ὀπίσω τὰ μὲν ἐκ γαίας
φύντ' ἐς γαῖαν, τὰ δ'ἀπ'αἰθερίου
βλαστόντα γονῆς εἰς οὐράνιον
πόλον ἦλθε πάλιν
θνήσκει δ'οὐδὲν
τῶν γινομένων, διακρινόμενον δ'
ἄλλο πρὸς ἄλλο
μορφὴν ἰδίαν ἀπέδειξε.

M. v. die Stelle im Pred. Salom. 12, 7.

Der große Komet von 1680 (m. vergl. S. 287) war im innersten Punkt seiner Sonnennähe nur 128,000 Meilen vom Mittelpunkt, 32,000 von der Oberfläche der Sonne entfernt, welche von dort aus unter einem Winkel von 96° (32,400mal an Flächeninhalt größer als bei uns) erscheinen mußte. Am äußersten Punkt seiner Sonnenferne, welche 17,700 Millionen Meilen, mithin 140,000mal weiter von der Sonne abliegt, könnte diese nach dem Maßstabe unserer Gesichtskraft nur noch wie ein Stern erster Größe erscheinen. Die Umlaufszeit (Jahreslänge) dieses Kometen kommt der Dauer von 8800 Erdenjahren nahe. (M. v. Mädlers populäre Astronomie. 4. Aufl. S. 325.)

Ueber das Schlangengift als Ferment, das die Verdaulichkeit fördert, s. m. meine Gesch. d. Nat. B. III, S. 390. Ueber das Gift, das sich besonders bei den sogenannten Geschlechtslosen (verkümmerten Weibchen) der bienen- und wespenartigen Thiere (der Piezaten) findet, welches aber dem gebärenden Weibchen öfter dazu dient, in den Gegenständen, in welche es die Eier legt, jene Gährung oder, wenn es lebende Wesen sind, jenen Zudrang der ernährenden Säfte zu erregen, welche der ausschlüpfenden Brut zum Lebensunterhalt nöthig sind, dasselbe Buch S. 119. Die Entwicklung der Amphibienlarven zum vollkommen gestalteten Thier ihrer Art s. m. ebendas. S. 392 u. f.; die der Stechmückenlarven S. 236 und abgebildet in Swammerdams Bibel der Natur. Ueber die inneren Veränderungen, welche bei der Verwandlung der Schmetterlinge im Leibe der Raupe und Puppe vorgehen, s. m. S. 246, noch besser aber unmittelbar in Herolds Entwicklungsgeschichte der Schmetterlinge 1815. Ueber den Gang, welchen sehr allgemeine, verheerende Seuchen durch die Länder und Völker nehmen, vergl. m. Dr. Fr. Schnurrers geographische Nosologie 1813. Der Gang der Ausbildung und des inneren Auflebens der einzelnen Organe und Systeme des Menschenleibes ist in m. Ahndungen einer allgem. Geschichte des Lebens II, 2 ausführlicher beschrieben. Ueber das Hellsehen und andere verwandte Zustände s. m. die spätern §§. 26 und 27; über Gedächtnißschwäche der Alten die Bemerkung zum §. 26; die Geschichte des alten Schieferdeckers in meinem Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten, 3. Aufl. S. 218.

Vom scheinbaren und wirklichen Sterben und von der Verwesung.

§. 23.

Es fällt in nächtlicher Stille eine leuchtende Kugel, welche vom Gebirg her über unser Thal zog, zu Boden. Wir wissen nicht, woher das Meteor gekommen und aus welchem Quell es sein Licht gezogen. Das aber, was

zu Boden sank, betrachten wir, sehen es noch einige Augenblicke leuchten und berühren dann den nicht mehr leuchtenden Kern mit den prüfenden Händen.

Der Menschenleib, den wir bisher nur in Beziehung auf die ihn belebende Seele und in der ehrenvollen Zusammengesellung mit dieser betrachtet, scheint es auch werth, daß wir ihn noch weiter zu seiner letzten Verwandlung begleiten und bei seinen späteren Schicksalen, die ihm nach der Trennung von der Seele begegnen, einige Augenblicke verweilen.

Diese Trennung selber ist an keine augenfällige Erscheinung gebunden. Der Leib kann bewegungslos und starr sein, der Odem ist entwichen, die letzte, äußerlich bemerkbare Zusammenziehung des Herzens hat aufgehört, die goldene Quelle des Lebens scheint versiegt, die Glieder sind kalt und bleich, und dennoch ist das Band, das die Seele an den geliebten Leib knüpft, noch nicht zerrissen, sie kehrt noch einmal, wie aus tiefem Schlaf erwachend, zurück.

Die Krankheit, an welcher der Leib scheinbar gestorben, hat auf die Leichtigkeit oder Schwierigkeit dieses Wiedererwachens keinen ganz entscheidenden Einfluß. Man hat schwer Verwundete, man hat Pestkranke aus ihrem Todtenschlafe eben so leicht wieder erwachen gesehen als Solche, welche ein anderes Uebel bleich und starr gemacht. Auch das Lebensalter entscheidet nicht über die Möglichkeit des Wiedererwachens. Bei Säuglingen schien zwar in einigen Fällen die Lebenskraft länger und inniger an den starren Leib gebunden, als bei Erwachsenen, doch hat man, wenigstens eben so oft und allem Anschein nach öfter, Männer und Frauen von reiferem Alter und selbst Greise auf dem Todtenlager oder im Sarge wieder aufleben gesehen, als zarte Kinder. Im Ganzen und nach der Zahl der genauer bekannten Fälle zu urtheilen, scheint jedoch das weibliche Geschlecht leichter zu jener empfindungs- und bewegungslosen Erstarrung geeignet, welche dem Tode gleicht, ohne wahrhafter Tod zu sein, als das männliche.

Wir wissen nicht genau, wie lange Zeit der Zustand des scheinbaren Todes bei dem Menschen dauern und an welchem Tage man den Leib dem Grabe überlassen könne, sicher überzeugt, daß er nun wirklich der bergenden und mütterlichen Erde und nicht mehr dem belebenden Element der Luft angehöre. Man hat Menschen aus der Erstarrung des Todes nach 5 oder 6, andere nach 16 und nach 18 Stunden wieder aufleben sehen, während bei mehreren das Aufwachen aus diesem tiefsten Schlafe am zweiten, am dritten, am siebenten und neunten Tage erfolgte. Etliche, wie der Abläder Quedlinburg in Halle, hatten das Schicksal des Wiedererwachens vom scheinbaren Tode mehr als Einmal im Leben.

Nicht ohne Bedeutung erscheint die Unverletzbarkeit eines solchen scheintodten Leibes für den sonst zerstörenden Einfluß der äußeren Elemente.

Menschenleibern, welche ins Wasser versunken gewesen, ist in einigen seltneren Fällen auf Einmal die natürliche Lebenswärme wiedergekehrt, und mit ihr jene Leichtigkeit, die sie augenfälliger zur Oberfläche emporhob, sammt der Beweglichkeit der Glieder. Die Kälte des angehenden Winters hatte in einem zarten, scheintodten Kinde die letzte, schwache Spur des Lebens eben so wenig vernichten können, als in den Puppen unsrer Schmetterlinge, welche die rauheste Zeit des Jahres hindurch frei am Gemäuer hängen.

Aufmerksamkeit und Nachdenken erweckend ist auch die ganz besonders heilende, schmerzenstillende Kraft, welche in jenem tiefen, todesähnlichen Schlafe liegt. Die aus schweren Krankheiten in Scheintod Verfallenen erwachten vollkommen genesen und gestärkt, und bei einer an den bösartigen Blattern Erblindeten war die heftige Entzündung vergangen und die Augen hatten ihre Sehkraft, bei einer an der Pest scheinbar Verstorbenen der Leib so viel Stärke wieder erhalten, daß die Neubelebte zu Fuß vom Kirchhof nach der Stadt gehen konnte. Auch solche, bei denen die Starrsucht mit andauerndem Bewußtsein verbunden gewesen, erzählten, daß mit dem Eintritt der Erstarrung alle Schmerzen und Beängstigungen der vorangegangenen Krankheit aufhörten. Es hat im kleineren Maße schon der gewöhnliche Schlaf, noch mehr die Ohnmacht, ähnliche, schmerzstillende und heilende Kräfte.

Etlichen jener Wiedererwachten erschien der Scheintod, in welchem sie eben noch gewesen, gleich dem bewußtlosen Zustande des tiefen Schlafes oder der Ohnmacht. Sie hatten keine Erinnerung an das, was während der Erstarrung mit ihrer Seele geschehen war. Bei Andren ist in der einsamen Todtenkammer und im Sarge die für ihren Zustand schaudervolle Gabe des gewöhnlichen, wachen Bewußtseins geblieben; das Ohr hörte, was die Umstehenden sprachen, die noch im Hirne wirkende Seele dachte sich den Gedanken der Beerdigung ihres lebenden Leibes und konnte die Glieder dieses Leibes nicht bewegen, ihr Inwohnen in ihm nicht kund thun. In mehreren Fällen aber fand sich die Seele während der Dauer des Scheintodes in einem Zustand der Entzückung und Versetzung in eine heimathliche Region, für welchen das Maß der Zeit und die Scheidewand des trennenden Raumes unsrer diesseitigen Welt nicht mehr vorhanden ist, denn es hatte der heimwärts gewendete Geist die Seligkeit so wie die Furcht und Zittern erweckenden Kräfte einer ganzen Ewigkeit gekostet. Viele behielten nach dieser oberen Stätte eines kurzen Verweilens ein Heimweh, welches durch keine Lust des späteren leiblichen Lebens gestillt, durch keinen Schmerz der Erde verlöscht werden konnte.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß selbst der an Altersschwäche entschlafene Leib in einigen Fällen durch künstliche Mittel am Einschlafen gehindert, oder, bereits scheinbar entschlafen, wieder zu einigen Lebensbewegungen genöthigt werden könne. Doch hat die Beobachtung gezeigt,

daß ein solcher grausamer Versuch nur die Qualen des Sterbens verlängern, nicht das eigentliche, selbstthätige Leben zurückführen konnte. Denn ein gewisser, aus der schon eingetretenen Erstarrung gewaltsam wiedererweckter Greis war, statt zum eigentlichen Athmen, nur noch einmal zum letzten Röcheln des Todes und zu den jetzt nur heftigeren und furchtbareren Zuckungen des Sterbens gezwungen worden.

Allerdings verbreiten solche Erfahrungen, von glaubwürdigen Augenzeugen gemacht, über das ohnehin schon Furcht erregende Dunkel der Gruft noch einen neuen Schauder und Schrecken. Das selbstbewußte Leben kann sich nicht ohne Entsetzen unter den schlafenden Todten denken, die athmende Brust bei dem Geruch der modernden Leichen. Dennoch sind die Fälle des Wiedererwachens aus dem Anschein des Todes ungleich seltner, als man wohl sonst zuweilen geglaubt, und es verrathen gewisse Anzeichen am Leibe, daß nun das Geschäft der bildenden Seele an ihm vollbracht und daß derselbe der Macht eines andren, gewaltigeren Einflusses übergeben sei, aus dessen Schooß ihn nur ein wiedergebärendes Wort der Allmacht zurückrufen kann.

Die ersten Anzeichen und äußeren Erscheinungen des herannahenden und des bereits eintretenden Todes sind, nur in sehr verstärktem Maße, dieselben, welche bei dem Einschlafen nach tiefer Ermüdung gefunden werden. Die Kraft der willkürlichen Bewegung entschwindet, das Vermögen der Empfindung erlischt, und die nervichten Arme des verwundeten Kriegers, eben so wie die Arme jener Soldaten, welche man mehrere Tage gewaltsam am Einschlafen gehindert, vermögen nicht mehr die Waffen, die Füße nicht mehr den Leib zu tragen; das entschlafende Ohr vernimmt nicht mehr den Donner der nahen Kanonen. Es wird zugleich das Athmen erschwert, der Kreislauf des Blutes verlässet sein gewöhnliches Zeitmaß. Zuletzt versinkt die Seele des Sterbenden wie die des Entschlummernden in Phantasien und Bilder des Traumes von mehr oder minder bedeutender Art.

Ein gänzliches Ermatten der willkürlich beweglichen Muskeln tritt bei lebensgefährlichen Krankheiten oft mit augenblicklicher Schnelle ein. Der lähmende Einfluß hat hierbei nicht selten nur die Wirksamkeit des Nerven auf den an sich noch kräftigen Muskel gebunden, und demselben Kranken, welcher wenig Augenblicke vorher unfähig geschienen, selbst den Arm zu erheben, gibt die Raserei des Fiebers wieder Kräfte von ungewöhnlicher Art, welche freilich bald einem nur noch tieferen Ermatten weichen. Auch solche, welche an tödtlichen Verwundungen starben, erfüllte zuweilen, fast schon im Augenblicke des Entschlafens, ein heldenmüthiger Eifer mit außerordentlicher Kraft, und ein scheinbar schon Verscheidender, vom Schlachtfeld noch einmal sich erhebend, bestrafte den unmenschlichen Hohn eines triumphirenden Feindes mit dem Tode.

Unter den Sinnen scheint der des Gesichts zuerst zu erlöschen. Das Auge sieht unsicher flimmernde Lichter, die ferneren Gegenstände verschwinden gänzlich, die näheren scheinen wie mit Fäden und Flocken eines herbstlichen Gespinnstes überzogen, welche der halberstarrte Finger vergeblich zu entfernen sucht. Endlich gestaltet sich dem Auge der helle Schein eines Sommermittages zum trüben Schimmer eines späten Herbstabends, und das Licht der nahen Kerze erscheint nur noch wie ein rothglühender Punkt auf dunkelschwarzem Grunde, unfähig selbst die bleiche Hand zu beleuchten, welche das Licht hält. Noch aber, wenn die Sehkraft des Auges bereits erloschen, dauert im Ohre das Vermögen zu hören fort, und der Sterbende vernimmt die Stimme der Weinenden um sein Bette her, deren Gestalt das Auge nicht mehr sieht; er versteht die Worte, zu ihm gesprochen. Mit dem Sinne des Gehörs spielen auch zuletzt noch am längsten die Kräfte eines fliehenden oder vielleicht die eines herannahenden Lebens; Sterbende glaubten Musik und den Triumphgesang lieblicher Stimmen zu hören, und wenn zuweilen selbst die Umstehenden diese Töne zu vernehmen schienen, dann mußte solchen lieblichen Phantasien, wo nicht Wirklichkeit, so doch wenigstens eine magisch-ansteckende Kraft auch auf die Gesunden zugestanden werden.

Wenn das Gesicht, und auch dann, wenn selbst das Gehör erloschen, scheint zuweilen die Seele noch durch eine Art von Gemeingefühl mit der Außenwelt verbunden. Dieses Gemeingefühl verrieth dem allmählich absterbenden Mädchen, von welchem James Eccles erzählt, annoch die Nähe bekannter Personen, vor allem die der Mutter, als dem Ohr auch der stärkste Laut der Menschenstimme unvernehmbar geworden. Was die ältere Zeit von dem Bluten der Wunden bei der Annäherung des Mörders erzählt und geglaubt, das hat sich auf eine dunkle Kunde von jenem Gemeingefühl gegründet.

Die Zunge spricht zuletzt nur stammelnde Worte, und die Stimme eines sterbenden Eid, einst wie „von Eisen," hat nur noch einige heisere, kaum vernehmbare Laute. Zuweilen hat noch das schon dunkelnde und dem Erstarren nahe Auge der Sterbenden eine lieblich oder furchtbar sprechende Kraft, wenn die Zunge nicht mehr zu reden vermag. Diese sprechende Kraft des sich noch einmal öffnenden Auges wurde selbst an dem Kopf eines Enthaupteten bemerkt, mit dessen Reizbarkeit und Gefühl die Aerzte unziemliche Versuche gemacht. Die Muskeln, welche das Auge und die Augenlieder bewegen, scheinen auch noch einer Wirksamkeit fähig, wenn weder die Zunge noch der deutende Finger sich ferner regen. Eine an Hektik Verschiedene, welche seit länger als einer Viertelstunde aufgehört hatte zu athmen, und aus deren kalten Gliedern alles Leben entflohen schien, schloß noch aus eigener, inwohnender Kraft der Augenliedermuskeln die offen starrenden Augen, als die Umstehenden aus übertriebener Empfindsamkeit eines das andere vergeblich zu diesem letzten Dienst ermahnten.

Zu den Wirkungen, welche der eintretende Tod auf das Haupt des Menschen hat, gehört auch das plötzliche Grauwerden der Haare im letzten, mühevollsten Kampf des Lebens und das Veralten und Verändern der Gesichtszüge. Jungfrauen und Jünglinge, wenn der Tod dem Angesicht die jugendlichen Reize genommen, glichen im Sarge den veralteten Ahnen; während ein Greis, der nach schmerz- und sorgenvollem Alter sanft verschieden, im Tode wieder einem Gemälde ähnlich geworden war, das ihn in seinem fröhlichen Jugendalter darstellte; einem Gemälde, in dessen Zügen Niemand den Alten, wie er in seinen letzten Jahren ausgesehen, erkannt hätte.

Aus einigen Beobachtungen schien hervorzugehen, daß bei Sterbenden die empfindende und vernehmende Seele selbst dann noch in der Region der sogenannten Gangliennerven wirksam und zugegen sei, wenn sie die obere Region des Gehirns und seine Sinnen bereits verlassen. Dieses länger verweilende Leben vermag übrigens nichts mehr über die gewöhnlichen, gesunden Lebensbewegungen der dem Gangliarsystem zugeordneten Organe, denn das Herz hört auf sich zu bewegen, nachdem es von den beiden Eimern, welche es seit dem Beginn des Lebens ohne Aufhören bei Tag und Nacht abwechselnd „am goldenen Born" gefüllt und entleert, den einen noch einmal vollgeschöpft. Die Muskelkraft des Schlundes versagt den in den Mund geschütteten Flüssigkeiten das gewöhnliche Geleit nach dem Magen; jene fallen mit hörbarem Laute wie durch einen todten Schlauch hinab; das verdauende Gedärm, das jetzt bald selber zur Speise werden soll, verhält sich so leidend zu den Speisen und Arzneien, wie diese vorhin zu ihm und wird, statt jene aufzulösen und zu zersetzen, vielmehr von ihnen aufgelöst. Die athmende Lunge vermag die sonst so heftig begehrte Luft nicht mehr aufzunehmen und zu behalten: das „Rad am Brunnen" stehet still. Einige Zeit schon vorher, ehe das herrschende Leben die Lungen und das Herz aus ihrem langen Dienst entlassen, erlischt die Bewegung der Gefäße, welche vornehmlich vom Gangliarsystem der Nerven ausgegangen. Der im Blute wohnende Aushauch des Lebens, welcher den Gliedern die natürliche Farbe und dem Zellgewebe der Haut die gesunde Völle gegeben, höret auf oder erscheint in veränderter Gestalt. Mit der Kraft der Bewegung und Empfindung entschwindet zugleich die Wärme aus den bleichen Gliedern, und das nach der Außenfläche hinausgetriebene Flüssige, statt noch einmal zum Blute werdend nach innen zu kehren, tritt als kalter Schweiß aus der Hautfläche hervor. Hierbei glaubt dann das noch wache Bewußtsein ein Absterben des Leibes von unten nach oben, von außen nach innen zu bemerken.

Wenn indeß auch eine Beachtung dieser Thatsachen weniger geneigt machte, dem Gangliarnervensystem eine längere Andauer des Lebens zuzugestehen als dem System der Gehirn- und Rückenmarksnerven, so scheinen

doch andere Spuren auf diesen letzten Verlauf des innren Entschlafens hinzudeuten. Man hat selbst am todten Leichnam die Wirkung der genossenen Arzneien noch fortwähren gesehen, und schweißtreibende Mittel so wie heftige Purganzen, brachten in den entsprechenden Organen die gewohnte Bewegung hervor. Vornehmlich in dem niedrigsten System der thierischen Lebensthätigkeit, in jenem der Zeugung, werden noch öfters Nachklänge des vorübergegangenen Lebens bemerkt, bei welchen es jedoch ungewiß erscheint, ob sie nicht vielmehr schon zu dem später zu betrachtenden Werk der eigentlichen Verwesung gehörten.

Ein solches Hinüberflüchten des Lebens aus dem selbstthätigen, gleichsam angreifenden Kreis des Lebens in den bloß negativen, abwehrenden, aus dem Cerebralsystem der Nerven in jenes der Ganglien, würde übrigens auch mit dem übereinstimmen, was wir zu gleicher Zeit an den Gefäßen und Muskeln beobachten. Das Leben nährende Blut entweicht beim letzten Kreislauf aus dem positiv, von innen nach außen sich bewegenden Kreise der Pulsadern in den der negativ aufnehmenden Blutadern, und diese wechseln zuweilen in den letzten Augenblicken mit jenen ihre Rolle, treiben das Blut auswärts, statt es nach innen zu führen. Jenes Dehnen und Strecken, zu welchem die Glieder schon durch tiefe Schläfrigkeit getrieben werden, bemächtigt sich in höherem Grade der Glieder des Sterbenden. Die ausstreckenden Muskeln äußern noch zuletzt, wenn die beugenden nicht mehr wirken, die inwohnende Kraft und geben den Gliedern jene Starrheit und Steifheit, welche während der ganzen Zwischenzeit zwischen dem letzten Pulsschlag und dem Eintritt der Verwesung fortdauert. Es muß dieses letzte Ausstrecken wirklich noch als eine Aeußerung der leiblichen Lebenskräfte, nicht als ein sicheres Zeichen des eigentlichen Todes betrachtet werden. Denn auch Scheintodte mit fortdauerndem Bewußtsein wurden von diesem Vorboten des Todes ergriffen; während dagegen der Blitz, sowie der Anfall der Pest und einiger anderer schnell tödtender Krankheiten, jene letzte Spur der Lebensthätigkeit meist plötzlich vertilgen, weil sie unmittelbar nach dem letzten Hauche die Auflösung des Leibes — den eigentlichen Tod desselben — herbeiführen.

Einem solchen noch einmal Aufathmen und Lebendigwerden des innren Menschen in der Region des Gangliarsystems hat man unter Andrem ohne hinreichenden Grund einige Erscheinungen an Sterbenden zugeschrieben, welche mit jenen des Hellsehens verwandt schienen. Es sahen Sterbende Dinge, wie einer andren Welt, für welche das gewöhnliche Auge nicht gemacht ist; das Ohr vernahm Unaussprechliches, und der singenden Stimme, der sprechenden Zunge wurden Töne und Worte gegeben, deren der noch gesunde Leib vorhin niemals mächtig gewesen. Dieses Aufblitzen eines neubeginnenden jenseitigen Lebens war indeß an keine Gränzen jener sogenannten „Systeme" gebunden, von denen unsere Bücher wissen, sondern ein Leben,

das nicht dem Staube gehörte, durchdrang und ergriff den sterbenden Leib, wo und in welcher Richtung es wollte. Es ist auch ein solches Offenbarwerden der Kräfte einer künftigen Welt eines der gewissesten Vorzeichen, nicht des scheinbaren, sondern des wirklichen Todes, denn bei Scheintodten war immer das Leben in tiefster Ohnmacht erloschen.

Aus dem Bericht solcher scheintodt Gewesenen, welchen wir überhaupt großentheils die Kenntniß des eben erwähnten innren Verlaufs des Sterbens verdanken, geht unter Andrem auch eine merkwürdige Uebereinstimmung jener Bilder hervor, welche der einschlafenden Seele zuletzt noch vorschweben. Ein Brausen großer Gewässer, das Bewegen von Strömen, „über welche der einsame Weg zur andren Heimath führet," erschreckte die Seele einer scheinbar sterbenden heidnischen Königstochter in Mexico so wie jene des europäischen Christen. Es scheint auch die jenseitige Welt zu dem Geist des Menschen noch in jener großen Bildersprache zu reden, deren Werk und Ausdruck die ganze sichtbare Natur ist.

Es sind dieß alles Züge aus der Geschichte des letzten Schlafes, in welchem sich der Leib, so wie vielleicht selbst die Seele, zu dem neuen Geschäft stärken und bereiten, durch welches der Leib zum fruchtbaren Samenkorn, die Seele aber zu einem Lichte werden sollte, dessen Glanz ferner kein Schmerz trübt, kein Tod verlöschet.

Die Gränze, jenseits welcher die Geschichte des Scheintodes ferner kein Wiedererwachen zum vergangenen Leben für möglich halten kann, wird durch das Eintreten der Verwesung des Leibes bezeichnet. Der ganze Körper erleidet im Verlauf der Verwesung dieselbe Veränderung, welche bei der Zeugung nur einzelne Bestandtheile desselben erfahren.

Es wird indeß auch dieses sicherste Zeichen eines unweichbaren Todes *scheinbar* trügen, wenn eine flüchtige Beobachtung die Fäulniß, welche bei noch fortdauerndem Leben der innren Theile einzelne, abgestorbene Glieder, oder Stellen der Außenfläche getroffen, mit der wirklichen, allgemeinen Verwesung des Leibes verwechselt. Denn man hat Menschen vom todtenähnlichen Schlaf erwachen sehen, bei denen das faulende Fleisch der Füße von Würmern aufgefressen war; in einem andren Falle dauerte das elende Leben noch fort, als schon Würmer die Augen des im Freien liegenden Leibes zerstört und die Höhlen der Nase und Ohren erfüllt hatten.

Zu den ersten Zeichen der beginnenden, letzten Auflösung gehört ein Wiederflüssigwerden des beim Sterben nach innen zurückgezogenen und gleichsam erstarrten Blutes. Die geöffneten Adern, aus denen kein Tropfen mehr hervorgekommen, fließen von neuem; denn die letzte krampfartige Erstarrung der Glieder, welche das Einströmen in die kleineren Gefäßzweige gehindert, hat nun aufgehört. Ein verständiger Arzt betrachtete daher das Hervorträufeln des Blutes aus der geöffneten Ader eines apoplektisch Verstorbenen als einen Beweis für den nun wirklich eingetretenen Tod. Denn

daß jetzt die Flüssigkeit der Gefäße eine andre geworden, als sie im lebenden Leibe war, daß nicht das Beweglichwerden der Säfte eine Folge oder Vorbote des zurückkehrenden, lebendigen Kreislaufes sei, lehret die Betrachtung eines solchen faulicht zersetzten Blutes gar bald.

Dieses Flüssigwerden, oder vielmehr diese Auflösung des Blutes, gibt zuweilen, besonders dem Leichnam zarter Kinder und Jungfrauen, eine Röthe auf die erblichenen Wangen zurück, welche wohl von Unerfahrenen für ein Anzeichen des wiederkehrenden Lebens gehalten worden.

Die vorhin verfallene Gestalt des Todten wird alsdann durch einen schauderhaften Anschein von Lebensfülle aufgetrieben; unter allen Theilen des Leibes schwillt der Unterleib von den Luftarten, welche die Fäulniß erzeugt, empor, und es verräth sich hier so wie an andren Theilen der Außenfläche der innre Tod durch die dunkle, brandartige Färbung und das Losgehen der Oberhaut.

Dieses ist der äußerste Zeitpunkt, bis zu welchem der todte Leib noch unbeerdigt bleiben durfte; die Natur gebeut nun mit unbeugsamem Ernst die Werkstätte ihrer geheimnißvollen Verwandlungen ins Verborgene zu stellen und das Samenkorn der mütterlichen Erde zu geben.

Jene erste Periode der Verwesung tritt in unsren Gegenden bei einem mittleren Grad der Wärme und Feuchtigkeit und bei sonst nicht hinderlichen Umständen am dritten Tage nach dem Tode ein. Doch zerstören manche Krankheiten so wie Gifte und der Blitz die letzten Reste der Lebenskräfte, welche sonst die Verwesung noch aufhalten, schneller, und dieselbe tritt dann fast augenblicklich ein. Auch der höhere Grad der Wärme, Gewitter, welche am Himmel stehen, und, wie Einige glaubten, selbst die Zeit des Vollmondes, wirken beschleunigend auf den Vorgang der letzten Auflösung ein. Diese so wie die Gährung weinartiger Flüssigkeiten, wird übrigens auch da in hohem Grade beschleunigt und in ihren Wirkungen verstärkt, wo mehrere todte Körper beisammen liegen, denn es ist in der Fäulniß eine selbst auf das Lebende, noch mehr auf das Todte wirkende, ansteckende Gewalt.

In anderem, entgegengesetzten Falle vermag auch die Kälte oder ein schnell austrocknender Luftzug die Fäulniß eines todten Körpers ungewöhnlich lange aufzuhalten, und dieselbe, frisch erhaltende Kraft haben auch die Salze, die metallischen Oxyde, ätherische Oele und eine Menge anderer Stoffe. Der Kälte des Landes allein ist es zuzuschreiben, daß in Sibirien so wie unter den beständigen Eismassen des Nordpols jene Rhinozeroten und Elephanten sich noch mit Fleisch und Haar bedeckt erhalten konnten, von deren geschlechtsverwandten Zeitgenossen wir in unseren Klimaten nur noch Gerippe finden. Aus jenen vergangenen Jahrtausenden der Urwelt, in denen die Mammuthe lebten, sind auch die thierischen Ueberreste aus der Classe der Weichthiere, welche Ramond auf dem Gipfel des Montperdu

gefunden, und in denen die Kälte der Schneeregion den thierischen Leimen so unzerstört erhalten hat, daß ihn der Geruch der Verwesung bei jedem Fußtritte verräth. Selbst den zarten, leicht verweslichen Leib des Menschen vermag die Kälte ungewöhnlich lang frisch zu erhalten. Dieß zeigte der Leichnam jenes bärtigen Alten, dessen ungewohnte, alterthümliche Tracht ein früheres Jahrhundert ankündigte, als ihn das Gewässer aus dem Eise eines Gletschers der Schweiz noch frisch zu Tage führte. Weder die Chroniken, noch die im Munde des Volkes lebende Kunde wußten die Zeit anzugeben, wann jener alte Gebirgsbewohner in eine Spalte des Eises hinabgesunken und da verunglückt sei. Für eine ähnliche, wenn auch nicht so lange wirksam gewesene, aufbewahrende Kraft der Kälte zeugte auch der Leichnam jenes Bergmannes, welcher im Grubenwasser eines tiefen Schachtes zu Ehrenfriedersdorf verunglückt war, und an dessen Sarge ein Prediger die Leichenrede hielt, welcher damals, als der Bergmann starb, noch nicht geboren gewesen war. Jener schwedische Bergmann, dessen nachmals oft wiederholte Geschichte ich nach Toberville Bergmanns Bericht an einem andern Orte erzählt habe, so wie der Leichnam, den man im Salzburgischen in einem Sohlenwasser gefunden, waren nicht allein durch Kälte, sondern auch durch den Vitriol- und Salzgehalt des Wassers so lange unverwes't erhalten worden.

Feuchtigkeit erscheint bei dem Vorgang der Verwesung eben so nothwendig, als Wärme; Leichname, welche einem beständigen, frischen Luftzug oder einer sehr austrocknenden Umgebung ausgesetzt waren, sind daher öfters zu natürlichen Mumien geworden. Dergleichen todte Thiere und Menschen, an denen Haut und Fleisch in fest zusammengedorrtem Zustande sich erhalten, hat man in den heißen Sandfeldern der afrikanischen Wüste, durch Luftzug ausgetrocknete Leichname auch in unsren Begräbnißgewölben gefunden. Eine solche gewaltsame Hemmung des Fortgangs der Verwesung wird leichter, wenn dem todten Leibe die Eingeweide genommen sind, denn diese geben gewöhnlich zuerst das Ferment, von welchem die Bewegungen der letzten Auflösung ausgehen.

Jene Stoffe, welche die Verwesung gewaltsam aufhalten oder sie gänzlich hindern, sind zunächst solche, welche, wenigstens in verstärktem Maße, auch auf die Verdauung und Ernährung des lebenden Leibes hemmend wirken; ja sogar solche, welche für den ganzen Leib zerstörende Gifte sind. So die metallischen Oxyde, und selbst nach S. 137, der Weingeist, von welchem es bekannt ist, daß er, auch in minderer Stärke genossen, das Wachsthum des Leibes und seine Ernährung hindere. Selbst die Salze, so oft sie auch in unsren Speisen als wohlthätiger Zusatz wirken, sind, im Uebermaß genommen, der Ernährung nachtheilig.

Eines der ersten Erzeugnisse der Verwesung ist, ähnlich jenem, das die Gährung wirkt, ein brennbares Wesen. Der Phospher, welchem seine

leichte Entzündlichkeit den Namen des Lichtträgers erworben, in der Verbindung mit dem Wasserstoffgas wird meist zuerst aus der sich auflösenden Körpermasse entbunden, und er ist es, welcher der Fäulniß und der dunklen Gruft nicht selten jene Lichterscheinungen mittheilt, welche daran erinnern wollen, daß auch bei der letzten Verwandlung des Leibes der alte Vorgang der anfänglichen Schöpfung sich wiederhole, nach welchem zuerst Licht ward. Denn es ist auch die Verwesung in ihrem Kreise das Werk einer neuen Schöpfung.

Zu den Erscheinungen, welche das Freiwerden des brennbaren Wesens bei der letzten Auflösung der Körper hervorruft, darf auch das Farbenspiel, und überhaupt das Hervorgehen eines irisirenden Schimmers, besonders an der Oberfläche der verwesenden Dinge, gezählt werden. Der Kupferkies und viele andre Erze, deren metallische Grundlage mit dem brennbaren Schwefel verbunden ist, laufen bei ihrer Verwitterung mit bunten Farben an, und es deutet das Farbenspiel und der aus dem Innren kommende, farbige Schimmer bei dem Opal und andren Steinen auf eine angehende Zersetzung (öfters Zerklüftung) hin. Es verwandelt sich das einfache Grün der Blätter im Herbste bei ihrem Absterben in allerhand bunte Farben, und der Goldbrachsen des Mittelmeeres zeigt im Tode eine Wandlung und Aufeinanderfolge der Farben, welche schon an den Tafeln des alten Roms ein Gegenstand der Beachtung gewesen.

Augenfälliger noch als das Spiel und die Veränderung der Farben ist an faulenden und verwesenden Körpern die Eigenschaft des Selberleuchtens. Viele Steine zeigen ein phosphorisches Licht, wenn ihre Zersetzung, sei es auch nur im schwächsten Grade, durch Brennen im Feuer, durch Einwirkung des Sonnenlichtes, ja durch bloßes mechanisches Zerstücken und Zerstoßen herbeigeführt worden. Es leuchten das faulende Holz so wie andere verwesende Stoffe aus dem Pflanzenreiche mit phosphorischem Lichte, und an faulenden Fischen, ja selbst an einzelnen Schuppen derselben, gleichet jener Schimmer der angehenden Verwesung an Stärke dem Licht der Johanniswürmchen. Man hat den feuchten Beschlag, der sich, durchdrungen von faulenden Theilen, an den Wänden der Zergliederungssäle angesetzt, eben so in phosphorischem Lichte schimmern gesehen als die Wände der Fleischbänke bei schwülicht feuchtem Wetter. Einer solchen Lichtentwicklung aus faulenden thierischen Stoffen verdanket selbst das Meer, wenigstens in vielen Fällen, sein nächtliches, phosphorisches Scheinen.

Das brennbare Wesen, dessen Erzeugung das erste Werk der Verwesung ist, entzündet sich nicht selten zur wirklichen, zerstörenden Flamme. Ein solches Entflammen durch Annäherung eines brennenden Lichtes hat man nicht allein öfters in Steinkohlengruben in der Nähe der sich zersetzenden Pflanzenstoffe oder in Kellern, welche an Todtengrüfte angränzten, beobachtet, sondern solche Luftarten, die sich mit Blitzesschnelle entzündet,

sind auch aus verwesenden Leichen und selbst aus dem Leibe tödtlich Kranker, deren Eingeweide bereits Brand und Fäulniß ergriffen, hervorgedrungen; ja in einigen sehr seltenen Fällen der sogenannten Selbstverbrennung hat der scheinbar noch eben gesunde Mensch die Flammen der Verwesung aus seinem Leibe hervorbrechen sehen, welche die Glieder in wenig Augenblicken zur Asche verwandelten. Der unmäßige Genuß geistiger Getränke hatte in den meisten dieser Fälle den innren Scheiterhaufen bereitet, auf welchem der noch lebende Leib verbrannt worden. Auch, wie es scheint, ohne Annäherung von brennenden Lichtern ist zuweilen aus Todtengrüften eine Flamme hervorgebrochen, als deren Urheber man beim Eröffnen der Decke einen in Selbstentzündung gerathenen Leichnam erkannte.

In ihrer ersten Periode gleichet demnach die Verwesung einem Verbrennungsproceß, und in Zeiten, so wie bei Völkern, welche diese gewaltsame Beschleunigung der letzten Auflösung der natürlichen, stillen Verwandlung des Leibes in der mütterlichen Erde vorgezogen, geschah und geschiehet die letzte Bestattung der Verblichenen durch ein Verbrennen auf dem Scheiterhaufen. Selbst da, wo der Verwesungsproceß, namentlich der Pflanzenwelt, durch ein Bedecken mit Erde in dieser ersten Periode zurückgehalten worden, wie bei unsren Steinkohlenlagern, gleichen seine Wirkungen einem unvollkommnen Verbrennen (Verkohlen).

Es wird das brennbare und leuchtende Wesen, welches zur letzten Auflösung ein anfängliches Ferment gibt, vornehmlich in jenem Gebiet und in jenen Theilen des Leibes erzeugt, welche während des Lebens vorherrschend zur vegetativen Region des Gangliarnervensystems gehörten, in den Eingeweiden und Eingeweidehöhlen der Verdauung und Zeugung. Doch haben auch, wie es scheint, das Gehirn und das Rückenmark an dem ersten Hervorbrechen des Funkens, aus welchem die den Leib zerstörende Flamme entsteht, einen nicht unbedeutenden Antheil, und hierauf deutet schon das Vorkommen des Phosphorus unter den Bestandtheilen des Nerven hin. Mit Recht wird jenes dampfartige Ferment, das den Leichnamen und den Grüften der Todten entsteigt, unter die furchtbarsten Gifte gezählt, welche die uns bekannte Natur hervorgebracht. Lebende und gesunde Menschen, die sich Leichnamen von Menschen oder Thieren in dem Augenblick genaht, wo die im Innern entstandenen Luftarten ihre Höhle zersprengten, sanken, wie vom Blitze getroffen leblos nieder, oder erkrankten gefährlich. Dieses Geschoß aus der Rüstkammer des Todes hat auch bei verheerenden Pestseuchen jene Tausende von Lebendigen gefällt, an denen sein Zug vorübergegangen. Denn es scheint allerdings in älterer Zeit das Versäumen oder die nachlässigere Weise des Begrabens der todten Thiere und Menschen, wie noch jetzt im Morgenlande, häufig die erste Ursache der Seuchen gewesen zu sein. Auch die faulichte Flüssigkeit, welche aus dem verwesenden Körper und einzelnen Theilen desselben hervordringt, wirkt auf den lebenden Leib, den

sie berührt, öfters wie ein furchtbares Gift, welches selbst dann, wenn es am schwächsten ist, wenigstens die Oberhaut zerstört.

Die Bestattung unter die Erde benimmt der eben beschriebenen ersten Periode der Verwesung ihre ganze, dem lebenden Auge schreckhafte Gestalt und jede schädliche Wirkung auf die Welt der Lebendigen. Die verdauenden Eingeweide, deren Geschäft den übrigen Leib ernährte und gestaltete, sind jetzt selber zur Speise geworden, deren innre Kraft den ganzen Leib in ihren Verwandlungsproceß hineinzieht. Es wird nun im ruhigen Verlaufe der Verwesung jene zweite Periode der Auflösung herbeigeführt, welche durch das Hervortreten der Alkalien und der ätzenden Grundlagen von verwandter Natur bezeichnet ist. Mithin von Stoffen, welche die fortgesetzte Zerlegung des Leibes eben so befördern, als dieses in gewaltsam beschleunigtem Gange der ungelöschte Kalk thut, wenn man thierische Leiber mit ihm begräbt und beschüttet.

Die letzten Erzeugnisse der Verwesung sind öfters da, wo diese in ihrem Gange gehemmt und zurückgehalten worden, deutlich in die Sinnen fallende, talgartige oder ölichte Stoffe. Es wird das Gestein, selbst von kieslichter Natur, durch eine innre Auflösung, welche jenem Vorgang der Verwesung gleichet, in eine talg- oder speckstein artige Masse verwandelt, und hieraus wird unter Andrem das Vorkommen der sogenannten Afterkrystalle im Speckstein, die von der verschiedenartigsten Abkunft sind, erklärlich. Die Dammerde, aus verwesenden Pflanzentheilen entstanden, ist von fettigen und ölichten Theilen durchdrungen. Das jeweilige Uebergehen des faulenden Fleisches der Menschen und Thiere in einen wallrath- oder talgähnlichen Zustand hat schon Gaber und nach ihm Fourcroy beobachtet. Dieser Uebergang findet vornehmlich dann statt, wenn die thierischen Stoffe bei ihrer Verwesung unter Wasser oder in feuchtem Gewölbe übereinander gehäuft waren.

In der dritten Periode der Verwesung, welche durch die Entstehung der Oele bezeichnet scheint, verlieren sich dann auch die furchtbaren und ekelhaften Gerüche der Fäulniß, welche jedoch schon Gaber in einen moschusartigen Duft verwandeln lehrte. Der Geruch wird nun erdartig und in einigen Fällen, die an den Versuch von Gaber erinnern, bisamartig und gleichsam aromatisch.

Der eigentliche und ungehinderte Gang der Verwesung endet nach der Meinung einiger älterer Chemiker mit dem Entstehen einer Substanz, welche die Alchymisten **prima materia** genannt, und welche nach ihrer Ansicht der Anfang und das Ende aller sichtbaren Leiblichkeit unserer Natur in der Zeugung und Verwesung sein sollte. Immerhin möge dieses, der wissenschaftlichen Beobachtung nicht standhaltende Wesen unter die mehr oder minder sinnvollen Traumbilder der Vergangenheit gezählt werden: hierin hatten die „Träumer" Recht, daß sie zwischen dem ganzen Vorgang der Verwesung und jenem der Erzeugung eine gewisse innre Uebereinstimmung und Verwandtschaft annahmen.

Bei der Zeugung wie bei der Verwesung verräth das Erscheinen der Farben und in manchen Fällen selbst ein augenfälliges Leuchten das Hervortreten des Phosphors. Der Geruch der bunten Blüthe, selbst dann, wenn er der Nase am lieblichsten däuchtet, der Gesundheit nachtheilig, ja in gewissen Fällen tödtlich, ist durch die flüchtigen Stoffe, an denen er haftet, so wie durch seine Wirkung dem Aushauch der Verwesung verwandt. Auch er wird öfters von Gasarten getragen, welche die Annäherung der Lichtflamme entzündet. Von dem Zusammengestelltsein von Giften mit den Absonderungen des Zeugungsprocesses sprachen wir bereits oben (S. 285 u. f.). Es endet auch im Pflanzenreich jener Gang, welchen die Geschichte der Zeugung von der Entfaltung der Blüthe bis zur Bildung der Frucht nimmt, nicht selten mit dem Hervorbringen ölichter oder talgartiger Substanzen.

Es ist der gleiche Zug der Wolken über das Gebirge nach dem Thal, aus welchem wir auf eine gleiche Richtung des Sturmwindes schließen, der das Gewölk bewegt. So ist es auch die Uebereinstimmung der einzelnen Erscheinungen und ihrer Aufeinanderfolge, aus welcher wir in zwei verschiedenen Fällen die Gleichheit des innren Grundes vermuthen, der die Erscheinungen hervorrief. Jene allgemeine, schaffende Naturkraft, welche bei der Zeugung geschäftig ist, und welche dort aus dem Absterbenden das neue Leben bereitet, verräth sich uns an ihrem Gange auch da, wo ihr Schritt durch das Dunkel der Gruft gehet. Ihr Finger wird hier, wo er die Auflösung des dem Staube vertrauten Samenkornes vollbringt, mit der gleichen Kraft wirken als da, wo er im Schooß der Blüthe das Samenkorn aus Staub erbaute, und sein Wirken wird überall zu dem gleichen Ziele gehen, das Leben zu schaffen und dasselbe immer höher zu entfalten.

Ueber diesem letzten, längsten Schlafe des Leibes schwebt allerdings ein tiefer Ernst; Furcht und Schrecken steigen an beiden Seiten von ihm empor. Während des Schlafes stößet das Fahrzeug vom Lande; es verlässet die befreundete, bekannte Küste und eilt nach einer andren. Jedoch getrost! hat sich nur die Seele den rechten Führern vertraut, so gehet die Fahrt nicht nach einem Lande der Schrecken und neuen Todesgefahren, sondern die vielgewanderte sieht sich bei ihrem Erwachen in der längst ersehnten, beseligenden Heimath und um sie her die bleibenden Güter, welche sie im Lande der Fremdlingsschaft errungen und empfangen.

Erläuternde Bemerkungen. Der Verfasser berührt fast ungern den Gegenstand der nächst vorstehenden Seiten, weil derselbe so oft gemißbraucht worden ist, um, besonders in neuerer Zeit, die Kinder des eitlen Tages damit zu ängstigen und zu erschrecken. Dennoch dürfen uns weder der Mißbrauch, noch die lächerlichen Uebertreibungen, welche man sich in dieser Beziehung zu

Schulden kommen lassen, davon abhalten, die freilich sehr abnormen und außerordentlich seltenen Fälle des Scheintodes zu beachten, weil dieselben über das Wechselverhältniß der Seele zum Leibe nicht unbedeutende Aufschlüsse geben. Ausführlicher findet man indeß den ganzen Inhalt des vorstehenden Paragraphen behandelt in meinen Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens, zweiten Theiles, erstem Band, von S. 1 bis 145.

Solche Zustände, in denen die vegetabilisch bildende und belebende Seele auf unbestimmbar lange Zeiten hin in ihrer Leiblichkeit gebunden blieb, ohne sich durch eine Regung ihrer Wirksamkeit zu verrathen, bis sie auf einmal unter begünstigenden Umständen aus ihrem Scheintod erwachte, finden sich vornehmlich bei Pflanzen und Thieren. Jene zusammengedorrte Zwiebel, eben so wie die Getreidkörner, die man in der Hand oder unter den Todtenhüllen uralter ägyptischer Mumien gefunden, sproßten und grünten aus ihrem mehrtausendjährigen Schlummerzustand auf, als man ihnen die zum Aufkeimen nöthige Feuchtigkeit und gute Erde gab. So hat man Pflanzensamen aufgehen und Wurzelsprossen treiben gesehen, welche viele Jahrhunderte lang unter Mauersteinen von dem Zutritt der Luft und des Lichtes abgeschlossen gelegen waren, wenn man z. B. die Grundmauer einer alten, mitten im Walde, der längst durchs Ackerland verdrängt war, gelegenen Ritterburg hinwegräumte, oder die eines in uralten Haferfeldern erbauten, jetzt weit und breit von Weizenfeldern umgebenen Druidentempels aus der Erde herausnahm. Auch im niederen Thierreich kommen häufig solche Fälle eines unberechenbar lang andauernden Scheintodes vor. Das Rädthier (Rotifer), eben von dieser Eigenschaft R. redivivus genannt, kann bei — 19° und noch größerer Kälte eingefrieren, kann Jahre lang im Sand eingetrocknet liegen, ohne zu sterben. Wärme und Feuchtigkeit beleben es immer von neuem. Ebenso stirbt das Essigälchen (Vibrio anguillula) weder durch Gefrieren noch durch Jahre langes Vertrocknen des Kleisters, worinnen es lebte; die in faulichtem Wasser lebende Rattenschwanzmade, die Larve der Schlammfliege, Helophilus tenax, kann zwischen Papier gehämmert, vom Buchbinder gepreßt werden, ohne dadurch umzukommen. Noch mehr als diese Thiere, namentlich die zuerst erwähnten mikroskopischen, scheinen ihre Eierkeime der Vernichtung Widerstand zu leisten. Die Kröten — in fest gewordenen Erdmassen, die Salamander in Eis eingeschlossen, welche durch Luft und Wärme wiedererwachten, wie die in Wein ertrunkenen Fliegen, welche Franklin wieder aufleben sahe, bezeugen eine ähnliche Ausdauer der Lebenskraft im scheintodt gebundenen Zustand.

Doch zunächst und zuvörderst soll uns hier der Scheintod des Menschenleibes beschäftigen.

Wiederauflebende *(παλιμβιοι)* aus dem Scheintode nennen uns schon die Schriftsteller des Alterthums mehrere. So Herodot (Melpomene) den Aristeas; Plato den Heros (*Ηρὸς*) Armenius, den Pamphylier (Plato de republ. X; Macrob. in somn. Scipion. L. I; Plutarch. Symposiac. L. IX, quaest. 5; Valer. Maxim. L. V, c. 8), Plinius (nat. hist. L. VII, c. 52) den Gavienus, Admiral des Cäsar; den Aviola, welcher auf dem Scheiterhaufen erwachte. Der schon vor etlichen Tagen gestorbene Lamia schreit, wiedererwacht, noch laut in den Flammen des Scheiterhaufens auf (m. v. Valer. Maxim. memorab. L. I, c. 8 u. 12); mehrere andere Fälle erwähnen noch Plinius (L. XXVI, c. 3; L. XXV, c. 2), Lucian (in muscae encomio), Plutarch (de his qui sero a Numine puniuntur 563, ed. Reisk. VIII, 229, welcher daselbst die Geschichte des Thespesius Aridäus erzählt, der, nachdem er an den Folgen eines harten Falles scheinbar verschieden und am 3. Tage wieder erwacht war, aus diesem Zustande einen so tiefen Eindruck ins Gemüth mit sich genommen hatte, daß er von nun an sein vorhin ausschweifendes Leben besserte); Varro, welcher drei Fälle von Scheintod erzählt, davon der eine sich an dem Gemahl seiner Tante zutrug (Plin. l. c.); Diogenes Laërt. (in prooem. in Empedocl.); Philostrat (de vit. Apollon. L. IV, c. 16); Maximus Tyrius (diss. XXVIII, p. 288 ed. Davis, welcher daselbst den Scheintod und die Visionen eines Prokonesischen Mannes beschreibt). — Von zwei Wiedererwachten, die an demselben Tage verstorben waren, schreibt Augustinus (de civitat. dei L. XXII, c. 28). Ein gewisser Maris lebte 3mal oder gar noch öfter auf (vid. Fulgosum L. I, c. 6; Phleg. Trallian. de mirabil. et longaev.).

Wir gehen nun auf die nähere Betrachtung der hieher gehörigen Fälle über.

Auffallender fast als die Geschichten, die wir bei älteren Schriftstellern, z. B. Diemerbroeck, Camerarius, Velsch, Zwinger, Hildan u. A., von dem Wiedererwachen selbst einzelner Pestkranker aus dem Scheintod lesen, ist die spätere, von Köppen (über den Scheintod) erzählte, von dem Bauer zu Rahnenwerder, der (im Jahr 1797) scheinbar durch den Blitz getödtet war und am dritten Tage nachher durch Klopfen an dem Sarg erwachte. Das Wiederaufleben von Verwundeten erzählen van Swieten, Borellus C. II. obs. 20. p. 120 u. A. — Greise eben sowohl, als ganz zarte Kinder hat man aus Scheintod wieder aufleben sehen. Der durch Verblutung scheinbar verstorbene Willis (im Hause des Consuls Baldwin zu Alexandria) war schon 70 Jahre, die Spinnerin zu Greenwich, die Frau zu Mainbernheim, davon jene am siebenten, diese am vierten Tage aus scheintodartigem (ohnmächtigem) Zustand erwachte, waren beide schon in sechzigjährigem Alter. Ans Unglaubliche gränzt der Fall, welchen Köppen dem Olivieur de Villeneuve nacherzählt, von einem neugeborenen, für todt gehaltenen und begrabenen Kinde, bei welchem sich der schwache Lebensfunken einige Wochen (gegen vier) erhalten haben sollte. — Bei einem Vergleich der in neuerer Zeit bekannt gewordenen Fälle von Wiederbelebungen scheint sich zu ergeben, daß der Zustand der tiefen, für Tod gehaltenen Ohnmacht am längsten beim weiblichen Geschlecht dauern könne; denn die erst am vierten, ja am siebenten Tage nach dem vermeintlichen Sterben wieder aufgewachten waren fast immer Frauen. Bei diesem Geschlecht, welches die für den Zug einer jenseitigen, geistigeren Region sehr empfängliche Seele in einem zarten Gefäß trägt, bildet das Vorherrschendwerden der Kräfte der Seele über die des Leibes, die leichtere Entbindbarkeit der Seele aus der Abhängigkeit vom Leibe, öfters Erscheinungen, wie sie bei unserm Geschlecht, dem die äußersten Enden einer geistigen und grobkörperlichen Entwicklung viel näher liegen als die Entwicklung der Seele, niemals oder nur unvollkommen bemerkt werden. Denn die häufigsten Beispiele einer langen Entbehrung von Nahrung oder Schlaf, von tiefer Ohnmacht und Entrückung der Seele aus dem Leibe, werden bei dem vielduldenden, zärteren Geschlechte des Menschen gefunden.

Der an Kohlendämpfen Erstickte, den William Tossach (Edinb. med. Essays V. art. 55) durch Einblasen von Luft wieder belebte, hatte noch keine ganze Stunde in todähnlichem Zustand gelegen, während in einem anderen, diesem ganz ähnlichen Falle, welcher in den Abhandlungen der kaiserlichen Akademie der Naturforscher erzählt wird, die Erstarrung mehrere (gegen acht) Stunden gedauert hatte. Nach mehreren Stunden sind überhaupt öfters gewaltsam Erstickte so wie Solche wieder erwacht, welche an einer besonders schmerzhaften, schweren Krankheit gelitten hatten, wie das von Johann Schmidt wieder belebte Kind und das Judenkind in Breslau. Bei dem Gärtner, der in Trottningholm unters Eis gerathen war (Abhandl. der röm. kaiserl. Akad. der Naturf. T. VI), hatte der Zustand der Erstarrung 16, bei dem Provisor Spalding zu Berlin (nach Köppen) 18, bei der erfrornen Magd zu Leuscha 19 Stunden gedauert. Nach 24 Stunden oder überhaupt am zweiten Tag erwachten der scheinbar an den Folgen einer tiefen Verwundung verstorbene Bauer, den van Swieten beobachtete, Capitän Noddings, der im Wasser, obgleich man ihn sogleich herausgezogen, erstickt schien; der scheintodte Taglöhner zu Wiskau am Petersberge, die Schneidersfrau zu Rostock und das junge Mädchen zu Halle (nachmalige geh. Räthin Röder), welche Fälle Köppen berichtet. Einen Tag hatte die Jungfrau, von welcher J. G. Hoyer erzählt, in einer todähnlichen Starrsucht gelegen, wobei sie innerlich sehr wach und hellsehend gewesen; fast zwei Tage lang die Künstlersfrau bei Missonius; am zweiten Tage erwachte eine scheintodte Frau (nach Brinkmann), als das Stroh, auf dem sie lag, durch ein Licht entzündet war. Nach zwei Tagen lebte nach Brühiers Bericht (sur l'incertitude des signes de la mort) eine Kaufmannsfrau zu Lyon wieder auf, als der jetzt erst von seiner Reise zurückgekehrte, geliebte Gemahl den schon geschlossenen Sarg öffnen und mit anhaltendem Eifer, so vergeblich es auch anfangs geschienen, ärztliche Hülfe (warme Bäder und Schröpfköpfe) anwenden ließ. Auf ähnliche Weise wurde die treue Liebe jenes Knechtes belohnt, der nach Borellus (Hist. et observ. medic. physic. Cent. III. obs. 58) seinen Herrn am dritten Tage nach dem Verscheiden durch anhaltendes Einhauchen von Luft in die Lunge wieder belebte, und die Freundschaft eines Anderen, der auch dem verlassenen Leichnam des langjährigen Genossen (eines italienischen Klostergeistlichen) noch brüderliche Sorgfalt bewiesen. Von glücklichem Erfolg zeigten sich die Versuche an dem scheintodten, im Wasser ertrunkenen Edelmann (Cent. II, obs. 2), so wie an jenen Ertrunkenen, von denen Alexander Benedictus (de cur. morb. L. X, c. 9. p. 396) berichtet, und die beharrliche mütterliche Sorgfalt jener Frau in Ferrara, die sich den starren, kalten Leichnam der am Schlagfluß verstorbenen Tochter schlechterdings nicht (vor wirklichem Anfang der Verwesung) nehmen lassen wollte. Ueberhaupt hat in den meisten bekannt gewordenen Fällen von Wiederbelebung der Zustand von Scheintod am dritten Tage, entweder von selber, oder durch eine äußere Aufregung geendet. So bei dem Schlagflüssigen, dessen eine zu Coburg (1790) erschienene Abhandlung über den Scheintod erwähnt; bei dem Fabrikanten, welcher 1797, so wie bei einem Knaben, der 1791 in Wien scheinbar verstorben war. Am dritten Tage erwachten der Schulmeister Wenzel zu Mohlstädt bei Saarbrücken, die Wöchnerin (M. Zerenner) und der Schuhmacher Koch in Halle, die Gemahlin

eines hessischen Gelehrten, die Buchhändlersfrau zu Leipzig, der Schloßküster Wuth zu Hannover, Madame Lacour, der mailändische Geistliche, der Tischlermeister zu Paris so wie des Kochs Sohn zu Haag und der oben erwähnte, vom Blitz getroffene Bauer zu Rahnenwerder, wie man diese Fälle sämmtlich in Köppens Schrift über den Scheintod zusammengestellt finden kann. Am dritten Tage erwachte das Knäbchen des Wittenberger Glasers, das durch Theod. Kirchmayers Dissertation (de homin. appar. mort. c. 1, §. 6. De vitrario Witenbergensi, Augusto Schwenke) bekannt geworden; am dritten Tage die Metzgerstochter, deren mit innerlichen, lieblichen Visionen verbundenen Scheintod Joh. Ludw. Hannemann beschrieben. Der dritte Tag war der des Wiederauflebens für den scheintodten Fischer bei Zacutus Lusitanus, für die Gärtnersfrau in Paris, für den an der Pest verstorbenen und zufällig bis zu dieser Zeit unbeerdigt gebliebenen Mann nach Diemenbroeck so wie für die ebenfalls pestkrank gewesene Frau zu Köln; ferner für die Bäuerin zu Görlitz (nach Hagedorn. histor. med. phys. p. 267), welche nachher, wie die scheintodt gewesene Frau zu Auerbach im Voigtlande, ein beständiges, schwermüthiges Heimweh behalten. Bis zum dritten Tage hatte der todesähnliche Zustand der Starrsucht bei der ins Wasser gefallenen Marg. Larsdotter (nach Tilesius in den Abh. d. röm. kais. Akad. d. Nat. T. VI) angehalten, eben so lange bei der Jungfrau zu Hermannstadt, welche nach Fincelius (de prodig. p. 1), schon auf der Bahre stehend, mit Blutschwitzen erwachte, so wie die Jungfrau in Böhmen und der Knabe, von denen Balbin und Valvasor berichten. Wahrscheinlich am dritten Tag (am Tage der Beerdigung) erwachte das an den Blattern scheinbar verstorbene Mädchen, von welchem Brühier (a. a. O.) erzählt, als der Sarg zufällig von der Bahre fiel, so wie die schon begrabene Jungfrau zu Dole, deren Retter die eben am Begräbnißplatze weilenden Soldaten waren, und die zu Bar le Duc. Schon ganz nahe der Gefahr begraben zu werden, erwachte die treue, ernste Wohlthäterin und Pflegerin der Armen und Kranken, Frau v. H . . . t in St. Zum zweiten Male in seinem Leben erwachte aus dem Scheintod (der ihn schon einmal in seiner Kindheit befallen) am dritten Tage der Hallore Petsch zu Halle a. d. S.; zweimal in seinem Leben, einmal als Kind durch bösartige Blattern, das zweite Mal als Jüngling durch das Auftreffen eines Steines auf seinen Kopf, war scheintodt gewesen und beide Male am dritten Tag wieder aufgewacht der Abläder Brocke aus Quedlinburg (nach Köppen); dreimal sogar war durch den todesähnlichen Zustand an, ja in das Grab geführt und jedesmal daraus gerettet worden der normännische Edelmann, von welchem Ziegler in seinem Labyrinth der Zeit Nr. 404. S. 816 erzählt. Dieses öftere Wiederkehren der Erstarrung muß sich in solchen Fällen auf eine ähnliche Disposition des Leibes gegründet haben wie bei jenem Geistlichen, von welchem Caelius Rhodiginus: lection. antiq. L. 20. c. 16 berichtet, daß er einen solchen Zustand willkürlich habe hervorrufen können. — Die Fälle von einem Wiedererwachen nach dem dritten Tage sind ungleich seltener, sei es nun, daß sie, wie bei der Dame aus dem Hause Lasso, die Gruft und die Verwesung dem Auge verbirgt, oder, was bei weitem wahrscheinlicher ist, weil der dritte Tag der eigentlich kritische für diesen Mittelzustand ist, welcher sich dann entweder zur Verwesung oder zum Wiederaufleben wendet. Denn auch die eigentliche

Verwesung beginnt (nach S. 310 und 319) in der Regel am dritten Tag nach dem Tode und bei Solchen, welche (scheintodt) aus dem Wasser gezogen wurden, sah man zuweilen, auch wenn sie bald nachher wieder belebt wurden, die tiefste Entkräftung erst am dritten Tage weichen (so in einem Falle, den Moulin beobachtete). Am vierten Tage erwachte ein, durch den Genuß der Belladonna in Erstarrung Gerathener so wie die oben erwähnte sechzigjährige Frau zu Mainbernheim; am siebenten beim Geläute der Glocken Mylady Russell, deren Leichnam der zärtliche Gemahl auch nicht eher beerdigen lassen wollte, bis die gewissen Zeichen der Verwesung es geböten, so wie die Frau eines Tübingischen Gelehrten, nach Camerarius, und das achtjährige Hirtenmädchen, das den Mißhandlungen seiner Stiefmutter durch Entfliehen in den Wald entgehen wollte (nach Ludovici). Am siebenten oder neunten Tage erwachte die schon oben erwähnte Spinnerin zu Greenwich.

Bei mehreren dieser Scheintodten war zwar Puls und Odem unmerklich gewesen, aber die Glieder (wie bei dem oben erwähnten Hirtenmädchen) noch biegsam, zuweilen auch noch etwas warm, wie bei der von Hannemann beobachteten Metzgerstochter und bei vielen hier gar nicht angeführten Fällen vom Scheintode der Hysterischen, wie sie Salmuth, Jonston, Caspar a Rejes, Botton, Forest, Hildan, Cornaro (hist. admirab.), Pictor, Amat. Lusitanus und Andere erwähnen. — An dem Leibe des erschossenen Jünglings, den Gregorius Horst beobachtete, zeigten sich sieben Wochen lang keine Spuren von Verwesung, und die für tödtlich erkannten Wunden fingen in dieser Zeit öfter von selber wieder an zu bluten. Eben so blieb der Leichnam des zu Dorneck an den Wunden, welche er bei Steenkerken empfangen, verstorbenen Jünglings mehrere Wochen lang so frisch und von jugendlich blühendem Aussehen, daß der Bischof ihn in einem offenen Gewölbe beizusetzen befahl. Dieses frische blühende Aussehen zeigte sich auch (nach Heinr. Engelgrav. coel. empyr. 552. und Fernando disquis. 2. reliqu. c. 2. art. 2) an dem Leichnam des ehrwürdigen, in seinem 106. Jahre verstorbenen Thaddäus a Tacko. Die Glieder waren biegsam, das Angesicht wie bei einem fröhlich schlafenden Kinde. Papst Urban VIII. ließ ihn sechs Tage nach der Beerdigung wieder ausgraben und eine Ader öffnen, aus welcher das Blut wie bei einem Lebenden floß. Bei dem Theatiner Andr. Castaldius war nach Santorellus c. 9. p. 73 diesem frischen, biegsamen Zustand der Glieder und dem Anschein des Schlafes (sogar mit noch einiger spürbaren Wärme) eine Erstarrung und Todtenkälte vorausgegangen, welche aber nur einige Stunden angehalten hatten. An dem Leichnam des ungarischen Tyrannen Aba sollen nach Zwinger (theatr. vit. human.) sogar die Wunden nach dem Tode noch verharscht sein. (?) Sehr merkwürdig ist ohnehin die Schmerzen stillende und heilende Kraft des Scheintodzustandes, eine Kraft, welche schon der gewöhnliche Schlaf zeigt. Der oben erwähnte Abläder Brocke konnte, da er als Kind an bösartigen Blattern verstorben schien, beim Erwachen aus dem Scheintod auf dem vorhin schon ganz erblindeten Auge wieder sehen; das Wittenbergische Knäblein (August Schwenke), dessen zarten Leichnam man fast mitten im Winter, bloß mit dem Hemdlein bekleidet, an einen kalten Ort gelegt, verlangte, als es am Morgen der Beerdigung erwachte, sogleich zu trinken. Das Geräusch, welches der Hausgenosse beim Holen des Holzes neben der Leiche gemacht, schien

das Kind wie aus einem gesunden Morgenschlummer erweckt zu haben, und es schadete dem vorhin schon krank gewesenen und nun genesenen nicht einmal die Unvorsichtigkeit der Freunde, die den Knaben aus der Winterkälte herein sogleich zum warmen Ofen brachten. Schlagflüssig, ja sogar an der Pest und andren, vorhin alle Kräfte lähmenden Uebeln Verstorbene konnten, wenn sie aus dem todähnlichen Schlummer erwachten, die Glieder von neuem brauchen; das oben erwähnte Weib zu Köln ging unbeschwert den Weg vom Begräbnißplatze zu ihrer Wohnung; der höchst merkwürdige Hans Engelbrecht in Braunschweig, der vor seinem Verscheiden durch die lange Krankheit so abgemattet gewesen, daß er kein Glied rühren, kein vernehmliches Wort mehr reden konnte, fand sich beim Wiedererwachen vom Scheintod so gestärkt, daß er aufstand wie ein Genesener und nicht aufhören wollte, das, was er innerlich erfahren, laut zu erzählen. — In vielen der angeführten Fälle fehlte das Bewußtsein wie bei tiefem Schlummer oder Ohnmacht gänzlich. Der oben angeführte Gärtner zu Trottningholm, der 16 Stunden unter dem Eis gewesen, erinnerte sich jedoch, nachdem er aus der Erstarrung gerettet worden, wie im Traume, daß er unter dem Wasser die Glocken der benachbarten Stadt gehört habe. Deutlicher noch, denn er war bei vollkommenem Selbstbewußtsein, hörte der Holländer, von welchem Kuntel erzählt, in seiner Starrsucht unter dem Wasser das Läuten der Glocken, fühlte (schmerzlich) das Aufschlagen auf der über ihm gelegenen Wasserfläche und die neben ihm niedergestoßenen Stangen, unfähig, diese zu ergreifen. Aehnliche Geschichten von scheintodten Menschen, welche in ihrer Starrsucht alles fühlten und vernahmen, was mit ihrem Leibe und neben demselben vorging; welche alle die Anstalten zu ihrem nahen Begräbnisse bemerkten, ohne im Stande zu sein, ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, erzählt Boerhave de morbis nervor. II. 378, 443 u. a. Hiervon ist jedoch der Zustand der inneren Entzückung oder Ekstase zu unterscheiden, welcher bei gänzlich mangelndem äußeren Gefühl die Seele der Scheintodten zuweilen ergreift. In vielen Fällen, davon einige bereits oben erwähnt worden, war nämlich die äußere todähnliche Erstarrung innerlich mit einem Zustand der lebendigsten Bewegung der Seele und mit so übermächtigen, — lieblichen Gefühlen oder mit Schrecknissen — zusammengesellt gewesen, daß die Wiedererwachten den Eindruck davon nie wieder aus der Seele verloren, und daß Mehrere schon die Erinnerung an diesen Traumzustand der höheren, geistigen Art so beredt machte wie jenen Pamphylier Eris oder wie den oben erwähnten Hans Engelbrecht. Schon mit tiefen Ohnmachten ist, wie einige in den medicinischen Anekdoten erzählte Fälle bezeugen, öfters ein Gefühl von unbegreiflich süßer Ruhe verbunden.

Der hochbejahrte, ganz abgelebte Herr von Adel, an welchem man die oben S. 305 erwähnten Wiederbelebungsversuche machte und ihm hierdurch die Qualen des Sterbens auf mehrere Tage hinaus verlängerte, hatte diese Versuche schon einige Zeit vor seinem Tode selber anbefohlen und angeordnet. Das Faß mit der zu den warmen Bädern bestimmten aufregenden Flüssigkeit, das er, so wie alle nöthigen Manipulationen, den Seinen bezeichnet hatte, stand schon längst bereit. Der Verfasser kennt diesen Fall, der in seiner ganzen, merkwürdigen Ausdehnung nicht hieher gehört, durch eine gemeinsame Freundin aus der Erzählung der einzigen Tochter des Greises selber, welcher, wie dieß viel-

leicht einige Leser schon erriethen, ein Freund des berühmten Mesmer war und in Frankreich lebte. Wenn auch wirklich in mehreren Fällen nach dem letzten Odemzuge und selbst nach dem Erstarren der Glieder noch ein Mittelzustand zwischen Ohnmacht und Tod stattfindet, in welchem die bisherige Einwirkung der Seele auf den Leib noch nicht unwiderruflich aufgelöst ist, so gehet dennoch jener bewußtlose oder tiefträumende Mittelzustand bald in das eigentliche Reich des Todes hinüber. Die zum Theil auch oben erwähnten, immerhin außerordentlich seltenen Geschichten eines Wiederauflebens, besonders am dritten Tage nach dem scheinbaren Verscheiden, ermahnen allerdings zu großer Vorsicht in Beziehung auf die Zeit der Beerdigung solcher Leichen, an denen noch keine sicheren Zeichen der Verwesung sichtbar sind; wie ungegründet und übertrieben jedoch die gewöhnliche Furcht vor dem Scheintod sei, das hat sich seit der Einrichtung der Todtenhäuser und der Anordnung aller nur ersinnlichen Vorsichtsmaßregeln in neuerer Zeit gezeigt. Die hierbei wieder zum Leben Gekommenen waren fast immer solche, an deren wirklichem Tode die Aerzte gleich Anfangs gezweifelt hatten.

Das oben erwähnte kranke Mädchen, das James Eccles beobachtete (Edinb. medic. Essays. T. V.), verlor, nachdem man ihm wegen krampfhafter Verschließung des Schlundes und wegen des furchtbaren Tetanus, der bei jeder mit ihr vorgenommenen kleinen Bewegung eintrat, gegen vier Wochen lang gar nichts hatte beibringen können, zuerst das Gesicht, wobei die Augäpfel convulsivisch nach oben gezogen waren, später das Gehör, erkannte aber dann noch ihre Freunde, sobald sie ihre Hand berührten, und nannte sie beim Namen. Nachdem dieser Scheintod der oberen Sinnen und die Bewegungslosigkeit aller Glieder außer dem Sprachorgan einen Monat gedauert hatte, erwachte sie wieder und verlangte etwas flüssige Nahrung. Hierbei aber war es bemerkenswerth, daß sie, da sie doch während ihres bewegungslosen Zustandes gar nicht abgemagert hatte, jetzt bei dem Genuß der Pflanzennahrung (Fleisch konnte sie nicht vertragen) zusehends abzehrte und nach einigen Monaten plötzlich starb. — Eine noch zurückgebliebene Fähigkeit, die Schließmuskeln der Augenlieder zu bewegen, als der ganze übrige Leib schon starr und stumm war, zeigte sich an Frau Günther in Dresden. — Die Erzählung bei Marcell. Donat. histor. mir. p. 138 von der am Schlagfluß gestorbenen Nonne bedürfte wohl noch anderer, bekräftigender Zeugnisse als jenes der liebenden Freundin. — Davon, daß jung Sterbende auf einmal im Tode ihren Eltern und Ahnen sehr gleich werden, erzählen Peter Pasqueur, Fasch und Borellus Fälle; das Grauwerden der Haare in der Stunde des letzten Kampfes bemerkten Ben. Gründel und viele Andere; dagegen wurde der selige Mollenbrok einige Stunden nach dem Tode in seinem jugendlich sich erheiternden Angesicht einem Portrait ähnlich, das ihn als 23jährigen Jüngling abbildete, obgleich schon seit Jahren kein Mensch mehr in diesem Bilde ihn erkannt hätte (m. v. Th. Bierling in seinem thesaur. theoret. pract. p. 350). — Von dem Fortwirken mancher (etwa gewaltsam durch Arzneimittel aufgeregten) Thätigkeiten des Darmkanals, der Haut, selbst der Thränendrüsen, vorzüglich aber des Systems der Generationsorgane, s. m. Fälle zusammengestellt in meinen Ahndungen einer allgem. Gesch. des Leb. 2. Theiles 1. Band, S. 39 bis 44, meist aus Garmann: de miraculis mortuorum. Am merkwürdigsten sind hierunter die von einem Gebären nach dem Tode, welches nicht bloß an gewaltsam getödteten Müttern (z. B. an der Hochschwangeren, welche das spanische Inquisitionsgericht hatte hängen lassen, nach Camerarius) beobachtet worden, sondern auch an solchen, welche natürlichen Todes gestorben. Unter andern geben diese Fälle über das selbstständig abgegrenzte Verhältniß, in welchem das Leben des Kindes zu dem der Mutter steht, vielen Aufschluß. Bei zusammengewachsenen Zwillings- oder vielmehr Doppelmenschen erfolgt der Tod des einen, eben noch gesunden und munteren, augenblicklich nach dem Tod des andern; dagegen verrieth nach Doläus (observ. p. 279) ein ungebornes Kind noch 12 Stunden nach dem Tode der Mutter sein Leben durch lebhafte Bewegungen; und Gregor Nimmann (dissertat. de vita foet. in utero), Bartholin (cent. II. obs. 99. p. 350) haben Beispiele von einem noch längeren Fortleben des ungeborenen Kindes in der todten Mutter aufgeführt, denn ein solches im kalten Leichnam lebendes Kind wurde noch am zweiten Tage nach dem Verscheiden der Mutter gesund ans Licht gebracht, wie das Kind, das nach Levrets Bericht aus der sterbenden Herzogin geboren worden, obgleich die Eingeweide schon in Verderbniß übergegangen gewesen, und jenes, das ein Wundarzt nach dem Journal des Savans von 1744 noch aus der todten Mutter rettete. So hat man mehrmalen „noch im Sarge, vor dem Begräbniß der Mutter, das Geschrei der aus dem Tode geborenen Kinder gehört.[1] Ein zärtlicher Gatte, welcher den Leichnam der geliebten Beerdigten noch einmal zu sehen verlangte, hat auf diese Weise den glücklichen Augenblick getroffen und das lebendige und gesunde Kind aus dem Sarge der Todten empfangen“ (m. Ahnd. ein. allgem. Gesch. d. L. II. 1, S. 41, und die Geschichte des Julius Civilis bei Er. Franziscus und in den medicinischen Anekdoten). Insgemein waren jedoch solche nach dem Tode der unbeerdigten oder auch schon beerdigten Mütter ans Licht getretene Kinder todt und sogar schon in Fäulniß übergegangen, wie in den meisten Fällen, welche angeführt werden bei Harvacus, de partu p. 345; Salmuth. obs. 36, p. 75; Wolf. obs. chirurg. med. 41, p. 131; Joh. Riolan. L. 6. Anthrop. p. 398; Watson, synops. Philos. Bartholin V, 2, Act. Hafn. obs. 35, p. 92; Heyer, obs. 44, p. 50; D. Cornaro hist. admirab. 15, p. 48. — Ueber die Umkehrung der natürlichen Bewegungen des Blutes in den Venen so wie über die letzte Wirksamkeit der Muskeln im Sterben s. m. ebenfalls m. Ahnd. II, 1. Bemerkenswerth ist der von Mitlacher (dissert. de part. difficil.) erzählte Fall von einer noch 1½ Stunden nach dem wirklich erfolgten Tode sich zeigenden convulsivischen Bewegung an einigen Fingermuskeln der linken Hand. Ueber große Muskelkräfte, noch in den letzten Augenblicken des Lebens entfaltet, vergl. m. m. Ahnd. u. s. S. 35 und 36.

Das oben S. 308 erwähnte, höhere Aufleben des inneren Menschen in der Todesstunde des äußeren, zeigte sich unter anderen auch bei dem trefflichen alten Kirchenlehrer, Johann Arndt. Als dieser unmittelbar vor dem Beginnen des letzten Kampfes aus einem kurzen Schlummer erwacht war, sprach er mit nach oben gewendeten Augen von einer Herrlichkeit, die er gesehen, von einer Herrlichkeit „als des eingebornen Sohnes vom Vater“. Und als die treue

[1] Ein solches Kind war Franz Arevallos de Suasso.

Hausfrau ihn fragte, wann er diese Herrlichkeit gesehen, antwortete der Greis: eben jetzt habe er sie gesehen, „sie, die kein Auge bemerkt, kein Ohr gehöret hat, die in keines Menschen Herz gekommen ist." — Fälle, wo bei Sterbenden, mehr noch als bei sogenannt magnetisch Hellsehenden, Sprache und singende Stimme sich veredelt und gleichsam verklärt hatte, sind dem Verfasser selber, zum Theil aus eigener Beobachtung, bekannt.

Die sehr merkwürdige Uebereinstimmung der Aussagen scheintodt gewesener Menschen von den verschiedensten Völkern und Religionen über die Gesichte und inneren Gefühle, welche ihnen in jenem Zustand geworden, ist weiter auseinandergesetzt in m. Ahnd. e. a. G. d. L. II, 1. S. 14. Die scheintodte (heidnische) Mexikanerin, von welcher Clavigero in seiner Gesch. von Mexiko erzählt, hatte fast dasselbe erfahren, was der scheintodte Fleischer in Stuttgart, was Hans Engelbrecht u. A. erzählten.

Fäulniß an einzelnen Theilen kann noch zugleich mit den letzten Regungen des inwohnenden Lebens zusammenbestehen; dieß zeigte die bekannte Geschichte des Sohnes der Madame Godin so wie die des Bettlers in Paris (m. vergl. Frorieps Notizen a. d. Gebiete d. Nat. u. Heilk. B. XIX. S. 207). Ueber das neue Flüssigwerden des Blutes, die wiederkehrende Röthe oder das Anschwellen des Angesichts, besonders aber das Aufschwellen des Unterleibes — eines der ersten Zeichen der eigentlichen, allgemeinen Verwesung, so wie über die Beförderungsmittel der Fäulniß, vergl. m. m. Ahnd. u. f. S. 50 bis 55 so wie 71 bis 73. Der Aushauch, welcher sich besonders in den Eingeweiden des Unterleibs und der Brusthöhle der verwesenden Leichname entwickelt, zeigt sich an Lebenden öfters als ein schnell tödtendes Gift. In einem merkwürdigen Falle, den Edmund de Meara (in den Observ. med. rar. p. 137) beschreibt, hatte ein Kuß, womit in unschicklicher Zärtlichkeit ein Ehemann sich den Lippen seiner schon seit 4 Tagen verstorbenen Gemahlin genahet, zwar nicht tödtende Wirkung gehabt, aber so oft später der Mann von einer heftigen Gemüthsbewegung ergriffen oder vom Genuß des Weins erwärmt war, nahm sein Odem einen für die Umstehenden unerträglichen Leichengeruch an. Ueber die lange unverwest gebliebenen Leichname v. m. m. Ahnd. II, 1 S. 62 und meine Ansichten von der Nachtseite der Natur in der achten Vorlesung. Ein seltsames Schicksal hatte unter anderen die in der ersten Auflage jenes Buches (1808) und hieraus in einer damals zu Dresden erschienenen Zeitschrift, Phöbus genannt, von mir dem alten ehrwürdigen Toberville Bergmann nacherzählte Geschichte des Bergmannes zu Fahlun. Einige Zeitungen nahmen diese alte Geschichte auf, als sei sie „erst jetzt geschehen," und so lief sie als Tagesneuigkeit auch in andere als deutsche Blätter, hatte das Glück von dem trefflichen Hebel nacherzählt zu werden, wurde zuletzt sogar „dramatisch."

Ein Beispiel von einer außergewöhnlich schnell „verwesten," ohne alle Spur aus dem Sarge verschwundenen Leiche gab die des ehrwürdigen Erzbischofes Hoyer zu Hamburg (m. v. m. Ahnd. u. f. S. 68 und 69, nach Zwinger a. a. O.). Ueber das Erscheinen des Phosphors und der dieses Erscheinen begleitenden bunten Farben a. a. O. S. 81 u. f. Entwicklung des giftigen, oft plötzlich tödtenden Gases aus Leichnamen S. 65 u. f.; Beispiele von Sebstverbrennung S. 68, phosphorescirenden, ja brennenden Leichnamen, S. 69; Zerbersten des

Schädels, besonders bei Solchen, die an der Pest gestorben waren (so bei der in Polen 1622 grassirenden heftigen Pest nach W. Rolfinck, S. 70); größerer Brennbarkeit der weiblichen Leichen vor den männlichen schon den Alten bekannt, S. 71. Wohlriechende Stoffe aus verwesenden thierischen Theilen erhalten S. 90. Das Entstehen der talgartigen Substanzen von S. 105 bis 129; die angebliche prima materia der Alten S. 130 bis 145. Uebereinstimmung der begleitenden Erscheinungen bei der Verwesung und Erzeugung S. 95 und an vielen andern Stellen des angeführten Buches.

Zu vielem in diesem Paragraphen Gesagten gibt auch noch weitere erläuternde Belege die höchst sonderbare gerichtliche Untersuchung, welche am 7. Jan. 1732 im Dorfe Medwedia des Königreichs Serbien mit einer Anzahl, zum Theil schon seit etlichen Monaten begrabenen Leichnamen vorgenommen worden, weil man diese Leichname für Vampyren gehalten. M. v. Mich. Wagners Beiträge zur philosophischen Anthropologie, B. II, S. 20 u. f.

Der äußere Unterschied des leiblichen Menschen von den Thieren.

§. 24.

Es ist nicht das, was zum leiblichen Genuß lockt, es ist nicht das sinnlich Liebreizende, was der denkende Geist dieses Reizes wegen schön findet und schön nennt, es rühret denselben auch nicht das Riesenhafte und Gewaltige, bloß weil es riesenhaft und massig ist, sondern das im Dunkel wohnende, aber für das Licht gemachte Auge wird nur von dem Anblick solcher Gegenstände gerührt, auf welche von oben ein Strahl dieses Lichtes fällt.

Wäre nur das sinnlich Liebreizende schön, so würde das Auge sich nie über das Gleichartige und leiblich Verwandte erheben, der häßliche Tartar würde von dem Anblick der harmonischen Formen einer edleren Menschengestalt nicht gerührt werden, das Menschenauge würde nicht mit solchem Wohlgefallen vom grünenden Boden hinauf nach dem blauen Himmel und seinen Gestirnen blicken.

Wäre es nur das Massige und Gewaltige, was den beachtenden Sinn so an sich zöge und rührte, so würden jene steilen, gähen Klippengebirge Californiens, von deren Höhen täglich die glühende Mittagshitze aus unbewölktem Himmel herabsteigt in das nackte Thal, nicht geringeren Eindruck machen als die Alpengebirge der Schweiz oder der mächtige Aetna. Wäre es nur eine Erschütterung unserer Sehe- und Hörnerven, welche das Bedürfniß nach Aufregung der innren Lebensthätigkeit befriedigte, so müßte ein flammend helles Roth oder Gelb, das sich über eine ganze, weite Fläche ergossen, oder der laute Hall einer eintönigen Pfeife die gleiche Wirkung auf unsre Sinnen machen als der Anblick oder das Hören mehrerer zusammengesellter Farben und Töne; oder es müßte dem vernehmenden Sinne wenigstens die Art und Weise dieser Zusammengesellung gleichgültig sein.

Der Sprache des Geistes liegt eine Mathematik der höheren Ordnung zu Grunde, von welcher unsre Mathematik ein schwaches, leises Schattenbild ist. Die Schrift, in welcher jene Sprache zu uns redet, und deren Sinn der Geist ahndet, bestehet in bedeutungsvollen, harmonischen Zahlen und symmetrischen Zeichen. Alle ihre Worte sind verschiedene Ausdrücke nur für einen und denselben Namen, und nur dieser Name ist es, von dessen Zügen und inwohnender magischer Kraft das Auge des innren Menschen, welches nach Dem verlangt, was schön ist, angezogen und erfreut wird.

Es ist ein allgemeiner Grund alles Seins und Lebens, eine ewige allwaltende Liebe. Ihr Wesen ist Harmonie und unwandelbare Ordnung. Ueberall, wo ihr Odem wehet und wohin ihr Fuß tritt, verkündet sich ihr Nahesein durch den Rhythmus der Farben wie der Gestalten. Diese Harmonie des Sinnlichen, welche der Abglanz einer höheren Ordnung ist, verstehet, da wo sie zum Ton wird, nicht allein das Ohr des Menschen, sondern die weidende Heerde, wenn sie nach dem lieblichen Liede der Hirtenflöte hinhorcht, bezeuget durch ihr freudiges Bewegen, daß der Lebenshauch, der im Thiere wohnet, dasselbe Gesetz über und in sich vernehme, welches die ganze Sichtbarkeit regieret und gestaltet. Es ist diese harmonische Stufenleiter, auf welcher der betrachtende Sinn vom grünenden Rebenhügel des Thales zu dem Mittelgebirge der Castanien und von diesem zu der äußersten, ernsten Felsenwand der Tannenwälder mit dem nackten Felsengipfel emporsteigt, wenn ihn der Anblick der wundervollen Welt zu dem Gefühl eines Oberen und Göttlichen erhebt.

Auf der Menschengestalt ruhet der Abglanz einer Schönheit und Majestät, für deren stilles Walten selbst das Thier nicht ohne Sinn scheinet, wenn der hungernde Löwe des langsameren Menschen verschonet, und das Lastthier im Sprunge fähet, oder wenn auf unbesuchten Inseln das niegesehene Wunder dieser Gestalt die Geflügel der Wüste neugierig umschwärmen.

Nach einer tiefgründenden Lehre des Alterthums ist der Geist des Menschen in seinen Kräften ein Gleichniß des Schöpfers selber, sein Leib ein Gleichniß der sichtbaren Schöpfungen; denn nach gewissem Maße wohnt in jenem ein Abglanz der allbedenkenden Weisheit, in diesem ein Nachbild der harmonisch-schönen Gestaltung des Weltganzen. Zunächst sind es das Planetensystem und noch mehr die Erde selber, welche der Mensch bewohnt, deren Raum- und Zeitverhältnisse sich an den Raum- und Zeitverhältnissen seines Leibes abspiegeln.

Wir erinnern hier zuerst an jenes freilich sehr bekannte Verhältniß, in welchem die mittlere Geschwindigkeit eines gehenden Menschen und mithin auch die mittlere Größe seines Leibes mit der Geschwindigkeit der Fortbewegung der Erde auf ihrer Bahn und mit der Größe von dieser stehet. Schon die alten Chaldäer kannten dieses Verhältniß, nach welchem ein

Mann von gewöhnlicher Größe und Schnelligkeit des Ganges in einer gewissen Zeit, wir wollen sagen in 6 Stunden, einen eben so großen Theil von dem Umfang seines Planeten durchwandern könnte, als dieser indeß in seinem Laufe von dem Umfang seiner Bahn um die Sonne (oder scheinbar die Sonne von ihrer Bahn um die Erde) zurücklegt ($^1/_4$ Grad). Beide, die Fortbewegung der Erde auf ihrer Bahn und die des gehenden Menschen auf dem Umkreis seines Planeten, sind sich darin gleich, daß sie während der Dauer eines 24stündigen Tages den $365^1/_4$ten Theil des gesammten Weges abmessen. Ein Riese wie ein Zwerg, ein Greis wie ein Kind würden aber dieses Maß der Bewegung nicht einhalten.

In der Anordnung der einzelnen Hauptorgane des Leibes scheinen die vier Sinnorgane des Hauptes an die vier sonnennähern Planeten unsres Systemes, Mercur, Venus, Erde, Mars, zu erinnern. Eben so die Gruppe der Asteroiden an die dynamische (nicht räumliche) Mitte zwischen den Systemen des Hauptes und Rumpfes, an die Region des Halses, während die jenseits dieser Abgränzung gelegenen massenhafteren Planeten, welche unter sich in all ihren Naturverhältnissen eine nicht minder gleichartige und zusammengehörige Ordnung bilden als die vier sonnennähern, an die Gliedermassen des Rumpfes erinnern.

Eine besondre Beachtung verdienen jene Zahlenverhältnisse, welche wir in der räumlichen Gestaltung des Menschenleibes wie in dem Zeitmaß seiner Bewegungen öfters wiederkehren sehen. Die gesammte Länge der aufrechten Menschengestalt beträgt gegen acht Kopflängen. Berücksichtigen wir jedoch bei diesen Messungen die Ausdehnung des eigentlichen Systemes des Hauptes, zu welchem das mit der Zunge verbundene Gebiet der Stimmorgane bis an die Gegend des Kehlkopfes gehört, so ist diese eigentliche Hauptlänge gerade siebenmal in der Gesammtlänge des Menschenleibes enthalten. Auf ein beständiges Wiederkehren der bedeutungsvollen Zahl Sieben auch in andren Bildungsverhältnissen des Menschenleibes haben wir bereits oben an verschiedenen Stellen aufmerksam gemacht.

Diesen sinnvollen Siebenklang wiederholt dann auch die bildende und lebendig bewegende Kraft in den Raum- wie in den Zeitverhältnissen des Planetensystemes beständig von neuem, und wenn sie auch zuweilen einen andern, harmonisch verwandten Accord gegriffen, so kehrt sie doch immer wieder zu jenem Grundton zurück. Denn es misset der Abstand des Uranus von der Sonne nahe siebenmal so viel als der des Asteroidengebietes, siebenmal sieben so viel als der des Mercur; ein Jahr des Uranus dauert sieben Jupiter-, ein Jahr des Mars zwischen sieben und acht Mercurjahre, und wenn anderwärts statt der Zahl Sieben die Neunzehn auftritt, so wird der Einklang beider Zahlen bald nach dem dritten Keplerischen Gesetz erkannt. Denn der Cubus von sieben stehet nahe dem Quadrat von neunzehn.

Auf dieselbe Weise wird, wie in den Raum-, so auch in den Zeitverhältnissen der Entwicklungsgeschichte des Menschenleibes und seiner innren Lebensbewegungen im kranken wie im gesunden Zustande eine Abtheilung durch Sieben in großer Beständigkeit gefunden, und die Wichtigkeit der sieben- und viermal siebentägigen, der siebenjährigen und anderer harmonisch hiermit verbundener Perioden in der Naturgeschichte des Menschen ist von den Naturforschern wie von den Aerzten in großer Allgemeinheit anerkannt worden. Selbst an den oben (§. 12) erwähnten Zeitverhältnissen der Blutumläufe und Athmungen sowie in der gewöhnlichen Dauer des Menschenlebens zeigt sich eine Abspiegelung allgemeinerer, umfassenderer Naturperioden in den Zeiten des Menschen. Denn wenn das gewöhnliche Maß der Lebenszeit bei unsrem Geschlecht schon nach jenem alten Gebetliede des Moses und nach Solons Ausspruch an Crösus siebenzig Jahre beträgt, so wiederholt sich in dieser Zeit nach verjüngtem Maßstabe die Zeit jenes bedeutungsvollen Aeons, welchen man öfters das Platonische Jahr genannt hat. Nach einer runden, etwas zu groß angenommenen Zahl sollte diese Periode des Vorrückens der Nachtgleichen, nach deren Verlauf der Ort der Frühlingsnachtgleiche wieder an denselben Punkt fällt, von welchem er ausgegangen, 25,920 Erdenjahre dauren. Sie ist jedoch kürzer, und wenn wir ihren jährlichen Betrag im Mittel, vielleicht noch immer zu gering, statt 50 auf 50,225 Secunden setzen, ist ihre Dauer 25,800 Jahre. Wie das Erdenjahr $365\frac{1}{4}$ einzelne Tage, umfaßt jenes größere Naturjahr $365\frac{1}{4}$ Zeiträume von nahe 70 (genauer $70\frac{1}{3}$) Jahren, jene Spanne Zeit des Menschenlebens, die gleich ist dem einzelnen Augenblick einer Nachtwache. (Ps. 90.)

Ein Hindurchgehen und beständiges sich Wiederholen der hehren Siebenzahl durch das ganze Reich der Sichtbarkeit bis zu der harmonischen Stufenleiter unserer Töne, unserer Farben, Gestalten und Ordnungen der Lebensreiche, ja bis zu den Intervallen des Raumes und der Zeiten des Planetensystemes und des Menschenleibes, läßt uns vermuthen, daß jene Zahl gleichsam eines der Namenszeichen, eine hieroglyphische Andeutung jenes Wesens sei, durch dessen Kräfte die ganze Sichtbarkeit geschaffen und gestaltet ist, so wie noch jetzt beständig erhalten und bewegt wird. Ein Schattenriß jener Grundform alles Seins ist auch das Planetensystem; ein Gleichniß und Ebenbild derselben im Reiche der Sichtbarkeit ist die Gestalt des Menschen.

Wenn die bildende Natur in die aufrechte, gen Himmel gekehrte Stellung des Menschenleibes, wie dieß schon das Alterthum erkannte, ein Hauptvorrecht des leiblichen Menschen vor dem Thiere setzte und in diese Stellung eine solche Wichtigkeit legte, daß sie bei der Anordnung und Bildung aller einzelnen Theile unsres Leibes bis ins Kleinste auf diesen Zweck hinarbeitete, so verräth sie auch hierdurch, daß die Sprache des in ihr waltenden

Geistes eine Mathematik der höheren Ordnung sei. Die Arbeitsbienen eines Bienenstockes bilden, wenn ihnen mit dem lebenden Weisel zugleich alle Brut der künftigen Weisel genommen worden, die kaum dem Ei entschlüpfte Larve einer werden sollenden Arbeitsbiene unter andern auch dadurch zum künftigen Weisel um, daß sie die Richtung der Brutzelle, worinnen die Larve liegt, aus der horizontalen (liegenden) in die senkrechte umändern. Als sei in diesem Bildungs- und Umwandlungsgeschäft nicht allein die Veränderung des Futters, sondern auch die Stellung des wachsenden Thieres von wesentlich wichtigem Einfluß.

Der Mensch ist nicht durch allmähliches Angewöhnen (wie Einige wollten) von dem vierfüßigen Gange zu dem aufrechten gelangt; sondern er ist so unausweichbar zu diesem geboren als der Fisch zum Schwimmen, der Wurm zum Kriechen. Denn er sähe sich, würde er etwa zum Gehen auf allen Vieren gezwungen, in dieser Bewegung schon durch die unverhältnißmäßige Länge seiner Hinterfüße zu den vordern, oder Armen, durch die vorwärts geneigten Kniee, durch den weiten Abstand der Arme an beiden Seiten der breiten Brust, auf qualvolle Weise gehindert. Bei einer solchen, für ihn unnatürlichen Stellung würden die nach vorn stehenden Augen beständig zum Boden sehen, denn die Nackenbänder, welche den Kopf des vierfüßigen Thieres emporwärts und nach vornen richten, sind an dem kurzen Halse des Menschen verhältnißmäßig so zart gebaut, daß sie den Kopf nicht aufrecht zu halten vermögen. Es würde hierbei selbst die eigne, innre Lebensfülle des Blutes diesem vollkommensten unter allen Lebendigen zur drückenden Last werden, weil die Anordnung und Verästelung der Gefäße, welche das Blut vom Herzen zum Gehirn führen, bei ihm bloß für die aufrechte Stellung berechnet ist, und in den niedren und vorwärts gebognen Kopf würde das Arterienblut mit solcher Macht einströmen, daß ein beständiges Gefühl von Dumpfheit und Ueberfüllung die Thätigkeit des Gehirnes beengte. In der That, der Mensch als Vierfüßer wäre nach dem Ausdruck eines trefflichen Naturforschers das unglückseligste und lächerlichste von allen Thieren.

So aber sind zu diesem aufrechten Gange die Gestalt der breitsohligen, nicht wie bei dem Affen zum Zugreifen geschickten Füße, das flache Becken, die nicht mehr kahnförmig zusammengedrückte, sondern nach beiden Seiten hin erweiterte Brust gemacht; jene Muskeln, welche beim Gehen und Stehen das Kniegelenk geradstrecken und die Last des Leibes tragen und fortbewegen sollen, sind von ausgezeichneter Kraft und Stärke, und mit der richtig gewählten Stellung fügen sich nun auch alle andern Theile zum schönsten Ebenmaß. Der Schädel ruhet sicher auf der senkrecht stehenden Wirbelsäule, deren oberstes Endglied (der Atlas) durch seinen Bau zu einem Träger des verhältnißmäßig schweren Hauptes in solcher Richtung vorzugsweise geeignet ist. Die Augen sehen unter der breitgewölbten Stirn nach

vornen und können durch eine leichte Bewegung des Hauptes nach oben gewendet werden; die Hände treten in die schicklichste Lage zu ihrem angewiesenen Geschäft, und die Einrichtung der Gefäße, welche das Blut zum Gehirn führen, erscheint nun gerade als die günstigste von allen für einen so gebauten und gestellten Leib.

Jene ganze Gestaltung des Körpers, welche unter andrem auch den aufrechten Gang möglich machet, gründet sich übrigens auf die kräftiger hervortretende Ausbildung der beiden Hälften oder Seiten des Leibes. Bei der Bildung des Körpers aller Lebendigen sehen wir nämlich zwei Richtungen der gestaltenden Kraft thätig, wovon wir die eine die magnetische, die andere die elektrische nennen möchten. Jene entfaltet die Gliederung des Leibes seiner Länge nach und begründet den Gegensatz zwischen Haupt und Rumpf; diese ruft die Theilung in zwei sich vollkommen ähnliche Hälften, eine rechte und linke, hervor. Es wird in der Gestaltung der äußren so wie der innren Theile — selbst des Gehirns — beim Säugthier ungleich mehr als beim Menschen die magnetische Richtung (der Länge) über die Entfaltung des Leibes nach beiden Seiten hin vorherrschend gefunden. Hierauf gründet sich unter andrem selbst jene Verschiedenheit des Profilumrisses beim menschlichen Haupte und Angesicht von dem thierischen, deren physiognomische Bedeutung schon längst anerkannt worden. Am Antlitz des Thieres zeigt sich jener Umriß in die Länge, von vorn nach hinten gedehnt, es tritt das Gebiß als vorherrschender Bestandtheil vor den Vorderschädel heraus; während sich beim Menschen der ganze untere Theil des Gesichts, die verhältnißmäßig zarten Kinnladen mit ihrem Munde zurückziehen und dem nach beiden Seiten kräftiger entwickelten Vorderhaupte so wie der Oberhälfte des Antlitzes mit seinen lebensvollen Augen sich unterordnen.

Ueberhaupt haben die Kinnladen des Menschenleibes eine edlere und leichtere Bestimmung als jene des Thieres, und das Haupt des Menschen, als Siebentheil seiner ganzen Länge, erinnert auch dadurch an die uralte Eintheilung der siebentägigen Woche, daß es mehr als bei allen andren sichtbaren Lebendigen zur leiblichen Ruhe, zur stillen innren, geistigen Betrachtung gemacht ist. Dieser feine Mund mit seinen zarten Kinnbacken und symmetrisch gestellten Zähnen erscheint nicht wie beim pflanzenfressenden Säugthier zum Abrupfen und Abbrechen der Gräser und Zweige, nicht wie beim Raubthier zum Erfassen und Tragen der Beute geeignet; sondern die Hände, am arbeitenden Theil des Leibes, sind auch hier dem Haupte zum Dienst gegeben, für welches sie die Speise gewinnen und bereiten, und welchem sie zuletzt dieselbe darreichen. Denn es ist der Mund des Menschen schon mehr zum Dienst der denkenden Seele als des Leibes geschaffen, und wie dieses Organ beim Thier dem übrigen Leibe seine Speise gibt, so gibt der sprechende Mund unsrer Seele ihre Nahrung.

Bei diesem Sprechen sind nicht allein die Zunge, der Mund und die

Werkzeuge der Stimme geschäftig, sondern es sind alle Theile des leichtbeweglichen Menschenangesichtes zum Mitsprechen gemacht. Hierauf arbeitet die bildende Natur vorbereitend schon im Thierreich hin. Denn während nur bei einigen vollkommneren Vögeln die Kinnladen (der Schnabel), und auch dieß nur nach der Wurzel hin, mit einem fleischartigen Wesen bekleidet, bei den andren aber nackt sind, bedeckt sich allerdings bei dem Säugthier das ganze Gebiß mit einer Lage von Muskeln und dem Fell. Es sind aber diese Muskeln an den meisten nur zu den Bewegungen des Mundes und der Nase beim Fressen und beim Riechen bestimmt, und erst an dem menschenähnlichen Affen beginnen sie die Vorübungen zu ihrem neuen Geschäft. Wie jedoch jede neue, höhere Richtung in der Natur, ehe sie das rechte ruhige Ebenmaß findet, zuerst mit dem augenfälligeren Extrem beginnt, so erscheint das Spiel der Gesichtsmuskeln ohne eine denkende, ordnende Seele als widerliche Grimasse, ähnlich dem unwillkürlichen Zucken eines krankhaft angeregten Gliedes. Nur bei dem Menschen gestaltet sich jene Decke der Kinnladen zu einem Organ der denkenden Seele, auf welchem sich, wie die Bewegungen der Luft auf einem klaren See, alle Regungen und Leidenschaften des innren Wesens abspiegeln. Die Sprache der Mienen am Angesicht seines Herrn versteht selbst das Hausthier. Nicht ohne besondere Bedeutung erscheint es auch, daß nur der Mensch durch einen eigenthümlich ihm hiezu gegebenen Muskel wahrhaft zu lachen vermag, welche Bewegung kein andres Thier machahmet; während jene des Weinens, wozu freilich in vollkommnerem Maße auch nur der Mensch befähigt ist, noch eher von dem menschenähnlichen Orangoutang nachgemacht werden kann.

Ein besondres Gewicht scheint bei dem Menschen auf die vielseitigste, vollkommenste Entwicklung des scheinbar niedrigsten Sinnes — des Gefühles — gelegt. Seine Haut ist großentheils frei von der thierischen Verhüllung, und es sind die zarten Nervenenden seiner Außenfläche nicht durch Schuppen oder Federn oder durch Wolle in ihrer selbstthätigen oder empfangenden Wechselwirkung mit der umgebenden Natur gehindert. Auf diesen Vorzug des Menschenleibes vor dem Leibe des übrigens nahe stehenden Säugthieres und Vogels gründet sich zum Theil unsre Befähigung zu den wundervollen Erscheinungen, welche wir später in der Geschichte des sogenannten Lebensmagnetismus und des Hellsehens betrachten werden. Es ist jene Eigenthümlichkeit unsrem Leibe angeboren, nicht etwa erst künstlich durch die Gewohnheit der Bekleidung erzwungen worden. Dieß beweist uns das Beispiel jener halbthierischen Bewohner der Tropenländer, welche seit vielen Generationen die Haut unbekleidet gelassen und ihr hiedurch Zeit und Gelegenheit genug gegeben haben, sich mit ihrer, vermeintlich ursprünglichen thierischen Decke zu überziehen.

Selbst ein solcher scheinbar minder wichtiger Zug in der Geschichte des äußren Menschen deutet in sinnbildlicher Weise auf einen Hauptzug in der

Geschichte des innren hin, auf die Bestimmung unsres Wesens, das Ungenügende der Sinnlichkeit, in welche der strebende Geist sich versenkte, zu erkennen und noch in der Zeit des leiblichen Lebens sich mit einem, den Mangel erstattenden, geistigen Leibe zu überkleiden. Die Kräfte des innren und äußren Lebens gehen leichter und ungehinderter als bei irgend einer andren leiblichen Form durch die zarte Hülle aus und ein, und eben der scheinbar drückende Mangel gibt Veranlassung, daß die Seele, wenn auch nur abbildlich und an einem vergänglichen, äußren Material, jene innren Kräfte offenbare und übe, durch welche ihr nachmals der neue, selbstständigere Leib gebildet wird.

Dieses wundervolle Kundwerden der Geheimnisse, der verborgensten Bedürfnisse und Bestrebungen des innern Menschen in den selbsterwählten Geschäften und Werken des äußren wird uns später beschäftigen, wenn wir von der Geschichte der Kunst reden. Hier beachten wir nur noch einige äußerste Anfänge jener Fäden, welche sich von unsrer leiblichen Natur hinein in das Wesen und Wirken der geistigen verweben und daselbst aus scheinbar kleinem, vergänglichem Anfange große und unvergängliche Folgen anspinnen.

Zu jenen Erscheinungen, welche zunächst durch dieselbe Ursache herbeigeführt werden, aus welcher die angeborne Nacktheit der Menschenhaut hervorgeht, gehört unter andrem auch das unläugbare, eigenthümliche Gefühl des Menschen für Metalle, und die sonderbare, wechselseitige Anziehung, in welcher er mit der Welt der Erze steht. Einige Züge, welche sich in der Geschichte des thierischen Magnetismus öfters wiederholen, scheinen unter andrem für eine ganz eigenthümliche Wirkung der edlen Metalle auf den Menschenleib zu sprechen. Diese erregen in jenen Zuständen ein sehr auffallend angenehmes Gefühl. Der uralte Werth, welchen der sinnliche Mensch auf den Besitz des Goldes und Silbers gelegt, der Reiz, welchen der Glanz einer metallenen Fläche auch für den halbthierischen Wilden hat, scheinen sich auf diesen natürlichen Zug unsres Leibes zu gründen. Eine magische Aufregung der innren Kräfte, ähnlich dem Hellsehen, wurde öfters bei reizbaren Personen bloß durch das anhaltende Hineinblicken in eine glänzende Metallmasse herbeigeführt, wie dieß unter andrem der bekannte Jakob Böhm an sich erfahren.

So scheint denn auch von diesem Fein- und Ferngefühl für die umgebende Körperwelt bewußtlos manche Zu- oder Abneigung (Sympathie und Antipathie) herzukommen, welche sich in der Wahl und dem Vermeiden selbst der scheinbar gleichgültigsten Befriedigungsmittel unsrer sinnlichen Bedürfnisse oder der verschiedensten äußern Gegenstände verrathen, und von welchen wir in einem spätern Theil dieser Betrachtungen handeln werden.

Wäre der Mensch so, wie der bunt befiederte Vogel, gleich bei seinem Auftreten in dieser jetzigen sichtbaren Gestalt mit einer bekleidenden

Decke versehen gewesen, so würden mehrere Hauptrichtungen seines Wesens, deren Aeußerungen eben so wunderlich und lächerlich als in andren Fällen wunderbar und ernst erscheinen, niemals kund geworden sein.

An den Mangel der natürlichen und angebornen Bedeckung der Haut knüpft sich auch großentheils die Befähigung des Menschen, in den verschiedensten Klimaten und Höhen auszudauern und zu gedeihen.

Unter den Sinnen des Hauptes ist, wie wir bereits oben gesehen, abermals der scheinbar niedrigste — der Sinn des Geschmackes — im Vergleich mit allen Thieren, bei den Menschen am augenfälligsten und vorherrschendsten ausgebildet. Denn an sein Organ, welches vor allen andren Sinnorganen zu einem wahrhaften materiellen Aufnehmen und Assimiliren dient, ist zugleich vorzugsweise die Möglichkeit der Verleiblichung und Kundmachung der Welt des innren Seins geknüpft.

Die andren Sinnorgane des Hauptes scheinen, wenn wir bloß das Quantitative der Eindrücke beachten, an Empfindlichkeit und Feinheit weit hinter denen der angränzenden Thiere zurückzustehen, und bei dem Geruch dürfen wir auch ohne Widerrede zugeben, daß seine äußere Function am Menschen durch eine Verwandlung, welche uns später beschäftigen soll, ins Innre zurücktrete, zu einer innren werde. Beachten wir jedoch am Auge und Ohr des Menschen das Qualitative der Eindrücke, zu denen sie gemacht sind, so wird es sehr zweifelhaft, ob ein einziges Thier, wäre es auch mit der höchsten Schärfe jener Sinnen begabt, hierin zu einem Vergleich mit dem Menschen geeignet sei. Denn das Ohr des Auerhahns unterscheidet bloß zunächst das Geräusch, würde es aber, oder würde das Ohr irgend eines andren Vogels jene feinsten Abstufungen der Laute beim Aussprechen der Menschenworte und selbst jene zarten Unterschiede der Töne bemerken, welche der Mensch, auch wenn er sie zum ersten Male hört, so leicht und schnell auffaßt und nachahmt? Eben so und noch viel mehr ist es zu bezweifeln, daß irgend ein thierisches Auge, sei es auch schärfer als das des fern blickenden Falken, vermögend sein könnte, von jenen zarten Unterschieden der Farben oder des Lichts und der Schatten gerührt zu werden, welche, wie dieß die nachahmende Hand zeigt, das Menschenauge erkennt. Wissen wir doch kaum, wie sich das Auge der Thiere zu dem Lichte des Fixsternenhimmels verhält, bis zu dessen fernsten Tiefen der Menschenblick sich erhebt.

Das Werkzeug der Stimme, dieser kleinere Leib im größern, dieser engere organische Kreis, eingeschlossen in den umfassenderen, weiteren, ist wohl ohne Vergleich am Menschen am vollkommensten ausgebildet. Derselbe wetteifert nicht allein an Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit der Töne mit jedem singenden Vogel, sondern es vermag seine Kehle die Töne auch der leblosen Natur nachzuahmen. Eine solche wundervolle Entwicklung der Stimme an einem Organismus, welcher im Uebrigen dem der Säugthiere

so nahe stehet, befremdet um so mehr, da gerade die menschenähnlichsten Formen dieser Classe nur einiger wenigen plärrenden oder brummenden Töne fähig sind. Das beobachtende Auge irgend eines geistigen Wesens, welches die Thierwelt unsrer Sichtbarkeit und ihr allmähliches Entfalten und Vervollkommnen von Form zu Form bemerkte, würde, ehe es den Menschen kennen lernte, den Schluß machen: die Stimme, welche am Vogel so herrlich ertönte, gehe bei den Säugthieren allmählich ihrem Erlöschen entgegen, und ein Wesen, das noch jenseits dem Affen stünde, müsse gänzlich lautlos sein.

Dieß ist aber öfters und fast immer die Weise der oberen schaffenden Kraft, daß sie die Segnungen und Wunder eines neuen, höheren Lebens da ausstreut und hervorkeimen lässet, wo das alte Leben verloschen und erstorben schien, und daß sie ihre neuen Schöpfungen aus dem Todten hervorruft.

Anders ist es bei der Hand, in deren Besitz schon das Alterthum mit Recht einen Hauptvorzug des Menschen vor dem Thiere gesetzt. In der einen Abtheilung der Säugthiere, deren Gipfelform der Elephant ist, werden die Enden der Füße großentheils durch Hufe umschlossen und hierdurch zum Fühlen wie zum Greifen unfähig. In der andren, welche die menschenähnlichen Formen enthält, wird zuerst (bei den Raubthieren) die Muskelkraft der Hand in gewaltigem Maß entfaltet, ohne daß dieselbe vorzugsweise Organ des Gefühls ist. Die Entwicklung der fühlenden Finger beginnt abermals (nach §. 9) mit einem sehr augenfälligen Extrem in der Classe der Fledermäuse, bei denen auch das Gefühl in höherem Maß ausgebildet scheint als sonst irgendwo im gesunden Zustande des Leibes. Hierauf werden bei den menschenähnlichen Affen vier Hände, statt zweier, gefunden, und es vertritt bei einigen selbst der Wickelschwanz noch die Stelle einer Hand.

Das Zusammenfallen zweier scheinbar so verschiedner Befähigungen wie das Fühlen und die hohe Beweglichkeit und Lenksamkeit der willkürlich beweglichen Muskeln wird uns durch das begreiflich sein, was wir oben (S. 211) über das Gefühl bemerkten. Die Hand ist vor Allem das Organ, durch welches die bei dem Menschen leiser und leichter als bei irgend einem irdischen Wesen an den Leib gebundne Seele gleichsam hinauszutreten und in der einen ihrer Eigenschaften, als bildende Seele sich zu offenbaren vermag. Es ist die Hand, durch welche der Mensch in den Werken der bildenden Kunst die Verwandtschaft des in ihm wirkenden Geistes mit jenem Geist kund machet, durch welchen die ganze Sichtbarkeit und alle Herrlichkeit des Himmels und der Erde geschaffen ist. Durch die Hand bauet sich der Mensch ein Paradies mitten in die erstorbene Oede und verleihet den Farben oder dem Erdklumpen wenigstens die leibliche Gestalt des Thieres, ja selbst die Hehre der Menschen, denen er, wenn auch nicht den lebendigen,

laut sprechenden Odem, doch die stumme Sprache der Mienen und Gebärden einhauchet. Wäre es auch nur noch ein Schatten der alten, ursprünglichen Herrschergewalt, — es erkennen und erfahren die Macht der durch diese künstliche Hand wirkenden Seele alle Lebendigen und alle Elemente der Erde.

Im Ganzen sind die Muskelkräfte der Arme und Füße, was das bloß Quantitative betrifft, bei dem Menschen nicht außerordentlich hervorragend, und im Vergleich mit den Säugthieren gehört derselbe hierin weder zu den vorzugsweise begabten, noch zu den versäumten. Denn obgleich in einzelnen Fällen der Mensch den Wettlauf mit dem schnellen Gespann der Rosse unternommen, und, wenn der Weg nicht zu kurz war, durch die Ausdauer seiner Muskeln das Lob einer gleichen Schnelle errungen hat, so ist doch nicht zu läugnen, daß die gewöhnliche Geschwindigkeit der Fortbewegung bei vielen Säugthieren größer sei als beim Menschen. So will zwar der Herr der Natur den Vorzug der Muskelkräfte auch nach andren Richtungen hin den Thieren der Wildniß streitig machen, denn er fordert, hinanklimmend auf die Zacken der Gebirge, selbst die Gemse und den Steinbock zum Kampfe auf, begibt sich schwimmend und tauchend in die Wohnung des Seeotters, erreicht nicht selten das gleich große Säugthier in der Fähigkeit die aufgelegte Last zu tragen; er sieht sich jedoch, werden die Leistungen bloß nach Gewicht und Zeitmaß verglichen, bald in diesem, bald in einem andren Gebiet von seinen Mitkämpfern übertroffen. Denn es hat im Verhältniß der Größen selbst der Affe eine stärkere Muskelkraft als der Mensch.

Abgesehen jedoch davon, daß die Bewegungen der Seele — Leidenschaften jeder Art, noch mehr aber der Moment einer hohen Begeisterung — auch die Muskelkräfte des Menschen weit über das gewöhnliche und natürliche Maß erheben, so ist es eine Region der Muskeln an unsrem Leibe, auf deren Entwicklung und Bewegung vorzugsweise alle Kräfte der bildenden und bewegenden Seele hingewendet scheinen, das ist abermals die Region der Stimm- und Sprachorgane. Hier sammeln sich wie in einem Brennpunkte alle jene Fähigkeiten, welche der Muskel bald hier, bald da im Thierreiche offenbaret; der Mensch übertrifft mit der Schnelligkeit der sprechenden Muskeln die Schnelligkeit des gleich einem Pfeile fliegenden Vogels; an Ausdauer und Stärke (wenn hierbei die Größe der Muskeln beachtet wird) die Muskeln des gehenden und tragenden Kameels und des kräftigen Löwen. Denn es trauet der nachforschende Verstand kaum seinen eigenen Berechnungen, wenn er die Bewegungen der Muskeln unsrer Sprachorgane und ihren Wechsel beachtet, wie sie nur die anhaltende Rede einer Stunde hervorgerufen und erfordert hat. Es sind in diesem kleinen Kreis der Menschensprache und Menschenstimme alle jene Gaben zusammengehäuft, welche die schaffende Hand einer ewigen Liebe vereinzelt in die andren Lebendigen legte; denn in diesem magischen Kreise liegen die bewegenden Fäden,

welche von dem Herrscher und Mittelpunkt der Erdbewohner ausgehen in das ganze Gebiet der Sichtbarkeit.

Ueberhaupt findet sich in jener unbeschränkten Herrschaft der wollenden und empfindenden Seele über ihren Leib, die sich in der außerordentlichen Beweglichkeit der äußersten Glieder, der Finger und der Zunge, so wie in der Empfindlichkeit der ganzen Oberfläche der Haut kund gibt, ein Fingerzeig von höherer Art, welcher darauf hindeutet, daß die Leiblichkeit des Menschen noch in einer andren wesentlichen zukünftigen und jenseitigen Beziehung auf die ihm inwohnende Seele stehe als die des Thieres auf die seinige.

In der Bildung der innren Theile finden wir den Menschenleib nur wenig von dem des Thieres unterschieden. Es zeichnet sich das Gehirn des Menschen in seinem äußern Umriß durch eine größere Entwicklung nach den Seiten — Rundung — von dem Gehirn einiger sonst ziemlich menschenähnlichen Säugthiere aus. Uebrigens ist es fast nur der räthselhafte und scheinbar unbedeutende Hirnsand, der beim Menschen als etwas Neues zu den übrigen schon beim Säugethier vorhandnen Theilen hinzukommt. In der Bildung des Auges zeichnet sich der Herrscher der Erde, wenigstens vor den meisten Säugthieren, durch den oben (S. 223) erwähnten citronengelben Fleck aus, in dessen Mitte der (dunkle) Centralpunkt gelegen ist. Denn fast nur im Auge der Affen zeigt sich noch etwas Aehnliches.

Das Herz liegt im Menschenleibe etwas mehr nach der linken Seite hin, während es im Säugthier seine Stellung genauer in der Mitte der Brust hat.

Der Magen und Darmcanal, von mittlerer Größe und Erstreckung, deuten schon durch ihren Bau auf das oben erwähnte Vorrecht des Menschen hin, seine Nahrung aus den verschiedensten Reichen und Ordnungen der belebten Dinge zu nehmen. Obgleich der thierische Mensch an unmäßiger Eßlust mit dem gefräßigsten Thier zu wetteifern vermag, weil durch eine nur dem Menschen mögliche Versetzung (Metastase) des Innren aufs Aeußere, die Seele ihren eignen, durch das Leibliche nie zu stillenden Trieb nach Sättigung auf den Körper überträgt, so erscheint doch in andren Fällen unser leibliches Leben und seine Kraft ungleich weniger von der Masse der Speise abhängig als das der Thiere. Denn während die Kuh zu ihrer vollkommnen Befriedigung an Nahrungsmitteln täglich den achten Theil ihres Gesammtgewichtes verlangt, begnügt sich der Mensch von gesunder Eßlust mit dem vierzigsten Theil seines Körpergewichtes, und es reicht in sehr vielen Fällen der siebente, ja der zehnte Theil dieser gewöhnlich vorausgesetzten Normalportion zur Ernährung der leiblichen Bekräftigung hin. Von der Eigenthümlichkeit des Menschen, seine Speisen durch Feuer und andre verwandte Naturkräfte bereiten zu lassen, sprachen wir schon oben.

Es wird mit Recht als ein Vorzug unsrer Natur gerühmt, daß der

Leib des Menschen in den Aeußerungen und Bedürfnissen des Geschlechtstriebes nicht so wie das Thier an eine bestimmte Zeit des Jahres gebunden ist. Obgleich in andrer Hinsicht der Lauf der Gestirne, vornehmlich des Mondes, von Einfluß auf die innre Thätigkeit des Generationssystemes erscheint, so ist doch der Mensch jener unbeugsamen und ehernen Gewalt, mit welcher das Gestirn dem Thiere der Wüste das Werk der Zeugung anbefiehlt, nicht unterworfen. Auch dieses ist ein äußeres Zeichen jener höheren, innren Herrscherkraft der wollenden und begehrenden Seele, welche selbst nach dieser Richtung hin den Leib und sein Bedürfniß zu bemeistern vermag. Denn es wird ohne Nachtheil der Gesundheit jener im Thiere übermächtige Trieb ein ganzes langes Leben hindurch unbefriedigt gelassen, wenn nur der Mensch seinen Leib an andrem, leichter zu überwindenden Bedürfniß den Gehorsam gegen das Gesetz der höheren Ordnung, die Unterwürfigkeit unter die Zucht des Geistes gelehrt hat.

Die Herrschermacht des Menschen auch über jenen mächtigsten Theil seiner Sinnlichkeit ist auf eine Eigenthümlichkeit seines innren Baues gegründet. Es wird nämlich die zeugende Flüssigkeit zwar im kräftigeren Lebensalter beständig, jedoch in einer verhältnißmäßig so geringen Menge abgesondert, daß die Thätigkeit der einsaugenden Gefäße sie alsbald in den Kreislauf zurückzuführen, und zu höheren, geistigeren Bildungen zu verwenden vermag.

Der Mensch wird auch deßhalb in einem hülfloseren Zustand geboren und verweilt länger in demselben als die Jungen andrer Säugthiere, damit sich hierdurch das Band des gegenseitigen Bedürfnisses und der Liebe zwischen den Eltern inniger verknüpfe. Denn der erste Laut des Neugebornen, womit dieser die Liebe und Pflege der Eltern begehrt, scheint dieselben zu einem wechselseitig treuen, durch kein fremdes Bündniß gestörten Zusammenhalten aufzufordern. Es verlangt schon die nothwendige leibliche Pflege und Erziehung des hülflosen Kindes ein ungetheiltes Zusammenwirken der Liebe beider Eltern. Dann aber, wenn dem erwachten Geiste die Aufgabe dieser Pflege nicht mehr eine bloß leibliche ist, sondern zu einer geistigen wurde, geschieht dieses Gebot der ungetheilten Liebe mit dringenderem, unausweichbarerem Ernste an den Menschen, und schon der bloß sinnliche und leibliche ahndet, der geistige aber weiß es, daß eine göttliche Ordnung dem Manne nur eine Gehülfin zugesellen wollte wie der Erde, welche er bewohnt, nur einen Mond.

Eine Neigung zur Zusammengesellung, welche das Entstehen der Städte und Staaten begründet, scheint unsrer Natur allerdings näher zu liegen als in seltneren Fällen eine Neigung zur Vereinzelung und Absonderung. Es vereinigen sich übrigens in dieser Hinsicht in dem innerlich so wie äußerlich so vielgestaltigen und wandelbaren Menschen die Eigenschaften des einsam wohnenden Adlers und jene der geselligen Gazelle.

Es ist keine Gegend der Erde, welche der Mensch nicht als Heimath lieben lernen könnte, wenn sie dem Leibe nur den spärlichen Bedarf der Nahrung, vor allem aber der Seele die Befriedigung des meist vorherrschenden Bedürfnisses nach Gesellung mit gleichartigen Wesen gewährt. Unsre beugsame Natur erträgt vermöge der oben erwähnten Eigenthümlichkeit der nackten Haut und ihrer Folgen höhere Grade der Hitze und eine mächtigere Kälte als die jedes andren Säugthieres, athmet und gedeiht eben so leicht in der dünnen, leichten Luft der Hochgebirge als unter der schweren, drückenden der tief gelegenen Ebene; und selbst die feuchte Wärme der afrikanischen Sümpfe wird von den dort Eingebornen ertragen. Das Auge hat sich zuletzt eben so an das beständige, schwache Grubenlicht der unterirdischen Wohnungen von Wieliczka als an den blendend hellen Reflex der weißen Kreidefelsen von England gewöhnt, und das Ohr des Anwohners bemerkt zuletzt kaum mehr den Donner des Niagara-Wasserfalles oder das beständige unterirdische Geräusch des Stromboli.

So stehet dem Pilgrim und Bürger der Erde schon durch die äußere Einrichtung seines Leibes der Zugang zu allen Regionen des ihm angewiesenen Gebietes offen. Es begleiten ihn in die Tiefen des Bodens wie auf die Höhen des Gebirges, in die lieblichen Gefilde des ostindischen Himmels wie unter die Schnee und Eis gewohnten Felsenthäler von Grönland jene Kräfte seiner Natur, welche ihn zum selbstthätigen Herrscher adeln, ein Geist der Ordnung und der Verschönerung, welcher auch in seinem halbgelungenen Bestreben die Erinnerung an ein Paradies ausspricht, aus welchem der Mensch entsprossen, und dessen er bei allen seinen Irren und Mühefahrten nicht vergessen kann. Denn obgleich er (nach §. 9) in seinem jetzigen Zustand unter den Thieren der Erde wohnend ganz ihres Gleichen geworden scheint, so bleibt dennoch Romulus auch noch im Lager der Wölfe, genährt von der Milch der Wölfin, der Stammgenosse eines Geschlechtes der Herrscher, deren Reich ein andres, mächtigeres ist als das Gebiet der Felsenhöhle und des Waldes. So ist und bleibt der Mensch in seiner sterblichen Hülle ein Fremdling, der nur für ein zeitliches, kurz währendes Dasein in das Gewand des thierähnlichen Leibes gekleidet, da wohnet, wo nicht sein bleibendes, wirkliches Heim ist.

Aber selbst diese für die Jahre der Pilgrimschaft angenommene Hülle, der Leib des Menschen, erscheinet als ein wundervoller Verein aller Grundgestalten und Kräfte des sichtbaren Weltalls. In dieser seiner armen, vergänglichen Natur ist er noch ein Abglanz und Ebenbild, ein in die Gestalt des Fleisches geschriebener Name Dessen, von welchem alles Sein und Wesen seinen Anfang genommen. Er gleichet einem reich- und vielbesaiteten Instrument, in welchem alle Töne schlummern, welche in dem alten und ewig neuen Liede der Schöpfung gehört werden. Es gefällt dem Geist des Lebens zuweilen seine Stimme auf diesen bewegten Wassern vernehmen zu

lassen und sein Angesicht in ihnen zu spiegeln. Alsdann durchdringen ganze Völker und Zeiten so wie einzelne, hochbegabte Naturen die Kräfte einer Begeisterung, welche überall, wohin sie trifft, neues Leben wecket. Wenn jedoch die Saiten dieser Aeolsharfe auch lauter ertönen, sobald der Fittig des Sturmwindes sie trifft, so wird doch schon ihr leiseres Beben vernommen, so oft die Sonne zum Aufgang sich erhebt und vor ihr her ein Hauch des lebendigen Windes. Es war keine Menschennatur so arm und verödet, welche nicht etwa einmal in ihrem Leben dieses Mittönen ihres ganzen Wesens mit den Klängen einer oberen und ewigen Harmonie empfunden hätte; sollte sie auch den Geist des Entzückens, der sie dann durchdrungen, aufs Beschränkteste und Niederste gedeutet und gemißbraucht haben. Keine ist, welcher nicht dieses Besuchtwerden von einem Aufgang aus der Höhe in der armen Hütte des Leibes, auch wenn sie es noch nicht erfahren, noch zukünftig sein, und in deren Kraft und Willen es nicht alsdann stehen könnte, dem Fremdling einer höheren Ordnung eine Stätte in sich anzuweisen, zu welcher er gern und öfters wiederkehrt.

Jedoch dieses Bewegen zweier Welten und Ordnungen des Lebens im Wesen des Menschen führt uns unmittelbar auf die Fragen von der Seele.

Erläuternde Bemerkungen. Wir erwähnen hier zuerst jener alten Frage, ob der Mensch im System der irdischen Natur unter das Thierreich gestellt werden solle, oder ob er nicht vielmehr ein eigenes Naturreich bilde. Diese letztere Ansicht, welche schon die des Aristoteles war, hat auch in neuerer Zeit sehr ehrenwerthe Vertheidiger, namentlich an Ray, Brisson, Pennant, Vic d'Azyr, Daubenton, Tiedemann, Swaison u. A. gefunden, während der Begründer des herrschenderen, wissenschaftlichen Systemes der Natur, Linneus mit den Anhängern seiner Schule, den Menschen als ein Säugethier betrachtet, das auf einer nur wenig über den Affen erhöhten Stufe stehet. Die scharf gezogene Gränze, welche auch den thierisch-leiblichen Menschen von den äußerlich ähnlichst erscheinenden Säugthieren trennt, haben unter Andern Cuvier und Illiger gründlicher eingehend beachtet, und hiebei vorzugsweise die aufrechte Stellung ins Auge gefaßt (m. v. hierüber das treffliche Werk von W. C. Linn. Martin: a general indroduction to the natural history of mammiferous animals with a particular view of the physical history of man. London 1841.). Die im vorstehenden Paragraphen vielfach angedeutete wesentliche Verschiedenheit der Natur des Menschen von der Natur aller Thiere der Erde wird in dem weiteren Verlauf dieser Untersuchungen deutlicher erkennbar werden. Der Mensch ist nicht ein Thier der Erde, das sich aus der Region der Thierheit zu jener der denkenden, Gott erkennenden Geister erhoben hat, sondern ein denkender Geist, der sich aus seiner uranfänglichen, höheren Region in die tiefere der Thierheit versenkt hat.

Uebereinstimmend mit dem Inhalt des vorstehenden Paragraphen sind auch folgende Aussprüche der tiefdenkenden Alten.

Die Vollkommenheit der Menschen besteht nach Plato allein in der Aehnlichkeit mit Gott (Theaetet. 176; Diog. Laërt. III, 78, Clem. Alexandr.

Strom. II, 482, 703; m. v. Philo: de mund. opif. 35; de migrat. 456; de dec. oracul. 192, de eo quod omn. prob. 470). Der letzte Zweck des menschlichen Seins ist nach Plato's Lehre die Verähnlichung mit Gott (*τέλος μὲν εἶναι τὴν ἐξομοίωσιν τῷ θεῷ* Diog. L. III, 78). Der Mensch allein von allen uns bekannten Thieren ist nach Aristoteles der Göttlichkeit theilhaft (de part. anim. II, 10). Zwar diese Göttlichkeit und Gottähnlichkeit des Menschen liegt zunächst nicht in dem vergänglichen Leibe, sondern in seinem Geiste (m. v. die Widerlegung von Melito's Gott verkörpernder Lehre bei Origenes: Selecta in Genes. ed. Paris Op. II, 25, und in Genes. Homil. I. 13, Opp. II, p. 57), und das Ebenbild Gottes in uns wird erst recht hergestellt, wenn wir die Geschäfte des Fleisches tödten (select. in Genes. II, 26). Jene Lehre aber, daß der Mensch eine ganze Welt sei, in welcher Gott und sein Sohn und der Geist eben so ihre Wohnung machen wie im Weltall (Orig. in Levitic. Homil. V, 2, ed. Paris. II, 206), gehet den ganzen Menschen an, auf dessen, als des Herrschers der sichtbaren Dinge (nach Ps. 8 V. 7, 9), Leiblichkeit in mehreren Stellen der heiligen Schrift (m. v. 1 Cor. 11 V. 7) der Ausdruck „Bild Gottes" bezogen wird. Der Mensch ist durch den Bau und die Stellung der Theile seines Leibes nach Aristoteles (hist. an. II, 15) ein Abbild des Weltganzen.

Der eigenthümliche Vorzug des Menschen vor dem Thiere ist nach Aristoteles auf den Bau seiner feinen, zarten, leicht beweglichen Zunge begründet (de part. anim. II, 16), und bestehet in der Sprache, auf deren Ausbildung daher zunächst aller Fleiß zu wenden ist (Rhetor. ad Alex. c. 1). — Das Sprechen ist dem Menschen noch eigenthümlicher als der Gebrauch des Leibes (Rhetor. L. I, c. 1). — Er allein (unter allen Thieren) ist der Sprache, allein aber auch des Stammlens und der Stummheit fähig (Probl. XI, 55, 57; vergl. de gen. an. V, 7); seine Stimme wird später vollendet (als bei andren Thieren), ist jedoch auch mannichfacherer Modulationen fähig (ib. 58).

Der Mensch kann am meisten und leichtesten Thränen vergießen (Probl. X, 50), lacht aber auch allein (de part. anim. III, 10, wo Aristoteles diese Eigenthümlichkeit mit der Empfindlichkeit der dünnen Haut des Menschen in Beziehung setzt). Er hat das feinste Gefühl (de part. anim. II, 16), ist nach Verhältniß unter allen Thieren das zarthäutigste (gener. anim. L. V, c. 2).

Der Mensch allein steht aufrecht, weil seine Natur und Substanz göttlich ist. Bestimmung aber des Göttlichen ist es, zu erkennen und zu denken (*νοεῖν καὶ φρονεῖν* Ar. de anim. L. IV, c. 10). Wir sind nach Anaxagoras (Diog. L. II, 10) gemacht, um die Sonne, Mond und den Himmel zu beschauen. Der Mensch allein schaut (vollkommen) vorwärts; sendet seine Stimme nach vorn heraus (de part. anim. III, 1). Der Mensch wird zwar hülflos und des fremden Beistandes bedürftig geboren (Probl. s. X, 45; Aristoteles setzt dieß mit der großen Blutmenge und dem Bau des Nabels in Beziehung), nackt und ohne Vertheidigungswaffen, aber seine Hand und seine Kunst ersetzen ihm Alles (de part. anim. IV, c. 10). Die Hand, ein vielartiges Werkzeug, macht schon nach Anaxagoras den Menschen zum klügsten unter allen Thieren (ib.). Er ist *ἀμφιδέξιος*, mit beiden Händen rechts geschaffen (de hist. anim. L. II, c. 1). In jüngeren Jahren hat am Menschen das Haupt über die andern Theile des Leibes das Uebergewicht (de part. anim. II, c. 1); er ist nach Herder (Id. z. Ph. d. G. d. M. I) als Invalid des Hauptes geboren.

Gedächtniß (*μνήμη*) kommt zwar vielen Thieren zu, nur der Mensch hat aber das Vermögen der Rückerinnerung (*ἀναμιμνήσκεσθαι*, hist. anim. I, 1); er träumt am meisten und lebhaftesten (L. IV, c. 10).

Die Gattung der Menschen ist in keine verschiedenen Arten getrennt (Arist. hist. anim. I, 6).

Noch im 80. Jahre bekamen Männer wie Frauen die letzten Backzähne mit Schmerzen (ib. II, 4).

Die Siebenzahl an den Theilen und Kräften des Menschenleibes sucht nachzuweisen Philo de mund. opif. 27, ed. Mang. I, 28 und 29. In sieben Alter oder Hauptabschnitte soll Hippokrates (in dessen auf uns gekommenen Schriften diese Aussage übrigens nicht gefunden wird) das Leben des Menschen abgetheilt haben; der erste umfasse das Alter des Kindes (*παιδίον*) und daure bis zum ersten Wechsel der Zähne im 7. Jahre; der andere sei der des Knaben (*παῖς*) und daure bis zur Pubertät im 2mal 7. Jahre; dann komme die Zeit des Jünglings (*μειράκιον*) und daure bis zum Bärtigwerden im 21. Jahre, dann beginne die Zeit des jungen Mannes (*νεανίσκος*) und daure bis zur Vollendung des ganzen Wachsthums im 4mal 7. Jahre; Mann (*ἀνήρ*) heiße der Mensch bis zum 7mal 7. Jahre, dann bis zum 8 (oder 9) mal 7. sei er Aeltermann oder Senior (*πρεσβύτης*), dann Greis (*γέρων*); m. v. Phil. de mund. opif. 24, ed. Mang. I, 26; Jul. Polluc. Onomast. II, 1; Joh. Damasc. in Parallel. in Sac. Titul. *περὶ τοῦ ἀνθρώπου πλάσεως καὶ κατασκευῆς*. — Nach Pirke Avoth. c. 5 wurden übrigens von den Juden nur 70jährige Männer mit dem Namen der Greise oder Grawen beehrt.

Mit der Beschreibung der einzelnen Lebensalter des Menschen, vom ersten bis zum vierten, stimmt jene überein, welche in einer, dem Gesetzgeber Solon zugeschriebenen Elegie (Clem. Alex. Strom. IV, Censor. de die natal. c. 14) gegeben wird. Das Menschenleben wird daselbst von Solon in 10 Jahreswochen getheilt: die Ankunft der 5. Jahreswoche (im 35. Jahre) ermahne zur Vermählung; mit der 6. wird die Einsicht des Mannes fest und sicher; in der 7. und 8. erreicht er an Macht der Sprache und an Verstand den Gipfel der Vollendung; mit der Vollendung der 9. fängt an die Thatkraft nachzulassen, mit dem Ende der 10. ist das gewöhnliche Ziel des Lebens erreicht.

Wir setzen die Worte jener Elegie selber aus Phil. de mund. opif. 24. ed. Mang. I, 25 hieher:

Παῖς μὲν ἄνηβος, ἐὼν ἔτι νήπιος, ἕρκος ὀδόντων
Φύσας ἐκβάλλει πρῶτον ἐν ἑπτ' ἔτεσιν.
Τοὺς δ' ἑτέρους ὅτε δὴ τελέσει θεὸς ἑπτ' ἐνιαυτοὺς
Ἥβης ἐκφαίνει σήματα γεινομένης.
Τῇ τριτάτῃ δὲ γένειον ἀεξομένων ἐπὶ γυίων
Λαχνοῦνται, χροιῆς ἄνθος ἀμειβομένης.
Τῇ δε τετάρτῃ πᾶς τις ἐν ἑβδομάδι μέγ' ἄριστος
Ἰσχύν, οἵ τ' ἄνδρες σήματ' ἔχουσ' ἀρετῆς.
Πέμπτῃ δ' ὥριον ἄνδρα γάμου μεμνημένον εἶναι,
Καὶ παίδων ζητεῖν εἰσοπίσω γενεήν.

Τῇ δ' ἑκτῃ περὶ πάντα καταρτύετο νόος ἀνδρὸς,
Οὐ δ' ἔρδειν ἐθέλῃσιν ἐῢ ὁμῶς ἐργ' ἀπάλαμνα θέλει·
Ἑπτὰ δὲ νοῦν καὶ γλῶσσαν ἐν ἑβδομάσι μέγ' ἄριστος,
Ὀκτὼ τ' ἀμφοτέρων τέσσαρα καὶ δέκ' ἔτη·
Τῇ δ' ἐνάτῃ ἔτι μὲν δύναται μαλακώτερα δ' αὐτοῦ,
Πρὸς μεγάλην ἀρετὴν σῶμά τε καὶ δύναμις.
Τῇ δεκάτῃ ὅτε δὴ τελέσει θεὸς ἑπτ' ἐνιαυτούς,
Οὐκ ἂν ἀφορος ἐὼν μοῖραν ἔχοι θανάτου.

Wir gehen nun zu einigen speciellen Erläuterungen des Inhaltes des vorstehenden Paragraphen über. Wir sehen die Eigenthümlichkeiten der leiblichen Natur des Menschen auf ein Eigenthumsrecht der Seele über diesen ihren Leib hindeuten, welches der Tod nicht aufheben kann. Wie selbst schon die genaue Betrachtung des leiblichen Menschen und seine Verschiedenheit vom Thiere die Hoffnung einer künftigen Wiederbringung (Auferstehung) des Fleisches begründen könne, darüber sind im 3. Bande meiner Geschichte der Natur, vornehmlich am Ende des Paragraph 6, so wie im Paragraph 7 u. f. mehrere Andeutungen enthalten.

Ein rüstig und gleichmäßig gehender Mann legt in Zeit von zwei Stunden ganz nahe eine deutsche Meile, deren 12 auf einen Grad der Breite gehen, zurück. Die geographischen Meilen (15 auf einen Grad) sind kleiner; ein Fußgänger von mittlerer Geschwindigkeit durchwandert sie auf ebenem Wege ganz leicht in 95 bis 96 Minuten.

Die mittlere Größe des Menschen ist, wie uns die Werke und Ueberreste derselben aus ältester Zeit bezeugen, immer dieselbe geblieben. Doch läßt sich das Dagewesensein einzelner riesenhafter Menschen so wie ganzer Familien derselben nicht abläugnen. Selbst die deutsche Ritterzeit hatte ihre Heldengestalten, die unter uns als Riesen gelten würden. Das noch vorhandene Skelet des großen Rasso (von Andechs) zu Grafenrath am Ammersee in Bayern läßt auf eine Leibeslänge von nahe $8\frac{1}{2}$ Fuß schließen; der sogenannte Riese Peter Tychan aus Posen maß 8 Fuß 7 Zoll. Die Körpergröße der Patagonier, von welcher in früheren Zeiten übertriebene Angaben im Umlauf waren, übersteigt nur selten das Maß von $5\frac{2}{3}$ bis $6\frac{1}{2}$ Fuß, und wird nur dadurch für den Fremden eine auffallende, daß sie so häufig diesem Volksstamm zuzukommen scheint, ein Erbtheil desselben, das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben mag, wie nach Forsters Bemerkung die lange Statur vieler Bewohner von Potsdam ein Erbtheil der auserlesen langen Männer ist, aus denen das Garderegiment Friedrich Wilhelm I. bestand, welches 50 Jahre lang hier stationirt war.

Dagegen übersteigt die Länge der Esquimaux nur selten das Maß von $4\frac{1}{2}$ Fuß, bleibt mithin mehr als 8 Zoll unter der mittleren Mannesgröße von 5 Fuß 2 Zoll zurück, und die Beobachtung bezeugt das Vorkommen von übrigens wohl proportionirten Zwergen, welche nur 2 Fuß 4 Zoll maßen, ja von ganzen Zwergfamilien. Denn auch diese Verkümmerung des Wachsthums vermag sich in seltneren Fällen auf mehrere Geschlechter fortzupflanzen.

Der Kopf des Menschen, z. B. nach Gerard Audrans Messungen des Apoll von Belvedere, wird seiner Höhe nach in vier gleiche Theile getheilt: 1) vom Scheitel bis zum Anfang der Stirn oder zur Wurzel der Haare; 2) vom

Anfange der Stirn bis zur Nasenwurzel in der Höhe des oberen Augenliedes; 3) von da bis unter die Nase; 4) von hier bis unter das Kinn. — Jedes Auge mißt seiner Breite nach einen halben Theil dieser Art, und eben so viel beträgt der Zwischenraum zwischen beiden Augen; die größte Breite des Kopfes mißt 5 Breiten des Auges (an den Schläfen nur $4\frac{1}{2}$). Die größte Tiefe, von der Stirn bis zum Hinterhaupt, beträgt $2\frac{2}{3}$ der erwähnten Höhentheile, oder $5\frac{1}{3}$ Breiten des Auges. Die Höhe der ganzen Bildsäule mißt $7\frac{7}{8}$ Höhen des Hauptes. Beachten wir die Messungen von Albrecht Dürer (vier Bücher von menschlicher Proprotion, durch Albrechten Dürer von Nürnberg erfunden und beschrieben 1528), dann sehen wir immer das erste Siebentheil der ganzen Höhe vom Scheitel bis zur Sohle in der Gegend des Schildknorpels am Halse, oder wie Dürer es zuweilen bezeichnet, in der Höhe des Schultersleisches (a. a. O. C.) sich enden. Die Länge des Kopfes im engeren Sinn (vom Scheitel bis unter das Kinn), welche in den ersten Lebensjahren ein Viertheil der ganzen Länge ist, wird bei wohlgebildeten Erwachsenen im Mittel $7\frac{1}{2}$ bis 8 gefunden. Sie verlässet diesseits 7 und jenseits $8\frac{1}{2}$ das Verhältniß, welches unsere Sinnen schön finden. Sehr bemerkenswerth ist auch das Maß der ausgestreckten Menschenarme, welches dem der ganzen Körperlänge entspricht, das mittlere Verhältniß der Länge der Hand und der Fußfläche, welches $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{7}$ ist, so wie an der aufrechten Gestalt die Schenkel und Füße $\frac{1}{2}$ der ganzen Länge, die Breite zwischen den Hüftknochen $\frac{1}{7}$. Die Höhe vom Scheitel bis zu dem Halsgrübchen am oberen Ende des Brustbeins beträgt eben so wie die Breite in dieser Gegend $\frac{1}{6}$, die Höhe der eigentlichen, das Gehirn enthaltenden Schädelhöhle misset beiläufig $\frac{1}{19}$ der Gesammthöhe, die Länge des eigentlichen Gesichts, von dem obersten Theil der Stirn bis unter das Kinn, so wie die Länge der Hand ein Zehntheil. M. vergl. über die Proportion, aus Fiorillo's Nachlaß, das Kunstblatt von Dr. L. Schorn 1828. S. 354. u. f.

Wie oben erwähnt, begegnen sich, vermöge des dritten Keplerischen Gesetzes in den Zeit- und Raumverhältnissen des Planetensystemes häufig die Zahlen 7 und 19. Ein Jahr der Ceres und Pallas dauert 19 Mercurjahre; der Abstand jener Asteroiden ist siebenmal der Abstand des Mercur. Dasselbe Verhältniß ist dann zwischen Venus und Jupiter, zwischen Juno und Uranus, und es begegnen sich auch in den größeren Mondperioden die siebenmal sieben- und neunzehnjährigen Cyklen.

Was das gewöhnliche äußerste Ziel des Menschenlebens zu 70 Jahren betrifft, so wird es allerdings zuweilen selbst unter Europäern um das Doppelte überschritten. Denn Peter Torton, der im Jahre 1724, so wie der Irländer Kentigen, welcher 1781 starb, hatten beide ein Alter von 185 Jahren erreicht; John Rovin (gest. 1741) war 172, seine Frau 164 Jahre alt geworden. Auch der Engländer Effingham (gest. 1757) war zweimal 72, der Däne Drackenberg (gest. 1770), welcher im fast hundertjährigen Alter noch das Elend der türkischen Gefangenschaft erduldet, war zweimal 73; Thomas Parre (gest. 1635) zweimal 76; endlich H. Jenkins (gest. 1670) gar zweimal $84\frac{1}{2}$ Jahre alt geworden. James Riley (Schicksale und Reisen an der Westküste und im Innern von Afrika, 1815, auch als Auszug im Ethnographischen Archiv I.) fand unter den Mauren der heißesten Wüste Greise, welche bei einem Alter von nahe dreimal 70 Jahren

(fünf Zillahs, eine zu 40 Jahren) noch so rüstig und kräftig waren wie der wackere Reitersmann Christoph Ill in seinem 109. (m. v. meine Einleitung zu „Martelli's Schicksalen", Erlangen bei Heyder 1823) oder die eben erwähnten Langlebigen in ihrem fast anderthalbhundertjährigen Alter. Die mumienartig zusammengeschrumpften Greise und Greisinnen ohne Haare und Zähne und mit ganz zusammengefallenen Augen, welche jene Mauren so zärtlich pflegten und beachteten, daß sie in Zeiten des Mangels zunächst nur diese Ahnen und die kleinen hülflosen Kinder mit Kameelmilch versorgten, sollten noch älter sein. Sie hatten in diesem langen Leben nur selten etwas Anderes genossen als Kameelmilch.

Die Möglichkeit zur Erreichung eines solchen ungewöhnlich hohen Lebensalters scheint eben so wie die mittlere Dauer des Lebens für alle Stände und Lebensweisen der Menschen ohne Unterschied des Volksstammes dieselbe zu bleiben, denn mitten in den Beschwerden der Feldlager erreichte Attila ein Alter von 124, Clywarch Hen, sein Zeitgenosse, von 150 Jahren; gebeugt von den Sorgen des Herrschens ward Piastus, König der Polen (gest. 861) 120, die Gräfin Desmond (gest. 1612) in bequemerem Wohlstand 152, die geistig vielbeschäftigten Männer Apollonius von Tyana und St. Patrik (st. 491) jener 130, dieser 122 Jahre alt. Vor allem jedoch scheint die Versetzung und Uebersiedelung des Menschen aus der kälteren oder auch heißeren Heimath unter einen etwas mildern Himmelsstrich die Verlängerung des Lebens zu begünstigen. So starb im Jahre 1760 in Philadelphia J. Cotteral, ein Einwanderer aus England, in einem Alter von 120 Jahren, etwas später seine Frau 115 Jahre alt, nachdem beide mit einander 98 Jahre gehaust hatten. Salomon Nibbel, der in seinem 19. Jahre aus England nach Südcarolina gekommen war, starb daselbst (1822) in einem Alter von 143 Jahren. Henry Francis, der 1829 zu Whitehall bei Newyork starb, war 134, C. Layne in Virginien (gest. 1821) 121 Jahre alt geworden, seine hinterlassene Wittwe starb nur 11 Jahre jünger. Zu Spanish Tower in Jamaica starb am 21. November 1829 Frau Judith Crawford 151 Jahre alt; ihre Geistes- und Körperkräfte waren bis wenig Tage vor ihrem Tode noch in Thätigkeit geblieben. Frau Lambe, die vor wenig Jahren auf der Insel St. Helena in einem Alter von 110 Jahren starb, hinterließ aus ihren mehreren Ehen eine noch lebende Nachkommenschaft von 260 Seelen.

Wie die Europäer, wenn sie aus der meist kälteren Heimath in wärmere Gegenden kommen, so erreichen die Neger bei der Verpflanzung aus dem heißen Vaterlande nach Westindien oft ein ungewöhnlich hohes Alter. Robert Lynch, ein Negersclave in Jamaica, der im Jahre 1830 starb, erinnerte sich an Ereignisse, die sich auf jener Insel im Jahre 1680 zugetragen hatten, er mußte mithin bei seinem Tode wenigstens 160 Jahre alt sein. Auf derselben Insel starb (1821) eine Negerin im Alter von 130 Jahren, welche bis zum letzten Augenblick des Gebrauches ihrer Glieder wie der Besinnung mächtig geblieben war. Namentlich scheint Jamaica einer verlängerten Lebensdauer der Neger und Negerinnen günstig, denn Prichard (Naturgesch. des Menschengeschlechts B. I, aus welchem die meisten der hier zusammengestellten Thatsachen genommen sind) erwähnt außer den schon benannten noch 5 Negerinnen und eben so viele Neger, welche nach einem vielthätigen Leben ein Alter erreicht hatten, das zwar bei den einen nur 107, bei allen andern aber 120 bis gegen 140 Jahre betrug.

Mehrere dieser langlebigen Schwarzen hatten eine Nachkommenschaft bis zum vierten Gliede erlebt, die meisten waren bis an ihr Ende ihrer Besinnung wie ihrer Glieder mächtig geblieben. So versichert uns Dr. Huggins (praktischer Arzt auf St. Vincent), daß jene Negerfrau, welche seinen (damals) 84jährigen Vater in seiner Kindheit gewartet hatte, als 96jährige Greisin noch ganz munter und frisch, täglich mehrere Meilen weit zu Fuß gehen konnte. Auf einem Gute, das Dr. Huggins Neffen zugehörte, lebte, als er dieses schrieb, eine schwarze Ur-Ur-Großmutter, deren Urenkelin Mutter von 6 Kindern war. Auf einer nachbarlichen Pflanzung wohnten 103 Neger, deren Durchschnittsalter zu 65 Jahren geschätzt ward. Das Lebensalter des Mulatten, der im Jahre 1797 zu Frederick-Town starb, ward auf 180 Jahre geschätzt, und andere Fälle von hochbejahrten, noch lebenskräftigen Negern in sehr verschiedenen Gegenden der warmen temperirten Zone von Amerika werden von glaubwürdigen Beobachtern in nicht geringer Zahl aufgeführt! Aber auch die eingebornen Volksstämme des heißeren Afrika's erreichen in ihrer Heimath selber nicht selten ein mehr als 100jähriges Alter, und dasselbe gilt von den eingebornen Amerikanern, namentlich in den Gebirgsländern, welche nach v. Humboldt, 80, 90, 100 Jahre alt werden, ohne dieses hohe Alter durch Grauwerden der Haare, Verlieren der Zähne, Runzeln der Haut und Erschlaffen der Muskeln zu verrathen. Sie behalten ihre Kräfte bis zum letzten Augenblick; der Indianer Hilario Pari legte in einem Alter von 130 Jahren noch täglich 3—4 Meilen zu Fuße zurück. Selbst unter den Lappländern — diesem Volke, das in beständigem Kampfe mit Noth und Mangel lebt, gibt es 100jährige Greise und könnten wir überall da, wo dem Menschen verstattet ist, das natürliche Ziel seines Lebens zu erreichen (wo nicht äußere Gewaltthätigkeit dem hülflosen Alter seine Gränze setzt), eine Nachfrage halten, wir würden bei allen Völkern der Erde Beispiele von hochbejahrten Greisen und Greisinnen finden. Die lange Lebensdauer, ein Zeichen der inwohnenden Lebenskraft, ist ein Vorrecht der Natur des Menschen vor der Natur auch jener Thiere, die ihm der leiblichen Aehnlichkeit nach am nächsten stehen. Denn der Orangoutang erreicht höchstens ein Alter von 30 Jahren.

Ueber die natürliche Befähigung und Einrichtung des Menschenleibes zum aufrechten Gang vergl. m. meine Geschichte der Natur B. III §. 34 (S. 491 u. f.). Auch die in die Wildniß gerathenen Menschen, mit Ausnahme einiger Blödsinnigen und hierbei auch leiblich Verkümmerten, gingen aufrecht.

Wenn nach Hallers Beobachtung und Berechnung ein Mensch in einer Minute 1500 Buchstaben ausspricht, so kommt hierbei auf die Zeit der Zusammenziehung des den Buchstaben bildenden Muskels der 3000ste, auf die Schwingungen der Griffelzungenmuskeln beim Aussprechen des Buchstabens R der 30,000ste Theil einer Minute.

Oben S. 121 wurde das gewöhnliche Quantum der festen Nahrungsmittel bei einem erwachsenen Menschen auf etwa $2^1/_2$ Pfund angeschlagen. Es genügten aber auch in vielen Fällen 9 ja 7 Unzen zur gesunden Erhaltung des Lebens und der Kräfte bei Solchen, deren Lebensweise keine starke Anstrengung der Muskeln forderte.

Erklärung der Abbildungen.

Tafel I

soll zur Erklärung des §. 12 dienen.

Sie stellt daher die Hauptorgane dar, welche dem Athmen und Blutumlaufe dienen.

Fig. 1 gibt eine Uebersicht über die Hauptstämme der Arterien und Venen, welche dadurch erleichtert wird, daß die Arterien roth, die Venen blau gemalt sind. Von einem ganzen Menschenkörper ist jener Theil der Brust und des Unterleibes und der in beiden liegenden Eingeweide hinweggenommen, welcher die tiefen, in der Nähe des Rückgrats gelegenen Stammgefäße verdeckt, so daß diese entblößt vor Augen liegen, und in der Brusthöhle nur noch das Herz, in der Unterleibshöhle die mit N bezeichneten Nieren so wie H die Harnblase und die durch ein U angedeuteten, aus jenen zu dieser führenden Ureteren oder Harncanäle gesehen werden. Was die übrigen Theile des Leibes betrifft, so sieht man an ihnen, besonders aber an den Extremitäten der linken Seite, noch viele Muskeln und Sehnen. Am Kopfe sind hauptsächlich nur die Venen dargestellt, von den Arterien aber, deren Verlauf im Ganzen aus jenem der Venen erkennbar ist, nur die beiden Hauptstämme, nämlich die vor dem Ohr hinanlaufende Schläfenschlagader (Arteria temporalis) und die über die Unterkinnlade gegen den Mundwinkel hingehende vordere Antlitzschlagader (Arteria facialis seu maxillaris externa). An den Extremitäten der linken Seite sieht man vorzüglich die oberflächlicheren Hauptzweige der Venen, von den mehr in die Tiefe gehenden Arterien aber nur jene Punkte, die sich der Außenfläche am meisten nähern. Dagegen sind auf der rechten Seite die Venen und zugleich mehrere Muskeln hinweggenommen, damit der Verlauf der Arterien deutlicher überblickt werden könne.

Um von dem Ursprung aller Blutgefäße, vom Herzen, anzufangen, so bedeutet an diesem I die rechte Vorkammer, II die rechte Kammer, III die linke Vorkammer, IV die linke Kammer. Bei α ist der Stamm der Lungenschlagader, bei β die Verzweigung derselben in die rechte Lunge vorgestellt. Die dem großen Kreislaufe dienenden Arterien sind durch lateinische Buchstaben angezeigt, nämlich durch a der Bogen der Aorta (arcus Aortae); b der gemeinsame Stamm der rechten Kopf- und Schlüsselbein-Arterien (truncus anonymus); c die Kopfschlagader (Carotis); d die Schlüsselbeinschlagader (Arteria subclavia); e die äußere Kopfschlagader (Carotis externa); f, g die obere Schilddrüsenarterie und ihre Verzweigungen (A thyreoidea superior); h die vordere Antlitzschlagader (A. facialis s. maxillaris externa); i die Unterkinnarterie (A. submentalis); k die Schläfenschlagader (A. temporalis);

l deutet an etlichen Stellen eine und die andere der zwanzig Zwischenrippenarterien an (A. intercostales); m die Wurzel der Arterien des Zwerchfells (A. phrenicae); n die Bauchschlagader (A. coeliaca); o die obere Darmschlagader (A. mesenterica superior); p Samenschlagadern (A. spermaticae); q untere Darmschlagader (A. mesenterica inferior); r Theilung der Aorta in die beiden Hüftbeinarterien (A. iliacae); s der Ort, wo sich von der Schenkelarterie die Beckenarterie (A. hypogastrica) abtheilt; t die Schenkelarterie (A. cruralis); t die Stelle, wo sich die Schenkelarterie nach der hintern Fläche des Knies umbiegt; u die vordere Schienbeinarterie (tibialis antica); ü die Armschlagader (A. brachialis); v die Ellenbogen- (ulnaris) und w die Speichen-Schlagader (radialis); x bedeutet den tiefen Arterienbogen der Hohlhand (arcus arteriosus profundus); y zeigt an der linken Hand den oberflächlichen Bogen der Hohlhand (arc. art. sublimis); z die Fingerschlagadern (A. digitales).

Die Venen des großen Kreislaufes sind wenigstens an ihren Stämmen durch Zahlen angedeutet. 1) Die äußere Drosselvene (vena jugularis externa) und 2) die innere Drosselvene (v. jugularis interna), welche beide bestimmt sind, das Blut aus den äußern und innern Theilen des Hauptes zurückzuführen, und deren äußere Verzweigungen an der vorliegenden Abbildung als Nackenvene so wie als hintere und vordere Antlitzvene gesehen werden. 3) Die (linke) Schlüsselbeinvene (v. subclavia), welche außer dem Blut aus dem Kopfe und dem ganzen obern Körper ihrer Seite, auch noch den Milchsaft, der nach S. 108 in die linke Schlüsselbeinvene sich ergießt, durch die obere Hohlvene zum Herzen führt. 5) Die äußere Hautvene des Armes (v. cephalica), 5) die innere (v. basilica), 6) die mittlere (v. mediana), 7) die obere Hohlvene (v. cava superior), 8) die untere Hohlader (v. cava inferior), 9) Nierenvene (v. renalis), 10) die Rosenader (v. saphena magna), 11) die einpaarige Rippenvene (v. azygos).

Die Figur 2 bildet zur weitern Erläuterung des Kreislaufes die Lungen sammt dem Herzen und seinen größern Gefäßen von hinten ab. I die rechte Vorkammer, II die rechte Kammer, III die linke Vorkammer, IV die linke Kammer, A die rechte, B die linke Lunge, α den Stamm der Lungenschlagader, $\gamma\gamma$ die Lungenvenen, a den Bogen der Aorta, 7 die obere, 8 die untere Hohlvene (wie in Fig. 1).

Die Figur 3 soll nur auf ideelle Weise das Wesen und Verhältniß des großen und kleinen Kreislaufes darstellen. Bei I wird angedeutet, wie das Venenblut aus allen Theilen des Leibes in die rechte Höhlung des Herzens komme, dann von da bei II in die Lungen ströme, wo es durchs Athmen der atmosphärischen Luft in arteriöses verwandelt und bei III in die linke Hälfte des Herzens zurückgeführt wird, von wo es bei IV als Arterienblut von neuem nach allen Theilen ausströmt.

Tafel II

soll hauptsächlich zur Erläuterung des Inhaltes des §. 13 über Verdauung und Ernährung dienen.

Figur 1 stellt die Lage der in der Brust- und Bauchhöhle enthaltenen Eingeweide an dem Leibe eines Kindes dar: a das Zungenbein; b Schild-

Knorpel; c die hier noch sehr große Schilddrüse (glandula Thymus); d Luftröhre; e e Lungen; f Herz; g die rechte Vorkammer des Herzens; h der geöffnete Herzbeutel; i i i Zwerchfell; k Leber; l Magen; m das große Netz (Omentum majus); n ein Ueberrest von dem hinweggenommenen Bauchfell (Peritonaeum); o Band der Leber; p deutet ungefähr auf die Gegend des von der Leber verdeckten Magenmundes (Cardia); q auf die Gegend des Pförtners (Pylorus) hin; r die Milz; s soll die Nachbarschaft des links von hier von der Leber verdeckten Zwölffingerdarms so wie die in ihn mündende Gallenblase anzeigen; t t t Krummdarm (Jejunum et Ileum); u u u Grimmdarm (Colon).

Von Gefäßen sind an dieser Figur sichtbar: 1) der gemeinsame Stamm der rechten Kopf- und Schlüsselbein-Arterie; 2) die linke Kopfschlagader; 3) und 4) die linke Schlüsselbein- und Drosselvene; 5) der gemeinsame Stamm beider; 6) derselbe der rechten Seite; 7) die obere Hohlader.

Figur 2 bildet den Magen ab;* den Magenmund (Cardia),** den Pförtner (Pylorus), 1 ein Rest vom großen Netz, 2 die Längsfasern der Muskelschicht des Magens; 3 die Ringfasern; 4 die schiefen Fasern derselben.

Tafel III

soll zur Erklärung des Inhalts von Tafel 15 und 16 dienen.

Figur 1 stellt das Haupt mit seinen Muskeln und einem Theile seiner Knochen dar. 1 Hirnschädel; 2 Brustbein (Sternum); 3 Schlüsselbein (Clavicula); 4 Hautmuskel der Stirn (musculus frontalis); 5 Aufzieher des äußern Ohrs; 6 Schließmuskel der Augenlieder; 7 Aufheber der Oberlippe und des Nasenflügels; 8 Aufheber des Mundwinkels; 9 der kleine Wangenmuskel (m. zygomaticus minor); 10 der beim Lachen wirkende große Wangenmuskel und zwischen beiden Wangenmuskeln der Aufheber des Mundwinkels; 11 der Kaumuskel (Masseter); 12 der Backenmuskel (m. buccinatorius); 13 Ringmuskel oder Schließmuskel des Mundes; 14 der dreieckige Herabzieher des Mundwinkels; 15 der viereckige Herabzieher der Unterlippe; 16 der Kopfnicker (m. sternocleidomastoideus); 17 der Brustbeinzungenmuskel (m. sternohyoideus); 18 der Schulterblattzungenbeinmuskel (m. omohyoideus); 19 der Brustbeinkehlkopfmuskel (m. sternothyreoideus). — Alle diese Muskeln dienen der Mienen-, Ton- und Wortsprache, von deren letzterer Hauptorganen das Zungenbein mit α, der Kehlkopf mit β, die Luftröhre mit γ bezeichnet ist. Aber eben diese Organe der Stimme sind noch verhältnißmäßig etwas vergrößerter in den Figuren 2, 3, 4, 5 dargestellt.

Figur 2 gewährt eine Ansicht des Kehlkopfes und der Luftröhre von vornen. Nur der untere Theil der Luftröhre ist noch mit seinem häutigen Ueberzug bekleidet, vom obern sind alle Häute und Muskeln hinweggenommen. a ist das Zungenbein; 1 der Schildknorpel (2 bis 6 sehe man bei den andern Figuren); 7 die Luftröhre; 8 die Luftröhrenäste (bronchi); 9 Verzweigungen der Luftröhrenäste (bronchia); 10 anhängende Drüsen (glandulae bronchiales).

Figur 3 stellt das Knorpelgerüste des Kehlkopfes und den Anfang der Luftröhre von hinten dar; 1 den Schildknorpel; 2 Ringknorpel; 3 Gießbeckenknorpel; 4 den Kehldeckel (Epiglottis).

Figur 4 den Kehlkopf von oben und hinten mit aufgehobenem Kehldeckel, so daß man in die Stimmritze hineinblicken kann. Bei dieser und der nächstfolgenden Figur 5 bedeuten die Zahlen 1 bis 4 dasselbe, was sie bei Fig. 2 und 3 bezeichneten. Dagegen 5 die obern Stimmbänder; 6 die untern Stimmbänder.

Figur 5 bildet das Knorpelgerüste des Kehlkopfes gerade von oben gesehen ab.

Zur Versinnlichung der Anfügung und Gestalt der Muskeln des menschlichen Leibes kann übrigens auch schon die erste Figur auf Tafel I dienen, auf welcher die Muskelmasse der obern und untern Extremitäten großentheils neben den Gefäßen noch bemerkbar ist.

Tafel IV.

Die Figur dieser Tafel stellt zur Erläuterung des §. 17 das Gehirn und vornehmlich das Rückenmark mit den aus diesem entspringenden Nerven von hinten gesehen dar. A bedeutet das Hirn; B das Rückenmark; C die harte Rückenmarkshaut; a die große Sichel der harten Hirnhaut; b das große Gehirn in seine zwei Hälften durch die Sichel getheilt; c das Zelt, welches das große vom kleinen Gehirn abgränzt; d der Wurmfortsatz; e das kleine Gehirn mit seinen beiden Hälften; f das verlängerte Mark; g das Geflecht der Nerven für die obere Extremität; h das Geflecht der Nerven für die untere Extremität. Die römischen Zahlen I und VIII deuten den ersten und letzten der acht Halsnervenpaare, IX und XX das oberste und das unterste der zwölf Rücken- oder Brustnervenpaare an; XXI bis XXV bezeichnen die fünf Lendennervenpaare, XXVI bis XXX die fünf Kreuzbeinnervenpaare. Uebrigens bedeutet α den Zwerchfellsnerven, dessen büschelförmiges Ende nach unten sichtbar ist; β den Speichennerven; γ den Mittelnerven des Armes; δ den Ellenbogennerven; ε den Schenkelnerven; ζ den Hüftbeinlochnerven; η den Hüftnerven (n. ischiadicus); ϑ den äußeren Zeugungsnerven.

Tafel V.

Auch diese Tafel soll noch zur Erläuterung des für die Seelenkunde vorzüglich wichtigen Inhalts des §. 17 dienen, und nach einigen Hauptrichtungen hin den Bau des Gehirns versinnlichen.

Figur 1 bildet die untere, auf der Basis der Schädelhöhle aufliegende Fläche des Gehirns mit den äußern Wurzeln der zwölf aus dem Hirn entspringenden Nerven ab: a das Rückenmark; b die Fortsetzung des verlängerten Markes ins kleine Gehirn; c die Olivenkörper; d die Gegend der Pyramiden; g die Hemisphären des kleinen Gehirns; i der Hirnknoten oder die Brücke; p Schenkel des großen Hirns; r′ r″ r‴ der vordere, mittlere und hintere Lappen oder Dreitheil des großen Gehirns; t t die Markkügelchen; y der Trichter (infundibulum); v die sylvische Grube; I das erste oder Geruchsnervenpaar; II das zweite Hirnnervenpaar oder die Sehenerven und so fort deuten die Zahlen III bis XII die übrigen zwölf Paare der Hirnnerven an.

Figur 2. Ein Menschenhirn, welches sammt dem Schädel horizontal bis zum Balken durchschnitten ist, so daß man die innern Gebilde desselben sehen kann, nämlich m die Vierhügel nebst der nach vorn zwischen ihnen aufsitzenden

Zirbeldrüse; n und o die hintere und vordere Commissur des großen Hirns; r′r″r‴ die Durchschnitte der drei Lappen des großen Hirns; t die Sehehügel; u der gestreifte Körper; ü der Linsenkern; v das Ammonshorn; w die Vogelklaue (pes Hippocampi); x ein zurückgeschlagenes Stück von dem meist hinweggenommenen Balken (c. callosum); y die durchsichtige Scheidewand (septum pellucidum); z Hinterschenkel des hinweggenommenen Gewölbes (fornix), von dessen Vorderschenkeln man auch bei o noch Spuren sieht. Die griechischen Buchstaben bedeuten: δ die dritte Hirnhöhle, ε′ε″ε‴ die große Seitenhirnhöhle mit ihrem vordern, mittlern oder hinabsteigenden und hintern Horn; ζ die fünfte Hirnhöhle.

Figur 3 ein senkrechter Durchschnitt des Hirns. Die Bedeutung der Buchstaben ist meist schon bei Fig. 1 und 2 erläutert; e bedeutet das Marklager des kleinen Hirns, i die Stelle, wo der eine Arm des Hirnknotens abgeschnitten ist, o Durchschnittspunkt der vordern Commissur des großen Hirns; 4 der Stabkranz.

Figur 4. Ansicht der vierten Hirnhöhle im kleinen Hirn und der Vierhügel von hinten. Der Wurmfortsatz des kleinen Hirns und die Hirnklappe sind bis nahe an die Vierhügel mitten durchgeschnitten, so daß man den mit h bezeichneten Lebensbaum im Innern des Wurmfortsatzes und das Innere der vierten Hirnhöhle deutlich sehen kann. a die Rautengrube oder Schreibfeder,** Nervenfäden in der vierten Hirnhöhle, welche zum Ursprung des Gehörnervens zu gehören scheinen; p Schenkel des großen Hirns; k die vorderen Schenkel des kleinen Hirns, welche in die Vierhügel gehen; l die Hirnklappe; m das hintere Paar der Vierhügel; g Hemisphäre des kleinen Hirns.

Figur 5 hat die Bestimmung, jenen Theil des Inhaltes des §. 17 zu erläutern, der von S. 183 u. f., besonders aber auf S. 184 und 185, die Entfaltung der ursprünglichen Dreitheilung des Rückenmarkes in die Hauptpartien des Gehirns beschreibt. a der Hirnknoten oder die Varol'sche-Brücke. b Fasern der Pyramidenstränge, welche durch den Hirnknoten oder die Brücke hindurch in die Schenkel des großen Gehirns c sich fortsetzen, wo sie im ll strahlig auseinandergehen und zuletzt die Hauptmasse des großen Gehirns, den sogenannten Mantel bilden. e der graue Kern des Sehehügels, f graue Substanz der Oliven; g Schenkel des kleinen Gehirns, der zu den Vierhügeln geht; hh die ihn bedeckende Schleife; i die hintere Schicht der Brücke, die sich in den Mittelhirnschenkel (Reils Haube) fortsetzt; k der abgeschnittene Schenkel des verlängerten Markes der zum kleinen Gehirn geht; m Mammillarkörper.

Bei dieser Figur ist der besseren Deutlichkeit wegen das sehr verkleinerte Format, das alle übrigen Figuren (auch 6 und 7) beibehielten, aufgegeben worden.

Figur 6. Ein Querdurchschnitt durch das Rückenmark. a die vordere Spalte des Rückenmarkes; b hintere Spalte desselben; cc die vordern Schenkel des innern grauen Kreuzes; dd die hintern Schenkel desselben; e die Mitte des grauen Kreuzes, wo ursprünglich ein Kanal ist; f Seitenstrang des Rückenmarks; g vorderer, h hinterer Strang desselben; i vordere, k hintere Wurzel eines Rückenmarknerven.

Figur 7. Die Kreuzung der Sehenerven (m. v. §. 19) pp die Schenkel des großen Hirns, tt ein Theil der Sehehügel, ll die Sehenerven.

Tafel VI

stellt zur Erklärung des §. 17 das Gangliarnervensystem der Eingeweidehöhlen dar. Man sieht in diesem Bilde von den Eingeweiden B die Harnblase, D einen Theil des weiten Darmes, H das Herz, L die Lunge, M Magen, N Niere, S Durchschnitt durch die Schooßbeinfuge, Z das Zwerchfell. Außer diesen sieht man einen Theil der Luftröhre und am Herzen so wie im Becken einige Ueberreste der großen Blutgefäße. a das Sonnengeflecht (plexus coeliacus); bbb die Knoten des großen Intercostalnerven; c der untere Halsknoten; d obere Halsknoten; e Zwerchfellsnerve (n. phrenicus); f Geflecht der Lungenmagennerven auf der Speiseröhre; g Stamm des Lungenmagennerven (nervus vagus); h der zurücklaufende Ast desselben (n. recurrens); i der Eingeweidenerve; k das Beckengeflecht. Wo hie und da römische Zahlen angebracht sind, deuten diese auf die bei Tafel IV angegebene Weise die dort bezeichneten Paare der Rückenmarksnerven an.

Tafel VII

soll den Bau des wichtigsten unter allen Sinnorganen, des Auges, und mithin einen Theil des Inhalts des §. 19 verdeutlichen. Die ersten 5 Figuren sind von natürlicher Größe, die 6. ist gegen die Natur um das Doppelte vergrößert.

Figur 1 stellt ein menschliches Auge dar, das von allen umgebenden Theilen gereinigt ist, a der Sehenerve (nervus opticus), b die harte oder weiße Haut des Auges (sclerotica); c die durchsichtige Hornhaut (cornea).

Figur 2. Hier ist auch der größte Theil der Harthaut (sclerotica) und die Hornhaut entfernt worden, und man sieht die unter diesen gelegenen Theile des Auges. a Sehenerve, b der Rest der Harthaut, c die Aderhaut (choroidea), die man sich roth denken muß, d die Ciliarnerven (nervi ciliares), e das Ciliarband (annulus ciliaris); f die Regenbogenhaut (Iris); g die Pupille.

Figur 3. Hier sind auch noch die Aderhaut und Regenbogenhaut weggenommen, so daß man die unter diesen gelegenen Theile sehen kann. a Sehenerve; b die Netzhaut (retina); c der gelbe Fleck mit dem sogenannten Centralloch; d das Strahlenblättchen (corona ciliaris); e die Linse (lens crystallina) noch von ihrer Capsel umschlossen.

Figur 4 stellt das Auge, von welchem wie bei Fig. 2 Harthaut und Hornhaut hinweggenommen sind, von vornen dar, so daß man in der Mitte die Pupille, im Kreis um diese die Regenbogenhaut und das Ciliarband, dann die Aderhaut mit den Ciliarnerven sehen kann.

Figur 5 läßt die Netzhaut von hinten sehen. a die Eintrittsstelle des Sehenerven; b der gelbe Fleck mit dem Centralloche.

Figur 6 stellt in vergrößertem Maße einen Durchschnitt von oben nach unten mitten durch das Auge und seine Kammern, so wie durch die Stirn- und Augenhöhlefeder dar.

ab Gegend der Augenbrauen, bc oberes Augenlied, de unteres Augenlied; fg Durchschnitt des Augenliedschließers; h der Knorpel im oberen, i der im unteren Augenliede; k und l Stellen, an denen sich die Bindehaut (conjunctiva) von der hinteren Fläche der Augenlieder nach der vordern Fläche des Augapfels umschlägt; m Aufheber des oberen Augenliedes, n der gerade obere

Augenmuskel; o der gerade untere Augenmuskel und unter ihm der Durchschnitt des unteren schiefen Augenmuskels; p q durchschnittene Blutgefäße; r s die Oeffnung in der harten und in der Gefäßhaut, durch welche der hier aufgeschnittene Sehenerve in den Augapfel tritt; t die Oeffnung in der Spitze der Augenhöhle, durch welche der Sehenerve in diese tritt (foramen opticum); r u, s v die harte Augenhaut; u v die Hornhaut; w w Durchschnitt des Ciliarbandes; r x und s x die Aderhaut mit ihrem schwärzlichen Ueberzug auf der innren Fläche; y y die Regenbogenhaut; z z Netzhaut. Von z bis über x findet sich der Ciliarkörper oder Faltenkranz. Ferner bedeutet $\alpha\beta$ die Axe des Augapfels; $\gamma\delta$ Axe der Augenhöhle; ζ die vordere Augenkammer; η die hintere Kammer; ϑ die Krystalllinse in ihrer Kapsel; ι Zwischenraum zwischen der Haut des Glaskörpers und dem Strahlenblättchen (canalis petitii); $\varkappa$ der Glaskörper; $\lambda\lambda$ Haut des Glaskörpers; μ Strahlenblättchen; ν die Centralschlagader (arteria centralis).

Tafel VIII

stellt die Gehörorgane des Menschen vor.

Figur 1. Das äußere Ohr, a die äußere Oeffnung des Gehörganges, b die Leiste (Helix); c Gegenleiste (Anthelix); d Gegenecke (Antitragus); e Ecke (Tragus); f Ohrläppchen (Lobulus); g die Muschel (Concha).

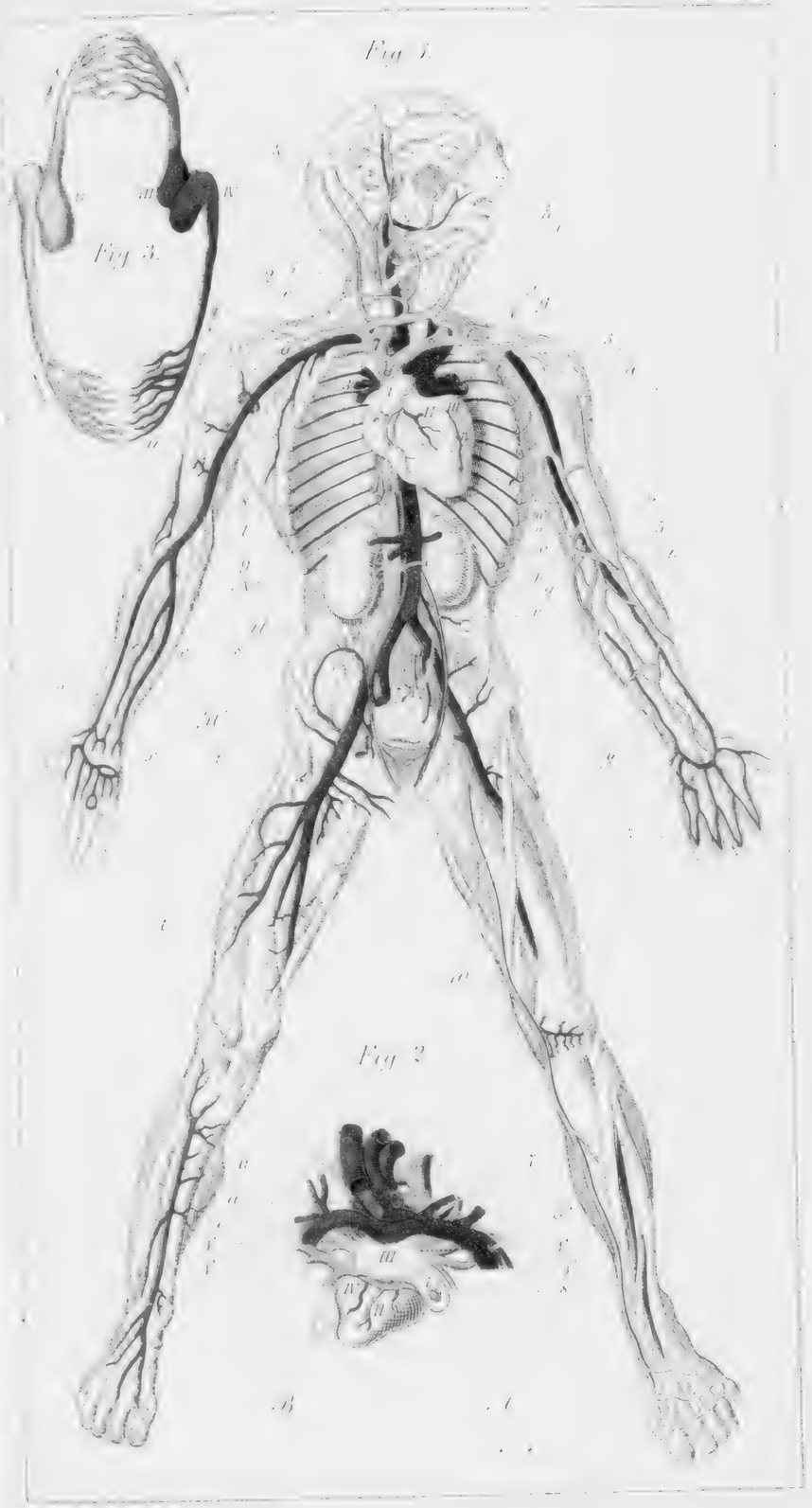
Figur 2. a bis f wie bei Fig. 1; h der äußere Gehörgang (meatus auditorius externus); i Trommelfell (Tympanum), an welchem der Griff des Hammers; k der Trommelfellring; l der lange Fortsatz des Hammers; m der Kopf desselben (cap. mallei); n Amboß (incus); o der Steigbügel (stapes); p die Bogengänge (canales semicirculares); q der Vorhof (vestibulum); r die Schnecke.

Figur 3 die Gehörknöchelchen; i l m der Hammer mit seinem Kopf und seinen beiden Fortsätzen; n der kurze Fortsatz des Amboßes, n^2 der lange, mit dem sylvischen Linsenbeinchen, n^1 die Gelenkfläche des Amboßes; o Steigbügel, o^1 sein Fußtritt.

Figur 4. p^1 p^2 p^3 die drei Bogengänge; q Vorhof; r Schnecke; u das eiförmige, v das runde Fenster.

Figur 5 die Schnecke geöffnet. r^1 r^2 r^3 die drei Windungen; w das Spiralblatt der Schnecke.

Figur 6 das geöffnete Labyrinth, vergrößert; A B die beiden Aeste des Hörnerven; P^1 P^2 P^3 die geöffneten halbcirkelförmigen Canäle; w das Spiralblatt der Schnecke; x der längliche Sack im Vorhof; y z schlauchartige Anschwellungen (ampullae) im Anfange der Bogengänge. In der Schnecke selbst unterscheidet man die von dem mit B bezeichneten, an die Schnecke gehenden Ast des Gehörnerven gebildeten Fädchen.



Augenmuskel; o der gerade untere Augenmuskel und unter ihm der Durchschnitt des unteren schiefen Augenmuskels; p q durchschnittene Blutgefäße; r s die Oeffnung in der harten und in der Gefäßhaut, durch welche der hier aufgeschnittene Sehenerve in den Augapfel tritt; t die Oeffnung in der Spitze der Augenhöhle, durch welche der Sehenerve in diese tritt (foramen opticum); r u, s v die harte Augenhaut; u v die Hornhaut; w w Durchschnitt des Ciliarbandes; r x und s x die Aderhaut mit ihrem schwärzlichen Ueberzug auf der innren Fläche; y y die Regenbogenhaut; z z Netzhaut. Von z bis über x findet sich der Ciliarkörper oder Faltenkranz. Ferner bedeutet $\alpha\beta$ die Axe des Augapfels; $\gamma\delta$ Axe der Augenhöhle; ζ die vordere Augenkammer; η die hintere Kammer; ϑ die Krystallinse in ihrer Kapsel; ι Zwischenraum zwischen der Haut des Glaskörpers und dem Strahlenblättchen (canalis petitii); $\varkappa$ der Glaskörper; $\lambda\lambda$ Haut des Glaskörpers; μ Strahlenblättchen; ν die Centralschlagader (arteria centralis).

Tafel VIII

stellt die Gehörorgane des Menschen vor.

Figur 1. Das äußere Ohr, a die äußere Oeffnung des Gehörganges, b die Leiste (Helix); c Gegenleiste (Anthelix); d Gegenecke (Antitragus); e Ecke (Tragus); f Ohrläppchen (Lobulus); g die Muschel (Concha).

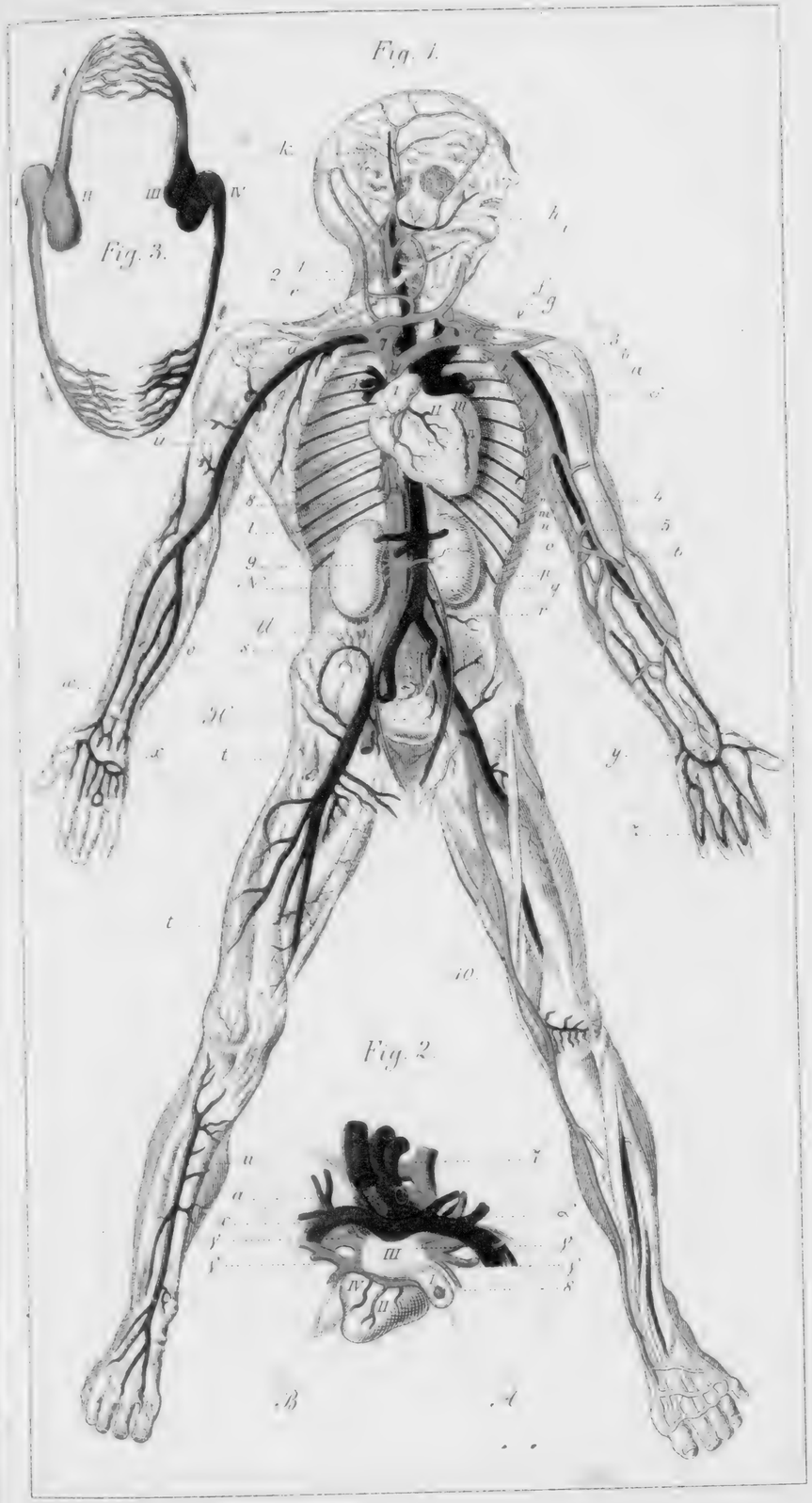
Figur 2. a bis f wie bei Fig. 1; h der äußere Gehörgang (meatus auditorius externus); i Trommelfell (Tympanum), an welchem der Griff des Hammers; k der Trommelfellring; l der lange Fortsatz des Hammers; m der Kopf desselben (cap. mallei); n Amboß (incus); o der Steigbügel (stapes); p die Bogengänge (canales semicirculares); q der Vorhof (vestibulum); r die Schnecke.

Figur 3 die Gehörknöchelchen; i l m der Hammer mit seinem Kopf und seinen beiden Fortsätzen; n der kurze Fortsatz des Amboßes, n^2 der lange, mit dem sylvischen Linsenbeinchen, n^1 die Gelenkfläche des Amboßes; o Steigbügel, o^1 sein Fußtritt.

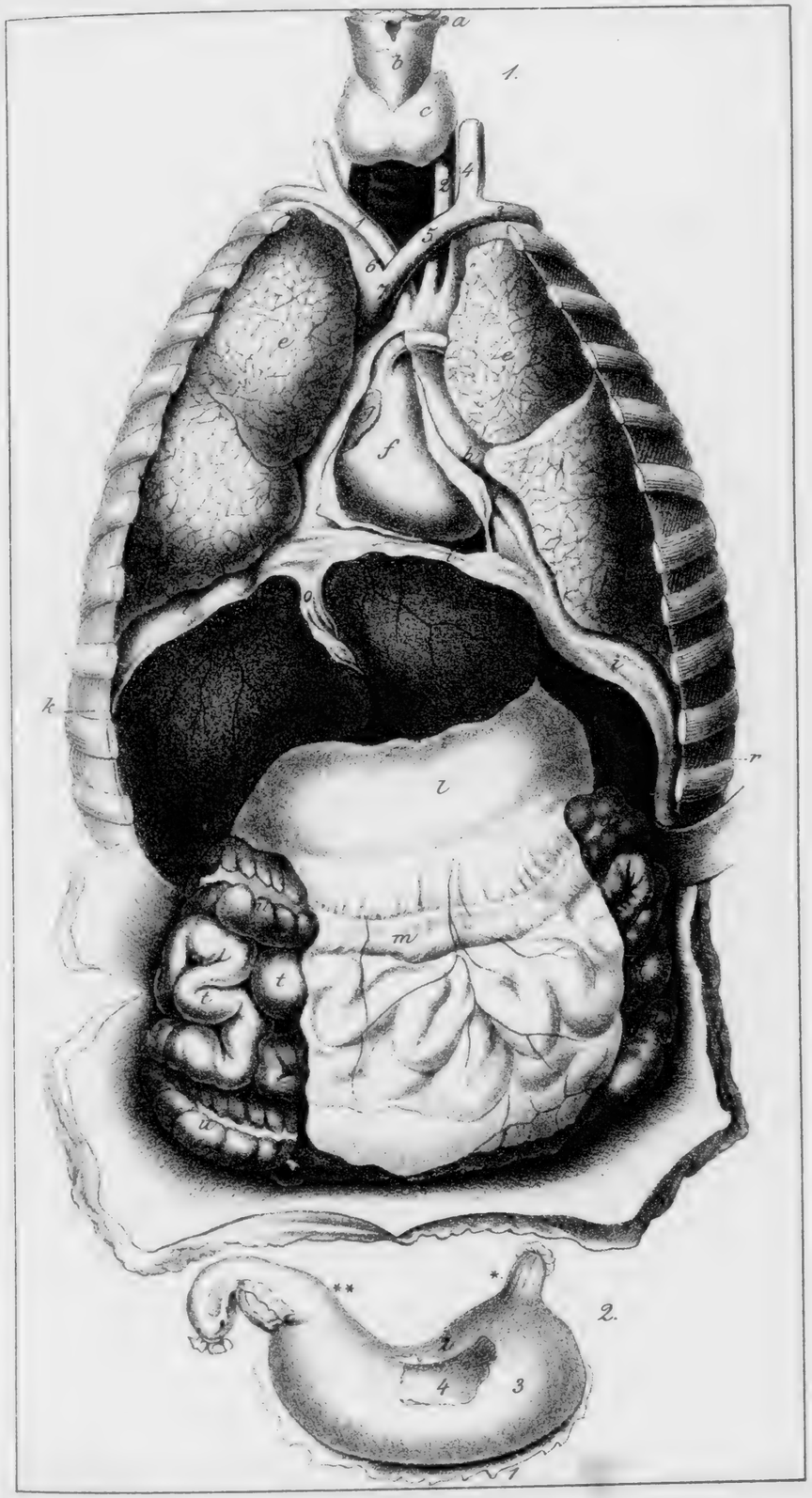
Figur 4. p^1 p^2 p^3 die drei Bogengänge; q Vorhof; r Schnecke; u das eiförmige, v das runde Fenster.

Figur 5 die Schnecke geöffnet. r^1 r^2 r^3 die drei Windungen; w das Spiralblatt der Schnecke.

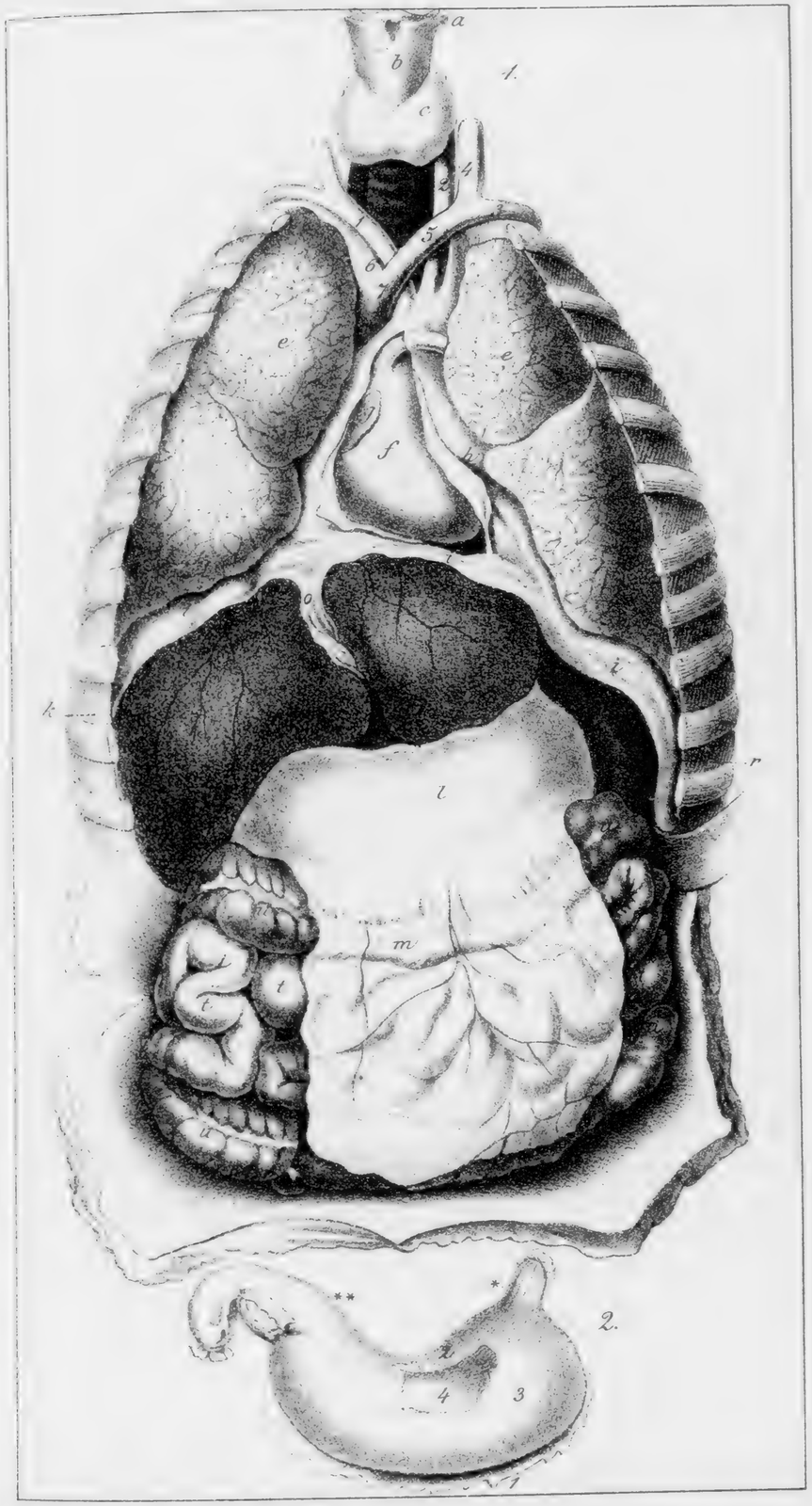
Figur 6 das geöffnete Labyrinth, vergrößert; A B die beiden Aeste des Hörnerven; P^1 P^2 P^3 die geöffneten halbcirkelförmigen Canäle; w das Spiralblatt der Schnecke; x der längliche Sack im Vorhof; y z schlauchartige Anschwellungen (ampullae) im Anfange der Bogengänge. In der Schnecke selbst unterscheidet man die von dem mit B bezeichneten, an die Schnecke gehenden Ast des Gehörnerven gebildeten Fädchen.

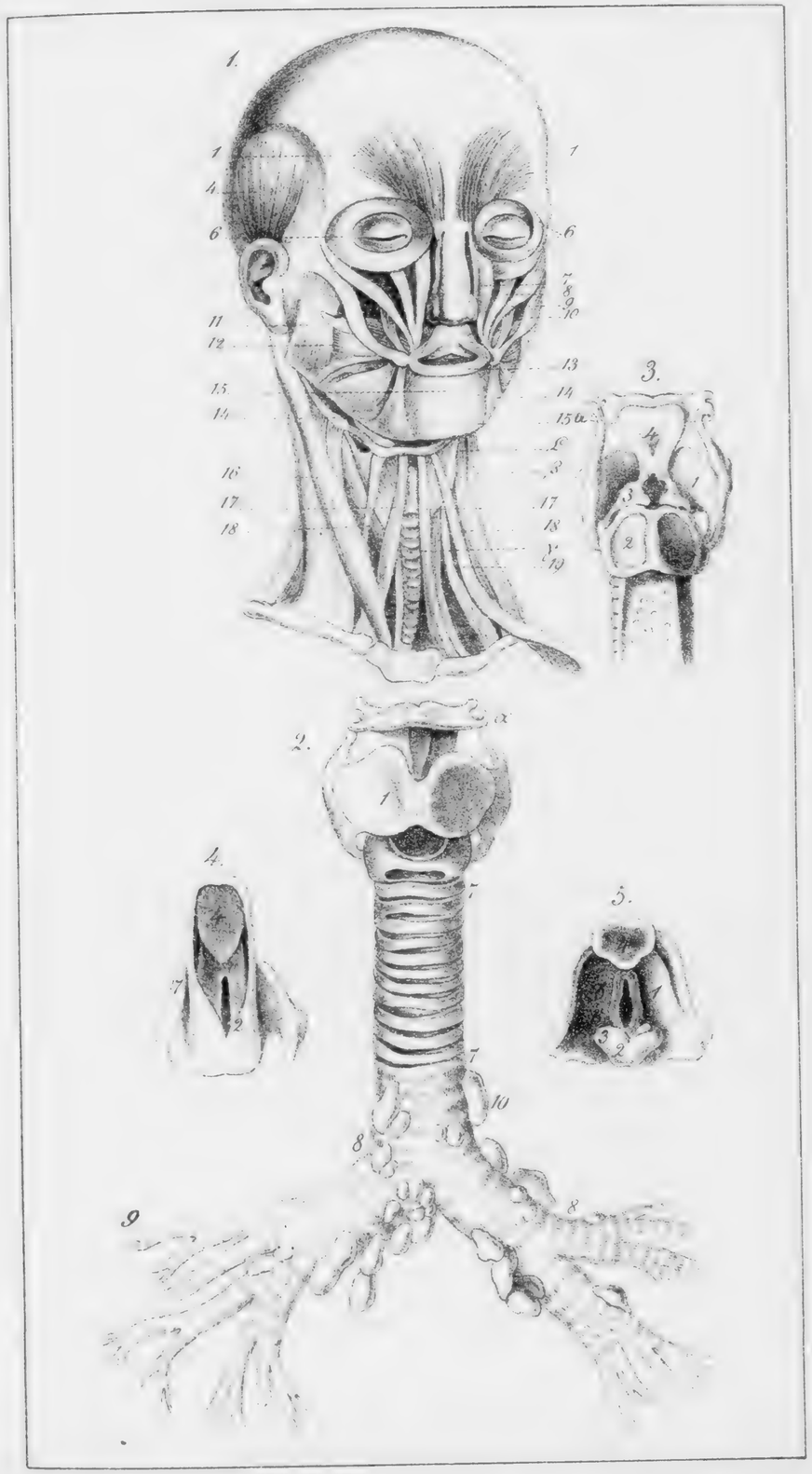


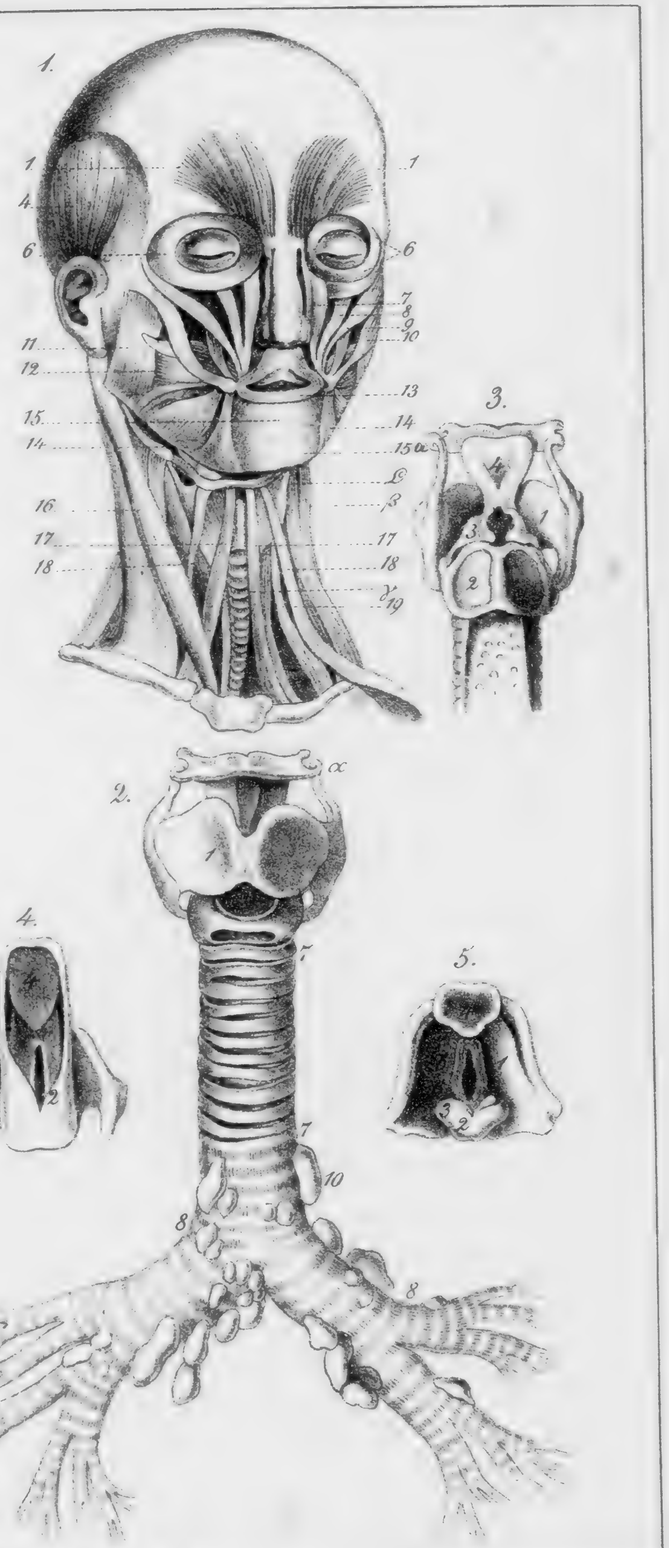
Tab. II.

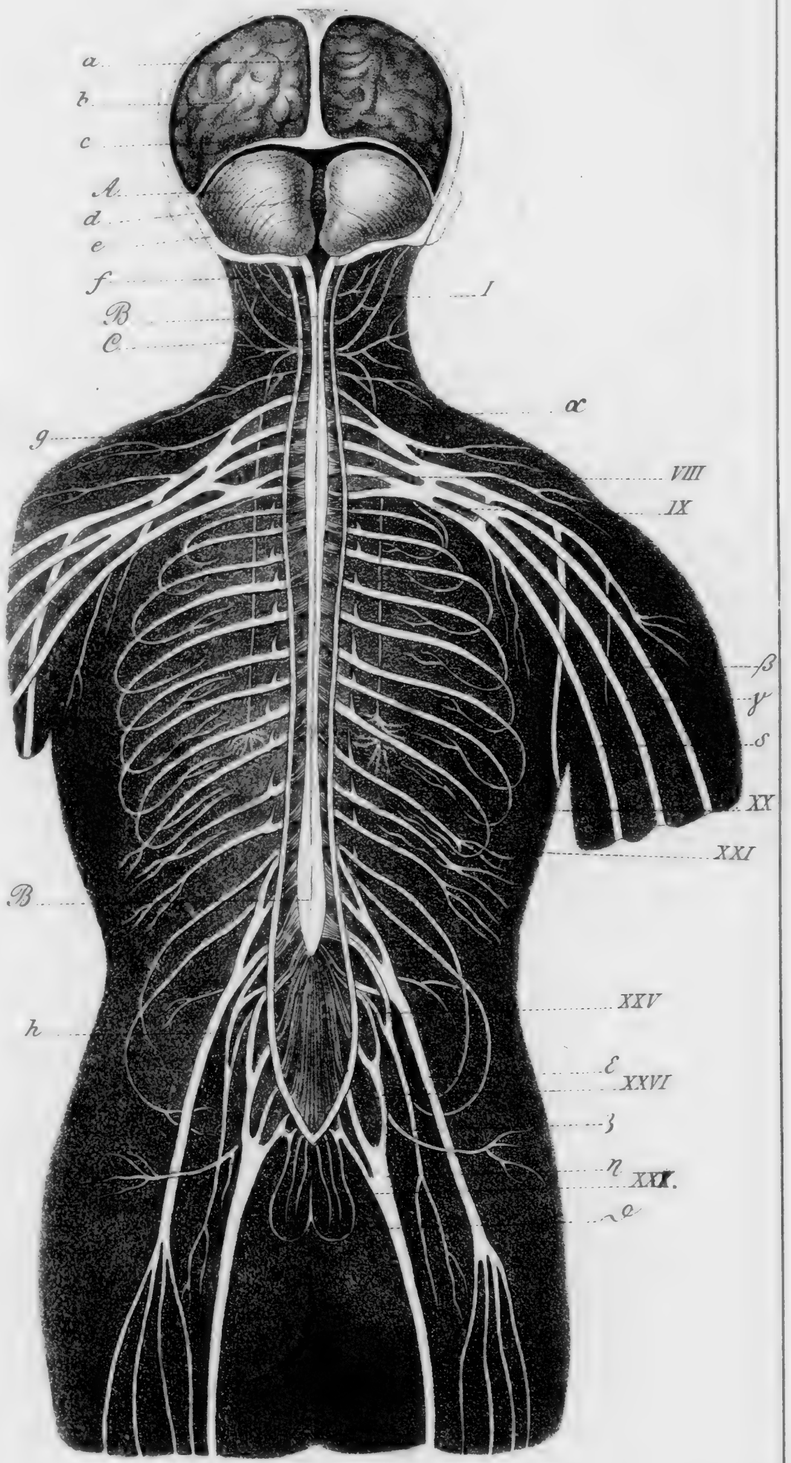


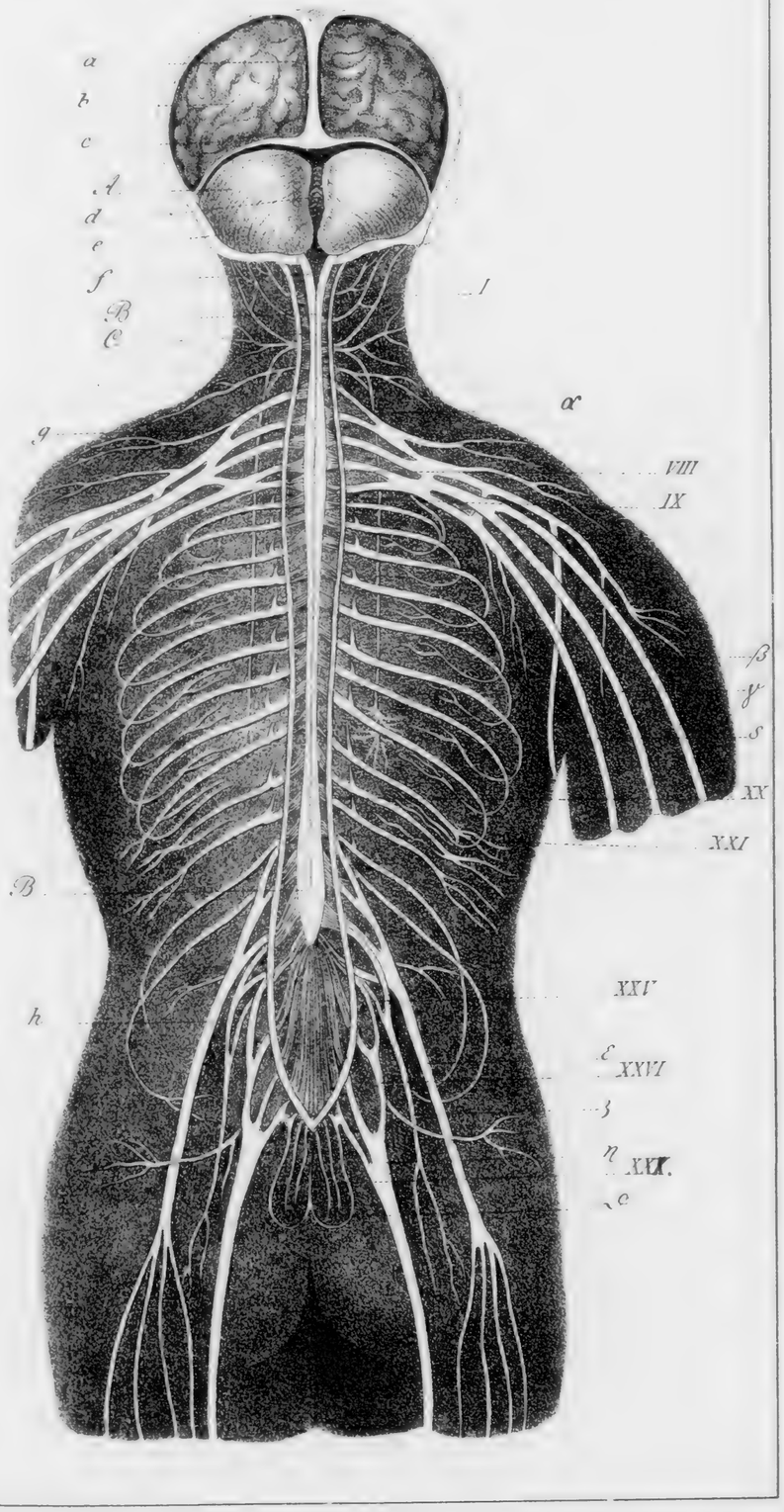
Tab. II.

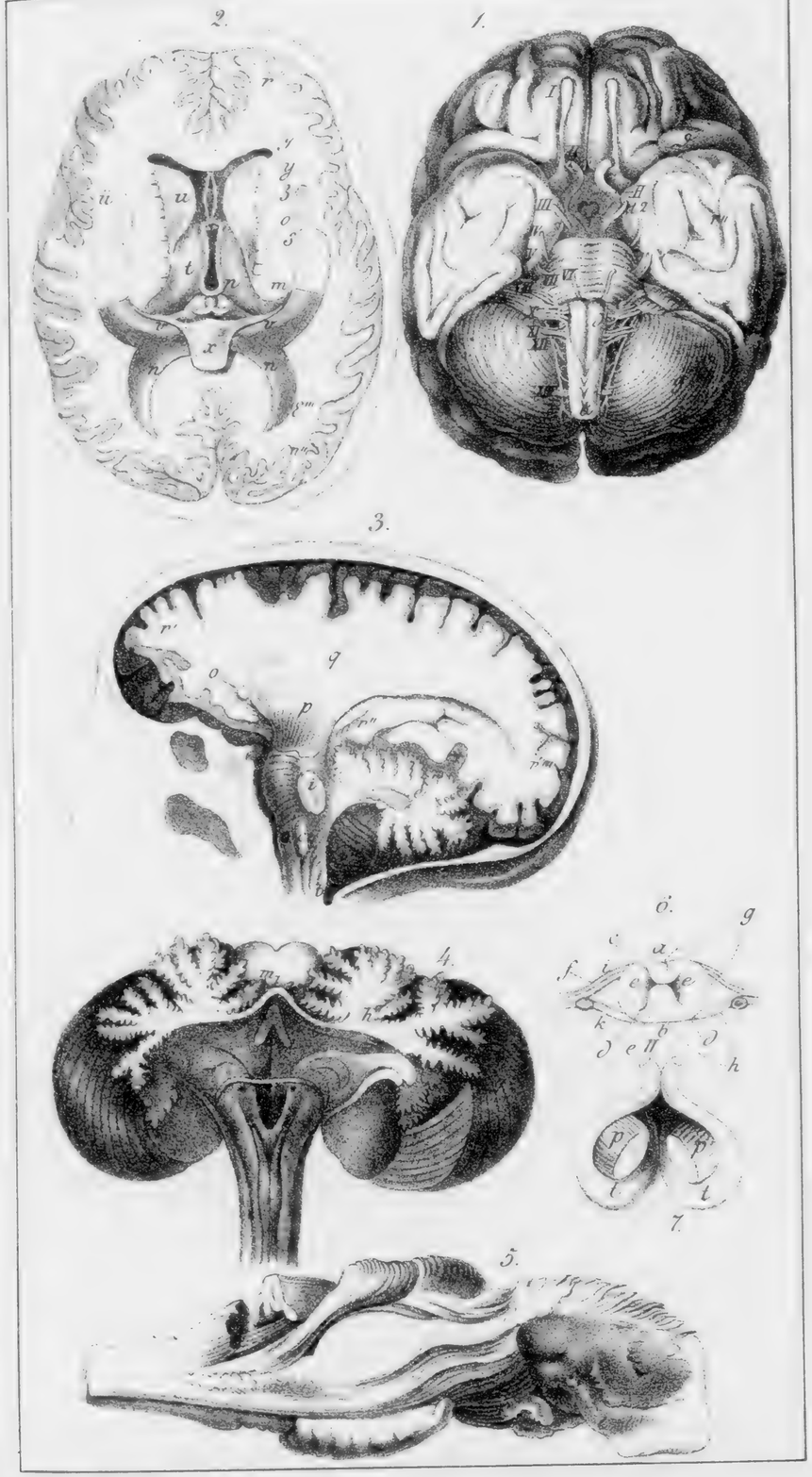



1.
3.
2.
4.
5.

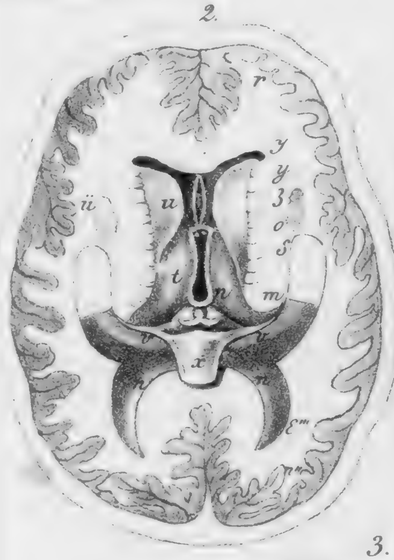

1.
1
4
6
11
12
15
14
16
17
18
1
6
7
8
9
10
13
14
15a
15
18
17
18
19
3.
4
1
3
2
2.
α
1
7
4.
4
1
2
5.
1
3
2
7
10
8
9
8


a
b
c
A
d
e
f
B
C
I
α
g
VIII
IX
β
γ
δ
XX
XXI
B
XXV
h
ε
XXVI
ζ
η
XXVII
ϑ

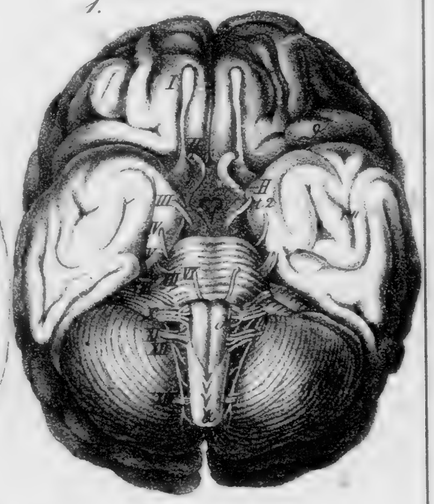

a
b
c
d
e
f
A
B
C
1
α
g
VIII
IX
β
γ
δ
XX
XXI
B
XXV
h
ε
XXVI
ζ
η
XXVII.
θ


2.
1.
3.
4.
6.
5.
7.

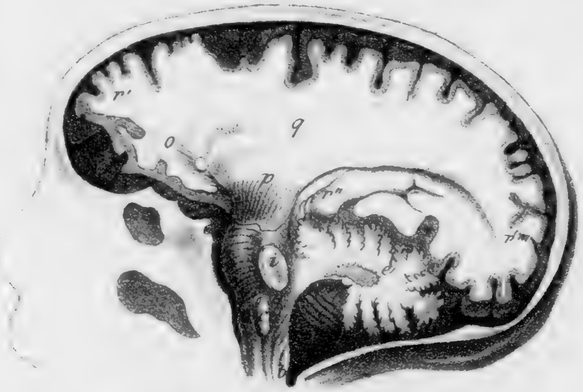
2.



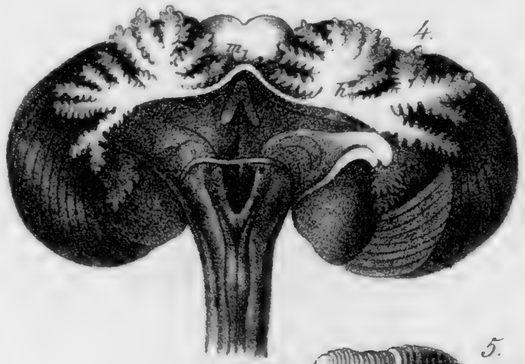
1.



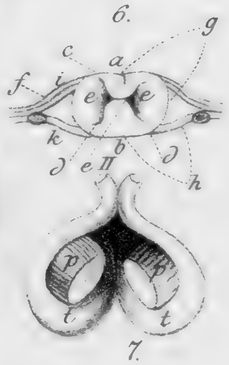
3.



4.

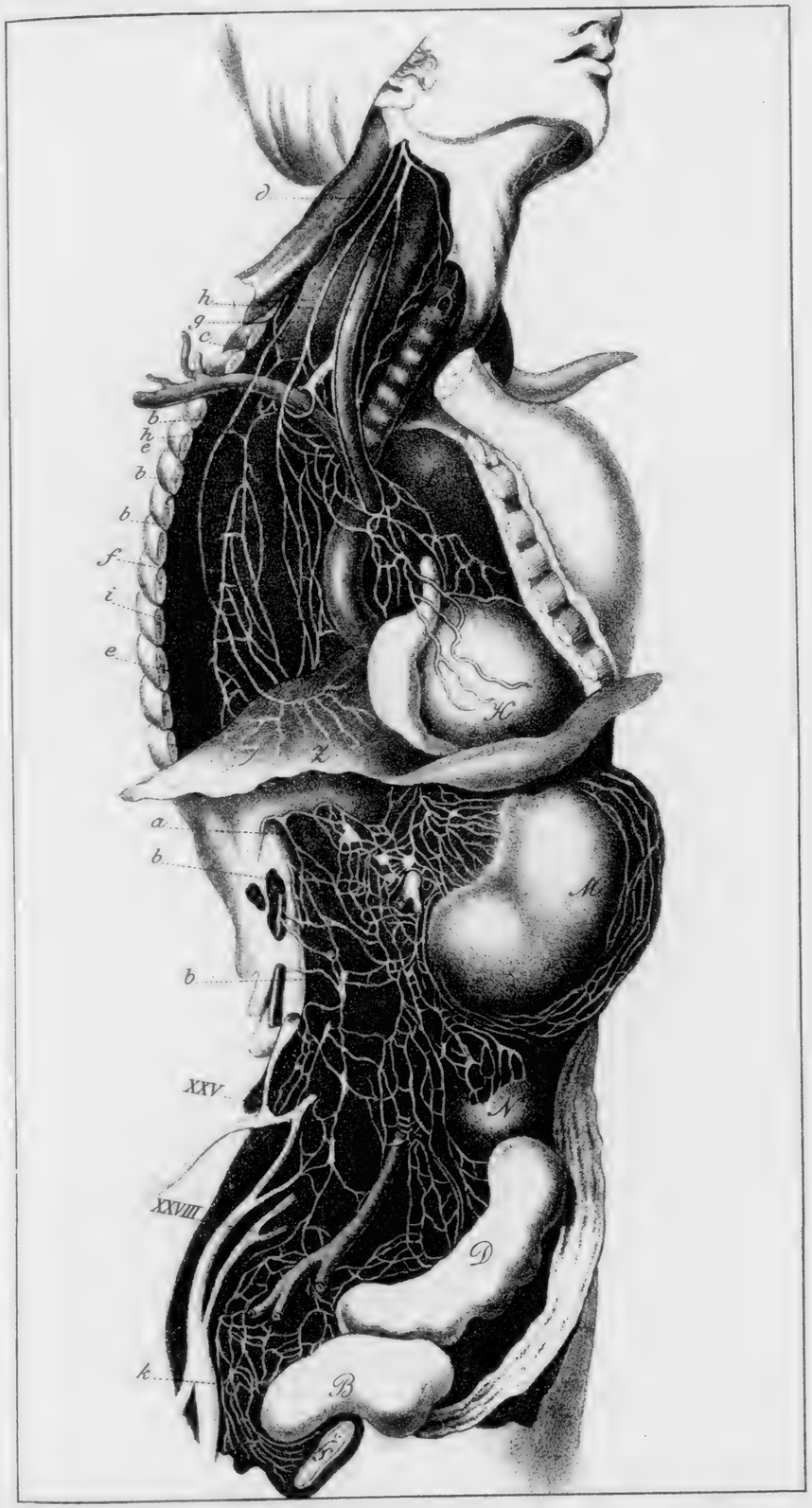


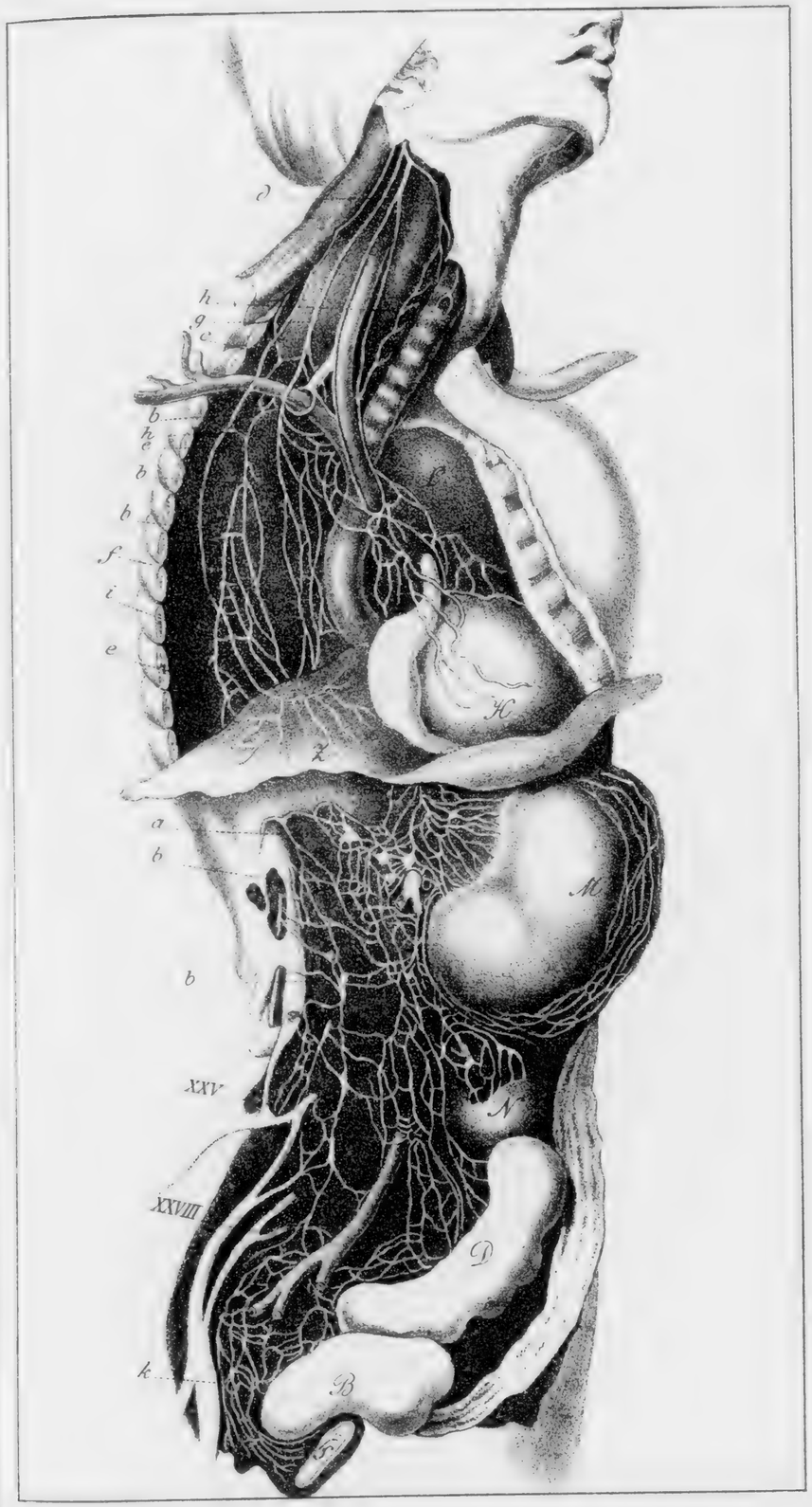
6.

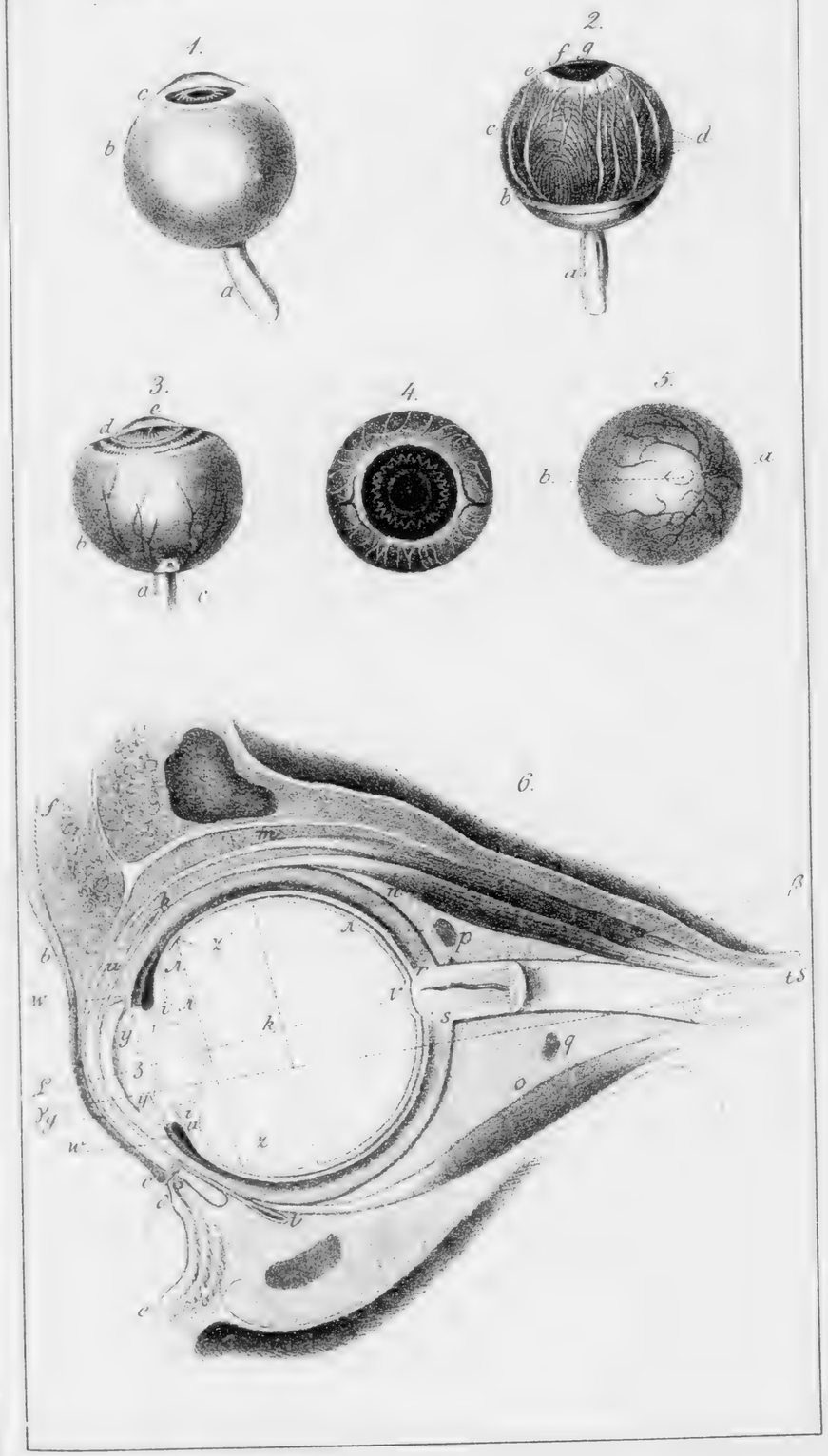


7.

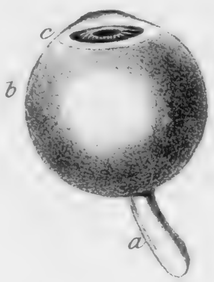
5.


d
h
g
c
b
h
e
b
b
f
i
e
H
k
a
b
M
b
XXV
N
XXVIII
D
k
B

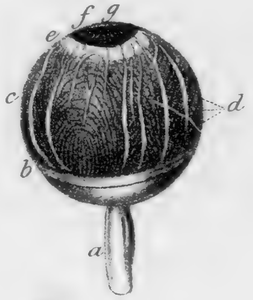

d
h
g
c
b
h
e
b
b
f
i
e
K
k
a
b
M
b
XXV
N
XXVIII
D
k
B


1.
2.
3.
4.
5.
6.

1.

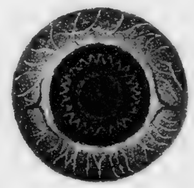


2.

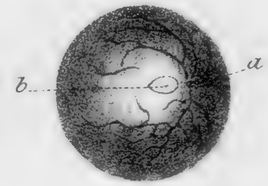


3.

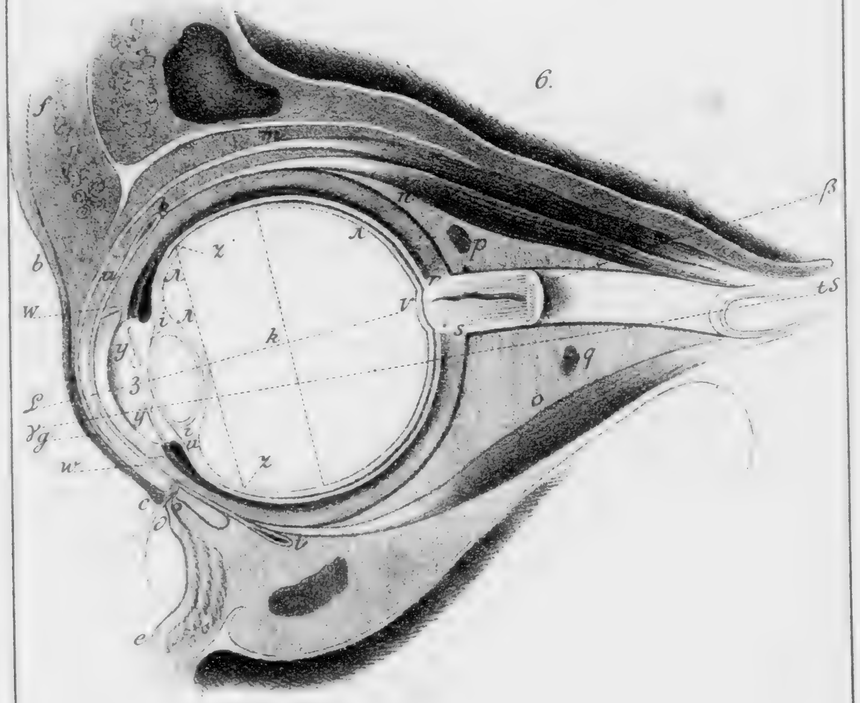
4.

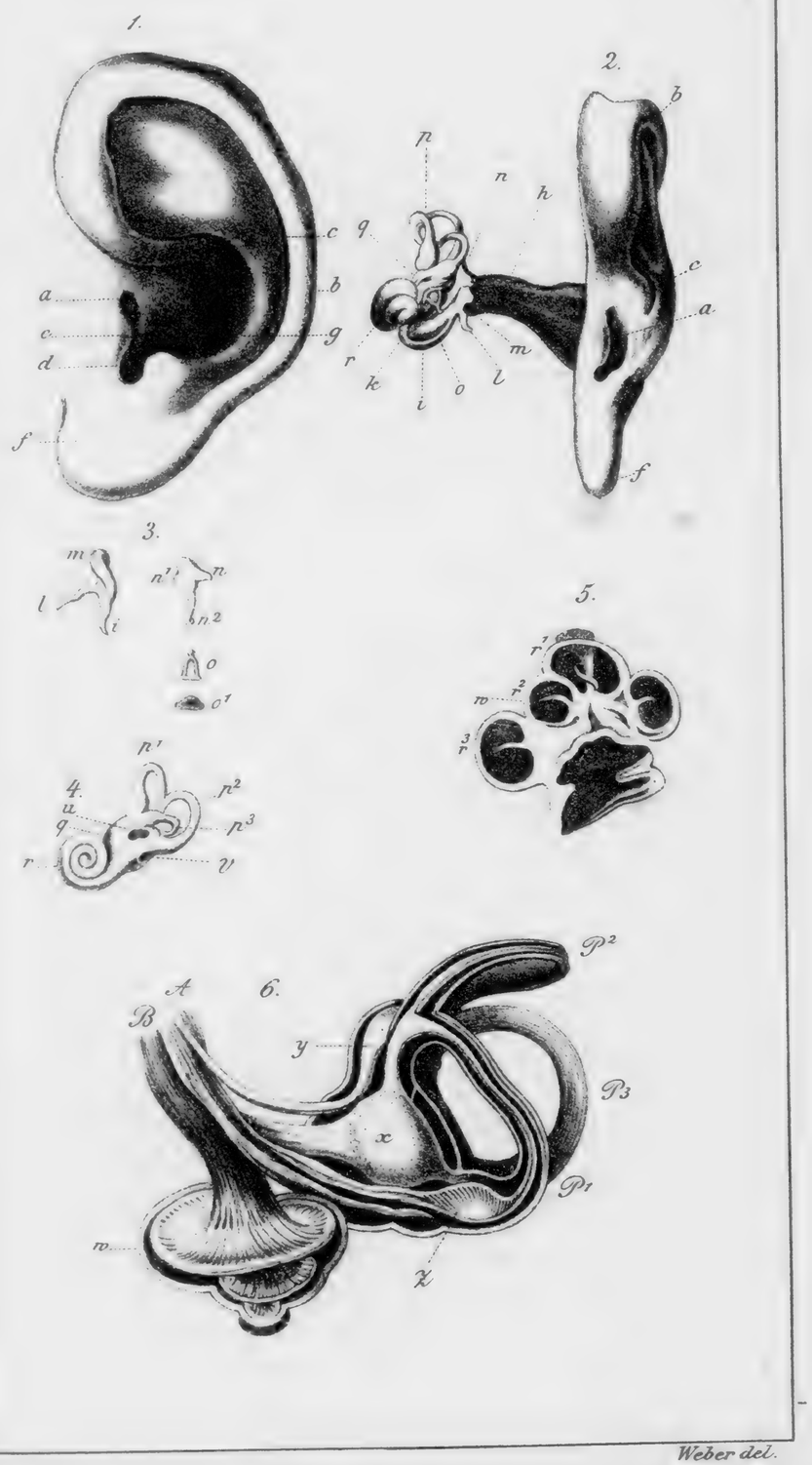


5.



6.




1.
a
c
d
f
c
b
g
2.
p
n
h
q
r
k
i
o
l
m
b
c
a
f
3.
m
l
i
n'
n
bn2
o
o'
4.
n'
n²
u
q
r
n³
v
5.
r'
r²
m
r³
6.
A
B
P²
y
P3
x
P1
m
z

Weber del.

Weber del.

VOLUME 2

Die

Geschichte der Seele

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Fünfte, unveränderte Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1878.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorrede zum zweiten Band.

Nur Weniges habe ich dem Vorwort zum ersten Bande beizufügen.

Das, was in diesem zweiten Bande, dem Inhalte wie der Form nach, neu hinzukam, bedarf wohl kaum einer besondern Einführung bei dem Leser. Schon ein flüchtiger Vergleich etwa des §. 29 mit jenem der frühern Auflagen, dessen Stelle er einnimmt, wird es bezeugen können, daß der innere Beweggrund, welcher den Verfasser zu dem Versuch einer Umarbeitung antrieb, ein sehr nahe liegender gewesen sei. Auch bei den ganz neu hinzugekommenen §§. 30, 34, 37, 39, 62 wird der Zweck, bei den Zusätzen, namentlich zu §. 41, 46, 55 u. f. die Nothwendigkeit ihrer Einfügung in den Inhalt des Ganzen leicht zu erkennen sein. Den §. 30 mögen seine Schlußworte so wie sein Zusammenhang mit andern ihn ergänzenden Stellen des Buches, z. B. mit §. 71, vor leicht möglichen Mißverständnissen schützen; auch hofft der Verfasser in der neuen Bearbeitung des ersten Bandes seiner Geschichte der Natur, welche in wenigen Wochen unter die Presse gehen wird, das hier nur unvollkommen Angedeutete besser erörtern zu können.

Daß ich von den vielen, zum Theil sehr inhaltreichen Werken unserer Literatur aus dem Gebiet der Psychologie, welche seit den frühern Auflagen dieses Buches erschienen sind, so wenig Gebrauch gemacht habe, das scheint noch einer besondern Ent-

schuldigung zu bedürfen. Ich berufe mich dabei auf die alltägliche Erfahrung jedes Erbauers auch der unbedeutendsten Hütte, daß sich in das innere fest und starr gewordene Gefüge eines alten Gemäuers nicht leicht ein neues, fremdes Material, selbst kein Marmorstein in die Lehmwand hineinpassen lasse, ohne den Zusammenhalt des Ganzen in Gefahr zu setzen.

München, 7. August 1850.

Der Verfasser.

Inhalt.

III. Die Seele des Menschen.

§. 25. **Die Fragen nach der Seele und ihrem Sein** S. 1. Das Wesen der Seele und ihr Fortbestand nach dem Tode in der Auffassung des fleischlichen Sinnes S. 1—3. Aussprüche des natürlichen Verstandes und der Vernunft S. 4—10. Die Zuversicht des Glaubens S. 11. Erläuternde Bemerkungen. Die Lehre der Alten über die Fortdauer der Seele S. 12. Fälle von einem Fortwähren der Thätigkeit der Seele im Leibe nach schweren Verletzungen, ja nach angehender Zerstörung des Gehirns S. 13. Unvermuthetes Wiederaufflammen der scheinbar schon ganz erloschenen Seelenthätigkeit S. 15. Zeugnisse des Glaubens der Völker S. 15. Zeugnisse der Schrift S. 16. Zeugnisse der Natur S. 17. Zeugnisse des Geistes S. 19.

§. 26. **Die Seele in ihrer Geschiedenheit und Besonderheit vom Leibe** S. 19. Analogien aus der Sinnenwelt S. 20. Steigerung des Seelenlebens S. 21; der Durchbruch durch die Hülle S. 22. Die eigenthümliche Welt der Seele; die Sprache der Seele und die des Geistes S. 23. Vorbildliche Entkleidung der Seele von dem Leibe S. 24. Der Lebensmagnetismus S. 25; der magnetische Schlaf S. 26; das magnetische Schlafwachen S. 27; das magnetische Hellsehen S. 28 f.; das Verhältniß des magnetischen Schlafwachens zum gewöhnlichen Wachen. Verschiedene Wege der Erinnerung S. 30. Der Ueberblick von oben her S. 31. Ferngesicht in der Nähe des Todes S. 32. Pythische und Cassandrische Begeisterung S. 33. Der Schamanismus S. 34; sogenannte Inspiration S. 35; gemischte Zustände S. 36; das Fern- und Doppelgesicht S. 37; das Nachtwandeln S. 38; der Starrkrampf S. 38. Eine höhere Form des thierischen Instinctes S. 39. Erläuternde Bemerkungen. Mesmer S. 39. Merkwürdige Nachtwandler S. 40 ff.

§. 27. **Die Seele ohne den Geist** S. 42. Ein Schlafzustand der Seele S. 43. Ein Anfang des Seelenlebens ohne bemerkbaren Fortgang S. 44. Das inwohnende Licht S. 44. Der Blödsinn S. 45—47. Der Cretinismus S. 48; Blödsinn des hohen Alters S. 49; der gorgonische Seelenschlaf S. 50. Menschen-

zeit und Ewigkeit S. 51. Der Keimpunkt im Samenkorn S. 52. Ein Wahnleib S. 52. Verwechslung der Persönlichkeit S. 53. Wahnsinn S. 54 f. Das Wachsthum der verborgenen Wurzel S. 56. Die psychisch-materielle Zwischenregion S. 56. Der Ernst und das Spiel des Wahnes S. 57. — Die Irrgänge des Traumes S. 57. Der Traum und sein Ferngesicht S. 58 f. Isolation des Traumzustandes S. 60. Thätigkeit der Seele im Traume S. 61. Steigerung der Seelenthätigkeit des Wachens im Traum S. 62. Ein vorgreifender Traum S. 62. Erläuternde Bemerkungen. Der Cretinismus und seine Heilung nach Guggenbühl S. 63 f. Die Albinos S. 65. Halber Blödsinn bei großer Gedächtnißstärke S. 66—68. Bemerkungen der Alten über Träume S. 69. Psychisches Bildungselement im Traum S. 70. Merkwürdige Träume S. 71. Traumzustände, die sich periodisch in das wache Leben hinüber fortsetzen S. 72. Bemerkungen über den Wahnsinn S. 73 f.

§. 28. **Die Trias der Seele, der Lebenskraft und der elementaren Naturkraft** S. 74. Der Leib in seinen wesentlichen Beziehungen zur äußeren Natur und seinem Einssein mit dieser S. 75. Das Verhältniß der Seele zu den unwägbaren Potenzen und elementaren Kräften der irdischen Natur: Wärme, Licht, Elektromagnetismus u. s. S. 76 f. Erkannte Wirkungen aus unerkannten Ursachen S. 78. Die Lebenskraft und ihre Wirksamkeit S. 79. Lebenskraft und Seele S. 80. Der bildsame Stoff und die bildende Kraft; die Einheit beider im Urgedanken des Schöpfers. Vorbildliche Verleiblichung der Seele S. 81. Erläuternde Bemerkungen. Stellen der Alten, welche mit dem Inhalt des Paragraphen in Beziehung stehen S. 82 f.

§. 29. **Die dreifache Bestimmung der Seele** S. 84. Die That der Verleiblichung der Form, der Besitznahme der Außenwelt durch die sinnliche Wahrnehmung und die That der Selbstbezeugung S. 84. Der Zweck des leiblichen Werdens; die unsichtbare Wurzel und ihr sichtbarer Stamm S. 85. Das Eine für das Andere S. 85. Die Aufgabe der Selbsterhaltung S. 86—88. Die sichtbare Mitte und ihre unsichtbaren Enden S. 88. Ein Vermächtniß der Liebe S. 89. Nehmen und Geben S. 90. Ueberfülle und Mangel S. 90; Dienst und Gegendienst S. 91. Einer für Alle, und Alle für ihn S. 92. Die innere Welt des Empfundenen S. 93. Zweifache Richtung des Wahrnehmens der Seele. Ein zweifaches Werk des organischen Bildens S. 94. Zweifache Natur des Materials der Bildungen S. 95. Die innere Welt der Urbilder S. 96. Die Thaten der Selbstbezeugung der Seele S. 96. Das Bürgerrecht in zwei Welten S. 97. Erläuternde Bemerkungen. Ohnmacht und Eigenmacht der Seele S. 98.

§. 30. **Die Lehre von der Weltseele** S. 98 ff. Der Hüter S. 101. Eine sichtbare Seele der Seelen S. 102. Der unsichtbare Gravitationspunkt und seine vermittelte Wirksamkeit S. 102. Erläuternde Bemerkungen. Die Lehre von den Sephiroth und den geistigen Wächtern der Sichtbarkeit S. 103.

§. 31. **Der Lebensathem der Seele** S. 103. Der Einhauch des Alllebens S. 104. 105. Das geistige Gesetz der fuga vacui S. 105. Das Leere und

seine Erfüllung S. 106. Gleich dem Luftdruck steigert sich die zudringende Macht des sichtbaren und unsichtbaren Erfüllenden nach den tieferen Regionen des Daseins hin S. 107. Das Erfüllende oder das Complement, Jedem Jedes seiend, weckt den polarisch sich ergänzenden Gegensatz der Dinge und verleiht ihm seine Neues schaffende Kraft S. 108. Bemerkungen über das Aussterben mancher vormals auf Erden lebenden organischen Wesen S. 108 f. Die unentschiedenen Uebergangs- und Mittelformen S. 109—111. Vergänglichkeit der Mischlinge S. 111. Wie das Erfassen und die Aneignung des Nahrungsstoffes durch den Hunger, so wird die Aneignung des zum Fortbestehen nöthigen Elementes des allgemeinen Lebensodems durch das offenkundige, entschiedene Bedürfniß nach polarischer Ergänzung vermittelt. Plötzliche Hemmung des psychischen Athmens S. 112. Der Lebenskreislauf der psychischen Natur in seinen abbildlichen und urbildlichen Beziehungen S. 113—116. Erläuternde Bemerkungen. Lehren der Alten S. 116. Nachträgliches zum Inhalt des Paragraphen.

§. 32. **Die Seelenstimmungen und die Gefühle** S. 119. Die Sinnorgane des Innenleibes S. 120. Die Gefühle als Nahrungsstoff der Seele S. 121. Verhältniß des sinnlichen Empfindens zum Gefühl der Seele S. 122. Verhältniß der Gefühle zum Begehren der Seele S. 123. Der Gegenstand der Gefühle ein Werden S. 124. Natur und Wirkung der Gefühle S. 124. Erläuternde Beispiele S. 126. Vorgebliche Bedeutung der Gefühle für das Seelenleben S. 127; ihre Macht S. 128. Reiz der Neuheit S. 129. Das Urelement der Gefühle S. 130. Die erste Frische derselben S. 131. Anregende und bewegende Kraft der Gefühle S. 132. Classification der Gefühle S. 133; ihr polarischer Gegensatz S. 134 f. Antagonismus der Gefühle S. 136. Selbstthätige Verarbeitung der Gefühle S. 137. Gefühl und Gedanke S. 138. Diätetik der Gefühlsregion S. 138. Erläuternde Bemerkungen. Aussprüche der Alten über die Gefühle S. 139 f. Thatsächliche Bemerkungen S. 141 f. Affection des Leibes durch die Gefühle S. 142 f.

§. 33. **Von den Temperamenten oder Naturarten und von dem Charakter** S. 143. Die Vierzahl der Naturarten S. 144. Die sanguinische und phlegmatische Naturart S. 145. 146. Die cholerische Naturart S. 147; die melancholische Naturart S. 148. Polarität der Temperamente S. 149. Pädagogische Wahrnehmungen S. 149. Musterbilder der Temperamentsformen S. 150. Sinnesart oder Gemüthsart S. 151. Charakter S. 152 f. Erläuternde Bemerkungen. Die Temperamentenlehre der Alten S. 154. Ergänzende Bemerkungen S. 155.

§. 34. **Die Nachtseite des Seelenlebens** S. 155. Das bewußtlose Wirken und das Außersichsein der Seele S. 155 f. Das Dahingegebensein des Einzellebens und das schöpferische Walten eines allgemeinen Lebens S. 157. Erläuternde Bemerkungen S. 157.

§. 35. **Das Wesen und die Aeußerungen des Begehrungsvermögens der Seele** S. 158. Vergleich mit dem leiblichen Vermögen zur Bewegung

S. 158. Versenken des geistigen Begehrens in das Begehren der Seele S. 159. Die drei concentrischen Kreise der menschlichen Lebensregungen S. 159. Die verschiedenen Aeußerungen des Begehrungsvermögens entsprechen den verschiedenen Regionen der leiblichen Organe, z. B. Wißbegierde, Neigung zur Mittheilung der Region des Hauptes und der obern Sinne S. 160. Trieb zur freien Bewegung der Region der Brust S. 160. Neigung zum Besitz der Region der Verdauungsorgane S. 161. Gefallsucht, auch Herrschsucht u. s. der Region der Generationswerkzeuge S. 162. Die Metamorphosen der Begehrungstriebe an einigen Beispielen nachgewiesen S. 163 ff. Zunehmende Steigerung der Kraft der Triebe (wie nach einem Gesetz des Falles) von oben nach unten S. 166. Erläuternde Bemerkungen. Aussprüche der Alten S. 167. Leidenschaften und Affecte S. 168 f. Wanderlust, Streben nach Besitz S. 169. Gefallsucht S. 170. Wollust und Grausamkeit S. 171.

§. 36. **Gemeingefühl und Gewissen** S. 171. Das Mitgefühl S. 172. Ahndungsvermögen S. 173; Gemeingefühl S. 174. Vorgefühl und Ferngefühl S. 175. Das Gewissen S. 176 ff. Weckstimmen des Gewissens S. 180; das Gewissen ein Sprachorgan der Seele 180 ff. Erläuternde Bemerkungen. Aussprüche der Väter der Schulen und der Kirche S. 182 f. Visionäre Zustände S. 185. Spiegelung der einen Menschenseele in einer andern S. 186. Handlungen aus dunklem Antriebe S. 187.

§. 37. **Der große Kreislauf des Werdens** S. 188. Das Werden und das Gewordensein; beständiger Uebergang von jenem in dieses und von diesem wieder in jenes S. 188. Das Verhältniß der äußeren Schöpfung zu der inneren Schöpfung der Vorstellungen und Gedankenbilder; das inwohnende Vermögen der Gedankenbilder zur Fortzeugung ihres Geschlechts S. 188. Die Schöpferkraft des Urbildes (der Ideen) S. 189. Erläuternde Bemerkungen S. 190. Ansichten des Alterthumes über das Entstehen der Gedankenbilder S. 190 f.

§. 38. **Von den inneren Sinnen, namentlich von der Einbildungskraft und dem Gedächtniß** S. 192. Das Wesen und Wirken der Einbildungskraft S. 193 f. Der psychische Geschmack S. 196. Verschiedene Aeußerungen des Gedächtnisses S. 197. Das Wortgedächtniß S. 198. Ton und Wortgedächtniß S. 199. Beispiele großer Gedächtnißkraft S. 200. Analogie des Sachgedächtnisses mit dem Geruchssinn S. 200 f. Besinnungskraft S. 201 f. Ausdauer der Jugendeindrücke S. 203. Die inneren Sinne des Thieres S. 203. Menschliches und Thierisches S. 204. Erläuternde Bemerkungen. Historische Andeutungen S. 205. Thatsachen und Beispiele S. 206 ff.

§. 39. **Ein Vorgang der geistigen Concentration und Expansion im Kreise des Seelenlebens** S. 208. Die Concentration des menschlichen Denkvermögens im Selbstbewußtsein S. 208; eben so unvergleichbar mächtiger im Vergleich mit der Concentration zum thierischen Selbstgefühl, als die Ausdehnung des menschlichen Erkennens zum Kreise des thierischen Wahrnehmens S. 209 f.

§. 40. **Selbstbewußtsein, Vernunft und Verstand** S. 210. Aeußerungen des thierischen Selbstgefühls S. 211. Selbstbewußtsein S. 212. Die Innenwelt der Gedankenbilder S. 212. Die Allvernunft S. 213. Die inwohnenden Gedankenkeime S. 214. Die Alles tragende Mitte S. 214. Verstand und Vernunft S. 215—219. Vergleich des Thierischen mit dem Menschlichen S. 220. Die Wirklichkeit des Seins im Menschen S. 221. Das Licht von oben S. 222. Erläuternde Bemerkungen. Das Denkvermögen nach der Lehre der Schulen S. 223 ff.

§. 41. **Die Selbstherrschaft des Denkvermögens** S. 231. Das äußere Material und die selbstbildende innere Form S. 231. Die Entwicklung der inneren Welt des Erkennens und die Kraft des Erkennens hängen nicht allein von dem Reichthum des äußeren Erkenntnißstoffes ab S. 232. Beispiele von solchen Menschen, denen die Erkenntnißstoffe aus den Wahrnehmungen der obersten Sinnorgane ganz abgingen, wie dem taub- und blindgebornen James Mitchel S. 233—239, und noch mehr der Tauben und Blinden, dabei auch der des Geruchs- und Geschmackssinnes beraubten Laura Bridgeman S. 240 bis 243. Der eingeborne Zug des Geistes zum Erkennen S. 244. Menschengedanken und Gottesgedanken S. 245. Erläuternde Bemerkungen. Die Bedeutung des Aufmerkens S. 245. Nur „die Form" ist das Erfaßbare für die Seele S. 246. Die Idee des Selbstseins S. 247.

§. 42. **Die Wechselzustände im Kreise des Seelenlebens** S. 248. Auf jede einseitig selbstthätige Bewegung der Seele muß im gesunden Verlauf des Lebens ein Zustand des passiven Hingebens folgen, wenn die Selbstthätigkeit nicht zur eigenen Auflösung führen soll S. 248, 249; Zerstreuung: Geschichte vom Sattel und Zaum, so wie von St. Antonius Ferngesicht S. 249 f.; Ideen-Association, ein Geschäft des psychischen Assimilirens und Bildens S. 250. Polarische, sich gegenseitig ergänzende Richtungen der Seelenthätigkeit dienen oft eine der andern zum Moment des Ausruhens und der Erquickung S. 251. So Mathematik und Tonkunst, wie dieß Galilei's und Keplers Beispiel zeigt, und der Traum des Sokrates andeutet S. 252. Dasselbe Verhältniß ist zwischen Dichtkunst und Philosophie, wie sich an Dante und selbst Molière zeigte S. 253. Pythagoras S. 253; heilender Einfluß der Musik im Wahnsinn S. 253. H. Suso S. 254; ähnliche sich ergänzende Gegensätze finden sich an Philologie und Naturkunde. Beispiele: Frisch, Gruterus, Werner S. 254 f. Ernst und Scherz, classische Bildung und Volkseinfalt: Flechier und Swift S. 256. Bücherstudium und Leibesübung: Bayle u. A. S. 256; prosaisches Tagwerk und poetische Nachtvisionen bei Blake S. 257 f. Marots Psalmen S. 259. Fernere Beispiele solcher Wechselzustände an J. Lipsius, Leo Allatius, Marcus Meibom S. 260. P. Corneille, Tycho de Brahe, Hardouin S. 261. J. Lafontaine, Salmasius, K. Rollin, Guarini, Malherbes S. 262; M. v. Sevigné S. 263; Rabelais, Philipp II. S. 263 f.; Lully, Boerhave S. 264; Widerspruch zwischen Traum und Wachen S. 265 f.; Gedächtnißverlust und Erhöhung aus denselben Ursachen

S. 265. Oetinger, Peter der Große S. 267. Erläuternde Bemerkungen. Hieher gehörige Stellen aus Philo, Basilius und Origenes S. 268. Ausführlichere Notizen und ergänzende Zusätze zu den im Paragraphen angeführten Fällen. Galilei, Sokrates, Leonardo da Vinci, Molière, H. Suso S. 269 f. J. L. Frisch, Gruterus, Otto Brunfels, H. Bock, L. Fuchs, C. Geßner S. 270 f. J. Racine S. 271, Richelieu, Locke, Leibnitz, Flechier, Bourdaloue, Swift S. 272 f. P. Bayle S. 273; Blake, Marot, L. Allatius, Buffalmaco, Meibom, Steele, Corneille S. 274. Hardouin S. 275; J. Lafontaine S. 276 f.; Guarini, Rabelais, Lully, Philipp II., Oetinger, Parini, Cowper, Oliver Goldsmith S. 278.

§. 43. **Der Anfang der Seele** S. 278. Ob die Seele schon vor ihrer Einbildung in den Leib als solche vorhanden gewesen? Diese Frage wird in einer Beziehung bejaht, in der andern verneint S. 278 ff. Erläuternde Bemerkungen. Die Lehren des Alterthums von der Präexistenz der Seele S. 281—286. Die Lehre von der Seelenwanderung S. 286—288. Traducianer und Creatianer S. 288 f.

§. 44. **Der Tod in seiner psychischen Bedeutung betrachtet** S. 289. Hohe Bedeutung und Werth des Leibes; Grund der Verleiblichung der Seele S. 289—291. Dieser Grund: die freiwillige Dahingebung und Unterwürfigkeit der Seele als eines Geschaffenen unter das Gesetz und die Ordnung des Gehorsams wird erschüttert durch ordnungswidrige Ueberschätzung und Ueberhebung des Gegebenen über den Geber S. 291—293. Der Uebergang von einer Stufe des Daseins zur andern als Tod S. 294 f., oder bei dem ursprünglich gegebenen Festhalten des Bandes der Hoffnung als Verwandlung S. 295. Erläuternde Bemerkungen. Die Beachtung des Leibes und seine Bestimmung nach der Lehre des Christenthums S. 296.

§. 45. **Das Schicksal der Seele im Tode** S. 296. Natürliche Achtung des Menschen vor menschlichen Leichnamen und Anhänglichkeit an den erstorbenen Leib geliebter Menschen S. 296 f. Verband der Seele mit ihrem Leibe S. 298. Ausziehen des Leibes wie eines Gewandes S. 298; der Keim des künftigen (Auferstehungs-) Leibes S. 299; Land der Schatten: Hades S. 299—301. Hoffnung der Auferstehung S. 302. Die Hoffnung und Voraussicht des sterbenden Weisen S. 303 f. Lehren der Cabbala S. 305. Frage und Antwort S. 305. Erläuternde Bemerkungen. Hierher gehörige Stellen der Alten und Väter d. K. S. 305 f. Lehre des Zendavesta über das Schicksal der Seele nach dem Tode S. 307; angebliche Erscheinungen S. 308 ff.

§. 46. **Unterschied der Seele des Menschen von der Seele des Thieres** S. 310. Eigenthümliches der Menschenseele S. 310. Das psychische Urelement der Sprache S. 311. Das Lautwerden der Gedanken S. 311; der Drang zum Mitsprechen S. 312. Töne und Stimmen der äußeren Natur S. 312. Die geistige Lebenskraft des Wortes S. 313. Meinungen über das Entstehen der Sprache S. 314. Eigenthümliche Würde und Gedankenfülle der alten Sprachen

S. 315. Das conversationelle Element der Sprachen S. 316. Die Sprache ein Werk der Begeisterung S. 316. Sprache des Geistes zum Geiste S. 317. Die lebende Aeolsharfe S. 318. Name und Wesen der Dinge S. 318. Mitgefühl und Begeisterung S. 319. Die Gabe der Sprachen S. 319. Sprache des Geistes zum Geiste S. 320. Erläuternde Bemerkungen. Lehren der Schule und des Tempels S. 320 f. Lehren der Väter der Kirche S. 322. Das Vorbild und seine Bedeutung S. 322. Verschiedene Stufen der Sprachempfänglichkeit S. 323. Das fester stehende Urelement der Sprachen S. 324.

IV. Die Lehre vom Geist.

§. 47. **Die selbstständige Weisheit** S. 325. Der Geist als ein Alle zu Einem und in Einem (in Gott) vereinigendes Band S. 325 f. Welche Bewegungen und Wirkungen an der Menschenseele Werk des Geistes sind S. 327 f.; nur der Mensch hat zur Seele auch den Geist S. 328. Erläuternde Bemerkungen. Anknüpfung der Lehre vom Geist an die vorhergehenden Untersuchungen und Stellen der Alten S. 328—330.

§. 48. **Scheidung des inneren Menschen nach Geist und Seele** S. 330 ff. Die eigentliche Individualität des Menschen ruhet in der Seele, welche Macht hat den Geist anzuziehen wie den Leib und mit dem Geistigen sich zu überkleiden wie mit dem Leiblichen S. 330—332. Erläuternde Bemerkungen. Stellen der Alten und der Väter der Kirche über den Unterschied zwischen Geist, Seele und Leib, und die Theilung des menschlichen Wesens hienach in zwei oder in drei S. 332—337.

§. 49. **Der Geist als mütterlich bildende Kraft** S. 337. Der Geist bildet mit mütterlich umfangender Macht den neuen, inneren Menschen: den Menschen der Ewigkeit S. 337 f.

§. 50. **Der Geist als selbstthätig bewegende Kraft** S. 338. Es ist der Geist aus Gott, welcher in der Seele des Menschen das Werk jener Begeisterung wirkt, durch und in welcher allein das Wahre erkannt und gesagt werden kann; wie das Licht des Himmels dem Licht des Leibes (dem Auge) beistehen muß, wenn wir sehen sollen S. 338—340. Erläuternde Bemerkungen. Hieher gehörige Stellen aus den Alten und aus der Schrift S. 340 f.

§. 51. **Der Geist als inwohnend im Menschen** S. 341. Der Geist ist das Princip der Erhebung, emporwärts über den Staub; nur der Mensch ist durch den Geist des wahren, inneren Erhobenseins: der Freude, des Friedens, des Erkennens von obenher und der Freiheit theilhaftig S. 341—344. Erläuternde Bemerkungen. Weitere Beleuchtung einiger Stellen des Paragraphen nebst Anführung älterer, hieher gehöriger Aussprüche S. 344 f.

§. 52. **Von einem geistig Guten und geistig Bösen** S. 345. Alte Klagen des Menschen über ein angebornes Unvermögen zum Guten, über den ihm inwohnenden Hang zum Bösen S. 345—347; ob der Mensch von Natur

gut sei? S. 347—349; Vergleichung der menschlichen Leidenschaften mit den natürlichen Trieben der Thiere S. 349 f. Das Gesetz S. 351 ff. Die Leiblichkeit, als etwaige Urheberin des Bösen von mehreren Seiten betrachtet S. 353 ff. Nur der Mensch hat den freien Gebrauch dieser Leiblichkeit, kann sich ihrer zum Guten wie zum Bösen bedienen S. 356 f. Mitwirkung des Gesetzes zur Bekräftigung des abwärts gehenden Hanges S. 357 f. Der alte und neue Mensch S. 358 f. Erläuternde Bemerkungen. Bestätigungen des Inhalts des Paragraphen bei den Alten und durch die Schrift S. 359—363.

§. 53. **Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiste** S. 363. Das Werk der Ueberkleidung der in dem sichtbaren Leibe wohnenden Seele mit dem oberen Element des Geistes wird mit dem Geschäft des leiblichen Athmens verglichen, wobei auch der niedrere, gröbere Stoff mit einem höheren, atmosphärischen sich überkleidet S. 363. Das Athmen besteht vor Allem in einem Ausgeschiedenwerden des im Leibe absterbenden Todten, womit ein Aufnehmen des neubelebenden, ätherischen Princips im Zusammenhange stehet S. 364 f. Innig, wie das Verlangen des athmenden Thieres nach der Luft, ist das Sehnen der Seele nach dem obern Element ihrer geistigen Ueberkleidung S. 366 ff. Die Verähnlichung des Erkennenden mit dem Erkannten S. 368. Auch bei dem Geschäft dieser höheren Beleibung muß ein Ausscheiden und Abstoßen: ein Anerkennen des Verdorbenen und Hinweggenommenwerden desselben mit dem neuen Aufnehmen parallel gehen S. 369. Erläuternde Bemerkungen. Einige Zusätze zum Paragraphen S. 370 f.

V. Die Herrschaft des Leibes.

§. 54. **Die ordentliche und außerordentliche Macht des Leibes an der Seele** S. 372. Ohnmacht und Macht der Menschenseele, vornehmlich in ihrem Wechselverkehr mit dem Leibe erkennbar S. 372—374.

§. 55. **Die Macht des Klima's an der Seele** S. 374. Natürlicher Einfluß der Verschiedenheit der Temperatur auf die Seelenstimmung und die Naturart des Menschen S. 374 ff. Einfluß der Feuchtigkeit oder Trockenheit S. 377. Der Hauptgrund jener Abartungen und Entstellungen der ursprünglichen vollkommneren Menschenform, welche unter dem Namen der Menschenracen begriffen werden, liegt nicht in den verschiedenartigen Einflüssen des Klima's, sondern in der Abtrennung einzelner Familien und Stämme von dem auch leiblich bildenden Wechselverkehr mit anderen Menschen und Völkern S. 378. Die Idealform S. 378. Abweichung von derselben S. 379. Die mongolische Menschenform S. 380. Die äthiopische Menschenform S. 381. Amerikanische und malayische Stammform S. 381 f. Rückkehr zur Normalform S. 382. Urform und Nebenform S. 383 f. Die Hauptzweige des gemeinsamen Urstammes S. 385. Die oceanischen Stämme S. 386. Nahe Beziehung der äußeren Gestaltung mit der inneren Bildung S. 386. Verwilderung und Verkümmerung S. 387. Unabhängigkeit der höheren Seelenkräfte vom Klima S. 387 f. Eine Schule der Weisheit im Lande des ewigen Winters S. 388. Das Heldengeschlecht des hohen Nordens S. 389. Scandinaviens alte und neue Herrlichkeit S. 389 f. Die ungleichen Nachbarn S. 390. Die Lebenskräfte des Mutterstammes S. 391. Wiedererhebung des gesunkenen Volkscharakters S. 391. Der Herd und Altar der Urväter S. 392. Erläuternde Bemerkungen S. 393 ff. Die Abbeugungen der Isothermen S. 393. Nachtheiliger Einfluß mancher klimatischen Verhältnisse auf die Natur des Menschen S. 394. Die Spielarten der Thierformen S. 395. Der Gesichtswinkel und Rauminhalt des Schädels S. 396. Eigenthümlichkeiten und Verzweigungen des Mongolenstammes S. 397. Seine Verbreitung S. 398. Urtypus des amerikanischen Völkerstammes S. 399. Absonderungsformen desselben S. 400. Der iranische Völkerstamm S. 400. Der malayopolynesische S. 401; der semitische Völkerstamm S. 402. Verarmung einiger Völkersprachen S. 403. Umwandlung der äußeren Völkerformen S. 403 f.

§. 56. **Der Einfluß der irdischen Elemente** S. 404. Das leibliche Element mancher Seelenstimmungen S. 405. Verhältniß der Nahrungsmittel zu den Temperamenten S. 406. Die Sparmahlzeiten der Spartaner S. 407; spartanische Tischzucht S. 408. Die geistige Würze des Mahles S. 408. Die Hauptformen der künstlich bereiteten Getränke S. 409; ihre Wirkung S. 409; berauschende Kraft der Dämpfe S. 410. Magie des Mineralreiches S. 411. Sympathien und Antipathien S. 412 f. Die Seherin von Prevorst S. 414 f. Der herrschende Grundton des Lebens S. 416 f. Das nährende Element in höherer Potenz S. 418. Erläuternde Zusätze und Bemerkungen S. 418. Einfluß des Klima's auf die Nahrhaftigkeit der Speisen S. 419. Erregung unnatürlicher Appetite durch klimatischen Einfluß S. 420. Psychische Bedeutsamkeit der Nahrungsmittel S. 421 f.

§. 57. **Einfluß der mitlebenden organischen Natur** S. 422—424.

§. 58. **Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweise** S. 424. Einfluß der Uebung und Bewegung der Glieder S. 425. Die Gymnastik der Alten S. 426. Vorübung zum Erlangen der Selbstbeherrschung S. 427. Spartanische Beherrschung der Zunge S. 428. Gymnastik und Musik S. 429. Harmonische Ausbildung der Menschenkräfte S. 429. Das höchste Ziel der Gymnastik S. 430. Gefahren einer krankhaften Verirrung S. 430. Einfluß der Gewerbthätigkeit und der Lebensweise S. 431; Stand der Jäger und Fischer S. 432; Hirtenstand S. 433; Stand der Ackerbauer S. 433; Einfluß der Berufsthätigkeit auf die Seelenstimmung S. 434. Erläuternde Bemerkungen. Aussprüche der Alten S. 434 f.

§. 59. **Der Einfluß der leiblichen Organisation** S. 435. Angeerbte Anlagen S. 436; angeborne Anlagen S. 436; Einfluß der Organisation des Gehirns S. 437; die Schädellehre S. 438; Physiognomik im weitern Umfange S. 438. Erläuternde Bemerkungen. Physiognomik der Alten S. 439.

§. 60. **Der Einfluß des kranken leiblichen Zustandes auf die Seele** S. 440; krankhafte Wechselwirkung des Leibes und der Seele S. 441; psychische Wirkung der leiblich krankhaften Zustände S. 441. Thierische Tollwuth S. 442. Menschlicher Wille und thierischer Impuls S. 443. Erläuternde Beispiele S. 443 f.

VI. Die Herrschaft der Seele.

§. 61. **Die Macht der Seele über den Leib** S. 445. Enge Gränzen dieser Macht S. 445. Warum gerade die unvollkommneren Thiere die Kraft verlorne Theile des Leibes zu reproduciren am meisten haben, der Mensch am wenigsten? S. 446 f. Mitbildender oder entstellender Einfluß der mütterlichen Seele auf die Gestaltung des ungebornen Kindes S. 446 ff. Krankhaft anregende Gewalt der Seele des Menschen auf die Seelen und hierdurch auf den Leib anderer Menschen S. 449. Entstellende Macht der eignen, durch heftige Leidenschaft bewegten Seele auf gewisse Organe des Leibes S. 450. Heilender Einfluß einer psychischen Aufregung auf Krankheiten der Drüsen u. s. S. 451. Macht der Gemüthsbewegungen sowohl zu Erregung als zur Linderung, ja zur gänzlichen Heilung der Epilepsie sowie der krampfhaften Zuckungen S. 451 ff.; des Scorbuts S. 454 f.; des Typhus und pestartiger Krankheiten S. 455 f.; so wie anderer Fieber S. 456 f.; der Wassersucht S. 458; Gicht, Lähmung und Starrsucht S. 456 ff.; der Wasserscheu S. 459 ff.; der krankhaften Affection und Lähmung der Stimmorgane S. 461; Einfluß des gesprochenen Wortes S. 462 f.; heilende Macht der Seele bei Augenkrankheiten S. 462. Freiwilliger Tod durch Hunger und Zurückhaltung des Athems S. 463; tödtliche Wirkung heftiger Gemüthsbewegungen S. 463. Gewalt der Seele über den schon im Sterben begriffenen Leib S. 464 f. Beherrschung der Schmerzen S. 465; Schlußfolgen S. 465 f. Erläuternde Bemerkungen. Citate zum Inhalt des Paragraphen S. 466 ff. Beispiel von Raserei an einem neugebornen Kind S. 468.

§. 62. **Das Gesammtsein der Menschenseelen** S. 469. Die Menschheit ein Gesammtorganismus S. 470 f. Erläuternde Bemerkungen. Zunahme und Abnahme der Bevölkerung S. 472 f.

§. 63. **Der Staat** S. 474—482.

§. 64. **Der gemeinsame Bildungstrieb der Menschenseelen** S. 483. Bildender Einfluß des Menschen auf die von ihm bewohnte Erdfläche S. 483; die Kunst das Werk eines inneren Bildungstriebes, der prophetisch die innere Verleiblichung des Menschen des Jenseits zum Gegenstand seiner Wirksamkeit hat S. 484 f. Magische Kraft der Kunstwerke S. 485. Innerer Lebenstrieb für Kunst und Wissenschaft S. 486.

§. 65. **Die Kunst** S. 487. Der Tempel der Kunst S. 487; die Richtung der Kunst bei den Aegyptern S. 488 f.; bei den ältesten Griechen und Hetruriern S. 490. Die Aegineten S. 490 f. Die Blüthezeit der griechischen Kunst

S. 490 f. Dionysos S. 491 f. Ursachen des Verfalls der griechischen Kunst so wie der Kunst überhaupt S. 493 ff. Neues Aufkeimen und Aufleben aus Untergang und Tod S. 496 f. Die christliche Kunst S. 498. Erläuternde Bemerkungen. Die Münchner Glyptothek S. 498. Die acht Künste S. 498. Die bacchische Begeisterung nach der Lehre der Alten S. 499. Die Reste der Bau- und Bildhauerkunst am Euphrat S. 499; die Kunst der alten Aegypter S. 499 ff.; der Indier S. 502; cyklopische Bauwerke S. 503. Die Baukunst der Griechen S. 504 f.; die Bildhauerkunst derselben S. 506 ff.; griechische Malerkunst S. 510; Musik S. 511; Gesang S. 511; Tanzkunst S. 511; Gymnastik S. 512; die Kunst bei den Etruskern und Römern S. 512. Römische Plastik S. 513. Die Baukunst der christlichen Zeiten S. 515 f.; die bildende Kunst der neuern Weltzeit S. 516 f.; die neuere Tonkunst S. 518 f.

§. 66. **Die Wissenschaft** S. 520. Verhältniß der Wissenschaft zur Kunst S. 520; Anfang der Wissenschaft, Sprache und Schrift S. 521; Gegenstand des ältesten wissenschaftlichen Forschens S. 522. Erbliche Priesterweisheit S. 523. Zwei Hauptrichtungen des wissenschaftlichen Forschens, entsprechend den beiden in §. 33 erwähnten Polaritäten der Temperamente S. 523; die Bestimmung des griechischen Volkes S. 524; Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft und namentlich der Philosophie der Griechen S. 525 ff.; Verfall derselben S. 529. Versuch einer Rettung aus der Fluth des Unterganges in das sicher hinübertragende Fahrzeug der Naturwissenschaft S. 530. Geschichte der Wissenschaft und Dichtkunst bei den Römern S. 531 f.; bei den Indern und Arabern S. 533. Bestimmung des Christenthums auch für die Erziehung und Vollbereitung der Wissenschaft S. 533 f. Die Weisheit der ersten christlichen Jahrhunderte S. 534 ff.; Entfaltung der Wissenschaft der neueren Zeit S. 536 ff. Erläuternde Bemerkungen. Stellen der Alten über den Begriff der Wissenschaft S. 538 f. Nachweisungen über das Alter und den gemeinsamen Ursprung der Buchstabenschrift S. 540 f.; Hieroglyphenschrift S. 541; Schreibmaterial S. 542; die älteste Weisheit der Hebräer S. 542 f.; Indier, Chinesen, Perser S. 543; Griechenlands Dichter S. 543; Historiker S. 544; Philosophen S. 544 ff.; Redner und Naturforscher S. 546. Die Zeit der Alexandriner S. 547 f. Literatur der alten Römer S. 548 ff. Blüthen der Literatur auf fremdem Boden, aber aus den Zeiten des Römerreiches S. 551 f. Aeltere rabbinische Literatur S. 552. Die Dichter Indiens S. 552. Griechische Schriftsteller aus den Zeiten des Verfalls S. 553. — Literatur der Rechtsgelehrsamkeit S. 553; Kirchenväter S. 554; Schriftsteller des Mittelalters S. 555; Armenier S. 556; Araber S. 556 f.; Perser S. 556; die Dichtkunst des christlichen Mittelalters S. 557 f.; Wiedererwachen der Wissenschaft S. 558.

§. 67. **Die Erziehung zum Wissen** S. 558. Diese Erziehung, auch vom bloß psychischen Standpunkte aus betrachtet, wird zuerst und zunächst auf die Entwicklung und Bildung des Logos im Menschen, z. B. als Gabe zum Sprechen, Rücksicht zu nehmen haben S. 558—563.

VII. Die Herrschaft des Geistes.

§. 68. **Die Gränze** S. 564. Abgränzung der Gebiete der Herrschaft des Leibes, der Seele und des Geistes S. 564 f.

§. 69. **Die Macht des Geistes über das Leibliche** S. 565 f.

§. 70. **Die Macht des Geistes über die Seele** S. 566 f.

§. 71. **Die Macht des Geistes über den Geist** S. 568 f. Die Kraft des Gebetes.

§. 72. **Die Religion** S. 570.

§. 73. **Der Christenglaube** S. 570 ff.

§. 74. **Die Kirche** S. 572 f.

§. 75. **Das Ende** S. 573 f.

III. Die Seele des Menschen.

Die Fragen nach der Seele und ihrem Sein.

§. 25.

Es dringt ein Sonnenstrahl in die dunkle Kammer, und das Auge siehet alsbald im Strome des Lichtes Stäublein, aufgescheucht vom Odem und Fußtritt des Menschen; Stäublein welche emporsteigen und durch einander wirbeln, als bewegte sie ein selbstständig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht, und der bewegte Wirbel ist verschwunden. War es vielleicht nur die hineinscheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub emporhob vom Boden, da es vorhin bei andrem Staube geruht, und gab nur sie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das Gebilde vorhin schon da und in Bewegung, und der Sonnenstrahl macht es nur sichtbar, so oft und so lange er da hineindringt?

Das Leben des Leibes ist ganz etwas Andres, Selbstständigeres, als das Bewegen des Staubes von fremdem Hauche; der Weg der Seele zum Leibe und der Verkehr mit diesem ist etwas Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Lichtstrahles auf die todte Masse. Und dennoch lässet für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenstäubchen in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick des Menschenleibes im Tode. Denn gleich einem wandelnden Thurme von Sand, welchen der Wirbelwind in der Wüste gestaltet, sinkt das wundervolle Gebilde zum Boden und bewegt sich nie mehr; der Wind aber, jetzt die Distel, dann den Wipfel der Palme bewegend, ziehet weiter seines Weges, über Gebirg und Meer.

Der Mensch, eben noch so bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeisterung: da ergießen sich einige Tröpflein Blutes ins Gehirn, der Mund verstummt, die Gedanken weichen wie Spreu vor dem Winde, und das bleiche Angesicht des Todten scheint nur sagen zu wollen: „es ist aus, Alles aus."

Es trifft die Leber oder die wichtigsten Eingeweide der Verdauung ein langsames Leiden, und siehe, derselbe Mensch, in dessen Seele der Zorn

ein selten oder nie hindurchwandelnder Fremdling schien, derselbe Mensch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jetzt von einem am Wege liegenden Stein oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt: ein fliegendes Gewölk weckt die leise schlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf. „Wir selber dann ein aus unbekannter Höhe zu Boden fallendes Blatt, mit welchem ein durch die Leiblichkeit gehender Wind spielet, welcher kommt, wir wissen nicht woher, und gehet, wir wissen nicht wohin?"

„Nimmt uns doch schon das Alter eine dieser sogenannten Kräfte der Seele, eine der mühsam errungenen Erfahrungen und Erkenntnisse nach der andern hinweg; die erlernten Worte entfallen dem Gehirn, wie dem greisen Scheitel die Haare; die, wie es schien, auf ewig festgestellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund aussprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit dem Augennerven und dem Sehehügel zugleich vertrocknen und versiegen die letzten Erinnerungen, auch an die Farben und Gestalten der Dinge; mit dem Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So schwindet Alles, was der Mensch geliebt und gehofft und erkannt; denn es gehörte so wenig sein, als die wandernden Vögel dem Lande, das sie, sich aufmachend vom Boden, im Herbst verlassen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zusammengeschrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge eben so nach der Sonne als nach dem Dunkel hinstarren macht, das leise Athmen, das noch immer an diesem Gerippe aus- und eingeht, das ist ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es ist nur das letzte Verrinnen der leiblichen Lebenssäfte am verdorrenden Gebein."

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele oder vielmehr dem Gehirn des Menschen die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die ersten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, ja die Buchstaben und selbst den eignen Namen vergessen. Wie die Gicht, wenn sie zwischen den Knochen der Hand die krankhaften erdigen Ansätze erzeugt, dieser Hand zugleich alle die erworbenen Künste und Fertigkeiten der Finger nimmt, so entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnschädels dem Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geschienenen Gaben; es kann nun dieses seine Außenwelt eben so wenig fassen und in sich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnsinnes zerrissen oder versinkt in Blödsinn."

„Wie? sollte vielleicht alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts Andres sein, als ein feiner-materielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das bloß mit und durch den Leib entsteht und mit ihm wieder aufhört? oder gleicht die Seele der Stimmung eines

besaiteten Instruments, welche nur währet und möglich ist, so lange das Instrument vorhanden ist, an welchem sie haftete, und mit welcher es ein Ende hat, wenn jenes zertrümmert wird?"

„Das Denken und das Empfinden sind dann etwa auch nur ein solches leibliches Bewegen in den Säften und luftartigen Flüssigkeiten des Gehirns, als das Geschäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speise und der Speisesäfte in den Gedärmen und Gefäßen: die Speise und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das ist nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Lust sind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück."

„Oder bin ich es etwa nicht selber, dieser Todte, welcher starr im Sarge liegt, und den man unter dem Geleite ernster Worte und vielleicht auch der Thränen ins Grab senkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andren Todten verwest? der Staub, mit welchem vor kurzem noch ein warmer, belebender Lufthauch gespielt, ein Hauch, der nun zurückgekehrt ist in das große Meer der Luft, und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, so wenig weiß, von den geäußerten Kräften so wenig zurückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, sobald er die Flöte verlassen?" — —

So sprachen und stritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuversicht geschienen, denen noch kein Morgenlicht des Geistes getagt, Fleisch und Blut.

„Blume des Feldes, schöner bekleidet, als Salomo in aller seiner Herrlichkeit es gewesen, heute saugend den Thau des Himmels und morgen nicht mehr; ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entstanden und vergangen, noch ehe du etwas Andres, als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nicht wie du? Was will denn der närrische, denkende Staub in mir, der zum Lachen sagt: du bist toll, und zur Freude: ich bin deiner satt? — Närrischer Staub, willst du lieber den Schmerz, warum drängst du dich denn so unersättlich zur Lust, die deiner nicht begehrt? Eilst du so wie der hinabfallende Stein zu seinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod, aus dem du genommen worden, was sträubst du dich denn und schauderst, wenn der Vater dich zieht, daß du wieder seiest, was er ist und was du warst? Ich sah den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Lust um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte, und die Lust erjauchzete laut; der Schlafende aber schwieg und lachte nicht. Da ward nach wenig Tagen die Freude zum Schmerz, die Lust zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber schwieg und weinte und ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angesicht für den denkenden

Staub nur nicht diesen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir sein, da kein Leid noch Geschrei ist, da die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird."

„Dränger, warum stirbst du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willst du hier bei der armen, bunten Wasserblase, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen Herde und wollte entschlafen, da weckte mich deine Stimme: — schaue hinaus zur Sonne, die Sonne ist höher und unvergänglicher, als das Feuer des Herdes, und du sollst hinaus zur Sonne, selber von Sonnennatur! — Erfaßte ich endlich mit beiden Armen die lang gesuchte, die ersehnte Lust des Lebens und wollte an ihr ruhen, da schreckte mich dein Ruf: — siehe, das ist nicht das, was du willst, was dein Sehnen suchte. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Lust des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab; warum hält deine Hand meine Seele in diesem Laufe auf? Ich bin ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum andren Thore hinaus und vergesse alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Halle, warum säumest und quälest du, alter Dränger, die Seele, auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe, das starre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der letzte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigst du mich?"

Die Seele, so nackt, so unbewehrt ihren Schmerzen und den Qualen des innren Rufers hingegeben, saß am Morgen: sie saß und spann sich ein Kleid, das die Kälte von außen, sie schmiedete sich Waffen, welche den Ungestüm des alten Drängers abwehren sollten.

„Der Lebenshauch aber in mir, der sich in seinem kräftigsten, innersten Bewegen Selbstbewußtsein nennet, sagt und weiß es gewiß: ich bin Derselbe, den die Mutter geboren. Derselbe, der als Kind gespielt, als Jüngling gestrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen seinen Elementen und Säften und Fasern, starb in jedem Augenblick und erzeugte sich wieder; er ist, seitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verstümmelte, welchem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andren genommen und fast keines mehr gelassen, als das Haupt und die den Lebenssunken nährende Brust, sagt: diese Glieder waren mein und sind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne sie noch der ich war. Ja — denn was sind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn — es sagt die Beobachtung der glaubwürdigsten Forscher, daß zuweilen noch eine selbstbewußte Seele in Menschen war und durch willkürliches Bewegen und Sprache sich äußerte, wenn dieser oder ein andrer Haupttheil des Gehirns, und selbst wenn fast

das ganze Gehirn durch krankhafte Gebilde verdrängt oder zerstört war. Aeußerte sich doch sogar noch am unvernünftigen Vieh die thierische Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn statt des Gehirns, wie sich nach dem Schlachten gezeigt, eine todte, kalkige Masse fast von der ganzen Schädelhöhle Besitz genommen."

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölk des Fiebers und des Wahnsinnes, ja was hat ihr selber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geistes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel steht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieselbe, gehet unter an ihrem Ort und gehet wieder auf; so wird dieses wache Leben des Geistes, auch wenn es nicht mehr scheinet, dennoch dasselbe sein, was es war und was es ewig ist."

„Wenn aber denn eine Seele ist, selbstständig und gesondert vom Leibe, mit welchem Wesen aus dem Kreise meines Erkennens darf ich sie vergleichen? Wer ist sie und woher des Landes? Ist sie ein Feuer, wie Einige gesagt, warum verlischt sie so lange nicht? ist sie ein Wasser, warum verrinnt sie nicht? ist sie nach einem öfters erwähnten Wort des Alterthums eine Stimmung des Leibes, gleich der Stimmung, welche etwa die Hand des Künstlers dem Holz und den Saiten einer Lyra mittheilt, warum ist jene, auch wenn der Leib derselbe blieb, heute wie gestern so wandelbar?"

„Wäre sie ein Feuer, das würde unaufhaltsam brennen, nach inwohnendem Gesetz stärker, wenn die Nahrung in Fülle da wäre und der Luftzug die Flamme triebe, schwächer, wenn die Nahrung mangelte und der Luftzug entwiche. Das aber, was wir Seele nennen, das ist ein Ding, welches durch Kraft seines Willens die Flamme der Leidenschaft besprechen und stillen oder durch innre Kraft auch in dem sterbenden Gebein die Gluth des Wollens anfachen kann."

„Wäre sie ein Ton, den irgend eine Hand oder ein stärkerer, äußerer Ton der Lyra des Leibes entlockt, und wäre sie ihrem Wesen nach nur eine Stimmung dieser Lyra, wie käme es dann, daß sie selber, die Meisterin, durch eigne Kraft dem Tone jetzt seine Stimme geben, dann ihn zum Schweigen bringen könnte? wie vermöchte sich doch eine Stimmung, die am Leibe haftet, durch eigne Macht, ohne Mitwirkung eines Leiblichen, von der Mißstimmung und schwachen Spannung der Alltäglichkeit zu dem hehren, mächtigen Einklang mit dem ewigen Loblied der Gottheit zu erheben? wie vermöchte ein Etwas, das nothwendiger an den Leib gekettet wäre als der Schatten an den rollenden Stein, statt selber mit dem rollenden bewegt zu werden, diesen vielmehr, dem Lauf seiner Natur entgegen, mit sich hinauf zu reißen nach der Höhe? Oder wie vermöchte im entgegengesetzten Falle eine bloße Stimmung der Lyra sich selber zu verderben und an dem Körper,

zu welchem sie nur gehört wie der Glanz zum geschliffenen Metall, zum fressenden und zerstörenden Gifte zu werden? — Wie denn das Laster durch eigne Schuld der Seele das schöne Gebäu des Menschenkörpers zerstört, und wilde Leidenschaft, gleich einem unbesonnenen Reiter, das edle Roß zu Tode jagt."

„Nicht demnach als Etwas, das der Körper, als Urheber, durch die Mischung und Bewegung seiner Elemente erzeugt, sondern als Etwas, das vor und über dem Körper ist, als ein unsichtbar Ergänzendes und Erzeugendes seines sichtbaren Wesens, erscheint uns die Seele; denn wäre es kein Fortgang des Lebens und der Bewegung am Leibe, so wäre auch kein Anfang des Lebens ohne sie. Zeigt uns ja schon die alltägliche Erscheinung einer Unterbindung oder Lähmung des Nerven, daß das einzelne Glied, ja der ganze Leib ohne Empfindung und Bewegung, ein todtes Gemisch von Trocknem und Feuchtem wäre, ohne einen belebenden Anstoß, der von innen und oben, von der Seele kommt. Nur der Leib demnach, das an sich Todte, wird seiner Natur nach des Todes sterben, die Seele, deren Natur das Leben ist, kann eben so wenig sterben, als das Licht als solches finster, die Flamme des brennenden Holzes kalt, der Schnee jemals heiß sein."

„Wenn dann im Tode die Seele vom Leibe sich scheidet, wird uns dieser sich zeigen als das, was er ist: ein an sich Lebloses und Todtes; die Seele aber bleibt was sie immer war: ein sich selber bewegendes Leben. Und jedes dem natürlichen Zuge folgend, kehret der Leib zurück zu dem andren Staube, aus dem er genommen war, die Seele aber zu dem oberen Ursprung, aus welchem sie gekommen."

„Staub zu andrem Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menschengestalt verräth — Seele zu Seele — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen, mein geistiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seins, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Sein alles Seins mich und die Andren mit unseren Verirrungen und Befleckungen in sich hinein? Das scheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbest, wenn die Flamme ihn läutert; da ist ein Tropfen wie der andre Tropfen, der Glaube an ein Gutes, das gut ist und bleibt, und an ein Böses war ein Wahn des staubgebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was sie wähnte oder wußte und that; der Gedanke eben noch Ihm gegenüber, ist auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehret als derselbe nicht wieder." —

„Krümmt sich doch der elende Wurm, wenn der vollkommnere, gesangreiche Vogel ihn angreift: schmerzvoll zappelt das Fischlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur es heraufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkommne Fischfleisch in sein eignes, edleres Fleisch verwandle, und ich sollte nicht beben vor dem Gedanken an einen solchen Alles verzehrenden Gott?"

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe sie ihn und sich selber erkannt, ehe sie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß sei: ein solcher zuletzt Alles verschlingender Gott schlachtet aber und ißt die Kinder, die ihn schon bei dem süßen Vaternamen genannt, die ihm vertraut, die sich liebend an sein Herz gelegt."

„Der Mensch getrieben von mannichfacher Noth, der Mensch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand, und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in seinem Hause großgezogene Lamm schlachten soll, das ihn so oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend sich zu seinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieses Lamm nichts vom Tod, es verstehet nichts von des Menschen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt sich willig ergreifen wie sonst — ein einziger Stich des Messers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb gesättigte Bettler entzieht sich selber den Bissen, um den treuen Gefährten, seinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in seinem Mangel, den Gedanken ertragen, sich mit dem Fleische des liebenden Thieres zu sättigen! — Jener aber, der Pantheisten Gott, kennet dieses Erbarmen nicht. Den Menschen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andre Creatur, der Ihn näher erkannte, als der Hund den pflegenden Bettler, verschlingt dieser große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu dieser That treibt; der — das zeigen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menschen nichts weiß. Und nicht schnell tödtet der Pan seine Opfer, wie der Schlächter das Lamm, sondern öfters unter lange dauernden Martern; unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten." —

Doch dieses Nachtgespenst eines allverschlingenden Gottes ängstet die weiter sinnende Seele nicht lange. Es verschwindet, sobald die Seele es näher und schärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild; unstatthafter und lächerlicher zusammengedichtet, als jene phantastischen Gestalten, welche zum Theil Fisch und Frosch, zum Theil Vogel sind und Jungfrau.

„Wie? — sollten jener oberen, unsichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigstens dieselben Rechte, derselbe feste Bestand zukommen, wie die sind, welche nach der gewöhnlichen Annahme in der sichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrschen? Bei dieser niedrern Region, welche doch die Menschensprache die vergängliche, die wandelbare nennt, ist es anerkannt, daß in und aus ihr sich kein Stoff, kein einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Wasser, wenn es auch als Dampf in die Luft sich erhoben, wenn es durch den Nordwind zum Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Festwerden des Steines als Bestandtheil in das Gefüge des Krystalls sich gewebt,

bleibt noch immer dasselbe Wasser: eben so viel und so wenig in der einen, als in der andren Gestalt. Das Eisen, wenn es jetzt mit Schwefel verbunden den Kies, oder von jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint den Rotheisenstein gebildet, bleibt immer so viel und dasselbe Eisen, das es gewesen. Die Chemie, noch auf ihrem jetzigen Standpunkte, verlachet den alten Wahn, daß aus reinem Wasser Kieselerde, aus Queckſilber oder Spießglanz Silber werden könne, oder daß Kupfer durch die Kunst sich in Gold verwandlen lasse. Und dennoch kennet unsre Chemie bei weitem nicht alle die verschiednen Erscheinungsformen, unter denen vielleicht ein und derselbe Grundstoff auftreten könnte. Wenn aber auch in dieser Beziehung ein späteres wissenschaftliches Forschen noch zwischen verschiednen, für einfach gehaltnen Stoffen einen ähnlichen Zusammenhang entdecken sollte, als der zwischen der Larve und dem Flügelthier einer und derselben Insectenart es ist, so bleibt doch schon auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleichsam Unsterblichkeit des wägbaren Stoffes jene allbekannte Erfahrung, daß die Elemente in allen ihren verschiednen Verbindungen und Verwandlungen immer dieselbe Beziehung zu ihrem planetarischen Ganzen, dasselbe Gewicht behalten. Denn wenn jetzt die metallische Grundlage des Kalkes und Sauerstoffgas sammt Kohlensäure und Wasser, oder wenn Sauerstoffgas und Kupfer und Kohlensäure in der chemischen Werkstätte zusammengeführt und vereint werden, so erkennt zwar das Auge weder in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls oder der säurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfermetall und die Kohlensäure; aber auch in dieser neuen Verbindung hat keines der Elemente auch nur ein Merklein des anfänglichen Gewichtes verloren: sie wiegen vereint noch eben so viel als vorhin das Gesammtgewicht der einzelnen betragen, und es kann unsre Kunst die Stoffe alle wieder gesondert darstellen, noch ganz in demselben Maß und Gewicht, das sie vorher gehabt."

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, spottet des Wahns, als ob irgend ein wägbar leibliches Element ganz vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erkannter Grundstoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich anderen verwandelt werden könnte, und eine sogenannte Philosophie wollte in der Geschichte der Seele und ihres Hinübergehens das alte Mährchen erneuern, und hier eine Auflösung und Verwandlung geltend machen, in ein großes „göttliches" All oder Nichts!"

„Zeigt sich doch selbst da, wo sich in anfänglicher, unverstellter Offenheit die obere, unwägbare Welt der Principien mit bewegender und gestaltender Kraft zu den wägbaren Elementen gesellt, eine Unsterblichkeit jener Principien, welche noch ungleich geistigerer, wundervollerer Art ist, als die eben erwähnte Unzerstörbarkeit der gröber leiblichen Stoffe. Jener bekannte Versuch, von Davy an der Voltaischen Säule gemacht, ist in dieser

Beziehung ein sinnvolleres Abbild von dem Uebergehen der Seele aus der sichtbaren Region der Elemente in die unsichtbare der Geisterwelt, als die Verwandlung der Raupe durch den Scheintod der Puppe zum Schmetterling. Denn bei dieser Verwandlung vermag der Beobachter das Thier vor seinen Augen zu behalten und den ganzen Verlauf sichtlich und handgreiflich sich darzustellen; wenn aber in Davy's Versuch die Säure, welche durch den oxydirenden Pol der Voltaischen Säule in einem Becher mit salziger Auflösung gebildet war, dadurch zerstört und gleichsam getödtet wird, daß man jetzt den alkalisirenden Pol in sie eintaucht, und umgekehrt die alkalische Natur der Flüssigkeit in dem Becher der entgegengesetzten Seite durch den in sie gebrachten oxydirenden Pol erstirbt, da zeigt sich ein Hinübergehen, eine Versetzung jener beiden Gestorbenen in eine andere Region; vorbildlich vielleicht an das erinnernd, was mit der Seele im Tode geschieht. Die Säure verschwindet von ihrer bisherigen Stätte, und eben so verschwindet das alkalisch Flüssige von der seinen. Aber der diesseitig verstorbene Stoff lebt dagegen alsbald, vollkommen als derselbe und in der ganzen Eigenthümlichkeit seiner Stärke und Beschaffenheit, in welcher er diesseits bestanden, an der jenseitigen Stätte auf: es bildet sich die Säure in dem Becher, den vorhin das Alkali bewohnte; dieses aber tritt von neuem auf im vorherigen Becher der Säure. Zuweilen schien, wenn der Versuch auf andere Weise, in Glasröhren angestellt ward, in denen die Flüssigkeit, darin der eine Pol versenkt war, von jener des andern durch feste Zwischengränze geschieden war, eine Wanderung von leiblicher Art fast eben so wenig gedenkbar, als das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetisch verschlossenen Gefäße oder Sarge."

„Ist denn schon in der unteren, materiellen Welt den einfachen Grundstoffen eine solche Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie sollte nicht die Seele, welche „ursprünglicher und selbstständiger, einfacher und unveränderlicher" ist, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflösung trotzen? Ist schon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes, der Säure und dem Alkali, eine solche Versetzung von der einen, ganz abgeschiednen Stätte an die andre oder wenigstens ein solches Unmerkbarwerden (Verschwinden) für die zwischenliegenden Medien möglich, daß wenn hier der säurende, dort der alkalisirende Pol einer Voltaischen Säule in die Mischung tritt, an der einen Seite das Alkali vergehet, an der andren die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Mischung fehlte, und ohne für die dazwischen gestellte Lackmus-Auflösung gleichsam sichtbar zu werden, sich die eine hier, das andre dort zusammengehäuft finden; ist hierauf, bei der obenerwähnten Umtauschung der Pole ein solches, kaum auf gewöhnlich materiellem Wege erklärliches Wandeln der gesammten Säure, wie des gesammten Alkali's nach der andren Stätte möglich: wie sollte es uns in der

höheren Region der Lebensprincipien unmöglich däuchten, daß die Seele, wenn sie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz andrer Stufe wieder da sein und wirksam werden könne?"

„Oder ist denn etwa die ganze Eigenthümlichkeit des Wollens und Denkens, wodurch ich ich selber und kein Andrer bin, etwas weniger Feststehendes und Unveränderliches, als die Beschaffenheit jener Tröpflein von Säure oder Alkali, welche bestehen und von neuem an einer andren unvermutheten Stätte werden, wenn sie das Auge hier vergehen sah?"

„Ein weiter forschender Sinn findet in seiner Sichtbarkeit noch mehrere und andre Zeugnisse für die jenseitige Fortdauer der Seele. Wie sich in der Zwiebel oder im Samenkorn schon das künftige Gewächs mit seinen Samenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, so zeigt sich schon in der Larve und Puppe des Insects die Anlage der künftigen Flügel, in der Larve des froschartigen Thieres der Keim der Lungen, durch welche späterhin das ausgebildete Thier athmen wird. Alle diese Keime, im jetzigen Zustand so nutzlos, so müßig dastehend, werden sich in einem künftigen, vollkommneren Zustand so gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgne Innre wird dann öfters zum sichtbaren Aeußren. So erscheinen auch an vielen Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches Organe und Anlagen, deren das Thier auf seiner jetzigen Stufe des Daseins nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich angränzenden, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Bestimmung und Wechselbeziehung hervortreten. Es kommt jeder in der Natur aufstrebenden Anlage eben so gewiß die Zeit und die Stätte ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß nach dem Athmen und Nahrungnehmen eine anderswo vorhandne Luft oder Speise entspricht; selbst die spät blühende Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), welche, wenn der Winter naht, scheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künftige Zeit des Frühlinges, da der im Verborgnen bereitete Stängel aus seinem Grabe hervorgeht und seine Früchte trägt. Und der Mensch, das Mittelwesen zwischen zwei Welten, halb schon hinüberragend in ein Reich des Geistes, halb noch dem Staube gehörig, sollte all dieses hienieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all diese tausendfältigen Anlagen für ein Sein der Ewigkeit umsonst in sich tragen? Allenthalben bliebe sonst die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende Natur ihren Versprechungen so treu, und hier, wo sie endlich den höchsten Gipfel ihrer sichtbaren Schöpfungen erstiegen, sollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, sollte zur Lüge werden?"

„Die Seele weiß es, sie weiß es schon aus den Werken, daß ein Gott sei voll Weisheit und erbarmender Liebe, der „des Verlassenen und Verstoßenen," der aller seiner Creaturen gedenkt. Ein Gott, der alle Dinge abwäget in seiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn dieser gerechte Gott ist, so wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein

Leben sein, da sich das hienieden zu Boden getretene Gute ans Licht erheben, das wuchernde Böse aber versinken wird: ein Gott, ein Vergelter!"

Dieß und noch vieles Andere spann und webte die sinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer Zweifel zu bedecken, ihrer Zweifel an dem eignen Leben, durch das sie doch spann und dachte, an der ihr eingebornen Macht des Erkennens, welche, wie dieß schon die Weisheit des Alterthums gelehrt, weil nur Gleiches das Gleiche erkennt, von ewigem göttlichen Geschlecht ist; ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller scheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhub sich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen. Denn es erwachte der Geist zu seinem Leben in Gott. So gewiß aber als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demselben erfahren, hat es auch der wache Geist in und an sich selber erfahren, daß in ihm ein Leben sei, welches hervorging und erwachte mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren, denn es ist ewig und ohne Wandel wie Gott, in und aus welchem es ist. Es ist hier ein Stillstehen auf dem felsenfesten Lande der Heimath, ein Erfassen desselben mit den eignen Händen, ein Beschauen desselben mit den eignen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig lässet. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem Meere, ist gefunden: unsichres Glück und Hoffen des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers fahret hin!

Die Keime und Grundlagen einer sichtbaren und unsichtbaren Welt, eines diesseitigen und jenseitigen Lebens, welche in der Seele liegen, wird uns nun die weitere Betrachtung der Geschichte der Seele kennen lehren. Von dem Leben der Ewigkeit, das aus Gott ist, und von den Kräften dieses Lebens, welche mitten durch die Zeit des Leibes hindurch wirken, vermag die Wissenschaft nur einige unvollkommne Andeutungen zu geben, mit denen ein späterer Abschnitt dieses Buches sich beschäftigen wird.

Erläuternde Bemerkungen. Wir haben in dem vorstehenden Paragraphen von der Menschenseele in jenem weiteren Sinne gesprochen, in welchem sie nicht nur der übersinnliche Ausgang und Endpunkt des thierischen Empfindens und Wollens, sondern vernünftig erkennender und sprechender (durch das Wort sich verleiblichender) Geist ist. In diesem Sinne handeln wir auch in den hier nachfolgenden erläuternden Bemerkungen von der Seele.

Auf so unsterbliche Weise hat der Menschengeist sonst nie und nirgends von der Unsterblichkeit der Seele gezeugt, als im Phädon von Plato. Der in diesem Buche enthaltene Hauptbeweis für die ewige Fortdauer des in uns lebenden, erkennenden Geistes wird uns noch weiter unten begegnen; vorläufig sollten einige Stellen des vorstehenden Paragraphen nur an einzelne Stellen jenes

Buches erinnern, welches nächſt dem griechiſchen das Eigenthum keines andren Volkes ſo ſehr geworden als des Volkes der Deutſchen, ſeitdem Schleiermacher es zu einem Meiſterwerk auch unſerer Sprache machte. — Die Seele in der Sprache des ſinnlichen Augenſcheines ein im Tode zerfließender Windhauch und Rauch (*ανεῦμα ἢ καπνός*), welcher hinfort nichts mehr iſt (Platon. Phaed. 70, a). — Wohin ſchwand, fragt Philo (als Greis) das Kind, der Knabe, der Jüngling, der vollendete Mann? — — Wohin kommt die Seele, wenn ſie ſcheidet? — Wie lange wird ſie bei uns wohnen? Was iſt ihr Weſen? Wann empfingen wir ſie? — Vor der Geburt — da waren wir nicht. — Wird ſie auch nach dem Tode ſein? — Da ſind wir nicht mehr als dieſelben — wir gehen dann einer neuen Geburt entgegen (de Cherub. 127, ed. Mang. I, 159). — Die Seele iſt nach Heraclit ein Theil des oberen Feuers, welcher gleichſam als Fremdling und Gaſt Herberge genommen im Leibe (m. v. Sext. Emp. contrad. VII, 130; Plut. de Is. et Os. 76). Die Seele wird mit einer Harmonie oder Stimmung des Leibes verglichen nach der Lehre der Pythagoräer (m. v. Claud. Mam. II, 7) vom Simmias in Plato's Phädon 85, e und 86, a, welche Lehre Sokrates geiſtvoll widerlegt (ebendaſ. 93, 94 u. f.), wie denn dieſe Widerlegung auch oben S. 5 aus Plato entlehnt wurde. — Eben ſo wurde das, was Plato's Sokrates des Kebes philoſophiſchem Mährlein entgegenſetzt, dem Mährlein von dem alten Weber, der zwar viele von ihm ſelber gefertigte Gewänder überlebte, endlich aber eher verging, als das letzte, das er ſich gefertigt, oben S. 4, benutzt: die Seele, weil ſie ihrem Weſen nach Leben iſt, kann eben ſo wenig ſterben, als der Schnee (als ſolcher) heiß werden; wie der Schnee ſich davon macht, wenn die Hitze kommt, ſo die Seele, wenn der Tod den Leib ergreift (Plat. Phaed. 106. Tritt der Tod den Menſchen an, ſo ſtirbt, wie es ſcheint, das Sterbliche an ihm, das Unſterbliche aber und Unvergängliche zieht wohlbehalten ab, dem Tode aus dem Wege. *Ἐπιόντος ἄρα θανάτου ἐπὶ τὸν ἄνθρωπον, τὸ μὲν θνητὸν, ὡς ἔοικεν, αὐτοῦ ἀποθνήσκει· τὸ δ' ἀθάνατον, σὸν καὶ ἀδιάφθορον οἴχεται ἀπιὸν, ὑπεκχωρῆσαν τῷ θανάτῳ.* M. v. auch über denſelben Gegenſtand Plat. Phaed. 245, c).

Auf eine ſinnvolle Weiſe vergleicht Philo (55. Leg. Alleg. III, 73, ed. Mang. I, 101) die Seele in ihrer höheren Kraft mit einem Athleten. Dieſer vermag nur kurze Zeit ſeine Statue zu ſchleppen, die Seele trägt ihren Leib wohl bis zum 100. Jahre. — Die unſterbliche Natur der Seele wird nach Maxim. Tyrius. (diss. XXVIII, p. 292 ed. Davis.) ſchon aus dem Feſtbleiben ihres Wiſſens und ihrer Erinnerungen erkannt und erwieſen. Der Leib, in immerwährender Veränderung und Bewegung begriffen, kann dergleichen Eindrücke weniger noch feſthalten, denn ein zerfließend Wachs die Eindrücke des Petſchafts. — Darum gleicht (nach demſelben, diss. XXVII. ed. Dav. p. 280) die Seele einem Felſen, der mitten im wogenden Meere feſtſtehet. M. v. auch noch diss. XXV, p. 262.

Jenen Anſichten des Ariſtoteles, nach welchen die einzelnen Seelenthätigkeiten eben ſo vielen Wirkſamkeiten der leiblichen Theile entſprechen, die Seele die vollendete Wirklichkeit (Entelechie) des Leibes iſt (m. v. de part. anim. I, 5; Met. VIII, 3; de gen. anim. II, 4; de anim. II, 1; 4), haben ſich ſchon unſere vorhergehenden Unterſuchungen über die Bedeutung des Leibes

angeſchloſſen, und jene über die Seele im engeren Sinn werden dasſelbe noch mehr thun. — Die Seele iſt eine nicht zuſammengeſetzte, unkörperliche Einheit (de anim. I, c. 5; II, 1), welche als ſolche der Vielheit der leiblichen Theile entgegenſteht (II, 2) u. ſ. f.

Aus dem unſichtbaren, alle Theile mit wunderbarer Kraft durchdringenden Weſen der Seele können wir (ſagt Basil. magn. Homil. in illud: attende tib. ips. ed. Paris. Opp. II, 23) auf Gottes Weſen und Natur ſchließen. Der Leib empfängt ſeine Kraft von der Seele, hinwiederum die Seele vom Leib die Mitgenoſſenſchaft des Leidens; der Leib nimmt Leben von der Seele, die Seele Schmerzen aus dem Leibe.

Wir gehen nun auf einige weitere Erläuterungen des Inhalts des vorſtehenden Paragraphen über:

Solche Krankheitsfälle, welche als Beweis für eine gänzliche Unterworfenheit der Seele unter die Veränderungen des Körpers betrachtet wurden, wie die, auf welche wir oben hindeuteten, ſind ſehr allgemein bekannt, und mehrere davon ſollen auch noch in einem ſpätern (im V.) Abſchnitt erwähnt werden. Minder bekannt ſind jene Fälle, welche zeigen, daß es der Seele in ihrem Verhältniß zum Leibe öfters eben ſo ergehe, wie dem Kriegsmann, von deſſen innerer Beharrlichkeit es gar ſehr abhängt, ob er einen vom Feinde angegriffenen Poſten ſchnell verlaſſen, oder oftmals das unmöglich Scheinende möglich machen und auf den Trümmern der geweſenen Wohn- und Bergungsſtätte ſich noch vertheidigen und feſthalten will. Bei jenem 64jährigen Greiſe, von deſſen Tod und Leichenöffnung Thom. Schwenke (rari casus explicatio anatomico-medica. Hag. 1733, in Hallers collect. disp. pract. Vol. VII. Part. I. p. 469) erzählt, war die innere Verletzung des Gehirns, die er drei Jahre vor ſeinem Tode durch einen heftigen Fall mit dem Kopf gegen einen Baum erlitt, unfehlbar, dieß zeigten die Folgen, ſo bedeutend, daß ſie in den meiſten ähnlichen Fällen ſchon für ſich allein einen plötzlichen Tod bewirkt hätten. Dennoch kam der Alte aus ſeinem ziemlich lange dauernden Zuſtand der Bewußtloſigkeit wieder zu ſich und ſchien nicht unwohl, bis nach einiger Zeit ein öfteres, plötzliches Niederfallen zum Boden die noch fortwährenden Wirkungen der Hirnverletzung verrieth. Aber auch dieſe Zufälle und den höchſt ungünſtigen Einfluß einer von jetzt an zwei Jahre lang fortgeführten, völlig ungewohnten, ſitzenden Lebensweiſe bei reichlicher Nahrung und langem Schlaf überwand ſeine kräftige Natur. Eben ſo eine ſehr gefährliche Krankheit im 63. Lebensjahre, die vorzüglich das Gehirn heftig afficirte. Wenn von nun an auch von Zeit zu Zeit Schwindel, Schwere im Kopfe, vorübergehende Schwäche des Geſichtes, Stumpfheit des Gefühles in dieſem oder jenem Theil auf ein Leiden des Gehirnes hindeuteten, ſo mußte dieſes dennoch den beobachtenden Aerzten nicht beſonders ſtark erſcheinen, denn der Mann erholte ſich gewöhnlich bald wieder, ſprach und benahm ſich wie ſonſt. Als er endlich, nachdem dieſer wechſelnde Zuſtand ein halbes Jahr gedauert hatte, bei einem heftigeren, mit Fieber verbundenen Anfall jener Art geſtorben war, fanden die Aerzte das Gehirn um faſt 1/3 ſeines ſonſtigen Umfanges verkleinert, in eine ſaftloſe, faſt wie ſennige Maſſe verwandelt und mit 10 bis 12 Unzen Waſſer umgeben. Wie lange mochte hier der beinahe hirn- und doch nicht ſeelen- oder geiſtloſe Zuſtand ſchon angedauert haben, ehe der Tod erfolgte?

Buches erinnern, welches nächst dem griechischen das Eigenthum keines andren Volkes so sehr geworden als des Volkes der Deutschen, seitdem Schleiermacher es zu einem Meisterwerk auch unserer Sprache machte. — Die Seele in der Sprache des sinnlichen Augenscheines ein im Tode zerfließender Windhauch und Rauch (*πνεῦμα ἢ καπνός*), welcher hinfort nichts mehr ist (Platon. Phaed. 70, a). — Wohin schwand, fragt Philo (als Greis) das Kind, der Knabe, der Jüngling, der vollendete Mann? — — Wohin kommt die Seele, wenn sie scheidet? — Wie lange wird sie bei uns wohnen? Was ist ihr Wesen? Wann empfingen wir sie? — Vor der Geburt — da waren wir nicht. — Wird sie auch nach dem Tode sein? — Da sind wir nicht mehr als dieselben — wir gehen dann einer neuen Geburt entgegen (de Cherub. 127, ed. Mang. I, 159). — Die Seele ist nach Heraclit ein Theil des oberen Feuers, welcher gleichsam als Fremdling und Gast Herberge genommen im Leibe (m. v. Sext. Emp. contrad. VII, 130; Plut. de Is. et Os. 76). Die Seele wird mit einer Harmonie oder Stimmung des Leibes verglichen nach der Lehre der Pythagoräer (m. v. Claud. Mam. II, 7) vom Simmias in Plato's Phädon 85, e und 86, a, welche Lehre Sokrates geistvoll widerlegt (ebendas. 93, 94 u. f.), wie denn diese Widerlegung auch oben S. 5 aus Plato entlehnt wurde. — Eben so wurde das, was Plato's Sokrates des Kebes philosophischem Mährlein entgegensetzt, dem Mährlein von dem alten Weber, der zwar viele von ihm selber gefertigte Gewänder überlebte, endlich aber eher verging, als das letzte, das er sich gefertigt, oben S. 4, benutzt: die Seele, weil sie ihrem Wesen nach Leben ist, kann eben so wenig sterben, als der Schnee (als solcher) heiß werden; wie der Schnee sich davon macht, wenn die Hitze kommt, so die Seele, wenn der Tod den Leib ergreift (Plat. Phaed. 106. Tritt der Tod den Menschen an, so stirbt, wie es scheint, das Sterbliche an ihm, das Unsterbliche aber und Unvergängliche zieht wohlbehalten ab, dem Tode aus dem Wege. *Ἐπιόντος ἄρα θανάτου ἐπὶ τὸν ἄνθρωπον, τὸ μὲν θνητὸν, ὡς ἔοικεν, αὐτοῦ ἀποθνήσκει· τὸ δ' ἀθάνατον, σῶν καὶ ἀδιάφθορον οἴχεται ἀπιὸν, ὑπεκχωρῆσαν τῷ θανάτῳ.* M. v. auch über denselben Gegenstand Plat. Phaed. 245, c).

Auf eine sinnvolle Weise vergleicht Philo (55. Leg. Alleg. III, 73, ed. Mang. I, 101) die Seele in ihrer höheren Kraft mit einem Athleten. Dieser vermag nur kurze Zeit seine Statue zu schleppen, die Seele trägt ihren Leib wohl bis zum 100. Jahre. — Die unsterbliche Natur der Seele wird nach Maxim. Tyrius. (diss. XXVIII, p. 292 ed. Davis.) schon aus dem Festbleiben ihres Wissens und ihrer Erinnerungen erkannt und erwiesen. Der Leib, in immerwährender Veränderung und Bewegung begriffen, kann dergleichen Eindrücke weniger noch festhalten, denn ein zerfließend Wachs die Eindrücke des Petschafts. — Darum gleicht (nach demselben, diss. XXVII. ed. Dav. p. 280) die Seele einem Felsen, der mitten im wogenden Meere feststehet. M. v. auch noch diss. XXV, p. 262.

Jenen Ansichten des Aristoteles, nach welchen die einzelnen Seelenthätigkeiten eben so vielen Wirksamkeiten der leiblichen Theile entsprechen, die Seele die vollendete Wirklichkeit (Entelechie) des Leibes ist (m. v. de part. anim. I, 5; Met. VIII, 3; de gen. anim. II, 4; de anim. II, 1; 4), haben sich schon unsere vorhergehenden Untersuchungen über die Bedeutung des Leibes

angeschlossen, und jene über die Seele im engeren Sinn werden dasselbe noch mehr thun. — Die Seele ist eine nicht zusammengesetzte, unkörperliche Einheit (de anim. I, c. 5; II, 1), welche als solche der Vielheit der leiblichen Theile entgegensteht (II, 2) u. s. f.

Aus dem unsichtbaren, alle Theile mit wunderbarer Kraft durchdringenden Wesen der Seele können wir (sagt Basil. magn. Homil. in illud: attende tib. ips. ed. Paris. Opp. II, 23) auf Gottes Wesen und Natur schließen. Der Leib empfängt seine Kraft von der Seele, hinwiederum die Seele vom Leib die Mitgenossenschaft des Leidens; der Leib nimmt Leben von der Seele, die Seele Schmerzen aus dem Leibe.

Wir gehen nun auf einige weitere Erläuterungen des Inhalts des vorstehenden Paragraphen über:

Solche Krankheitsfälle, welche als Beweis für eine gänzliche Unterworfenheit der Seele unter die Veränderungen des Körpers betrachtet wurden, wie die, auf welche wir oben hindeuteten, sind sehr allgemein bekannt, und mehrere davon sollen auch noch in einem spätern (im V.) Abschnitt erwähnt werden. Minder bekannt sind jene Fälle, welche zeigen, daß es der Seele in ihrem Verhältniß zum Leibe öfters eben so ergehe, wie dem Kriegsmann, von dessen innerer Beharrlichkeit es gar sehr abhängt, ob er einen vom Feinde angegriffenen Posten schnell verlassen, oder oftmals das unmöglich Scheinende möglich machen und auf den Trümmern der gewesenen Wohn- und Vergungsstätte sich noch vertheidigen und festhalten will. Bei jenem 64jährigen Greise, von dessen Tod und Leichenöffnung Thom. Schwenke (rari casus explicatio anatomico-medica. Hag. 1733, in Hallers collect. disp. pract. Vol. VII. Part. I. p. 469) erzählt, war die innere Verletzung des Gehirns, die er drei Jahre vor seinem Tode durch einen heftigen Fall mit dem Kopf gegen einen Baum erlitt, unfehlbar, dieß zeigten die Folgen, so bedeutend, daß sie in den meisten ähnlichen Fällen schon für sich allein einen plötzlichen Tod bewirkt hätten. Dennoch kam der Alte aus seinem ziemlich lange dauernden Zustand der Bewußtlosigkeit wieder zu sich und schien nicht unwohl, bis nach einiger Zeit ein öfteres, plötzliches Niederfallen zum Boden die noch fortwährenden Wirkungen der Hirnverletzung verrieth. Aber auch diese Zufälle und den höchst ungünstigen Einfluß einer von jetzt an zwei Jahre lang fortgeführten, völlig ungewohnten, sitzenden Lebensweise bei reichlicher Nahrung und langem Schlaf überwand seine kräftige Natur. Eben so eine sehr gefährliche Krankheit im 63. Lebensjahre, die vorzüglich das Gehirn heftig afficirte. Wenn von nun an auch von Zeit zu Zeit Schwindel, Schwere im Kopfe, vorübergehende Schwäche des Gesichtes, Stumpfheit des Gefühles in diesem oder jenem Theil auf ein Leiden des Gehirnes hindeuteten, so mußte dieses dennoch den beobachtenden Aerzten nicht besonders stark erscheinen, denn der Mann erholte sich gewöhnlich bald wieder, sprach und benahm sich wie sonst. Als er endlich, nachdem dieser wechselnde Zustand ein halbes Jahr gedauert hatte, bei einem heftigeren, mit Fieber verbundenen Anfall jener Art gestorben war, fanden die Aerzte das Gehirn um fast 1/3 seines sonstigen Umfanges verkleinert, in eine saftlose, fast wie sennige Masse verwandelt und mit 10 bis 12 Unzen Wasser umgeben. Wie lange mochte hier der beinahe hirn- und doch nicht seelen- oder geistlose Zustand schon angedauert haben, ehe der Tod erfolgte?

Einen ähnlichen Fall erzählt Watson (Medic. communicat. Vol. I.) von einem alten Podagristen, dessen Hirn bei der Leichenöffnung fest und zäh wie Wachs gefunden wurde. — Zuweilen fand sich sogar das Gehirn oder der größte Theil desselben ganz zerstört, ohne daß man bei schon lange andauernder Zerrüttung dieses Organs, von dessen Integrität man die Kraftäußerungen der Seele so abhängig glaubt, eine Abnahme des geistigen Vermögens bemerkt hätte. Jener Soldat, dem eine Flintenkugel zwischen Schädel und feste Hirnhaut gedrungen, und dessen Gehirn in Folge dieser Verletzung zur Hälfte vereitert war, hatte nach seiner Verwundung noch die Fußreise aus Italien nach Paris gemacht, wo er 9 Monate hernach starb (Morands verm. Schriften S. 1). Ein Geschwür, so groß als ein Hühnerei, in der rechten Halbkugel des Gehirns, das Portal (Samml. auserles. Abh. für prakt. Aerzte X. S. 418) bei der Leichenöffnung eines Mannes fand, hatte während des Lebens nur einen leichten Kopfschmerz erregt. Eine Frau, welche doch hierbei 64 Jahre alt wurde, hatte seit dem Anfange ihrer vierziger Jahre eine Vereiterung im Gehirn gehabt, die sich dreißigmal in zwanzig Jahren durch metastatische Eitererzeugungen in Ohren und Nase kund machte (Plenciz act. et obs. med. 51). Einen noch merkwürdigern Fall, wo eine heftige Kopfverletzung im dritten Jahre des Lebens die Vereiterung und Zerstörung eines großen Theils des Gehirns herbeigeführt hatte, die jedoch 13 Jahre lang (bis der Fall eines Wagens auf den Kopf des Kranken den Tod herbeiführte) nichts als periodische Kopfschmerzen bewirkte, erzählt Stoll. Bei einem Mann von 46 Jahren, der bis zu seinem plötzlichen Tode nach einer starken Mahlzeit bloß an Kopfweh und vorübergehenden Anfällen von Schwindel und Neigung zum Erbrechen gelitten, fand man bei der Leichenöffnung das kleine Gehirn so ganz zerstört, daß in den zusammengerunzelten, häutigen Bedeckungen desselben nur noch ein wenig (kaum eine halbe Unze) Wasser und Eiter war. (De Lamare in den Samml. für prakt. Aerzte, B. 1, St. 3, S. 127.) Jener Jüngling, von dem Morgagni L. I. Ep. LI. 19 berichtet, daß er an den Folgen der Verletzung am Stirnbein zwei Monate nachher gestorben, hatte bis zu seinem Ende auch keine Spur von Unordnung oder Verminderung der Geistesthätigkeit verrathen, obgleich die Zergliederung zeigte, daß unter der Pfeilnaht und dem cariös zerfressenen Stirnbein ein Geschwür im Gehirn war. Noch augenfälliger erscheint jedoch ein anderer Fall, der sich in den Sammlungen auserlesener Wahrnehmungen aus d. Arzneiw. B. II, S. 102 aufbehalten findet, von einem jungen Manne, bei welchem ein durch geringe Quetschung entstandenes bösartiges Geschwür am Schädel zuletzt das Gehirn ergriff, dessen zerstörte, doch noch immer kenntliche Masse täglich ausfloß, ohne daß sich eine merkliche Veränderung der Verstandeskräfte gezeigt hätte. Erst 4 Tage vor dem Tode verlor er die Sprache (und wahrscheinlich auch die Empfindung). Bei der Section fand man nur noch auf dem Grund der Hirnschale einen Rest der Hirnsubstanz, der in ein schwärzliches, fauliges, halbflüssiges Wesen verwandelt war. — Zuweilen scheint die Natur selber Geschwüre, durch welche ein sehr großer Theil des Gehirns zerstört worden war, wieder geheilt zu haben. So unter vielen andren Fällen bei jenem Manne, der von einem Schlagfluß glücklich genesen, später an einer andren, damit gar nicht zusammenhängenden Krankheit gestorben war, und bei welchem (nach Bianchi in Morgagni's Ep. II, 16) ein ansehnlicher Theil der rechten Halbkugel des Gehirns fehlte. Von Zerstörungen, Verhärtungen und Verwandlungen eines großen Theils der Hirnmasse: so der grauen Substanz, nach Pacchioni und Reil (Memorab. clin. fasc. III. p. 39), der gestreiften Körper nach Morgagni (Ep. L. 55), der Zirbeldrüse (ebend. Ep. XXI, 24 Ep. LXI, 4), welche sogar zuweilen ursprünglich ganz fehlte (nach Lieutaud. L. III. Sect. VIII. obs. 550. Tom. 2. p. 466), und so fast aller einzelnen Theile des Gehirns (nach Sömmerings Hirn- und Nervenlehre 1800, §. 330 und Arnemanns Versuchen B. II.), ohne einen merklichen Nachtheil für das Leben und die Geistesthätigkeiten erzählen uns die Beobachter eine Menge Fälle. Das Gehirn war bei dem Mädchen, von dem Borellus (Obs. med. phys. Cent. I. obs. 38) berichtet, daß es an langwierigem Kopfweh gelitten habe, großentheils durch eine Wassermasse von zwei Pfund, die sich in seinem Innersten (in dem hintern Paare der Vierhügel) gebildet hatte, verdrängt. Die Schädelhöhle eines Ochsen war von einer steinigen Masse ausgefüllt (nach Büttners anat. Wahrnehm. S. 93 und Schenk in d. Miscellan. Nat. Cur. Dec. I. An. I. obs. 26). Einem Knaben von 12 Jahren wurde durch einen Windmühlenflügel eine große Portion von Gehirn herausgeschlagen und er genas ohne die mindesten nachtheiligen Folgen für seine Geisteskräfte (Eller. in den Mém. de l'acad. des Scienc. de Berl. 1752). Ein anderer genas, nachdem er einen ähnlichen Verlust der Gehirnsubstanz bei dem Zerschmettern des Schädels von einem herabfallenden Ziegel erlitten (nach Hofmann in Hallers coll. diss. chir. Vol. I. nr. 7), und einen ähnlichen Fall berichtet Grandchamp (in Hufelands neuesten Annalen der franz. Arzneiw. B. III, St. 1. S. 1). Eine Menge hieher gehörige Fälle s. m. zusammengestellt in Voigtels Handbuch der patholog. Anatomie mit Zusätzen v. Meckel, B. I. S. 586 u. f., so wie bei Burdach und in vielen andren neueren Schriften über pathol. Anat. und Physiologie.

Von einem plötzlichen Wiederaufflammen der innren, geistigen Thätigkeit nach lang anhaltender Lähmung oder Gebundenheit derselben gab unter anderm der Greis zu Bützow ein Beispiel, dem nach 28jähriger Lähmung die Sprache plötzlich wiederkehrte. Beispiele eines innren, geistigen Hellwerdens vor dem Tode waren: das Kind, von dem Michael Sachs erzählt; die Wöchnerin, die Euphrosyne Elers, die Predigerstochter zu Schmöln bei Seelmann und mehrere Andere, von denen sich in meiner Symbolik des Traumes u. m. Ansichten von der Nachts. d. N. W. eine weitere Erwähnung findet. Mehreren ähnlichen Fällen werden wir auch in den Bemerkungen zu den spätern Paragraphen begegnen.

Der Glaube an eine Fortdauer der Seele findet sich bei allen, auch den rohesten und verwildertsten Völkern; er ist öfters fast zuversichtlicher ausgesprochen als der Glaube an das Dasein Gottes. Nicht nur das Buch der Natur (der Anblick eines aus der scheinbaren Erstorbenheit des Winters wieder auflebenden Baumes, eines aus der Puppe hervorgehenden Schmetterlings oder Käfers, die Aeußerungen der Seelenkräfte im Schlaf- und Traumzustand), sondern eine feste, in der Seele selber gegründete Zuversicht von einem jenseitigen Dasein, so fest als die Zuversicht des Hungers, daß es eine Speise geben müsse, fähig ihn zu stillen, läßt die Hoffnung auf ein neues, künftiges Sein nach dem Tode nirgends erlöschen. Jene unwissenden und rohen Indianer, von denen Loskiel in s. Gesch. d. Mission. S. 48 erzählt, behaupteten zuversichtlich: wir Indianer

können nicht für immer sterben. Geht ja doch das Welschkorn, wenn es unter die Erde kommt, wieder auf und wird lebendig. Die Grönländer (nach Cranz Historie von Grönland und E. Simons Geschichte des Glaubens an eine Fortd. d. Seele n. d. Tode, Heilbr. 1803) glauben an zwei Seelen im Menschen: an den Athem, der das Leben in dem Schlafenden erhält, und den Schatten, der sich schon im Traume, noch mehr nach dem Tode ganz vom Körper frei macht. Auch die Wilden in Canada erkennen zwei Seelen im Menschen an, davon die eine nach dem Tode beim Leichnam bleibet, die andere in das Land der Seelen wandert, und diese Meinung von dem Dasein mehrerer Seelen findet sich nach de la Borde bei mehreren nordamerikanischen Völkern. Die Chinesen nehmen eine empfindende Seele (Pe) und eine denkende (Hang-Hoen) an. Bei vielen verwilderten Völkern knüpfte sich selbst der grausame Gebrauch der Menschenopfer an den Glauben an eine Fortdauer der Seele (ganz als derselben) nach dem Tode an; die oft lächerlich sich äußernde Furcht vor dem Wiedererscheinen der Verstorbenen und vor Gespenstern findet sich fast bei allen, auch den rohesten Völkern. Am seltsamsten erscheint daher wohl die Meinung einiger Gelehrten (auch so geistvoller wie Lessing war) des vorigen Jahrhunderts, daß die alten Hebräer, daß die Verfasser der Schriften des alten Bundes nicht an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode geglaubt hätten. Man könnte mit derselben Sicherheit sagen, daß die alten Hebräer nicht gewußt hätten, daß Gold schwerer sei als Spinnweb oder auch nur als Wasser, denn man findet diese Gewichtsverschiedenheit nirgends in der heiligen Schrift alten Bundes erwähnt. Vielleicht hat auch bei dem damaligen Menschengeschlecht die Nase hinter den Ohren gestanden, und an jedem Fuß waren 4 oder 7 Zehen; denn wir finden wohl erwähnt, daß ein gewisser langer Mann (2 Sam. 21, 20) 6 Zehen hatte, nirgends aber die Behauptung, daß an den Füßen der Königstöchter und des übrigen Volkes nur 5 Zehen gestanden. — Es erzählt wohl selten oder nie den Bürgern seiner Vaterstadt ein anderer Bürger von den Merkwürdigkeiten dieser Stadt, sondern von denen der anderen, fernen Städte, die nur er, vor mehrern Andren gesehen. Da erst, wo der Unglaube sich zu regen beginnt, nach der Babylonischen Gefangenschaft, wird unter den Hebräern von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode, wie von einem streitigen und doch gewissen Satze gesprochen. — Wie könnte der Mensch, wäre er ein leicht verwehender Staub, nach dem Ebenbilde eines ewigen Gottes erschaffen sein; der Sterbende zu den Vätern versammelt werden; das Leben des Leibes mit einer Reise im Fremdlingslande — mit einer Wallfahrt — verglichen werden; wie könnte sich der Seher Bileam (denn Tod ist ja überall Tod) sein Ende — seine Zukunft — wünschen, wie die Zukunft des erwählten Volkes; wie könnte (5 B. M. 13, 11) von einem Befragen der Todten, von einem Hinunterfahren mit Herzeleid zu dem geliebten Sohne, von einem Gedenken des ewigen Gottes an die im Scheol verborgne Seele (Hiob 14, 13), von einem Erlöser, der siegreich und erweckend über dem Grabe lebt, von einer Hoffnung Israels auf die Wiederkehr des gen Himmel gefahrnen Elias die Rede sein? Der Gerechten Seelen, sagt das Buch der Weisheit, (3, 1) sind in Gottes Hand, und keine Qual rührt sie an. Von den Unverständigen werden sie angesehen, als stürben sie, aber sie sind in Frieden; ihre Hoffnung ist der Unsterblichkeit voll. — Es ist in jenen alten Schriften allerdings

von des Todes und der Finsterniß Thoren, von Banden, welche die scheidende Seele umfangen, von den Bächen des Jenseits, welche die hinabfahrende Seele umrauschen, von einem traurig stillen Zustande (Pred. Salom. 9, 10) der abgeschiedenen Seelen die Rede, nie aber (als nur dann, wenn dieses Wort den Thoren in den Mund gelegt wird) von einem Aufhören des Seins der Seele mit dem Leben des Leibes, vielmehr werden nach Jes. 26, 19 die Todten leben und auferstehen, und es ist die Zeit des Todes (nach Daniel 12, 1—3) die Ruhe eines Schlafenden in seiner Kammer. Fortlebende Seelen der Gestorbenen sind es, welche über Babels Fall frohlocken, Jes. 5, 14. C. 28 u. f. Ferner hierher gehörig sind Ez. 32, 21 u. f.; Ps. 16, 10 u. 11 u. f. Wie hätte die ganze Gotteslehre des alten Volkes der Hebräer einen eigentlichen Sinn, setzte sie nicht die große Wahrheit (so gewiß, als der Tag heller ist, denn die Nacht) voraus, daß ein Leben nach dem Tode sei. Glaubten doch auch die alten Magier nach Diog. Laërt. 1 (Proëm. §. 9) an eine Auferstehung der Todten, und es wußten deßhalb die Celten von keiner Todesfurcht διὰ ἐλπίδα ἀναβιώσεως. Es unterscheiden die späteren Cabbalisten im Menschen 3 Seelen: das leiblich-anregend Flüssige (Nephesch), welches bei dem Leibe verweilt, bis derselbe verwest ist; Ruach, die Seele, welche im unteren Paradies ihre Heimath hat; und Neschamah, den Geist, der zu Gott zurückkehrt. „Des Leibes Leben ist im Blute."

Die oben (S. 9) besprochenen Versuche mit der Voltaischen Säule, in denen sich gleichsam eine Seelenwanderung der niederen Art zeigt, lassen sich vielfach verändern. „Füllt man z. B. von drei neben einander stehenden Schalen aus Quarz die erste mit schwefelsaurem Kali, die zweite mit verdünnter Salpetersäure, die dritte mit Wasser, verbindet dann die beiden Endschalen mit der mittlern, in welcher die Salpetersäure etwas niedriger als die Flüssigkeit in den beiden andren Schalen steht, mittelst angefeuchteten Asbestes und senkt hierauf in die Schale mit dem schwefelsauren Kali den vom + Pole kommenden, in die Wasserschale den vom — Pole kommenden Platinadraht eines Voltaischen Apparates, so wird sich nach einiger Zeit das Wasser am — Pole alkalisch zeigen, ungeachtet die mittlere Schale noch immer freie Säure zu erkennen gibt. Es ist hier demnach das Kali des Duplicatsalzes mitten durch die Salpetersäure zum — Pole geführt worden. Schüttet man in die mit dem negativen Pole verbundene Achatschale Kochsalzlösung, in die mittlere eine Lösung von salpetersaurem Silber, in die mit dem positiven Pole verbundene Schale Lackmusaufguß, so wird die Salzsäure, ohne die geringste Trübung zu verursachen, durch die Silberauflösung geführt und färbt nach kurzer Zeit die blaue Flüssigkeit am + Pole roth. Ist in der mittlern und in der + Schale Lackmusaufguß, so wird die Säure durch die mittlere Schale durchgeführt, ohne den Lackmusaufguß im geringsten zu röthen, sammelt sich am + Pole und färbt hier den Lackmusaufguß roth." M. v. Scholz Anfangsgründe der Physik, dritte Auflage, S. 262. Auch vergl. m. Berzelius' Lehrbuch der Chemie, übersetzt von Wöhler I. S. 122 und 123, wo der Versuch der Trennung und Absonderung der Flüssigkeiten beider Pole mittelst einer (freilich für Flüssigkeiten permeablen) Blase beschrieben ist.

Gesetzt auch, daß man in diesen und andren Fällen ein materielles Hinüberwandern der polarisirten Stoffe von der Stätte des einen Poles zu jener

des andren annehmen wollte, so ist der Umstand, daß die Säure und das Kali mitten durch die Lackmustinctur gehen, ohne diese roth oder grün zu färben, oder daß sie durch andere, sonst von beiden sehr augenfällig veränderliche Auflösungen ihren Weg nehmen, ohne in diesen die gewöhnliche Veränderung hervorzubringen, fürs erste eben so wunderbar als die Aeußerungen des Instinctes bei beseelten Wesen, wenn diese z. B. über Länder und Meere fliegen, ohne dem gewöhnlichen Zug zum Ruheort des Bodens zu folgen, oder beim Brüten den sonstigen Hang zum Nahrungnehmen verläugnen. Aber jene Wanderung mitten durch ein sonst für den Wanderer sehr empfindliches Medium, ohne für dieses merklich zu werden, ist noch auf andere Weise für die Geschichte des letzten Ueberganges unseres Wesens aus dem Zustande der jetzigen Verleiblichung in den einer anderen Verwirklichung sehr lehrreich. Man kann nämlich mit Recht sagen, die hinwegziehende Säure oder das Kali sind durch ein leibliches Medium gegangen, welches sonst eine deutlich wahrnehmende Kraft für dieselben hat, ohne von diesem (wenigstens auf einem großen Theil ihres Weges) wahrgenommen zu werden; sie sind gleichsam nur unsichtbar und unfühlbar geworden, ohne deßhalb aufgehört zu haben, als dieselben, die sie waren, vorhanden zu sein.

Die Herbstzeitlose (nach S. 10) schien, wie ihr sinniger, deutscher Name sagt, wirklich „außer der rechten Zeit" gekommen; ihre Stätte wird bei angehendem Winter nicht mehr gefunden, wohl aber in dem Frühling eines anderen jenseitigen Jahres die Früchte der Blüthe, welche während des Winters im Schooße der Erde verborgen gewesen. So ist der Mensch mit aller seiner geistigen Anlage eine Saat, welche der Säemann am Ende des Sommers, als schon alle anderen Gewächse ihre Frucht getragen und gereift hatten, am Gipfel der Zeit des Jahres auf Hoffnung, auf Hoffnung eines nachkommenden Frühlings und Sommers — der die Keime reifen wird — ausstreute. Der Engerling des Maikäfers, wenn er sein Leben als Larve endet, kriecht (statt höher hinauf zum Lichte) tiefer in den Boden hinab, um sich da sein Puppengrab zu graben. Er thut dieß auf Hoffnung eines kommenden Frühlings, der endlich aus dem sichren, vor der Kälte geschützten Grabe ihn wecken wird. Der Zugvogel, selbst die schwerfällige Wachtel, erhebt sich, leicht geflügelt, wenn die Zeit zum Fortwandern gekommen. Da ist ein weites Meer, jenseits welchem das Menschenauge kein gastliches Ufer, keine Ruhestätte erblicket. Der Vogel aber, auf Hoffnung, schwingt sich hinüber über das Meer und findet so das Land, wo ein neuer Frühling, neue Lebensfülle ihn erwarten. Die emsig arbeitenden Ameisen pflegen, wenn im Herbste von den schön geflügelten Männchen und Weibchen nichts mehr zurückgeblieben, als die Stäubchen ähnlichen Eier, diese, so wie die zarten Larven und nachmals die Puppen, auf Hoffnung. Sie tragen und wenden die todtscheinende Hülle, bringen sie zur Sonne und in den Schatten — und ihre Hoffnung wird nicht zu Schanden, denn aus den bewegungslosen Puppen gehet das neue Geschlecht hervor. Auf Hoffnung kehret die Schaar der arbeitenden, ihres Weisels und der Weiselbrut beraubten Bienen eine gewöhnliche Brutzelle mit der Oeffnung nach unten und versorgt die Larve mit königlicher Speise. Und die Hoffnung wird erfüllt; denn aus der künstlich veränderten und neu versorgten Zelle gehet der neue Weisel hervor. Und der Mensch, der ein Sehnen in sich

trägt, welches auf Erden nie erfüllt worden, sondern welches, je mehr das Niedrige und Thierische schweigt, je näher die Zeit des Abscheidens herankommt, desto heißer und unstillbarer wird, der sollte sich auf Hoffnung niederlegen ins Grab, und sein Hoffen, hierin einzig vor dem Hoffen aller andren Creatur, sollte zu Schanden werden?

Von mehrern Uebergangsformen in der Natur, welche, wie oben erwähnt, auf eine nächst höhere Entwicklungsstufe noch in der sichtbaren Natur hindeuten, s. m. Mehreres in m. Geschichte der Natur B. III, §. 9 und §. 12 u. f. und in m. Ansichten von der Nachts. d. Naturw. die 12. Vorlesung.

Die Gewißheit des Geistes im Menschen über sein Fortleben nach dem Tode des Leibes gründet sich auf eine innre Erfahrung, so fest und sicher, als die äußere: daß die Glieder eines lebendigen Leibes in einem nothwendigen Zusammenhang und innigen Verband mit ihrem Haupte stehen, und daß sie da sein müssen, wo ihr Haupt ist: auf die Zuversicht des Glaubens.

Zu dem ganzen Inhalt des vorstehenden Paragraphen vergl. m. übrigens vor allem eine reiche Schrift der neuern Zeit: C. Fr. Göschel, von den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele, im Lichte der speculativen Philosophie; eine Ostergabe 1835. Diese Schrift hat die Fragen der Menschenseele über ihre Fortdauer ebenso zur Ueberzeugung des Verstandes als zur Beruhigung des Herzens beantwortet. Allerdings würden, das bekennt ihr Verfasser schon im Eingange seiner Schrift, alle Beweise, die der Verstand darreicht, unserm Forschen noch kein Genüge gewähren, wenn uns nicht vor und über diesen Beweisen noch ein anderer, der historische, in der Offenbarung gegeben wäre. Dennoch ist und bleibt es eine eigenthümliche Bestimmung der Menschenseele, von dem ewigen Gegenstande ihres Erkennens und Denkens nicht bloß erfaßt zu werden, sondern ihn selber zu erfassen: das was dem Auge des Geistes offenbar ward, auch mit dem Verstande zu begreifen. Denn dieses Erkannte soll nicht bloß den Geist, sondern sammt ihm die Kräfte der Seele, ja selbst den Leib durchdringen, erneuern und vollbereiten. Was diese Durchdringung sei, das hat der Verf. der genannten Schrift nicht nur in dieser besprochen, sondern er hat es, so wie er sich uns gab, an seinem eigenen Beispiele, durch die That gezeigt. (Münchner gelehrte Anzeigen vom 27. October 1835.)

Die Seele in ihrer Geschiedenheit und Besonderheit vom Leibe.

§. 26.

Von dem, was aus der Seele wird, wenn der Leib in Staub versinkt, erfähret das sterbliche Auge nichts; was wir daher von einem Sein der Seele für sich, abgeschieden vom Leibe, bemerken können, das sind nur einzelne Schlüsse, vom Kleinen aufs Große, vom Einzelnen aufs Ganze.

Wenn der belebende Nerv, der nach einem Gliede gehet, hinweggenommen oder unwirksam gemacht worden, erkennen wir, was das Glied ohne den Nerven, oder vielmehr was es ohne die höhere Wirksamkeit der Seele sei, welche das Nervengebilde durchdringt: eine Fleischmasse ohne Gefühl und willkürliche Bewegung. So erkennen wir auch nach dem Hin-

wegnehmen der Fleisch- und Hautdecke vom Nerven, was dieser abgesondert und allein für sich gelassen wäre: bewegungslos und ohne abwehrende Kraft nach außen, so sehr auch jede Berührung der Außenwelt aufs schmerzhafteste ihn aufregte. Beide Zustände der Abtrennung, wie sie etwa sonst das künstlich zerlegende Messer darstellt, sehen wir in einigen krankhaften Fällen ohne äußere Gewalt, von selber, an den Organen des lebenden Leibes hervortreten, und es erscheint zuweilen an einem Gliede das Leben und die Thätigkeit des empfindenden und bewegenden Nerven so vorherrschend, daß jener Theil des Leibes wie bloßer, nackter Nerv sich verhält, oder auch umgekehrt, es ist die niedre, bildende Thätigkeit in der Fleisch- und Fettmasse so vorherrschend geworden, daß ein solches Glied wie nervenlos erscheint.

Wir können durch unsre Kraft die Seele nie vom Leibe entblößt der Beobachtung darstellen, auch den lebenden Leib keinen Augenblick dem Einfluß der eignen oder einer fremden Seele vollkommen entzogen und allein sehen; wohl aber kennen wir Zustände, in denen die Seele, noch während ihres Lebens im Leibe, so selbstmächtig und ungehemmt, in solcher vorherrschenden Kraft wirkt, daß der Leib gleichsam selber zur Seele geworden scheint, wie bei einem verwandten Vorgang, welcher freilich einer niedren Stufe angehört, selbst der sonst gefühllose Knochen durch eine Entzündungskrankheit so empfindlich werden kann, als ein bloßgelegter Nerve. Es sind dieß Zustände, in denen der Leib so durchwirkt von der Seele und gleichsam so durchscheinend geworden ist, daß die eigenthümlichen Kräfte der inneren, unsichtbaren Natur allenthalben hindurchbrechen, wie die eigenthümliche Natur des tief verborgnen Nerven durch den Knochenkern und Schmelz des schmerzenden Zahnes.

In einer mittelbaren, zunächst von der Aufregung der thierischen Lebenskraft ausgehenden Weise können gewisse Nahrungsmittel oder Getränke, namentlich die sogenannt geistigen ein Ueberfluthen und Auflodern der Seelenkräfte hervorbringen, welches in der Form der silenischen Begeisterung dem Beobachter der menschlichen Zustände öfters vor Augen kommt. Weniger vielleicht in dieser positiven als in negativer Weise ist der Einfluß gewisser Stoffe, die den Giften verwandt sind, wie etwa das Opium, bei dem Freiwerden der Seelenkräfte geschäftig. Von diesem negativen Wege der Entbindung der Seele in einem weitern und allgemeinern Umfange sprechen wir hier zuerst.

Wenn an einem zu üppig ernährten Baume allenthalben nur Zweige und Blätter, nirgends die höheren Bildungen der Blüthe und Frucht hervorbrechen, dann wird das Emporkommen und Vorherrschendwerden der höheren, vollkommneren Richtung der bildenden Kraft durch Beschränkung und Mäßigung der andren, niederen erlangt. Dem Uebermaß der Ernährung wird durch Versetzung in andren Boden, oder selbst durch gewaltsames Erschweren des zu häufigen Andranges der Säfte gewehrt, und

statt der Knospen der Blätter oder Zweigsprossen erscheinen nun Blüthen und Früchte.

So besteht auch die eine Weise, auf welche die Seele, sei es nun durch äußre Führung, oder durch den eignen, besseren Willen, vom Leibe freier, enthüllter zu werden vermag, in dem Mäßigen und Beschränken der etwa vorherrschenden, niedren Richtung aufs bloß Leibliche und Sinnliche. Es wird die äußere Nüchternheit und Stille der Entfaltung und Entbindung der inneren Kräfte immer günstiger gefunden, als üppige Ueberfüllung oder das laute Toben der leiblichen Lust.

Krankheit und äußrer Mangel, Schmerz und Noth, haben auf diese Weise das innere Seelenleben öfters so hoch gesteigert, sein Sichtbarwerden so begünstigt, daß schon aus der leicht zu habenden Betrachtung dieser Zustände Vieles für die Erkenntniß der Seele gewonnen wurde.

Es wirkt aber auch im gewöhnlichen, täglichen Verlauf des Lebens schon der Schlaf auf diese entbindende Weise; auch er lüftet in seinem Maße den Schleier der Leiblichkeit, und die Seele wird im Traume nicht selten in ihrer eigenthümlicheren Wirksamkeit gesehen. Diese natürliche Art und Weise unsres inneren Menschen läßt sich von der des äußeren leicht unterscheiden. Sie gleichet abermals in etwas jener des bloß und nackt gelegten oder des krankhaft an einem Gliede vorherrschend gewordnen Nerven. So lange der Nerv noch mit dem gesunden Fleisch und seinen Decken umgeben ist, und die Richtung seiner bewegenden Kraft im gewöhnlichen Verlauf ungehemmt nach den Knochen geht (nach §. 17), empfindet und bemerkt er nur jene Gegenstände der umgebenden Körperwelt, welche unmittelbar mit der Außenfläche seines Gliedes in Berührung kommen, oder etwa das Einwirken einer von der innren Leibeswärme sehr verschiednen, äußren Temperatur. Sobald er aber bloßgelegt oder krankhaft aufgeregt worden, tritt er in einen sehr merkbaren Wechselverkehr mit Potenzen der Natur, welche nicht für sich allein, sondern immer erst durch ihre Wirkungen in unsre Sinnen fallen. Es sind dieß die Elemente einer oberen, der leiblichen Schwere nicht unterworfenen Natur: die Principien oder Anfänge der unteren, sinnlichen. Die Anfänge: denn wie etwa die Handlungen und Bewegungen des Leibes vorher, ehe sie geschehen, erst in der unsichtbaren Region der Gedanken überdacht und begonnen werden, und aus dieser erst nachher in die sichtbare der Nerven und Muskeln herabsteigen, so beginnen alle Bewegungen und Veränderungen der äußeren Natur zuerst in der oberen, unsichtbaren Region der Principien und sind in dieser Region eher vorhanden, als sie in der unteren hervorkommen. Wenn nun der Nerv in krankhaftem Zustand, statt nur durch die herrschende Kraft der Seele, durch jene dem Wesen der Seele verwandten Principien berührt und angeregt wird, bemerkt er weniger, oder in seiner gewaltsamen Absonderung vom Fleisch gar nicht mehr die secundären Bewegungen der

unteren Region, sondern nur die anfänglichen und vorhergehenden der oberen: er hat z. B. ein Vorgefühl der künftigen Witterungswechsel.

So ist es auch die eigenthümliche Art der Seele, welche überall offenbar wird, wo die Decke des hemmenden Leibes in etwas gehoben, oder die Kraft des Geistes durch innre Gründe aufs Höchste gesteigert ist, daß sie alsdann nicht mehr mit dem leiblichen und gewöhnlichen Auge das Hervorbrechen und Abstrahlen des Lichtes in der gröberen Körperwelt siehet, sondern jene nach einem gemeinsamen, oberen Mittelpunkt emporsteigende Richtung alles Seins und Lebens, aus welcher das sichtbare Licht (nach §. 18) hervorgeht. Sie bemerket diesen immer und ohne Aufhören emporwärts gehenden Zug auch da, wo er dem leiblichen Auge sich entzieht, mit dem inneren, geistigen Auge; bemerket das von oben nach unten gehende Bewegen eines allgemeinen Lebens in seinem Wechselverkehr zu den leiblichen Dingen unmittelbar, mit dem inneren Ohre, ehe es dem äußeren, als eine körperliche Erschütterung zum hörbaren Ton geworden.

Im Traume, wenn die Seele, sei es auch nur im geringen, vorbildlichen Maße, vom Leibe etwas frei geworden, geschieht es uns öfters, daß wir uns auf einmal bemühen wollen, mit dem gewöhnlichen, leiblichen Auge zu sehen. Es scheint jedoch über diesem eine schwere Decke zu liegen, und tiefe Dämmrung der Blindheit umhüllt es. Oder es dünkt uns im Traume, wir wollten auf gewöhnliche Weise Schritt vor Schritt mit den Füßen des Leibes gehen, aber diese Füße versagen den Dienst, sie sind wie von Blei, wir bringen sie nicht zu der so oft im Leben geübten Bewegung. Da entschließt sich plötzlich die Seele, jene äußeren und fremden Wege, welche jetzt ungangbar geworden, zu verlassen, und die angemesseneren Wege ihrer eignen Natur zu gehen: sie betrachtet die Dinge mit dem selbstständigen, inneren Sinne, und augenblicklich wird die Welt wieder tageshell und Alles klar; statt zu gehen Schritt vor Schritt, erhebt sie sich vom Boden und schwebt ihrer leichten, geisterhaften Natur gemäß, gleich einem durch eignen Willen bewegten Gewölk von Ort zu Ort, oder noch öfter versetzt sie sich mit der Schnelle des Gedankens in eine ferne, fremde Gegend, zu fernen Menschen, und sie ist mit unaufhaltsamem Bewegen alsbald da, wohin sie will.

So fühlet sich in allen ähnlichen Fällen, am meisten in jenen krankhaften, bei welchen das Freiwerden der Seele vom Leibe immer vollkommner statt findet als im Traume, unser innerer Mensch beengt und schmerzhaft gebunden, sobald er den gewöhnlichen Weg seines Wirkens und Bewegens in der Sichtbarkeit gehen will. Ihm geschieht dann wie Einem, dessen Augen plötzlich geblendet oder verbunden worden sind, und der überall in seiner sonstigen bekanntesten Umgebung anstößt, weil er sie nicht mehr sieht. Denn die Anziehung der umgebenden schweren Massen auf den Leib, ihr Vor- und Hinter- und Nebeneinanderstehen, wodurch sie eine die andre

gegenseitig sich verdecken und unsichtbar machen, wird von dem wach und frei gewordnen inneren Sinne nicht bemerkt, sondern dieser folgt nun einem andren, eigenthümlichen Zuge, der ihn auf einmal, unaufgehalten durch das für ihn durchsichtig gewordne oder vielmehr gar nicht vorhandne Gemäuer und durch alle dazwischen gelegnen, trennenden Räume nur das sehen und bemerken läßt, was *seine* Welt ist. Es fällt unter andrem den Hellsehenden schon peinigend schwer, wenn sie den Menschen nicht zunächst in seiner geistigen, selbstständigen Erhobenheit über die Schranken der äußeren Corporation und des Ranges betrachten und anreden sollen.

Die Wirksamkeit und Weise der Seele wird demnach, sobald sie in mehr oder minderem Grade unabhängig vom Leibe sich zu äußern vermag, eine so ganz eigenthümliche und von der gewöhnlichen verschiedne, daß wir daraus schließen können, was die Seele für sich allein, in ihrer Besonderheit vom Leibe sein möge.

In einigen Fällen, so dürfte man sogar hinzufügen, lassen uns solche Zustände die Seele in ihrer Besonderheit und Verschiedenheit selbst vom Geiste erkennen, und es ist unter andrem auffallend, wie die Sprache der Seele so ganz nur in Bildern und Anregungen von Gefühlen, statt der Worte besteht, während die Sprache des Geistes die eigentliche, gedankenvolle Menschen- und Wortsprache ist. Wenn dann beim Einschlafen oder im Irresein des Fiebers der Geist in seine inneren Tiefen zurücktritt, und nun bloß noch die Strahlen der Seelenthätigkeit in das leibliche Leben herabfallen, nur noch die Seele spricht, da verwandeln sich sogleich die Worte, in denen wir beim Wachen und im gesunden Zustand denken, in eine Reihe von Bildern. Wenn dagegen der Geist beim Erwachen die ihm gebührende Herrschaft zurücknimmt, dann gibt er der Sprache wiederum das Gepräge seiner Natur, welche ursprünglich in Zeichen, Zahlen und Tönen nicht bloß das Erscheinen der Dinge für das äußere Auge, sondern ihre innere Bedeutung für eine höhere Ordnung des Seins und Lebens erkennt und darstellt. Doch wir erinnern uns hier nur vorläufig an diese Gränzen der Seele nach einer andren, höheren Richtung hin, als die nach dem Leibe ist, denn diese Untersuchungen werden an ihrem Orte (vorläufig schon im nächsten Paragraphen) auch jenen ferneren Gränzen sich zu nähern suchen. Einstweilen begreifen wir noch das ganze inner und ober dem Kreis des Sinnlichen und Leiblichen gelegne Gebiet des Lebens unter dem beide, Seele wie Geist, zusammenfassenden Namen der Seele.

Es wird, so sahen wir bereits, die Seelenthätigkeit auf einem zweifachen Wege zu jenem vorherrschenden Verhältniß gegen ihre Leiblichkeit gebracht, in welchem der Mensch gleichsam ganz Seele, der Leib wie nicht mehr vorhanden ist. Einmal dadurch, daß die Bewegung des Lebens in der leiblichen Region sehr gehemmt und geschwächt, ja wie vernichtet wird, dann aber auch dadurch, daß die geistige Thätigkeit bis zu einer Höhe auf-

geregt und gesteigert ist, auf welcher sie nicht mehr vom Gefäß des Leibes gehalten und erfaßt werden kann, sondern frei aus diesem hervortritt oder dasselbe zersprengt. Wie denn auch der oben erwähnte vorwaltende Charakter des Nervenlebens einem kranken Glied auf zweifache Weise gegeben werden konnte: einmal dadurch, daß eine äußere Verletzung die den Nerven umhüllende Masse zerstörte oder hinwegnahm, dann aber auch, und noch öfter, dadurch, daß die Thätigkeit des Nerven zu krankhaftem Uebermaß gesteigert und aufgeregt wurde.

Wir werden, dem gewöhnlichen Verlauf der Natur nach, erst im Tode des Leibes in vollkommnem Maße erfahren, wohin das Seelenleben auf dem ersteren Wege, auf jenem des Hinwegnehmens der äußren Hemmung, geführt werde; Nüchternheit und äußre Stille so wie eine durch lange Gewohnheit begründete Unterwürfigkeit des Leiblichen unter das Geistige lassen uns schon im gesunden Zustand des Lebens erkennen, was die Seele für sich sein und vermögen werde. Die Höhen, zu denen der andre Weg emporführt, werden uns zuweilen im gesunden Gange der inneren Entwicklung, wenn auch nur auf einige schnell vorübergehende Augenblicke, durch das Aufflammen einer Begeisterung von rechter und göttlicher Art beleuchtet, durch welche der innere Mensch wieder in seine alten Rechte tritt und zum Besitz seiner ursprünglichen Kräfte gelangt. Wir wählen jedoch in unsern Betrachtungen wiederum den Weg, den wir öfters im vorhergehenden somatischen Theil der Untersuchungen genommen, und wie wir dort zuerst den Bau und das innere Gefüge der Organe, so wie dasselbe das zergliedernde Messer im Tode darlegt, betrachteten und hernach von den eigenthümlichen Lebenserscheinungen an diesen Organen sprachen, so beginnen wir auch hier mit etwas Niederem, deutlicher in die Sinne Fallenden, mit Erscheinungen, welche die zertrennende und den gesunden, inneren Zusammenhang auflösende Krankheit aufdecket und hervor ans Licht zieht. Ohnehin bilden diese Erscheinungen den schicklichsten Uebergang von der bloß äußeren, sinnlichen Betrachtung der menschlichen Natur zu einer andren, tiefer ins Innere gehenden.

Als im letztvergangenen Jahrhundert ein frecher Sinn der Empörung gegen jedes fest, in einer höheren Ordnung Begründete, der Seele Alles genommen hatte, was ihr theuer und werth, ja was das eigentlich Ihrige ist, den Glauben an einen Gott und an seine des Menschen sich erbarmende Vorsorge, den Glauben an eine Kraft des Gebetes, ja an das selbstständige Dasein und Fortbestehen des Geistes im Menschen, da trieb der Schmerz des großen Verlustes die kranke Seele in ihr Inneres zurück. Es wurde ihr hier — denn ungewöhnliche Krankheiten fordern ungewöhnliche Heilmittel — gegen den gewöhnlichen gesunden Gang ihrer Natur, das im Schlafe wieder gegeben, was man ihr im Wachen genommen, und wenn auch das theure Geschenk häufig, ja bei den Meisten, so vergänglich und

ohne tiefer gehende Nachwirkung geblieben, wie ein liebliches Traumbild, so hatte es doch zugleich in jener armen Zeit auch die tröstende, aufrichtende Kraft eines schönen, reichen Traumes. Wenn jene Stimmen schweigen, denen es zukäme zu sprechen, da werden die Steine schreien; wenn die Wachenden sich zur Lüge verkehren, da muß wenigstens der ungeschminkte Traum die Wahrheit reden, ja die Todten müssen gegen die Lebenden zeugen.

Welche Wirkung die Entdeckung des sogenannten animalischen Magnetismus und aller mit ihm verbundnen Erscheinungen in ihrer Zeit gehabt, das werden Die leicht begreifen, welche den verarmten, trostlosen Zustand des Menschenalters und der Völker kennen, für welche jene Entdeckung gemacht war. Der Materialismus wollte gern das ganze Gebiet dieser Erscheinungen wie einen Traum der Nacht verlachen und hinwegweisen, aber in dem Traum und in der Nacht war eine furchtbar wirkende Kraft, welche sich nicht hinwegweisen, nicht verläugnen ließ. Die kranke Zeit, welche selbst den eigentlichen Namen des Lebens vertilgen wollte und sich hierbei auf das Zeugniß des stummen Schlafes und des Todes berief, mußte auf einmal den gefürchteten und gehaßten Namen zu ihrem Schrecken aus dem Munde eines Todtenschlafes selber hören.

Wir betrachten zuerst, ohne noch eigentlich zu erklären, die Erscheinungen des magnetischen Schlafwachens und ihre Aehnlichkeit mit andren, bereits beschriebenen Zuständen.

Man hatte jene Erscheinungen, wie der gewählte Name zeigt, mit dem des Magnetismus in der unorganischen Welt verglichen, nicht bloß deßhalb, weil man sich zum Hervorbringen derselben zum Theil des gewöhnlichen Magnets bedienen wollte, sondern weil sich diese Erscheinungen, wie sich bald ergab, auf eine ähnliche Anziehung und Wechselwirkung zweier lebendigen Wesen auf einander gründen, als die Wechselwirkung zwischen Magnet und Eisen ist.

Denn es wird bei dem gewöhnlichen Verfahren der Leib eines kranken oder von außen leichter aufregbaren Menschen mit dem Leibe eines gesunden und lebenskräftigeren in eine ähnliche Verbindung gesetzt, als die zwischen Haupt und Gliedern, zwischen den Nerven und andren Organen ist. Es bewegt der Gesunde etwa die Spitzen seiner Finger in der Richtung des Laufes der Nerven, am wirksamsten vom Haupte abwärts, gegen den kranken Leib, und jene von innen nach außen, von oben nach unten ausströmende Kraft des (zunächst nur thierisch menschlichen) Lebens, welche wir im vorhergehenden Theil dieser Untersuchungen auf mehrfache Weise betrachtet, wirkt aus dem gesunden Körper so mächtig auf den kranken ein, daß sie bald durch Kleidung, ja durch Bettdecken hindurch sich merkbar machet. Sie reißt in den Strom ihres Bewegens die gehemmte und vorhin unregsamere Kraft der Nerven des kranken Leibes mit hinein. Wenn hierbei, wie ein hindurchziehender Wind, der Strom des Lebens durch den kranken

Körper wieder abfließt, der Strom, welcher wie ein Bach der Gebirge von obenher vom Quell immer neu gefüllt wird, sobald nur die vorhergehenden Wellen abfließen und hinweglaufen ins Meer, da erfüllt den ganzen Leib ein ähnliches, tiefes Wohlbehagen, als jenes ist, das die athmende Brust fühlt, wenn auf Einmal durch die erstickende, zu lange unerneuert gebliebene Luft eines Zimmers ein frischer Zugwind wehet. Die alte Luft von innen fährt hinaus, die belebende von außen dringt hinein: so sind es auch die Kräfte eines höheren, allgemeinen Lebens, welche, durch die Wesen strömend, diese immer neu beleben und bekräftigen, sobald die Lebendigen durch selbstthätige Aeußerung des inneren Lebens sich in die Richtung, in den Zug jenes belebenden Stromes begeben.

In der Regel zeigt sich bald nach dem vorhin erwähnten Verfahren an dem Kranken eine Neigung, wie zum gewöhnlichen Schlafe. Die Augenlieder schließen sich zuletzt, und es versinkt der Leib in seinen alltäglichen, scheinbar bewußtlosen und etwa nur dunkel träumenden Zustand der Ruhe.

Es hat dieser künstlich herbeigeführte Schlaf auf die Leidenden eine ähnliche (vielleicht nur noch erhöhtere), stärkende und erquickende Wirkung, als der tägliche Schlaf auf die Gesunden. Beide Arten des Schlafes werden auch auf die gleiche Weise herbeigeführt. Denn der gewöhnliche, gesunde, ist eine natürliche Folge der selbstthätigen Bewegung der von innen nach außen wirkenden Nervenkraft, oder der sogenannten Anstrengung derselben. Das Hineinströmen der allgemeinen, mitbildenden Kräfte (nach §. 20) bei einem solchen frischen, kräftigen Abzug der besonderen wird zuletzt so übermächtig, daß es die selbstständig regierende Kraft in diesem besonderen Lebenskreise besiegt, und Seele wie Leib der Anziehung des gewaltigeren Elementes sich hingeben, in seinen neubelebenden Strom sich versenken. Eben so wird auch der magnetische Schlaf dadurch herbeigeführt, daß die von innen nach außen gehende Bewegung der Lebenskraft erneut und in rascheren Gang gebracht wird. Beide Arten des Schlafes gleichen dann zuletzt auch in der Weise ihres Entstehens dem Tode. Denn auch dieser wird, wie wir oben sahen, durch das immer vermehrte Anwachsen und Uebergewicht der selbstthätigen Lebensthätigkeit über die empfangende, von außen nach innen gerichtete, bewirkt.

In der That, mehr als irgend ein andrer, ist der Zustand des magnetischen Schlafes ein Bild des Todes mit allen seinen Schrecknissen und mit seinen Hindeutungen auf einen siegreichen Ausgang des Lebens aus diesen Schrecknissen. Mitten in dem Zustande, der schon selber einem tiefen Schlafe gleichet, scheint es öfters, als kündige sich ein noch tieferer, gleichsam eine zweite, höhere Potenz des Schlafes an. Die Kranken reiben sich die Augen, gähnen und geben alle Zeichen der äußersten Schläfrigkeit von sich; zuweilen geht hierbei der Odem so schwer aus und ein, wie bei dem angehenden Röcheln des Todes. Aus einem solchen todtenähnlichen Zustand

des Schlafes entwickelt sich aber nun ein Erwachen, welches ebenfalls jenem, das der Seele aus dem Tode widerfahren wird, näher zu stehen scheint, als das gewöhnliche Wachen. Plötzlich bewegt das bleiche Gesicht, dessen Augen fest geschlossen sind, ein innres Leben, welches die Züge des Schmerzens oder der gleichgültigen Ruhe in die des Entzückens und des wachesten Bewußtseins umwandelt. In der That, es hat öfters ein solches Aussehen jenen Schein, welchen die Augenblicke der höchsten Begeisterung über das Menschenangesicht verbreiten, oder es gleichet der Verklärung, welche zuweilen in den letzten Stunden des Lebens über das Antlitz der Sterbenden heraufsteigt.

Der Leib ist jetzt mehr noch als im tiefsten Schlafe, ja zuweilen so sehr als in der Starrsucht und dem Scheintod, nach jener Richtung, in welcher sonst das Gehirn auf die Sinnorgane und Glieder, und diese rückwärts auf das Gehirn wirken, gelähmt und gebunden. Es zeigt schon die Stellung und das Aussehen, der wie bei einem Todten nach oben starrende Augapfel, einem Beobachter, welcher die Augenlieder des magnetisch Schlafenden gewaltsam von einander zieht, daß die Versicherung solcher Schlafenden gegründet sei, nach welcher sie, wie bereits oben erwähnt, nicht mit diesem gewöhnlichen Auge zu sehen vermögen. Die völlige Taubheit der Somnambulen gegen alle, auch noch so lauten Stimmen, außer jener des Magnetiseurs und andrer mit ihnen magnetisch verbundnen Wesen, beweist auch, daß der gewöhnliche Weg des Hörens bei ihnen nicht stattfinde, und so ist es mit der Thätigkeit aller andren Sinne.

Einige Kranke, deren Zustand übrigens offenbar jenem des magnetischen Hellsehens glich, sprachen nicht, und die Umstehenden erfuhren bei diesen eben so wenig, was in ihrem Inneren vorgegangen, als wir erfahren, was in der Seele eines Ohnmächtigen oder eines fest Schlafenden geschehe. Ueberhaupt muß den durch die gewöhnliche magnetische Behandlung schlafwachend gewordnen Kranken der Gebrauch ihres eignen Leibes öfters erst durch den Willen und Befehl einer fremden Seele gegeben werden. Dieser unter andrem vermag jenen selbst die Sprache zu ertheilen, wenn sie den Gebrauch derselben durch eigne Kraft nicht finden konnten. Wiewohl es in den meisten Fällen als eine Auszeichnung dieses Zustandes erscheinet, daß, bei sonst verschlossenen, andren Aus- und Eingängen der Kraft des Wollens und Empfindens, der ganze Apparat des Sprechens, der Gebrauch des Wortes, in der Macht der wie durch einen vorbildlichen Tod abgeschiedenen Seele bleibt. Es sprechen an solchen Hellsehenden selbst die Züge des Gesichtes mit einem so lebendigen Ausdruck, daß man die Mitwirkung der festverschlossenen Augen kaum vermisset; die Stimme ist lieblicher und wohlklingender als im Wachen und in ihrem Wechsel der Töne eines viel geistigeren Ausdruckes fähig; Zunge und Lippen sprechen so geläufig, der Ausdruck der Rede ist so edel, so bezeichnend, und öfters so tief bedeutend,

daß nach diesem allen die Seele ganz zum Worte, zur Sprache geworden scheint.

Oder vielmehr, es ist hier vorbildlich das eingetreten, was das jenseitige Leben und den neuen Leib von dem jetzigen unterscheiden wird, und was wir schon hier in der leiblichen Natur des Menschen eben so klar angedeutet und vorbereitet sehen, als die Gestalt des künftigen Schmetterlings im Leibe der Raupe oder Puppe. Denn, wie wir oben sahen, mitten im äußeren, größeren Leib des Menschen ist es der kleinere Leib der Stimmorgane, welcher im vollsten Maße alle jene Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer der bewegenden Nerven und Muskeln in sich vereint, die wir in den angränzenden Formen des Thierreichs vereinzelt und vertheilt sehen. Diese Kräfte, welche die Natur im Säugthiere entwickelt und dem Auge dargelegt hat, sind da, wo nun der Gipfel der Gestaltungen im Menschen erreicht ist, keineswegs verloren gegangen, sondern sie sind nur ins Innere zurückgetreten, haben sich hier einen andren, mit allen Vollkommenheiten der willkürlichen Bewegung ausgestatteten Leib gebildet. Das Wort, die Rede als der verkörperte Gedanke ist dann das einzige, was den Menschen (den selbst sein deutscher Name als den Denkenden bezeichnet) vor dem Thier unterscheidet; es ist schon in den Zuständen des magnetischen Scheintodes das Einzige, was der wollenden und bewegenden Seele als gehorchender Leib zurückbleibt. Darauf hindeutend, daß nur das recht und seinem Ursprung gemäß gebrauchte Wort es sei, was den Menschen des Geistes, was den inneren Menschen vollenden und für ein höheres Sein gestalten könne; ja daß dieses ihm gegebne und von ihm angenommene Wort der neue Leib selber sein werde, welcher allein für ein Leben der Ewigkeit gemacht ist.

Wenn denn in den Zuständen des magnetischen Scheintodes die Seelenthätigkeit sich ganz aus dem Kreise des äußeren Leibes und Lebens zurückgezogen hat, in den inneren der Stimme und Rede und in einen innersten, aus welchem die gewöhnliche Menschensprache hervorgegangen ist, und in welchen dieselbe auch wieder zurückführt, dann sieht und erkennt die Seele, wie bereits erwähnt, nicht mehr zunächst nur die äußere, sinnliche Welt, aus deren Gestaltungen und Bewegungen der Mensch in seinem gewöhnlichen Zustand nur unsichere Schlüsse auf die inneren, wirkenden Ursachen machet, sondern sie sieht unmittelbar diese Region der inneren Anfänge, und erkennt in ihr alles das deutlich vorgebildet, was hernach in der äußeren Natur abbildlich zum Vorschein kömmt. Wie sich dem äußeren, gewöhnlichen Auge das darstellt, was die äußere, leibliche Hand thut und bildet, so sieht jetzt das innere Auge das dem äußeren unsichtbare Geschäft der bildenden, den Leib und alle seine Bewegungen schaffenden Seele; sieht das gesunde Gelingen oder das krankhafte Mißlingen jenes Geschäfts. Von dem Standpunkt aus, von welchem sie jetzt die Dinge betrachtet, bemerkt

sie denn in gewissem Maße das sonst noch nie mit dem leiblichen Auge gesehene, wundervolle Gefüge der Nerven, der Gefäße und andrer innerer Theile; bemerkt den Sitz und gewöhnlichen Ausgangspunkt der leiblichen Schmerzen und krankhaften Bewegungen, überblicket die ganze Reihe der vergangenen, und nicht selten mit großer Sicherheit auch der künftigen Veränderungen.

Was hierbei öfters am meisten überrascht hat, ist das Hineinblicken solcher innerlich wach gewordnen Menschen in den Leib, ja in die Region der Gedanken der andren Menschen, welche sich dem psychischen Lichte genähert haben, bei welchem der Schlafwache siehet. Denn es verhält sich hier in diesem Gebiet eben so, wie in dem des äußern Leibes. Wir sehen da mit dem leiblichen Auge nur solche Gegenstände, welche in der Richtung des Lichtstromes stehen, der unser Auge beleuchtet; so sieht das innerliche Auge der magnetisch Scheintodten nur solche Gegenstände, welche sich dem Lebensstrome nähern, der sich in ihnen entweder von selber oder durch die Einwirkung des Magnetiseurs wieder eröffnet hat, diese Gegenstände mögen nun nahe oder fern, dem äußern Auge erreichbar oder nicht erreichbar sein. Besonders wird deßhalb der ganze Kreis der Sorgen und Bedenken, des Erkennens und Fühlens des Magnetiseurs beleuchtet: zwei Wesen sind in diesen Zuständen, zwar nicht wie in andern Fällen ein Leib, aber eine Seele geworden.

Es wäre nutzlos, hier jene vielfach bekannten Thatsachen, welche aus dem magnetischen Hellsehen hervorgingen, ausführlicher aufzuführen. Bei solchen Zuständen zeigte sich unter andrem, daß der Seele kaum ein einziges Wort, kaum ein Gedanke aus der Erinnerung verloren gehe. Sie siehet alles das, was sie gethan, und was ihr, so lange sie im Leibe war, geschehen, in klarem Lichte um und neben sich, sobald sie innerlich erwachet. Auch zeigt sich da der innere Mensch in seiner eigentlichen freien, ungehemmten Kraft des Denkens, des Fühlens, des geistigen Auffassens und Darstellens.

Aber diese ganze reiche, innere Welt ist auf Einmal erloschen und bis auf die letzte Spur aus der Erinnrung vertilgt, wenn die magnetisch Scheintodten wieder aus ihrem todesähnlicheren Schlafe in den gewöhnlichen, alltäglichen, und dann aus diesem in das gewöhnliche Wachen zurückkehren. Denn dieses ist insgemein der Ausgang jenes Zustandes, daß das innerliche hellere Wachen in den Mittelzustand des Schlafes übergeht, der zwischen beiden Arten des Wachens, dem äußeren und inneren, die gemeinsame Gränze bildet. Alsdann, in einem Augenblick, der öfters vorher, im Zustand des Hellsehens genau vorhergesagt und bestimmt war, wacht der Mensch wieder zu seinem gewöhnlichen, alltäglichen Thun und Leben auf und weiß kein Wort mehr von allen den Tiefen des inneren Anschauens und Erkennens, welche er noch eben in seinen Gesprächen durchwandelt hat.

Es wird hieraus, wie wir dieß bereits im Vorhergehenden andeuteten, klar, daß noch eine andre Welt der innren Wirksamkeit für die Seele vorhanden sei, in welche sie sich zurückzuziehen vermag, wenn an dem schlafenden Leib keine Spur jener Wirksamkeit sich zeigt. Was dann in uns geschehen, das wissen wir beim Wiederaufwachen zum gewöhnlichen Leben nicht, öfters aber wird es in seinen in das wache Leben hinüberwirkenden Folgen errathen und geahndet.

Das Erinnern an das, was wir während des gewöhnlichen Wachens gethan und erfahren, entsteht, wie wir später sehen werden, in seinem geistigeren Kreise auf eine ähnliche Weise, als im leiblichen das Riechen. Der Geruch bemerkt (nach §. 18) jenen den andren Sinnen verborgnen Einfluß, welchen der lebende Nerv bei jeder durch ihn gewirkten Bewegung, bei jeder Annäherung und Berührung auf die umgebende Körperwelt hat; er bemerkt öfters nicht bloß die äußeren, durch den Muskel gehenden, sondern auch die bloß innerlichen Regungen des Nervensystemes bei dem Erwachen thierischer Leidenschaften und Begierden. Auf diese Weise erkennen der nachspürende Hund, wie auch der scharfriechende Indianer, noch viele Tage nachher die unsichtbare (elektrische) Einwirkung eines vorübergehenden Menschen auf den Boden oder auf andere Gegenstände, welche sein Fuß, seine Hand berührten.

In einer noch viel näheren, innigeren Beziehung, als das feinspürende Thier mit dem Leib seines Herrn, stehet die Kraft der gewöhnlichen, wachen Erinnerung mit allen Bewegungen und Rührungen der empfindenden und wirkenden Seele, welche durch die Wahrnehmungen der Sinnen aufgeregt und durch die Thätigkeit der Glieder äußerlich offenbar geworden. Diese nachspürende Kraft der Erinnerung ist noch viel weniger, als die des Geruches, an eine Zeit gebunden, und wenn jene durch die Macht des Willens oder durch irgend eine äußerliche Veranlassung wieder auf irgend einen inneren Weg der Reihenfolge der Eindrücke und Handlungen zurückgeführt wird, welchen die Seele vor länger als fünfzig Jahren durchwandelte, so findet sie öfters die Spuren dieses Vorüberwandelns noch so leicht und frisch, als wäre der Weg erst gestern gemacht; sie bemerkt und erkennt die Gegenstände am Wege wieder in derselben Zusammengesellung und Abwechslung, in welcher sich dieselben damals befanden. Wie bei einigen Menschen der Geruch durch das Spiel der sogenannten Sympathieen und Antipathieen mehr für diese oder jene Gegenstände empfindlich ist, so wird auch die Kraft der Erinnerung bei einigen Seelen mehr für die Eindrücke, welche durchs Ohr kommen, bei andren mehr für die Bilder des Auges und ihre Aufeinanderfolge geeignet und befähigt gefunden.

Im gewöhnlichen, wachen Zustand nimmt dann das dem Vorübergegangenen nachspürende Gedächtniß denselben Weg, an welchen die fühlende und wirkende Seele durch ihre Verbindung mit dem Leibe gebunden ist;

den Gang, in welchem der Zeit nach Handlung auf Handlung, Empfindung auf Empfindung sich folgten, mit einigen leichter vorübereilenden Blicken auf das, was zugleich geschehen, und was unmittelbar darneben empfunden worden. Es läßt sich dieser Gang mit jenem eines Thieres vergleichen, welches auf Füßen gehet, und welches auf seinem Wege langsam jetzt an diesem, dann an jenem Gegenstande vorüberkommt. Ein solches Thier wird die Gegenstände, welche sich zunächst an seinem Steige finden, bemerken; während ihm andre, oft ziemlich nahe gelegene, ein vorstehender Fels oder ein dichtes Gesträuch verdecken. Die Gränzen des Einwirkens auf die Außenwelt sind dann, so lange die Seele an den gewöhnlichen Verlauf des Bewegens und Fühlens, vom Gehirn aus durch die Nerven nach den Gliedern, von diesen rückwärts nach dem Hirn gebunden ist, eben so beschränkt, als die des Erkennens und der Erinnerung.

Die Seele, sobald sie mehr oder minder vom Leibe frei geworden, ihrer eigenthümlicheren Weise folgt, hat, so sahen wir bereits oben, einen andren Weg des Wahrnehmens und Erkennens, als den durch die Sinnorgane, einen andren des Wirkens nach außen, als den durch die Nerven und Muskeln. Wie uns im Traume die gewöhnliche Art des Gehens, bei welcher ein Fuß nach dem andren fortgesetzt wird, äußerst schwer, ja unmöglich fällt, leicht dagegen die des unmittelbaren, schnellen Versetzens unsres Wesens an einen fernen Ort, oder das freie Schweben über dem Boden (S. 22); so gleicht auch das eigentliche geistige Bewegen der Seele in den Zuständen des Hellsehens mehr einem Fluge, als einem langsamen Gange; das Wahrnehmen und Erkennen der Außenwelt geschieht wie von oben, aus einer höheren Region her, und die betrachtende Seele überblickt, gleich dem schwebenden Vogel, zugleich und mit einem Male die ganze Aufeinanderfolge der Empfindungen und Handlungen, welche sie im gewöhnlichen, wachen Zustande langsam und allmählich erfährt. Daher wurde in einem von Moritz erzählten Falle, in einem Hellgesicht, welches kurze Zeit vor dem Tode eingetreten, das ganze vergangne Leben mit allen seinen reichen Erfahrungen und Führungen, mit seinen tausendfältigen Handlungen, in geisterhafter Nebeneinanderstellung und Blitzesschnelle überblickt, und in andren Fällen schien die Geschichte einer ganzen Vergangenheit wie durch eine einzige bedeutungsvolle, nur der Seele verständliche Zahl oder durch ein einziges Bild ausgedrückt. Wenn dann die Seele im Hellsehen diesen eigenthümlichen Flug genommen, so vermag seinen Spuren der gewöhnliche Gang der Erinnerung eben so wenig zu folgen, als ein vierfüßiges Thier dem Fluge des Vogels. Denn die Aufeinanderfolge und Verkettung des Gesehenen wie des Geschehenen ist hier eine ganz andre, als dort.

Die Seele kann bei dem gewöhnlichen Geschäft der Erinnerung nur das in die leibliche Natur abspiegeln, was sie selber durch den Leib und seine Sinnen erhalten, nicht das, was ihr auf unmittelbarere Weise geworden.

In gewisser Hinsicht darf allerdings der Somnambulismus in seiner jetzigen Allgemeinheit und besondren Form als eine moderne Erscheinung betrachtet werden, welche im Gebiet des Psychischen der neueren Zeit eben so eigenthümlich angehört, als im Gebiet des Leiblichen manche Krankheiten, welche, vorher nur in unvollkommener Form und in sehr einzelnen Fällen beobachtet, auf einmal, zu ihrer bestimmten Zeit, als allgemeine Seuchen auftraten. In beiden Gebieten haben dergleichen besondere Ereignisse eine gewisse Zeit ihres allgemeinen Ausbruches und des Abnehmens, und es mag wohl auch die Wirksamkeit des animalischen Magnetismus für diesesmal ihren Gipfel bereits überstiegen haben.

Wenn aber auch jene für die letztvergangenen Menschenalter bedeutungsvolle Erscheinung nicht ganz als dieselbe den früheren Zeitaltern und den gesammten Völkern der Erde angehören sollte, so gibt es dagegen andre, welche dem Wesen nach unter sich selber und mit ihr nahe verwandt, in der Form jedoch ebenfalls unter einander verschieden sind, und welche in großer Allgemeinheit bei allen Völkern und Zeiten gefunden werden.

Der Leib wird, wie wir oben sahen, im Ganzen auf zweifache Weise für die Seele leicht und durchsichtig gemacht, und hierdurch die Seele bis zu einem gewissen, noch im Sinnenleben möglichen Grade von ihrer Hülle entblößt. Bei der einen negativen Weise wird die Entkleidung von außen, durch leiblichen Mangel und Entziehung aller Sinnesaufregungen herbeigeführt, bei der andren, positiven von innen, durch ein Uebermächtigwerden der selbstthätigen Kraft der Seele über die Kräfte des Leibes. In gewissen Fällen wirken beiderlei Ursachen der Entkleidung der Seele zugleich und gemeinsam, und die Erscheinungen der psychischen Entbundenheit werden dann desto augenfälliger.

Zu der letzteren Art mögen unter andrem viele von jenen Gesichten gehören, welche sich nicht selten an Sterbenden oder gefährlich Kranken ereignen. Nicht selten war an solchen ein Ferngesicht, wie an magnetisch Hellsehenden entwickelt, und eine sterbende Mutter, welche noch in ihren letzten Stunden sehr bekümmert um den weitentfernten Sohn war, hatte auf einmal, durch einen innren Blick die Ueberzeugung von dem Wohlbefinden ihres Sohnes erhalten, so fest und gewiß, als hätte sie, bei ihm stehend, ihn mit ihren eignen Augen gesehen (man vergl. auch weiter unten den §. 45). Jener gelehrte Engländer, welcher über Phantasmen viel geschrieben und gedacht hatte, sah sich, wie er dieß in Nicholsons Journal (Bd. XV, S. 295) erzählt, selber plötzlich von einer visionären Welt umringt, als er einst, in großer Gefahr zu ertrinken, alle Kräfte anstrengte den Wellen durch Schwimmen zu entgehen. Denn siehe, mitten im Wasser erblickte er seine Wohnung und andre Gegenstände seiner gewohnten Umgebung vor sich, so lebhaft, als schaute er sie genaht mit leiblichen Augen. Auch Stuart sah in ähnlicher Gefahr des Ertrinkens

seine Familie vor sich, in so täuschendem Anschein, als wäre sie wirklich bei ihm zugegen.

Auf ähnliche Weise sind auch Schmerz und Noth von außen, zusammen mit der innren heftigen Bewegung des Gemüths nicht selten die Erzeuger der Cassandrischen Weissagungen gewesen, und äußere Enthaltsamkeit hat im Bunde mit einer innren Aufregung von religiöser Art die Begeisterung der Pythia gewirkt. Zur Verstärkung des inneren, aufregenden Momentes haben, scheint es, die zu solchem Geschäft Bestimmten, allerdings auch Einflüsse leiblicher Art, wie etwa, nach einer Aussage des Alterthumes, Dämpfe, der Erde entsteigend, benutzt, doch sind jene leiblichen Einflüsse nie von der Natur der gröber berauschenden Mittel oder der narkotischen Gifte gewesen, wie die es sind, durch welche die Schamanen des nördlichen Asiens den nach ihnen benannten Zustand der psychischen Auflösung erzwingen, welcher vielmehr dem getrübten Hellsehen des Wahnsinnes als dem Somnambulismus verwandt ist.

Ein siecher Leib, ein bleiches, aufgedunsenes Gesicht, Augen, welche wie von innrer Gluth und äußerlichem Weh zugleich entzündet sind, pflegen den zur schamanischen Entrückung Geneigten dem Blick eines erfahrnen Beobachters leicht zu verrathen. Die Mittel, deren sich der Schamane bedient, um seine verarmte Seele aus der krankhaften Dumpfheit des Leibes herauszureißen und sie in die Entzückung des Wahnsinnes zu versetzen, sind nicht bloß die ungeheuren Anstrengungen des Körpers, dessen Glieder zu den widernatürlichsten Bewegungen gemißbraucht werden, sondern zugleich solche Aufregungen, welche der gesunde Mensch als Gifte verabscheut. Denn während in dem Verlauf des immer wilder tobenden Tanzes der Kopf so schnell hin und her bewegt wird, daß er einer an einem Bande geschwungenen Kugel gleicht, während das wilde Zucken der Glieder, die im Kreise wirbelnde Bewegung des Leibes in einem des Anblickes ungewohnten Zuschauer Schwindel erregen, wird noch immer in den Zwischenaugenblicken des Ausruhens von dem Tolltänzer ein betäubendes, aus Fliegenschwamm bereitetes Getränk, oder doch starker Branntwein verschluckt, wobei derselbe zugleich Dampf von starkem Tabak in sich haucht. So tritt auch die schamanische Entrückung nicht mit jenen stilleren, lieblicheren Erscheinungen ein, welche dem inneren Wachwerden des Somnambulismus vorauszugehen pflegen, sondern ihre Ankunft wird durch jene furchtbaren Symptome angekündigt, welche die Epilepsie oder die Anfälle des Schlagflusses begleiten. Der Tolltänzer fällt bewußtlos zu Boden; hierauf folgen heftige Zuckungen; ein furchtbares Stöhnen, aus der wie zum Tode gebrochenen Brust, dazwischen Töne, welche thierischen Stimmen oder dem fernen Geheul des Sturmwindes gleichen, zuletzt ein Zustand, welcher eher dem Starrkrampf als der Ohnmacht ähnelt. Nicht selten bricht in diesem oder auch schon in einem vorhergehenden Stadium des Tolltanzes ein blutiger Schweiß aus

der Haut, besonders des Angesichts, hervor. Aus solchem Zustand erwacht der Schamane zuweilen von selber, öfter aber wird er von Andren durch das Klirren metallener Geräthe oder das Gegeneinanderwetzen von Messern erweckt zu seinen Zaubersprüchen. Wie ganz anders erscheint aber dieses Erwachen denn jenes, welches wir vorhin beim Somnambulismus beschrieben. Das Gesicht glüht, die Augen, als hätte sie ein ungeheures Entsetzen ergriffen, starren wild vor sich hin, die Glieder hat ein unstillbares Zittern, wie in der Nähe eines ernsten Todtenrichters, befallen. Endlich verrathen die erneuten, wilden Bewegungen der Zaubertrommel, daß es Zeit sei dem Sprecher des Verborgenen zu nahen. Die Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen bezeugen es indeß, wie dieß noch aus dem Bericht eines neueren Reisenden hervorgehet, daß nun wirklich in dem Schamanen ein Ferngesicht erwacht sei, dessen nur die Seele in ihrer (theilweisen) Entbindung vom Leibe fähig ist. Als von Matjuschkin, welcher den Oberst Wrangel auf seiner Nordpolexpedition begleitete, im Jahr 1820 im Alar Süüt, eine Tagreise von Werchojansk, ein unvermutheter und anfangs unwillkommner Zeuge eines solchen schamanischen Tolltanzes war, fand er bei seinem Eintritt in die Jurta den Schamanen bereits mitten in seinem Geschäft der gewaltsamen Selbstbegeisterung (momentanen Selbstentseelung) begriffen. Dieser Mensch hatte den Fremden nie, noch dieser ihn gesehen; dennoch gab er auf die von Matjuschkin an ihn gerichteten Fragen solche Antworten, welche der spätere Erfolg wirklich als die eines Fernsehers rechtfertigte. Denn gleich den magnetisch Hellsehenden gab er eine nachmals richtig befundene Auskunft über die Begegnisse und das jetzige Befinden eines weit entfernten, eben erst aus Wassersnoth erretteten Freundes sowie über das Befinden andrer, dem Frager theurer, in der fernen Heimath verweilenden Personen. — Auf dieselbe Weise, wie der Zustand einer solchen Entrückung eingetreten, pflegt er sich auch wieder zu enden. Der Schamane stürzt abermals zum Boden, geräth in heftige Zuckungen und Krämpfe und kehrt dann, nur mühsam sich ermunternd, zu der Dumpfheit seines gewöhnlichen Wachens zurück. Auch hierbei wird bemerkt, daß der Wiedererwachte gar nichts mehr von dem allen weiß, was er während seiner psychischen Entrücktheit gesprochen und gethan hat. Der erwachte Schamane, in dessen Nähe doch nun Matjuschkin schon seit mehreren Stunden verweilte, und vor welchem er eben noch als Frager gestanden war, staunte jetzt den Fremden als eine ganz neue, unerwartete Erscheinung an und schien die neuen Fragen, welche jener Beobachter zur weiteren Erläuterung der vorhin erhaltenen Antworten an ihn that, so wenig zu verstehen, als jeder andre der in der Jurta anwesenden Tungusen.

Obgleich dergleichen psychische Erscheinungen nur noch als schwache Nachwirkungen eines vormals (namentlich in pythischer Form) kräftigeren und leichter in die Menschennatur eingreifenden, geistigen Miasma's

betrachtet werden können, welches in seiner jetzigen Halberloschenheit meist gewaltsamer Beihülfen bedarf, um zur Wirksamkeit zu gelangen, und obgleich öfters ein leicht zu durchschauender, grober Betrug sich in die schamanischen Verdrehungen und Verzuckungen der Glieder einkleidet, so wird doch in den meisten Fällen eine ähnliche Unverstelltheit und, wenn man hier den Ausdruck brauchen darf, innre Wahrheit der krankhaften Erscheinung bemerkt, als die ist, welche der Wahnsinn oder die Mondsucht haben. Auch die Gaukelpriester der Südseeinseln haben, als sie sich nachmals zum Christenthum bekehrten, es bekannt, daß zwar zuweilen jener Zustand der Entrückung, in welchem sie das Ferne und Künftige zu sehen und zu weissagen pflegten, ein verstellter war, daß sie aber viel öfter wirklich alsdann außer sich und ihrer selber unbewußt gewesen seien. Dasselbe ist unfehlbar auch bei den Orakelpriestern und Priesterinnen des Alterthums der Fall gewesen.

In einem Falle, den ebenfalls Matjuschkin beobachtete, zeigte der Schamanismus jene besondre ansteckende Gewalt, welche nicht selten an den heftigen Gemüthsbewegungen der sogenannten Inspirirten beobachtet worden. Das junge Mädchen, welches für jenes psychische Miasma so empfänglich war, fürchtete sich übrigens vor dieser ihrer innern Beweglichkeit so sehr, daß sie auf jede Weise den aufregenden Einfluß von sich abzuhalten suchte.

Zum Theil von scheinbar und auch wahrhaft reinerer Art sind die Zustände der psychischen Entzückung bei den sogenannten Inspirirten gewesen, welche in verschiedenen Formen, bis in die neueste Zeit, in ihren Umgebungen Staunen und nicht selten zugleich mannichfache Verwirrung erregt haben. Auch hiermit war gewöhnlich, und zwar in ausgezeichnetem Maße, ein prophetisches Hell- und Ferngesicht verbunden. Es ist indeß hier schwer das wahrhaft aus der Natur der Seele Gekommene von dem ihr Angekünstelten zu unterscheiden; noch schwerer aber die feine Gränze zu bemerken, wo sich dem noch eben geistig gesund und heil Erscheinenden eine Gefahr nahet, vor welcher es kaum noth ist zu warnen, da hiervon eher zu viel und in übertreibender Weise, als zu wenig in Wort und Schrift verhandelt und zur allgemeinen Kunde gekommen ist.

Eine Hauptgefahr gehet bei allen dergleichen Fällen immer aus jener Verirrung des Erkenntnißvermögens hervor, welche eine ungleich niedrere und bloß krankhafte Erscheinung für eine höhere und gesunde hält, das convulsivische Zucken eines krankhaft aufgeregten Gliedes, für ein Bewegtwerden desselben durch den selbstbewußten Willen. Denn wie die Glieder unsres Leibes zu ihren regelmäßigen Bewegungen der hülfreichen und herrschenden Einwirkung des Willens bedürfen, der sich mittelst des Nerven ihnen mittheilt, sonst aber, wenn dieser herrschende Einfluß fehlt, nur in convulsivische Zuckungen gerathen können, so bedarf die Menschenseele bei jener ächten und göttlichen Begeisterung, welche einst die der Propheten war,

unausgesetzt des leitenden und herrschenden Einflusses von oben. Auch den höchsten Erscheinungen der pythisch-pneumatischen Begeisterung geht entweder, wie in Bileams Wesen, der Sinn und das Eigenwirken der fleischlichen Natur des Menschen zur Seite, oder dieses ist sogar in vorherrschender Weise der Grund jener Wunder, welche, gleich denen der ägyptischen Zauberer, die Wunder einer theopneustischen Macht (m. vergl. §. 50) nur nachäffen, nicht wahrhaft wirken können. — China's Jongleurs, so sehr sie sich dessen rühmen, können nicht das Wetter machen noch verändern; und wenn bei den vorhin erwähnten Schamanentänzen die Umstehenden mitten unter dem Stöhnen des von Krämpfen befallenen Gauklers das Geheul eines fernen Sturmwindes zu vernehmen glauben, so beruht dieses auf einer akustischen Täuschung. Der Wind aber des Himmels, ein Bote Gottes, wehet wann und wo er will, und seinen Gang bezeichnet ein gesundes Athmen und die innre Bekräftigung des Lebens aller Creaturen.

Wir kehren wieder zurück zu jenen Erscheinungen, welche denen des gewöhnlichen magnetischen Hellsehens näher verwandt, darin aber von ihnen verschieden sind, daß jene Entbundenheit der Seele vom Leibe, darauf sie beruhen, ausschließend auf negative Weise, durch äußeren Mangel und Entziehung der gewöhnlichen Sinnenreize des wachen Lebens herbeigeführt wird.

Das Entbehren von fast allem Dem, was in südlicheren, reicheren Ländern der Erde die Seele beständig wach erhält und zur Selbstthätigkeit antreibt, lässet den Lappländer in seiner mitternächtlich stillen, öden Natur empfänglich werden für einen psychischen Zug, welcher dem Zuge zum Schlafe, ja zum völligen Entweichen der Seele im Tode gleichet. Denn obgleich der Zustand der mit Willen herbeigeführten Entrückung der Seele, welchen namentlich Olaus Wormius bei den lappländischen Jongleurs beobachtete und beschrieb, einige Aehnlichkeit hatte mit der vorhin beschriebenen Ekstase der Schamanen, so unterschied er sich dennoch dadurch wesentlich, daß ihm sein Ferngesicht in einer Art von tiefer Ohnmacht kam, welche dem Scheintod glich. Diese todtenähnliche Erstarrung dauerte gewöhnlich gegen vierundzwanzig Stunden, und die Freunde der Schamanen mußten, wie Schäffer versichert, sorgfältig jede Berührung des starren Leibes, jedes laute Getös, vor Allem das Aufrufen des Schlafenden bei seinem Namen zu verhüten suchen, weil ein gewaltsames Erwecken desselben öfters Zufälle zu erregen pflegte, welche plötzlich den Tod herbeiführten.

Auch die jetzigen Lappländer sind nach Höchströms Beschreibung noch von einer ähnlichen psychischen Disposition. Ein plötzlich und unvermuthet entstehender Schall, ja das laute Abspringen eines Funkens vom brennenden Holze, vermag ihnen Zuckungen und Ohnmachten zu erregen; die stark und heftig lautende Stimme eines Redners versetzt sie außer sich selber; unwillkürlich ahmen sie die auffallenden Bewegungen und Mienen eines vor ihnen stehenden Fremden nach.

Wenn sich auch, wie wir dieß später (im §. 55) betrachten wollen, ein und dasselbe innere, psychische Geschäft bei dem hierin allerdings ganz eigenthümlich gestimmten mongolischen Menschenstamme äußerlich anders gestaltet als bei den Völkern eines andren Stammes, so gehet dennoch das in neuerer Zeit wieder viel besprochene Doppelgesicht der Bewohner der schettländischen und Faröer-Inseln aus dem gleichen Grunde der äußerlichen Entblößung und Beraubung hervor, als der ekstatische Zustand der Lappländer. Jene Eilande, welche wenigstens früher als ein vorzüglicher Wohnsitz oder eine Bildungsstätte der Fernseher erschienen, werden den größten Theil des Jahres von der übrigen Erde durch ein stürmisches, mit Klippen durchzogenes Meer, und selbst von den Lichtern des Himmels durch ein nur selten zerreißendes Gewölk und kalte Nebel geschieden. Die einförmige Stille, selbst des Sommers, wird nur durch das Anschlagen der Brandung und das Geschrei der Seevögel unterbrochen; der ganze Winter gleichet dem Grauen der Nacht. Der Besuch und die Nähe eines Fremden wirket (so sagt man) auf einigen dieser Inseln als ein solcher außerordentlicher Reiz ein, daß sich alsbald mit ansteckender Gewalt eine Neigung zum Husten der Eingebornen bemächtigt. Ja ein solches Ereigniß werde öfters Mehreren, wenn das Schiff mit den Fremden noch fern im Meere ist, durch ein Vorausgesicht angekündigt, welches den Seher aufs Genaueste die Zahl und Gestalt der neuen Ankömmlinge erblicken lasse. Doch sei dieses nicht der einzige Gegenstand der Voraussicht, sondern diese gehe viel öfters das Schicksal der Befreundeten und Bekannten an. So sei nicht selten, wie dieß das Zeugniß vieler Menschen, ja ganzer Gemeinden bekräftigt haben soll, von einem solchen Seher ein ganz unvermuthetes Ereigniß, welches irgend eine fern abwesende oder auch in der Nähe verweilende Person betraf, mehrere Stunden, ja mehrere Tage vorher verkündigt worden, oder das Doppelgesicht habe Begebenheiten geschaut, welche sich eben jetzt in einer durch Meer und Klippen geschiednen, abgelegenen Gegend zutrugen. Der Wille vermöge nichts über diesen seltsamen Zug der Seele; denn ein solcher Seher, welcher, nach Martins Zeugniß, von seinem Seelsorger wegen jener zweideutigen und gefahrvollen Gabe gewarnt und zum Kampf dagegen ermahnt worden war, hatte selbst während des Gottesdienstes den Leichnam des damals noch lebenden Menschen an derselben Stätte vor sich gesehen, wo man diesen bald nachher beerdigte. Zuweilen erscheinen die künftigen Geschichten, welche das Vorausgesicht schauet, von so seltsamer und zugleich unbedeutender Art, daß auch der geschäftigste Witz eines Müßigen nicht auf die Vermuthung eines solchen Zufalles gekommen wäre.

Von den bisher betrachteten Erscheinungen der etwa verwandten Art unterscheidet sich das Doppelgesicht dadurch, daß es meist mitten im Wachen und plötzlich über den Seher kommt; daß es fast immer nur bei Männern, ungleich seltner bei Frauen gefunden wird; daß ihm nur sehr selten krank-

hafte leibliche Bewegungen oder innre Erschütterungen vorausgehen, und daß es eben so plötzlich und von außen unbemerkbar wieder vergeht. Es gleichet einem Traumgesicht, welches sich unversehens und ohne allen Zusammenhang mit ihnen mitten in die Begegnisse des wachen Lebens hineindrängt.

Noch mehr und näher dem nächtlichen Traume verwandt ist der Zustand des gemeinen Nachtwandelns oder der Mondsucht. Hierbei, wie beim Veitstanz, theilet die Seele selbst den Händen und Füßen etwas von ihrer eigenthümlichen Kraft und Weise mit. Der Leib wird in solchen Zuständen öfters zu fast unbegreiflichen Bewegungen und Fertigkeiten geschickt, vermag sich ziemlich lange in Stellungen zu erhalten, welche im wachen Zustande augenblicklich zum Fall führen würden, an Wänden empor zu klettern, findet mit verschlossenen Augen den gefahrvollen Weg über Dachgiebel und hohe Mauerngesimse, schmiegt sich durch enge Oeffnungen und Klüfte, welche dem wachen Menschen nie zugänglich schienen. In der That, es scheint hier selbst auf den Leib die Anziehung einer oberen, unsichtbaren Natur zu wirken, welche der Anziehung der unteren, grobkörperlichen Welt, der gewöhnlichen Schwere, so das Gleichgewicht hält, daß diese ihre sonstige Uebermacht über den Körper verliert. Auch den Dingen der Außenwelt theilt die Seele in solchen Fällen öfters eigenthümliche Kräfte mit, läßt die genossenen Speisen und Getränke anders auf ihren Leib wirken, nimmt der Winterkälte ihre lähmende Macht, verwandelt sich, wie im Traume, das nächtliche Dunkel in hellen Tag. Sehr bedeutungsvoll ist dabei die Kraft, welche das Rufen beim Namen auf viele Nachtwandler hat, wenn diese dadurch augenblicklich in das gewöhnliche Wechselverhältniß des wachen Leibes zu seiner Körperwelt zurückgezogen werden.

Auf eine deutlich in die Sinne fallende Weise zeigt sich im Zustand des Nachtwandelns jene vorwaltende Richtung der Seelenthätigkeit, welche, als eine expandirende, aus dem Kreise des gewöhnlichen leiblichen Bewegens hinaustritt, auch in der großen Neigung der Kranken, auf hohe Bäume, Dächer, Thürme zu klettern oder einen weiten Lauf zu machen. Das was hier als leiblich bewegende Kraft sich äußert, erscheint beim Ferngesicht des Somnambulismus wie des thierischen Instinctes als ein expansives Hinaustreten des Empfindungsvermögens aus seinem gewöhnlichen Kreise.

Bei dem Starrkrampfe mit innerem, geistigen Hellsein, wie in einem Falle, der in Hufelands Journal erzählt ist, verräth sich, wie im magnetischen Hellsehen, ein neues, die Erkenntniß der Außenwelt vermittelndes Organ in der Gegend der Herzgrube, ein Organ, welches die Stelle der Sinnen des Hauptes vertritt. Von dieser metastatischen Auswanderung der empfindenden Seele in eine ganz andre Region des Leibes ist schon oben die Rede gewesen und wird es noch später sein.

Wenn wir noch einmal die Thatsachen, mit denen der Inhalt des

vorstehenden Paragraphen sich beschäftigte, in Beziehung auf einige verwandte Erscheinungen aus der mitlebenden Welt der beseelten Wesen ins Auge fassen, dann wird uns das Verhältniß klar, in welchem auch hierbei das rein Menschliche mit dem Thierischen stehet. Jener Aufregung der Lebenskräfte im inneren Kreise des Organismus, darauf die silenische Begeisterung beruhet, ist auch das Thier fähig; das Hinaustreten der Seelenvermögen aus dem engeren Kreise in den weiteren des Mitfühlens und Mitbewegens mit einem allgemeinern Naturleben, welches sich im magnetischen Ferngesicht kund gibt, ist seinem Wesen nach ein und dasselbe mit den Aeußerungen des thierischen Instinctes. Ein magnetisches Ferngesicht ist es, das den wandernden Storch über Land und Meer zu seinem Bergungsort im Winter und wieder zurück zur Heimath führt, dasselbe, welches das mütterliche Thier zur Vorsorge für die noch ungeborne Brut antreibt. Aber beim Thier gleicht das Wirken des Instinctes dem inneren Bewegen der Säfte und des Lebensodems im schlafenden Leibe, beim Menschen vermag sich die leibliche Aufregung wie das instinctartige Ferngesicht mit den Kräften des selbstbewußten erkennenden Geistes zu überkleiden. Der magnetischen Begeisterung ist die pythische, die cassandrische aber dem Wahnsinn verwandt. Bei dem Entstehen der pythisch pneumatischen Begeisterung (S. 33) wirket nicht die Lebenskraft der Nerven etwa eines Magnetiseurs oder ein gleichmächtiger äußrer Zug auf die Nerven eines lebenden Menschen ein, sondern der Zug eines in harmonischer oder unharmonischer Weise mächtig angeregten Geistes auf einen andern Geist.

In ergänzender Weise wird sich an den Inhalt dieses Paragraphen jener des §. 38 anschließen.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden Paragraphen so wie der des nachfolgenden, wird zum Theil durch den späteren Verlauf dieser Untersuchungen noch weiter aufgehellt werden; auch vergl. m. die Bem. zum §. 27.

Die Seele kann, nach Philo (quod a Deo mitt. somn. 571. 572 ed. Mang. I, 627), die Behausung des Körpers verlassen, sie erlangt dann das nur durch den Geist Erfaßbare (*τὰ νοήσει μόνον καταληπτὰ ἔλαχε*), während sie durch den Leib nur das Sinnliche empfindet. — M. vergl. Porphyr. vit. Plotin. c. 23. Andere hiemit verwandte Stellen älterer Schriftsteller werden wir bei spätern Paragraphen finden.

Anton Friedr. Mesmer, der wissenschaftliche Begründer der sogenannten magnetischen Heilart (geb. 1734, gest. zu Mörsburg am Bodensee 1815), weckte besonders in Frankreich, wo er mehrere Jahre lebte und wirkte, bis die Stürme der Revolution seine dortige Thätigkeit unterbrachen, in vielen Seelen, welche allen Glauben an etwas Geistiges verloren hatten, diesen wieder auf. Ueber die oben angedeuteten Erscheinungen des Hellsehens vergl. m. unter den älteren Schriften: Kluge's Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus, Berlin 1811; Gmelin über den thierischen Magnetismus 1788, und desselben

Materialien für die Anthropologie; Wienholts Heilkraft des thier. Magnetism. 1802, und desselben Beitrag zu den Erfahrungen des thier. Magnetism. 1787; Heineckens Ideen und Betracht., den thier. Magn. betreffend, 1800; Wolfarts Darstellungen einer lebensmagnetischen Cur, 1812; die Zeitschriften, diesen Gegenstand betreffend, von Eschenmayer, Kieser und Nasse. Höchst bedeutungsvoll und wichtig sind zwei Schriften unserer Tage, auf deren Inhalt wir noch öfters zurückkommen werden: die Seherin von Prevorst von Justinus Kerner 1829, und die Wahrnehmungen einer Seherin von F. v. Meier, Hamburg 1827 u. f.

Zu mehreren der im Paragraphen beschriebenen Erscheinungen, welche durch eine (theilweise) Entbindung der Seele vom Leibe bewirkt werden, vergl. man Olaus Wormius, Mus. L. IV, c. 12 p. 385; Ol. Magn. Epitom. histor. septentr.; Joh. Schaeffer, descript. Lappon.; Meiners Religionsgeschichte; derselbe üb. symp. Reizb. a. Völk. im Götting. Hist. Mag. II, St. 1 S. 40 u. f. Georgi's russische Völkersch. S. 329; Kranz Missionsgesch. von Grönland S. 268; Pallas' Reisen Th. III, S. 62 u. f. 83, 84, 305 u. f.; Plessings Memnonium. — Die schettländischen und Farör Inseln waren schon in alter Zeit als eine Heimath seltsam psychischer und dämonischer Erscheinungen bekannt, m. vergl. Euseb. praepar. ev. L. V, c. 9; Beda venerab. h. e. IV, c. 28. In neuerer Zeit haben sich Dan. Martin und Hippert in s. Andeut. zur Phil. d. Geistergesch. so wie Horst in s. Deuteroskopie mit dem sogen. zweiten Gesicht der Schettländer ausführlicher beschäftigt. Diese psychische Erscheinung scheint wenigstens nach Mac Culloch Beschreibung der westlichen Eilande II, S. 32 sehr im Abnehmen, wo nicht gar am Verschwinden.

Ob die seltsamen Berichte über das sich selber Sehen, über das Doppelt- oder an verschiedenen Orten zugleich Erscheinen, welches nach der Aussage des Alterthums schon an Pythagoras beobachtet worden (m. vergl. über diese und andere ähnliche Aussagen über jenen wundervollen Weisen: Porphyr. vit. Pythagor.; Jamblich. de vit. Pyth.; Ael. var. hist. II, 26; Diog. Laërt. VIII, 1—50), überhaupt, oder ob gerade hier bei diesem Paragraphe erwähnt werden sollten? lassen wir unentschieden. Wollen wir übrigens auch auf diese merkwürdigen bis in die neueste Zeit sich fortsetzenden Erscheinungen hier einen Blick werfen, so werden sie sich nur von zweifacher Art zeigen. Die einen könnte man als Folge einer fast vollkommenen Scheidung der noch mit dem sichtbaren Leibe bekleideten Seele aus ihrer gewöhnlichen Behausung betrachten, die andern erinnern an die alte Lehre von den Schutzengeln (nach §. 4), oder sie scheinen selbst in einigen Fällen im Gebiet des Psychischen jenen krankhaften Verdopplungen ähnlich, welche zuweilen am leiblichen Menschen beobachtet werden, wo der eine mit der sichtbaren Außenwelt in Berührung stehende vollkommen ausgebildete Leib in seinem Innern noch einen andern mit ihm zugleich erzeugten verborgenen Leib trägt und ernährt (m. vergl. oben beim §. 21 die S. 269). Mehrere Fälle von Doppelerscheinungen eines und desselben Menschen erzählt Horst a. a. O., darunter einen von ihm selber beobachteten II, 140.

Das Nachtwandeln oder der Zustand der Mondsucht ist näher als der Traum mit dem eben erwähnten magnetischen Hellsehen verwandt. Es ist ein Traum mit der Befähigung zur willkürlichen, geregelten Bewegung und zur

sinnlich wahrnehmbaren Mittheilung nach außen. Es sind auch hierbei die Kräfte des Leibes in einem vergeistigten ungewöhnlichen Zustand; jene der Seele auf ganz eigenthümliche Weise entbunden und erhöht. So kletterte der adelige Jüngling, von welchem Greg. Horst erzählt, als Nachtwandler an einem Seil empor auf den Giebel des Daches, um da ein Nest junger Vögel auszunehmen, das er im Wachen bemerkt hatte. Ein Anderer bewegte im Zustand des Nachtwandelns eine sonst für seine Kräfte zu schwer scheinende Leiter und kletterte dann noch auf eine den Wachenden unbegreiflich scheinende Weise jenseits dem Ende der Leiter gegen zwei Mannshöhen hoch, an der Wand eines Thurmes bis zu einem Fenster empor, an welchem er am Tage ein Nest der Mauerschwalben gesehen. Bei dem jungen Mädchen, von welchem Unzer in seinem Arzt, 74. Stück S. 295, berichtet, fanden sich während des Nachtwandelns die Geisteskräfte in sehr hohem Grade verstärkt. Sie vermochte dann Melodien, die sie nur ein oder etliche Mal gehört, vollkommen richtig nachzusingen, und antwortete auf alle ihr vorgelegten Fragen sehr angemessen und verständig. Eben so vermochte der Schlafwandler, von welchem Feder in Moriz Magazin II. B. 2. St. S. 85 erzählt, so wie er es im Wachen nie konnte, Stücke auf dem Clavier frei aus dem Kopfe zu spielen, und er war dann auch der fremden Sprachen, deren Erlernung ihn im Wachen beschäftigte, in ungewöhnlichem Maße mächtig. Auch der junge Geistliche, den der nachmalige Erzbischof von Bordeaux in seinem Nachtwandlerzustand beobachtete, zeigte beim Niederschreiben seiner Predigten mit verschlossenen Augen eine besondere Lebendigkeit des Geistes und eine Klarheit der Erinnerung, vermöge welcher er die niedergeschriebene Arbeit von dem weißen Blatt Papier, das man ihm statt des beschriebenen unterschob, wörtlich, als ob er sie vor Augen hätte, ablas, während er zugleich die Correctionen genau an dem Punkte des leeren Papiers anbrachte, welcher dem genauesten Augenmaß nach auf jene Stelle paßte, an der ihm das Ausstreichen und Aendern oder der Zusatz nöthig geschienen hatte. M. v. die Mém. de l'Académ. des sciences. Wenn jedoch la Mothe le Vayer von einem Bürger le Ferre zu Rouen versichert, daß er im Zustand des Schlafwandelns auf Fragen, welche in den verschiedensten — auch außereuropäischen — Sprachen an ihn geschahen, in denselben Sprachen wieder geantwortet, so möchte dieses wohl nur Wenigen glaubwürdig und begreiflich erscheinen, während die Geschichte der Madame de Pilé in Gascogne, welche als Schlafrednerin das Spanische, das sie im Wachen kaum verstanden, fertig gesprochen, sich eher noch an die anderwärts beobachteten Thatsachen von verwandter Art anschließen läßt. Eben so jene Erzählungen von Schlafwandlern, welche in Nudows Theorie des Schlafes so wie in Muratori's Werk über die Einbildungskraft Th. 1 S. 313 (nach Reghellini's und Pigatti's Beobachtung in dem Journal encyclopédique 1762, Jul.) mitgetheilt sind. Besonders auf die Geschichte des Haushofmeisters eines Grafen (bei Nudow) beziehen sich mehrere der oben aufgestellten Bemerkungen über das Nachtwandeln. Das 20jährige Mädchen zu Montpellier, das S. de la Croix (Hist. de l'Académ. royale des sciences, an 1742 p. 409) beobachtete, war zuerst kataleptisch, und auch der Zustand des Somnambulismus entwickelte sich jederzeit aus dieser todtenähnlichen, kataleptischen Starrheit und endete dann wieder in derselben. M. v. auch noch die Geschichte eines merkwürdigen Nachtwandlers in der Histoire

et Mémoires de la Société des sciences physiques de Lausanne, Tom. III, Mémoire p. 31 und p. 98 (1787) und jene des 17jährigen Mädchens, welche Unzer a. a. O. aus den Breslauer Sammlungen entlehnt hat. Einem Mädchen, dessen Zustand Monboddo beschreibt, wurden im Traum die abnormen Bewegungen, namentlich das eilige Laufen in gerader Linie über Stock und Stein vorausverkündet, die sie im Wachen ausführen mußte. M. v. über das ganze Gebiet dieser Erscheinungen mein Buch über die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele. Mehrere hieher gehörige Fälle finden sich auch in meiner Symbolik des Traumes beschrieben.

Die Seele ohne den Geist.

§. 27.

Was der Leib ohne die Seele sei, und was aus seinem wundervollen Gebilde werde, wenn diese Herrscherin ihn verlassen, das lehrt uns im vollkommensten Maße die Betrachtung des Todes; in einem annähernden zeigt uns dasselbe die Beobachtung solcher krankhafter Zustände, in denen der Einfluß der Seele durch den Nerven auf den Leib gehemmt und gelähmt ist. Was die Seele in ihrer Besonderheit von dem Leibe zu sein und zu wirken vermöge, das lassen uns jene Zustände des menschlichen Wesens, von welchen wir im vorhergehenden Paragraphen handelten, wenn auch nur in unvollkommner Weise, errathen. Was aber die leiblich empfindende und bewegende Seele, welche der Mensch mit dem Thiere gemein hat, ohne den vernünftig erkennenden Geist sei, das wird uns schon durch den Vergleich des Thieres mit dem Menschen klar, und bis zu einer gewissen Gränze lehrt uns dasselbe die Betrachtung der tiefsten Grade des Blödsinnes so wie selbst die des Traumes und der Seelenstörungen. Es wird kaum nöthig sein, uns darüber zu rechtfertigen, daß wir den Untersuchungen über den gesunden, normalen Zustand des Seelenlebens hier eine Erwägung solcher abnormen Erscheinungen vorausgehen lassen.

In der Geschichte des Leibes hat öfters der kranke Zustand über die inwohnenden Kräfte und Wechselbeziehungen der einzelnen Organe tiefer gehende und bessere Aufschlüsse gegeben, als die Beobachtung des gesunden Verlaufs des Lebens. Auch über die Geschichte der Seele verbreitet die Betrachtung der krankhaften Abweichungen und Verirrungen ein dämmerndes Licht, welches dann von einem weiteren, wissenschaftlichen Forschen die nöthige Klarheit und Sicherheit empfängt. Wir beginnen mit der Betrachtung des Blödsinnes.

Mit muntrem Auge blickt das Kälblein des Rehes gleich nach der Geburt umher und tritt nach wenig Stunden auf die zarten Füße; dagegen schläft nach einer sinnvollen Sage des Mittelalters die neugeborne Brut des starken Löwen einen tiefen Schlaf des Scheintodes, aus welchem

sie erst das laute Gebrüll des alten Löwen erwecket. Denn je mächtiger die Tiefe der Leiblichkeit, in welche die Seele sich versenket, desto gewaltiger sind da jene Furcht und große Schrecken des Todes, welche eine wohlthätige Hand in das Gewand des tiefen Schlafes verhüllet.

Der neugeborne Mensch schlummert unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit am längsten den Schlaf der Seele. Es ist zuletzt nur die allgewaltige Stimme des Geistes, der vormals, wie im Gange großer Wetter, die Sprachen und Völker heraufgerufen: es ist die Stimme des Geistes, welche auch den einzelnen Menschen zum inneren Leben weckt. Wie aber und warum ist jener erste Schlaf gerade beim Menschen zuweilen so eisern und so tief, daß an ihm die Kindheit mit ihren inneren Wundern und dann selbst die Zeit der Arbeit und der Kämpfe des späteren Alters vorübergehen, der dumpfe Seelenschlummer aber bleibt und endet nicht?

Wenn der Sommer über meine Nachbaralpen kommt und das Thal wieder grün wird, da erhebt sich manche Blume, die auch in der Ebene gedeiht, aus dem grünen Grund der Wiesen, dort aber, in den Alpen, mit so mächtigem Wuchs und Glanz der Farben, daß selbst ein kundiges Auge sie kaum wieder erkennt. Veredelter und kräftiger erscheint da, im Thal der Hirten, alles Leben; höher der Wuchs des weidenden Stieres, statt der Krähe der große Rabe des Gebirges, statt des trägen Weihen der starke Adler. Aber neben dieser überkräftigen Natur grinset mich nicht selten das bleiche, verzerrte Gesicht des Cretinen an; das Haar ist greis, über dem alternden Angesicht schwebt aber noch die Dumpfheit des ungebornen Kindes; man wird den Elenden, seelenschlummernd wie eine ungeborne Frucht, zum Grabe tragen. Der Schlaf des Leibes beherrschet auch mit vorwaltender Macht die Zeit der ersten Kindheit, wie nicht selten die des hohen Alters; der Schlaf des Leibes hat zuweilen nach übermäßigen Anstrengungen oder nach andern ungewöhnlichen Ereignissen Wochen, ja Monate lang gedauert, und an solchem krankhaftem Uebermaß hat die Physiologie deutlicher die Natur und den Grund des Schlafes so wie seine Verwandtschaft mit andren Zuständen erkannt, als am gewöhnlichen Schlafe. So wird uns auch in der Geschichte der Seele des Menschen die Betrachtung des tiefen, langen Seelenschlafes der Blödsinnigen nicht ganz ohne Aufschlüsse oder andeutende Winke über das lassen, was im Leben und Wirken der Seele dem natürlichen und gesunden Schlafe entspricht. Wir geben deßhalb, wenn auch nur als Episode, hier zuerst eine kurze Beschreibung des krankhaften, abnormen Zustandes, hernach die des äußerlich ähnlichen, innerlich jedoch weit verschiedenen normalen und gesunden.

Dieselbe Menschenseele, welche sonst über alles Leben der Sichtbarkeit waltet und herrschet — und daß sie dieselbe sei, scheint der gleichgestaltete Leib zu bezeugen — kann anderwärts eine ganze Menschenzeit hindurch ihrer eigenthümlichen Selbstthätigkeit sich entäußern, kann ohne Fortbewegung

bei der That der leiblichen Bildung stehen bleiben, als weilte sie unentschlossen auf halbem Wege und begehrte sie jetzt dieser ganzen Welt der Leiblichkeit nicht mehr, zu welcher sie doch die eigene Verleiblichung hingeführt hatte. Doch was ist die Zeit eines Menschenlebens einem Wesen von ewiger Natur!

Hat etwa bei solchen elend verkümmerten Wesen, wie die Blödsinnigen es sind, bloß die Seele, die auch im Thiere lebt, noch den Zugang zur menschenähnlichen, äußeren Form gefunden, und fehlt diesen halb Todtgebornen der eigentliche lebendige Odem aus Gott, der höhere, wahrhaft menschliche Geist? Aber der Blödsinn vom tiefsten Grad, welcher dem krüppelhaft verwachsenen Leibe nur noch die Stimme eines blökenden Kalbes oder eines undeutlich bellenden Hundes zurückläßt und die Freßgier eines hungernden Thieres, stehet noch weit unter dem eigenthümlichen Seelenzustand eines unsrer Hausthiere, welches doch nöthigen Falles selber zum Aufsuchen des Futters geschickt ist, während einige solcher Unglücklichen verhungern würden, wenn man ihnen die Nahrung nicht vorsetzte oder gar in den Mund reichte. Das Thier, so leicht und frei beweglich, so gelehrig; der Blödsinnige der niedersten Stufe zum Theil für sich selber bewegungslos, eines fremden Leibes bedürftig, der ihn trägt und ernährt, wie das Ungeborne im Mutterleibe!

Und dennoch auf der andern Seite, was ist es, das zuweilen bei den äußerlich verkümmertsten Cretinen wie ein Sonnenstrahl den Nebel der Dumpfheit durchbricht und von einem Etwas in ihrem Innren zeuget, welches von ungleich höherem Geschlecht ist als die Seele des Thieres? War es nicht dieses Etwas, das den Cretinen in Uri, an dessen Leibe das jammervoll verkümmerte Abbild der Menschenform nur mit Mühe zu erkennen war, hinführte zum Crucifix am Wege und hier ihm die stammelnden Wortlaute einer kindlichen Andacht in den Mund gab? Ein Mann, welchem Gott ein seltenes Maß von erbarmender Liebe verliehen hat, sah und vernahm dieses Gebet des tiefen Elendes und erwachte damals zu dem hohen Berufe, ein Tröster, ein Helfer solcher armselig Verlassenen zu sein. Dieser tiefblickende Arzt machte seitdem öfter die Erfahrung, daß Cretinenkinder, in denen unter seiner Pflege das (selbstthätige) Seelenleben wieder aufdämmerte, den Gedanken vom Dasein Gottes und ihres Erlösers früher und leichter erfaßten, als den Begriff von dem Zugegensein eines sinnlichen Gegenstandes, z. B. eines Tisches; ein Beweis von dem der menschlichen Seele ursprünglich inwohnenden Lichte von Gott!

Wer möchte es nach solchen Erfahrungen noch bezweifeln, daß auch an der Seele jener Kranken, wie die wachende Mutterliebe am Bett eines schlafenden Kindes, der Geist sein verborgnes und dennoch erkennbares Werk habe, der Geist, der ein gemeinsames Anrecht ist aller Seelen des Menschen.

Doch nicht diese Fernsicht, welche der Zustand des Blödsinns im Allgemeinen hin und wieder uns eröffnet, sondern das was zunächst vor Augen liegt, die krankhafte Verlassenheit einer fast nur vegetirenden Menschennatur von der Selbstherrschaft des vernünftigen Geistes, soll uns hier vorerst beschäftigen.

Aeußerlich, an den Gliedern und Sinnen des Leibes, ist zuweilen nichts zu bemerken, was diese innere Verkümmerung erklärte. Zwar die aufrechte Stellung und Fortbewegung des Leibes, wodurch der Mensch sich vom Thiere unterscheidet, fällt vielen Blödsinnigen so unmöglich oder so schwer, daß einige von ihnen beständig liegen oder sitzen, andre, doch nur unvollkommen, mit vorwärts gebognen, schlotternden Knieen und schwankenden Füßen gehen. Doch ist dieser angeborne Mangel auch bei geistig gesunden Kindern nicht ohne Beispiel, und er hat sich unter andrem (als Unvermögenheit, das knorplicht weiche Rückgrat aufrecht zu halten und auf den Füßen zu stehen) bei solchen gezeigt, bei denen, gerade entgegen dem Zustand des Blödsinnes, der Geist in ganz besondrer Fülle und Schnelligkeit der Entwicklung dem leiblichen Leben und seiner Entwicklung vorauseilte, so daß schon hieraus der frühe Tod begreiflich schien. Es erscheint auch nicht bei allen Blödsinnigen, ja selbst nicht bei den meisten, der aufrechte Gang und die Schnelligkeit der Fortbewegung gehemmt, und es sind einige von ihnen ganz im Gegensatz gegen die häufig an Menschen dieser Art beobachtete Festhaftung an einen und denselben Ort sehr gute Fußgänger, ja so reiselustig gewesen, daß sie, wie die Zugvögel, fast immer auf der Wanderung waren.

Die äußeren Sinnorgane zeigen nicht selten in ihrem Baue gar keine oder nur unbedeutende Abweichungen vom gewöhnlichen und gesunden Baue. Denn wenn auch einige Blödsinnige zugleich Albinos und natürlich Tagblinde sind, indem die, wie bei weißen Kaninchen, des färbenden Pigmentes ganz entbehrende, rothe Regenbogenhaut des Auges von einem helleren Licht schmerzhaft gereizt wird, so findet sich anderwärts gerade diese Eigenschaft des Auges mit ganz vorzüglichen Geistesanlagen und einer schönen kräftigen Entwicklung des Leibes zusammengesellt, und die Geschichte der Wissenschaft kennt Albinos oder Weißlinge, welche ein ausgezeichnetes Talent für höhere Mathematik und Astronomie entfalteten, wiewohl solche Menschen insgemein in früher Jugend starben. An sehr vielen, ja den meisten Cretinen zeigt sich auch nicht einmal jene mangelhafte Beschaffenheit des Auges; dieses verträgt den Wechsel der Tageshelle und der Finsterniß; ja es starrt sogar bei manchen ohne Spur von Empfindlichkeit unverwandt nach der Sonne oder dem Feuer des Schmiedofens hin, das Ohr hört, der Geruch ist in bemerkbarer Weise vorhanden, und wenn irgend einer von den vier Sinnen des Hauptes in unvollkommnerem Maße entwickelt oder krankhafter erscheint, so ist dieß der scheinbar unbedeutendste, der Geschmack, welcher insgemein bei Blödsinnigen so stumpf und träge gefunden wird, daß er der

schärfsten und eindringlichsten Reizmittel begehrt, um gerührt zu werden, oder daß er ohne Auswahl den unnatürlichsten Dingen den Eintritt in den Schlund und Magen gestattet.

Aber selbst bei einem anscheinend gesunden Bau des Auges und der andren Sinne fehlt dem Blödsinnigen die inwohnende Kraft, welche sich der so gebahnten Wege zur Erkenntniß der Außenwelt zu bedienen vermag, so wie auch insgemein die Muskeln der Glieder ungebraucht verkümmern und verwelken, weil kein selbstkräftiger Wille da ist, der diesen Boden anbaut und belebt. Wie zwischen dem gewöhnlichen Menschen und der überall um und in ihm webenden und lebenden Geisterwelt, wie zwischen dem Ungebornen und der ganzen äußeren Sinnenwelt, welche nur die tragende, nährende Mutter, nicht der Ungeborne bemerkt, so ist zwischen dem Blödsinnigen vom niedrigsten Grade und unsrer Sichtbarkeit, die auch seine Sinnen berührt, eine Scheidewand, welche das Hinauswirken der lebenden Seele auf die umgebende Körperwelt und das Hineinwirken von dieser auf die empfindende, bemerkende Seele sehr erschwert, ja ganz unmöglich macht. Denn manche dieser verkümmerten Wesen sind blind und taub, ja völlig gefühllos. Es ist dieß eine Gebundenheit, noch mächtiger als die im tiefen Schlafe, und man könnte sagen ein menschenähnlicher, athmender Leib in solchem Zustand ist nicht nur von dem vernünftig erkennenden Geist, sondern auch von der thierischen Seele verlassen und nichts ihm geblieben als die Pflanzenseele oder die Lebenskraft, deren Verschiedenheit von der Thierseele wir im nächsten Paragraphen betrachten wollen. Doch wir erwägen zuerst noch die Züge des inneren Baues, den man an Blödsinnigen beobachtet.

Selbst das Gehirn, welches die pathologische Anatomie bei Mängeln unsrer geistigen Natur gewöhnlich zuerst und am meisten um die Ursache zu befragen pflegt, ist bei vielen Blödsinnigen nach allen seinen einzelnen Richtungen ausgebildet, es fehlt keiner der gewöhnlichen Theile, und wenn zuweilen eine geringere Zahl der einzelnen Schichten oder Blätter des Lebensbaumes im kleinen Gehirn auf eine natürliche Mangelhaftigkeit des Gedächtnisses hinzudeuten schien, so hat sich doch in andren Fällen dieses Zusammentreffen eines äußeren, sichtbaren Mangels mit dem inneren nicht zeigen wollen. Es ist auch am Bau des Schädels und des in ihm verschlossenen Gehirns ein *scheinbar* sehr Unbedeutendes, was man bei vielen Blödsinnigen für ein äußeres Zeichen der inneren Beschlossenheit anerkannt hat. Die Schädelknochen nämlich sind von ungewönlicher Dicke und Ausbildung ihrer erdigen Masse und lassen zwischen ihrer inneren Fläche und der Oberfläche des Gehirns einen geringeren Zwischenraum, als bei andren, gesunden Menschen. Es scheint dann das Gehirn, weil die Ausbildung des Knochens sich in voreilendem Verhältniß vollendet und abschließt, gleichsam vor der Zeit der Reife lebendig begraben, und nicht ungern verweilt unsre Theilnahme bei der schon erwähnten Angabe

Fahners, nach welcher die Gesichtszüge des vor kurzem verstorbenen Leibes eines tief Blödsinnigen sich vermenschlichten und veredelten, als das enge Gewölbe des Schädels hinweggenommen worden.

Es mangelt, wie bereits erwähnt, einigen Blödsinnigen der Hauptvorzug der Menschennatur, die Fähigkeit zur Sprache, gänzlich. Solche lassen nur von Zeit zu Zeit unarticulirte Töne hören, welche, wie bei Kindern, ehe diese Worte sprechen lernen, eine Nachahmung von vorzüglich grellen Naturlauten und thierischen Stimmen sind. Nicht selten war jedoch bei solchen der Wortsprache unfähigen Idioten noch ein Sinn für Musik da, der sie für die Macht der Töne so empfänglich machte, daß sie, wenn Musik oder Gesang sich vernehmen ließen, selbst die vor ihnen stehenden Lieblingsspeisen nicht beachteten, nach denen sie noch so eben mit thierischer Eßbegier gegriffen hatten. Sie konnten jetzt nur mit dem hörenden Ohre den Melodieen folgen, und mußten zugleich unwillkürlich mit aller ihnen möglichen Anstrengung der Sinnesorgane und Muskeln die gehörten Töne (ohne Text) nachbilden und mit tanzenden Bewegungen begleiten. Bei andren etwas weniger geistig Gebundenen oder Schlafenden dieser Art wird die Fähigkeit zu sprechen so weit entwickelt gefunden, als der engbeschränkte Kreis des geistigen Erkennens dieß bedarf und erlaubt. An solchen sprechenden Blödsinnigen hat man die Sitte, mit sich selber zu reden und vor sich hin zu murmeln, so häufig beobachtet, daß man die beständigen, dem Ohre vernehmbaren oder wenigstens dem Auge an der Bewegung der Lippen sichtbaren Selbstgespräche als ein Kennzeichen des gewöhnlichen, mittleren Grades des Blödsinnes aufführte. In diesem Zustande, wie in dem der früheren Kindheit, erscheint die eigne Persönlichkeit nicht selten wie eine äußere, fremde, und die Seele, des eignen Leibes nicht mächtig, erblickt diesen fast beständig in jener Geschiedenheit von sich selber, wie etwa der gesunde, innerlich entwickelte Mensch dieß in einigen krankhaften Zuständen thut. Es erkennen jene Halbwachen das eigne Sein und Wesen nicht in dem Spiegel des eignen, sondern eines fremden Selbstbewußtseins; denn seiner selbst bewußt ist nur der, welcher seines eignen Selbst mächtig ist, wie die Glieder des Leibes nur empfunden und gefühlt werden, so lange die Verbindung des Rückenmarks mit dem Gehirn unzerstört ist, durch die allein dem Nerven die selbstthätig bewegende Kraft und die Empfindung kommt.

Das Staunen vor allem Neuen, die Scheu vor andren Menschen, wenn nicht Gewöhnung durch Umgang sie allmählig gehoben, finden wir allerdings bei Blödsinnigen in einem höheren Grade und in menschlicherer Weise als beim Thiere, doch scheint der Grund des Staunens und der Scheu bei beiden nahe verwandt (m. v. den §. 38). Dieses unterwürfige und ehrfurchtsvolle Staunen vor der Ueberlegenheit des geistig gesunden Menschen ist es auch, was vielen Blödsinnigen jene gehorsame Hingebung

an den anerkannt mächtigeren Willen der andern Menschen verleiht, welche dieselben, hierinnen sehr verschieden von den thierartig stumpfen Narren oder Dummen, den harmlos folgsamen Kindern ähnlich machet. Denn von den scheinbar ähnlichen Zuständen der Narrheit und Dummheit unterscheidet den eigentlichen Blödsinn öfters ein kindliches Vertrauen in die nur wenig gekannte menschliche Natur und ein treues Anhangen und Wohlgefallen an der pünktlich genauen Ausübung jener religiösen Gebräuche, welche der Idiot an Andern gesehen, und deren höheren Sinn er wohl zu ahnden scheint.

In unsern benachbarten Gebirgsländern findet sich häufig ein angeborner Blödsinn des tieferen Grades, und in einigen Thälern lebt fast in jeder Familie einer jener Cretinen, welche zum Theil gleich neugebornen Kindern des Hebens und Tragens und des unmittelbaren Darreichens der Speisen in den Mund bedürfen. Ein ehrwürdiger Volksglaube sieht und achtet in diesen Unglücklichen Wesen, welche „gleich den hülflosen Kindern unter einer ganz besondren Obhut und Aufsicht der über alle Lebendigen wachenden Erbarmung Gottes stehen, und es sei das Walten einer hier gleichsam näheren, unmittelbarer gegenwärtigen, schützenden Geisterwelt, welches in der nächsten Umgebung und Familie des Cretinen auch einen äußerlichen Segen wirke, der solche Hülflose den andren, gesunden Menschen zu einem Gegenstand dankbarer Beachtung mache. Dieses Walten sei es auch, was den Cretinen jenes öfters an ihnen beachtete Wohlgefallen an dem gebe, wodurch der gesunde, geistig entwickelte Mensch seine äußere Ehrfurcht gegen Gott und Göttliches auszudrücken pflege. Denn viele Cretinen (Chrétiens) gleichen frommen Kindern."

Obgleich bei dieser Ansicht Züge der niederen Thierheit übersehen scheinen, von welchen der mit scrophulösen Leiden in naher Beziehung stehende Cretinismus unsrer Alpenthäler zwar etwas freier, als der ihm anderwärts ähnliche, thierisch dumpfeste Blödsinn, keineswegs aber ganz frei ist, so wird dennoch ein so viel und in verschiedenen Ländern verbreiteter Volksglaube auch der wissenschaftlichen Beachtung interessant. Denn er erscheint aus demselben natürlichen Grunde hervorgegangen, welcher der Grasmücke oder Bachstelze ihre fast widernatürlich aussehende Zärtlichkeit gegen die hülflose Brut des Kukuks geben, aus jenem durch alle Einzelnen gehenden Zuge eines allgemeinen, höheren Lebens, welcher die Erfüllung zum Bedürfniß, die Hülfe zur Noth, das örtlich da vorkommende Heilmittel zu der gleichfalls örtlichen Krankheit gesellet.

Uebrigens liegt selbst in jenen Erscheinungen des Blödsinnes und des Wahnsinnes, welche für unser sittliches Gefühl von widerwärtiger Art sind, eine Lehre, die uns, wenn wir sie verstehen wollen, wenn auch in einer schönfarbig überkleideten Form, schon die Erscheinungen des magnetischen Hellsehens ertheilen. Der Zustand des tieferen Blödsinnes ist ein solcher,

darin die Mächte der äußeren Natur mit dem Seelenleben ihr ungehemmtes Spiel treiben. Wie der Wohlklang oder Uebellaut des Widerhalles von der Beschaffenheit der Stimme zeugt, die das Echo hervorrief, so läßt auch der Widerhall, den wir bei solcher Gelegenheit aus der Tiefe der passiv dahin gegebenen Seele vernehmen, auf eine Verstimmung der Region schließen, durch deren Einfluß jener erweckt war, eine Verstimmung, welche nur durch das Walten des Geistes zum uranfänglichen harmonischen Einklang zurückgeführt werden kann.

Die Cretinen, welche öfters mitten in einer überkräftigen sie umgebenden Natur gefunden werden, finden sich zum Theil nicht bloß in dem unwandelbar bleibenden Zustand unmündiger Kinder, sondern selbst der Ungebornen. Es hat unfehlbar die Seele, wenn sie bei der Geburt aus dem langen Schlafzustande im Mutterleibe zum selbstständig menschlichen Sein erwachet, eine ähnliche Verwandlung der inneren Richtung zu durchlaufen, als jene ist, wodurch das in sich verschlossene Pflanzenleben zum äußerlich wirksamen und bewegten Thierleben wird (nach §. 6). Was den zu Tage gebornen Menschen von dem im Mutterschooß verschlossenen innerlich unterscheidet, ist gleichsam eine Beseelung von neuer, höherer Potenz; in dem Ungebornen wirkt und waltet das höher kräftige, mütterliche Leben vorherrschend vor dem eignen, der Leibesfrucht inwohnenden Leben; das Ausgeborne ist aus dieser Obergewalt entlassen und befreit.

Es zeigt sich auch darin die ewige Natur unsrer Seele, daß diese öfters, sich lossagend vom Leiblichen, welches den Wechsel und den Fortgang der Entwicklung in der Zeit herbeiführt, unwandelbar bei einem Moment ihrer Wirksamkeit feststehet, über welchen sie andre Male das gesunde Leben des Leibes, wie ein Fahrzeug den in ihm Getragenen, schnell hinüberführt. Ihr innres Wachsen und Entwickeln ist für sich selber nicht an die längeren oder kürzeren Zeiten des Leibes gebunden, und es kann ihr zuweilen ein einziger, kurzer Augenblick das geben, was sonst etwa als ein Werk längerer Zeiten betrachtet wird; umgekehrt aber kann auch in dem Entwicklungsgange der Seele der Verlauf vieler Menschenjahre nur einem Augenblicke gleichen. Vergehet doch schon in dem gewöhnlichen, leiblichen Schlafe und in ähnlichen Zuständen Stunde nach Stunde, ohne daß wir von einem Fortgange der Zeit wissen.

Wir erwähnten bisher nur solche Fälle, welche zu dem angebornen Blödsinn gehören. Dieser Zustand ergreift jedoch auch, wie ein plötzliches Erblinden den Sehenden, zuweilen mitten im Verlauf oder gegen Ende des Lebens den vorhin geistig Gesunden.

Von dem Blödsinn oder vielmehr der Abgeschlossenheit der erkennenden und wirkenden Seele von der Außenwelt im hohen Alter war schon vorhin und wird noch später die Rede sein. Es ist dieß zuweilen ein Heimweh höherer, geistigerer Art, als das des Schweizers, ein Vorangehen der

Seele in einen Zustand des neuen Geborenwerdens, dessen Bildungen und Bewegungen dem irdischen Auge abermals so verborgen und geheim sind, als die Entwicklungen des leiblich Ungebornen im Schooß der Mutter. Wie der heimwehkranke Schweizer zuletzt nichts mehr von alledem bemerkt und vernimmt, was die Fremde ihm zeigt und sagt, wohl aber die altgewohnten vaterländischen Töne, so wirkt auf jene Auswanderer der höheren, geistigeren Art, auf diese der neuen Geburt entgegen gehenden nur noch der Zug nach einer neuen, höheren Himmelsluft, wie auf den leiblich Ungebornen zuletzt nur der Zug nach der irdischen Luft, für welche die Lungen bereits vorhanden und gebildet sind. Es hat in solchen Fällen zuweilen ein neues Jahr der höheren Ordnung schon vor dem Ende und in den letzten Zeiten des niedreren, leiblichen begonnen, obgleich der nach dem Nächstliegenden rechnende Sinn das Neue und Künftige erst an den geendeten Lauf des leiblichen Lebens knüpfen will. Eine Welt des höheren Seins wirket mit ähnlicher Kraft der Anziehung auf alles ihr Verwandte und Zugehörige, als die Welt der niedreren Anziehung (Schwere) auf die gröber-leiblichen Massen. Unsre irdischen Sinnen bemerken nur das leiblich Gewordne, nicht einmal das erst im Werden Begriffene und zu ihm sich Hinwendende, wie viel weniger das, was nach einem außerirdischen Zustand hingerichtet, ein Neuwerdendes ist.

Von jenen höheren Erscheinungen aus einem gesunden Verlauf des Seelenlebens sind freilich die krankhaften Zustände, die wir hier betrachten wollen, sehr verschieden; dennoch sind beide in der Weise ihres Entstehens einem gleichen Gesetz unterworfen. Denn auch von den letzteren gilt es, daß ebenso wie die Anziehung der niedreren Art jedes sich vom Gebirg lösende Steinchen, jeden im Gewölk entstandenen Tropfen des Wassers erfaßt und hinabwärts führt, so der Zug nach einer unsichtbaren Welt des geisterartigen Seins das Seelenartige erfasset, welches von den bisherigen Banden des Leiblichen in mehr oder minder hohem Grade losgeworden, und dasselbe hinabführt in den unsrem sinnlichen Forschen unzugänglichen Zustand eines neuen Werdens. In einem gewissen Falle, welchen Pinel erzählt, siehet ein seit kurzem zum Soldatenstand gezwungener Jüngling den Bruder in einer Schlacht neben sich zu Boden gestreckt. Der heftige Schreck, welcher in andren Fällen den Tod in seiner gewöhnlichen Form gewirkt hätte, führt hier einen Todeszustand in anderer Form, einen Scheintod von entgegengesetzter Richtung als der gewöhnliche, mit noch offnen, äußerlichen Sinnen herbei. Der Jüngling bleibt starr und unbeweglich; die Lunge athmet noch wie gewöhnlich, das Blut bewegt sich wie vorhin durch Herz und Gefäße, die Eingeweide verdauen die dem Mund eingegebenen Speisen; aber das Auge scheint nichts mehr von dem, wohin es unverrückt sich richtet, zu bemerken, das Ohr vernimmt kein Rufen, die Zunge spricht kein Wort mehr, die Bewegungen der Glieder, wenn sie zuweilen noch nach langer, träger Ruhe sich zeigen, gleichen mehr dem unwillkürlichen Regen oder Zucken eines tief Schlafenden oder des Ungebornen im Mutterleibe. In diesem Zustand wird der scheinbar Lebende einige Tage nach dem ihm geschehenen Unglück in das elterliche Haus gebracht. Da erschreckt der Anblick des so gelähmten Bruders zusammt der Nachricht vom Tode des anderen einen dritten Bruder, der zu Hause geblieben war, so innig tief, daß auch er in den ganz gleichen Zustand des Blödsinnes oder vielmehr des Scheinlebens geräth. Bei beiden Brüdern ist dieses Elend unheilbar geblieben, und erst die gewöhnliche, elementare Auflösung des Leibes hat dem vieljährigen Schein, welchen das scheidende, innere Leben noch auf den Leib zurückgestrahlt, ein Ende gemacht. In einem andren Falle ist es ein Erstaunen oder vielleicht auch die plötzlich erwachte Donnerstimme des Gewissens gewesen, welche bei dem unvermutheten Gelingen der That den Geist in dieses Hinstarren nach dem eben erblickten Haupte der Medusa versetzte. Denn jener Jüngling, welcher den Männern der Revolution in Frankreich den Plan zur Fertigung einer Kanone gegeben, welche eine zehnfach größere Zahl der Schlachtopfer zerschmettert hätte, als die gewöhnlichen Kanonen, konnte, als nun der Tag bestimmt war, da die mörderische Waffe zu Meudon erprobt werden sollte, und als man ihm Robespierre's höchlich aufmunternden Brief in die Hände gab, weniger wohl von dem Schrecken der Freude, als von einem andren Schrecken getroffen werden, dessen Wirkung noch furchtbarer war, als die der neuerfundenen Waffe. — Es wurde in derselben Zeit der Schreckniße ein andrer Bürger der neuen Republik durch Dantons unvermuthete Verurtheilung in den ähnlichen Zustand der inneren Entrückung der Seele versetzt, welche jedoch, wenigstens anfänglich, mehr dem gewöhnlichen Wahnsinne glich. Hier ist wohl ein Umkehren des Stromes nach einer Richtung hin — ostwärts, dem ewigen Aufgange zu, oder westwärts, von diesem Aufgange weiter und weiter hinweg. Der Strom rinnt, aber wir vernehmen sein Rauschen nicht mehr.

Das Ungeborne, von der Zeugung an bis zur Geburt in dieses Leben, ruhet neun Monate verborgen im Schooße der Mutter. Kein Auge bemerkt sein stilles Wachsen und sein Bewegen. Das stille Hinüberwachsen und Gedeihen in ein jenseitiges Leben der andauernden Freude oder der Schmerzen, wenn es sich zuweilen noch während des leiblichen Daseins in seine Grabesruhe verbirgt, ist an solche Menschenzeiten nicht gebunden; sein Bewegen wird nur dort bemerkt, wohin der Zug des Zusammengesellens, wie der Zug des Ungebornen nach der ernährenden Mutter gerichtet ist.

Es gränzet nach allen Seiten an das Leben der wenigen Menschentage ein Sein an, welches war und ewig sein wird. Gleich einem vereinzelten Felsen, von der Sonne bestrahlt und grün bewachsen, den rings umher das unermessene Weltmeer umfleußt, erhebt sich aus der verhüllten Tiefe

der Ewigkeit das wache Selbstbewußtsein der Seele, welches die kurze Spanne der jetzigen Tage überblicket, und die Kräfte, welche der Tag gab, beherrschet. Des Eilandes Grund, die Veste der Erde selber, ist verborgen; was das wache Bewußtsein der Seele bestrahlt, das sind nicht alle Kräfte und Bewegungen des Lebens, das vor der Geburt zum Staube war, und das nach dem Vergehen des Leibes bleiben wird. Nur das, was die selbstbewußte Seele in den Tagen ihres Leibes geschaffen und empfangen, das vermag sie in ihrem Innren zu bewegen, damit waltet sie selbstständig frei, wie die bewegende Kraft mit den Gliedern, zu welchen die Nerven der sensiblen Sphäre (§. 17) vom Gehirn und Rückenmark gehen. Und dieses ist der Wirkungskreis und das Geschäft der wachen Seele. Es sind aber noch andre, tief im Innren verborgene Glieder, über deren Bewegen der Wille nichts vermag. Denn hier sind Anfänge, welche jenseits der Gränzen des einzelnen Leibes liegen, und Enden, welche über diese Gränzen hinausgehen. Da ist noch ein andrer Mittelpunkt des Bewegens, als das Gehirn; jener war dem einzelnen Leben bereitet vor der Geburt und wird sein eigen sein, wenn dieser Leib nicht mehr ist. Die Seele ruhet auf ihm, ihr Leben wurzelt in ihm. Aber das wache Selbstbewußtsein siehet ihn nicht, die Erinnrung bemerket ihn nicht; denn dieses Ruhen und stille Wurzeln, dieses innerliche Bilden und Wachsen ist das Geschäft eines Zustandes, ähnlich dem tiefen Schlaf des Leibes.

Von der Betrachtung des Blödsinnes gehen wir zu der des Wahnsinnes und des Traumes über.

In einigen Krankheiten, von welchen zum Theil oben schon die Rede gewesen, spielet gleichsam ein fremdes Leben mit unserem Leibe, erzeugt und bildet sich mitten in diesem seinen eignen, neuen Leib. Es dienet der Entwicklung dieses krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes; selbst die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der Beulen und wuchernden Auswüchse eine vorwaltende Richtung, ja es ist in jenen eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weiterzeugung der Art, wie in den Geschlechtern der Pflanzen und Thiere.

Wie in diesen Krankheiten der bildenden Seele eine andre, fremde Leiblichkeit, statt der eignen, aufgedrängt wird, in der Tollwuth selbst die Natur des Hundes, so geschieht dieß beim geistigen Irresein und beim Wahnsinn selbst der empfindenden, ja der denkenden Kraft der Seele. Diese erscheint dann wie von dem eignen Geist verlassen, Werkzeug einer, wenn auch selbstgeschaffenen Macht, welcher wie dem Götzenbild aus Stein oder Holz die eigentliche Realität und lebende Wahrheit fehlt.

Wenn es uns zuweilen im Traume begegnet, daß die Seele vom eignen Leibe frei geworden, mit einer ganz fremden äußeren Persönlichkeit sich überkleidet, — wenn jener Jüngling, von welchem ein Psycholog erzählt, im Zustand der leiblichen Trunkenheit plötzlich so ganz in das Wesen

eines gegenwärtigen Freundes sich versetzte, daß er den Verlust, den dieser erlitten, für seinen eignen hielt und als solchen beweinte, so sind dieses nur Versuche der aus ihrem Leibe entrückten Seele, sich mit einer neuen Leiblichkeit zu versorgen, Versuche, deren Einfluß auf die fremde, begehrte Persönlichkeit wir freilich nicht ganz kennen, welche jedoch für den weiteren Verlauf des inneren Lebens ohne augenfälligen Erfolg bleiben. So ist es nicht im Wahnsinn. Die fremde und falsche Persönlichkeit, mit welcher hier die Seele sich überkleidet, ist da während der Andauer des krankhaften Zustandes so bleibend und fest stehend, als die eigentliche und eigne.

Fälle, wie jene, welche Darwin, Gmelin und Abel erzählen, wo die fremde Persönlichkeit noch abwechselnd mit der eignen angezogen und wieder abgelegt wurde, bilden den Uebergang aus dem gewöhnlichen wachen Leben in das Scheinleben des Wahnsinnes. Das Mädchen bei Gmelin war abwechselnd an jedem andren Tage in ein Wahnleben entrückt, in welchem sie ihre eigne Umgebung, ihr ganzes früheres Sein und Leben nicht mehr kannte oder sich fremd dagegen fühlte. Sie war in diesem Wahnleben eine unglückliche, ausgewanderte Französin, auf deren Herzen die Erinnerung einer ganzen, langen Leidensgeschichte lastete, sprach dann geläufiger, als jemals sonst im Wachen, Französisch und nur gebrochen Deutsch. Ihre Eltern und Freunde waren wohlthätige, gute Menschen, die sich hier im fremden Lande ihrer angenommen hatten, sonst aber ihr völlig fremd. Bis dann jederzeit am darauf folgenden Tage die wahre, von der inneren Wahngestalt verdrängt gewesene Persönlichkeit wieder aufwachte, welche von alle dem, was jene gestern gethan und gesprochen, nichts mehr wußte, sondern mit klarer Erinnerung wieder in die Reihe des gewöhnlichen, gesunden Verlaufs des Lebens, von Kindheit an bis jetzt, eintrat, während die innere Wahngestalt, wenn sie am dritten Tag erwachte, ihre Erinnerungen da wieder anknüpfte, wo sie vorgestern abgebrochen war.

Hier, so wie bei dem nervenkranken Mädchen, welches Heinecken beobachtete, als dasselbe den Schieferdecker des benachbarten Thurmes in seiner gefahrvollen Stellung gesehen, war es Mitleid, welches die leicht bewegliche Seele aus ihrem kränklichen Leibe in einen gleichsam andren, in die fremde Persönlichkeit hineingezogen hatte.

Es reihen sich hieran solche Fälle der Versetzung und Entrückung der Seele, wie die sind, welche neuerlich Justinus Kerner in seiner Seherin von Prevorst mittheilte. Die Kranke wurde durch Berührung mit einem fremden, kranken Körper so ganz in die Natur desselben verbildet, daß sie im hohen Maße alle Leiden, alle Schmerzen desselben fühlte, und daß an ihrem Leibe, auch dem Arzte und allen andern Umstehenden sichtbar, alle die krankhaften Erscheinungen hervortraten, wozu die Anlage und Neigung im fremden, von ihr mittelbar oder unmittelbar berührten Körper war. In einigen andren Fällen hat die Entrückung und Verbildung der Seele

in eine oft mit Rührung betrachtete Gestalt, an der äußeren Hautfläche, statt der fremden Wunden, blutende Stellen hervortreten lassen und in den eignen Körper die Schmerzen des andern übertragen. Weniger befremdend ist ein Vorgang dieser Art, wenn er bei einer vom tiefsten Mitleid bewegten Mutter, welche des eignen, an augenfällig äußerer Verletzung leidenden Kindes pflegt, allmählich eintritt; aber bei jenem Mann, der bei der Einnahme von Moskau durch den Anblick eines in seiner unmittelbaren Nähe vom feindlichen Schwerte Verwundeten heftig erschreckt war, so wie bei jener kränklichen, zärtlich theilnehmenden Schwester, deren Bruder soeben die Strafe des Spießruthenlaufens erlitt, hatte nach Tholuck die heftige Aufregung plötzlich eine solche Wirkung hervorgebracht.

Nicht in einer solchen leiblich äußerlichen Weise, welche das Fortbestehen der eignen, geistigen Persönlichkeit und ihre gesunde Wirksamkeit nicht beeinträchtigte, sondern in einer tief innerlichen, findet bei dem Wahnsinne eine Versetzung der Menschenseele aus dem wahrhaften Sein ihres eignen Wesens in den erlogenen Schein eines fremden Nichtwesens statt. Von dem Entstehen so wie von dem gewöhnlichen Verlauf dieses krankhaften Seelenzustandes habe ich an einem andern Orte (in m. Buche über die Krankheiten und Störungen des menschlichen Seelenlebens) ausführlicher gesprochen; wir entnehmen hier den Schilderungen des Wahnsinnes und der andren Geisteskrankheiten aus der Hand der Aerzte und Beobachter nur einige wenige, an den Gang dieser Untersuchungen sich anreihende Züge.

In allen sogenannten „Geisteskrankheiten" hat, wie der Name derselben sagt, der vernünftige Geist seine eigentliche, persönliche Wirksamkeit, seine ihm zukommende Herrschermacht über die Seele und hierdurch in gewissem Maße auch über den Leib verloren. In einigen Zuständen der Melancholie bleibt dem Kranken noch die Gabe des vernünftigen Ueberlegens und Besinnens; er sieht ein, daß es gut sei, dieß oder jenes zu thun; es fehlt aber seinem Geiste jene Lebenskraft des Wollens, welche die Seele und durch diese die Glieder des Leibes zu ihren Handlungen bewegt und bestärkt. In der Tobsucht ist es die zum Uebermaß gesteigerte Aufregung der thierischen Seele, deren wilden Thaten der Geist bei einem ihm noch gebliebenen Rest des Selbstbewußtseins nicht zu steuern vermag; in der Verwirrtheit begegnet ihm dasselbe mit den unordentlich ihm zuströmenden Vorstellungen und Gedankenbildern, in deren Fluß er hineingerissen sich verliert, ohne sich selber finden zu können; auch das Aftergebilde der fremden Persönlichkeit (der fixen Ideen), durch welches der Wahnsinn sich auszeichnet, hat einen ähnlichen Grund des Entstehens als die Aftergebilde im Inneren oder am Aeußeren des Leibes, die Schwäche und Hemmung der gesunden, bildenden Lebenskraft: dort des Geistes, hier des Leibes.

Was dem Eintreten des Wahnsinns, die Ursache seines Entstehens sei welche sie wolle, vorhergeht, das ist ein Ohnmächtigwerden jener innerlich

bildenden Kraft des Geistes, durch welche mitten im Leben der irdischen Leiblichkeit der neue, geistige Leib des Jenseits gestaltet wird. Durch einen Act seines eigenen Willens hat der Geist, von Unzufriedenheit mit seinem Loos des jetzigen Lebens oder von jener Traurigkeit, welche den Tod wirkt, ergriffen, die eigne Persönlichkeit aufgegeben und von sich gestoßen, dem dieses eignen, inneren Leibes ledigen wird nun der neue, krankhaft ersehnte, ein Wahnleib gegeben. Der Geisteskranke ist jetzt zu einem Fürsten oder König, ja zu einem Gott geworden. Es ist ein geisterhaftes Dunkel, in welches uns der weitere Verlauf des Wahnsinnes so wie der Tobsucht blicken läßt. Zuweilen ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte der Seele im Erkennen wie im Wirken; ein Vorausgesicht der Zukunft, ein Hineinblicken in fremde Seelen und Leiber, eine ungemeine Fertigkeit im Ausdruck, selbst in gebundner Rede, ein Witz und Scharfsinn, welcher sich öfters in den treffendsten, schlagendsten Antworten verräth.

Auch dem Leibe theilt zuweilen der Wahnsinn jene ungewöhnlichen Kräfte mit, in denen alsbald das Vorwalten der eigenthümlichen Natur der Seele erkannt wird, wie am krankhaften Zahn, wenn selbst der Knochen Empfindlichkeit empfängt, die vorherrschende Weise des Nerven. Selbst die kräftigsten Arzneimittel, wenn sie der Wahn des Seelenkranken in Wein oder ein andres Getränk sich umgestaltet, verlieren ihre gewöhnliche Wirksamkeit; Kälte und anhaltendes Fasten in einem Grade, worin sie andre Male tödtlich sein würden, schaden dem innerlich verwandelten Leibe nicht mehr. Die Glieder haben dieselbe Beweglichkeit und Beugsamkeit, wie bei Nachtwandlern und Hellsehenden; die Nacht wird durch ein von innen kommendes Licht erhellt.

Eine gewisse Eigenthümlichkeit des Wahnsinnes erinnert an die Weise des Traumes. Im Traume denkt und spricht nämlich die Seele, statt in Worten der gewöhnlichen Sprache, öfters in Bildern. Wir errathen zuweilen, wenn wir beim Einschlafen uns selber in die Vorhallen des Traumdeliriums folgen, noch leicht die Bedeutung jener Bilder, wir wissen, daß unter ihnen die Seele jetzt dieß, dann jenes andeuten wolle. Neben jener eigenthümlichen Gestaltensprache, in welcher der sinnende Geist arbeitet und sich bewegt, läuft zuweilen auch noch die Wortsprache im Zustand des Halbschlafes her; irre, unverständlich und ohne Zusammenhang, vergebens sich abmühend, dem blitzesschnellen Gange der Seelensprache in ihre Tiefen und Höhen zu folgen.

In einigen Krankheiten hat man bei einem vollkommnen geistigen Klarsein und Selbstbewußtsein ein Unvermögen eintreten sehen, die innren Vorstellungen mit dem anpassenden Worte zu bezeichnen. Es wurde, statt des eigentlichen Ausdruckes für das begehrte Getränk, etwa das Wort Holz ausgesprochen; statt Bette: Gras; statt Fenster: Luft. Was der Kranke sprach, erschien den Umstehenden sinnlos, und dieser quälte sich vergebens

ab, das was ihm im innerlichen Bilde so klar und deutlich gewesen, auch den Hörenden deutlich zu machen.

So könnte auch in einigen Fällen beim Wahnsinn eine innerlich folgenreiche Fortbewegung und Thätigkeit der denkenden Seele in ihrer eigenthümlichen Bildersprache stattfinden, ohne daß sich dieselbe im hörbaren Worte nach außen zu offenbaren vermöchte.

Zu dieser Vermuthung führen uns die Geschichten von solchen Wahnsinnigen, an denen beim Wiedererwachen aus dem langen Irrwahn eine wirkliche Weiterbildung der Seele merklich schien. Wie bei jener Frau in der Uckermark, welche im November 1781 in ihrem siebenundvierzigsten Jahre starb. Sie war zwanzig Jahre wahnsinnig gewesen, doch hatte sie diese innere Verirrung nie zu wilden Ausbrüchen der Thierheit geführt, und in solchen freien Zwischenzeiten, in denen zuweilen das Selbstbewußtsein wiedergekehrt war, bemerkte man an ihr eine rührende Ergebung des eignen Willens in einen höheren, der Alles lenkt. Als sie vier Wochen vor ihrem Tode ganz von ihrem Wahnsinne genas, setzte sie Alle, welche sich ihrem lehrreichen Sterbebette genaht, durch die Klarheit, Innigkeit und Tiefe ihrer eindringenden Reden in Staunen. Es war hier mehr, als jene oft bewunderte Fertigkeit im Ausdruck, welche man an gewöhnlich Hellsehenden bemerkt; es waren die Worte einer Seele, welche mitten im tiefsten inneren Leid und Schmerz geläutert und in ein höheres göttliches Bild verklärt worden war, weil sie sich in jenem innersten Kreise, den kein äußeres Auge durchschaut, fest auf einen Grund gestützt, welcher das Leben aufrecht hält und ernährt, weil er selber das Leben ist.

In diesem, wie in einigen ähnlichen Fällen, hatte der Wahnsinn eine rein materielle Ursache gehabt, welche den gewöhnlichen Wechselverkehr der Seele mit dem Leibe hemmte. Zuweilen, wie bei den sogenannten Metastasen mancher Vorgänge der Absonderungen aus den unteren Regionen des Leibes nach dem Gehirn, scheint allerdings die gesunde, vom Gehirn auswärts und abwärts durch die Nerven gehende Richtung der Seelenthätigkeit durch einen gröber körperlichen Stoff gehemmt, welcher dieselbe auf sich ablenkt; es sind aber hierbei immer ganz vorzüglich jene feineren, unwägbaren Principien geschäftig, welche das Mittelglied zwischen der Seele und dem Leibe bilden, wie wir dieses weiter nachher näher betrachten wollen. Diese, an irgend einem krankhaft erregten Punkt des Leibes sich übermächtig verstärkend, bewirken zunächst die erwähnte Hemmung. Sie sind gleichsam ein äußerer Leib der Seele, durch welchen sie auf ihren Körper wirkt, wie an diesem selber die Nerven durch die Muskeln und Knochen der Glieder hinauswirken auf die äußere Umgebung. Wie aber auch in dieser inneren Region ein Uebermächtigwerden des untergeordneten Materials die Herrschaft des oberen, waltenden Princips beengen und beeinträchtigen könne, das wird uns im Verlauf dieser Untersuchungen deutlicher werden. Wenn

die Alten die wirksame Seele zum Theil mit einem Hauch verglichen, so könnte man, diesem Bilde weiter folgend, sagen, daß in solchen Zuständen der tönende Hauch nur darum nicht mehr hörbar sei, weil er einen Ausgang nach einer andren Richtung hin gefunden, als jene nach dem äußeren Leibe ist. Die Seele, wenn sich zu ihrem Wirkungskreis jene vermittelnden Principien übermächtig hinzudrängen, welche ihr näher verwandt sind, als der wägbare Leib, findet in ihnen einen geheimen Ausweg ihres Verkehres mit der Welt, auf welchem sie selber, und das was sie thut, dem gewöhnlichen Auge unverständlich und unbemerkbar sind.

Wie von den Zuständen des gewöhnlichen Hellsehens, wenn auch alles das, was die Hellsehende sprach und that, beim Erwachen ganz aus der Erinnerung verschwunden ist, zuweilen ein Vorsatz und die Thatkraft zu seiner Ausführung mit hinüber genommen wird ins wache Leben, so kann auch aus dem der Beobachtung unzugänglichen, inneren Bewegen der ohne ihre Schuld entleibten Seele in solchen Fällen, wie der vorhin erwähnte war, der Gewinn, welchen der still erduldete Schmerz im Verborgenen getragen, und das Resultat, welches die ohne Aufhören thätige Seele in ihrem fortwährenden Bilden und Gestalten errungen, übergetragen werden auf das wiedererwachte gewöhnliche Leben der Leiblichkeit.

Auf den Leib eines Schlafenden setzen sich, ungescheut, die Fliegen unsrer Zimmer, die der Wiedererwachte ohne Mühe verscheucht; auf einen verwesenden Leichnam setzt sich jenes ekelhafte Geschmeiß, welches sich selber und seine noch künftige Brut aus der Fäulniß ernährt. So walten auch mit dem beim Wahnsinn entseelten Leibe fremde Kräfte, so wie eben zufällig erschallende Töne der Luft in einem besaiteten Instrument nachhallen. Es sind jedoch diese fremden Kräfte in den Wahnsinnigen der verschiednen Art selber von verschiedner Macht und Art: einige minder ekelhaft und furchtbar, andre sind dieses mehr, und diese zeigen sich offenbar in gewissen Zuständen solcher Art einheimischer und bleibender, als in andren.

Verwandt mit den Irrfahrten der Seele im Wahnsinn ist in mannichfacher Hinsicht der Traum. Man hat deßhalb mit vielem Anschein von Recht den Wahnsinn eine Umkehrung des gewöhnlichen Wechselverhältnisses des Wachens und Schlafens genannt: der Wahnsinnige schlafe, träume und rede im Traum mit offnen Augen und mit dem Anschein eines Wachenden. Gewiß ist, daß die gewöhnlicheren und häufigeren Träume jener Klasse, welche der wachen Erinnerung zugänglich ist, dem vernunftlosen Irregehen des Wahnsinnes sehr ähnlich sind. Es ist in ihnen eine Verkettung der Vorstellungen, welcher die gewöhnliche Ordnung des wachen Denkens eben so fremd ist, als jener des Wahnsinnes; ein blitzschnelles Hinüberspringen von Zeiten auf Zeiten, von Räumen auf Räume, welche in unsrer sogenannten Wirklichkeit durch fast unermeßliche Klüfte geschieden sind. Auch im Traume waltet zuweilen ein Etwas wie ein fremder Wille mit unsrem

Wesen, ein Wille, welcher diesem im Wachen fremd ist. Oder er versucht es wenigstens, mit uns auf seine Weise zu walten, andeutend durch den mehr oder minder gelingenden Versuch, daß seinem Einfluß auf unser Inneres noch Zugänge offen stehen, welche der wache Wille nicht verwahrt, vielleicht nicht einmal bemerkt hatte. In dieser Hinsicht wird der scherzhaft gaukelnde Traum selbst dem tiefer wohnenden Ernst zum Lehrer und Warner.

Allerdings ist der Traum in der Regel ein Zustand der Unvernunft, er bestehet in einem Verlassensein der Seele von dem selbstbewußten, ihre Empfindungen und Bewegungen ordnenden Geiste. Seine inneren Erzeugungen erinnern, wie die des Wahnsinnes, an das Entstehen der Mißgebilde (abnormen Auswüchse) an einem kranken Leibe. Wie aber bei dem Hervorbrechen von diesen die bildende Lebenskraft des Leibes in einem ganz besonders aufgeregten Zustand sich befindet, ein Zuströmen der Säfte, eine Thätigkeit der Gewebe sich kund gibt, und zugleich eine Steigerung der Empfindlichkeit, welche das gesunde Maß weit übertrifft, so sehen wir auch zuweilen im Traum, wenn auch in abnormer Richtung, die eigenthümlichen Kräfte des Geistes in auffallender Weise geschäftig. Es begegnet uns selbst auf diesen Irrfahrten des Seelenlebens öfters ein Witz und eine Schnelligkeit beim Aneinanderreihen der Vorstellungen, eine Macht und Tiefe des Ausdruckes, ein Ferngesicht, welches das längst vergessen geschienene Vergangene eben so hell beleuchtet, als das noch Künftige, wie sie in solcher Stärke dem alltäglichen wachen Leben nicht zukommen. Denn daß im Traume zuweilen prophetische Kraft sei, erkannte schon das Alterthum mit Recht an, und es hat die neuere Zeit die häufig wiederkehrenden Thatsachen, welche jenes Ferngesicht bestätigen, nicht hinwegläugnen können.

Dieses Ferngesicht des Traumes gehet zuweilen, gleich den Warnungen und Voraussetzungen des Sokratischen Dämons, die näher oder ferner liegenden wichtigeren Schicksale des Träumers oder der ihm nahe verbundenen Personen an. Träume dieser Art, welche vor einer nahen Gefahr des innren Menschen warnten, Träume, welche mit voller Sicherheit und Klarheit den Tod eines damals noch gesunden, innig geliebten Menschen voraus verkündigten, oder welche unter stets sich gleich bleibenden symbolischen Bildern eine eigne, nahe Krankheit andeuteten, kenne ich aus eigner Erfahrung, und kann ihr wirkliches Vorkommen bezeugen. Dergleichen Fälle finden sich aus älterer wie aus neuerer Zeit in großer Zahl aufgezeichnet. Ein bedeutungsvoller Traum des Vaters war es, der dem Galen endlich zu seinem eigentlichen Berufe, der ausübenden Arzneikunde, den Weg bahnte. — Um nur aus neuerer Zeit ein hieher gehöriges Beispiel anzuführen: es wurde dem Professor der Theologie und ersten Director des Collegii Fridericiani zu Königsberg, Doctor Lysius, in dem trostreichen Ferngesicht eines Traumes die Stätte seiner künftigen Wirksamkeit als Theolog gezeigt zu einer Zeit, wo der durch mannichfache Noth gebeugte

Mann nahe daran war, den Beruf seines Lebens ganz aufzugeben. Ueberhaupt sah der Doctor Lysius, dessen innere und äußere Erfahrungen Reichardt in seinen Beiträgen (B. I.) auf eine vielen Seelen erfreuliche Weise bekannt gemacht hat, im Traume und traumverwandten Gesichten mehrmalen Ereignisse mit Bestimmtheit voraus, an deren Eintreffen damals noch nicht zu denken war, obgleich die genaue Erfüllung, wodurch sich die Wahrheit jener Fernblicke bewährte, ihn niemals in seiner philosophischen Zweifelsucht an der Bedeutung der Träume störte oder den seltsamen, natürlichen Widerwillen, welchen der nüchtere Mann gegen alle Erscheinungen dieser Art hatte, zu heben vermochte. Denn es wird nicht selten beobachtet, daß gerade solche Menschen, welche eine ganz besondere Anlage zu dergleichen psychischen Zuständen haben, mit allen Kräften ihres wachen und verständigen Zustandes dagegen kämpfen, wie die Pythia öfters dazu gezwungen werden mußte, daß sie dem inneren Zug zum Weissagen sich hingäbe. — Einem Freunde des Philologen Ernesti wurde, als er kaum dem Knabenalter entwachsen war, in einem Traume mit größter Genauigkeit das Zimmer, das Behältniß und der Ort in diesem angezeigt, wo sich ein Actenstück aufbewahrt fand, durch dessen Ermangelung seine Familie nach dem Tode des Vaters in eine sehr peinliche Verlegenheit versetzt worden war.

Wenn in allen diesen Fällen das Vorausgesicht des Traumes einen etwas ernsteren, pythischen Charakter an sich trug, so hat es dagegen in andern ganz jenes leichtere Alltagsgewand getragen, welches bei dem magnetischen Hellsehen gefunden wird, wenn sich dieses auf ganz unbedeutend scheinende, künftige Ereignisse bezieht. Hievon erzählt uns Gassendus aus dem Leben des berühmten Peirescius ein Beispiel. Dieser gelehrte Mann, welcher ein leidenschaftlicher Sammler von Alterthümern war, befand sich einst (im Jahre 1610) in Gesellschaft des Jacob Raynerius auf einer Reise nach Nimes. Als in der Nacht vor ihrer Ankunft in Nimes beide schliefen, da wird Raynerius durch ein unverständliches, lautes Sprechen des Peirescius aufgeweckt, und er bemerkt, daß dieser wie im schweren Traume redet. Er ruft ihm und fragt ihn zugleich, was ihm denn Neues im Traume vorkomme. — Da antwortet Peirescius: „Ei welch angenehmen Traumes hast du mich beraubt. Ich war, so däuchtete mich, eben in Nimes, wo mir ein Goldschmied die goldene Münze des Julius Cäsar zum Auswechseln anbot.“ — Am Morgen wird denn die Reise nach Nimes fortgesetzt. Dort angelangt, beschließt Peirescius, vor dem Mittagessen noch ein wenig in der Stadt umherzugehen. Siehe, da trifft er auf denselben Goldschmied, der ihm im Traume vorgekommen war, fragt diesen, ob er etwa seltene Münzen besitze, und erhält die Antwort: ja, er habe die goldene Münze des Julius Cäsar. Diese kauft denn Peirescius, fröhlich über den seltnen Fund so wie über den Traum, der ihn erst zu jenem Goldschmied hingewiesen hätte.

Einer besondern Bemerkung scheinen noch jene Träume werth, welche mehreren Menschen zugleich und fast ganz in derselben Form kamen. Auf diese Weise träumte dem Dr. K. W. Justi und seiner Gemahlin in derselben Nacht ein und derselbe Traum, welcher den Tod eines geliebten Kindes vorausbedeutete. Das Auffallendste hiebei war, daß dieses Nachtgesicht nicht mit klaren Worten den Trauerfall ansagte, sondern ihn in einem Bilde vorausbedeutete, welches sich beiden Eltern als dasselbe zeigte. Denn einem wie dem andern war das Kind auf einer grünen Aue aus den Händen und Augen verschwunden; im Traum beider erschien der Ort, wohin der Entflohene aufgenommen ward, als ein Palast.

Obgleich daher schon Aristoteles vor einem zu hoch Erheben und Ueberschätzen auch der richtig vorbedeutenden Traumgesichte warnt aus dem einfachen Grunde, weil sie dem Ruchlosen eben so häufig widerfahren als dem Frommen, und obgleich noch hinzugefügt werden muß, daß überhaupt das, was der Traum ihm bringt, dem Geiste ohne seinen Willen und ohne sein Zuthun kommt, darf dennoch dieses alltägliche Ereigniß des Seelenlebens in seiner Bedeutung, vielleicht selbst als Bildungsmoment des innern Menschen, nicht ganz übersehen werden.

Wir fügen noch einige andere Bemerkungen über den Traum bei.

Die meisten Träume der Nacht finden zu der wachen Erinnerung eben so wenig Zugang, als die Gesichte und Reden des Hellsehens, und es ist öfters das Zeichen eines ganz vollkommnen und gesunden Schlafes, daß er, wie die Ohnmacht, ohne innerliche Träume ist. Jene Sprache, welche alsdann der selbst im Schlafe thätige Geist im inneren Grunde der Seele vernimmt, ist eine andre, als die, welche das Ohr hört und die Zunge spricht; sie wird in der Region des gewöhnlichen, leiblichen Zustandes eben so wenig verstanden und vernommen, als das inwendige, geistige Selbstgespräch eines denkenden Mannes vom Ohr der Umstehenden. Es scheint beim tiefen Schlafe allerdings, als sei in ihm gar kein inneres Aufmerken auf die umgebende Außenwelt und ihre Bewegungen. So wie aber, nach einer schon erwähnten Beobachtung, die Seele im Zustande des Hellsehens es wußte, was mit ihrem Leibe und um denselben vorgegangen und gesprochen worden war, während eben dieser Leib in bewußtloser Ohnmacht dagelegen, so weiß sie nach andren, verwandten Beobachtungen, in jenen Zuständen eines höheren Selbstbewußtseins auch über das Rechenschaft zu geben, was während des Schlafes in Beziehung auf ihre Persönlichkeit geschehen. Hierdurch bezeugt sie, daß sie auch dann in einem beständigen Verkehr mit der Außenwelt und in einem Aufmerken auf diese verbleibe; nur geschieht dieser Verkehr auf einem andren Wege, als durch die Sinnen, und läßt sich deßhalb nicht von der Erinnerung verfolgen (nach §. 26). Das Fortbestehen jenes Verkehrs auch im Schlafe verräth sich schon in dem sehr bekannten Vermögen vieler Menschen, genau um jene Zeit zu erwachen, welche sie sich

beim Einschlafen vorher bestimmt hatten. Die Seele bemerkt also auch da, wo sie uns außer allen Schranken der Gegenwart bald im Vergangnen, bald im Künftigen herumzuirren schien, die Aufeinanderfolge und den Verlauf der Zeit. In andren Fällen hat sich das fortwährende Aufmerken auf die Außenwelt darin gezeigt, daß die Seele ihren Leib auch aus dem tiefsten Schlafe aufweckte, wenn sich Gefahr nahte, selbst dann, wenn dieses Annähern ungleich leiser und unbemerkbarer war, als ein andres Geräusch, das kurz vorher um den Schlafenden laut wurde.

Aus dem Seelenleben des tieferen Schlafes bildet, eben so wie aus jenem des Hellsehens, der gewöhnliche, erinnerliche Traum den Uebergang. Durch diesen scheint uns zuweilen auch jener Zusammenhang beleuchtet zu werden, in welchem die Schlafzustände eben so unter einander stehen, wie jene des Somnambulismus. Wir erinnern uns im Traume dieser Empfindung, jenen inneren Sinneneindruck schon sehr oft gehabt, in diesen oder jenen Verhältnissen des Wahnlebens uns schon sehr oft befunden zu haben, und doch war beides niemals im Wachen der Fall gewesen; der Traum konnte seine Erinnerungen nur an seine eignen, vorhergehenden Nachtgebilde geknüpft und angesponnen haben. So gehet eine ganze innere, dem äußeren Sinne verborgne Geschichte der Entwicklung unsres Wesens ohne Zuthun unsres Willens und des eignen geistigen Wirkens neben der des wachen Lebens her und mitten durch dasselbe hindurch. Ihre äußersten Fäden knüpfen sich nach beiden Seiten hin an eine Ewigkeit, welche war, noch ehe das leibliche Leben seinen Anfang genommen, und welche sein wird, wenn dieses endet. Dennoch, obgleich der Fels, aus dem die Baumeisterin ihr Haus errichtet, so alt ist als die Erde und auch bleiben wird, wenn der Bau längst vollendet ist, bleibt dem Geiste von diesem ewigen Felsen nur das als ewiges Eigenthum, was sie aus ihm hienieden in der Arbeit des Lebens sich erbaute: ein Tempel zur Ehre oder ein Haus zur Unehre. Nicht das, was wir im Traume empfunden oder vernommen, sondern das, was wir im wachen Leben gewirkt und erworben, gehört dem Geiste selber an. Wir blicken allerdings in solchen Zuständen zuweilen, wie ein Auge, das durchs Fernrohr in ein fernes, schönes Gebirge und seine reichen Auen schaut, in eine höhere, geistigere Region. Aber die Früchte, welche auf jenem Gebirge wachsen, werden nur dann unser, wenn wir uns, nicht ohne Anstrengung, zu demselben hinbewegen und es ersteigen.

Wir nehmen übrigens auch aus dem Traume nicht selten einen Nachklang der inneren Anregungen mit uns in die Thatkraft des wachen Lebens hinüber, ohne deutlich zu wissen, woher er uns kam: Heiterkeit oder Trauer aus unerklärlichem Grunde; ein plötzliches, deutlicheres Verstehen von Gegenständen und Aufgaben des inneren Nachdenkens, mit welchen wir uns vorher lange und vergeblich abgemüht.

So erzählt ein Mann, der sich als ein treuer Zeuge der Wahrheit erwiesen hat, die sich zu seinem gesegneten Wirken bekennt, wie er sich zu ihr bekannt hat, der geheime Kirchenrath Schwarz in Heidelberg, daß er als achtzehnjähriger Jüngling, wo er die mathematischen Vorlesungen des trefflichen Böhm besuchte, im Traum schwierige Aufgaben gelöst, ja einstmals, aus einem solchen Traum erwacht, sich an den Tisch gesetzt und einen schwierigen Lehrsatz der Dioptrik hingezeichnet und bewiesen habe. Hierauf legte er sich wieder nieder und schlief von neuem ein. Als er zum zweiten Male erwachte, betrachtete er die nächtliche Arbeit, vermochte aber den vorher so mit Leichtigkeit geführten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen.

Eine Mittheilung von derselben ehrwürdigen Hand über einen mehrfach merkwürdigen Traum der Kindheit soll als theure Gabe der Liebe hier wörtlich aufgenommen werden und so den Beschluß dieses Paragraphen bilden.

„Es mochte etwa in meinem neunten Lebensjahre sein, als ich anfing, Griechisch zu lernen. In der lateinischen Schule des Städtchens Gr. war damals ein wackerer Rector, der für jene Zeit sich darin auszeichnete, daß er diese Sprache einführte. Sie zog mich an, unerachtet der Unterricht sehr dürftig war. Wir kleinen Knaben mußten sogleich an dem Evangelium Johannis uns versuchen, nachdem wir nur in das Decliniren und Conjugiren so einigermaßen hereingekommen waren. Indessen lernten wir täglich in unserm griechischen Wörterbuch so gut als in unserm lateinischen Cellarius. Diese Freude dauerte nicht lange für mich. Denn ich kam in die lateinische Schule des Städtchens M., wo an das Griechische nicht gedacht wurde. Doch entfremdete ich mich nicht von meiner Hallischen Grammatik. Nach einigen Jahren war ich so glücklich, anderswohin in einen bessern Unterricht zu kommen, nach A., wo ich das Privatinstitut eines jungen tüchtigen Schulmanns besuchen durfte. Die griechische Grammatik, versteht sich nach damaliger Weise, die Etymologie mit aller Genauigkeit der Accente, wurde tüchtig auswendig gelernt, und ich war sogar so glücklich zuhören zu dürfen, wenn die größern Schüler in Geßners Chrestomathie übersetzten, und das Buch selbst zu besitzen. Um diese Zeit, ich war zwölf bis dreizehn Jahr alt, hatte ich einen Traum, worin mir meine verstorbene Großmutter (eine fromme Frau, auf die ich sehr viel hielt) mein Lebensschicksal auf einer Pergamentrolle in griechischer Sprache vorlegte. Ich verstand Alles, als wäre es in deutscher Sprache, war aber nicht mit allem zufrieden, und wollte dieses und jenes anders wünschen. Hierauf aber erwiederte meine Großmutter Folgendes, das ich unten geschrieben las:

ταῦτα χρησμῳδηθεῖσα χρησμῳδέω σοι.

„Hierauf erwachte ich; alles war vergessen, Worte und Inhalt, ich mochte mich besinnen, so viel ich wollte, denn der Traum hatte mich sehr bewegt. Nur diese letzten Worte standen noch ganz vor meinen Augen

mit allen griechischen Sprachzeichen, wie sie da oben stehen, und so schrieb ich sie augenblicklich auf die Papierdecke meiner griechischen Chrestomathie, wo sie mir noch im männlichen Alter unter die Augen gekommen sind. Aber ich verstand sie nicht, denn ich mußte das Wort *χρησμῳδέω* erst im Lexikon aufsuchen, weil es mir damals noch ganz fremd war.

„Man wird die Genauigkeit bemerken, sogar im nicht accentuirten enklitischen *σοι*, und im Feminin des Partic. aor I. pass., da es eine Frau war, welche das von sich sagte. Daher darf man wohl zurückschließen, daß ich auch das andere Griechische ganz richtig im Traume vor mir hatte. Wie war nun die Seele im Stande so etwas zu produciren, das sie im wachen Bewußtsein nicht verstand, und welches sie vielleicht kaum nach allen Schuljahren zu schreiben fähig geworden? Bewußtlos mochte sie allerdings die Worte wie jenes *χρησμῳδεῖν* gehört haben, aber zur Erklärung der Sache gehört doch da noch mehr."

Erläuternde Bemerkungen. Alle jene Zustände, welche der vorstehende Paragraph betrachtet, stimmen darin überein, daß der vernünftige, seiner selbstbewußte, selbstmächtige Geist in seiner Herrschermacht über Seele und Leib gehemmt, seiner gesunden Wirksamkeit verlustig geworden sei. Dennoch bleibt dem menschlichen Wesen auch in diesen Zuständen das, was zunächst eine Gabe seines inwohnenden (wenn auch latenten) Geistes ist, die Persönlichkeit mit all ihren jetzigen und künftigen Rechten. Wie jene Blumen, welche ohne thierische Empfindung und Beweglichkeit dennoch der Sonne sich öffnen und durch eine leise Drehung ihres Stengels der Stellung derselben folgen, so bewegt sich selbst in der äußerlich verkümmertsten Menschennatur der Drang eines geistigen Sehnens nach dem hin, was des Geistes lebende Sonne ist. Jener stumme Cretine zu Näfels in der Schweiz, von welchem Guggenbühl berichtet, daß derselbe, ohne der äußeren Erinnerung zu bedürfen, die kirchlichen Festtage wußte; jene leiblich im tiefsten Grade verkümmerte Menschennatur zu Seedorf in Uri, welche nur für das einfache, kindlich kirchliche Gebet verständliche Worte und einen Ausdruck der inneren Theilnahme hatte, und viele andre Cretinen bezeugen dieß. Noch weniger, wie dieß einzelne im Paragraph erwähnte Fälle und die öftere Wiederkehr des Selbstbewußtseins kurz vor dem Tode bezeugen, gehet dem menschlichen Wesen in den Zuständen der Störungen des Seelenlebens und der sogenannten Geisteskrankheiten seine eigentliche Persönlichkeit mit all ihren Rechten und Hoffnungen verloren, und obgleich der Traum ein Ereigniß ist, das dem Geiste ohne seinen Willen, ohne sein Zuthun widerfährt, zeigten uns schon die oben erwähnten Erscheinungen aus dem Traumleben, daß der Geist bei der Rückwirkung auf den empfangenen Stoff und bei der Bildung des empfangenen Elementes nicht unthätig sei. In Beziehung auf die Aeußerungen des Willens ist der Traum ein Zustand der Gebundenheit und der Unvernunft, in welchem jedoch die Fähigkeit des geistigen Vernehmens nicht selten ungeschwächt und unverkümmert bleibt.

Mit der Geschichte und heilkräftigen Behandlung des Cretinismus hat sich in neuerer Zeit Dr. Guggenbühl auf eine höchst verdienstvolle Weise beschäftigt

(m. s. seine Schriften, namentlich den „Hülfsruf aus den Alpen" u. a. m.) Dieser Zustand, auf dessen niederster Stufe nur noch Lebenskraft, die vegetative Seele, nicht einmal die thierische und noch weniger der selbstbewußte Geist in ihrer sonstigen (normalen) Weise wirksam sind, ist unverkennbar deutlich in der Unbewirkbarkeit der leiblichen Organe für den psychischen Einfluß begründet. Auf das Entstehen des Cretinismus hat die umgebende Natur, namentlich der Zustand der Atmosphäre, entschiedenen Einfluß. Er zeigt sich vorzugsweise in den feuchten Thälern der Hochgebirge, nicht aber auf solchen Höhen der letzteren, welche in den mittleren Graden der Breite 3000 Fuß übersteigen. Auch die Beschaffenheit des Trinkwassers (sein Gehalt an Quellsäure) scheint von Einfluß. Das Leiden selber bleibt sich übrigens in allen Weltgegenden, in den Hochgebirgen von Thibet wie in den Cordilleren, am Kaukasus und Ural, wie in den Pyrenäen und in unsern Alpen, in einzelnen Gebirgen von England, wie in der schwäbischen Alp seiner Form nach gleich. Am augenfälligsten findet sich die Region der Sprachorgane und ihre Nachbarschaft durch kropfartiges Anschwellen der Schilddrüse, Dicke der Zunge, Schlaffheit oder Mißbildung der Stimmbänder entstellt und krankhaft verändert, der Kopf ist unförmlich groß, und dennoch die Gehirnhöhle häufig sehr verengt. Die Lippen, welche später schlaff herabhängen, sind schon bei dem neugebornen Cretinen zum Saugen ungeschickt, die Augen wie die Gesichtszüge erscheinen seelenlos. Nur selten werden diese Unglücklichen über 30 Jahre alt. In frühester Kindheit kann die Anlage zum Cretinismus durch Versetzung an einen gesünder gelegenen Ort und durch angemessene Pflege noch gehoben werden.

Auch der gewöhnliche angeborne Blödsinn findet sich meist mit scrophulösen oder rhachitischen Leiden zusammengesellt, auch bei ihm kann sich der Zustand der Entseelung bis zur Gefühllosigkeit gegen den Schmerz und gegen den Drang der gemeinsten Lebensbedürfnisse steigern. Nicht selten büßen solche Unglückliche die Schuld ihrer Eltern, die ihnen im Zustand des Rausches ihr Entstehen gaben. Ein besserer Anbau des Landes, bessere Einrichtungen der Wohnungen, zweckmäßigere Nahrung der Kinder und die Abschaffung der mit ansteckender Gewalt wirkenden Sitte, die Cretinen zur Wartung andrer kleiner Kinder zu verwenden, hat der Verbreitung des Cretinismus in unsern europäischen Alpengegenden großen Einhalt gethan; die Cretinen haben sich überall vermindert.

Wir fügen den erläuternden Bemerkungen über den Blödsinn so wie über den in keiner wesentlichen Verbindung mit ihm stehenden Albinismus noch Folgendes bei:

Die oben im Paragraph erwähnten Erfahrungen des edlen, hochverdienten Dr. Guggenbühl über die unverkennbaren Regungen eines geistigen Lebens und über die Erziehungsfähigkeit der Cretinen finden sich auch neuerdings wieder mitgetheilt in einem lesenswerthen Aufsatz der Beilage zu Nr. 4 der „Allgemeinen Zeitung" für 1850. Das Ausführlichere hierüber ist in den Schriften des trefflichen Mannes über den Cretinismus und seine heilkünstliche Behandlung zu lesen. Ueber denselben Gegenstand, so wie von der wissenschaftlichen Unterscheidung der verschiedenen Formen des blödsinnartigen Zustandes habe auch ich in meinem Buche: die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele S. 152 u. f. gesprochen. Damals war das segensvolle Unternehmen des Dr. Guggenbühl,

Die Begründung einer Heilanstalt für Kinder, die an Cretinismus leiden, ein zwar bereits vielversprechendes, dennoch aber erst in der Entwicklung begriffenes. Der Abendberg bei Interlaken ist seitdem das Zeugniß einer eben so heldenmüthigen Glaubensthat geworden, als die Stiftungen des A. H. Francke in Halle. Von den 300 Kindern, welche in den wenigen Jahren, seit denen die Anstalt besteht, in die Heilanstalt auf dem Abendberge (3000 Fuß über der Meeresfläche gelegen) aufgenommen wurden, konnten viele kaum die Glieder regen, welche nun wie gesunde Kinder gehen und springen. Mit dem Gebrauch der leiblichen Glieder zugleich ist ihnen aber auch jener der Seelenkräfte wieder geschenkt worden. In solcher Weise ist bereits ein Drittel der Gesammtzahl vollkommen geheilt, der Zustand der andern aber merklich verbessert worden. Selbst für das Gebiet der Psychologie ward bei dieser Gelegenheit ein Feld gewonnen, das eben so reich an Aufschlüssen als geeignet für praktische Erweisungen des wissenschaftlichen Erkennens ist.

Auch über die Albinos habe ich in meinem vorhin erwähnten Buche S. 167 u. f. ausführlicher gesprochen. Die normale Färbung der Haare wie der Haut des Menschen scheint allerdings, wenn man die Mehrzahl der Individuen beachtet, die brunette zu sein, diese verläuft jedoch durch unmerkliche, gesunde Uebergänge, deren Entstehen von klimatischen Einflüssen abhängig war, auf der einen Seite in die äthiopisch schwarze, wie in die hochblonde Färbung. Als Spielart jedoch, welche von jenem Einfluß nicht abhängt, treten daneben die milchweißen Menschen oder die Albinos auf. Sie kommen unter den (dunkelfarbigsten) Völkern der heißen Zone noch häufiger vor als unter den hellfarbigen der gemäßigten oder kalten Zone. Die Albinos vom Negergeschlecht (Dondos genannt) haben neben der weißen Färbung der Haut und des Haares die ganze Physiognomie und das wollartig durcheinander gekräuselte Haar ihres Stammes beibehalten. Es gibt Familien der Neger, in denen von Zeit zu Zeit nach einer oder mehreren Generationen, bei denen beide Eltern schwarz waren, auf einmal wieder ein Albinokind geboren wird. Aus den Ehen der Albinos und Schwarzen werden aber meist wieder schwarze Kinder erzeugt (Prichard Naturgesch. des Menschengeschl. I. S. 428—429). Namentlich auf der Landenge von Darien findet sich die Spielart der Milchweißlinge oder Albinos häufig. Sie sind am Tage träge, erscheinen dann von dem hellen Scheine und von der Wärme der Sonne wie gelähmt, in der Dämmerung aber und namentlich in Mondscheinnächten zeigen sie sich überaus munter, laufen und springen dann im Dunkel der Wälder eben so leicht und schnell, ja noch schneller herum als die andern Indianer am Tage, doch sind jene von zärterem Bau und geringeren Muskelkräften als diese. Auch die Albinos der Hindus (die Tschakrelas) sind Tagblinde, die dagegen bei Mond- und Sternenlicht desto deutlicher sehen. Wie auf dem Festland der heißern Zone, so hat man auch auf vielen Inseln des indischen Meeres und der Südsee die milchweiße Spielart der Menschen beobachtet. Bei den Negern der südlichen Westküste von Afrika werden hin und wieder die Milchweißlinge oder Albinos in hohen Ehren gehalten und um den Hofstaat der Könige versammelt. Es wird hieraus die Freude begreiflich, mit welcher nach Parsons Bericht ein schwarzer Vater den ihm neugebornen Milchweißling betrachtete, dessen Spielart in mehreren Generationen seiner Familie wiedergekehrt war (Prichard a. a. O., S. 428).

Allerdings ist die Complexion des Albinismus nicht selten mit einer Schwäche, zuweilen mit einem tieferen Grade der leiblichen wie geistigen Kräfte verbunden, aber im Ganzen begreift diese Spielart der äußerlichsten Menschenform eine eben so große Verschiedenheit der Anlagen in sich, als der gewöhnliche, gesunde Zustand, und es gibt dumme, mittelmäßig und hochbegabte Naturen dieser Art.

Einer der geistvollsten Albinos unter allen, welche die Geschichte der Wissenschaft und namentlich die der Arzneikunde kennt, war der im Jahre 1814 zu Erlangen verstorbene Dr. Med. Sachs; ein Jüngling, ausgezeichnet durch gleich harmonische Vollendung des Erkennens und Wollens. — Die Grade des Blödsinnes und die Eigenschaften desselben finden sich gut beschrieben in G. E. Schulze's psychischer Anthropologie (Göttingen 1819), S. 221.

Ueber das Wechselverhältniß, in welchem die Entwicklung des Gehirns mit jenem der Schädelknochen steht, vergl. m. oben den betr. §. 17.

Das, was Kant in der Beschreibung der Geschichte des Selbstbewußtseins von dem Unterschied des Kindesalters vom reiferen Alter sagt, daß jenes das eigene Selbst als etwas Aeußeres und Freies zu betrachten und von sich in der dritten Person zu sprechen pflege, bis der Moment komme, in welchem auf Einmal das Ich als solches unwiderruflich hervortrete, läßt uns die Blödsinnigen im Zustand der frühesten Kindheit, welche noch nicht zum eigentlichen Selbstbewußtsein reifte, erblicken.

Von einem Blödsinnigen, welcher sogar ziemlich zusammengesetzte Rechnungen, ohne sie vor sich zu sehen, wie man zu sagen pflegt, aus dem Kopfe löste, erzählt Hofbauer in seinen Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände, B. II. (1803) S. 86. — Ueber andere im Paragraphen erwähnte Fälle vergl. m. Ph. Pinel philosoph. medic. Abhandl. über Geistesverirrungen oder Manie, übersetzt und mit (reichhaltigen) Anmerkungen versehen von M. Wagner, Wien 1801, S. 180; Mauchart a. a. O.; Schulze a. a. O.

Während in den tiefsten Graden des Blödsinns der Zug (Rapport) der Seele zur Außenwelt fast gänzlich fehlt, und mithin kein eigentliches, festes Aufmerken, deßhalb auch keine Erinnerung gefunden wird, finden wir bei Blödsinnigen von mittlerem Grade einzelne Geistesanlagen oft sehr ausgezeichnet und entwickelt. Es rechnete ein übrigens völlig Blödsinniger leichte algebraische Aufgaben im Kopfe und zwar mit besonderer Schnelle aus. Ein vor wenig Jahren verstorbener Blödsinniger, August Weck, besaß ein so außerordentliches Sach- und Wortgedächtniß, daß er eine Menge auf seine vielfältigen und weiten Fußreisen ihm mitgegebene Aufträge, so verschieden auch diese waren und so sehr sie sich durchkreuzten, Monate, ja Jahre lang treu in der Erinnerung behielt. Den Inhalt ganzer Briefe, die man ihm vorgesagt, merkte er wörtlich und konnte ihn nach einiger Zeit der Person, an welche der Brief gerichtet war, unverkürzt und treu hersagen. Nach Jahren wußte er noch, womit er an den verschiedensten Orten und von den verschiedensten Personen bewirthet worden sei, obgleich ihm dieses Aufmerken absichtlich dadurch erschwert wurde, daß man ihm von den mannigfaltigsten Speisen vorsetzte. Vielleicht hatte er diese seltsame Richtung des Gedächtnisses noch mehr durch die Gewohnheit entwickelt, jedes Mal beim Abschied von seinen Gastfreunden für alle empfangenen Wohlthaten so einzeln zu danken, daß er es nie vergaß, mit dem Kaffee zugleich auch die darin empfangene Milch und den Zucker zu erwähnen.

Außer dem Sach- und Wortgedächtniß hatte in diesem Menschen auch das Ortsgedächtniß eine ausgezeichnete Stärke und Schärfe. Es zeigte sich dieß auf jenen Wanderungen, welche der Blödsinnige jährlich durch einen bedeutenden Theil des mittleren Deutschlands machte. Es erschienen diese Wanderungen mehr als die Wirkung eines instinctartigen, unwiderstehlichen Dranges, denn als Folgen der Armuth und Noth, welche etwa bloß die kleinen Gaben suchte, die er auf solchen Reisen von seinen Wohlthätern empfing. Man hat ihn an einem Orte in Thüringen, wo er von einem liebreichen Gastfreund aufs beste bewirthet und mit solchen Bequemlichkeiten versorgt war, wie er weder in seiner Heimath, noch auf Reisen finden konnte, nach einigen Tagen unruhig werden sehen; die Augen immer nach dem Fenster und ins Freie gerichtet, halblaut vor sich hin murmelnd, Namen von Orten und Personen, die er auf jener Wanderung noch besuchen wolle. Zuletzt, da der immer stärker werdende Drang die dem Blödsinn natürliche Menschenscheu überwunden, hat er sich wie in dringend nöthigen Geschäften aus dem gastfreien Hause aufgemacht, obgleich diese Geschäfte keine anderen waren, als daß er einigen Personen an entfernten Orten einen Gruß von Bekannten zu bringen hatte, und obgleich die Gaben, die er noch außer den reichlichen, bereits empfangenen, durch Vermittlung jenes Gastfreundes empfangen sollte, bei weitem die überstiegen, welche er auf der weiteren Wanderung erwarten durfte. Wie bei wandernden Thieren hatten auch die Reisen jenes Blödsinnigen zu bestimmten Gegenden und Personen ihre gewisse Zeit im Jahre.

Obgleich auf diesen Reisen ein ganz besonders geschärftes Ortsgedächtniß den Blödsinnigen vom Erzgebirge nach Holland und nach Schlesien geleitet hatte, zeigte sich dennoch auch bei diesen Erinnerungen der sonderbare Mangel, daß er sich die Lage gewisser Orte nur so vorstellen konnte, daß er die eine beständig rechts, die andere links nannte, ohne zu bedenken, daß dieses Verhältniß sich ändern müsse, sobald das jene Städte sehende Auge eine andere Stellung zu ihnen annähme. Eben so fehlte auch öfters und augenfällig das Verstehen der Worte, welche er treulich gemerkt und nachgesagt hatte, und er sprach seinen Abschied vom Militär, der ihm vorgelesen und schriftlich mitgetheilt worden war, auf eine Weise aus dem Gedächtniß her, daß man deutlich bemerken konnte, die Worte „er sei seines Blödsinnes halber entlassen worden" seien ihm eben so unverständlich, als manch andere Worte des Abschieds.

Als ihm ein gewisser Herr, den er aus Dankbarkeit für genossene Wohlthaten nach Aufträgen fragte, vielleicht nur um die von Anderen gerühmte Ehrlichkeit und Pünktlichkeit des Blödsinnigen auf die Probe zu stellen, etwas Geld gab, mit dem Befehl, dafür einige Goldfische aus Holland zu bringen, machte sich der immer Wanderlustige mit einem entlehnten Fäßchen und Schubkarren sogleich auf den Weg. Auf dieser ganzen Reise muß er sich den Lebensunterhalt erbettelt haben, ohne auch nur einen Heller von dem ihm mitgegebenen Gelde zu nehmen, denn die zurückgebrachten Rechnungen und Zollscheine wiesen aus, daß er Alles, pünktlich genau, zum Ankauf von Goldfischen verwendet habe, obgleich in dem Fäßchen selber bei der Zurückkunft nichts als Gräten gefunden wurden, weil der Blödsinnige auf der ganzen Reise versäumt hatte, das von ihm auf scherzhaftes Anrathen der Bedienten schon von Hause mit-

genommene Wasser zu erneuern. Von dem Unterschied der Stände und seiner Bedeutung so wie von vielen anderen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft hatte jener Mensch, so viel er auch unter anderen Menschen sich herumgetrieben, keinen rechten Begriff, und man sah ihn in einer gewissen Residenzstadt plötzlich vor dem Schlosse stehen bleiben und einem Herrn an einem oberen Fenster, den er wahrscheinlich für den Herzog selber hielt, laut zurufen, ein (gewisser) Gutsherr ließe den Herrn Herzog schön grüßen. Als ihm hierauf mit Bestrafung (Einsperrung) gedroht worden, entfernte er sich murmelnd: er müsse doch ausrichten, was ihm aufgetragen sei, und wie es schien sehr verwundert, daß man einen Gruß, der doch vermuthlich nur eine Erfindung des Bedienten jenes Gutsherrn gewesen war, so ungewöhnlich aufgenommen. Eheleute pflegte er insgemein für Geschwister zu halten, und wenn er entfernt wohnende Freunde von ihnen grüßte oder ihrer sonst Erwähnung that, nannte er fast immer das Weib die Schwester des Mannes oder den Mann des Weibes Bruder. Es hatten bei diesem Menschen, welcher wie andere Blödsinnige in Erfüllung der religiösen Gebräuche sehr genau war, auch diese einen ganz eigenthümlichen, sonderbaren Charakter bekommen, und er pflegte, ehe er zu gewissen Zeiten zur Beichte und Abendmahl ging, nicht bloß Verwandte und Nachbarn auf die gewöhnliche, von ihm erlernte Weise um Vergebung zu bitten, „wenn er ihnen etwas zu Leide gethan," sondern sein beständiger Drang zum Wandern benutzte, scheint es, diese Gelegenheit, um ihn dann viele Meilen weit in der Runde zu Menschen zu führen, welche er zum Theil nur wenige Male und immer nur um diese Zeit gesehen. Auch bei diesen wiederholte er dann jene Abbitte, welche sonst nur für nahe Bekannte und Verwandte bestimmt scheint.

Es war nicht uninteressant, jenen Blödsinnigen seine Lebensbeschreibung erzählen zu hören, welches er zuweilen ohne alle von außen gegebene Veranlassung that. Er hatte beim Erzählen die Augen zur Erde gerichtet oder starrte vor sich hin, die Erzählung sprang wunderlich von der Erwähnung des Geburtsortes zur Erwähnung seiner Militärdienste oder aller der Freunde, die er an vielen verschiedenen Orten besucht habe, und der von diesen empfangenen Bewirthung; sie war durchwebt mit einzelnen Bemerkungen über den Preis und die Ausdauer verschiedener Zeuge zu Kleidungsstücken und mit Urtheilen über die Allgemeinheit, in welcher überall (in Schlesien, Sachsen, Franken, Hessen und Holland) einige Diebe gefunden würden. In der That, jene Bemerkung von Carus, daß zwar in allen Menschen eine Spur von Vernunft sei, vielen aber der Verstand fehle, schien bei unserm Blödsinnigen sich zu bestätigen, denn es war ganz vorzüglich der Mangel an Verstand, welcher seinen (gleichsam innerlich blindgebornen) Zustand von dem gewöhnlichen und gesunden unterschied. —

Sehr bezeichnend sagt Basilius der Große über solche Seelenzustände, welche der vorstehende Paragraph, so wie auch Paragraph 25 beschrieben: „Wenn die herrschende, das Gute klar beschauende Thätigkeit der Seele nachläßt, dann erheben sich die Affecte des Leibes gleich bösen und frechen Hunden und bellen die Seele an, ja sie zertheilen (zerreißen) die lebendige Kraft derselben unter sich (*τὴν ζωτικὴν αὐτῆς δύναμιν πρὸς ἑαυτὸ μεριζόμενον*. Basil. Caesar. constitut. Monastic. c. II ed. Par. T. II p. 541).

Wir fügen zuerst Einiges über den Traum bei:

Ueber Weissagungen im Traum meist nach Aristoteles vergl. m. Sext. Empir. contradict. L. IX, 21, ed. Fabr. 553. — Viele Stellen der Alten zusammengestellt von Jul. Caes. Scaliger ad Hippocr. de insomniis; Petr. Petit lib. de Sibylla; Meric. Casaubon de enthusiasmo c. 2. — „Es träumen (nach Aristoteles) die Pferde, Hunde, Ochsen, Schafe und Ziegen und alle lebendig gebärenden Vierfüßer, bei den eierlegenden Thieren ist es ungewiß. — Der Mensch träumt am meisten unter allen Thieren — ganz kleine Kinder weniger: das Träumen fängt bei den Meisten erst im vierten, fünften Jahre an! (Aristot. hist. anim. L. IV, c. 10.) Oder nach einer andern Stelle (L. VII, c. 10), träumen zwar auch die kleinen Kinder, sie können sich aber erst später daran erinnern. — Spätere Schriftsteller über den Traum, wie Synesius, unterscheiden fünf Arten von Traum-Erscheinungen: 1) die Träumerei *(ἐνύπνιος)*, besteht in einem Andrang der Sorgen und Geschäftigkeiten des Tages; 2) das Traumbild *(φάντασμα)*, ein buntes Gemisch von riesenhaften oder sonst seltsamen Gestalten und Erscheinungen, wie sie uns etwa beim Einschlafen vorkommen; 3) die Warnstimme, der Orakelspruch *(χρησματισμὸς)*, wobei der Träumende etwa durch die Gestalt des Vaters oder einer andern Ehrfurcht gebietenden Person vor naher Gefahr gewarnt wird u. s.; 4) das Gesicht *(ὅραμα)*, wobei der Seele ein noch künftiges Ereigniß deutlich vorgestellt wird; 5) der symbolische oder gemeine Traum *(ὄνειρος)*, wobei sich der Seele das Vergangene oder Künftige unter allerhand räthselhaften, schwer zu deutenden Bildern zeigt (Niceph. Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. p. 407). Phantastische Bilder erscheinen in der Seele wie die undeutlichen Bilder des Ufers in einem getrübten Wasser (ib. 378).

Den oben erwähnten, für das Schicksal seines Lebens so bedeutenden Traum seines Vaters erwähnt Galen selber (de praecognitione liber ad Posthumum c. 2). Der merkwürdige, im Paragraph angeführte Doppeltraum kam dem Superintendenten Justi und seiner Gemahlin im Junius des Jahres 1812. Ein Mann, welchen Unzer wohl kannte, erfuhr bei vier Kindern, welche ihm starben, deren Tod durch ein deutliches Traumgesicht voraus (m. vergl. Unzers Wochenschrift: der Arzt, Th. III, 580). — Die rührend schöne Geschichte der innern und äußern Lebenserfahrungen des sel. Consistorialraths Dr. Lysius, von welchem oben nur ein Traum erwähnt wurde, findet sich aus Reichhardts Beiträgen (wo sie auch nur im Auszug aus einem Manuscript steht) abgedruckt in Horsts Deuteroskopie B. 1, aus welchem Buche die Erzählung des Justi'schen Traums und mehreres Andere entlehnt ist.

Den überhäuft vielen Erfahrungen über Träume von vorbedeutender und überhaupt merkwürdiger Art sollte man auch jene fleißiger gegenüber stellen, welche Locke und in älterer Zeit schon Aristoteles (hist. anim. L. IV, c. 10, so wie de insomn.) und Plutarch (vom Cleo aus Daulis) aufführen: die Fälle von solchen Menschen, bei denen die innern Zustände des Schlafens und Wachens so gänzlich von einander abgeschnitten waren, daß sie sich nie erinnerten, einen Traum gehabt zu haben.

Die Seele scheint im Traume auf der einen Seite zwar von dem Verbande mit dem Leibe freier und entbundener zu sein, als im Wachen, zugleich aber ist ihr auch der Einfluß des waltenden Geistes bis zu einem gewissen Maße entzogen, so daß sie, nur der Leitung ihres vitalen Gemeingefühles überlassen,

wie im nächtlichen Dunkel herumtappt. Vielleicht sind gerade diese Zustände bestimmt zur feineren Ausbildung jener niedrigeren (gleichsam) Sinnesorgane der Seele, von denen wir in der Folge reden werden, mitzuwirken; nach demselben Gesetz, nach welchem sich an Blinden und Tauben die übrigen, niedrigeren Sinnen in höherer Vollkommenheit entfalten (nach §. 18). Auch das psychische Herumirren im Dunkeln, das Anstoßen, das Fallen dabei, dem die Seele in ihren (wachen oder schlafartigen) Traumzuständen überlassen ist, hätte dann seinen Nutzen als Moment der Bildung und Erziehung des innern Menschen. Auch jene Perioden der leiblichen Entwicklung, in denen irgend ein neues Organ oder eine neue Function des schon vorhandenen Organs eintreten sollen, erscheinen uns öfters als etwas Krankhaftes; die oberen Kräfte der willkürlichen Bewegung und des Vorstellungsvermögens sind dabei oft getrübt, ja wie gelähmt. So beim Milchfieber u. s. Daß die Seele immer, selbst im tiefsten Schlafe, wenn auch nur mit ihren niedersten, innern Sinnen thätig sei und stets im Stillen fortarbeite, beweisen jene Gründe, welche d. ältere Carus in seiner Psychologie II, S. 184 zusammengestellt hat. Es fehlt ihr nur dann (wie dem Wanderer in ganz finsterer, sternloser Nacht) ein fester, klarer Punkt, nach welchem sie sich orientiren und ihre Schritte richten kann. Daher glaubte jener Schlafende, dem man (nach Rudows Theorie des Schlafes) Wasser in den Mund tröpfelte, sich mitten in einer großen Fluth und machte die anstrengendsten Bewegungen eines Schwimmenden, bis er erwachte. Es erregen ein fieberhaftes Frieren die Träume von Winterlandschaften, ein Strohhalm, welcher einem Schlafenden zwischen die Fußzehen gekommen, veranlaßte einen grausamen Traum von Mördern, welche ihren Gefangenen durch einen am Fuße eingeschlagenen Pfahl festzuhalten suchten (Carus a. a. O. S. 202). Daß aber eben bei dieser Mangelhaftigkeit der meisten und gewöhnlichsten Traumzustände ein Sinn der Seele vorzüglich geschäftig sei, den man wie am Leibe den Geruch (nach §. 18), so im geistigen Gebiet den Sinn für Sympathien und Antipathien nennen könnte, beweisen jene merkwürdigen Träume, in denen ein ähnlicher Zug der Seele gegen ein entferntes oder künftiges Heilmittel gefunden wird, als der mittelst des Geruches wirkende Instinct, der den verwundeten Hirsch und andere kranke Thiere zu dem heilsamen Kraut hinführt, dessen sie im gesunden Zustande nie begehrten. So, in jenem Falle, den Avicenna (Vol. VIII. s. II, cap. 15) erzählt, von dem Kranken, welchem im Traume das Heilmittel gegen die Entzündung der Zunge, woran er eben litt (Salatsaft), empfohlen worden, durch dessen Anwendung er bald genesen. Aehnliche, zum Theil ungleich auffallendere Beispiele haben unter den Neueren: G. G. Janitsch (dissertat. de somniis medicis Argentorati 1720), Theod. Quellmalz (de divinationibus medicis. Freiburg 1723), und am meisten M. Alberti (dissert. de vaticiniis aegrotorum. Hal. 1724) zusammengestellt. Auf eine Kenntniß dieser Fähigkeit der Seele gründete sich schon die alte Sitte, die Kranken — damit sie das Heilmittel im Traum erführen — in den Tempel des Aesculap zu legen oder ihnen den Traum erregenden Amethyst (den Traumstein der Rabbiner) anzuhängen. — Nicht selten — so suchten dieß schon die Alten durch mehrfache Erfahrungen zu beweisen — bezieht sich dieses träumende Ferngefühl der Seele nicht bloß auf die Krankheit des eigenen, sondern auch eines fremden Leibes. So in dem Traume Alexanders des Macedoniers, welcher für den gefahrvoll verwundeten Freund (Ptolemäus) das rechte Heilmittel andeutete (Curtius L. IX. c. 8), und in dem Traume einer Mutter, welcher diese antrieb, dem Sohne Wurzeln der Waldrose (wahrscheinlich Belladonna) ins Lager zu senden und hierdurch ihn, der ohne Wissen der Mutter von einem tollen Hunde gebissen und bereits wasserscheu war, rettete (Plinius Hist. nat. LXXV. c. 11). Andere, das eigene und fremde, künftige oder verborgene Schicksal andeutende Träume s. m. bei Cicero (de divinat. L. II. c. 66). Mehrere andere hieher gehörige Thatsachen s. m. in Passavants reichhaltigem Werk über diesen Gegenstand und in m. Ansichten u. s. 13. Vorl. Zuweilen gründet sich das Vorhersehen der Seele auf ein regelmäßiges Fortarbeiten und Ausführen irgend eines Geschäftes im Traume, wodurch die Seele von selber auf den wahrscheinlichen Ausgang ihres Unternehmens kommt. Auf diese Weise erfuhr Franklin bisweilen den Ausgang eines Tagesgeschäftes im Traume; Condillac brachte, während er seine Cours d'études schrieb, öfters einen am Abend abgebrochenen Abschnitt im Traumzustande vollends zu Ende; ein theurer Freund von mir, Prof. Szl. in Sch. las als Jüngling im Traume in den Büchern des Herodot da weiter, wo er am Tage stehen geblieben war, und erinnerte sich dann nach dem Erwachen beim wirklichen Weiterlesen der ihm schon im Traum bekannt gewordenen Stellen; Mathematiker, z. B. Krieger, lösten sogar im Traume schwierige Aufgaben; der berühmte Buchdrucker Oporinus fuhr im Traum mit seinen Correcturarbeiten fort; Andere (wie dieß selbst von Haller bekannt ist, und von jenen beiden, über welche Blancard und Heinrich ab Heer) berichten, machten Gedichte. Daß indeß die dem Traume öfters zukommende Gabe des Fern- und Vorausgesichtes nicht immer auf diese Weise gleichsam erarbeitet werde, sondern der Seele auf dem oben erwähnten, näher liegenden Wege komme, zeigen jene Träume, welche Begebenheiten andeuten, die schlechterdings aus der Vergangenheit oder aus der Gegenwart nicht herzuleiten waren, wie die Art der Verwundung des Gemahles, welche ein Traum der Gemahlin Heinrichs des Zweiten angedeutet hatte, wie der oben erwähnte Traum des berühmten Philologen Ernesti in Leipzig (erzählt in Fr. von Meyers Blättern für höhere Wahrheit) u. a. — Ein Geschäft des Uebersetzens des den Tag über Erfahrnen und Gewirkten in ihre eigenthümliche Sprache übt die Seele im Schlafe; ein Geschäft, das besondere Beachtung verdiente. Es ist, als würden da die Bücher gebildet, in welche alles scheinbar längst Vergessene auf immer feststehend eingetragen wird, und aus denen in jenem Falle, den Moriz in seinem Magazin für Erfahrungsseelenk., IV. St. 1. S. 55—62, auf einmal das ganze vergangene Leben wie ein großes Bild überblickt wird. Es geschieht da jenes Uebersetzen in eine dem wachen Bewußtsein unleserliche Hieroglyphensprache der Zahlen und Zeichen, von welchen eine magnetisch Hellsehende sprach (m. vergl. J. Kerners Seherin von Prevorst B. I. S. 230, erste Aufl.). Ueber die gewöhnliche Sprache des Traumes s. m. meine Symbolik des Traumes.

Von der Verwechslung der eigenen Persönlichkeit im starken Rausche s. m. Fälle in Maucharts Repertorium I, 108 und III, 74.

Von der doppelten Persönlichkeit, welche oftmals in den Zuständen des Traumes und des wachen Lebens parallel neben einander gehet und bestehet, wie bei magnetisch Hellsehenden die unter einander zusammenhängenden Zustände der

sogenannten Krisen und die des gewöhnlichen Lebens, erzählt u. a. Abel in s. Samml. merkw. Ersch. aus dem menschl. Leben, Th. 2. Ein junger Mensch, der im Dienst eines Kaufmanns stund, erschien sich selber jede Nacht in seinem Traum als ein sehr ansehnlicher reicher Kaufmann. Die Begebenheiten und inneren Erfahrungen des Traumes knüpften sich im vollkommen deutlichen Zusammenhang an die fortgesetzte Traumgeschichte der nächsten Nacht an. Eben so war der Lehrling in einem Buchladen, der am Tage von seinem Herrn ausgescholten worden, in seinem hierauf folgenden Starrsucht ähnlichen Traumparoxysm ein Mann von Jahren, welcher für Weib und Kind zu sorgen hatte, Im wachen Zustande war er wieder ganz in seiner gewöhnlichen Stellung zum äußeren Leben: Lehrling; in jedem neuen Paroxysmus war es dagegen, als erwache er jetzt aus dem gewöhnlichen Leben wie aus einem Traum und ginge wieder an sein eigentliches Geschäft als Familienvater. Beide Zustände gingen so völlig abgeschieden von einander ihren Gang fort, daß er sich im Traume nie als Lehrling dachte, ins Wachen dagegen nichts von dem Allen aufnahm, was ihn eben noch in seinem geistigen Irresein bekümmert und beschäftigt hatte. Mischte sich in seine Paroxysmen irgend ein Anklang von seiner willkürlichen, wachen Persönlichkeit, so hielt er dieß für ein Traumbild; dagegen erinnerte er sich an Alles ganz klar, was er in den vorgehenden Paroxysmen gethan und gesprochen hatte. Dieß erscheint allerdings in beiden Fällen schon als ein angehender Grad von Wahnsinn, welcher jedoch äußerlich noch von einer schlafähnlichen Gebundenheit umhüllt war. Uebrigens deuten auch schon jene Erinnerungen an andere, frühere Traumzustände, die uns auf einmal in unseren Träumen kommen, auf einen durchgehenden Zusammenhang solcher Erscheinungen unter einander hin, welcher wohl, nach dem weiter oben über die Bestimmung des Traumes Bemerkten, ganz mit dem Zustand der Seele zusammenbestehen kann.

An die eben erwähnten Thatsachen aus dem Traumgebiet schließen dann die oben im Paragraph angeführten Fälle sich an, in denen die beiden Persönlichkeiten, die wahre und die erdichtete, beide aus dem Schlafzustand hinaus, ins Wachen treten (Gmelins Materialien für die Anthropologie I. und Kluge's Vers. einer Darst. d. animal. Magnetism. S. 180, Darwins Zoonomie II. und Reils Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen). Dieses Doppeltsein unseres Wesens, das sich so mannichfach durchkreuzt, ohne sich wechselsweise zu stören, erinnert auf seiner höheren Stufe an die Erscheinung des Doppelbildes beim Doppelspath.

Ueber den Wahnsinn findet man bei Galen (in Hippocrat. praedict. libr. I, commentar. 1, 2, 3; in Hippocr. progn. comm. 1, ed. Kühn. T. XVI, 489 seqq. T. XVIII. B. p. 1 seqq.) mehrere treffliche Bemerkungen, welche indeß mehr nur ein ärztliches als psychologisches Interesse haben.

Beim eigentlichen Wahnsinn nimmt zuletzt die erdichtete, falsche Persönlichkeit ganz oder großentheils die Zeit des Wachens ein, die wahre dagegen scheint öfters im Traume ihr altes Recht zu behaupten und in diesem ihr voriges Wesen fortzusetzen (m. v. m. Symbolik des Traumes 2. Aufl. S. 217 u. 218). Ueberhaupt wirkt und besteht diese wahre und wache Persönlichkeit eben so neben der erdichteten fort, als die Lebensbewegungen des Herzens und des Nervensystems

eines leidenden Körpers neben dem falschen Bildungsproceß fortbestehen, der irgend einen mächtigen Auswuchs am Leibe hervorbringt, oder der den Zustand heftiger Entzündung in irgend einem Organe begleitet. Die Schmerzen können hierbei so heftig sein, daß sie jedes andere Gefühl im Leibe übertäuben und die gesammte Thätigkeit des Nervensystems gefangen nehmen; der irre geleitete Zudrang des Blutes nach einem solchen Afterorganismus hin kann mächtiger sein, als nach irgend einem normalen Organ, dennoch ist das ganze Aftergebilde in sich selber ohne selbstständiges Leben; es weicht den angewendeten Heilmitteln oder es stirbt, sobald der Leib, durch den es besteht, aufhört es zu ernähren. Zuweilen können solche Afterorganisationen eine für die Erhaltung des gefährdeten Lebens wohlthätige Ausscheidung des Fremdartigen sein; eine Krisis, wodurch ein lange erduldeter, allgemeiner Zustand der Kränklichkeit gehoben wird. Dann erinnern sie an eine Bemerkung von Cox (über Geisteszerrüttungen S. 115 u. f. d. deutsch. Uebers.), nach welcher zuweilen bei wahnsinnig Gewesenen nach der Heilung eine vortheilhafte Veränderung des Charakters im Vergleich mit dem, was sie vor ihrem Verrücktwerden gewesen, wahrgenommen wird, so wie sich auch an Blödsinnigen, die durch eine zufällige Verletzung des Kopfes genasen, nachher zuweilen eine auffallende Erhöhung der Seelenkräfte zeigte.

Die Geschichte der aus dem Wahnsinn genesenen Frau in der Uckermark s. m. ausführlicher in m. Symbolik des Traumes S. 218 und 219.

In den Aftergebilden oder Pseudorganismen des Leibes ist auch öfters im Kleinen eine Art von schlagendem Herzen, ein Nervensystem im Kleinen, als eine Nachbildung des eigentlichen, größeren Organismus; aber dieser Pseudorganismus stellt sein Urbild so unvollkommen und unstatthaft dar, daß er noch vergänglicher ist, als die bastardartigen Mittelwesen, von denen später (im §. 39) die Rede sein wird. Der Leib des Menschen ist das Ebenbild eines höhern Urbildes; auch die Seele kann und soll — übrigens mit einer eben so abgeschiedenen, selbstständigen Individualität, als der Leib — das Abbild eines höheren Vorbildes werden. Der Wahnsinn deutet auf die Möglichkeit dazu, nur auf eine ähnliche, krankhaft unvollkommenere Weise hin, als die innere Gestaltung eines Pseudorganismus am Leibe auf die innere Beschaffenheit des eigentlichen gesunden Organismus.

Die Behauptung von Rush, daß die nordamerikanischen Wilden nie wahnsinnig würden, die südamerikanischen sehr selten, ist durch G. M. Burrows Commentaries on the causes etc. of the Insanity, so wie durch eine in Turnbulls Reise und eine andere in Frorieps Notizen VIII, S. 109 erzählte Thatsache widerlegt. Die ihres Kindes beraubte Wahnsinnige wurde nach Turnbull durch die Indianer bald getödtet.

Wie die falsche Persönlichkeit zuweilen so plötzlich durch ein zufälliges äußeres Begegniß hervorgerufen und gebildet werden könne, zeigt unter anderem jener Fall, den P. Sl. Knight in seinen Observat. on the causes, symptoms and treatment of derangement of the mind (Edimb. Journ. of the med. scienc. N. VI. 1827) erzählt. Ein von ihm beobachteter Wahnsinniger, William Faulkner, der sich immer als ein harmloser, stiller, melancholischer Narr gezeigt hatte, wurde einst plötzlich von einem andern Narren, dem William Y., für die „hohe Person des Königs“ gehalten, als solche ehrfurchtsvoll und demüthig von Y

angeredet, und als mächtiger Monarch um Verwendung seines Ansehens zur Befreiung Y's aus seiner ungerechten Gefangenschaft gebeten. Faulkner betrachtete den Bittenden einige Augenblicke aufmerksam, erhob darauf allmählich sein gesenktes Haupt, antwortete mit der angenommenen Würde eines mächtigen Königs, und von nun an nahm der Stolz von seiner Seele Besitz; er blieb in seinem Wahne bis zum Tage seines Todes ein König.

Als eine tröstliche Bemerkung über den Wahnsinn erscheint auch die einiger Beobachter, daß in den meisten Fällen der Wahnsinn jenseits des 70. Lebensjahres die Leidenden, welche diese Zeit noch überleben, verlasse, obwohl man auch Beispiele bei Greding, Cox u. A. von einem noch bejahrteren Wahnsinn findet. Die Beispiele, welche Greding in seinen medicinischen Schriften I. Th. S. 280 und Perfect in seinen Annals of Insanity (Nr. 62) von dem Wahnsinn bei Kindern anführen, sind immerhin sehr merkwürdig, wenn auch der Zustand des rasend toll gebornen Kindes, das am vierten Lebenstage mehrere Frauen kaum zu handhaben vermochten, einer andern Erklärung fähig sein sollte. Corvisarts Beobachtung (bei Burrow, a. a. O.) hat gezeigt, daß auch dreijährige Kinder einer so heftigen und gefährlichen Seelenaffection fähig sind, als Erwachsene, z. B. der Eifersucht auf die Liebe der Mutter oder der Kränkung über anscheinende Vernachlässigung. Auch die Wuth der Hunde, die Tobsucht der Pferde und einige andere ähnliche Krankheiten der Thiere (besonders der zahmen) sind in psychischer Hinsicht verwandt mit der menschlichen Verrücktheit. — Manches Andere, zur weiteren Erläuterung des vorstehenden Paragraphen Gehörige findet sich ausführlicher in m. Symbolik des Traumes, und noch mehr in meinem ganz an den Inhalt des vorstehenden Paragraphen sich anschließenden Buche über die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele. J. G. Cotta'scher Verlag. 1845.

Die Trias der Seele, der Lebenskraft und der elementaren Naturkraft.

§. 28.

Daß die Seele nicht ein Etwas sei, welches aus dem Zusammenklange und der Wechselwirkung aller Elemente und Theile des Leibes erzeugt wird, wie der Klang durch das Aneinanderschlagen der metallenen Becken zu Dodona, daß sie vielmehr selber die bewegende Künstlerin sei, welche das Zusammenschlagen des Metalles und hierdurch die vernehmbaren Harmonien erzeugt, das hat schon, wie wir oben gesehen, die Weisheit des frühesten Alterthums klar erkannt. Die Seele hat ein Sein und Wesen empfangen, welches ihr eigen ist; ihr ist von Gott die göttliche Kraft verliehen, zu bewegen und der Bewegung Stillstand zu gebieten, Sichtbares zu schaffen oder dasselbe der Auflösung in seine Elemente zu überlassen, sie selber ist aus freiem, innerem Antrieb Ursache der Wirkungen auf das sichtbar Leibliche, sie ist in ihrem Maße eben so wie das göttliche Wesen eine Wirklichkeit. Der Leib dagegen hat nicht die selbstständige Macht

in sich, jetzt sich zu bewegen, dann zu ruhen, er hat kein Sein und Wesen, welches sein eigen ist, sondern wie er eigentlich nur durch einen Vorgang des Sterbens entsteht (nach Bd. I. S. 13), so würde er in dem Augenblick des Entstehens auch wieder vergehen, wenn ihm nicht eine allumfassende Macht, welche das Einzelne um der andren Einzelnen, Eines um Aller willen zubereitet und trägt, seinen Bestand gäbe und einige Zeit hindurch erhielte. Der Leib ist demnach nicht sein eigen, er ist nicht ein Ding und Wesen, das für sich, sondern für andre Wesen da ist; nur in Beziehung auf diese andren wird er gestaltet und erhalten.

Das Nächste, für welches der Leib da ist, das ist zwar die eigene ihm inwohnende und ihn bewirkende Seele, zugleich aber entstehet derselbe für alle anderen werdenden und leiblich gewordnen Dinge (nach §. 11). Die vorhin erwähnte, allumfassende und zusammenhaltende Macht, welche auf solche Weise den Leib zu einem Werkzeug der Seele und der Wechselwirkungen der gesammten äußeren Natur zubereitet und erhält, gehet von jenem Geist aus Gott aus, welcher selber Gott ist (nach §. 3). Er hat sie als erhaltende Kraft (als Haltung nach §. 5 oder Selbsterhaltung) in das Wesen der Sichtbarkeit gelegt, und durch seinen Willen bestehet dieselbe. Sie, die Haltung, ist aber nicht der Geist selber, sondern seine Gabe, sie ist eine Kraft, welche von ihm ausgehet.

Und hier ist der Gränzpunkt, von welchem aus in beide Regionen, in die eigenthümliche der Seele und in die des Leibes im engeren Sinne, zugleich hinübergeblickt werden und die Frage beantwortet werden kann, ob die erstere ihrem Wesen nach selber etwas der Leiblichkeit Angehöriges sei, oder ob dieselbe bei ihrer Einwirkung auf den Leib sich etwa jener Zwischenmedien bediene, welche als Elektricität, Licht, Magnetismus unter dem gemeinsamen Namen der unwägbaren Agentien oder der elementaren Naturkräfte begriffen werden.

Jene Behauptung des Demokritus, daß die Seele selber Feuer und Wärme, oder des Diogenes von Apollonia, daß sie ein der Luft ähnliches Element und selber Luft sei, ist zwar schon von Aristoteles gründlich widerlegt worden; das große Meer des menschlichen Wähnens und Vermuthens hat aber bis auf unsere Tage nicht aufgehört, ähnliche Seifenblasen der Vorstellungen aufzuwerfen, deren scheinbar tragender Grund hier beleuchtet werden muß.

Bei den oben (§. 17) erwähnten physiologischen Versuchen von Ure erschien es, als könne der Galvanismus gleich der belebenden Seele dem todten Leibe nicht bloß die Bewegung der Glieder, sondern auch die Kraft des Ein- und Ausathmens, ja sogar die Macht der Mienen- und Geberdensprache geben. In mehreren Fällen erregte der Galvanismus eben so den Zustand des magnetischen Schlafes und Hellsehens, wie ihn sonst etwa die Willenskraft des Magnetiseurs, vom Nerven zum Nerven gehend, her-

vorruft, und auch der gewöhnlich so genannte Magnetismus, der am Eisen haftet, erzeugt vielfältig am kranken Leibe Erscheinungen und Veränderungen, welche mit denen, die der thierische Magnetismus hervorruft, übereinstimmen.

So wirkt auch die Wärme, so wirkt das Licht öfters eben so und auf dieselbe Weise aufregend auf den Leib als etwa die Freude; Kälte wirkt ähnlich der Traurigkeit der Seele. Ueberhaupt zeigen sich Wärme, Elektricität und Licht auch darinnen dem Lebensprincip der Seele verwandt, daß sie eben so wie dieses das Gedeihen des Leibes fördern, oder doch die Seele bei diesem Werk der beständigen Erzeugung des Leiblichen aufs kräftigste unterstützen. Denn wenn auch weder Wärme, noch Elektricität und Licht, für sich allein die Kräuter oder die Geschlechter der Thiere nach ihrer Art erzeugen und gestalten können, sondern dieses überall durch die jedem von ihnen anerzeugte, bildende Seele geschieht, so würde dennoch diese inwohnende Seele ihr Wirken auf den Leib bald aufgeben müssen, wenn nicht Wärme und Licht und Elektricität jenem Wirken zu Hülfe kämen. Wie diese auch demselben öfters von ihrem Charakter ein sehr merkliches Moment einprägen, wenn sie den eigenthümlichen, klimatischen Unterschied der Abarten und zum Theil selbst der Arten begründen.

Aber eben so wie jene elementaren Naturkräfte auf das fortdauernde Leben gleich der Seele einzuwirken vermögen, so können sie auch, gleich der Macht der Seele selber, das Ende des Lebens herbeiführen. Der Blitz oder ein starker elektrischer Schlag tödten eben so plötzlich als ein Uebermaß von Freude oder des Schreckens, der Furcht, des Zornes. Alle diese Uebereinstimmungen machen es nöthig, noch etwas genauer die Wirkungen eines durch alle Einzelnen gehenden, lebendigen Bandes der Sichtbarkeit zu betrachten und zu forschen, wodurch sich jene von dem unterscheiden, was von der (selbstständigen) Wirklichkeit der Seele selber ausgehet. Zu diesem Zwecke knüpfen wir zuerst den Faden an einige Punkte der vorhergegangenen Untersuchungen an.

Ueberall da, wo zwei verschiedene Regionen des Seins und Lebens sich berühren und in Wechselwirkung treten, wo der höhere, belebende Gegensatz dem niederen, belebungsfähigen sich naht, um mit ihm sich zu vermischen, zeigt sich vor der neuern, höheren Gestaltung ein Zwischenzustand der Auflösung und scheinbaren Vernichtung der niederen Form. Die belebende Einwirkung des bewegenden Nerven auf den Muskel hat (nach Bd. I. S. 161) die Ausscheidung und Entstehung eines scheinbar Todten mitten im Lebenden zur Folge; wo der Speisesaft sich den Blutgefäßen, das nährende Blut sich dem Gehirn naht, wo der die Empfindung leitende Nerv ans Rückenmark tritt, da finden sich überall die früher erwähnten Erscheinungen von Verschlingungen der Nerven- oder Gefäßenden und von Knoten, in denen das niedere Organ seine eigenthümliche Richtung

ganz aufgibt (Bd. I. S. 180 und 189), damit es hierdurch fähig werde, in den Kreis einer höheren Lebensbewegung einzutreten. Es gehen dem Sommer die Stürme und Ungewitter des Frühlinges, jeder neuen Periode der Gebirgsbildung die Zwischenzeiten der Zertrümmerung und Zerstörung voraus, deren Spuren in allen Gegenden der festen Erdoberfläche gefunden werden.

Zwischen der Welt eines oberen, unsichtbaren Lebens und ihren Bewegungen und zwischen den Dingen der gröberen Körperwelt liegt eine Region von chaotischer Natur (§. 22), weder leiblich im gewöhnlichen Sinne des Wortes, noch auch geistig: die Welt der elementaren Naturkräfte. Sie erscheinet, wenn Ungewitter und zerschmetternde Blitze, wenn Orkane und verheerende Seuchen aus ihr hervorbrechen, öfters als eine Region des Kampfes und des Todes, in welcher ein oberes, übermächtiges Leben das niedere seine Uebermacht nur auf zerstörende Weise fühlen lässet.

Jene Welt der unwägbaren Agentien hat schon in der Art und Weise ihrer Wirksamkeit auf die unorganische Körperwelt etwas Verwandtes mit der Wirksamkeit und Weise der Seele; diese Agentien erscheinen selber von einer fast geisterartigen Natur. Wie für die Seele in einigen Zuständen der Entbindung vom Leibe, welche denen des magnetischen Hellsehens gleichen, nur das vorhanden und sichtbar ist, was mit ihr in lebendiger Beziehung (Rapport) getreten, dieses aber auf eine mit dem Gesetz des gewöhnlichen Sehens unvereinbare Weise sichtbar ist, auch wenn undurchsichtige Mauern oder weite Räume den gesehenen Gegenstand von dem Leibe des Hellsehenden trennen, so dringt das Licht fast so ungehemmt durch den durchsichtigen, festen Krystall, als wäre dieser gar nicht vorhanden. Der beleuchtende Strahl gehet von Weltkörper zu Weltkörper durch den lichtlosen Himmelsraum, als wäre nur der feste, dunkle Planetenkörper für ihn da und ein Seiendes, — wie nur der eigne Leib und das was diesen berührt, ein Bewegungsfähiges für die wirkende Seele. So scheint auch die hölzerne oder steinerne Tafel für die magnetische Wirksamkeit wie gar nicht zugegen, wenn durch sie hindurch ein starker Magnet auf ein Stücklein Eisen wirkt; die Elektricität dringt ungehemmt durch das feste Metall und offenbaret in weiter Ferne ihre Kraft an dem elektrisirbaren Körper, dem Nichtleiter.

Selbst die Schnelligkeit der Bewegung durch den Raum hat bei jenen elementaren Naturkräften unsrer Sichtbarkeit etwas fast Geisterartiges. Ungleich größer noch als die raumdurchdringende Geschwindigkeit des Lichtes ist die der Elektricität; die Schwere, wie der denkende Geist umfasset in gleichem Augenblick das Ferne wie das Nahe.

Wie in der leiblichen Region des Gehirnes und der Nerven, waltet in der Region der unwägbaren Principien ein unsichtbarer Anfang, dessen Bewegen und Wirken für den vorausberechnenden Verstand eben so schwer

zu erfassen sind, als die noch künftigen Handlungen und Worte eines denkenden Menschen. Wir bemerken wohl, daß bei den Veränderungen der Witterung die Elektricität geschäftig sei. Das Gesetz aber, nach welchem plötzlich, mitten im Winter, ein warmer Wind aus Süden sich erhebt und den vorhin heitern Himmel mit Wolken überzieht, das Gesetz, nach welchem aus stiller Luft unversehens der Sturmwind hervorbricht, oder nach dem Sturm die anfängliche Stille zurückkehrt, kennen wir nicht. Wir wissen nicht, was das Auflodern des Nordlichtes jetzt häufiger, dann viele Jahre hindurch seltner werden lässet, denn seine Erscheinung ist offenbar eben so wenig an fest bestimmte Zeiten gebunden, als der Wechsel der Witterung. Auf diesen letztern ist zwar allerdings im Allgemeinen der Stand der Sonne, öfters auch jener des Mondes und vielleicht selbst der andren Planeten von Einfluß; es gehet aber mitten durch die anscheinende Regel eine zahllose Menge der fast täglichen Ausnahmen hindurch, und das Bewegen der elektrischen Kräfte in unsrer Atmosphäre scheint wie das Bewegen des Thieres zuletzt nur gleich wie von einer Willkür abzuhängen, deren Grund in einer unsichtbar waltenden Macht gelegen ist. Wie der Vogel, wenn es ihm beliebt, vom Boden, auf welchem er saß, sich aufmacht und an einen andern Ort fliegt, so zieht plötzlich ein Theil der Luftmasse von unsrem Lande hinweg und erregt hier jene Ebbe, welche das Barometer sinken macht und in dem luftförmigen Gewässer den Zug nach dem Boden und nach der Zusammenfügung zur tropfbaren Form überhandnehmen lässet. Dagegen kommt plötzlich, aus unbekannter Stätte, eine neue Wogenmasse der Luft, erregt hier jene Fluth der Anschwellung, welche das Barometer steigen machet und dem Gewässer die Luftform von neuem verleiht. Wie Boten aus einer unsichtbaren, oberen Welt gehen die Sturmwinde und die Feuerflammen des Gewitters ihren Weg durch unsre Atmosphäre, wann und wo dieß der verborgne Grund will, welcher sie sandte, ihren Weg, den der Mensch nicht vorher gewußt, eben so wenig als die Zeit, wenn die Ungewitter der Tiefe, die Erdbeben und vulkanischen Ausbrüche, sich erheben oder von neuem zur Ruhe legen werden.

So mußte denn allerdings dem forschenden Alterthum die Ansicht nahe liegen, als sei die Welt der unwägbaren Agentien von einer eigenen, wollenden Seele belebt und bewegt, oder wie Thales lehrte, von vielen Seelen. Wenn wir jedoch ihr Verhältniß zum organischen Leben etwas näher ins Auge fassen, dann erkennen wir, daß die Region der elementaren Kräfte sich zur wirkenden Kraft der Seele nur eben so dienend verhalte, als die Grundstoffe, aus denen der Leib der Pflanze sich gestaltet, zu dem wundervollen Bauwerk dieses Leibes.

Wir müssen hierbei zuerst an das erinnern, was weiter oben von der zweifachen Wirksamkeit der Seele in den beiden Hauptregionen ihrer Leiblichkeit, in jenen des vegetativen Bildens und in der des thierischen

Empfindens und willkürlichen Bewegens gesagt worden (Bd. I. S. 176 f. u. a.). Wir können die erstere als Lebenskraft, die andere als Seele in engerem Sinne bezeichnen.

Die Lebenskraft, die namentlich der Pflanze inne wohnet, ist es, welche die Grundstoffe der unorganischen Natur zu Elementen einer höheren Ordnung verbindet; sie ist es, welche aus diesen neugeschaffenen Elementen den organischen Leib gestaltet, denselben durch ein fortgesetztes Werk der Auflösung und neuen Zusammenfügung ernährt und erhält; in ihr liegt vorzugsweise jenes schöpferische Vermögen, das den fruchtbaren Samen, den Keim eines neuen Wesens derselben Art erzeugt. Da wo die Lebenskraft als Alleinherrscherin im Gebiet ihrer Leiblichkeit waltet, wie dieß in der Pflanze geschieht, ist sie nicht wie die empfindende und wollende Seele des Thieres an einen bestimmten, engbegränzten Ausgangs- und Mittelpunkt ihres Wirkens gebunden, sondern sie wohnet jedem einzelnen Theile mit demselben Vermögen der Selbstentwicklung inne wie dem Ganzen. In der einzelnen Blattknospe, in dem einzelnen Keimpunkt einer Knolle kann nach der Abtrennung vom Ganzen die bildende, sich selber wieder ausgebärende Kraft dieses Ganzen sich kund geben. Auf dieselbe Weise kann auch die Fortpflanzung im niedern Thierreich durch eine bloß mechanisch oder durch einen Act der Abstoßung bewirkte Theilung des Mutterkörpers vor sich gehen, während im höheren Thierreiche, wo das Centralorgan des Nervensystems zum vorwaltenden Ausgangs- und Endpunkt des Wirkens der Seele geworden ist, nicht mehr der einzelne Theil das Vermögen hat, sich zum Ganzen auszugestalten, sondern in seiner Trennung von diesem alsbald abstirbt, die Erzeugung aber eines neuen Einzelwesens derselben Art auf eine innre oder äußere Scheidung und Wiedervereinigung des geschlechtlichen Gegensatzes sich gründet. Bei jenen Mißgeburten, denen das Centralorgan des Nervensystemes fehlte und hierdurch der höhere Kreis des thierischen Seelenlebens, die Wahrnehmung der Außenwelt und das willkürliche Bewegen in und nach derselben hin ganz verschlossen war, konnte es nur die inwohnende Lebenskraft sein, welche unter dem Mitwirken der mütterlichen Seele den mangelhaften Leib mit seinen Eingeweiden und Gebilden gestaltete und ernährte.

Die Lebenskraft für sich allein, wie wir dieselbe in der Pflanze thätig sehen, ist demnach in ihrem Wirken darauf beschränkt, daß sie aus den zerstreuten und allgemein verbreiteten Elementen der unorganischen Natur den organischen Bildungsstoff bereitet, aus diesem den eignen Leib von bestimmter Form und Art gestaltet, und daß sie ihr eignes Vermögen, zu einem besonderen organischen Leib zu werden, auf den Samen oder auf die einzelnen Sprossen übertragen kann. Zu diesem Werk ihres Lebens bedarf die Baumeisterin des Materials aus der unorganischen Natur. Dieses ist von zweifacher Beschaffenheit, ein gröber Körperliches von wägbarer Art

und ein leiblich Wirkendes von unwägbarer Art. Zu dem Material der ersteren Art gehören die Elementarstoffe der irdischen Körperwelt, Wasser, Kohle, atmosphärische Luft, einige Erden, Salze u. a. m. Solche der zweiten Art sind die Elementarkräfte jener Körperwelt, zunächst das Licht, die Wärme und Elektricität. Die einen wie die andren ziehet die Lebenskraft als dienende und hülfreiche Elemente in den Kreis ihres Wirkens und Gestaltens hinein, nur aus und mit ihnen kann sie den organischen Leib erschaffen, dieser aber könnte nicht, und keines seiner organischen Elemente könnte aus den chemischen Anziehungen der unorganischen Grundstoffe oder aus dem Einwirken der Elektricität, der Wärme, des Lichtes erzeugt werden; damit der Pflanzenleib in dieser bestimmten Form und mit den ihm innewohnenden Eigenschaften entstehe, muß die schöpferische Lebenskraft das Wesen der elementaren Natur durchdringen und dieselbe zum bestimmten Zweck des besondern Daseins sich dienstbar machen.

Das Thier, wie wir oben §. 7 sahen, verhält sich zu der Pflanze eben so, wie diese zu der unorganischen Natur. Die Materialien, aus welchen die schöpferische Kraft, welche seinem Wesen innewohnt, sich ihren Leib bildet, sind nicht die Grundstoffe der unorganischen Natur unmittelbar, sondern im gewöhnlichen Verlauf des Ernährens sind es jene organischen Elemente, welche die Lebenskraft der Pflanze zubereitet hat (Bd. I. S. 117 u. f.). Das Wesen des Thieres hat aber nicht nur die Elemente, sondern die ganze Natur der Pflanze in sich aufgenommen; auch bei ihm ist es die vegetative Lebenskraft, durch deren Wirken der Nahrungsstoff zum Blute, dieses zu dem Gebilde der einzelnen Organe wird; auch bei ihm gehet das Geschäft der Zeugung unter dem waltenden Einfluß der Seele zunächst von der Lebenskraft aus. Diese, wie der tragende Stamm, kann in gewissen Fällen (nach Bd. I. S. 271) und Zuständen (nach §. 20) bestehen und wirksam sein, wenn die obere Region des thierischen Lebens mit den Kräften der Seele außer Wirksamkeit trat. Die Lebenskraft kann ihre Leiblichkeit nur bilden und erzeugen, nicht aber in selbstbewegender Weise sie beherrschen (Bd. I. S. 48). Das, was sie mit anziehender oder abstoßender Kraft bewegt, das sind nur die einzelnen Grundstoffe, die sie als Nahrungssaft in sich aufnimmt. Dagegen kann die thierische Seele nicht nur durch anziehende und abstoßende Kräfte die einzelnen Bildungselemente ihres Leibes, sondern den ganzen Leib mit all seinen Gliedern bewegen; der niedere Kreis der Lebenskraft steht so unbeschränkt zu ihrem Dienste, daß sie selbst die elementaren Naturkräfte aus eigner Kraft wecken und aus ihrer Leiblichkeit hervorbrechen lassen kann. Denn der Leib des elektrischen Fisches wirkt mit der elementaren Naturkraft der Elektricität weit über den Kreis seines Umfanges hinaus; im Organismus der vollkommneren Thiere erzeugt sich die selbstständige Wärme, anderwärts das Licht. Und was bei diesen Erscheinungen äußerlich zu Tage liegt, das geschieht ohne Aufhören innerlich am

lebenden Thiere, denn die Seele des Thieres bewirkt vom Gehirn und vom Nerven aus in jedem Augenblick das Empfinden wie das willkürliche Bewegen mittelst der elementaren Naturkräfte, die sie aus dem Wechselverkehr der leiblichen Stoffe erweckt; es ist, so könnte man sagen, ein inneres Licht, das ihr beim Wahrnehmen und Empfinden, es ist die Elektricität, die ihr bei der Bewegung der Muskeln dient.

Wir müssen jedoch hier noch, wenn auch nur vorläufig, einen Hauptunterschied der Seele von der Lebenskraft ins Auge fassen, dessen weitere Betrachtung uns noch später beschäftigen wird. Die Seele ist eine Wirklichkeit (m. v. §. 3), welche nicht nur nach außen die kleine Welt des sichtbaren Leibes erzeugt und gestaltet, sondern zugleich nach innen die große unsichtbare Welt der Erinnerungen. Der sichtbare Leib entstehet durch das Aufnehmen der körperlichen Stoffe, die innere, unsichtbare Welt der Seelenbilder durch die Eindrücke der Außenwelt auf die wahrnehmenden Sinnen. Wie in jeder einzelnen Faser des Leibes das Vermögen liegt, ihres Gleichen zu erzeugen, so in jedem Gedankenbild jene sich selber neu erzeugende Kraft, welche die Reihenfolge der Erinnerungen begründet. Und mit dem Vermögen die sichtbare Außenwelt in eine unsichtbare Innenwelt zu verwandeln, ist jenes andre verbunden, die Regungen dieser inneren Welt wieder zu einer äußeren, leiblichen That, zur That des Begehrungsvermögens werden zu lassen, das sich zunächst in den Bewegungen der Muskeln verkörpert.

So liegt das Baumaterial für die organische Leiblichkeit in den elementaren Stoffen und Kräften der irdischen Körperwelt; aus ihm errichtet die Lebenskraft ihren kunstreichen Unterbau, auf welchem sie sich durch die Macht der Seele ihren erhabeneren Wohnsitz begründet. Das Material ist für die verschiedensten Formen der organischen Wesen dasselbe, die Lebenskraft aber und die Seele geben sich an jeder derselben in besonderer Weise kund. Die Lebenskraft und noch mehr die Seele bezeugen hierdurch, daß sie etwas Anderes sind, als der irdische Grundstoff oder die elementare Naturkraft — die Seele, durch die unsichtbare Innenwelt ihrer Vorstellungen, daß sie etwas Anderes sei, als die nur sichtbar und äußerlich bildende Lebenskraft. Und dennoch ist Etwas, worin diese drei sich gleich und Eines sind, das ist der Drang des Zusammenwirkens zum gemeinsamen Zweck des Lebens, welchen die schaffende Urkraft der bestimmten Form des Einzelwesens eingepflanzt hat. In dieser Form (dem Urgedanken des Schöpfers) ist der Leib ein zugehöriges Etwas der Seele, die Seele ein ergänzendes Etwas des Leibes, und man kann sagen, daß die Seele durch jene Elementarkräfte, welche sie, wie wir vorhin sahen, aus ihrer Schöpferkraft hervorgehen lässet, zum Leibe werde, der Leib aber mit Hülfe derselben, ihm von außen zuströmenden Elementarkräfte der Natur zur Seele, und daß in gewissem Maße die Leiblichkeit bildend und bewegend auf die Seele, so wie diese in vorherrschendem Maße auf jene wirke.

Erläuternde Bemerkungen. Die oben erwähnten Stellen aus Aristoteles finden sich de anim. L. I, c. 4, sowie 2. — Das Gleichartige kann nach Empedokles nur das Gleichartige empfinden, daher muß die Seele aus den Principien der Sichtbarkeit bestehen, deren jedes gleichsam eine besondere Seele ist. Denn durch Erde nur erkennen wir die Erde, durchs Wasser das Wasser, durch den Aether den göttlichen Aether, Feuer durch Feuer, wie Liebe und Haß wieder nur durch Liebe und Haß:

γαίῃ μὲν γὰρ γαῖαν ὀπώπαμεν, ὕδατι δ' ὕδωρ
αἰθέρι δ' αἰθέρα δῖον, ἀτὰρ πυρὶ πῦρ ἀΐδηλον·
στοργῇ δὲ στοργήν, νεῖκος δέ τε νείκεϊ λυγρῷ.

Nur das Gleiche vom Gleichen erkennbar, nach Sext. Emp. VII, 92.

Die Seele des Menschen nach Pythagoras aus Aether gebildet (Diog. Laërt. L. VIII, 28) *εἶναι δὲ τὴν ψυχὴν ἀπόσπασμα αἰθέρος.* — Dieselbe Behauptung bei Phil. SS. Alleg. L. III, 90, ed. Mang. I, 119. — Doch deutet schon Cicero an, was hier unter Aether gemeint sei. Cicero de senectute: Audiebam Pythagoram Pythagoreosque nunquam dubitasse, quin ex universali mente divinâ delibatos animos haberemus. — Horat. L. II, Sat. 2: Atque affigit humo divinae particulam aurae. — M. v. Clem. Alex. Strom. V, 689.

Wie das Feuer, auch wenn es seine Flamme auf unzählige Fackeln fortpflanzt (indem es sie entzündet), immer dasselbe bleibt, so blieb Moses' Geisteskraft dieselbe, obgleich von seinem Geist auf die 70 übergetragen wurde. Ebenso verhält es sich mit dem Geist Gottes (Phil. de Gigant. ed. Mang. p. 266). — Der Geist Gottes, hierbei an Kraft immer derselbe bleibend, Origen. Hom. VI, in Numer. — Contra Cels. VI, 323.

Statt des Aethers setzt Vettius Valens, L. IV, Anthолog. c. 5, die Sonne, wenigstens als einen Quell der Kräfte der Seele. Die Sonne sei ein Dämon, welcher den Seelen die Kraft des Wirkens gebe und sie dazu aufrege. M. v. Seldenus de diis Syris, Synth. I, c. 1. — Meni als Sonne bei Huetius, annotat. ad Origen. Comment. in Johann. XIII, 17, ed. Par. IV, 226.

Leib und Seele stehen in einer unwandelbaren Wechselbeziehung (Ar. de anim. I, c. 3). Diese bestimmte Seele kann immer nur diesem bestimmten Leibe angehören (ib. II, 2). Die Seele ist kein Körper, aber sie ist etwas des Körpers (*σῶμα μὲν γὰρ οὐκ ἔστι, σωματός δέ τι*) und darum inwohnend im Körper (II, 2 fin.); ebenso ist sie keine ausgedehnte Größe, aber etwas der Größe (m. v. I, 2, 3). Sie ist nicht das Feuer, wie die Säge nicht der Werkmeister ist, aber sie bedarf der Wärme, wenn sie mit dem Leib wirken soll (de part. anim. L. II, c. 7). An sich selber ist die Seele nicht im Raum, hat darum auch keine Raumbewegung, sondern sie nimmt nur an der des Leibes Theil, wie der in einem bewegten Schiffe sitzende Schiffer an der Bewegung seines Fahrzeuges (de anim. I. 3).

Wir fügen hier noch aus den ältern Ausgaben (Erl. Bem. zum §. 29) einige Stellen aus den Alten über die verschiedenen Vermögen oder Wirkungsarten der Menschenseele bei, welche da freilich nur in ihrem Einssein mit dem vernünftig erkennenden Geiste, nicht in ihrer Besonderheit (als anima des Thiers) aufgefaßt ist.

Plato in seinem Timäus legt der Seele 7 Grundkräfte bei, ebenso Aristoteles, der (de anim. II, 3) als verschiedene Kräfte *δυνάμεις* oder Vermögen der Seele ein ernährendes, empfindendes, begehrendes, bewegendes, erkennendes (*θρεπτικὸν, αἰσθητικὸν, ὀρεκτικὸν, κινητικὸν, διανοητικὸν*) nennt, wozu noch (L. III, c. 9) das Princip der Einbildungskraft (*φανταστικὸν*) und c. 10 der Ueberlegung (*βουλευτικὸν*) kommt. — Anderwärts theilt Aristoteles die Vermögen der Seele nach ihren beiden Hauptrichtungen auf das sittliche Thun und aufs Erkennen ein. Oder er scheidet die Seele in einen irrationellen und rationellen Theil, welcher letztere theils Solches erkennt, das seinen Principien nach nicht anders sein kann, theils auch Solches, das so oder anders sein kann. Jenes führt zum Wissen, dieses zum Denken und Ueberlegen (Ethic. Nicomach. L. VI, c. 2). — In der Lehre der Stoiker erscheint die Seele in acht Vermögen getheilt: 1 bis 5 umfaßt die Thätigkeit der fünf Sinne; 6 die der Stimme; 7 die Zeugungsfähigkeit; 8 die herrschende Kraft (*ἡγεμονικὸν*), der die andern, wie die Arme dem Polypen, als Organe dienen (Plut. de plac. ph. L. IV, c. 4). Die ersten 7 Thätigkeiten der Seele erkennt auch in jener Ordnung Philo an (deter. potior. insid. 186, ed. Mang. I, 223. und ss. Leg. Alleg. I, 42 ed. M. I, 45).

Anderwärts ertheilt er der Pflanzenseele drei Kräfte, welche Ernährung, Veränderung und Vermehrung bewirken, der Seele des Thieres kommt Empfindung, Phantasie, Begehrungsvermögen zu (*αἴσθησις, φαντασία, ὁρμή*, in libr. quod Deus sit immutabil. 298, ed. Mang. I, 278). Wie die Sonne zwischen den 6 Planeten (3 unteren und 3 oberen), so waltet herrschend das heilige göttliche Wort zwischen den je zweifach getheilten drei Hauptkräften der Seele (quis rer. divinar. haeres. 511, ed. Mang. Vol. I, 504). — Die Seele ist in drei Theile getheilt, davon hat der vernünftige seinen Sitz im Haupte, der Muth (das Gemüth) wohnt in der Brust, der begehrliche Theil im Unterleib. Diesen entsprechen drei Tugenden: Weisheit, Edelmuth, Mäßigung (ss. Leg. Alleg. I, 52 seqq. ed. Mang. 56. seqq. III, 82, c. M. 110; de confus. lingu. 323. ed. M. 408).

Maximus Tyrius (diss. VI. p. 66, ed. Davis), dem Plato folgend, zählt drei Hauptkräfte der Seele. Der erstern, welche in der Herrscherburg (Akropolis) wohnt, kommt das Geschäft des vernünftigen Urtheiles zu, die andere, mit der erstern vereint, ist die selbstthätige Kraft, die dritte, die träge, ungemäßigte, unfreie Menge, von Genußsucht, Uebermuth und Wollust bewegt, gleichet dem trägen, vielstimmigen, veränderlichen, sinnlosen Pöbel. — Derselbe (diss. X. p. 108), mit Plato und Aristoteles übereinstimmend, theilt die Seelenkräfte in Vernunft und Affecte (einen rationalen und irrationalen Theil; oder auch (diss. XL. p. 418) in einen (thierisch) menschlichen, welcher sterblich ist, und einen göttlichen und aufs Göttliche gerichteten (*φρόνησις*), der unsterblich ist.

Tertullian. c. 14 de anima sagt, alle diese Lehren zusammenfassend: dividitur autem in partes, nunc in duas a Platone, nunc in tres a Zenone, nunc in quinque et in sex a Panaetio, in septem a Sorano, etiam in octo penes Chrysippum, in novem penes Allophanum; sed et in decem apud quosdam Stoicorum; et in duas amplius apud Posidonium, qui a

duobus exorsus titulis, principali, quod aiunt ἡγεμονικὸν, et a rationali, quod aiunt λογικὸν, in duodecim exinde prosecuit.

In der Seele ist ein unwillkürliches Vermögen, das den Leib belebt, und eine selbstbewußte, erkennende Kraft. Basil. Caes. constit. Monast. c. 2; ed. Par. II, 541 seqq.

Die dreifache Bestimmung der Seele.

§. 29.

Vorzugsweise pflegen wir an der Seele drei Lebensäußerungen zu unterscheiden, zunächst jene, vermöge welcher sie ihren Leib zu dem bestimmten Zweck seines Daseins bildet und für den Wechselverkehr mit seiner Außenwelt geschickt machet, dann jene, vermöge welcher sie die einzelnen Dinge dieser Außenwelt wahrnimmt oder empfindet, drittens aber die That der Selbstbezeugung oder der selbstständigen Fortbewegung durch Raum und Zeit. In gewissem Sinne ist selbst die Pflanzenseele nicht nur der ersten, sondern auch der beiden andren Lebensäußerungen fähig, denn in Beziehung auf das Sonnenlicht kommt ihr ein auffassendes Vermögen zu, das sich nach seinem Maße mit der thierischen Empfindung vergleichen lässet; die That der Selbstbezeugung gibt sich bei ihr in dem Werk der Erzeugung eines fruchtbaren Samens kund, durch welchen eine von Geschlecht zu Geschlecht fortschreitende Wiedererneuerung derselben Form möglich wird.

Verweilen wir zuerst bei dem offenkundigen Geheimniß der Bildung des Leibes und bei seiner Gestaltung zu dem bestimmten Zwecke des besondern Daseins. Es wirken hierbei zwei verschiedene Mächte zusammen; die eine ist jene innere, dem einzelnen Geschöpf eigenthümliche, durch welche der aufgenommene Nahrungsstoff der besondren Leiblichkeit verähnlicht und zu einer organischen Gesammtheit gegliedert wird; die andre ist der Zug eines allgemeinen, äußeren Lebens, welcher den werdenden Leib in eine feststehende Beziehung zu der Mannichfaltigkeit der andren Geschöpfe setzet, mit welchen und für welche er dasein und leben soll.

Eine Schöpferkraft der lebenden Seele ist es, welche aus dem chaotisch-formlosen Stoffe ein ganz Neues, organisch Geformtes schaffet. Denn was hat der Dünger des Gartenbeetes, was hat das mit Erdenstaub und Luft gemischte Wasser, daraus das Liliengewächs sein prachtvolles Gewand webet, mit der Gestalt und Schöne so wie mit dem Duft seiner Blüthen gemein? welche Gleichheit ist zwischen dem farbigen Gefieder des Vogels und dem zermalmten, farblosen Korn, daraus sein Fleisch und seine Hautbedeckung sich gestaltet und immer wieder erneuet? Und mehr noch als durch die Verähnlichung des äußeren Nahrungsstoffes überhaupt, gibt sich die unsichtbar, im Inneren des Leibes waltende Seele als eine Neues schaffende kund, wenn sie den Speisesaft, den sie aus dem genossenen

Futter und Getränk sich bereitete, in die Form des Blutes, das Blut aber in polarischer Zersetzung und Auseinanderlegung hier zum Fleisch, zu Haut und Haar, dort zum festen Knochen oder zum bildsamen Nervenmark gestaltet. Der schön geformte Leib des Schmetterlings, welcher durch Verwandlung der einen Stufe in die andre, aus der Raupe und Puppe hervorgeht, läßt sich in sichtbarer Weise mit allen seinen wesentlichsten Theilen schon in der Raupe, so wie der Schaft des Liliengewächses in seiner Zwiebel nachweisen; wenn aber das Blut zum Muskel, zum Knochen, zum Nerven wird, dann wird an und in ihm eine vorhin nicht vorhandne Form ausgeprägt, welche sich zu dem, was das Blut war, verhält, wie der unsichtbare Gedanke zu dem sichtbaren Gehirn, bei dessen geheimnißvollen Anregungen er sich entwickelt. Das äußere Ende, nach welchem die Fäden all dieser Verwandlungen und Gliederungen im Kreise der besonderen Leiblichkeit sich hinziehen, ist ein sichtbares, der Anfang aber, aus dem sie sich entspinnen, ist ein unsichtbarer. Wie der leuchtende und wärmende Sonnenstrahl durch gestaltende und belebende Kräfte an den wägbaren Elementen sich kund gibt, ohne jemals mit ihnen zugleich die Natur des Wägbaren (Schweren) anzunehmen, so gibt der innere Anfang der lebenden Leiblichkeit dem sichtbaren, irdischen Stoffe die Kraft, ein mannichfach gegliedertes Ganze zu werden, während er an sich selber von diesem Leiblichwerden sich frei hält; die Seele ist ein schöpferisches, selbstständiges Bewegen, welches sich unseren Sinnen nur in und an einem bewegbar Leiblichen kund gibt.

Und daß dieses Bewegen, wie wir oben (§. 7), zunächst in engerer Beziehung von dem thierischen Wesen, es aussprachen, ein Mitbewegen in besonderem Kreise mit einem allgemeineren, allumfassenderen sei, dieß lehrt uns die bildende, organisch gestaltende Kraft der Seele, da wo sie den Leib des einzelnen Geschöpfes für eine Außenwelt zubereitet, mit welcher derselbe in nähere Beziehung zu treten bestimmt ist. Es geschieht dieses nach zwei verschiedenen Richtungen hin, einmal in der Weise, daß der Leib dadurch befähigt wird, die Dinge der Außenwelt dem Dienste seiner Selbsterhaltung zu unterwerfen oder ihrem Einfluß abwehrend zu begegnen, zum andern aber in jener, dadurch auch er seinerseits zum Dienst und Nutzen einer mitgeschaffenen, mitlebenden Welt geeignet wird. In beiden Beziehungen offenbart sich an der Seele ein Ferngefühl oder gleichsam Berngesicht, dessen Wirksamkeit über Räume und Zeiten hinausreicht. Als hätte ein kunstreicher Meister das Maß zu beiden genommen, so stehet die Größe und Stärke der Mundtheile bei den Thieren in einem genau passenden Verhältniß zu dem Futter, das ihnen zur Nahrung angewiesen ist. Der lange, dünne, röhrenförmige Schnabel des Kolibri's würde selbst zum Erfassen der kleinsten Beeren oder Samenkörner nicht geeignet sein, und wie vollkommen befähigt ihn gerade diese seine Form zum Aufsaugen des

Nectarsaftes und des zarten Gewürmes, das sich mit jenem zugleich in der Tiefe der Blumen findet! Gleich wie eine Mißgestaltung erscheint die auf- und abwärts übergebogene Stellung der Kinnladen am Kreuzschnabel, und dennoch ist sie es allein, welche den Vogel fähig machet, die ihm vorzugsweise angewiesene Nahrung, die Samen der Fichten und Tannen aus den festgeschlossenen Schuppen der Zapfen herauszubrechen. „Wie kann und wovon der große, gemähnte Tamandua oder Ameisenfresser sich nähren?" so möchte Jeder fragen, der das sonderbare, südamerikanische Thier in unseren Sammlungen sähe und forschend betrachtete, ohne seine Lebensgeschichte zu kennen. Denn die Kinnladen, wie zu einem mächtig großen Schnabel verlängert, sind ganz zahnlos und endigen in einem unverhältnißmäßig kleinen Mund, dessen enge Oeffnung kaum einer solchen Nuß die Aufnahme gestattet, wie unser so vielmal kleineres Eichhorn in seinem Munde sie fortträgt. Und wie reimt sich mit einem solchen kraftlosen Munde die schwere Waffe der starken Klauen, die sich an den Füßen des Thieres finden? — Ein Beobachter sieht dasselbe in dem Lande, das es bewohnt, sieht es in den natürlichen Verhältnissen und Geschäftigkeiten seines Lebens, und alsbald wird ihm klar, wie jeder einzelne Zug an dem Körperbau des Tamandua für das Werk der Selbsterhaltung des Thieres geeignet und zubereitet ist. Den mächtigen Klauen an den Zehen, die zugleich auch zum Klettern auf Bäume und im Nothfall als kräftige Vertheidigungswaffen dienen, ist die Aufgabe ertheilt, die feste, thonige Decke der Ameisenbaue zu durchbrechen. Das kleine streitbare Volk dieser Baue eilt in Schaaren nach der Stelle des Einbruches hin, da entfaltet der Tamandua plötzlich seine lange, wurmförmige, mit zähem Schleim überzogene Zunge, streckt sie weit aus dem Munde über die Ameisenschaaren hin, und zieht sie mit einer Masse der anklebenden kleinen Thiere in den Mund zurück, was er mehrmalen schnell wiederholt, bis die Schaaren gelichtet sind oder er selber von der verschlungenen Beute gesättigt ist.

Schwerer noch als die Züge im Körperbau des Ameisenfressers scheinen sich auf den ersten Blick die Einzelheiten im Bau des Wallfisches zusammenreimen zu lassen. Sollte nicht dieser Riese des Meeres einer Kost der Riesen, solcher Bissen wie die Seekälber oder selbst wie die Wallrosse zu seiner Sättigung begehren? In der That, groß genug wäre sein ungeheurer Rachen zum Verschlingen solcher Beute, denn dieser hat die Weite und Höhe eines Zimmers, kann ein ziemlich ansehnliches Boot mit seiner Mannschaft aufnehmen. Aber wie wenig entspricht dem äußeren Umriß dieses ungeheuren Mundes das Innere desselben. Da stehen statt der Zähne die Hunderte der biegsamen Fischbeinbarten mit ihren Franzenfasern, und der Schlund ist so eng, daß kaum ein Bissen von der Größe eines mäßigen Apfels durch ihn zum Magen gelangen könnte; er verhält sich zur Mundhöhle wie der Schlund einer Maus zur Rachenhöhle eines Stieres. Und dennoch stehen

alle diese scheinbaren Widersprüche im vollkommensten Einklange mit der Aufgabe der Selbsterhaltung des Thieres. Wie eine Staubwolke in der Luft drängt sich das Gewimmel der kleinen weichschaligen Krustenthiere im Gewässer des Meeres zusammen, schweben in ihm die Schaaren der Clionen mit den Flügelpaaren ihrer weichen Flossen auf und nieder; bei jeder Oeffnung seines Rachens nimmt der Wallfisch eine solche Wolke der kleinen Thierwelt in diesen auf, die Borstenwimpern seiner Barten mögen dann zum Durchseihen derselben dienen, das überflüssige Wasser wird herausgespritzt, die Masse des Genießbaren von dem Thier hinabgeschlungen. So steht hier die Kleinheit des Nahrungsmittels und die Enge des Schlundes mit der ungeheuren Weite des Rachens in einem genau abgewogenen Verhältniß.

Ungleichmäßig und außergewöhnlich erscheint an der Giraffe der Vorderleib erhöht, der Hals verlängert. Sollte das Thier mit unsern gras- und krautfressenden Viehheerden auf die Weide gehen, wie mühsam und kümmerlich würde dasselbe sich nähren. Und dennoch ist es gerade nur durch diesen auffallenden Bau geeignet sein gewöhnliches Futter, die Blätter und Triebe der Mimosen und anderer Bäume seiner heißen Heimath zu erfassen und abzuweiden, in deren hohem Wipfel die Zweige noch kräftig grünen, wenn unten der Boden zur dürren Wüste geworden ist, auf der sich nirgends ein frischer, genießbarer Grashalm zeigt. Jene Dienste, welche der Giraffe ihr erhöhter Vorderleib, ihr langer Hals und die weithervorstreckbare, zum Zugreifen geeignete Zunge leisten, und noch viel mehr als diese, gewährt dem Elephanten sein wundervoll gebildeter Rüssel. Während der übrige Leib, gleich einer Bergmasse, ruhend auf den Grundsäulen der kurzstämmigen Füße, nur zu wenig anderen Bewegungen als zu jener des Ganges und des kräftigen Stoßes der Hauzähne geschickt ist, vereint der Rüssel in sich alle Eigenschaften und Kräfte einer zugreifenden Hand und eines Schöpfgefässes für das Wasser, tief vom Boden herauf, dahin das massenhafte Thier nur schwerlich den Mund hinabzubeugen vermöchte. So ist jeder beseelte Leib seinem Baue nach geeignet zu dem Werk der Selbsterhaltung und zu den hierzu dienlichen Bewegungen durch Schwingen, Flossen, Füße oder Muskelgefüge des fußlosen Bauches. Die gestaltende Kraft der Seele läßt es ihrem Leibe in seiner äußeren Ausstattung an keinem einzigen Stücke fehlen, das zum Erlangen seiner Nahrung und Nothdurft gehört; im Inneren an keiner jener Vorrichtungen, die zur Verähnlichung und Verwandlung des genossenen Futters in das eigene, organische Gebilde nöthig sind.

Was wir von dem einen Geschäft der Selbsterhaltung des beseelten Leibes sagten, das gilt auch von dem andren, von jenem nämlich, durch welches das einzelne Geschöpf geschickt wird, den äußeren Einflüssen, welche sein Leben und Wirken beeinträchtigen und in feindlich zerstörender Weise ihm zustoßen könnten, abwehrend zu begegnen. Noch ehe die Winterkälte

mit ihrer lähmenden Macht eintritt, entwickelt sich zwischen dem kurzen feinen Haar, das den Mouflon (das wilde Schaf) im Sommer bedeckt, die wärmende Wolle; der Eidergans der Polarzone dient ihr reichlicher Flaum, dem Seehund und Wallfisch die Fülle des halbflüssigen Fettes (Thranes) zum Schutz gegen die Kälte; dem Kameel ist als eine Vorrathskammer von Nahrungsstoff, welcher zur Zeit des Mangels in die Blutmasse aufgenommen wird, der zellgewebige, von einer fettartigen Masse erfüllte Höcker verliehen. Die beiden Riesen der afrikanischen Ströme, das Krokodil und das Nilpferd sind, das eine durch den Schuppenpanzer, das andre durch seine gewaltigen Hauzähne vor den Angriffen des gefährlichen Nachbarn gesichert; der Elephant setzt den Angriffen der Tiger und Löwen seiner Heimath die Waffe der Stoßzähne und den kräftigen Schlag des Rüssels entgegen; die Gazelle und das Zebra entziehen sich diesen Angriffen durch die Schnelle der Füße; die schwache Feldmaus und das Kaninchen entschlüpfen der Gewalt selbst des schnellen Vogels in ihre unterirdischen Baue. So vollbringt überall das belebte Wesen seine siegreichen Kämpfe mit der feindlichen Macht bald durch Stärke, bald durch List, und die bildende Kraft der Seele hat ein jedes derselben mit der Waffenrüstung versehen, die ihm gerade in seiner Umgebung und auf der Bahn seines Lebens nöthig ist.

Auffallender noch und ungleich weiter gehend als die Richtung der sichtbar gestaltenden Wirksamkeit der Seele, welche der Selbsterhaltung des Leibes dient, ist jene andre, durch welche dieser Leib nach seinem Maße zum Dienst und Nutzen einer andren, mitseienden und mitlebenden Welt der Geschöpfe zubereitet wird. Hierdurch tritt er als organisch ergänzendes Glied in den lebendigen Verein mit einem Ganzen, das in dem Zusammenwirken aller seiner Theile als ein Leib der höheren Ordnung erscheint, über dessen Wirken und Bewegen eine gemeinsame Seele waltet.

Als ein Abbild nach kleinerem Maßstab, von dem was die Gesammtheit der irdischen Natur im Großen ist, erscheint uns der Staat der Bienen. In diesem hat die über Alle herrschende Seele ein sichtbares Organ gefunden: dieß ist die fruchtbare Mutter der Schaaren, die Bienenkönigin. Das Werk des Lebens dieser Herrscherin ist einzig auf das Erschaffen der neuen, künftigen Bevölkerung des Stockes beschränkt; die Tausende ihrer Unterthanen sind nur zur Förderung und Erhaltung dieses Werkes der Zukunft da. Kaum ist die junge Arbeitsbiene aus der Hülle der Puppe ausgeboren und durch das Belecken und Bürsten ihrer älteren Mitbürgerinnen von dem anklebenden Staub der zertrümmerten Hülle gereinigt, da versucht sie ihren ersten Flug hinaus in die grünende, blühende Pflanzenwelt; nicht allein um von der Fülle der nährenden Stoffe zu kosten, sondern um auch zugleich den größeren Theil der erbeuteten Speise zu sammeln und ihn hineinzutragen zum Nutzen des Ganzen, welchem sie zugehört. Zu diesem

Dienste, nicht zunächst für die Ernährung und Erhaltung des eignen Lebens, sondern jenes Gesammtlebens, das in der Gemeinde herrscht, ist der Bau ihres Leibes schon von der Geburt an bereitet, wie dieß der verlängerte Saugrüssel und das Körbchen zur Aufnahme des gesammelten Wachses an der Ferse des hinteren Fußpaares bezeuget. Wenn man einen ganzen Sommer hindurch das Thun einer solchen Arbeiterin beobachtet, dann erkennt man, daß der bei weitem größere Theil ihrer Zeit und ihrer Bemühungen der Erhaltung der Gemeinde, nur der kleinere Theil der Erhaltung und Pflege des eignen Daseins gewidmet sei. Namentlich ist jener Sinn, den die Arbeitsbiene für das erwachende Bedürfniß der Brut hat, die doch von einer andren Mutter als von ihr geboren ist, noch ein ungleich wundervollerer als das fein hörende Ohr einer menschlichen Mutter, welches die leisesten Töne des dürstenden Säuglings vernimmt, und dieser Sinn zeigt sich auch anderwärts bei dem mütterlichen Insect, wenn dasselbe, seiner Mahnung folgend, die Wohnstätte bereitet und das Futter sammelt für ein noch ungebornes Geschlecht. Ein sichtbares Wirken gehet da von einem unsichtbaren inneren Anfang nach einem noch eben so unsichtbaren, erst künftig erscheinenden Ende hin.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei den bedeutsamen inneren Verhältnissen des Bienenstaates. Die Seele, die über all die Einzelwesen eines solchen Staates waltet, zeigt sich hier als ein sichtbares Einzelwesen derselben Art, welches den Drang der Mutterliebe, der zum Anlegen der Brutzellen, zum Füttern der Jungen anregt, an die Tausende der Seelen überträgt, welche ihr wie die Glieder des Leibes einem gemeinsamen Haupte zugeordnet sind. Es geschieht dieß in derselben Weise, in welcher der Wille einer thierischen Seele vom Gehirn aus die Muskeln der Füße oder der Flügel durchwaltet, damit sie durch ihr harmonisches Zusammenwirken den Bewegungen des Laufes oder des Fluges dienen. Und wie der Drang der Liebe, so vermag eine solche waltende Seele auch jene Abneigung auf die andren Seelen zu übertragen, welche nach dem Lauf der Natur an dem befruchteten Weibchen gegen die Männchen sich einstellt, denn diese von dem Haupt an die Glieder übergehende Abneigung ist es, welche die Arbeiterinnen antreibt zum Umbringen und zum Entfernen der Drohnen aus dem Kreise der Gemeinde.

Bei den Ameisen ist es eine sterbende Mutter, welche gleichsam als letztes Vermächtniß den Drang ihrer Liebe und die Sorge für die verwaisten Kinder dem überlebenden Geschlecht der schwesterlichen Arbeiterinnen überläßt, und jede von diesen wird zu einer liebenden, pflegenden Mutter, deren ganzes Leben von nun an in dem Geschäft der Erhaltung eines künftigen Geschlechtes aufgeht.

Aber der Zug einer hülfreichen Erbarmung, welcher ein Wesen von ganz andrer Art und Natur mit Kräften und Gaben ausrüstet zur Linderung

einer fremden Noth, bewegt sich noch in viel weiteren Kreisen. Ein Thier, halb von Pflanzennatur, die Blattlaus, diene uns hier als Beispiel. Schon der Bau ihres Körpers deutet es an, daß die Bestimmung ihres Lebens eine getheilte sei zwischen der Erhaltung des eignen Leibes und der Ernährung andrer Wesen. Mit dem verlängerten Mundende fest an der Pflanze wurzelnd, saugt sie den Saft derselben, von dessen Fülle der zarte Körper wächst und anschwillt. Aber der Saugröhre des Mundes, welche der Ernährung des eignen Leibes dient, gegenüber, am Ende des Rückens stehen zwei andre, nach oben geöffnete Röhren, aus denen eine Flüssigkeit hervorträufelt, welche durch eine Verwandlung des rohen Pflanzensaftes in einen thierischen Stoff, gleichsam wie die Milch der Kuh aus dem von ihr genossenen Futter, sich gebildet hat. Während der saugende Mund dem eignen Leibe des Thieres das zuführt, was zu seinem Unterhalt nöthig ist, geben die Röhrchen des Rückens einem andren hungernden Thiere seine Speise, denn die Ameisen entnehmen diesen lebenden Quellen jenen Nahrungsstoff, womit sie fast vorzugsweise ihre noch zarten Jungen füttern und von dem sie zum Theil selber ein Mahl halten. So werden die Blattläuse zu wohlthätigen Säugammen für ein ihnen ganz fremdes Geschlecht von Thieren.

Gegenseitig sind in weiterem Umfang die Pflanzen und die Thiere einander zur Aushülfe und Ergänzung gemacht. Ueberall in der irdischen Natur gibt sich die Zeugungskraft auch dadurch als eine schöpferische kund, daß sie bei der Hervorbringung des Stoffes, der zu ihrem Zwecke dient, fast ohne Gränzen und Schranken sich ergehen lässet. Sie ist aber auch darin das Abbild einer allversorgenden, allerhaltenden Schöpferkraft, daß sie durch die Ueberfülle des zeugenden Stoffes nicht nur die Forterhaltung der einen Art der Dinge, das Erwachen der neuen, gleichartigen Lebenskeime begründet, sondern zugleich der Erhaltung und Bekräftigung einer mitlebenden Welt der Erschaffenen dienet. Von den Millionen der Blüthenstaubkörnchen, die sich zur Frühlingszeit in den Tausenden der Blüthen eines einzigen Baumes bilden, erfüllen öfters nur wenige Hunderte den eigentlichen Zweck ihres Entstehens, indem sie den weiblichen Fruchtkeim beleben. Kaum aber wird ein einziges von ihnen unbenutzt und ungenossen von einer kleinen, zum Theil nur dem bewaffneten Auge erkennbaren Thierwelt oder von andren Wesen des Pflanzenreiches verloren gehen. Und wenn endlich der Baum, nachdem er auch noch einen großen Theil der unzeitigen Früchte zum Unterhalt für andre lebende Wesen freigebig dahingestreut hat, im Schmucke seiner reifen Samenbehältnisse dasteht, dann sind selbst diese mehr noch zum Nutzen des großen, allgemeinen Haushaltes der Natur da, als zur Fortpflanzung der Art des Gewächses selber.

Dasselbe was von den Blüthen und Früchten im Allgemeinen, gilt insbesondere von dem Nectarsaft der Blumen, welcher ungleich mehr noch

für andre lebende Wesen als für das Geschäft des Blühens selber da ist. Viele Gewächse geben, wie die honigträufelnde Esche, aus Blättern und Zweigen eine Ueberfülle der nahrhaften Säfte von selber von sich, andre, wie der Kuhbaum und der Blüthenschaft der Palmen, nach Verletzungen. Und wenn das Pflanzenreich im Allgemeinen, wenn seine Waldungen mit magnetischer Kraft die wässerigen Niederschläge der Luft anziehen, kommt nicht dann von dieser angesammelten Fülle mehr noch als den einzelnen Bäumen selber der übrigen lebenden Natur zu gute?

Die vielfachen Dienste, welche das Gewächsreich namentlich dem Thierreiche leistet, werden von diesem durch eben so vielfache Gegendienste belohnt. Während das bienenartige Insect mit dem Genuß und mit dem Aufsammeln des Blüthenstaubes sich beschäftigt, wird es zugleich der Träger und Ueberbringer dieses befruchtenden Stoffes an die fruchtbringenden Samenbehältnisse, und der Feigenbaum würde ohne diese fremde, thierische Hülfe unvermögend sein, jenen Ueberfluß der wohlschmeckenden Früchte zu tragen, durch welche er Menschen und Thiere erfreut. Selbst der reife Samen mancher Gewächse wird durch die Vögel in verschiedner Weise von einem Ort zum andern gebracht und ausgesäet.

Von einem allgemeinen Wechselverkehr der Gegendienste, welche beim Geschäft des Athmens und der Ernährung, die beiden Reiche der Pflanzen und der Thiere sich leisten, sprachen wir bereits oben (§. 13). Was hierbei vom gesunden Zustande beider, das gilt auch vom kranken, ja selbst von dem der Auflösung der erstorbenen leiblichen Gestaltung. Das Gewächsreich ist ein reiches Behältniß heilkräftiger Stoffe für Menschen und Thiere, seinerseits aber vertritt das Thierreich, namentlich durch die Insecten und andre seiner kleinsten, zartesten Angehörigen, durch Aufsaugen und Hinwegräumen der Aussonderungen, die aus Ueberfülle oder nach einer Verletzung hervorbrechen, ja selbst durch das Zerstören mancher Zwischengebilde, die im vollendeten Zustand der Blüthe das Geschäft der Befruchtung hemmen würden, die Stelle eines geschickten, wohlthätigen Wundarztes. Eben diese kleinsten, unscheinbarsten Bürger des Thierreiches, die Insecten und Gewürme sind es auch, welche gleich den einsaugenden Gefäßen des Menschenleibes (nach §. 12) die Bestimmung haben, das Absterbende und Verwesende aus dem Gesammtorganismus der irdischen Natur hinwegzuräumen, und hiedurch ein wesentliches Erhaltungsmittel des gesunden Fortbestehens dieses Organismus zu werden.

Zwei einander entgegengesetzte Kräfte sind es, welche der sichtbaren Leiblichkeit ihre bestimmte Form und Begränzung geben, die eine, entsprechend der Schwungkraft in der Bahnbewegung der Planeten, äußert sich als Drang der Ausdehnung, die andre centripetale, als eine Macht des Zusammenhaltes oder der Zusammenziehung. Wirkte die Ausdehnung allein, dann würde sich die Leiblichkeit in ein Nichts auflösen, die Zusammenziehung

für sich allein würde sie zu einem Nichts erdrücken. So wirkt auch dem Ueberwallen der schöpferisch erzeugenden Naturkraft in den Reichen der Lebendigen eine beschränkende, maßhaltende Macht entgegen. Es haben die Schaaren der Insecten, wie wir so eben erwähnten, ihre wohlthätige Bestimmung, als reinigende, aufräumende Werkzeuge des Erstorbenen und Unräthigen; der überwuchernden Vermehrung derselben setzen jedoch andre, von ihrem Raube lebende Insecten, und das Heer der insectenfressenden Vögel einen wohlthätigen Damm entgegen.

Selbst im Einzelnen und Kleinen zeigt sich das eine Einzelwesen zum Dienst des andren bereit, so der ägyptische Regenpfeifer (Charadrius spinosus) dem Krokodil, dessen Lippen und Rachen er von den dort angesogenen Blutegeln reinigt, der Ochsenhacker (Buphaga) für die Viehheerden seiner Heimath, indem er als geschickter Wundarzt die Beulen ihres Felles öffnet, in denen die Larven der Dasseln nisten, und diese Verursacher des Schmerzes daraus hinwegnimmt. Dem Löwen helfen die Schaaren des Hyänenhundes (Canis pictus), das Wildpret erbeuten, indem sie die flüchtigen Zebras dem mächtigen Jäger entgegentreiben und dann als Lohn den Ueberrest der Beute empfangen; dem menschlichen Bewohner derselben Gegend deutet der Honigkukuk den Sammelplatz des Bienenhonigs an. Andre Male warnen einzelne Thiere den Menschen so wie andre Thiere durch Töne des Schreckens vor der Nähe der Riesenschlange oder andrer gefährlicher Feinde.

So ist im großen Haushalt unsrer irdischen Sichtbarkeit jedes einzelne Wesen nicht für sich allein, sondern zugleich für andre da. Selbst das, was eine Zeitlang nur im Dienst eines solchen Einzelwesens gestanden, wird, wenn es für dieses unbrauchbar geworden, noch nutzbar für andre, wie das Haar oder die Wolle, deren winterliche Decke das Säugethier im Frühlinge von sich wirft, eben so wie die Wolle, welche manche Pflanzensamen umhüllte, von den Vögeln zum Bau ihres Nestes benutzt wird. Selbst nach ihrem Absterben und bei ihrem Verwesen sind die organischen Körper noch für die Ernährung und das Gedeihen der andren Lebendigen förderlich, ja bei manchen Arten wird der Zweck ihres Vorhandenseins für die Gesammtheit der Natur erst im Tode erreicht.

Bei der vorhergehenden Betrachtung jener ersten Lebensäußerung der Seele, vermöge welcher diese ihren Leib zu dem bestimmten Zweck seines Daseins zubereitet und für den Wechselverkehr mit seiner Außenwelt geschickt machet, wählten wir die erläuternden Thatsachen zunächst nur aus der Naturgeschichte des Pflanzen- und Thierreiches, ohne dabei der menschlichen Seele zu gedenken. Das was wir hierbei versäumten, läßt sich als ein Allbekanntes, Offenkundiges mit wenig Worten andeuten. Kein andrer organischer Leib der irdischen Sichtbarkeit ist durch die ihm inwohnende Seele so vollkommen gegliedert und zubereitet zur Benützung der ihn

umgebenden Natur für den Zweck seiner Selbsterhaltung so wie zur Abwehr dessen, was diesen Zweck unerreichbarer machen könnte, als der menschliche Leib. Kein andrer so wie dieser hat eine solche Fülle der Gaben empfangen, durch welche er zum Dienst und Nutzen nicht nur einzelner Wesen, sondern der Gesammtheit der irdischen Natur geeignet wird. Denn durch den Fleiß des Menschen, der dem strömenden Wasser eine Bahn anweiset, welche er will, wird die Wüste des dürren Sandes wie des kalten Sumpfes in fruchtbares Gefilde verwandelt, das Schädliche für ihn und seine mitlebende Thierwelt entfernt, den zerstörenden Einflüssen der Natur eine Gränze angewiesen, der Mordlust der mächtigeren Raubthiere, der Todesgefahr durch das Gift der Schlangen wie der Sumpfluft gesteuert. Vor allem ist es die kunstreich gebildete Hand, welche den Menschen zu all den Geschäften befähigt, die er unter der leitenden Herrschaft der Vernunft im Dienst seines eignen Lebens und Haushaltes so wie des großen, allgemeinen Haushaltes der irdischen Natur verrichtet. Der Mensch am meisten ist für alle anderen mitgeschaffnen Wesen, sie alle für ihn da.

Wir betrachten nun jene andre Lebensäußerung der Seele, vermöge welcher dieselbe die einzelnen Dinge ihrer Außenwelt wahrnimmt, das Vermögen derselben zu empfinden. Das äußere Ende, nach welchem alle Fäden der Wirksamkeit des Bildungstriebes der Seele sich hinziehen, ist, wie wir dieß oben S. 85 sahen, ein Sichtbares, leiblich Gewordenes, während der Anfang, aus dem jene Fäden sich entspinnen, ein unsichtbarer ist. Umgekehrt ist der Ausgangspunkt der Empfindungen, das leiblich Gewordene, Sinnliche; der Endpunkt derselben ein Ueberleibliches, Uebersinnliches. Da dieses Ende, nämlich das was in der Seele beim Empfinden geschieht, kein Gegenstand der sinnlichen Beobachtung sein, sondern nur im Selbstbewußtsein des Geistes erfaßt werden kann, müssen wir uns bei der Betrachtung dieser zweiten Lebensäußerung der Seele und jener schöpferischen Verwandlung des sinnlich erfaßbaren Elementes in ein übersinnliches, welche beim Empfinden und Erkennen vor sich geht, vorzugsweise an das halten, was die Erfahrung des eignen, inneren Lebens uns darüber lehrt.

Die Empfindungen der Seele kommen aus zwei verschiedenen Gebieten her, von denen das eine ein leiblich inneres, das andre ein leiblich äußeres ist. In das letztere Gebiet fallen alle jene Wahrnehmungen der Außenwelt, welche uns durch die äußeren Sinne zukommen; dem ersteren gehören solche Empfindungen an, die uns vorzugsweise durch die inneren Sinne des Gangliarnervensystemes (nach §. 17), überhaupt aber auf allen jenen Wegen der Nervenreizung zugeführt werden, deren Grund nicht außer, sondern in unsrem Leibe liegt. Wir werden von beiden bei einer späteren Gelegenheit, bei der wir von den Gefühlen handeln wollen, noch ausführlicher sprechen und heben deßhalb hier nur einige wesentliche Züge des Gegenstandes hervor.

Die verschiednen Zustände und Veränderungen, welche in einem einzelnen Gliede ihres Leibes vorgehen, werden von der Seele zunächst durch Vermittlung jener Nerven wahrgenommen, die dem Gliede zugehören; sie können sich zur Lust wie zum Schmerz steigern. Das Selbstgefühl aber, dessen Gegenstand das allgemeine Wohl- oder Uebelbefinden unsres Leibes ist, bezieht sich zunächst nicht auf die Veränderungen, die in einem einzelnen Organ vor sich gehen, sondern auf den Zustand des Gesammtorganismus, welcher am meisten von der Beschaffenheit der Verdauung, des Athmens und des Blutumlaufes abhängt. Diese leiblich inneren Wahrnehmungen der Seele, die sich zur freudigen wie zur angstvoll peinlichen Stimmung derselben steigern können, gehen von einer Region des Gangliarnervensystemes aus, welche auf ihrer Stufe als eine Wiederholung dessen betrachtet werden kann, was in der Region des Cerebral-Nervensystemes die Sinnen des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs, des Geschmackes so wie des Tastens sind.

Nicht aber der äußere Vorgang oder die abermalige Betrachtung der leiblichen Organe, welche die Empfindungen und Wahrnehmungen vermitteln, soll uns hier beschäftigen, sondern nur das Verweilen bei einem Werk der Seele, darin diese in unverkennbarer Weise ihren lebendigen, fortwährenden Zusammenhang mit einer Welt des Unsichtbaren und Geistigen kund gibt.

Jene innere Welt der Bilder und Vorstellungen, deren Stoff aus den sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen kam, ist auf ihrer höheren Stufe nicht minder ein organisches Ganze als der sichtbare Leib. Wie zu diesem wird auch zu ihr schon durch die Erzeugung und durch die bildende Kraft des Mutterleibes der verborgene Grund gelegt; sie erbaut sich durch die selbstthätige Macht der Seele zugleich mit dem sichtbaren Organismus aus dem aufgenommenen äußeren Material, wächst wie dieser im Verlauf des Lebens, gelangt in unsrem Wesen durch die Kraft des Denkens zur Reife der Selbstbezeugung und empfängt mit dieser das Siegel eines Fortwirkens, welches über die Zeit des leiblichen Daseins hinausreicht.

Bei der Vergleichung des äußeren, leiblichen Bildungstriebes mit dem inneren müssen wir vor allem die Verschiedenheit des Stoffes beachten, welcher dem Werk des einen und des andren zu Grunde liegt.

Das Material, welches der äußere Bildungstrieb als Nahrungsmittel in den Bereich seiner Leiblichkeit aufnimmt, ist ein verhältnißmäßig Todtes oder Ersterbendes. Das eigne Leben, welches in dem Getreidekorn oder in dem kleinen Thiere war, das der Vogel als Futter zu sich nimmt, muß erst getödtet, der frühere organische Zusammenhang muß aufgelöst und zersetzt werden, ehe das nun formlos gewordne organische Element der Ernährung dienen und ein mitlebender Bestandtheil des Organismus werden kann, der sich dasselbe zu seinem Dienst unterwarf. Zur Vernichtung jenes besondren Lebens und seiner eigenthümlichen Form dienen an unsrem Leibe

die zermalmenden Zähne, die auflösenden Säfte des Mundes und des Magens so wie andre schon oben, im §. 13, erwähnte Thätigkeiten und Rückwirkungen der Verdauungsorgane. Und bei jedem weiteren Schritte im Verlauf des leiblichen Bildungsgeschäftes wiederholt sich das Gleiche; das Blut als solches, mit der Form seiner Körnchen muß sterben und zersetzt werden, damit aus ihm der Muskel oder das Nervenmark sich gestalten könne; nur das Formlose ist zur Ueberkleidung mit einer neu werdenden Form geschickt.

Von ganz andrer Natur ist jener Stoff, den die Seele durch die Wahrnehmung der leiblich äußeren wie inneren Sinne zur Bildung des Reiches ihrer Vorstellungen aufnimmt. Das, was unser Auge sieht, das selbstständig ausstrahlende, wie das vor den nichtleuchtenden Körpern zurückgestrahlte Licht ist ein Bewegendes, und in gleicher Weise vernimmt das Ohr die schwingenden Bewegungen des tönenden Körpers, das Geruchs- und Geschmacksorgan empfinden das chemisch-elektrische Bewegen, das bei Verbindung und Zersetzung der Stoffe als ein Duften oder Schmeckbarwerden sich kund gibt. Was wir durch das Fühlen (Tasten) bemerken, ist ein Bewegen unsres eignen Nervenäthers von innen nach außen (m. v. die §§. 18 und 19). Während mithin der äußere, leibliche Bildungstrieb von den Dingen der Außenwelt das sich zueignet, was an ihnen das Todte (die Materie nach §. 3) ist, gehört in das Reich des inneren, psychischen Bildungstriebes nur Jenes, das an den Dingen Eigenschaft (Selbstbezeugung) und Leben ist. Es wiederholt sich auch hier das allgültige Gesetz, nach welchem nur das Gleichartige mit dem Gleichartigen sich vereinen kann; der Leib nimmt das von außen auf, was gleich ihm leiblich, die Seele das, was ihrem Wesen verwandt ist.

Das Gleichartige jedoch, damit es mit einem Andren seiner Art in lebenskräftiger, fruchtbarer Weise sich vereinigen könne, muß mit diesem einen polarischen Gegensatz bilden, das eine von beiden muß als bewegend oder bildend, das andre als bewegbar oder bildsam sich verhalten. In dem Vorgang der Gestaltung des äußeren, leiblichen Organismus verhält sich die Seele zu ihrem Stoffe als das Bildende und Bewegende, während sie dagegen bei der Gestaltung der inneren Welt der Vorstellungen dem Stoffe, der ihr von außen kommt, zunächst als ein Bildsames und Bewegbares gegenüber steht. Im Kreise jener leiblichen Wirksamkeit erscheint sie als eine unbeschränkte Herrscherin über eine Außenwelt, welche durch sie zuerst in einen Zustand des vergleichungsweisen Nichtseins versetzt, dann zum neuen Werden erhoben wird; im Kreise ihres inneren, übersinnlichen Bildungsgeschäftes ist es eine allgemeine, höhere Schöpferkraft, welche mit der Macht ihrer Werke und Thaten die Seele erfaßt und eine Welt in ihr gestaltet, welche eben so wie der Leib für die Seele, so im Menschen für den inwohnenden Geist ein Organismus wird, den er mit den Kräften seines Lebens durchdringt.

Das Vermögen, fruchtbare Samen in sich zu tragen, aus denen die Wesen der gleichen Art hervorgehen, ist ein Kennzeichen des Lebens. Das Leben jedoch wie das Dasein der geschaffnen Dinge trägt dieses Vermögen in zweifacher Weise in sich, es vermag sich in leiblicher Gestalt auf dem gewöhnlichen Wege der Natur und nicht minder in seelischer Form fortzupflanzen. Die Eindrücke der Außenwelt, die als Stoff der Wahrnehmungen mit der Seele in Verkehr treten, dienen der Fortpflanzung der zweiten, höheren Art. Nicht die sinnlich erfaßbare Wirkung, sondern das fortwährende, endlose Wirken der Schöpferkraft selber ist es, was als verwandtes Element die Seele anregt, daß sie zu einem fruchtbaren Boden wird, welcher nicht die Samen der leiblich gewordnen Abbilder, sondern die der Urbilder der Dinge in sich aufnimmt, wo sie dann zu einer Welt der Vorstellungen werden, in der sich auf übersinnliche Weise die Herrlichkeit und Mannichfaltigkeit der Schöpfungen Gottes abstrahlt. Und diese Gewächse eines inneren Gartens der Seele sterben nicht alsbald nach ihrem erstmaligen Aufblühen wieder ab, sondern auch ihnen ist eine Kraft der Fortpflanzung verliehen, deren Wirksamkeit theils in der Form der Erinnerungen in den Bereich des Selbstbewußtseins fällt, theils aber in den Träumereien des wachen Zustandes wie des Schlafes von einem Moment des Werdens zum andren sich wiederholt. Oefters liegen die Keime einer solchen Wiedererzeugung, wie manche Samen der Pflanzen unter dem Schutte der Mauern, lange schlafend, ohne deßhalb zu ersterben. Dieses ist es, was von der zweiten Lebensäußerung der Seele, von ihrem Empfindungsvermögen gesagt werden kann. Wir erkennen auch hierin das zweifache Bürgerrecht an, das die Seele als Geschöpf und als Selbstschöpferin in einer Welt der Sichtbarkeit und des unsichtbaren, urbildlichen Wesens hat.

Es bleibt uns nun noch die dritte, wesentliche Lebensäußerung der Seele, das Werk der Selbstbezeugung zu betrachten übrig.

Ein geistreicher Engländer hat den Satz ausgesprochen, daß jede Bewegung in der äußeren Natur, sei es auch nur eine solche, wie sie ein hineingeworfener Stein im Wasser hervorbringt, in ihren, wenn auch zuletzt für unsre Sinnen nicht mehr bemerkbaren Wirkungen und Folgen ohne Ende sich fortsetze. Die Selbstbezeugung oder die anerschaffene selbstständige Kraft, durch welche jedes einzelne Geschöpf zum Werden kommt und sich als das, was es ward, erhält, ist im höchsten Maße eine solche Bewegung, welche in ihren Wirkungen und Folgen ohne Ende sich fortsetzet.

Als eine untergeordnete That der Selbstbezeugung erscheint die gewöhnliche, natürliche Zeugung der organischen Wesen. Ganze Heerden von Thieren derselben Art sind einem einzigen Elternpaare entstammt, das die Europäer vor Jahrhunderten auf einer Insel des wärmeren Amerika's aussetzten; das Samenkorn eines nutzbaren Gewächses wurde am Fuß eines

Felsen in den Boden gepflanzt und das mütterliche Gewächs hat seitdem sein eignes Dasein in mehr denn hundert Generationen fortgesetzt; aus diesem Fortwirken von einer Zeugung zur andren ist eine Aussaat geworden, die sich über ganze Länderstriche hinzieht. Aber die Selbstbezeugung im weiteren Sinne des Wortes ist noch etwas ganz andres, als die gewöhnliche Zeugung. Jene ist es, durch welche das Steinreich so wie die gesammte Welt des Unorganischen als ein Sammler und Träger der kosmischen Kräfte wohlthätig fördernd auf das Leben und Gedeihen der organischen Wesen einwirkt (nach §. 5). Eine Selbstbezeugung des Pflanzenlebens ist das Geschäft der Zubereitung des Nahrungsstoffes für ein andres Reich der Lebendigen; endlich, so ist überall jene Weise, in welcher jedes Geschöpf nach seiner Art nicht bloß für seine eigne Erhaltung, sondern für den Dienst andrer mitlebenden Wesen wirksam ist, als eine Selbstbezeugung seines Wesens zu betrachten. In der Natur des Menschen umfasset diese Lebensäußerung alle Grundzüge des persönlichen Daseins und Wirkens, sie ist es, durch welche das schnell vorübereilende Leben des Einzelnen in die Reihe der Entwicklungen selbstthätig eingreift, denen die Welt des Geschaffnen im Verlauf der fernkünftigen Zeiten entgegengeht. Sie ist, indem sie aus dem beschränkten Kreis des besondren Bewegens hinauswirkte in den Kreis der höheren Weltordnung, zu einem fortwirkenden Moment des allgemeinen inneren Bewegens geworden, dessen Anfang und Ende jenseits der Gränzen unsrer Berechnungen liegt.

Ein unabweisbarer Drang in seinem Inneren reget den Menschen zu jenen Thaten und Werken der Selbstbezeugung an, welche in sinnlich erkennbarer Form, wie die Pyramiden Aegyptens und die Ehrenmale oder Grabstätten aus längst vergangnen Zeiten in den noch lebenden Geschlechtern eine Erinnerung an die Macht und Herrlichkeit der vormaligen Erbauer erwecken. Solcher Stein- und Erzmassen bedurfte es nicht, um das Bewegen der Selbstbezeugung eines Menschenlebens auf eine fernkünftige Zeit zu bringen. Es gibt keine That, kein Wort, welche im Reiche der Seelen ohne ihre Wirkung und Folgen bleiben könnten, und außer den geschriebnen Büchern der Geschichte gibt es noch ein andres Buch derselben, welches für die einzelne That und ihre Folgen offen gehalten wird, und dessen Schriftzeichen nicht von vergänglicher Natur sind.

Sowohl der äußere leibliche Bildungstrieb, der im irdisch-sinnlichen Stoffe waltet, als der innre, dessen Element ein übersinnliches ist, bezeugen es, daß die Seele mit einer überall und immer gegenwärtig vorhandnen Region des übersinnlichen Seins in lebendigem Verkehr stehe. Durch die fortwährende That der Selbstbezeugung tritt sie aber mit einem noch nicht gegenwärtigen und gewordnen, sondern mit einem künftigen Sein in Beziehung. So mahnt uns das Leben der Seele während ihres Daseins auf Erden ohne Aufhören an Himmel und Ewigkeit.

Erläuternde Bemerkungen. In Beziehung auf das, was wir am Anfang des vorstehenden Paragraphen über jene höhere, allgemeinere Macht sagten, welche den Leib nicht nur für die eigne inwohnende Seele, sondern für eine höhere Ordnung der Dinge, für ein Weltganzes gestaltet, dessen mitlebender Theil das Einzelwesen sein soll, fügen wir hier eine Stelle aus der früheren Ausgabe bei, auf deren Fragen in dem Inhalt des Paragraphen zugleich die Antwort liegt. Dieser Leib, öfters so gebrechlich, so unscheinbar und verkümmert, er wird dem kräftigsten Geiste, wir bemerken nicht durch welches Gesetz? zugeordnet und gegeben, und es ist etwa nur noch das seelenvolle Auge oder der Reiz der Sprache, durch welchen die Schönheit und Herrlichkeit des eigentlichen, des inneren Menschen hervorblickt. In der That, unser Leib wird uns „zugerichtet" ohne unser Zuthun durch eine obere und äußere Naturmacht, welcher dieser Theil der Seelenthätigkeit von der Zeugung an und von der Geburt des Leibes anheimfällt. Eine freilich nur dem Menschenverstand so erscheinende, blinde Gewalt scherzet mit uns von unsrem ersten Tage an, und sie ist es, die öfters dem innerlich und wahrhaft Lieblichsten eine äußere Erscheinungsform anfüget, welche für die Sinnen sehr unlieblich und unerwünscht ist. (Man erinnere sich an die unliebliche Gestalt, welche bei Sokrates mit der schönsten Seele verbunden war nach Xen. Sympos. II, 19, IV, 19, Plato Theat. 143, Symp. 210). Scheint es doch hierbei öfters, als träfe einige Seelen, wenn sie der Leiblichkeit sich zugesellen, dasselbe Loos, das ihnen oder andern im nachmaligen Verlaufe des Lebens begegnet, daß die innerlich Reichesten ein elendes äußeres Gewand umhüllt, den Besten das Schlechteste auf ihren Theil zufällt. Als hätten (wenn anders hier eine Art von Wahl war) die Seelen, deren innerer Natur die Sinnlichkeit ferne lag, schon damals, wie öfter hernach, bei der Zusammengesellung am leichtesten fehl gegriffen. Ja, es kann das Sehnen des inneren Menschen seiner äußeren leiblichen Gestalt eben so wenig eine Elle zur Größe zusetzen, als dieselbe vor jenen Einflüssen schützen, welche jetzt auf diese, dann auf andre Organe des Leibes bildend und mißbildend wirken. Dem Leibe Nahrung und Getränk geben oder versagen, das kann der Wille, aber ob diese Nahrung zum inneren Gedeihen gereichen, ob sie die gesunde Kraft des Leibes stärken, oder ob sie nicht vielmehr einen schon im Organismus liegenden Keim der Krankheit und des Todes anfachen und vermehren werde, das kann kein Wille bestimmen. Dieser kann dem schlaflosen Leibe keinen Schlummer geben, noch den Schlaf so wie den Tod, wenn ihre Stunde kommt, vom Leibe abwehren. Eine andre Macht, wie sie der Seele den Leib gewährt und ihr denselben nach ihrem eignen, nicht nach der Seele Wohlgefallen bilden half, nimmt ihr auch denselben wieder.

Die Lehre von der Weltseele.

§. 30.

Wir nahen uns hier einem Gebiete, welches nur zum kleinen Theil von dem gewöhnlichen Tageslicht der sinnlichen Erfahrung beleuchtet ist, in welchem sich uns jedoch da, wo jenes Licht uns verläßt, eine Aussicht

eröffnet, gleich der nächtlichen in den Sternenhimmel; unermeßbar viel weiter als die Aussicht vom Gipfel des Hochgebirges über das Land zu seinen Füßen und über das nachbarliche Meer.

Daß jener Zug, welcher den Stein so wie jeden irdisch schweren Körper an seinem Orte festhält und, wenn er demselben enthoben wurde, ihn zu seiner Ruhestätte am Boden zurückführt, von der Erdmasse ausgehe und gegen ihren Mittelpunkt seine Richtung nehme, lehrt uns der Augenschein. Daß aber ein Band der allgemeinen Schwere die ganze Sinnenwelt durchwirke, den Mond in seiner Bahn um die Erde, beide so wie alle Weltkörper des Planetensystems in ihren Bahnen um die Sonne erhalte und selbst dieser sammt ihren Welten um eine Mitte der Sternenheere ihren Lauf bestimme, das hat den Menschen nicht der alltägliche Augenschein und die Wahrnehmung der leiblichen Sinnen gelehrt, sondern zur Entdeckung dieser großen Wahrheit hat ihn zuerst nur ein Ahnden, dann ein tiefer eindringendes Forschen des Geistes geführt. In gleicher Weise ergeht es uns bei der Betrachtung jener Kraft, welche zunächst als inwohnende Seele alle Theile eines organischen Leibes zu dem gemeinsamen Zweck der Selbsterhaltung vereint, dann diesen Leib in der Gesammtheit seiner Organe mit einer näher liegenden Außenwelt verkettet, welche als Nahrungs- und Förderungsmittel dem Zweck der Erhaltung des besondern Lebens dient, endlich aber alle diese kleineren Vereine zu einem höheren Ganzen, zu einer Gesammtwelt aller Mitgeschaffenen verbindet, in welcher ein Theil zum Dienst des andren, alle zuletzt für einen gemeinsamen Zweck des leiblichen Daseins wirksam sind.

Wir bewundern an einem wohlbedienten Kriegsschiffe die pünktliche Ordnung, in welcher bei dem Commandoton oder Zeichen des Capitäns jeder der Seeleute an seinem Orte das Werk angreift, welches ihm obliegt wie dabei einer dem andren in die Hände arbeitet, so daß mit einem Male die Anker gelichtet, die Segel gespannt, oder auch diese eingezogen, jene ins Meer gesenkt werden. Was aber ist ein solches menschliches Kunstwerk der zusammenstimmenden Bewegungen Vieler auf den Wink des Einen gegen das Zusammenwirken aller Lebensbewegungen in einem beseelten Leibe! Eine ordnende Macht von ungleich wundervollerer Art als die eines befehlenden Menschen ist es, welche den Leib des Säuglinges anregt, wenn dieser durch das Erweitern seiner Mundhöhle einen luftleeren Raum hervorbringt, in welchen durch die anschließenden Lippen die Milch der Mutterbrust sich ergießt, und wenn in demselben Augenblick, in welchem der Schlund die flüssige Nahrung auffasset, der Kehldeckel den Zugang zur Luftröhre verschließt. In das hier begonnene Werk der Ernährung greift dann alsbald der verdauende Magen ein; die Ausführungsgänge der Gallenblase und des Pankreas eröffnen im rechten Augenblick ihre Schleußen und ergießen ihre Säfte beim Eintreten des Speisebreies in den Zwölffinger-

darm, während die einsaugenden Gefäße mit den Tausenden ihrer Mundöffnungen den für sie zubereiteten, bildsamen Stoff in sich trinken, um ihn, noch mehr bearbeitet, zur Blutmasse zu führen. Und wenn dann das unzählbare Gewimmel der Blutkörnchen durch das System der Venen sich nach den Lungen drängt, um die Lebensluft zu erfassen, welche beim Einathmen ihnen entgegenkommt, wenn dasselbe bei seinem neuen Auslauf aus dem Herzen hier zum Gehirn und den Nerven, dort zu dem Muskel eilt, um jedem dieser Gebilde den ihm zugehörigen Stoff zur fortwährenden, schöpferischen Wiedererneuerung zu bringen, dann geschieht dieß Alles ohne Zuthun unsres Willens durch den bildenden Trieb der Seele. Dieser ist es, auf dessen Wink alle Säfte und Kräfte des Leibes einem einzelnen leidenden Gliede zueilen, die Lymphgefäße das Erstorbene hinwegführen, die neu entstehenden Fasern und Zellen nach organischer Ordnung sich zusammenfügen.

Die meisten dieser Vorgänge im Inneren des Leibes sind der Wahrnehmung unsrer Sinnen verborgen und liegen ganz außer dem Kreise unsres Selbstbewußtseins. Es erinnert uns dieß an jenes Verhältniß, in welchem das sehende Auge zum äußeren Lichte stehet. In dem mitternächtlichen Dunkel einer Höhle oder eines dicht verschlossenen Kerkers läßt uns der Gesichtssinn nichts von dem wahrnehmen oder errathen, was um uns her ist; wir treten heraus an das Licht der Sonne, und alsbald erkennen wir klar, was in der Nähe und was in der Ferne uns umgibt. Das eigne, inwohnende Licht unsres Auges muß erst durch ein höheres, allbestrahlendes seiner selbst mächtig und in den Kreis seiner Wahrnehmungen eingeführt werden. Und dasselbe, was für die besondre Wirksamkeit des Auges das allgemeine, äußere Licht, das ist für die besondre, dem einzelnen Leibe inwohnende Seele jene allgemeinere, höher bekräftigte Seele, welche das besondre Leben und seinen Mangel zugleich mit Dem umfasset, das diesen Mangel zu erstatten vermag. Wie das Blut und der Muskel, der aus jenem Quell ernährt wird, von der Macht der über beide waltenden Seele zur organischen Einheit zusammengefügt sind, so erscheinen die Zapfenfrüchte des Nadelholzbaumes und der Kreuzschnabel mit der sonderbaren Einrichtung seiner Kinnladen als zusammengehörige Theile eines und desselben Organismus, welche von einer über beiden waltenden Seele die einen für den Verkehr mit dem andren gemacht und zubereitet sind. Und erst da, wo eine allgemeine, umfassendere Seele die besondre menschliche in den lebendigen Wechselverkehr mit der Außenwelt hineinführt, gehet dieser besondren Seele mit der sinnlichen Wahrnehmung zugleich das Licht des Selbstbewußtseins und des innern Erkennens auf.

Ihrem Wesen nach von gleicher Natur mit den Geschäften des leiblichen Bildungstriebes sind die Aeußerungen des thierischen Instinctes, nur mit dem Unterschied, daß an ihnen der waltende Einfluß des Bandes, das

die Einzelnen zu einem Gesammtganzen vereint, schon deutlicher in die Augen fällt. Als eine That des Instinctes, den wir mit Recht Naturtrieb nennen, weil sein anregender Grund nicht zunächst in dem Einzelwesen, sondern in dem Verband des Zusammenwerdens mit andren Wesen der Leiblichkeit oder in der Natur liegt (nach §. 6), erscheint es, wenn das Hühnchen, das, mutterlos durch künstliche Wärme ausgebrütet, so eben dem Ei entschlüpft war, die am Boden vorüberlaufende Spinne mit dem Schnabel erhascht und sie verschlingt, oder wenn das eben ausgekrochene junge Krokodil zürnend in den Stock beißt, den man ihm vor seinen Weg hinhält. Der Wandervogel und jene Bergungsstätte, dahin derselbe, wenn der Winter herannahet, hinwegzieht, sind weithin durch Länder und Meere getrennt, in dem Gesammtganzen eines allgemeinen Organismus der Natur sind sie jedoch beide als zusammengehörige Theile begriffen.

Wie sollen wir aber mit einem passenden Ausdrucke das Band bezeichnen, welches die Einzelwesen für das Geschäft und den Genuß eines gemeinsamen Naturlebens vereint und in ihrer Mitte, gleich einer Seele über die Glieder ihres Leibes, waltet? Vielleicht mit jenem Namen, den Anaxagoras dem allbewegenden Geiste gibt, welcher mit keinem Dinge sich vermischt, sondern allein für sich ist, mit dem Namen des Hüters? Oder dürfen wir hierbei wieder an die Lehre einiger Väter der Kirche von jenen Engeln erinnern, welche unter der Herrschaft eines allbedenkenden Schöpfers über die verschiedenen Arten der natürlichen Dinge, über einzelne Classen und Familien der Thiere wie über Völker und Reiche der Menschen, ja selbst über Erde und Wasser als Versorger und Erhalter gesetzt sind? Und diese Weltseele, oder als von einer Mehrheit gesprochen, diese Weltseelen, denen bald ein kleinerer, untergeordneter, bald ein größerer, umfassenderer Wirkungskreis angewiesen ist (etwa so wie das kleinere Herrscherreich der Erde über ihren Mond unter dem größeren der Sonne, dieses unter dem noch ungleich größern einer Centralsonnenmasse stehet), sind sie, wie nach der vorhin erwähnten Lehre, die hütenden Engel, solche persönliche, selbstbewußte Wesen, welche, obgleich nicht nach dem Urtheil unsrer Sinnen, dennoch ein materielles und substantielles, ja nach der Bedeutung dieses Wortes bei den Stoikern ein leibliches Dasein haben? Oder verhält es sich mit diesen zusammenfassenden und bewegenden Mächten einer unsichtbaren Welt, wie in der Region der Sichtbarkeit mit dem allgemeinen Lichte, welches allerdings seinem Wesen nach ein Leuchten und Bewegen, nicht aber wie das Licht des beseelten Auges ein Sehen ist, eben so verschieden von diesem als die zusammenhaltende Kraft der irdischen Schwere von der zusammenhaltenden, künstlich bauenden einer lebenden Menschenhand?

Im Staate der Bienen ist die Herrschermacht einer Seele, welche die Schaar der Tausende von Bienen gleich den einzelnen Theilen eines organischen Leibes zu einer Gesammtheit vereint und sie alle zu dem harmonisch

gemeinsamen Wirken für die Bildung und Erfüllung dieser Gesammtheit anregt, in ein einzelnes, sichtbar leibliches Wesen, in die Bienenkönigin, gelegt. Da, wo in der Geschichte einzelner Völker ein neuer Tag anbrach, war es öfters ein einzelner, mit den Kräften zu einer solchen geistigen Schöpfung vorzugsweise begabter Mensch, von welchem der Antrieb zu der mächtigen Bewegung und Umgestaltung der Völker ausging. Wenn wir jedoch zwischen den lebendigen Wesen eines und desselben Himmelsstriches, wie etwa zwischen dem südamerikanischen Ameisenfresser und den Millionen der Ameisen und Termiten, zwischen den Eisbären und Robben, den Rennthieren und den heimathlichen Weideplätzen der Lichenen, wenn wir überhaupt zwischen allen einzelnen Dingen irgend einer Region der Schöpfung ein Band der Zusammenfügung und gegenseitigen Ergänzung bemerken, welches dieselben zu einem organisch gegliederten Ganzen vereint, dann sehen wir uns meist vergeblich nach einer sinnlich wahrnehmbaren Mitte, gleichsam nach dem Seelenorgan einer solchen leiblichen Gesammtheit um. Gleich wie „eine dunkle Erinnerung" an eine gemeinsame Mutter oder an die sorgfältige Wartung der Pflegemütter, wie ein bewußtloses Fortsetzen dieser gebärenden und erhaltenden Bewegungen erscheint der Zug, der die Termiten um die gebärende Königin in ihrer Mitte versammelt und sie zum Bau der Wohnstätten, zum Herbeiführen des Futters für die neugeborne Brut antreibt. Es ist ein Zug, ähnlich jenem, welcher die einzelnen Körnchen des krystallinischen Kalksteines zusammenhält; gleich jenem der in dem Schweizer, wie in dem Lappländer die Liebe zum Vaterland und das Heimweh nach diesem begründet. Von welcher Mitte aber geht jene Anregung aus, welche zu gewissen Zeiten viele, durch weite Räume, wie durch Sprache und Sitte getrennte Völker der Erde mit den Ahndungen eines nahenden, großen Ereignisses in der Geschichte unsers Geschlechts erfüllte, oder gleichzeitig dieselben in Indien wie im christlichen Europa zu jenem Wirken des Kunsttriebes anregte, der sich im Bau der herrlichsten Tempel kund gab?

Wir werden noch einmal auf andrem Wege im Verlaufe dieses Werkes (beim Hauptabschnitt VI) zu solchen Fragen und zu einem Versuche ihrer Beantwortung zurückkehren. Vorläufig wollen wir bei der Lehre von den Weltseelen an jenes Verhältniß unsres sichtbaren Weltganzen erinnern, nach welchem nur die Sonne unmittelbar, durch wechselseitige Anziehung mit dem inneren Thron der Kräfte in Beziehung stehet, von dessen leiblicher Herrschermacht der oberste Antrieb zu den gemeinsamen Bewegungen des Sternenhimmels ausgehet (nach §. 3). Die Erde, wie alle Planeten empfangen jenen waltenden Einfluß mittelbar durch die Sonne, der Mond durch seine Erde und durch die Sonne. So ist es auch nur dem selbstbewußten, selbstherrschenden Geiste verliehen, mit dem Wesen eines allbedenkenden, allerkennenden Schöpfers in ein solches Verhältniß der Einigung

zu treten, wie das eines lebenden Gliedes mit der Seele ist, die in seinem Leibe waltet. An den andren geschaffnen Dingen thut sich das Walten des Geistes, der sie erschuf und sie erhält, nur mittelbar durch die Kräfte einer Welt des Unsichtbaren (die Ideen des Plato) kund, welche gleich den sichtbaren ein Werk des schaffenden Wortes und ein dienendes Gefäß seines Wollens ist.

Erläuternde Bemerkungen. Wir erinnern hier an die Lehre von den Sephiroth oder den sieben Grundäußerungen der Schöpferkraft, und an die Lehre von den geistigen Mächten (den Engeln), unter deren (mittelbarem) Walten die Reiche der Sichtbarkeit stehen. Nach der Lehre des Origenes und des Chrysostomus (Orig. Adv. Cels. L. VIII, 31, Opp. I, 764; in Jerem. Homil. X, 6, ed. Par. Opp. III, p. 186; Homil. XXIV in Num. Opp. II, 323; Chrysost. Homil. in Natalit. Christ. ap. Phot. cod. 277) sind auch über die leblosen Dinge, über die Erde und das Wasser so wie über die Classen der Thiere besondere Engel zur Aufsicht bestellt; ja nach Augustinus (de divers. quaestion. — Quaest. 79; Opp. T. VI, p. 69) hat jede sichtbare Sache ihren Engel. Diese dem Schöpfer dienenden Geister sind nach Philo jene Seelen, welche sich nicht mit dem leiblichen Element vermischt haben, während andere ihnen ursprünglich verwandte in die Leiblichkeit nach allen Richtungen hin sich versenkten (Phil. de gigantib. 285, ed. Mang. Vol. I, p. 263 seqq.). Diese Ansicht erinnert sehr an eine andre Lehre des Alterthums, welche alles sichtbare Wesen als das bloße Abbild eines höheren, unsichtbaren Vorbildes betrachtet und das sichtbare Werden in Beziehung stellet mit einem unvergänglichen, sich immer gleich bleibenden, unsichtbaren Sein (m. vergl. Phil. de Monarch II, 824, ed. Mang. II, 226; de confus. linguar. 345, ed. M. I, 431). Bemerkenswerth ist es vielleicht schon in dieser Beziehung, daß Anaxagoras den allbewegenden Geist, der mit keinem Dinge vermischt, sondern allein für sich ist (Simpl. phys. Fol. 33, b), als den Wächter (Hüter) bezeichnet (Suidas sub voce *Ἀναξαγόρας*).

Der Lebensathem der Seele.

§. 31.

Der Lebenshauch der irdischen Leiblichkeit, den unsre Lunge einathmet, ist von der Natur und dem Wesen der wägbaren Stoffe, feiner zwar und leichter als die meisten andren und dem Auge unsichtbar, dennoch aber wahrnehmbar für unser leibliches Gefühl. Der Hauch des Alllebens, dessen die Seele ohne Aufhören zur Erhaltung ihres Seins, zur Bekräftigung ihres Wirkens eben so nothwendig bedarf, als der Leib der athembaren Luft, ist selber von der Natur der Seele; es kommt dieser aus dem allgemeinen, alldurchwirkenden Geist des Lebens, von welchem wir im §. 30 sprachen. Sein Kommen und Gehen, sein Woher und Wohin? ist unsren Sinnen verborgen; wie der Lichtstrahl, welcher nicht in der Form der Luft, wohl aber durch die atmosphärische Luft zu uns kommt, so naht sich unsrer

Seele jener Lebenshauch mitten durch die Leiblichkeit, nimmt aber noch öfter seinen Lauf wie der Sonnenstrahl durch den nicht atmosphärischen Weltraum, durch so wie aus einem Seienden, das nicht leiblich ist.

Es ist hier von einem Zusammenleben und Zusammenwirken der geschaffenen Einzelwesen die Rede, darauf eben so wie unter dem Einfluß des Gehirns aus dem Zusammenwirken der einzelnen Organe des Leibes das gemeinsame Leben sich gründet. Die Seele ist das Band, welches das eine Glied der Kette ergänzend an das andre fügt und durch die geschlossene Kette ihre belebenden Kräfte strömt. Um dieses deutlicher zu machen, lassen wir hier jene Betrachtung über einen Vorgang im Leben der Seele folgen, welcher mit dem Athmen und Kreislauf des Leibes vergleichbar ist, die sich in den frühern Ausgaben dieses Buches als §. 30 desselben fand.

Damit die Seele den anwehenden Athem des Allebens, durch den sie erhalten und bekräftigt wird, in sich aufnehmen und verwirklichen könne, bedarf sie der Empfänglichkeit für ihn; die aufnehmende Empfänglichkeit kommt aber aus Dem, was wir oben (im §. 4) den (scheinbaren) Mangel oder nach einem Ausdruck des Aristoteles die Entleerung nannten; der Mangel aber kommt durch die Verleiblichung.

Wir bemerken bei dem gesunden und ungestörten Verlaufe des Kreislaufes kaum, daß wir athmen, noch weniger aber, daß unser Blut in den Adern sich bewege. Fünfmal gehet das Blut aus der rechten Herzkammer hinüber nach der auch nach dem Ausathmen noch mit vieler Luft erfüllten Lunge, um hier seine aus dem Absterben des Leibes entstandene Kohlensäure gegen die beim einmaligen Einathmen hineingekommene Lebensluft auszutauschen; ein einmaliges Ausathmen führt den sterbenden Stoff hinweg, den das Blut des Herzens auf fünf seiner Gänge mit sich gebracht, und von all diesen Hin- und Hergängen bemerken wir nichts; nichts von dem wohlthätigen Werk des Blutes, den immer wiederkehrenden Tod aus den Gliedern hinwegzunehmen und ihnen sein eignes belebendes Wesen dagegen zu geben. Selbst im Schlafe und in den gefühllosen Zuständen der Ohnmacht behält dieses wohlthätigste und nothwendigste Geschäft des Lebens seinen ununterbrochenen Verlauf; daß es so sei, zeigt seine Folge: denn siehe wir leben noch.

So zeigt sich auch im Leben der Seele das, was dem Athmen des Leibes entspricht zunächst zwar durch seine Folge, durch die Fortdauer dieses Lebens und das Aus- und Eingehen des schaffenden Lebensodems, der von oben kommt, der Kreislauf seines inneren Bewegens ist dem Gefühl wie dem Selbstbewußtsein nur wenig bemerkbar; dennoch gibt es sich auch für diese beiden durch einige Zeichen kund.

Selbst am ruhig schlafenden Menschen erkennen wir das Athmen daran, daß die eben noch gesenkte Brust sich hebt; an allen lebenden Seelen wird das Athmen des belebenden Einflusses durch etwas erkannt, was wir lieber

Erhebung als Spannung (τόνος) nennen möchten. Diese Erhebung ist es, welche die an dunklem Orte wachsende Pflanze mit geradem Zuge hinausführt aus einer Spalte ihres Kerkers nach dem Licht; welche der singenden Lerche den Aufflug nach oben lehrt; welche die Menschenseele beständig zu dem Fragen und Sehnen nach einem Göttlichen aufwecket. Merken wir auf den (pausenweise oder gleichsam wie in Pulsen nach §. 32) gehenden Verlauf unserer Gefühle und unsers Denkens, so werden wir immer auf den Moment eines Nachlassens oder Zerstreuens einen neuen Moment des Zusammenfassens und der erneuten inneren Spannung folgen sehen. Dieses sind die Athemzüge und Pulsschläge des inneren Lebens, welche da am fühlbarsten werden, wo dieses Leben seinen höchsten und besten Aufschwung nimmt.

Der künstliche Magnet athmet, damit sein inneres, lebendiges Wirken fortbestehe, einen unsichtbaren, durch alles Irdische gehenden magnetischen Strom ein; die Kraft, welche die lebende Seele athmend in sich aufnimmt, damit sie fortlebe, das ist die Mitwirkung jenes Bandes, welches der Geist um alles Wesen des Sichtbaren und Unsichtbaren geschlungen hat; die Kraft, womit Er alle Dinge, die sichtbaren wie die unsichtbaren, hält und trägt. Diese Kraft ist nicht die Wirklichkeit (nach §. 3) jenes Geistes selber, aber sie ist und bestehet in jedem Augenblick durch und aus jener Wirklichkeit.

Wie die von ätherischen Kräften erfüllte Luft des Himmels Alles umfaßt, so umfasset das Band des Geistes alle Wesen, und wie die Luft überall eindringt, wo sich ihr unter den schweren, dichteren Massen ein leerer Raum eröffnet, so zeigt sich auch die mitwirkende Kraft jenes Bandes überall bereit, Leben zu ergießen und Kraft, wo eine Empfänglichkeit für dieses Leben wach wird.

Wir knüpfen nun den weitern und eigentlichen Inhalt des Paragraphen an einige früher schon gegebene Grundzüge dieser Betrachtungen an.

Abermals begegnen wir hier zuerst dem alten, schon öfters betrachteten Räthsel, wie sich überall in der Welt des Seins ein Leben der höheren Ordnung zum Tode der niedrigeren Form, die Fülle zum Mangel geselle — der alten Frage, warum ein oberes, belebendes Vermögen das an sich Leblose und Unvermögende begehre, ein Kräftiges das hülflos Schwache? Denn ein mächtiger Drang, gleich jenem des Bräutigams zur Braut, ziehet überall die Lebensfülle zum Mangel, die Hülfe zur Noth und eine durch die ganze Natur gehende, heilende, die Mangelhaftigkeit des Einzelnen ergänzende Kraft eifert mit dem mächtigsten Eifer gerade um die Erhaltung des Verlassensten, mühet sich am heißesten um die Pflege des Gebrechlichsten und Elendesten. Wie denn kein andrer, eben dem Nest entflogener, hungernder Vogel von allem Geflügel des Waldes so eifrig versorgt, mit solchem freudigen Zudrange gepflegt wird, als der junge Kukuk, wenn jetzt die bisherigen Pflege-Eltern durch das häufige Zutragen des Futters so geschwächt und ermattet sind, daß sie allein dem Geschäft nicht mehr zu

genügen vermöchten; oder wie im Frühling ein wetteiferndes Bewegen die ganze Schaar der Arbeitsbienen durchdringet, wenn jetzt die hülfsbedürftige Brut der Königin dem Ei entschlüpfet, nach Speise und sorgfältiger Wartung verlanget.

Ein Weiser des Alterthums — einer der tiefsinnigsten von allen, Herakleitos — redet von einer εἱμαρμένη, von einer Weltordnung, welche selber unwandelbar und ewig, durch das Reich des Wandelbaren und Vergänglichen hindurchgehet und die Einzelnen und Getrennten wie Dissonanzen zu einem melodischen Einklange verwebet. Wie der belebende Odem, welcher in der Brust auch des Schlafenden aus- und eingehet, wenn die Glieder ruhen, und die Pforten der Sinnen verschlossen sind, so waltet jener Zug, der die Einzelnen beständig zu einem harmonischen Ganzen verwebt, auch in den bewußtlos Schlafenden. Denn das Geschäft jener εἱμαρμένη an den Seelen gleichet dem Geschäft der Lebensluft am athmenden Leibe; es wirket ohne Aufhören, ungefühlt und ungewußt, ein herabwärts von der oberen Einheit zu dem Einzelnen und Getrennten gehender Zug, und ein andrer Zug, welcher von dem Einzelnen aufwärts gehet, zur Einheit. Dieser wechselseitige, sich begegnende Drang ist der Lebensodem, welcher der Seele das Entstehen und Bestehen ihrer Wirksamkeit an dem sichtbaren Wesen gab und erhält.

Wir müssen uns über dieses Geschäft eines gleichsam Athmens der Seele etwas weiter erklären.

An den vollkommneren Gebilden unsrer Sichtbarkeit sehen wir, wie schon oben erwähnt, ohne Ausnahme nach allen Richtungen und Wechselbeziehungen hin eine Paarung und Verdopplung hervortreten, vermöge welcher ein Oberes sich zu einem Unteren, ein Rechtes zu einem fast vollkommen gleichgestalteten Linken gesellt. Das eine vermag nur zu sein und zu wirken in Beziehung auf das andre und in Gemeinschaft mit ihm; die rechte Seite vermöchte sich nicht zu bewegen ohne die linke, aus deren Hirnmasse, wie es scheint, ein großer Theil des sie belebenden Nervenäthers entspringt; das linke Auge würde nicht sehen, wäre nicht eine rechte Seite da, welche ihm den sehenden Nerven gibt. So reicht immer der eine der Gegensätze dem andren ein nothwendiges Element seiner Wirksamkeit, ja seiner Wesenheit dar; der eine hat gerade das, was dem andern fehlt, der eine verhält sich zum andren als ergänzendes, den Mangel ausfüllendes Complement (nach §. 4).

Das Complement jedoch, von welchem wir hier reden, welches bestimmt ist die Mangelhaftigkeit des Einzelnen zu erstatten und auszufüllen, ist nicht allein von sichtbar leiblicher, sondern mehr noch von geistiger Natur. Die Hand wird zum Dienst des Hauptes durch die unsichtbar über beiden waltende Seele bewegt, und diese Bewegung ist dort am äußeren, vom Lebensmittelpunkt abgelegenen Organ augenfälliger und merklicher, als

an den mehr innerlich gelegenen Blutgefäßen und Eingeweiden. Gerade an jenem äußerlicheren, zum Fortbestehen des Lebens minder nothwendigen Organe wirket die Seele die vollkommenste willkürliche Bewegung und das feinste Gefühl für die äußere Körperwelt.

Dem Vogel, im Vergleich mit dem vollkommneren Säugthier, mangelt im Innern seines Leibes jene Bergungsstätte, in welcher die Frucht des Leibes bis zur Geburt getragen und ausgebildet wird; es mangeln ihm die Milch absondernden Brüste, welche dem neugebornen Jungen die erste Nahrung reichen. Aber diesen Mangel erstattet ein oberer, mit dem unvollkommnen Einzelnen waltender Wille, eben jenes unsichtbare Complement, das der für sich allein gebrechlichen Einseitigkeit zu Hülfe kommt. Dieses tritt hier als Instinct auf, welcher den Vogel zum kunstreichen Bau des Nestes antreibt und ihn über Berg und Thal zu dem Futter führt, das den nackten, zarten Jungen ihr erstes Gedeihen gibt. Wie in den weit entfernteren Muskeln der Hand die Bewegungen der wirkenden Seele augenfälliger sind und mächtiger, als an den Muskeln des Schädels, in deren nächster Nähe das Gehirn thront, so waltet das unsichtbare Ergänzungselement des sichtbaren thierischen Lebens am merklichsten und kräftigsten über die scheinbar unvollkommensten Wesen. An diesen, wie die Geschichte der Insecten lehrt, zeigen sich die meisten und wundervollsten Bewegungen des Instincts, zeigt sich am häufigsten der von innen kommende Zug, welcher, gleich einem prophetischen Vorausgesicht, dem noch Verborgenen, Künftigen und Fernen begegnet. Wie die Mutter sich mit der wärmsten, thätigsten Liebe zu dem hülflosesten und zartesten der Kinder gezogen fühlt, so wird ein über alle Einzelnen waltendes Bewegen in der ganzen Natur am geschäftigsten und besorgtesten um das Verlassenste und scheinbar Versäumteste gefunden, wie dieß schon die Geschichte des jungen Kukuks bezeuget, gegen welchen sich das kleine Geflügel des Waldes mit besonderer Zärtlichkeit bewegt fühlt.

So ist denn das Complement, das den Mangel des Einzelnen erfüllet, zugleich ein unsichtbares und ein sichtbares. Auf beiderlei Weise wird es, wenn auch nur als unvollkommnes Abbild, in jenen Krystallen, wie etwa des Zinnsteines, erkannt, an denen von der Säule oder irgend einer andern regelmäßigen Gestalt nur einige Flächen verwirklicht und sichtbar geworden, die andren aber durch den messenden Verstand ergänzt und errathen werden müssen. Dieser Mangel wird öfters noch auf andre, sichtbare Weise ausgefüllt. Denn, abgegränzt etwa durch den einspringenden Winkel, schließt sich an den nur zur Hälfte verwirklichten Krystall ein andrer an, an welchem die jenem mangelnde andre Hälfte verwirklicht worden, so daß nun beide Unvollendete zusammen ein Vollendetes werden.

Der sichtbar ergänzende Gegensatz ist für das hülflose Kind die Nahrung gebende Mutter; für das innerlich von der denkenden Seele

bewegte Gehirn sind es die äußerlich dem Willen und der Empfindung dienenden Glieder und Sinnen, für das eine der beiden Geschlechter ist es das andre. Eine durch alles Leben waltende Liebe hat sich dort in die Gestalt der Mutter, hier in die Form des begehrten Gegensatzes verkleidet, um durch den Zug des einen Getrennten zum andren den Drang nach der eigenthümlichen Wirksamkeit zu erfüllen, wie sich am thierischen Leibe der eigenthümliche Drang nach Bewegung den Muskel erzeugt und in ihm sich verleiblicht. Es ist die Mutter selber, welche sich den Gegenstand ihrer zärtlichsten Beachtung geboren hat.

Das was die Gegensätze des Geschlechtes, welche in der Stunde des Blühens ein allgewaltiger Drang zusammenführt, zuerst weckte und begründete, das war freilich, wie wir oben gesehen, die Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit des eignen, inwohnenden, lebendigen Wirkens der Dinge. Daß aber diese einseitige Richtung eine solche Gestalt annahm, daß sie sich zu solchen harmonischen Einklängen vollendete, das war (nach §. 21) das Werk jener *εἱμαρμένη*, welche als höhere, unsichtbare Form über der Sichtbarkeit schwebet, der sie als bewirkende Ursache und Vorbild vorangeht. Denn nicht in Beziehung auf einen künftigen, leiblichen Gegensatz, welcher, als noch nicht vorhanden oder fern, seiner leiblichen Natur nach ohne Wirksamkeit sein muß, kann sich der eine oder der andere Pol des leiblichen Seins gestalten; sondern, wie der Nordpol des Magnets durch den unsichtbaren Strom einer Süd-Polarität, durch eine dem Entstehen und Werden unmittelbar gegenwärtige, hülfreiche, bewegende Kraft.

Diese — das geistige Band der Sichtbarkeit — ist es auch, welche dann der Vereinigung des Getrennten die Kraft ertheilt, in dem sterbenden Stoff ein neues Leben der gleichen Art zu wecken. Sie ist die Feder, deren lebendiges Bewegen die Trennung der Gegensätze jetzt zur Vollendung, dann die getrennten wieder zur Vereinigung führt.

Wir nannten dieses Bewegen, wenn es, von einem Mittelpunkt aller Lebensregung ausgehend, durch das Vereinzelte und Niedere hindurchwirkt, ein fortwährendes Athmen dieses vereinzelten Lebens. Nur das, was athmet, lebt und erhält sich am Leben. Wie aber gerade die Abgetrenntheit und Geschiedenheit der metallischen Grundlage der Erden am leichtesten und schnellsten die Vermischung mit der Lebensluft herbeiführt, so begünstigt die Entgegensetzung und Vereinseitigung der Ordnungen der organischen Wesen jenes Leben und Bestehen gebende Athmen der Seele, von welchem wir vorhin sprachen.

Dieses ist denn (wie wir auch noch an einem andern Ort sehen werden) der Grund des „Vergehens und Bestehens der Gattungen und Arten in der organischen Natur." Wenn wir einen genauer beachtenden Blick auf jene Geschlechter von Thieren und Pflanzen richten, welche einst in großer Menge — dieß bezeugen die in unsren Gebirgslagen bewahrten

Reste — die Erdfläche bewohnten und nun bis auf wenige unsichre Spuren aus den Reihen der noch fortbestehenden Gestaltungen verschwunden sind, so erkennen wir, daß diese nun ausgestorbenen Familien und Gattungen meist zu jenen Wesen von zweideutiger Art gehörten, welche an Form und Eigenschaften gerade in der Mitte zwischen den jetzt herrschenden Hauptformen standen, in der Mitte zwischen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengesetzten Richtungen der gestaltenden Natur. Das Thier, welches die einst überaus zahlreichen, in vielfachen Gattungen und hundertfältigen Arten vorhandnen vielkammerigen Schneckengehäuse bildete und bewohnte, das Thier der Ammoniten, Orthoceratiten, Belemniten u. s. gehörte, dieß zeigt sich an dem noch jetzt in heißeren Meeren lebenden Nautilus, zu jenen Uebergangsformen, welche, weder Fisch noch Schnecke, Züge und Eigenschaften von beiderlei Formen an sich tragen. Uebergangsformen zwischen den Palmen und Nadelhölzern, zwischen den Farrenkräutern und Palmen, ja zwischen den beiden, jetzt herrschenden Hauptordnungen des vollkommneren Gewächsreiches, den Monokotyledonen und Dikotyledonen, waren die meisten jener untergegangenen und ausgestorbenen Pflanzenarten, welche vormals in ganzen, großen Waldungen Berg und Thal bedeckten. Zu den Uebergangsformen zwischen Blume und Thier, zwischen Korallengewächs und Muschel, zwischen Amphibien, Vögeln und Säugthieren, oder zwischen jenen beiden Hauptordnungen der Classe der letztern, welche sich eben so zu einander verhalten, wie die Monokotyledonen der Pflanzen zu den Dikotyledonen, mit Einem Wort zu den „Mittelwesen" zwischen den divergirenden Hauptformen der jetzt lebenden Natur, gehörten fast alle die Gattungen und Arten des Thierreiches, welche mitten unter den schon gleichzeitig mit ihnen vorhandnen noch jetzt bestehenden Geschlechtern das Loos des Vergehens und Aussterbens betroffen hat. „Wie ein Baugerüst, dessen man sich beim Aufeinanderfügen der Steine und Bögen eines Tempels bediente, sind jene Zwischenformen abgebrochen, und das eigentliche, symmetrisch zusammengefügte Gebäu, das anfangs von dem Gerüst fast verdeckt war, steht allein und frei da."

Neben jenen ausgestorbenen Gattungen und mitten unter ihnen zeigen sich die Ueberreste von organischen Formen, welche den jetzt noch fortbestehenden, den noch jetzt lebenden Wiederkäuern, Nagethieren und Raubthieren sehr nahe verwandt sind; Schwarzpappeln und Weiden neben den Resten der nicht mehr vorhandnen Bäume und Gesträuche. Wie die einen hätten dann auch die andren ausgehen müssen, wäre nicht ein innerer Grund, bei den einen des Vergehens, bei den andren des Fortbestehens vorhanden.

Gewiß ist es, jene unentschiedneren Mittelwesen zwischen den entschiednen Hauptordnungen der sichtbaren Gestaltungen erscheinen, wo sie noch in unsrer jetzigen Natur gefunden werden, nicht als die vorzüglich begünstigten. Zwischen den beiden Geschlechtern der eigentlichen Planeten

von entschieden planetarischer Natur, den vier sonnennäheren und den drei sonnenferneren, finden sich die Mittelwesen zwischen Planeten und Kometen, ja, so könnte man wenigstens von Vesta sagen, zwischen Sonne und Planet, für welche man den eigenthümlichen Namen der Asteroiden gewählt hat. Sie sind so zwergartig klein, daß man sie für die Trümmer eines Weltkörpers gehalten, welcher, gleich den vorhin erwähnten Uebergangsformen der vormaligen organischen Schöpfung, durch einen in ihm selber gelegenen Grund zerstört und aufgelöst worden sei. Kometenartig erscheint bei einigen dieser Mittelwesen die Atmosphäre und die Gestalt der durch einander geschlungenen Bahnen; ein eigentlicher Kern ist von der mächtigen Dunsthülle kaum zu unterscheiden.

Da, wo in unsrem Steinreiche die Classe der Metalle den Uebergang zu der Ordnung der brennbaren Körper macht, erscheinen Mittelwesen von sehr leicht zerstörbarer Natur, spröde und leicht zersprengbar, der Verbindung mit dem Oxygen der Luft und mit Säuren schnell unterliegend, sehr flüchtig im Feuer. Diese Mittelwesen tragen den Charakter der Zerstörung und Auflösung, der in ihnen selber liegt, auch auf andere Dinge über, zu denen sie sich gesellen; sie gehören, wie dieß vorzüglich, an ihrer Spitze stehend, der Arsenik zeigt, zu den stärksten Giften der Natur.

Auch in unsrer organischen Welt tragen die Uebergangsformen, welche noch jetzt, wenn auch nur sehr vereinzelt, zwischen den bestehenden Hauptrichtungen gefunden werden, fast durchgängig den Charakter der Kränklichkeit oder des inneren Zwiespaltes an sich, und in einem großen Theil von ihnen liegt ein heftiges Gift verborgen. Diese Mittelformen können nur unter sehr engbeschränkten, ganz besonders begünstigenden äußeren Verhältnissen leben und gedeihen; eine geringe Veränderung der äußeren Temperatur so wie der Mangel an Feuchtigkeit versetzt sie in einen Zustand der tiefen Ohnmacht oder Erstarrung; eben so das bei den meisten sehr mühsam erschwerte Geschäft der Verdauung.

An den Amphibien, diesen Mittelwesen zwischen den Classen der Fische und der vollkommneren Wirbelthiere, sehen wir großentheils die vorhin erwähnte Empfindlichkeit gegen Kälte und Trockenheit so wie gegen die Einwirkung der von außen aufgenommenen Nahrung auf den verdauenden Leib am augenfälligsten hervortreten. Das Geschlecht der Schlangen erstarret großentheils bei der jährlich wiederkehrenden Abnahme der Wärme, und viele seiner Arten müssen jede vollkommne Sättigung mit dem Zustande einer Ohnmacht büßen, während welcher sie der Empfindung wie der Kraft der freien Bewegung fast ganz beraubt erscheinen. Der innere Zwiespalt der Eigenschaften und die Selbstauflösung theilt sich von solchen krankhaften Wesen leicht auch andren Lebendigen mit; jenes Geschlecht der Thiere entspricht durch seine öfters sehr giftige Natur dem Arsenik der unorganischen

Körperwelt: in beiden kommt die verderbliche, allzerstörende Kraft aus einer und derselben Ursache her.

Das vorhin häufigere Vorkommen und bessere Gedeihen der zweideutigen Uebergangsformen hatte allerdings auch einen äußerlichen Grund in dem Zustand der damaligen Erdoberfläche. Das Geschlecht der Schlangen, wie fast die ganze Classe der Amphibien, gedeiht noch jetzt am besten da, wo eine mittägliche schwüle Luft über einem Gewässer brütet, in welchem die aufgelösten Elemente organischer Körper durch einander gähren. Solche begünstigende, äußere Bedingungen des Bestehens und Gedeihens der Mittelformen mußten sich in jener Vorzeit, da eine Luftwärme der Tropenländer das feuchte, von Lebenskeimen durchdrungne Land und Gewässer bewegte, allerdings in vorzüglichem Maße finden. Es geschah im Großen und Ganzen, was dem Menschen noch jetzt im Kleinen geschieht, wenn er ein noch niemals von der Cultur berührtes Land zuerst mit Hacke und Pflug aufreißet und für eine neue Welt der Keime zugänglich macht. Da zeigt sich nach Lichtensteins Bemerkung selbst in Südafrika alsbald ein Gewächs, das auf seltsame Weise Eigenschaften der Brodfruchtbäume und namentlich des Feigenbaums sammt jenen des Arons und Pfeffers mit einer dem Hanfe verwandten Form vereint: die Nessel mit brennendem Gifte. — So wie dann die äußerlichen, das Gedeihen begünstigenden Verhältnisse sich veränderten, mußten auch die erwähnten Uebergangsformen vergehen; wie die Riesenschlange und Brillenschlange des heißen Erdgürtels auf den Felsenhöhen, selbst unsrer gemäßigten Zone, bald aussterben würden.

Aber, wie schon oben erwähnt, es war ein tiefer gelegner, allgemeinerer Grund, der jene Mittelwesen absterben machte, den wir uns hier noch an einem andern, allbekannten Beispiel aus der uns zunächst umgebenden Natur deutlich machen wollen.

Bei unsren Hausthieren so wie bei den Blumen der Gärten wird zuweilen durch die Kunst des Menschen eine Brut von Mischlingen erzeugt, welche, wenn sie etwa aus dem Vereine des Pferdes und Esels entsprossen war, Eigenschaften der beiden verschiedenartigen Eltern vereint. Die Gestalt für sich selber ist dauerhaft und kräftig; an ihr zeigt sich die edlere Form und der Muth des Rosses, wie die Festigkeit des Ganges, und die andern Gaben des gebirgsbewohnenden Esels. Aber dieser Form, so lebenskräftig und muthig sie auch erscheint, gehet fast gänzlich die Kraft ab, nach dem gewöhnlichen Verlauf der Natur sich wieder zu erzeugen und bestehend zu erhalten. Jene Kraft, welche die beiden Geschlechter scheidet und den gegenseitigen Zug des einen zum andern begründet, konnte solchen künstlichen Mischungen bloß das Entstehen und die Gestaltung geben, nicht aber den vollkommnen, zeugungsfähigen Gegensatz der Geschlechter. Der Magnet weckt im reinen Eisen oder Stahl bald die Trennung in die beiden Pole, und die Kraft der magnetischen Anziehung; nicht aber in dem Eisen,

das jetzt die Abgeschiedenheit seiner Art verlassen und, mit dem Oxygen der Luft vermischt, den Eisenkalk gebildet hat.

So verschwanden und erloschen die Formen, in denen sich die Eigenschaften und die einzelnen Züge des äußeren und inneren Baues der noch jetzt bestehenden Hauptrichtungen vermischt und verbunden fanden, deßhalb so leicht, weil ihnen der oben erwähnte, innere Lebensodem ausging, dessen Bewegen eben durch die scharfe Trennung und Scheidung der Geschlechter und Ordnungen der Wesen, durch eine scheinbare Einseitigkeit in den Dingen der Natur erhalten wird.

Wie? ist es denn aber bloß die Einseitigkeit als solche, welche in der Natur das Leben begründet und erhält? besteht der Wechselverkehr der lebenden Organe des Leibes, der Nerven und Muskeln, bloß dadurch, daß etwa in jenen der Kohlenstoff, in diesen der Stickstoff ein wenig vorwaltet? der Verkehr zwischen dem Blut und der festen Fiber bloß durch den Gegensatz des Flüssigen und Starren? Diese Entgegensetzung der Organe ist noch dieselbe in dem vom Blitz getödteten Thiere als im lebenden, und doch liegt jenes starr da und verwest, während dieses sich vielseitig regt und bewegt. Das Glied lebt und bewegt sich nicht vermöge seiner Entgegensetzung mit einem andern Gliede, sondern durch den beide ergänzenden, über beide waltenden Einfluß der Seele. So ist es auch in der gesammten, organischen Welt nicht die Entgegensetzung und Vereinseitigung der Formen und einzelnen Lebensrichtungen, welche an sich diesen ihr Fortbestehen und kräftiges Gedeihen sichert, sondern die Wechselbeziehung, in welche die einzelnen Wesen, eben durch ihre scheinbare Mangelhaftigkeit, mit einem allgemeinen, oberen, den Mangel ergänzenden Lebensprincip treten. Das gesunde Glied in seiner polarischen Einseitigkeit ist der belebenden Einwirkung der Seele leicht zugänglich und dienend, während der Afterorganismus, der in irgend einem kranken Theile sich bildet, und welcher sein eignes schlagendes Herz, seinen eignen, empfindenden Nervenmittelpunkt hat, jenem Einfluß widerstrebt und deßhalb durch die gesunde Rückwirkung der andren Systeme des Leibes aufgelöst und entfernt wird.

Auch der belebenden Seele kommt dann in ihrem Kreise ein Athmen zu, wie dem Leibe, den sie bewegt, und das Fortbestehen ihrer belebenden Kraft hängt so unmittelbar und nothwendig von dem Fortgange jenes inneren, psychischen Athmens ab, wie der Kreislauf des Leibes von dem Athmen der Lebensluft. Ein übermächtig aufregendes, psychisches Moment, wie heftiger Schreck, Zorn, Freude, hemmt aus demselben Grunde so blitzesschnell den Lebenskreislauf der Seele, aus welchem das Einathmen von phosphorhaltiger, brennbarer Luft den Kreislauf des Leibes hemmt und auflöst. Dem athmenden Organ geschieht in beiden Fällen etwas Aehnliches, als dem einzelnen Magnet geschieht, dessen Nordpol gewaltsam mit dem gleichnamigen Nordpol eines ungleich stärkeren Magneten in

Berührung gesetzt wird: die bisherige Polarität und magnetische Kraft des schwächeren wird vernichtet. Dieß wird uns deutlicher werden, wenn wir das Athmen und den damit verbundenen Lebenskreislauf unsrer psychischen Natur noch etwas näher betrachten.

Ein magischer Zug wechselseitiger Zuneigung führt die Kranken, welche ein und derselbe Arzt magnetisch behandelte, zu einander und verbindet sie innig. Es ist derselbe Zug, welchen die magnetisch Erweckten auch gegen solche Personen fühlen, mit denen der Magnetiseur leiblich nahe verwandt ist, und selbst gegen die leblosen Dinge, welche mit ihm in Berührung waren. Diese Neigung, welche keineswegs den Personen oder Dingen an sich selber, sondern nur der an ihnen haftenden Kraft des Magnetiseurs gilt, erscheint am mächtigsten, wenn der Magnetiseur entfernt ist, und wird in seiner unmittelbaren Nähe mehr nach ihm selber hingeleitet, als nach den nur mittelbar wirkenden Trägern seiner Kraft.

Ein ähnliches stellvertretendes Verhältniß der einzelnen Körper zu einander finden wir in der Geschichte des gewöhnlichen Erdmagnetismus. Es ist hier nicht das Eisen, welches als solches von allem magnetisch gewordnen Eisen begehrt und angezogen wird, sondern der Wechselverkehr mit einem Strom der Lebenskräfte, welcher durch die ganze planetarische Natur gehet, und welcher alle für ihn empfänglichen Körper in Bewegung setzet. Das magnetische Eisen begehrt andres Eisen oder den entgegengesetzten Pol eines andren Magnetes, damit es an diese Medien das inwohnende Lebensprincip hinüberströmen und mittheilen könne; denn es ist ein durch alle Regionen des Seins gehendes, unabänderliches Gesetz des Lebens, daß nur Dem ein Leben von oben gegeben werden könne, welches selber an andre empfängliche Wesen Leben mittheilt; daß nur das empfangen könne, welches gibt.

Der animalische Magnetismus, so sahen wir oben, bewirkt mittelst der ihm eigenthümlichen anziehenden Kräfte eine Wiedererneuerung und Verstärkung des Hindurchströmens der Lebensprincipien durch den kranken Organismus und wird eben hierdurch zum wohlthätig stärkenden Heilmittel (nach §. 26). Der gesunde Organismus gleichet einer im magnetischen Meridian aufgestellten Magnetnadel, durch welche der Strom des allgemeinen, magnetischen Fluidums ungehindert aus- und eingeht. Wie der Zug der magnetischen Kraft bald nach dem fernen Erdpol, bald nach den näheren Eisenmassen hingelenkt wird, so gehet der Zug des thierischen Instinctes bald nach dem ferngelegnen Ziel der Wanderung und dem noch künftigen Bedürfniß der ungebornen Brut, bald nach dem näheren Futter oder Geschlechtsgegensatz hin. Dieser Zug einer Alles weislich zusammenfügenden εἱμαρμένη ist es, welcher die Larve des Goldkäfers (Cetonia) zu der sonst Alles zerstörenden Ameise führt und beide so friedlich harmonisch vereint, wie die verschiedenartigsten Somnambulen eines und desselben

Magnetiseurs. In jedem Augenblick, wir mögen schlafen oder wachen, wirkt der Zug der planetarischen Schwere in gleichem Maße auf unsern Leib; so wirkt der Zug der befreundeten Lebenskräfte der umgebenden Natur in jedem Augenblick (wenn auch nicht immer im gleichen Maße, sondern mehr in undulirender Weise) auf die im Leibe lebende Seele ein und erzeugt in ihr jenes Hinneigen nach dem mit ihr in Beziehung stehenden Gegensatz, welches (wie in der schlafenden Mutter der Zug nach dem Säugling) immer und ohne Aufhören fortwirkt, auch wenn es sich durch kein äußerliches Bewegen verräth. Wir dürfen dieses Hinneigen der psychischen Kraft nach ihrem Zielpunkt mit einem beständigen magnetischen Ausströmen vergleichen, welches eben so nothwendig und unaufhörlich ein Wiedereinströmen der allgemeinen belebenden Kraft zur Folge hat.

Die Bemerkung, daß jene Bewegungen, welche der Instinct, namentlich bei wandernden Thieren, hervorbringt, öfters in der Richtung des magnetischen Meridians geschehen, hat früher sogar die Frage erregt, ob nicht vielleicht der „psychische Kreislauf," von welchem wir hier sprachen, abhängig sei von dem planetarisch magnetischen. Eine solche Ansicht erscheint freilich bei näherer Prüfung eben so unzureichend und wenig tief gründend, als etwa die sein würde, daß die Richtung der freien Magnetnadel nach Nord und Süd von den öfters herrschenden Nordwinden herrühre. Wohl aber mag in beiden Fällen ein Höheres, Drittes, anzuerkennen sein, von welchem jene verschiedenartig scheinenden Bewegungen gemeinsam ausgehen. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß hier nur von einem Athmen und Kreislauf des Lebens in der Seele des Menschenleibes, welche dieser mit dem Thiere gemein hat, die Rede sei, nicht von dem Lebensathmen des Geistes. Dieser, der Geist aus Gott, sobald er im Menschen zu seinem eigentlichen, gesunden Leben erwacht, athmet auch: sein Athmen ist das Gebet zu Gott. Die thierisch menschliche Seele aber erfasset das Göttliche, gleichwie die Glieder des Leibes für sich allein (ohne das Auge) das Licht, nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar in seinen Wirkungen. Wir dürfen uns daher wohl bei dem Geschäft des Athmens der Seele noch von einer andren Seite an das leibliche Athmen erinnern.

Die Atmosphäre, durch deren Athmen der Leib lebt, wurde oben im Verhältniß zu der festen Körpermasse des Planeten mit dem Gehirn und den Nerven im Verhältniß zum übrigen Leibe verglichen. Gleich diesen ist der Luftkreis ein noch in uranfänglicher Reinheit und Freiheit zurückgebliebenes Element, durch welches die oberen, kosmischen Einflüsse ungehemmt, wie lebende Vögel, ihren Lauf nehmen und in die dunklen, starren Massen hinabwirken. Die Luft, alle Höhen und Tiefen der Planetenoberfläche umhüllend und erfüllend, erscheint allerdings der Zusammenfügung der festen Massen durch Schwere und Cohärenz gegenüber als ein Complement, welches abbildlich an das vorhin erwähnte psychische

Ergänzungselement erinnert. Ueberall da, wo der Zusammenhang der festen Massen sich auflöst, überall wo der geschlossene Kreis sich öffnet, dringt augenblicklich das ergänzende Element der Luft ein und erfüllt den leeren Raum. Selbst im lebenden organischen Leibe ist es diese, das Zellgewebe und alle flüssigen wie festeren Theile durchdringende Luft, welche von innen her dem äußeren Druck der Luftsäule das Gegengewicht hält und dem letzteren hierdurch seine vernichtende Gewalt nimmt.

Noch mehr zeigt sich das Oxygengas der Atmosphäre in seiner Function als ergänzendes, das Bedürfniß erfüllendes Complement bei der chemischen Wechselwirkung mit den festen Massen. Wo diese, durchs Feuer oder durch Elektricität von dem Band des gewöhnlichen Zusammenhaltes befreit, sich zersetzen und gestaltlos verflüchtigen wollen, begegnet dem aufwärts gehenden Drange der von oben kommende, gestaltende Zug. Denn hier vor Allem zeigt sich die Säure als Grund der festen Gestaltung. Dem Blut des lebenden Leibes, wenn dieses beim Kreislauf, zur Verflüchtigung und innren Auflösung geneigt, die Lungen erreicht hat, begegnet hier beim Einathmen das Sauerstoffgas, welches mit seinem nach unten, zur Leiblichkeit gerichteten Zuge das Hinwegstrebende ergreift und so das Blut, neubelebt, zu dem alten Wechselverkehr mit dem Leibe zurückführt.

Wie die eigenthümliche Schwere der Körper diese stets hinabwärts führt zum Verein mit der Gesammtmasse des Planeten, so führt das eigenthümliche Leben der Seele diese stätig und hinaufwärts nach einer oberen Einheit des Lebens. Um so mächtiger, je vollkommner die Absonderung und Entgegensetzung gewesen (nach S. 107 f.). Diesem aufwärts strebenden Drange begegnet aber der von oben nach unten zur Leiblichkeit gehende Zug (§. 18), das Alles ergänzende, obere Complement. Wir werden dieses Complement in seinem Verhältniß zu einem Göttlichen, welches nur der Geist erfasset und erkennt, noch an einem andern Orte etwas näher betrachten.

Die einzelnen Lebendigen stehen zu dem allgemeinen psychischen Princip, welches Alle durchweht, wie der lebendige Odem die Glieder des Leibes, in einem Verhältniß, welches auch den Gliedern ihr hohes Recht in Beziehung auf den bewegenden Nerven oder das Blut sichert, durch und aus dem sie sich bilden. Das Licht, so hehr und gewaltig, was wollte es ohne die Augen, welche dasselbe sehen? was könnte es beleuchten, wäre keine planetarische Welt da, die seinen Strahlen erst Wirksamkeit und Wesen und das Gewand der Farben verliehe? Die athmende Seele, sei es die im einzelnen Lebendigen wohnende, oder die allgemeine, welche alles Besondre umfasset, kann nur das erhalten und erneuern, was der anfänglich schaffende Geist hervorgerufen und gegeben.

Nach dem gewöhnlichen, naturgemäßen Verlaufe des leiblichen Lebens, bewegt und bildet dieses in den Eingeweiden, ohne es zu empfinden; es

bewegt und empfindet in den Gliedern, ohne es zu wissen und zu bedenken, es bedenkt aber und weiß im Gehirn. So gehet durch die Welt der Lebendigen ein weislich geordnetes Bewegen, welches für sich selber nicht wüßte und bedächte, wäre nicht ein höherer Mittelpunkt alles Seins und Lebens da, der in und für jenes Bewegen bedenkt und weiß.

Der Geist, der im Menschen lebt, bedenkt und weiß selber mit dem Anfang alles Seins und Lebens; die Seele empfängt und erhält, was dieser Anfang gibt und schafft.

Erläuternde Bemerkungen. Die Creaturen, sagt Philo (de Cherubim. 126, ed. Mangan Vol. I, p. 159), sind eine der andern zum Nutzen da; keine ist deßhalb von Gott so vollkommen geschaffen, daß sie der andern nicht bedürfte (sondern alle sind durch den Zug des wechselseitigen Bedürfnisses unter sich verbunden). Wie verschiedenartige Töne einer Lyra gemeinsam die wohllautende Harmonie erzeugen, so gereicht dieses wechselseitige Geben und Empfangen zur Vollendung des Weltganzen (*πρὸς τὴν τοῦ κόσμου παντὸς ἐκπλήρωσιν*).

Die Aeußerung des Herakleitos über das als *εἱμαρμένη* alles Einzelne umfassende, geistige Band, s. m. unter andrem bei Diog. Laërt. IX, 8; Plut. de plac. ph. L. I, 27. Das alldurchdringende Band wird von Diogenes von Apollonia ein Erkennen (*νόησις*) genannt, welches alles lenkt und beherrscht (Simpl. Phys. fol. 33, a.), ein Unendliches dem Endlichen gegenüber (Stob. Ecl. I, 304); der Wechselverkehr des Bandes mit der von ihm umschlungenen Vielheit mit einem Athmen verglichen (m. v. auch Heraklits Lehre hierüber bei Plut. de Is. et Os. 76; Sext. Emp. contrad. L. VII, 126, und VIII, 266; Stob. ecl. 500; Philost. ep. 18). Dieses Athmen des Lebensprincips beruht nach der Lehre der Pythagoräer auf einem wechselsweisen sich Anziehen der getrennten Gegensätze (Arist. Met. XIV, 4), auf einer Anziehung des begränzenden Einen gegen das Unbegränzte (des Leeren gegen die Erfüllung?). Arist. phys. IV, 6; Plut. plac. ph. II, 9. Mit diesem Athmen tritt erst die Zeit — nach Archytas das Intervall der ganzen Natur — in die Sichtbarkeit ein (Simpl. Phys. fol. 165, a). Auch bei den Stoikern erscheint der alldurchdringende Lebenshauch zugleich als allzusammenhaltendes Band (Alex. Aphr. de mixt. p. 141); als Verhängniß oder *εἱμαρμένη* (Diog. L. VII, 138); ewige Vernunft (Cic. nat. D. I, 14; Plut. stoic. rep. 31), ein vernünftiger Athem (Plut. de plac. ph. I, 6, 7; Stob. ecl. I, 64; Diog. L. VII, 139).

Ein Theil des Inhaltes dieses Paragraphen ist aus meiner kleinen Schrift: Von dem Vergehen und Bestehen der Gattungen und Arten in der organischen Natur (München, bei Weber 1830) genommen. — Ein Athmungsproceß der unorganischen Natur, der sogenannte Galvanismus, stellt das, was oben über das Athmen der Seele und ein allergänzendes, allgemeines Lebensprincip gesagt worden, noch deutlicher dar. Der Gegensatz zweier verschiedenen Metalle begründet hier bei gemeinsamer Berührung eines flüssigen Mediums in dem einen Metall ein Ausathmen (Desoxydation), in dem andern ein Einathmen (Oxydation). Dieses Geschäft wird um so kräftiger und besser von statten gehen, je stärker und mächtiger die polarische Entgegensetzung zwischen den beiden Metallen

ist, desto unkräftiger und langsamer, je weniger jene beiden Gegensätze verschieden sind. — Bei den Einzelwesen der organischen Natur ist es nicht die zarte, noch unentwickelte Form des Kindes, welche der Erneurung und Fortpflanzung der Art dient, sondern die Form des reiferen Alters, mit scharf geschiedenem Geschlecht. — Uebrigens fügen wir zur weitern Erläuterung dessen, was oben über das Aussterben einiger vormaligen Geschlechter organischer Wesen gesagt worden, hier noch einige Stellen aus der erwähnten kleinen Schrift bei.

Das Thier der Ammonitengehäuse war, wie alle Sepien, eine Uebergangsform zwischen Fischen und Schnecken. Selbst die Benennung: Tintenfisch, welche unsre Sprache für jenes Mittelwesen wählte, scheint die Zweideutigkeit der Form andeuten zu wollen. Wie ein Pfropfreis der edleren Art auf unvollkommnerem Stamme, sitzet, durch einen Hals gesondert, auf dem unförmlichen Leibe ein Kopf mit hornartigen, schnabelförmigen Kinnladen, gleich jenen einiger Knorpelfische; es haben die großen Augen nicht bloß den äußeren Anschein, sondern auch den inneren Bau mit jenen der Fische gemein, und diese Uebereinstimmung mit dem inneren Bau des Fisches zeigt sich am Gehirn wie in den Organen des Gehörs. Ein Knorpel, welcher ringförmig das Gehirn umschließt, erinnert an Schädel der vollkommneren Thiere; an dem Schalengehäuse mit dem räthselhaften, durch die einzelnen Kammern führenden Siphon scheint die bauende Natur den ersten Entwurf zu einem System der Rückenwirbel zu machen, einen Entwurf, welcher hier vorerst an einem äußeren, unwesentlicheren Theil des Leibes vor Augen gelegt wird, bald hernach aber, in der nächst angränzenden Classe der Wirbelthiere, in das Innere des Leibes als wesentliches Element der Gestaltung eingeführt erscheint. So ist das ganze Geschlecht der vielkammerigen Schalenthiere ein Durchgangspunkt der Formen, an welchem die weiterstrebende Natur die bisherige Bildungsstufe als eine ihr nicht mehr genügende verläßt, ohne sich jedoch vollkommen zu der nächst höheren erheben zu können. Ein Durchgangspunkt, an welchem das früher Bestandene in seiner Auflösung begriffen, das Nachkommende aber noch nicht zur festen Gestaltung gelangt ist. Was hier nur von einer Familie der vormaligen Thierwelt gesagt worden, das gilt fast ohne Ausnahme von allen denen, welche, obwohl sie in der früheren Weltperiode an Zahl der Arten und Individuen sehr bedeutend gewesen, nun gänzlich ausgestorben, oder bis auf wenige Gattungen aus der jetzt lebenden Natur verschwunden sind. Sie waren Wesen von zweideutiger Art, welche an Form und Eigenschaften gerade in der Mitte zwischen den jetzt herrschenden Hauptformen stunden; in der Mitte zwischen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengesetzten Richtungen der gestaltenden Natur. — In großer Menge, dieß bezeugen die verschütteten Reste, bedeckten das alte Festland die Gruppen und Waldungen von Gewächsen, deren Bau auf gleiche Weise an die eine wie an die andre Hauptordnung der phanerogamischen Pflanzen erinnert. Denn es zeigt sich, wie dieß Link (in s. Urwelt S. 46 u. a.) bewiesen, in der größeren Zahl der nun ausgestorbenen Gewächsformen eine Anordnung der Gefäße, welche in der Mitte zwischen der steht, die bei den Monokotyledonen gefunden wird, und zwischen jener der Dikotyledonen. Zwei Hauptformen von Bäumen theilen sich jetzt in die kältere und heißere Region der Erdfläche; die Ebenen und Gebirge der nördlichen Länder bekleiden die Waldungen der Nadel-

hölzer, die heiße Zone erzeugt die edle Form der palmenartigen Gewächse. In den vormaligen Waldungen aber von der Küste des Eismeeres bis zu der Palmenzone von Afrika herrschten sehr häufig jene Geschlechter von Bäumen vor, welche, weder Palme noch Nadelholz, Eigenschaften von beiden an sich trugen. Mit ihnen zugleich gediehen da solche Bäume von gegliedertem Baue der Stämme und Zweige, welche, am nächsten den Casuarinen von Neuholland verwandt, als Mittelformen zwischen den Equiseten und den Dikotyledonen erscheinen; zugleich in mächtigen Massen die Uebergangsformen der Filicineen zur Palme, die baumartigen Farrenkräuter.

Damals erfüllten das Meer die merkwürdigen Mittelwesen zwischen Blume und Thierform, von denen nur noch wenige Spuren unter den jetzt lebenden Geschlechtern gefunden werden; auf langem, gegliedertem Stängel ein lilienartiges Gebilde, statt der Blätter und andrer Blüthentheile jedoch ein Gewimmel von unzähligen kleinen Thierlein, welche, unter sich verwachsen, den gemeinsamen, größeren Thierleib bildeten. (Die Gattung Encrinus umfaßte allein 16 von Parkinson beschriebene Arten. Link a. a. O. S. 41.) Andre Mittelwesen zwischen Korallenthieren und zweischaligen Muscheln, wie die Hippuriten, oder zwischen Krebsen und Käferschnecken, wie die Familie der Trilobiten, lebten in vielfältigen Geschlechtern und Arten auf dem tieferen Seegrunde und an der felsigen Küste, während der jetzigen Thierwelt diese Formen fast gänzlich abgehen. Die Eigenthümlichkeit des Baues der Säugthiere, des Vogels und der Eidechsen, scheint auf den ersten Blick in dem Pterodactylus der Vorwelt so verschmolzen, daß einige unsrer größten Naturforscher in Zweifel gewesen, ob dieses nun gänzlich untergegangene Thiergeschlecht als fliegende Eidechse oder als Fledermaus die Höhlen und Klüfte der Felsen bewohnt, oder schwimmend mit den flügelartig verlängerten Flossen auf dem Wasser gelebt habe. Salamanderartige Thiere, Uebergangsformen zwischen Eidechsen und Fröschen, erzeugte und hegte das Landgewässer der Vorzeit in riesenhafter Größe, mit ihnen die mannichfaltigsten Arten der andren eierlegenden Vierfüßer.

Die meisten der untergegangenen Säugethierarten des ehemaligen Festlandes gehörten zu den anjetzt sehr vereinzelt stehenden Mittelformen zwischen den beiden Hauptreihen ihrer Classe; es waren elephanten- oder flußpferdartige Thiere. An einigen dieser ausgestorbenen Geschlechter werden Züge von dem Bau des Kameels mit dem vom Bau des Fischotters und der noch jetzt lebenden Dickhäuter vereint gefunden. (So beim Anoplotherium commune.) Andre standen zwischen Tapir und Pferd (so die Paläotherien nach Cuvier), während noch andre (z. B. die Megatherien) im Bau des Skelettes an die Faulthiere, diese Mittelthiere zwischen Affen und grasfressenden Thieren, erinnern.

Das vormalige Meer und Festland ernährten aber in jener frühern Periode nicht bloß Wesen aus allen Ordnungen und Classen der Thiere und Pflanzen, Fische wie Mollusken, Säugethiere wie Vögel, sondern es wuchsen auch, unter den oben erwähnten, ausgestorbenen Uebergangsformen des Gewächsreiches, in großer Menge Palmen, welche nur sehr wenig von den jetzt gedeihenden Arten verschieden waren; Bäume, nahe verwandt mit den noch bei uns wachsenden Eichen und Wallnüssen, Schwarzpappeln und Weiden. (M. v. Ebels Anleitung die Schweiz zu bereisen. 3te Aufl. 4ter Thl. S. 526, und Schlotheims Petre-

factenkunde, S. 390.) Eben so gab es neben den ausgestorbenen Familien der Säugethiere auch Arten aus dem Geschlechte der Katzen und Hunde; gleichzeitig mit der capischen Hyäne die Arten der Nagethiere und selbst der Wiederkäuer, welche in der jetzigen Natur noch fast gänzlich als dieselben wiedergefunden werden.

Von plötzlichen, nach S. 112 durch heftige Gemüthsbewegungen erregten Todesfällen erzählt unter anderm M. Wagner in seinen Beiträgen zur phil. Anthrop. mehrere Fälle. So starb zu E. in Ungarn eine über den Tod ihres zweijährigen Kindes aufs höchste betrübte Mutter in dem Augenblick, wo man ihr erlaubte, den Leichnam noch einmal zu sehen. Man erzählt, „es sei ihr das Herz zerborsten.“ — Man denke an die Geschichte der Frau des Hassan Aga bei Goethe. — Eine reiche Frau in A., die ein Kästchen mit Pretiosen verloren hatte und darüber fast untröstlich war, starb plötzlich an Entzücken, als man ihr das Kästchen wiederbrachte.

Die Seelenstimmungen und die Gefühle.

§. 32.

Wir dürfen uns nicht scheuen, dem Aristoteles es nachzusprechen, daß die Seele, so lange sie mit ihm im Verkehr des Lebens stehet, ein Etwas des Leibes, und daß hinwiederum der Leib ein Etwas der Seele sei. Und nicht nur von dem einzelnen, besondren Leibe, sondern von der ganzen äußeren Welt des Leiblichen, zu welcher er gehört, gilt das Gleiche, denn auch sie wird schon durch das sinnliche Erkennen zu einem Etwas der Seele.

Das Vermittlende zwischen der Seele und dem eignen Leibe so wie zwischen ihr und der äußren Sinnenwelt sind jene Elementarkräfte oder Mächte der irdischen Natur, von denen wir im §. 28 sprachen. Sie zunächst erscheinen, um mit Thales zu reden, als eine Welt der Seelen, denn eben so wie in dem eigenen Leibe die Seele durch jene von ihr ausgehenden Elementarkräfte sich verleiblicht und ein Etwas des Körpers wird, so bilden auch die Elementarkräfte der äußeren Natur eine Region, in welcher das Leben und Walten einer oberen, unsichtbaren Welt des Seienden sich verleiblicht und durch den Leib des Einzelwesens der Seele desselben sich nahet. Vorzugsweise ist die Luft, welche wir athmen, das Herrscherreich jener Mächte (Bd. I, S. 34), und der Verkehr, in dem sich das Einzelleben ohne Aufhören mit einem Allleben befindet, das seinen Mangel ergänzt und erstattet (nach §. 31), ist auf seiner höheren Stufe dem Vorgang des leiblichen Athmens nahe verwandt, stehet mit ihm in wesentlicher Beziehung.

Eine unmittelbare Wirkung jenes inneren (gleichsam) Athmens sind die Seelenstimmungen, theils von freudiger und erhebender, theils von trüber, niederbeugender Art, von denen wir uns ergriffen fühlen, wir wissen nicht woher und warum?

Nicht immer jedoch ist der vermuthliche Ursprung dieser Seelenstimmungen ein solcher dunkler und geheimnißvoller, sondern öfters auch eben so wie nach §. 31 das ergänzende Element, das der (gleichsam) athmenden Seele aus dem Princip des Allebens zukommt, an ein leiblich Erscheinendes gebunden. So erfahren wir es im Verlauf des täglichen Lebens, daß gewisse Speisen und Getränke, oder daß andre Anregungen, namentlich der vegetativen Region unsrer Leiblichkeit, ebenso wie jene verborgenen Ursachen Stimmungen der Seele von erhebender, freudiger oder hemmender Art hervorrufen. Es gehen, das bemerken wir deutlich, diese Stimmungen nicht von einer Anregung der oberen (äußern) Sinnen und überhaupt nicht von der oberen Region unsrer Leiblichkeit, sondern von jener niederen aus, zu welcher die Organe des Athmens und Blutumlaufes sowie der Verdauung gehören. Von dieser Region erheben sie sich zum Gehirn und durchdringen alle Tiefen unsrer Leiblichkeit.

So wie die Phantasiebilder und Erinnerungen (nach §. 29) eine Forterzeugung jener anfänglichen Bewegungen sind, welche die Dinge der Außenwelt in den Sinnorganen hervorbrachten, so sind die Stimmungen, von denen wir hier reden, ein nachdauerndes Werden und Bewegen, das seine erste Anregung durch das Einwirken sinnlich wahrnehmbarer Elemente (z. B. der Speisen und Getränke) oder der äußeren Elementarkräfte empfing. Dieses Einwirken geschah aber nicht zunächst auf die oberen, äußeren Sinne, sondern auf das Gangliarnerven-System. Genau betrachtet sind die Knotengeflechte dieses Systems nichts anders als „Sinnorgane des Innenleibes." Das was sich an der Lichtseite des Organismus, zu Tage ausgehend, als Auge, als Gehör- und Geschmacksorgan oder als Tastsinn entfaltete, das hat sich in den inneren Höhlen der Brust und des Unterleibes, vergleichbar den Keimtrieben einer im dunklen Keller auswachsenden Pflanze, nur als nackte, unentschieden geformte Nervenmasse dargelegt, welche übrigens in Beziehung auf die in ihren Bereich eingehenden Körperlichkeiten der Außenwelt demselben Geschäft der Assimilation vorstehet, das den Sinnorganen in Beziehung auf den Kreis ihrer Wahrnehmungen obliegt, und welche in gewissen Fällen (nach §. 26) ein stellvertretendes Verhältniß mit den äußeren Sinnorganen eingehen kann, so daß die Region der Gangliarnerven einer Art des Sehens, des Hörens, ja des Schmeckens der angenäherten Gegenstände fähig wird.

Aber auch von dieser Region der inneren Sinnorgane gilt in Beziehung auf das Seelenleben dasselbe, was von jener der äußeren Sinnorgane ausgesagt werden kann. Die Seele vermag aus eigner Kraft die Phantasiebilder und Erinnerungen hervorzurufen, welche ursprünglich aus den Eindrücken der Außenwelt auf die Sinnen erzeugt wurden; sie kann sich in diesen inneren Gebilden einen Ersatz schaffen für den Mangel des äußern Stoffes der Wahrnehmungen, kann sich an den winterlichen Kamin ein Paradies der

Frühlingsauen hinzaubern, das mit den Reizen aller jemals empfangenen Sinnengenüsse geschmückt ist. In derselben Weise kann auch die Seele auf selbsteigne Kraft in dem System der Sinnorgane des Innenleibes von oben und innenher jene Anregungen begründen, welche andre Male das Einathmen der milden Frühlingsluft, der Genuß des herzerfreuenden Weines und der bekräftigenden Speisen oder auch der beschwerenden Luft und Speise hervorbrachten. Diese von innen kommenden Anregungen, die sich zu den von äußern Elementareinflüssen erzeugten Stimmungen eben so verhalten, wie der äußere Eindruck auf die Sinnen (das Wahrnehmen) zu dem Vorgang der Erinnerung und der Vorstellung, nennen wir Gefühle.

Wie die Phantasiebilder und Erinnerungen als Stellvertreter des äußern Erkenntnißstoffes erscheinen, so dürfen wir die Gefühle als Stellvertreter jener leiblichen Stoffe betrachten, welche z. B. nach dem Genuß der Nahrung die Stimmungen der innerlichen Sinnenregion begründen, wir dürfen mithin sagen, daß die Gefühle für das Leben der Seele dasselbe sind, was für das Leben des Leibes die Nahrungsmittel. Aber die Seele bedarf zu der Selbstbereitung dieses eigenthümlichen Nahrungsstoffes, sie bedarf zu der Erzeugung der Gefühls-Stimmungen nicht des rohen Elementarstoffes, der andre Male von außen nach innen kommend die Anregung der vegetativen Region der Leiblichkeit weckt, sondern von ihrem höheren leiblichen Herrschersitz, vom Gehirn aus, und von der Region der zum Selbstbewußtsein kommenden Wahrnehmungen, lässet sie auf die untere Region der Leiblichkeit jene belebenden Strahlen fallen, an denen die Gefühle sich entzünden. Wie diese Anregungen aus der oberen Sinnesregion und aus dem Kreise des selbstbewußten Erkennens zu den Gefühlen sich verhalten, das wird uns durch eine nähere Betrachtung des Zusammenwirkens beider etwas deutlicher werden.

Der Doppelsinn des Wortes, welcher (nach §. 18) zugleich auch ein Geschäft der leiblichen Sinnen umfasset, könnte zu der Meinung verleiten, daß unsre Gefühle eins seien mit den Empfindungen des Leiblichen, und daß etwa die Ernährung der Seele durch das Wohlbehagen oder die Lust des Leibes geschehe. Diese Meinung wird sich jedoch bei genauerer Betrachtung als unhaltbar zeigen.

Das was wir an der Seele Gefühl nennen, wird freilich öfter mit einer leiblichen Empfindung zusammengesellt und in einer Art von Beziehung auf diese gefunden, doch hängt weder die Macht und Gewalt des Gefühles von der Stärke der leiblichen Empfindung ab, zu welcher sich jenes etwa gesellt, noch ist die Art und Beschaffenheit des Gefühles an die Art und Beschaffenheit der zugehörigen leiblichen Empfindung gebunden. Ein mächtiges Gefühl von Freudigkeit und innerem Frieden wird nicht selten durch eine andre Male kaum bemerkbare äußere Empfindung hervorgerufen; die stärksten Erschütterungen der Sinne lassen die Seele öfters, wie ein Donner

der Kanonen, ohne eigentliches Gefühl; die Wollust des Leibes hat nur selten und in sehr geringem Maße das bei sich, was wir Gefühl der Seele nennen; dagegen hat man öfters mitten in den Flammen der leiblichen Martern in der Seele des Gepeinigten ein Gefühl von Freudigkeit und Wonne erwachen sehen, welches den Leib selber und Alles, was ihm geschah, unbemerkbar machte. So begegnet es uns auch täglich, daß eine und dieselbe leibliche Empfindung das eine Mal ein Gefühl von freudiger, andre Male von mißbehaglicher Art erregt, noch andre Male uns ohne alles Gefühl lässet; es geschieht uns, daß solche Eindrücke, welche an sich selber dem Leibe von wohlgefälliger Art sind, ein Mißfallen der Seele nach sich ziehen oder umgekehrt.

Ein gewisser Mensch, in welchem ein Hang ist zur Beschauung der sichtbaren Natur und zur Beachtung der Wirksamkeit der Seele, litt an einem entkräftenden Heimweh, welches freilich eben so sehr von leiblicher als von geistiger Art war. Da blickte er einst in einer besonders traurigen Stimmung am Boden sitzend in das Innre einer kleinen Blume des Feldes. Weder dachte er in diesem Augenblick mit irgend einer Deutlichkeit an die Symmetrie und Schönheit des kleinen Tempels, welchen er hier vor Augen hatte, noch war er sich irgend einer bedeutenden Empfindung des äußern Sinnes bewußt, dennoch erwachte bei dem Anblick dieser kleinen organischen Welt ein Gefühl von innerer Ruhe und Freudigkeit, welches lange andauerte. Ein andres Mal haben in einem Jüngling, welcher zur Schwermuth geneigt war, die Töne einer singenden Menschenstimme, in deren Worten für ihn kein Sinn lag, und welche er, nahe vorübergehend, nur auf einige Augenblicke gehört hatte, ein viele Stunden lang anhaltendes Gefühl von Traurigkeit erregt. Mag es sein, daß wir diese beiden Fälle als von krankhafter Art betrachten dürfen — wird nicht aber auch der Gesunde, der geistig Kräftige und Starke öfters durch eine höchst unbedeutend scheinende äußere Veranlassung in Gefühle versenkt, deren Macht und Dauer in gar keinem Verhältniß stehen mit dem äußern Eindruck, welcher scheinbar zu ihnen die Veranlassung gegeben? So vermag ein einziges Wort, ja die freundliche oder gleichgültige Miene eines geliebten und verehrten Menschen unser Herz freudig emporzuschwellen oder niederzubeugen; ein kleiner Vortheil oder ein unbedeutendes, andre Male uns gar nicht auffallendes Hinderniß erfüllt uns zuweilen mit einem Gefühle von innrer Kraft oder mit dem von Bangigkeit.

So bemerken wir auch, daß die Gefühle, selbst wenn sie als Folge eines Momentes der Empfindung erscheinen, öfters noch fortdauern, wenn jener Moment längst vorüber ist, und zwar nicht nur in der Art, in welcher die Erschütterung an einer Glocke noch fortbebet, wenn der Schlag, der sie veranlaßte, längst vorbei ist, sondern vielmehr in jener Art, in welcher ein lebendiges Wesen, das man aus dem Schlaf erweckte, nun aus

selbstständiger, innerer Kraft fortwachet, auch wenn der Anstoß, der es erweckte, nicht bloß längst vorübergegangen, sondern sogar vergessen ist. Denn hierin bestehet eine Eigenthümlichkeit unsrer Gefühle, daß die Kraft derselben noch wirksam ist, auch dann, wenn die Seele kaum mehr weiß, was die Veranlassung zu dieser ihrer Stimmung gegeben. Eben so wie die Kraft der genossenen Speisen in unsrem Leibe noch andauert, ja sogar erst dann bemerkbar wird, wenn der Bissen, den wir zu uns nahmen, nicht mehr geschmeckt noch bemerkt wird.

Gefühl ist mithin nicht ein und dasselbe mit der sinnlichen Empfindung oder auch mit der Wahrnehmung; aber aus beiden kann die Seele gleich der Biene, welche den Nektar jetzt der einen, dann der andren Blume kostet, den nährenden Honig der Gefühle bereiten. Auch mit der Bewegung, sowohl der äußern des Leibes als der innern des Begehrens, ist das Gefühl nicht ein und dasselbe oder nothwendig davon abhängig. Ist doch selbst die äußere Empfindung von der leiblichen Bewegung so getrennt, und beide sind einander so entgegengesetzt, daß bei einer heftigen und gewaltsamen Anstrengung der Glieder durch den bewegenden Willen den unvermuthet empfangenen Wunden ihr gewöhnlicher Schmerz benommen wird, so daß sie das Auge früher bemerkt, als sie von dem fühlenden Nerven empfunden werden. So ist es zwar auch ein feststehendes Naturgesetz, daß nur solche belebte Wesen eine Empfindung in ihnen selber und für sich selber haben, welche durch sich selber und für sich selber sich bewegen (nach §. 7); aber beide (das Bewegen und das Fühlen) sind auf dieselbe Weise zusammengesellt und zugleich so gänzlich von einander verschieden, wie die beiden Pole eines Magnets. Schon aus ihren Grundrichtungen gehet dieses Verschiedensein hervor; denn die Bewegung wird durch eine von innen nach außen, die Empfindung durch eine von außen nach innen gerichtete Thätigkeit hervorgebracht. Wie sich unter den sichtbaren Dingen gewöhnlich bei und neben dem männlichen Einzelwesen auch das weibliche findet, und von wechselseitiger Anziehung getrieben, das eine dem andern folget, so folgen abwechselnd auf einander, jetzt nach dem Moment der selbstständig gebenden Bewegung, jene der passiv aufnehmenden Empfindung, oder beide gehen, der gleichzeitigen, zusammentreffenden Wirksamkeit nach vereint und dennoch dem Wesen nach verschieden, neben einander her.

Dasselbe Verhältniß dann, was zwischen der leiblichen Empfindung und Bewegung, bestehet auch zwischen dem Gefühl und dem Begehren der Seele. Daß eine heftige Begierde oder Leidenschaft die Seele, wie hier der gemeine Ausdruck mit vollem Rechte sagt, gefühllos mache, lehret uns jede alltägliche Erfahrung. Die Bewegung des Begehrens wecket allerdings öfters ein Gefühl auf, oder es wird umgekehrt von diesem das Begehren aufgeregt, aber das was aufregt, stehet hierbei öfters in einem so abweichenden Verhältniß der Stärke oder der Art zu dem, was aufgeregt wird,

daß schon hieraus die innere Verschiedenheit beider zur Genüge erhellet. Nur im niedern Thierreich, nicht im Menschen, erscheinen beide sich noch entsprechender.

Das Begehren bestehet in einem Bewegen, das Empfinden gehet von einem leiblichen Gewordensein aus; das Erkennen ist auf ein Sein der höheren Ordnung, auf ein Mit- und Zusammensein des Erkennenden mit dem Erkannten, das Gefühl, wie schon die Stimmung, welche ihren Herd in der Hauptstätte des leiblichen Werdens, in der vegetativen Region der Leiblichkeit hat, ist auf ein Werden gegründet.

Dem Gefühl der Menschenseele verwandt ist schon jenes innere Werden eines künftigen noch unausgebornen Leibes, das die Larve des Schmetterlinges oder eines andren Insects ergreift, wenn dieselbe in der aus dem Gefühl erzeugten Bewegung ein Gewand spinnt oder ein Gehäuse baut, welches nicht für ihre Wurmgestalt, wohl aber genau für den ganz andersartigen Umriß der noch nicht vorhandenen Puppe oder des geflügelten Insectes paßt. Ein Gefühl, verwandt dem freudig erhebenden der Menschenseele, ist es, was die jungen Vögel noch im Neste zum Bewegen der kaum halbbefiederten Schwingen treibt oder was dieselben, wenn sie das Nest verließen, zu den emporwirbelnden Bewegungen in die Luft bekräftigt, worinnen sich das junge Leben schon zu dem künftigen, schweren Geschäft des Wanderns über Land und Meer vorbereitet. Das tiefe Gefühl, das sich in dem Gesang der Nachtigall verräth, gilt nur dem Werden eines leiblich noch nicht Vorhandnen, dem Werden der Jungen; der Gesang verstummt, wenn dieses neue Geschlecht gereift, wenn es geworden ist, was es werden sollte.

So werden wir bei einer genauern Beachtung unserer Gefühle immer finden, daß sie auf ein noch nicht Gewordnes, Künftiges gerichtet sind, daß sie ihrem Wesen nach auf ein inneres Werden sich gründen. Es ist nicht der gegenwärtige Genuß, sondern die Hoffnung des künftigen Genusses, aus welchem das Gewebe auch der niedrigeren Gefühle bestehet; wenn die etwa ersehnte, leibliche Lust vorhanden ist, erregt sie leibliche Empfindung, in welcher das eigentliche Gefühl der Seele erstirbt, wie einige Arten der Bäume, wenn sie vorhin eine Reihe von Jahren in Kraft der Hoffnung gelebt haben, alsbald sterben, sobald das von ihnen erstrebte Wesen der Blüthe und der Frucht zu Stande gekommen. Aus diesem Grunde sind jene Gefühle in uns die mächtigsten, die andauerndsten, welche auf ein Werden, nicht des jetzigen, sterblichen, sondern des künftigen, ewigen Menschen gerichtet sind, dessen Keim mitten in dem Wesen des irdischen Lebens geboren und entfaltet wird.

Es bestehet, wie wir schon am Anfang dieser Untersuchungen (im §. 1 und 4) gesehen, das Beseeltsein und Leben selber nur in einem beständigen Suchen und Sehnen nach einem unsichtbar Ergänzenden, was über und

mit dem leiblichen Stoffe ist. Darum wird von den belebten Wesen das leibliche Element des Odems oder der Nahrung nicht bloß wie von den unbelebten angezogen, sondern auch durch eigne innere Kraft wieder abgestoßen, weil es eigentlich und zuletzt nicht das körperlich Gewordne, sondern ein der Seele selber verwandtes Werdendes war, was diese begehrte und suchte.

Wie denn jener Theil des lebenden Wesens, der vor Augen liegt, der sinnlich wahrnehmbare Leib, die gleicherweise sinnlich wahrnehmbare Nahrung in sich nimmt und dieselbe zur Ernährung, zum Geschäft des Werdens des Leibes verwendet, so nimmt die Seele ihrerseits die Principien und unsichtbaren Anfänge des leiblichen Gewordenseins zu ihrer Nahrung auf. Man könnte, vorläufig bei der niederen Region der Gefühle verweilend, wohl sagen, daß die Seele jederzeit als Herr des Hauses zuerst ihr Mahl hält, ehe dem Leib, dem Diener, vergönnt wird, auch seiner Sättigung zu gedenken, oder auch umgekehrt, daß sie zur späteren Stunde als der arbeitende Leib, fast niemals aber mit diesem zugleich und an demselben Tische speise. Denn unsre Gefühle, auch in dieser Region, sind ein Vorgenuß des Hoffens oder ein Nachgenuß der Rückerinnerung von einem wirklich leiblich werdenden oder ehemals gewordnen Genuß, welcher, wenn er da ist, oder als er da war, öfters unserer Seele wie kein Genuß erschien.

Die Wirkung der Gefühle erscheinet uns gewöhnlich als eine kürzer oder länger andauernde Spannung oder Bekräftigung (auch Schwächung) der Seelenthätigkeit. Wie wir oben gesehen, ist es nicht ein leibliches, sondern ein psychisches Element in dem Empfindbaren, was den Grund unserer Gefühle bildet. Dieses psychische Element bewirkt die innere Bekräftigung und Spannung der Seelenthätigkeit vielleicht auf eine ähnliche Weise, als dieselbe durch den Umgang und die geistige Mittheilung eines Freundes oder einer andern mitlebenden Seele in uns bewirkt werden kann. Ein Sein und Werden, welches mit jenem der Seele von gleichem Geschlecht ist, wird von derselben hereingezogen in den Vorgang des Gefühles und theilet, wie der geistig genahete Freund oder Feind, dem Wesen der Seele den anregenden Einfluß seiner eignen, psychischen Wirksamkeit mit; einer Wirksamkeit, von deren Geschlecht schon die einer niedrigeren, leiblichen Ordnung ist, welche zu dem Entstehen der regelmäßigen Krystallgestalt des Steines den ersten Anstoß gab und diesen noch immer, wie das Licht das durchsichtige Glas, durchdringet.

Und dasselbe allvereinende Band, welches (nach §. 13) bei der Ernährung des Leibes den magnetischen Zug der Speise zu dem Esser wirkt, jenes mütterliche Walten einer Liebe, welche schon die Sättigung zu bereiten anfängt, ehe der Hunger noch geboren worden, ist auch bei dem Vorgang der Ernährung der Seele auf eine sehr augenfällige Weise geschäftig. Sein Werk allein ist es, daß der bedürfenden Seele aus dem Boden der Empfindungen die Fülle der Gefühle hervorquillt, welche jene zu ihrer Ernährung

bedarf. Durch seine magnetische Gewalt, welche den Strom der psychischen Kräfte jetzt hier-, dann dorthin leitet, geschieht es, daß sich, nach dem vorhin erwähnten Beispiel, in den kleinen Kelch einer Blume des Feldes eine Erquickung ergeußt, nach welcher die in der Irre gehende Seele schmachtete. Denn es ist auch hier jenes Ohr für die Stimme des innern Sehnens geöffnet, welches in der äußeren, sichtbaren Welt das Schreien der jungen Raben höret.

Es ist mithin nicht die eigne Kraft der Seele, welche die Fülle oder den Mangel, die Stärke oder Stumpfheit der Gefühle begründet. Eben so wie es im Leiblichen nicht die Muskelkraft des hungernden Thieres ist, welche die Früchte des Sommers und Herbstes oder die Schaaren des nährenden Gewürmes aus dem Boden hervorzieht, sondern eine andre, höhere Kraft, welche nach ihrem eignen Gesetz jetzt Fruchtbarkeit, andre Male Dürre und Mangel über die Auen ausstreuet und nach ihrem Wohlgefallen Alles sättiget, was da lebet. Wie übrigens der Magnet nicht die Luft, sondern nur das schwere Eisen an sich ziehet, so kann jenes wechselseitige Anziehen des Psychischen, worauf sich das Gefühl und der Vorgang der Ernährung der Seele gründen, zuletzt nur durch ein wirklich für uns und mit uns Werdendes gewirkt werden.

Ein solches Mitwerdendes, welchem der Zustand des leiblichen Gewordenseins noch ferne stand, scheint es auch gewesen zu sein, was den Stoff des Leib und Seele neu belebenden und bekräftigenden Gefühles bildete, dessen heilbringende Gewalt Sir Humphry Davy an sich selber erfahren.

Dieser tiefgründende Forscher der inneren Natur des Menschen so wie der ihn umgebenden äußern Natur erzählt in einem Werke, das er kurz vor seinem Tode geschrieben,[1] von einer inneren Erscheinung, die ihm einst auf wundervolle Weise die verlornen Kräfte wieder gegeben und ihn am Leben erhalten. Er war mitten in seinen kräftigsten Jugendjahren vom gelben Fieber befallen und lag so hart darnieder, daß die Aerzte die Hoffnung zu seiner Wiedergenesung aufgaben. Da erscheint ihm in dem Zustand des Hinscheidens eine lieblich jugendliche Gestalt, die er später immer seinen guten Engel nannte. Fünf und zwanzig Jahre vergingen, seitdem er jene Erscheinung hatte, und noch waren ihm die Umrisse des schönen, jungfräulichen Wesens so gegenwärtig, als hätte er es erst heute gesehen; lebendig gegenwärtig das von frischem Jugendroth gefärbte Angesicht, das mild blickende, lasurblaue Auge. Dieser weibliche Schutzgeist denn kommt, wie ein pflegender, die Schmerzen stillender Besuch, zu der Seele des scheinbar Sterbenden; schon seine Gegenwart, noch mehr seine tröstenden Gespräche, voll geistig hohen Inhaltes, erregen Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken wiedergeben; der Kranke genes't weniger

[1] Consolations in Travels, or the last days of a Philosopher, by Sir Humphry Davy 1830, p. 69—72. — Deutsch übersetzt durch v. Martius, Nürnberg bei L. Schrag 1833.

durch leibliche Heilmittel, als durch diese psychischen, welche der sonderbare, innere Krankenbesuch ihm darreicht, der ihn während der größten Gefahr fast nie verläßt und erst bei der Genesung verschwindet. Ein Besuch wie aus einer fernen künftigen Welt; denn in der ihn umgebenden Gegenwart kannte Davy keine ähnliche Gestalt. Seine Neigungen waren damals eben auf ein wirklich lebendes, weibliches Wesen gerichtet, das auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der inneren, heilenden Erscheinung hatte, vielmehr in Manchem das Gegentheil von dieser war. Zehn Jahre hernach, auf einer Reise an den Küsten des adriatischen Meeres, begegnet ihm zum ersten Male die Gestalt seines „guten Engels" als wirklich lebendes Mädchen. Doch nur auf einige schnell vorübergehende Blicke, gleichsam als wollte sie ihn nur an ihre ehemalige Bedeutung in seinem Leben erinnern und auf ihre noch künftige Bestimmung ihn vorbereiten. Denn abermals zehn Jahre hernach, zwanzig Jahre nach der ersten Lebensrettung, als ihn wieder eine schwere Krankheit dem Tode nahe gebracht, da nimmt sich seiner, pflegend und tröstend, ein wirklich lebendes, weibliches Wesen an, das so ganz seiner ehemaligen rettenden Erscheinung glich, daß es schwer zu entscheiden gewesen, ob es das Urbild oder das leibliche Abbild derselben genannt werden sollte. Es erwachen von neuem jene Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken zurückgeben und sie wieder in die fast schon verlassene Leiblichkeit zurückführen.

Möge man diese Erzählung des trefflichen Davy hier nehmen für was man wolle: uns erscheint dieselbe zur Erläuterung der Lehre von den Gefühlen nicht unbedeutend. Zuerst spricht sie, selbst in ihrem scheinbar das Gegentheil bezeugenden Falle, für die Realität des psychischen Stoffes, wodurch alle unsre Gefühle erst ihre eigenthümliche, Leib und Seele ernährende Kraft empfangen. Außer diesem läßt uns jene Erzählung des merkwürdigen, wahrheitliebenden Mannes das eigenthümliche Wesen des Gefühles, welches auf ein Werden, auf ein erst künftiges Gewordensein gerichtet ist, auf eine augenfällige Weise erkennen; endlich gibt uns dieselbe einen Aufschluß über die Macht und den Weg der Wirksamkeit der Gefühle, zuerst an der Seele und durch diese an dem Leibe.

Was demnach für den Leib und seine Erhaltung Speise und Getränke, das ist für die Seele die Region der Gefühle. Gefühle sind es, welche in dem inneren, psychischen Leben die erste Kraft zum Wirken erwecken, und welche nachmals diese Kraft nähren, wachsen machen und vollenden. Ein einziger Augenblick voll lebendiger Gefühle, und die matte, zum Wirken unfähige Seele empfängt neue Kraft und neuen Muth; die strauchelnden Tritte werden fester, die inneren Augen wieder wacker zum Sehen, wie es die äußeren Augen jenes müden Kriegers wurden, als er seinen Stab in den fließenden Honig getunkt und diesen gekostet. Die inneren Lebenskräfte des schon ersterbenden Davy kehren wieder, sobald die liebliche Erscheinung

eine Fülle von tröstenden, nährenden Gefühlen über seine Seele ergießt; Joseph Haydn empfängt, wenn die Arbeit seiner Kunstschöpfungen ihn niedergebeugt und ermüdet, neue Kraft und Fülle der Gedanken, sobald er die matte Seele durch die Gefühle der Andacht genährt. Und diese Erfahrung von der seelenstärkenden Kraft der Gefühle hat gewiß jeder selbstthätige Geist öfter in seinem Leben gemacht, wenn er im Drang des äußeren Wirkens oder der inneren, geistigen Thätigkeit sich ermattet und gänzlich verarmt fühlte.

Hierbei machen wir noch etwas näher auf jene Weise aufmerksam, auf welche sich die Gefühle an den Kreislauf des Gesammtlebens unsrer Natur anschließen.

Wie nach §. 13 die Organe und der Vorgang der Verdauung an unserm Leibe der in die Tiefe versenkten Wurzel gleichen, aus welcher sich der Stamm und die Zweige mit all ihren Blättern und Blüthen erheben, wie der Stoff der dem Kreislauf des Blutes und der Erhaltung des Leibes zu Grunde liegt, immerhin zuerst in den Eingeweiden der Verdauung bereitet werden muß, so wird in den Gefühlen ein Quell der Wiedererneuung und der Erhaltung unsers Wesens gefunden, dessen Strahlen von innen nach außen bis zu den niedersten Enden unsrer Leiblichkeit geführt werden. Darum gehet die Wirkung jenes Nahrungsquelles eben so wenig bloß auf die Seele, als die Wirkung der Nahrung sich bloß auf die verdauenden Eingeweide erstreckt, sondern sie verbreitet sich über das ganze Geschäft, auch des äußeren Lebens.

Dürfen wir doch nie vergessen, daß die Seele zuletzt es sei, welche dem Leibe die Kraft des Nahrungnehmens und der Verdauung, die Bewegung der Glieder, die Empfindung der Sinnen gebe; denn sobald die herrschende Gewalt der Seele aufhört, ihre Strahlen jetzt auf die eine, dann auf die andre Region der Leiblichkeit fallen zu lassen, entschwindet zugleich den Sinnen (wie uns dieß schon der Schlaf oder krankhafte Seelenzustände lehren) die Macht zu sehen und zu hören; die Glieder ruhen bewegungslos, das Geschäft der Verdauung wird gehemmt.

Wie deßhalb ein freudiges Gefühl der Hoffnung oder der Erwartung der neuen Dinge, die da kommen sollten, nicht selten (auf ähnliche Weise als in dem von Davy erzählten Falle) seine stärkende Kraft über die Seele hinaus auch auf den Leib ergossen und die zur Ermattung des Todes herabgesunkenen Glieder neu belebt habe, das werden uns noch viele, im §. 61 zu erwähnende Beispiele lehren. Die vom belagernden Feinde eng umschlossene Besatzung von Breda war der lähmenden Krankheit (dem Scharbock) fast ganz erlegen, als die Hoffnung, welche ein Brief des geliebten Heerführers auf baldigen Entsatz gab, kräftiger als alle leibliche Nahrung oder Arznei, dem Uebel Einhalt that, und die hinsterbenden Krieger von neuem auf ihre Füße und den Angriffen des Feindes entgegenstellte. Jener alte Held erhub sich, wie in jugendlicher Frische, von dem Siechbette, an welches ihn Krankheit und die Entkräftung des Alters schon lange gefesselt hielten, als ihm die Nachricht kam, daß ihm der König die Führung der Flotte gegen den Feind übertragen habe; eine alte Mutter genas von ihrer Wassersucht durch das Gefühl von Freude, welches der neugeschenkte Anblick der Söhne ihr gewährte.

Nicht minder als auf die Kräfte der niederen Ordnung äußern die Gefühle ihren verstärkenden, erhöhenden Einfluß auch auf die Kräfte der höheren Art. Es sind Gefühle, welche unsre Empfindungen so wie die Wahrnehmungen der Sinne schärfen und bekräftigen; denn wenn die Seele aus der Außenwelt den Stoff zu ihren Gefühlen empfängt, dann trägt sie auch zugleich mit magischer Gewalt in die umgebende Sichtbarkeit eine Kraft des Mitfühlens hinein; es ist als würde in den Momenten der Aufregung der Gefühle und ihrer Genüsse die ganze Natur zu einem Mitgenießenden oder Mitgenossen der Menschenseele. Darum erscheint einem Sinne, in welchem ein Gefühl der Freude seine Kräfte ergossen, das Grün der Auen doppelt so lieblich und schön als sonst, ja die ganze Welt der Sinnen dünkt ihm herrlicher und veredelter. Gefühle sind es, welche (wie schon oben erwähnt) unserm Thun und Wirken Stärke verleihen und Ausdauer. Endlich so gibt unter andrem jenes Gefühl, welches wir einstweilen als das des Staunens vor dem Neuen bezeichnen wollen, nicht bloß dem äußeren Sinn eine verstärkte Kraft, sondern es erhöht eben so sehr das Auffassungs- und Erkenntnißvermögen des inneren Menschen.

Diese Macht, welche in dem Neuen, eben erst für die Seele Werdenden, eben so wie in dem noch fern Künftigen bei der Geschichte der Gefühle liegt, erinnert ganz besonders an einige Hauptmomente aus der oben (im §. 13) betrachteten Geschichte der leiblichen Verdauung und Ernährung. Das eben aus dem Ei hervorgehende Küchlein trägt die Nahrung der ersten Tage an dem noch unverzehrten Dotter in sich; man kann sagen, der ganze Leib des neugebornen Thieres oder Menschen ist selber von der Natur und Art der Speise, welche ihm im weiteren Verlauf zur Nahrung dienen soll. Es sind da (nach §. 10) derselbe Stickstoff und Kohlenstoff, es sind alle Elemente der täglichen Speise schon zu Fleisch und dem andern Gewebe des Leibes verbunden. Würde aber nicht bald nach der Geburt dieser schon vorhandene und zum eignen Leibe gewordne Nahrungsstoff durch andren, neuen verdrängt und ersetzt, das Alte ausgeschieden, das Neue aufgenommen, wie bald würde das belebte Gebilde in Tod und Verwesung versinken!

Auch die Menschenseele tritt mit einem ähnlichen, ihr immer verbleibenden Bedürfniß der Aufnahme des Neuen und noch nicht eigen Gewordnen und der Abscheidung des Alten in das Leben, als der Leib. Ihre eigentliche, naturgemäße und gedeihliche Speise ist nicht die sinnliche

Lust, nicht der Besitz und Genuß des leiblich Gewordnen, sondern das was ein Werden für die Ewigkeit, ein Künftiges ist. Wenn daher ein irregeleitetes Begehrungsvermögen und ein gemißbrauchtes Licht des Geistes in die Lust und den thierischen Genuß des Leibes den Anschein eines geistigen Reizes hineinlegt, ein Zerrbild jener Schönheit der höheren Welt, deren die für die Ewigkeit geborne Seele zu ihrer Sättigung begehrt, dann kann der Seele dasselbe grausame Geschick widerfahren, was zuweilen den Seefahrern begegnet, wenn sie dem Mangel an Trinkwasser durch die ekelhaftesten Ersatzmittel abhelfen müssen, welche sonst die leibliche Natur als Auswurf von sich stößt. Nicht das eigne, schon zum dienenden Werkzeug gewordne Fleisch ist der verdauenden Kraft zur Nahrung bestimmt; das was einmal und öfter zur Lust des Fleisches geworden, das hat, wie wir schon oben (S. 124) gesehen, das eigentliche Element des Gefühles, das hat für die Seele die nährende und stärkende Kraft verloren.

Darum sind selbst die Empfindungen der Sinnen reicher an Nahrungsstoff für die Seele, so lange sie von einem Neuen, einem der Seele erst Kommenden und Werdenden ausgehen. Dieses lehrt uns jede Reise, jede neue Bekanntschaft mit bedeutungsvollen Menschen und Dingen. Dieses lehrt auch unter andern ein zwar viel bekannter, dennoch aber auch hier als näherer Beleg zu erwähnender Fall.

Bei jenem Blindgebornen, welchen Cheseldens glückliche Operation auf einmal sehend machte, waren die ersten Eindrücke auf den neugeschenkten Sinn mit einer mächtigen Bewegung des Gefühles verbunden. Er hatte von seiner schmerzhaften Cur keinen anderen wohlthätigen Erfolg erwartet, als die Befähigung zum Lesen- und Schreiben-Lernen; der Garten, an welchem er so lange als Blinder sich gefreut, dessen Gänge und fruchttragende Bäume er auch ohne den Gesichtssinn zu finden gewußt, konnte, so meinte er, durch das Geschenk des Lichtes keinen neuen Reiz erhalten. Als ihm jedoch nun auf einmal das Sehen geworden war, da zog ihn die neue Welt der Eindrücke so gewaltig an, daß sie Alles, was die andren Sinnen bisher der Seele gegeben, ins Dunkle stellte. Es zeigte sich in diesem Falle, daß unsrer Seele ursprünglich kein einziger Sinneneindruck gleichgültig sei, sondern daß jeder Gegenstand, der sich ihrer Wahrnehmung nahet, entweder Zuneigung wecket oder Widerwillen, die wollende Kraft entweder auf sich hinlenkt oder von sich abstößet. Der Sehendgewordne konnte eben so wenig seinen Abscheu gegen die schwarze, als die seltsame Zuneigung gegen die rothe Farbe unterdrücken; eben so wenig die Freude an glatten, als das Mißfallen an höckerigen und rauhen Flächen. Dinge, deren langgewöhnter Anblick uns völlig gleichgültig ist, und welche, wie es uns scheint, auch vorhin niemals anders als gleichgültig für uns sein konnten, entlockten diesem Glückseligen die lautesten Aeußerungen der Theilnahme und Freude oder des Unbehagens. Noch ein Jahr nach dem

Empfang des neuen Sinnes brachte eine erweiterte Aussicht an der Küste des Meeres eine ähnliche Aufregung der Gefühle hervor, und diese inneren Bewegungen, welche sich an das Sehen der neuen Welt der Dinge knüpften, waren so übermächtig und leicht zu erregen, daß selbst der bloße Anblick des Mannes, durch dessen Hand das Gesicht geschenkt war, sie aufs lebhafteste hervorrief, und die überseligen Augen mit Freudenthränen erfüllte. — Auf dieselbe Weise zeigte sich die Kraft der noch nie gesehenen Farben- und Lichtwelt an der fühlenden Seele bei jenem bis nahe an sein zwanzigstes Jahr blind gewesenen Mädchen, dessen Geschichte Ozanan beschreibt.

So bewirkt aber nicht bloß der erste Anblick der Sichtbarkeit, sondern überhaupt jeder neue Eindruck seiner Art ein Gefühl des Wohlgefallens oder Mißbehagens, aber es fällt für die meisten Sinneseindrücke der erste Moment, welcher von diesen lebhaften Gefühlen begleitet war, in jene früheste Zeit der Kindheit, die unsrer Erinnrung unzugänglich ist. Der erste Eindruck ist es, welcher auch noch später so fest mit dem Wesen unsrer Seele verwächst. Es ist überhaupt nur das Gefühlte, was in dieses Wesen wahrhaft eingeht, Eigenthum desselben wird. Daher ist, wie bereits erwähnt, die Begierde des natürlichen Menschen, immer etwas Neues zu sehen und zu empfinden, ein Verlangen der Seele nach Nahrung, welches seine Stillung so lange in dem Wechselverkehr mit der Welt der Sinnen suchet, bis es den Zugang zu einer andren, inneren Welt gefunden, deren Tiefe und Umfang so unermeßlich ist, daß jeder Moment des Betrachtens einen noch nie empfundenen Eindruck bringet.

Wie der leiblichen Nahrung in der früheren, empfänglicheren Zeit der Kindheit ein ganz besondrer Einfluß auf die eigenthümliche Entwicklung der leiblichen Organe zukömmt, so hat die erste psychische Nahrung eine ganz entschiedene Einwirkung auf die nachmals vorherrschende Richtung der Seele.

Ein dürftiger Vater legt seinem Kinde, wenn dieses zuweilen, vielleicht der ersehnten Wartung entbehrend, lange in der Wiege weilen muß, Blumen zur Ergötzung und zum Spiel der zarten Augen und Hände hin. Das Kind freut sich der bunten, duftenden Gebilde. Aber das dunkle Gefühl der träumenden Seele übt auf diese eine gestaltende Kraft aus, deren Wirkung in die spätere Zeit des erwachten Bewußtseins hinüberreicht: aus dem mit Blumen spielenden Säuglinge wird der große Carl v. Linné. — Das Gefühl, welches der Gesang eines melodisch lautenden Sterbeliedes am Sarge des Vaters in der Seele eines fünfjährigen Kindes aufgeregt hatte, wird zur ersten und bald zur Lieblingsnahrung dieser Seele, welche dadurch zur Meisterschaft in der Kunst der Töne erwächset. Eine tausendfache äußere Noth und Armuth kann die Kraft und Wirkung der ersten Seelenspeise der Kindheit nicht mehr zerstören, aus dem ernste Gesänge liebenden Kinde wird der treffliche J. A. Hiller. Eben so war die erste Nahrung, und von da an die gewöhnliche, für die Seele des berühmten

Joseph Haydn jenes Gefühl, das der Gesang der beiden Eltern, besonders die liebliche Stimme der Mutter in dem kaum lallenden Kinde geweckt hatte. — Es waren die Gefühle der theilnehmenden Freude an hoher Heldenkraft, die das Lesen der alten und einiger neueren Werke über die Thaten des Krieges in der Seele eines schwächlich scheinenden, dem geistlichen Stande bestimmten Knaben hervorgerufen, welche in dieses zarte Gefäß so ungewöhnliche Kräfte ergossen, daß der Thaten verlangende Geist durch alle äußeren Schwierigkeiten hindurchbrach und in Prinz Eugen der Retter von Europa wurde. Diese ersten Gefühle, welche der Anblick und der Genuß der Gegend aufregt, in welcher wir geboren worden, sind auf das innere Wachsthum und Gedeihen der Seele von einem gleich entschiedenen Einfluß, als die erste Nahrung auf die Gestaltung des Leibes, und der eigenthümliche Schwung, den nachmals einige Seelen in ihrem Schaffen und Wirken genommen, scheint in etwas durch die Natur des Geburtsortes bestimmt worden zu sein, durch den Anblick eines erhabenen und zugleich milden Paradieses, wie Urbino und Siena, oder durch die hehre Stille eines einsamen Gebirgsthales und das Anwohnen am felsigen Meeresstrand. Es erkrankt der Leib, wenn ihm die Nahrung, an welche er von Jugend an gewöhnt ist, entzogen wird, so erkrankt die Seele am Heimweh, wenn ihr die gewohnten Eindrücke der umgebenden Sichtbarkeit genommen sind.

Die Speise und der Trank stärken am Leibe vor allem die bewegenden Organe, geben, im rechten Maße genossen, den Muskeln reichliche Kräfte. Sie sind es aber dann auch, welche die am öftesten wiederkehrenden Bewegungen der Glieder bewirken und diesen ihre Richtungen geben; denn das Erwerben und Genießen der Nahrung ist im Thierreich der gewöhnliche Endzweck des Bewegens. So gehen auch in der Seele die ersten Bewegungen des wollenden Vermögens von anregenden Gefühlen aus und sind auch am öftesten wieder nach diesen Gefühlen hingerichtet, wie die jungen Raben, wenn sie die Morgenröthe zum ersten Fluge aus dem Neste geweckt, zuerst auch nach dieser weckenden Morgenröthe hin den Schlag der Flügel bewegen.

Wie die Luft, welche der Leib athmet, gröber ist als das Licht und der Schall, welche die Sinnorgane vernehmen, die Nahrung aber wieder ungleich gröber als die Luft, so sind jene Einflüsse, die in uns die Gefühle wecken, von einer Natur, welche der Leiblichkeit näher verwandt ist als jene innren Elemente, welche bei den Aeußerungen des Wollens und beim Erkennen wirken. Es wird indeß hier, wie bei den leiblichen Speisen nach den Lebensaltern, so nach den verschiedenen Entwicklungsstufen der Seele ein Unterschied bemerkt; denn es sind jene Gefühle, welche mit vorherrschender und eigenthümlicher Gewalt in die Seele des Kindes eingehen, solche Eindrücke, die auf das Auge, das Ohr, den Geruch wirken, und auch in der tieferen Region des Gemüthes wird das Kind am leichtesten durch Gefühle

aufgeregt, welche von oberer, göttlicher Herkunft sind; denn diese Eindrücke, gleich guten Engeln, gesellen sich am liebsten zu den noch nüchternen Seelen und nehmen am leichtesten in ihnen Wohnung.

Auch in der Jünglingsseele sind bei einem gesunden Verlauf der inneren Entwicklung die Gefühle, welche da vorherrschend walten, noch von einer leichter beweglichen, geistigeren Natur, als später in der Seele des Mannes. Das jugendliche Leben gestaltet sich den Morgentraum der Liebe, des Thatendranges und der Ehre noch so lustig, leicht und lieblich! was dagegen den Mann zum Wirken stärkt und innerlich nährt, das lastet schwerer, stehet fester, und der Verlauf seines bewegenden Einflusses ist langsamer. Es wächset indeß das nährende Element, während es an Leichtigkeit seines Einwirkens verliert, desto mehr an andauernder, gesund oder giftig aufregender Kraft. Denn wie die Eiche, je älter sie wird, desto tiefer mit ihrer Wurzel hinabdringt in eine Gegend des Bodens, in welcher die nährende Feuchtigkeit niemals ganz versiegt, so dringt das Sehnen der Seele, nach einem umgekehrten Gesetz des Falles, immer mehr durch die äußere Leiblichkeit hindurch in eine Region, welche der Natur jenes sehnenden Wesens näher verwandt ist, und die Richtung des gesunden Geistes gehet immer höher nach einem göttlichen Mittelpunkt, dessen anziehende Kräfte bei der Annäherung immer wachsen.

Es sind die Gefühle ihrer Natur und Wirkung nach unter sich so verschieden als die Speisen und Getränke, welche der Leib aufnimmt; einige von gesund nährender und stärkender, andre von bloß aufreizender Kraft. Wäre hier ein spielender Vergleich erlaubt, so könnte man sagen, jene Gefühle, welche aus einer Bewegung in der Region der oben erwähnten insensiblen Nerven (der Sinnes- und Bewegungsorgane) ihren Ursprung nehmen, oder auf eine solche sich beziehen, entsprechen in ihrer Ordnung den leiblichen Getränken, die aber, welche in der Sphäre der sogenannten sensiblen Nerven wurzeln, gleichen den Speisen. In jene erstere Reihe gehören dann die Gefühle, welche sich bei dem Thier auf die bloß aus Thätigkeitsdrang und Wanderlust hervorgehenden willkürlichen Bewegungen seiner Glieder und auf die Wirksamkeit der oberen Sinnen beziehen, bei dem Menschen mithin zugleich auf das Streben nach geistiger Freiheit und nach Erkenntniß. In der andern Reihe der (speisenartigen) Gefühle stehen jene, welche auf die Lust und Schmerzen, Begierden und Geschäfte der niederen Region des Leibes, so wie die hinzugehörigen Bewegungen gerichtet sind. Obgleich beim Menschen in diese niedere Region die Verirrungen des Geizes, der Herrschsucht, der Zerstörungslust fallen, so wurzeln zugleich auch in ihr und durchdringen sie jene von oben kommenden Kräfte, welche nicht den eignen Willen, sondern den Willen und das Werk eines Höheren thun.

Die Gefühle aller dieser verschiedenen Arten werden dann, wie bereits gesagt, für unsre Seele eine desto stärker und gesünder nährende Kraft

haben, je mehr sie selber von seelenartiger Natur, nicht auf ein Vergängliches, Gewordenes, sondern auf ein Ewiges, Werdendes gegründet sind. Doch dürfen nicht unbedingt alle Gefühle, welche wir geistig zu nennen gewohnt sind, darum für solche von gesunder Art gehalten werden. Von dieser Art von Gefühlen wollen wir hier nur einige Worte sagen.

Unter allen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit ist der Mensch das einzige, welches seine Speisen und Getränke einer künstlichen Zubereitung unterwirft und mithin Nahrung einer andren Ordnung genießt. Es ist seine Vernunft, welche ihm dieses Vorrecht vor andren Lebendigen gewährt; sie allein veranlaßt und vollführt die künstliche Verwandlung, man könnte daher die menschlich zubereiteten Speisen und Getränke Nahrungsmittel einer höheren Potenz nennen. Der Mensch allein auch ist durch die Kraft des in ihm wohnenden Geistes für Gefühle einer höheren Potenz oder innerlicheren Art empfänglich. Dieß sind die mit Recht sogenannten geistigen Gefühle, welche die Seelenlehre insgemein als intellectuelle, ästhetische, moralische und religiöse von einander sondert. Die thierische Natur kennt bloß Gefühle, welche sich auf ein sinnliches Werden beziehen, und hat von den geistigen nur jene vorahndenden Spuren, welche allerdings auch noch bei dem Menschen zu der Sphäre der sinnlichen gezählt werden sollten. Allerdings ist auch hierbei ein innerer Assimilationsproceß geschäftig, welcher jedoch nur psychischer, nicht geistiger Art ist. Die innere Natur des Menschen vermag selbst die sinnlichen Gefühle in geistige zu verwandeln oder jenen etwas von ihren eigenthümlichen, höheren Kräften mitzutheilen.

Wir bemerken im Verlauf unsrer Gefühle einen Vorgang, welcher sehr an jenen der Ausscheidung und Abstoßung erinnert, wovon das Geschäft der Verdauung stets begleitet ist. Auf jenes Kraftgefühl, welches mit den willkürlichen Bewegungen verbunden ist, zu denen ein inneres Bedürfniß uns getrieben, folget bald das ganz entgegengesetzte der Ermüdung; das Auge, wenn es einige Zeit hindurch den Eindruck eines rothen Farbenbildes aufgenommen, erzeugt sich durch eine selbstständig rückwirkende Kraft das Grün, so wie auf das Weiß, das es lange gesehen, das Schwarze; die Zunge, wenn sie von einer sehr starken Säure berührt worden, bildet sich durch eine ähnliche, selbstständige Kraft selbst aus jenem Eindruck, den das reine Wasser auf sie macht, den Geschmack des Süßen. So zeigt sich vorzüglich bei dem Geschäft aller jener Nerven, welche zu der positiven Reihe des Magendie gehören, mithin bei denen der oberen Sinnorgane und der willkürlich beweglichen Theile, ein solcher Wechsel zwischen zwei entgegengesetzten Richtungen unsres Fühlens. Bei den Nerven der andren Reihe gehet jene rückwirkende Bewegung großentheils in ein wirkliches leibliches Bilden und Ausscheiden aus, welches auf jede starke Aufregung eben so beständig erfolgt, wie auf die Aufregung des Auges (des allvereinigenden Trägers aller unsrer Gefühle) die Bildung der Thränen. Dennoch wird

auch hierbei an einigen der empfindlichsten Gebilde des Leibes die rückwirkende Bewegung der Nerventhätigkeit unmittelbar als Gefühl der Ermattung nach großer Erhebung des Gefühls empfunden.

Es zeigt sich dieselbe Aufeinanderfolge der beiden entgegengesetzten Richtungen des Fühlens selbst in der inneren, geistigeren Region unsers Wesens. Ein Uebermaß der Freude lässet, besonders in jüngern Jahren, öfters als Nachklang das Gefühl einer tiefen, unerklärlichen Schwermuth zurück. Und zwar geschieht dieses auch dann, wenn die aufregende Ursache bloß psychischer Art war, kein leiblicher Genuß die Freude weckte, mithin auch kein gröber leibliches Rückwirken, wie etwa jenes des Darmcanals auf die häufiger genossene Nahrung, Ursache der veränderten Stimmung sein konnte. Auf diese Weise bemüht sich öfters ein von beständigem Scherz überfließender Mund die Züge des tiefen, unergründlichen Grames zu verbergen, welche eben dieses Angesicht in Stunden der Einsamkeit bedecken. Ariost, dessen Gesänge von Heiterkeit und Freude überströmen, war vor Andren zu einer tiefen Schwermuth geneigt, und es liegt gewöhnlich in den kräftigsten Seelen ein gleich mächtiger Zug zum Frohsinn und zum Ernst.

Dem Loos einer solchen Verwandlung sind selbst unsre höchsten und edelsten Gefühle unterworfen, und es ist eine bedeutungsvolle Bemerkung solcher Menschen, welche auf die Bewegung in ihrem Inneren achten, daß gerade auf solche Stunden, in denen die Seele von ihren erhabensten und göttlichsten Gefühlen durchdrungen war, am leichtesten andre folgten, in denen sich ihr ganz entgegengesetzte Gefühle aufdrängen wollten. Der Geist bedarf gerade dann, wenn er die Seele zu ihrem höchsten Emporschwung bewegte, der ernstesten Wachsamkeit, damit aus dem lieblichen Fluge nicht ein zerschmetternder Sturz werde. Diese ernste Lehre hat die Erfahrung öfters Eltern und Erziehern gegeben, wenn sie, den natürlichen Weg verkennend, der vom innren Gefühle zur äußeren That gehet, in jugendlichen Seelen jene Uebersättigung, selbst mit den erhabensten und besten Gefühlen herbeiführten, aus welcher nachmals, im weitren Verlauf des Lebens, das innere Widerstreben und der Haß gegen alles das emporwuchsen, was man solchen Seelen als das Theuerste und Köstlichste dargeboten.

Gegen solche Mißgriffe könnte schon die Beachtung des eigentlichen Vorganges der inneren Ernährung und Entwicklung der Seelenkräfte durch die Gefühle uns bewahren. Wir bemühen uns deßhalb noch, jenen Vorgang etwas näher zu beleuchten.

Wir nehmen die leibliche Nahrung als etwas polarisch von uns Geschiedenes auf, wie der Pol des Magnets den entgegengesetzten Pol eines andren Magneten an sich zieht, und durch diese Zusammenfügung des einen mit dem andren jene lebendige Reihe der Einzelnen entsteht, durch welche ein allgemeines, höheres Leben hindurchwirkt. In einigen Krankheiten der verdauenden Organe treibt die Säure, die sich im Magen gebildet, unwill-

kürlich zum Genuß von Dingen an, in denen die alkalische Natur vorherrschet, oder im umgekehrten Falle die alkalische Schärfe zum Genusse säuerlicher Dinge. Wenn auch in minderer Deutlichkeit, so findet doch bei jedem Bedürfniß nach Speise und Trank im gesunden Zustand ein ähnliches polarisches Verhältniß des begehrenden Organs und des begehrten Gegenstandes statt. Selbst beim Athmen nehmen wir den äußeren, polarisch verschiedenen Stickstoff und Sauerstoff auf und hauchen dagegen die nämlichen Stoffe in einem Zustande aus, in welchem sie die Natur und Eigenthümlichkeit des Leibes, dessen Bestandtheil sie eben noch waren, an sich tragen (nach §. 12). Die in den Mund und Magen gehende, äußere Speise erregt alsbald die Thätigkeit der inneren, aussondernden Organe, welche das Fremde mit dem Eigenthümlichen überkleiden und es hierdurch der Natur des Organismus aneignen. Das Fremde und eben noch äußerlich gewesene und das Eigene, das eben noch innerlich war, vertauschen nun ihre wechselseitige Richtung; denn dieses als Absterbendes, Abgeschiedenes wird zusammt dem, was aus der Speise nicht anzueignen war, hinausgeführt aus dem Leibe, das Aeußere aber und Neue wird aufgenommen in den Kreislauf und Wechselverkehr der inneren Elemente.

Diesem äußerlichen und leiblichen Vorgange ähnlich ist denn der Vorgang der inneren Ernährung und Gestaltung der Seele durch den beständigen Austausch der von außen erregten und der von innen gewirkten Gefühle. Es wird auch hierbei ein fremdes und neues Element aufgenommen, ein eignes, absterbendes ausgeschieden.

Wie der äußerlich laut werdende Ton in einem besaiteten Instrument nicht bloß den gleichlautenden Ton, sondern auch die Octav und Terze und Quinte zum Mittönen aufregt, so regen auch die äußeren Eindrücke nicht nur das ihnen zunächst entsprechende Gefühl, sondern auch die verwandten oder öfter mit jenen zusammengestellt gewesenen auf. Wichtiger indeß als dieses Gesetz der Zusammengesellung der Gefühle ist jenes andre, welches der von außen geweckten Empfindung beständig die ganz entgegengesetzte, innere Bewegung anfüget. Dem Eindruck, den die rothe Farbe aufs Auge macht, begegnet in diesem selber das im Innern erzeugte Bild des Grünen; das erste Einwirken der Sonnenstrahlen weckt in einem der Kälte lange ausgesetzt gewesenen, lebenden Körper die Bewegungen des Schauders auf, welche vorher noch nicht ausgebrochen waren. So geschieht es auch in einer höheren Region unsrer Gefühle, daß zuerst, wenn der Augenblick der Freude kommt, wie etwa bei dem Wiedererblicken eines lange geschieden gewesenen, geliebten Menschen, die Erinnerung der seitdem erduldeten Schmerzen erwachet und die Thräne der Freude in eine der Wehmuth verwandelt. Während umgekehrt zuweilen auch die Muthlosesten durch solche Ereignisse, deren eigentliche Natur es scheint, den Muth zu lähmen, zu Aeußerungen eines ungewöhnlichen Heldensinnes bewegt werden. Hier gleicht die innere Bewegung

jener wohlthätig widerstrebenden, ausgleichenden, durch welche die aussondernden Organe des leiblichen Verdauungsganges die schädliche Wirkung eines von außen aufgenommenen Stoffes aufheben, indem sie dem sauren das basische Element entgegenstellen, dem Salzigen das Wässerige.

Wenn in dem eben erwähnten Falle der erste, erwärmende Strahl der Sonne die Aeußerungen des Gefühles der Kälte, wenn der erste Eindruck der Freude den alten, schon vergangenen Schmerz weckt, so ist es eben jene Kälte, eben dieser Schmerz, der jetzt aus dem Kreis des inneren Lebens abgeschieden und ausgestoßen werden soll. Statt der Kälte kommt die Wärme, statt der Schmerzen, welche Penelope oder Telemach an der Brust des wiedergekehrten Gatten und Vaters ausweinen, kommt die nun bleibende, beständige Freude; der Schmerz ist abgethan und vergessen.

Es erscheinet wie das Werk einer inneren, widerstrebenden Kraft unsrer Natur, daß durch die geistig erhabensten, besten Gefühle unsres inneren Menschen öfters die widersprechendsten, feindselig verschiedensten aufgeregt werden. Wie etwa Arzneien, welche mit entschiedener Kraft heilend auf die Leiden irgend eines Organes wirken, diese Leiden anfangs aufzuregen und zu steigern scheinen. Das, was hier aufgeregt wird, ist eben dasjenige, was durch den aufweckenden Einfluß gehoben und entfernt werden soll.

Das Geschäft der naturgemäßen Aussonderung des Eignen und Alten hängt jedoch im gesunden Verlauf des Lebens so genau mit jenem der Aneignung und Aufnahme des Neuen zusammen, daß keines ohne das andre möglich ist. Die genossene Speise wird erst dadurch zum Nahrungsstoff, daß die Lebenskraft des organischen Leibes selbstthätig schaffend und bewegend auf sie einwirkt. Das Blut, wenn es aus den letzten Verzweigungen der Gefäße zwischen die Muskelfibern eindringt, gestaltet sich erst durch die Kraft des bewegenden Nerven zur lebensfähigen Fiber, und dieselbe Kraft, welche das Neue schaffet, löst auch das Veraltete und Sterbende aus seinem bisherigen Verband mit dem Leibe und stößt es hinweg. So werden auch unsre Gefühle zum Eigenthum des inneren Menschen durch eine innere Kraft, welche selbstständig verwandelnd und schaffend auf diese Elemente wirkt. Diese Kraft ist in einem gewissen Kreise schon die Sprache, welche, wenn sie dem äußeren Eindruck durch das entsprechende Wort das Gepräge ihrer geistigen Natur gegeben, denselben nun bleibend und feststehend für die Seele macht. Denn es lehrt uns die eigene Erfahrung so wie das Beispiel verwilderter Menschen, ehe sie bei ihrer späteren Zähmung die Menschensprache erlernten, daß die Gegenstände, welche das Auge sieht und welche auch die andren Sinnen bemerken, großentheils ohne eine Spur in der Erinnerung zu lassen, an uns vorübergehen, so lange der in uns lebende, ewige Geist ihnen nicht dadurch eine Art von Ewigkeit mittheilt, daß er den äußeren, sinnlichen Gegenstand durch das Wort in einen inneren verwandelt. Jenes schon erwachsene Mädchen, das bei Songi gefangen worden, erinnerte sich

an alles das, was ihr seit ihrer frühesten Kindheit, welche sie doch unter sprechenden Menschen zugebracht, begegnet war, eben so dunkel und wenig, als wir uns auf das besinnen, was mit uns vorgegangen, ehe wir deutlich sprechen lernten. Wir sahen vorher unzählige Male dieselben Blumen oder Gräser der Wiesen, ohne sie von einander zu unterscheiden, ja ohne sie fast nur zu bemerken. Da gab ihnen das Studium der Pflanzenkunde für unsre Seele einen Namen, und nun erhielt dasselbe Gewächs, dem unser Auge vorhin so oft begegnet war, ohne sich dessen zu erinnern, nicht bloß für unser Gedächtniß eine bleibende Gestalt, sondern es zieht, wenn wir vorübergehen, unsern Blick und unsre Aufmerksamkeit an sich.

Es ist aber nicht die Sprache allein, sondern überhaupt die selbstständig bewegende Kraft der Seele, welche dieser die Gefühle aneignet und zum nährenden Elemente macht. Selbst für die thierische Seele geschieht dieses bei allen Gefühlen, welche eine entschiedene Bewegung des Leibes zur Folge hatten, sei es daß sie diesen zu dem Gegenstand, der den Eindruck gab, hinzogen, oder daß sie ihn von demselben zurückschreckten.

Selbst unsre höchsten, geistigsten Gefühle werden erst dadurch für unsern inneren Menschen zur heilsamen, stärkenden Nahrung, daß ihnen das erleuchtende, klar machende Wort von innen, noch mehr aber die That des Willens, welcher bei dem Empfang der Gabe nicht selbstgefällig ruht, sondern von dem Empfangenen alsbald Gebrauch machet, entgegenkommt und sie erfasset. Hierdurch verschwinden jene Gefahren, die mit dem Mißbrauch des Herrlichsten und Besten, das dem Menschen hienieden gegeben werden kann, unvermeidlich verbunden sind, jene Gefahren, welche nicht dem äußeren, sondern dem inneren Leben den Untergang drohen.

Schon aus dem bisher Gesagten ergeben sich denn Lehren der Diätetik der Seele, welche für das Leben und die Gesundheit des inneren Menschen noch wichtiger sind, als die Lehren der äußerlichen Diätetik für das Leben des Leibes. Es erfordert der psychische Nahrungsstoff der Gefühle, wenn er dem inneren Leben gedeihlich werden soll, nicht bloß die Beihülfe und Mitwirkung der selbstthätigen Kraft, sondern wie der wohlgenährte Leib die Bewegung der Muskeln, so bedarf die Seele, gestärkt durch die Kraft der Gefühle, ein Verarbeiten dieser Kraft in die lebendige That. Ein beständiges thatenloses Schwelgen in Gefühlen, seien es auch Gefühle der geistigeren Art, führt das innere Leben zu einer ähnlichen Erschlaffung und Lähmung, als das beständige Ueberfüllen des müßig ruhenden Leibes mit Speise und Trank den Leib zerstört und lähmt. Daß die Gefühle nicht allein dem äußerlichen (psychischen) Stoff ihre eigenthümliche stärkende Kraft verdanken, sondern der Mitwirkung eines inneren, assimilirenden Vermögens, zeigt sich deutlich in solchen Fällen, in denen der Mensch sich von allem Gefühl verlassen, innerlich trocken und verödet erscheint, obgleich der äußere Stoff noch in derselben Fülle da ist.

Wie bei dem Nahrungnehmen des Leibes scheint auch bei jenem der Seele eine gewisse Ordnung in der Zeit und, soweit dieses in der Kraft des Willens steht, ein gewisses Maß des Genusses heilsam und nothwendig. Ein Uebermaß der Speisen und Getränke führt im Leiblichen einen Zustand der Betäubung oder Berauschung herbei, in welchem zuletzt der Leib seiner selber nicht mächtig ist, weil nicht er die Kraft der genossenen Nahrung, sondern diese ihn beherrscht. So führt ein Uebermaß des (psychischen) Gefühles die Affecten herbei, deren Wirkung auf die Seele bald betäubend, bald berauschend erscheint. Es gehört auch hier zuweilen ein aufmerksames Auge dazu, um einen solchen Zustand selbst der niederen Affecten — ähnlich jenem leiblichen, da der Mensch „voll süßen Weines ist" — von dem reinen, hehren einer göttlichen Begeisterung zu unterscheiden, zu deren näherer Betrachtung wir uns in einem späteren Abschnitte rüsten wollen. Die Früchte von jenen sind Luftgebilde einer eitlen Schwärmerei, die Früchte aber der ächten Begeisterung sind Leben und göttliche That und Wahrheit.

Erläuternde Bemerkungen. Zu diesem Paragraphen vergl. man vorzüglich Plato's Philebos. Der Empfindung der thierischen Lust wird dort (Phileb. 46) der ihr gebührende Rang, als einer bloßen Abwehr und Folge der Unlust angewiesen; das Wesen dessen, was wir oben im Paragraph Gefühl nannten, ist daselbst (40) auf ähnliche Weise als der eigentliche der Seele zukommende Genuß bezeichnet, als dieß im Paragraph geschehen. Es wird auch hier als eine nicht aus Unlust entstehende, ungemischte und reine Lust beschrieben (ib. 50).

Die Empfindung kann sich nur auf das Gegenwärtige beziehen (Plat. Theatet. 181). — Die Meinung ist ein Werden und in der vernunftlosen Empfindung gegründet, welche uns beiwohnt, weil unsere Seele dem Körper eingepflanzt ist, einem zusammengesetzten Dinge, welchem bald etwas abgeht, bald etwas zugeht, woraus dann gewaltsames Leiden und Veränderung unserer Seele entsteht, so daß sie, zu dem niemals sich Gleichbleibenden gezogen, schwankt und gestört wird und wie trunken taumelt (Plat. Tim. p. 28, 42, a; Sophist. 248. a; Phaed. 79, c). Die Gemeinschaft des Körpers mit der Seele besteht eben darin, daß beide, zusammentreffend, Leiden und Thun vermöge ihrer Kraft sich einander mittheilen (Soph. l. c.). Demnach überträgt sich das Leiden, das im Körper ist, auch auf die Seele. Hierbei kann es geschehen, daß ein solches Leiden nicht bis zum Erkenntnißvermögen der Seele durchdringt, sondern im Körper erlischt; oder es dringt durch. Nur im letzten Falle entsteht die Empfindung (Phileb. 33, d; 43, b; Tim. 64, a). Das Zusammentreffen der beiden Thätigkeiten des Empfundenen und des Empfindenden wird dadurch erklärt, daß ein körperliches Organ von einer äußerlichen Thätigkeit erregt wird, indem es selber dadurch in Thätigkeit geräth (Theatet. 153, e). Wir empfinden durch die Sinnen, aber mit der Seele (ib. 185). Einander entgegengesetzt sind das, was empfunden, und das, was durch den Verstand erkannt wird (Parm. 119, e; Phaed. 65, c; de republ. VII, 532, a).

Gegenstand des Gefühles ist der beständige Fluß des Werdens, das Veränderliche; Gegenstand der Erkenntniß ist das Feststehende, Unveränderliche

(Parm. 152; Tim. 51). — Dieses Unveränderliche, welches der Gegenstand des Denkens der Seele durch sich selbst ist, ist das Sein (Wesen), auf dessen Feststehen *(βεβαιότης)* sich alle wahre Erkenntniß, alle Philosophie gründet (Crat. 386). — Die Zuströmungen und Abströmungen des Leibes bringen in der Seele veränderliche Empfindungen hervor (Tim. 42, a; Phileb. 34, a), und so ist sie dem Vergänglichen zugewendet. So fern aber die Seele der Erkenntniß des Ewigen oder der Ideen theilhaftig ist, lebt auch etwas Göttliches in ihr, die Vernunft. Mithin ist Sterbliches und Göttliches in der Seele (Tim. 72, d; das *θνητὸν* heißt auch *ἄγριον* und *ζωογενὲς θηριῶδες*, de rep. IX. 589, d; Politic. 309, c; m. v. Ritters Geschichte der Philosophie. Bd. II).

Auch Aristoteles erkennt in der Empfindung ein Bewegen (Werden), im Denken ein Stehendes und Ruhendes an. Der unruhige Fluß der Empfindungen der Seele, wie er in der Kindheit vorhanden ist, muß erst zum Stehen gekommen sein, wenn anders der Verstand zur Herrschaft kommen soll (Arist. Phys. VII, 3). — Das Sinnliche ist nur ein Erscheinendes in Beziehung auf die Seele, und das vom Verstande Gedenkbare ist das Seiende an und für sich (Met. III, 4; IV, 6; Top. I, 14; de anim. III, 4, 8; magn. mor. I, 34). — Der Gegenstand des Gefühles erscheint von dem der Empfindung unterschieden (de anim. II, 6). — Die Thiere empfinden (fühlen), weil sie ein Centrum haben, welches die Form des Empfindbaren in sich aufzunehmen vermag ohne seine Materie (de anim. II, 12; III, 2). Das Empfinden ist eine Veränderung, welche ein äußerliches Empfindbares in dem Empfindenden erregt. Vom Denken ist es dadurch unterschieden, daß es sich auf das Besondere bezieht. Auf ähnliche Weise wie bei dem Abdrucke eines Petschafts in Wachs nicht die Materie, sondern nur die Form des Petschafts vom Wachs aufgenommen wird, wird auch in der Seele bei der Empfindung eine Verähnlichung mit dem Empfindbaren bewirkt (de anim. II, 5; 12). — Affecte so wie Leidenschaften sind aus dem niederen, leidenden Theil der Seele herzuleiten (Ethic. Nic. II, 4). Anderwärts (Ethic. Eudem. II, 10) theilt Aristoteles die Affectionen *(παθήματα)* in unfreiwillige, in freiwillige und mit Bedacht erwählte.

Philo, der Lehre der Stoiker folgend, nimmt 4 Affectionen der Seele an, vergleichbar den 4 Füßen des Thieres (L. All. III, 86, ed. Mang. I, 114). — Er nennt sie Wollust, Begier, Furcht und Schmerz. Zwei von ihnen beziehen sich auf das gegenwärtige oder künftige Gute, zwei auf das gegenwärtige oder künftige Böse (de Abraham. 382, Tom. II, p. 34; de praem. et. poen. 921, T. II, 419 ed. Mang.).

Die Empfindungen werden von Philo (SS. Leg. Alleg. I. 44, 45, ed. Mang. I, 48) mit dem ernährenden, aufs Erdreich niederfallenden Regen verglichen. — *αἴσθησις* könne an *εἴσθυσις* erinnern, denn der Sinn führe die Empfindungen hinein in den Verstand (Phil. quod Deus immutabil. 298, ed. Mang. I, 278). — Die Seele wird ernährt durch das Aufnehmen des Schönen und durch Rechthandeln (SS. Leg. Alleg. I, 58 ed. Mang. I, 63). — Die Seele, aus dem Aether gebildet, wird durch ätherische, durch Himmelsspeise ernährt, durch Erkenntnisse — durch die Worte Gottes (ib. III. 90 und 94, Opp. I, p. 119 und 122). — Milchartige Kinderspeise der Seele sind die freien Künste und ihre Beschauung; die Nahrung des vollendeten Mannes sind

die Tugenden (Phil. de cong. quaer. erudit. grat. 426, ed. Mang. I, 522); Nahrung des Geistes die Gesetze und Worte Gottes (de dec. oracul. 745, ed. M. II, 182; de praem. et poen. 929, II. 428). Wie neue Gefäße den Geruch und Geschmack des zuerst in sie Geschütteten, behalten die Seelen der Kinder unverlöschlich die ersten Eindrücke aufs Gemüth (Phil. quisq. virt. stud. II, 447).

Die Speise des Geistes ist nach Origines (de princip. II, 7, ed. Par. I, 107) das Anschauen und Erkennen Gottes, das Anschauen der Ursachen der Dinge. — Die Schrift enthält Seelenspeise für alle Alter und Individualitäten, wie der Erdboden leibliche Speise für alle verschiedenen Thiere trägt (id. in Numer. Hom. XXVII, Opp. II, 374). — Speise sind für die Seele die Handlungen, Trank die Erkenntnisse (Orig. Comment. in Matth. XVI, 7, ed. Paris I, 720). — Die Speise Christi ist es, den Willen Gottes thun, denn hierdurch wird sein Wille mit Gottes Willen, er selber mit Gott Eins (id. in Johann. XIII, 36, ed. Par. T. IV, 245).

Der alte Vergleich des Affectes *(πάθημα ἐκστατικόν)* wie z. B. des Zornes, der Furcht, der Traurigkeit mit der Trunkenheit *(μέθη)* z. B. durch Wein wird auch von Basilius Magnus durchgeführt. Der Zornige ist in seinem Benehmen einem schwer Betrunkenen gleich (St. Basil. Caesar. de jejunio Homil. I, ed. Par. II, 9).

Ganz etwas Aehnliches als mir selber, wie ich oben erzählte, bei dem Anblick einer kleinen Blume, widerfuhr auch einem mir nahe geistesverwandten Freunde, dem Professor D. Spl., in seinen Knabenjahren. Auch er entnahm in einer schweren Kummerstunde seiner Knabenjahre aus dem Hineinschauen in eine einsam an der Mauer des Baches stehende Glockenblume einen Trost, der ihm, wie dem leiblichen Bedürfniß die schon bereitete Speise, daraus entgegen kam.

Das obenerwähnte psychische Stärkungsmittel, dessen sich der treffliche Jos. Haydn bei seinen Arbeiten bekanntlich sehr fleißig bediente, erschien bei einer gewissen Gelegenheit durch den Contrast mit den Stärkungsmitteln, deren sich andere Künstler in solchen Fällen bedienen, noch bedeutungsvoller. Haydn war einst in einer Gesellschaft, in der sich zu gleicher Zeit noch mehrere namhafte Tonkünstler befanden. Es wurde die Frage aufgeworfen, was wohl die innere Kraft, wenn sie in der anhaltenden Arbeit ermattet und sonst unterlegen sei, am schnellsten und besten wieder beleben und stärken könne? Einer von den anwesenden Tonkünstlern sagte, in solchem Falle helfe er sich mit einer Bouteille Champagner-Wein; ein anderer äußerte, er suche sich, wenn er sich abgespannt vom Arbeiten fühle, wieder aufzumuntern in der Gesellschaft. Haydn, den man jetzt auch befragte, welches Stärkungsmittels denn er sich bei seinen vielen Arbeiten bediene, antwortete bescheiden: er habe in seiner Wohnung eine kleine Hauscapelle; dahin gehe er und bete, wenn er sich ermattet fühle. Und dieses Mittel habe seine stärkende Wirkung bei ihm noch niemals verfehlt.

Wie wirksam und aufregend für die Seele nach langer Entbehrung auch die alltäglichsten Sinneneindrücke werden, zeigte sich an Parry's Reisegesellschaft, wenn nur einmal eine arktische Gans über die öden Eisfelder hinwegflog.

Ueber die obenerwähnte blindgewesene, dann operirte junge Engländerin s. m. Ozanan: récréations mathématiques. Par. 1750. Vol. IV, p. 20—22.

Zu dem Inhalt des vorstehenden Paragraphen vergl. m. unter anderen

neueren Arbeiten J. G. E. Maaß Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecten, Halle 1811. Wie eine längere Dauer und öftere Wiederholung die Gefühle, und am meisten gerade die lebhaftesten schwäche, beweist das Beispiel jener, die sich beim Studium der Arzneiwissenschaft an den Anblick verstümmelter Menschenkörper und der ekelhaftesten leiblichen Gebrechen gewöhnen. Das hehre Paradies von Urbino und Assisi, die erhabene Natur von Siena, der Anblick des anbrandenden Meeres oder eines feuerspeienden Berges verlieren für die Anwohner fast alle ihre anfängliche, innerlich aufregende Kraft, so wie der Bewohner einer Mühle oder einer andern geräuschvollen Behausung ganz ruhig unter dem Getöse schläft. Auch die betastenden Fingerspitzen fühlen zuletzt den Umriß eines Körpers nicht mehr, auf dem sie lange unbeweglich ruhen. Einige Gefühle oder Affecte, wie Fröhlichkeit, Zorn u. s., wirken beschleunigend, andere wie Traurigkeit, Furcht, retardirend auf die Bewegungen des Willens. Maaß nennt den Grund dieses beschleunigenden oder langsamer machenden Einflusses den eigenthümlichen Rhythmus der Gefühle. Die vom verwandten Rhythmus regen sich gegenseitig auf: so wilde Freude den Zorn, Traurigkeit die Furcht. — Ein öfteres sich Wiederholen gewisser Gefühle gibt der Seele eine herrschende Stimmung, z. B. zur Fröhlichkeit, zur Traurigkeit, und diese herrschende Stimmung theilt dann auch öfters auf eine täuschende Weise den andern gleichzeitigen Eindrücken ihre Farbe mit. — Bei einigen Gefühlen wird der Genuß durch Theilnahme Anderer an ihm erhöht; dieß sind solche Gefühle, welche zugleich beredt machen, andere Gefühle machen stumm. — Die Gefühle, welche die selbstthätige Kraft des Willens erhöhen, schärfen meist auch die Thätigkeit der Erkenntnißkräfte; die Wechselwirkung, in welcher die Einbildungskraft mit den Gefühlen steht, ist am augenfälligsten. Hiervon, so wie von dem Einfluß des körperlichen Zustandes auf sie in einem späteren Abschnitt. — Die Eintheilung der Gefühle ließe sich nach denselben Gesichtspunkten geben, wie oben zum §. 13 die Eintheilung der Nahrungsmittel. Sie sind dem inneren Sinn aus demselben Grunde, wie die Nahrungsmittel der Zunge, angenehm und unangenehm oder gleichgültig, sind einfach oder gemischt, wie z. B. jene Schmerzen, denen die Seele gern nachhängt, weil sie etwas Angenehmes für sie haben, und jene Freuden, denen sich etwas Bitteres beimischt. Ferner sind die Gefühle sinnlicher, intellectueller, ästhetischer, moralischer und religiöser Entstehung (wie Gefühle für Wahrheit, für Neuheit, die fürs Schöne, Gute, Heilige), und jede dieser Regionen der Gefühle ist einer Steigerung zum Vergnügen und Mißvergnügen, zum Wohlgefallen und zur Lust, so wie zum Mißfallen und zur Unlust, Freude und Schmerz fähig. Als Affecte werden benannt die Freude, das Entzücken, der Schmerz, die Furcht, die Verwunderung, Ueberraschung, Hoffnung und Verzweiflung, Reue, Scham, Zorn u. s. (Philo de dec. oracul. 764, ed. Mang. II, 204, vergleicht die Wirkung der Affecte auf die Seele mit der des Blitzes aufs Auge.) — Das Uebermaß und das unordentliche Schwelgen in Gefühlen führt häufig Schwäche der innern Sinnen — Schwärmerei — herbei, wovon in einem spätern Abschnitt. Ueberhaupt sind die Gefühle für das Leben der Seele von mehr oder minder nährender, von gesunder und ungesunder Art. Beispiele der letzteren Art geben öfters die den berauschenden Getränken entsprechenden Affecte. Die Seele verliert dabei die Kräfte ihres eigenthümlicheren

innern Wirkungskreises und zugleich auch den belebenden Einfluß auf den Körper, so daß dieser dabei ganz abzehrt. So in dem Falle, den M. Wagner a. a. O. S. 292 erzählt von einem Bedienten, der seinen Herrn an heftigen Convulsionen sterben sah und von dem Eindruck so ergriffen wurde, daß er ihn gar nicht wieder loswerden konnte. Hier half zuletzt eine ärztliche Behandlung, welche von der körperlichen Region herein den Gefühlen ihre Kraft nahm. — Eifersucht, deren gefahrdrohender Ausbruch gewaltsam verhindert worden, erregte zuerst Verrückung (mit Haß gegen das ganze weibliche Geschlecht), und zog bald nachher den Tod nach sich. Bei der Leichenöffnung fanden sich die Häute des Gehirns entzündet, und dieses selber zum Theil vereitert (Wagner S. 316). Muthlosigkeit und fortwährende Unzufriedenheit mit der äußeren Lage, eine Stimmung, welche auf die Seele unmittelbar so wirkt wie das Verschmähen aller Nahrungsmittel auf den Leib, zeigt auch an diesem die zerstörenden Folgen, führt zuletzt Abzehrung und durch sie den Tod herbei. Merkwürdig ist es, daß solche sich gleichsam freiwillig aushungernde Seelen, die kein nährendes (freudiges) Gefühl in sich einlassen, dabei eine Reizbarkeit gegen alle Eindrücke empfangen, wie leiblich Ausgehungerte (a. a. O. S. 319). Bedeutend erscheint es hierbei ebenfalls, daß der krankhafte Vorgang des psychischen Ernährungsprocesses zunächst eine Krankheit des ihm entsprechenden leiblichen Geschäftes hervorruft. Verdruß und Mißmuth, wie alle psychisch ungesunden Gefühle, wirken zunächst auf die Leber. — Eine tiefe Muthlosigkeit und Furchtsamkeit, welche die Folge eines heftigen Erschreckens beim Einschlagen des Blitzes gewesen war, zog auch die gänzliche Entkräftung der Seele und des Leibes nach sich, woran der Kranke nach einigen Jahren starb (a. a. O. II, 256). Aehnliche Wirkung, bei dem Einen mit Blindheit verbunden, hatte ein langanhaltender Gram auf 13 Japaneser, welche nach Verlust des Steuerruders 8 Monate lang im Meer herumgetrieben waren (S. 268). — Eine Aufregung, auch der sonst nährenden Gefühle, im Uebermaß kann eben so ungesund wirken, wie das Ueberladen eines kranken Magens mit Speisen auf den Leib wirkt. So bei jenem alten, psychisch und geistig entkräfteten Freunde der Musik, der einst bei einem Concert, das seine Freunde zur Erquickung des Kranken gaben, selber ein Instrument mitspielte und an den Folgen dieser psychischen Aufregung starb (a. a. O. I, 264). — Nicht selten sind die krankhaften Bewegungen solcher Art zunächst durch psychische Heilmittel, z. B. religiöse Eindrücke, gehoben worden (a. a. O. I, S. 291).

Von den Temperamenten oder Naturarten und von dem Charakter.

§. 33.

Wir lassen die alte Lehre von den vier Temperamenten oder Naturarten hier unmittelbar nach der Lehre von den Gefühlen und vor der Betrachtung der höheren Seelenvermögen folgen, weil sich wie das Gefühlsvermögen mit der nährenden Wurzel, eben so und in mehrfacher Hinsicht die Naturart mit dem festen Stamme vergleichen läßt, welcher die Blüthen und Früchte des Begehrens und Erkennens trägt. Oder um einen näher liegenden Vergleich zu brauchen: so wie es der Knochen ist, welcher dem

ganzen Leibe seinen eigenthümlichen Umriß und selbst dem Menschenangesicht seine bestimmte Form gibt, so ist es die Naturart des Menschen, welche den Aeußerungen seines Begehrens und der Wirksamkeit seines Erkenntnißvermögens ihr eigenthümliches Maß und ihre Form verleihet.

Schon das Alterthum unterschied vier Temperamente und in der That, wenn wir die verschiedenen Naturarten des Menschen genauer beachten, finden wir bald, daß die Theilung in vier eben so wohl und fest begründet sei, als die Theilung der Sinnen des Hauptes in die Vierheit des Gesichtes, Gehöres, Geruches und Geschmackes. Es ist ein und derselbe Grund, welcher hier wie dort diese doppelte Zwiespaltung bewirkt, und welcher überhaupt in der ganzen Sichtbarkeit jene Vierheit entstehen lässet, der sich nicht selten als Gegengewicht und als Fünftes die chaotisch ungeschiednere Masse einer niedrigeren Region (wie das Gefühl der Haut den vier eigentlichen Sinnen) entgegenstellt.

Auch für den weiteren Gang dieser Untersuchungen wird uns die Erkenntniß jenes Grundes von Wichtigkeit sein; wir betrachten ihn deßhalb hier zuerst.

Zwei Pole oder Angeln sind es, wie uns dieß schon der Inhalt des dritten und vierten Paragraphen lehrte, welche als die Grundfesten alles besondren Seins erkannt werden: der eine Pol ist die Beziehung des Einzelwesens auf den allgemeinen Grund, durch den es ist (nach §. 3); der andre ist die Beziehung desselben auf die Welt der Dinge, für welche und zu welcher es ist (nach §. 4). Das Einzelwesen empfängt bei seinem Entstehen und in jedem Augenblick seines Fortbestehens seine selbstthätige Kraft aus dem Quell alles Seins und Lebens; diese fortwährende neue Schöpfung und Belebung wird aber nur dadurch möglich, daß in dem Einzelwesen ein den obern Einfluß aufnehmendes Vermögen, Empfänglichkeit für denselben da ist. Es werden mithin an dem Verhältniß des besondern Seins zu dem allgemeinen Grund alles Seins zwei Richtungen unterschieden, eine von unten nach oben gehende, der aufnehmenden Empfänglichkeit oder des Sehnens, und eine von oben nach unten, von innen nach außen gehende der Selbstthätigkeit, die durch den oberen, belebenden Einfluß erzeugt ist.

Aber auch in dem Verhältniß des Einzellebens zu der Gesammtheit der Dinge außer ihm, zu der Welt, für welche und zu welcher es geschaffen ist, lassen sich zwei ähnliche Grundrichtungen, eine passive und eine active unterscheiden. Das Einzelwesen ist selber ein organisches Glied, für welches und in Beziehung auf welches die andern Dinge da sind, und als solches wirkt es selbstthätig auf die Welt des Mannigfaltigen ein und genießt derselben. Auf der andern Seite aber ist das Einzelwesen ein Etwas für Andre, ein ergänzendes Glied für die Gesammtheit der andern Wesen, hingegeben zum Dienst und Genuß der andren.

In der uns näher bekannten Sichtbarkeit entsprechen den beiden

Richtungen, welche sich auf das Wechselverhältniß des Lebens zu seinem allgemeinen Grund beziehen, die Polaritäten des Magnetismus; am thierischen Leibe der Gegensatz zwischen oben und unten, zwischen Haupt und Rumpf, so wie der Gegensatz zwischen Gesicht und Gehör. Jenen andren beiden Richtungen aber, die sich auf das Verhältniß des einzelnen Geschöpfes zu der gesammten Schöpfung beziehen, entsprechen die beiden elektrischen (und chemischen) Polaritäten, am thierischen Leibe aber die Gegensätze der beiden Seitenhälften (der rechten und linken) und der Gegensatz zwischen Geruch und Geschmack.

Die vier Naturarten wurden seit älterer Zeit Temperamente genannt (m. v. die nachstehenden erl. Bem.), und man unterschied dieselben in das cholerische und melancholische, das sanguinische und phlegmatische. Es wird nachher noch gezeigt werden, daß die beiden erstern zunächst aus dem Verhältniß der Seele zu dem oberen göttlichen Einfluß, die beiden andern aus dem Verhältniß derselben zur Welt sich entwickeln. Hier aber wollen wir zuerst jene vier Temperamente auf die altgebräuchliche Weise beschreiben, damit es uns deutlich werde, in wie weit schon die ältere, unbefangene Ansicht den innern Grund der erwähnten Viertheilung vor Augen gehabt habe. Wir wollen hierbei zugleich jene Behauptung der neueren Seelenlehre nicht unberücksichtigt lassen, daß die vier Temperamente etwas Gemeinschaftliches hätten mit den vier Lebensaltern des Menschen, und deßhalb mit der Beschreibung jenes Temperamentes beginnen, welches dem kindlichen Alter entsprechen sollte: mit der des sanguinischen.

Dieses Temperament voll lebendiger Beweglichkeit, gleich der zarten, thierischen Faser, nachgiebig und bildsam, empfindlich und reizbar, zum Aufnehmen geschickt, doch ohne feste Kraft des Widerstrebens und der Selbstthätigkeit, gehört nothwendig zu dem Zustande eines beständigen Werdens und inneren Gestaltens. Wie der Leib in seinem ersten Wachsthum am öftesten Nahrung bedarf, diese selber aber von leichter Natur sein muß, so bewegt sich in dem reizbaren sanguinischen Wesen ein beständiger Strom der wechselnden Gefühle; diese sind jedoch weder von bedeutender Tiefe, noch von Dauer, sondern es verlöscht der Zudrang der neuen Welle den Eindruck, welchen die vorhergehende empfing. Leichtbeweglich erscheint diese Form, gleich dem flüssigen Element, denn das Schwere, Feste übt an ihm noch nicht seinen hinabwärtsgehenden Zug aus, gibt ihm aber auch noch nicht jenen Nachdruck und jenes Gewicht, wodurch jede Bewegung erst nach außen recht eingreifend und wirksam wird. Es sind daher bei dem sanguinischen Sinne die Bewegungen des Willens und Begehrens ungleich schneller zu erregen und wechseln viel öfter, aber sie sind von geringerer Kraft und werden selten oder niemals zur Leidenschaft. Oefters theilt auch diese Sinnesart dem späteren Lebensalter ihre Beweglichkeit und die heitre, leichte Natur mit, eben so wie bei den einzelnen Menschen, ja bei ganzen Völkern eine vorherrschend weichere Beschaffenheit des Knochens gefunden wird.

Es stehet als andres Extrem dem sanguinischen das phlegmatische Temperament gegenüber, welches öfters die herrschende Sinnesart des höheren Alters zu sein pfleget. Dennoch, obgleich ein ganzer, langer Lauf des Lebens diese beiden Formen zu trennen scheint, liegt die eine der andren so nahe, daß wir ohne Aufhören die sanguinische Beweglichkeit, wenn dieselbe ihre Gränze erreichte, in ein phlegmatisches Ermatten, so wie das cholerische Hinausstreben in die Zurückziehung und Verschlossenheit der Melancholie übergehen sehen. Wie denn auch solche Naturen, in denen während des Lebens der cholerische Sinn vorhergeherrscht, im späteren Alter häufiger zur Melancholie sich neigen als andre.

Das Wasser, mit welchem die Alten das Phlegma unsres innern Menschen verglichen, ist für sich allein unter den übrigen Elementen des Leibes weder zur Empfindung noch zum selbstständigen Bewegen geschickt. Ueberall, wo im Leibe das eine der beiden flüchtigen Elemente vorherrschend wird und hier Entzündung, dort Afterbildung erregt, drängt sich seiner eigenthümlichen, wohlthätig ausgleichenden Natur gemäß das Wasser hinzu und hemmt dort die Wirkung des feurigen, hier des luftartigen Princips, so wie es anderwärts die Stockungen auflöst, welche ein Ueberhandnehmen des Festen herbeizuführen drohte. So ist auch jener Wechsel der inneren Bewegungen, nach welchem auf übertriebene Anspannung die Abspannung eintritt, in seiner natürlichen Gränze gehalten, wohlthätig wie der Schlaf des Leibes.

Wo sich das Phlegma während der sonst kräftigeren Zeit des Lebens zur bleibenden, vorherrschenden Form der Seele erhebt, läßt es diese Form als die niedrigste, ärmste unter allen den andren erscheinen. Unempfindlicher als diese alle gegen den äußeren Eindruck, gefühlloser und dumpfer hierbei, ohne Kraft und Nachdruck der Bewegungen, wird das phlegmatische Temperament nur dann, gleich einem nothwendigen Leiden, minder widerwärtig und erträglicher gefunden, wenn es, wie etwa im höchsten Alter, als ein Ermatten nach vielfältiger Mühe und Arbeit und zugleich als ein nothwendiges Ausruhen auf den neuen, höheren Anlauf eines künftigen Lebens erscheint. Dem phlegmatischen Temperament lacht weder die Freude des Fühlens noch des selbstthätigen Wirkens in recht vollem Maße, doch findet auch da der eigentliche, tiefste Schmerz keinen Eingang; Liebe und Haß sind in ihrer höchsten Feuerkraft diesem Zustand der Seele fremd. Ein oft getrübter, nordischer Himmel schützet zwar vor dem Ausbruch der verheerenden Gewitter und lässet die Strahlen der Sonne in ihrer sengend heißen Kraft nicht einwirken; zugleich aber mit der sengenden Hitze nimmt er auch dem waltenden Gestirn den wohlthätigen Einfluß der Beleuchtung und lieblichen Erwärmung. Es herrscht da, wie in der Nähe des Poles, in langer Andauer ein Zustand der Dämmerung, welcher, weder Tag noch Nacht, dennoch dem Werk des Tages das genügende Licht gibt. Es ist eine Stille

wie auf dem Grund des Meeres, wo das Gewässer stets bis zur Nähe des Gefrierpunktes erkaltet ist, ohne wirklich zu gefrieren; von keinem Sturm bewegt wird, zugleich aber auch der belebende Einfluß der Sonne ohne Kraft bleibt. Eine Stille wie die, welche auf dem Eise der Gletscher ruhet, da kein Geschrei eines Lebendigen und kein unruhiges Getümmel gehört wird; die Aussicht nach dem grünenden und fruchtbaren Lande ist zuweilen erhaben und groß, aber zu fern und deßhalb von geringer Schärfe und Lebendigkeit.

Doch über dieser, wie über jeder andren Form des Seelenlebens schwebet immer frei und waltend der Geist, wie der freie Vogel über dem Eise des Gebirges, und es ist zuletzt doch immer nur der Geist, welcher lebendig machet, obgleich dieser Herrscher im Menschen, gleich dem Herrscher der Erde, leichter seine Hütte baut und sein Tagewerk treibt, wenn er seine Wohnung im lieblichen Thale oder auf der reichbewachsenen Höhe aufgeschlagen, als wenn er sie auf nackten Felsen oder Eis gestellt.

Das cholerische Temperament ist feurig und mächtig in seinem Empfinden, rasch und heftig in seinem Bewegen. Es ist dieß die vorwaltende Sinnesart des Jünglings- und angehenden Mannesalters; die Sinnesart, welche auch im Verlauf des späteren Lebens ein heldenmüthiges Streben und das Geschäft des Herrschers sehr begünstigt und erleichtert. Nicht selten ist dieses die Form, in welcher jene Geister, die zur Geißel der Völker, zu Zerstörern des lange Bestandenen, aber auch zum Begründen einer neuen Periode der äußeren Entwicklungsgeschichte unsres Geschlechts bestimmt sind, durch die Zeit gehen: verheerend, aber auch wohlthätig reinigend und erfrischend, wie der Fittig des Sturmwindes. Das Feuer oder Licht gibt zwar ausstrahlende Wärme, wenn es, wie bei der Sonne, von einem höheren, geistigeren Princip gehalten und beherrscht wird; wo dasselbe jedoch, übermächtig zum Ohnmächtigen, in der niederen Welt der Körper hervortritt, da zeigt sich an ihm vorwaltend nur die zerstörende auflösende Macht. Wenn Schnelligkeit und Kraft des Wollens und der That es sind, wodurch die wirkende Seele vorzugsweise in ihrer Leiblichkeit sich kund machet, so erscheint diese Seelenform als die vollkommenste unter allen, denn an keiner andren tritt jener eigenthümliche Vorzug der Seele so leicht, so stark, so deutlich hervor.

Das melancholische Temperament gleichet dem cholerischen an Tiefe und Stärke des Empfindens, ja es übertrifft dasselbe vielleicht noch hierinnen; dagegen steht es der cholerischen Form an abwehrender und zurückwirkender Kraft der Seele nach. Es ist, da wo es bis zu seinem fernsten Extrem sich gestaltet, einem Auge ähnlich, welches zwar vom Gehirn aus einen starken Nerven empfangen, von derselben Natur und Art wie die zu dem kräftigen Kinnbacken gehenden, aber die Wirksamkeit jenes Nerven ist eine tief verborgne, innere, welche sich der äußeren Beobachtung öfters nur als stille Thräne kund machet. Eine Stimme des Klagens, wie um etwas

Verlorenes, gehet durch die ganze Natur, und der Gesang der Vögel wie die natürliche Weise der singenden Menschenstimme lautet wie Töne des Trauerns. Der Geist, der im Menschen waltet, wo er zum Selbstbewußtsein reifte, fühlet gleich bei seinem Erwachen ein Sehnen nach einem höheren Etwas, das der Leib und die Seele, das der sichtbare Himmel und die Erde ihm nicht gewähren, ein Sehnen, welches, in die verschiedensten Formen verkleidet, seiner über die Gränze der Leiblichkeit hinausgehenden Richtung nach immer dasselbe bleibt.

Der Weise und natürlichen Aeußerung jenes Sehnens unsrer geistigen Natur ist denn die Form der Seele, welche wir die melancholische nennen, am nächsten befreundet. Denn diese Form, wo sie ihre höchste Entwicklung findet, hat sich gegenüber eine Welt der Empfindungen, so tief und weit wie die Welt der Lichter und Farben, welche das Auge sieht, oder die der Töne, welche das Ohr hört. Während der cholerischen Seele das, was sie empfindet, so deutlich nahe, so erreichbar erscheint, als die Gegenstände, welche die fühlende Hand berührt, und während sie deßhalb zur Rückwirkung auf diese nahe liegende Welt alsbald sich angeregt fühlt, erscheint der melancholischen das, was sie empfindet, öfters so fern und groß, wie die weit abgelegenen Gebirge oder die Gestirne, welche das Auge erblickt. Die Kraft der Rückwirkung fühlt sich gegen eine solche Welt wie gebunden und gelähmt; wenn sie sich aber endlich aufmachet, da erscheint sie riesenhafter, ausdauernder, tiefer greifend, als selbst die rückwirkende Kraft des Cholerischen. Die Sonnenstrahlen, wo sie auf die ihrem Ausgehen näher gelegenen Gebirgshöhen wirken, zeigen hier eine minder eindringende Wärme, als da, wo sie durch die dichtere Luft in die Tiefe des Thales hinabfallen, obgleich da öfters ihren Gang der Schatten vom Fels und Wald hemmt, welcher der freigelegenen Höhe niemals ihr Licht raubt.

Die melancholische Seelenform, reich an tiefgefühlten Freuden, wie an selbstgeschaffnen innren Qualen, ein nach außen verschlossener Garten, zu dessen Innerem die Stürme der wechselnden Launen und mächtig wogenden Gefühle dennoch den Zugang finden, ist ungeachtet ihrer Mangelhaftigkeit schon von den Alten als jene erkannt worden, durch welche ein nach der ewigen Heimath unsres Geistes gerichtetes Streben am öftesten und wirksamsten sich kund mache. Es ist die herrschende Seelenform der meisten und erhabensten Dichter und Künstler, der tiefsten Denker, der reichsten und größten Erfinder, der Gesetzgeber, vor allen aber jener Geister gewesen, welche ihrer Zeit und ihrem Volk den Zugang zu einer oberen, seligen Welt des Göttlichen eröffneten, nach welcher sie selber ein innerer Zug des unstillbaren Heimwehes emporgetragen.

Doch auch diese Seelenform des vorherrschenden und tiefen Empfindens, an sich weder gut noch böse, empfängt das Höhere und Bessere, das in ihr wohnet, nur durch den belebenden Geist. Sie wechselt vielfältig an

einem und demselben Menschen mit den andren Formen ab, und der melancholische Tiefsinn wird, wie wir oben sahen, öfters durch den Anschein der sanguinischen Munterkeit und Fröhlichkeit verdrängt, welcher jedoch alsdann seine Strahlen meist nur auf die innere Welt der Gefühle und die Arbeiten des Geistes wirft, ungleich seltner zur äußeren That wird.

An diesen, ihrem Hauptinhalt nach ziemlich alten Beschreibungen der vier Temperamente wird leicht erkannt, daß die beiden höheren, das cholerische und das melancholische, die beiden polarischen Richtungen der ersterwähnten Ordnung, das sanguinische und phlegmatische dagegen die psychischen Polaritäten der zweiten Ordnung in ihrer Geschiedenheit darstellen sollen. Wählen wir lieber statt der alten, aus der Schule der Aerzte beibehaltenen Benennungen jene passenderen, welche ein gründlicher Forscher im Gebiet der Erziehungskunde, ein tiefer Kenner der Menschennatur, Fr. H. Chr. Schwarz, statt ihrer zu brauchen räth. Derselbe räth statt des Wortes Temperament, welches ursprünglich eine krankhafte Mischung der Säfte des Menschenleibes bezeichnen sollte, den bereits oben von uns aufgenommenen Ausdruck Naturart. Schon an Kindern unterscheidet man entweder eine vorherrschend selbstthätige (herauswirkende) oder mehr empfängliche Naturart. Jene an solchen Kindern, welche leicht bewegt, unternehmend und geschäftig sind, und welche gegen das Einwirken einer fremden Kraft sich sträuben; diese an ruhigen, still aufmerksamen. Bei genauerer Beachtung dieser mehr positiven oder negativen Naturformen bemerkt man jedoch leicht, daß jede von beiden Arten wieder sich in zwei scheiden lässet. Die selbstthätige Naturart ist entweder eine feste oder eine lebhafte. Die feste erkennt man wohl schon bei Kindern an der Bestimmtheit und Ausdauer der Entschlüsse und ihrer Ausführung, die lebhafte an dem schnellen Aufflammen und wieder Verlöschen der inneren Bewegungen, dem unstäten Ueberspringen von einem Spiel, von einem Geschäft zum andern, dem voreiligen Wesen und schnellen Wechsel der Gemüthsstimmungen. Die empfänglichen Naturarten lassen sich in die weichen (sanften) und die innigen oder tiefen unterscheiden. „Ruhiges Hinsehen, Hinhören, Aufmerken, Gehorchen, Hingeben, vielleicht bereitwillige Thränen im Auge mit bald erlöschendem Eindrucke, bezeichnen mehr die erste, dagegen Festhalten des Eindruckes, stilles Nachsinnen, Anschein von Kälte, Verschlossenheit, zurückgezogenes Wesen mehr die zweite Gattung.“

In dieser treffenden Bezeichnung der Naturarten gehet offenbar die innige und tiefe mit dem oben beschriebenen melancholischen Temperament, die selbstthätige feste Naturart mit dem cholerischen Temperament parallel. Eben so die lebhafte selbstthätige und die weiche (hingebende) Naturart mit dem sanguinischen und phlegmatischen Temperament.

Von dem Sokrates behauptet Aristoteles, daß er von melancholischem Temperament gewesen sei. Nach dem vorhin gewählten bezeichnenderen Aus-

druck war mithin die Naturart jenes frömmsten unter allen Weisen des Alterthums die innige, tiefe. Und fürwahr, wenn Sokrates nach jener Erzählung, welche Plato dem Alcibiades in den Mund legt, mitten im Geräusch des Feldlagers von einem so tiefen, innigen Nachsinnen ergriffen worden, daß er unbeweglich von einem Morgen zum andern an einem Orte gestanden, bis ihn die wieder aufgehende Sonne zum Gebet erweckte; wenn derselbe ein andresmal, in dasselbe Nachdenken versunken, auf dem Weg zum fröhlichen Gastmahle stehen blieb, bis die Gäste das halbe Mahl verzehrt hatten, so konnte der Gegenstand, der ein solches tiefes Staunen erregte, kein andrer sein, als jenes Göttliche, welchem der fromme Denker bis zu seinem letzten Hauche innig angehangen und gedient hatte. An diesem Sokrates würde, da er noch Kind war, ein Kenner der Menschennatur die innige Stille, den Hang zum Nachsinnen, die Verschlossenheit, aus welcher zuweilen Blitze der tieferen Gedanken hervorbrechen, bemerkt haben, welche die Anlage zur Innigkeit und das mächtige angeborne Sehnen nach einem Göttlichen bezeichnen.

Denn dieses ist immer der Richtpunkt, wornach das eigenthümliche Streben und Sehnen der gesund gebliebenen, innigen und tiefen Naturart gehet, das Aufnehmen und Empfangen des Einen, Ewigen, Göttlichen. Man kann daher diese Naturart die glücklichste von allen nennen, wenn sie weiß, was sie soll und dem inneren Zuge treulich folget. Zugleich aber auch die unglücklichste von allen, wenn sie, irre geleitet, jenen Zug mißkennt und verläugnet.

Eine selbstthätig feste Naturart hatte Gott jenem Manne geschenkt, von welchem bezeugt wird, daß er treu gewesen sei in seinem ganzen Hause, dem Moses. Eben darum erscheint das Streben und Wirken einer solchen Naturart als ein so festes, sicheres, weil es nicht auf das Viele und Mannichfaltige, sondern auf nur Eines gerichtet ist; weil es da, wo sich diese Naturart in ihrer höchsten Reinheit und Vollkommenheit entfaltet, nur von dem ewig Einen, sich unwandelbar Gleichen ausgehet und ein irdischer Abglanz jener einen, ewigen Wirksamkeit ist. Das Wesen und Wirken der selbstthätig festen Naturart erscheint deßhalb nicht selten als einseitig und eintönig.

Dagegen gehet der Zug der beiden andren Naturarten auf ein Vieles und Mannichfaltiges, auf die Welt der Dinge. Daher vermag sich die lebhafte Naturart von ihrer ersten Entfaltung an weniger leicht in Eins zusammenzuhalten: es ist die ihr von Gott verliehene Bestimmung, daß sie ihre Wirksamkeit nach vielen, nach allen Seiten ausstrahlen lasse. Ein Mann, dessen gesegnetes, vielseitiges Wirken von seinen Zeitgenossen angestaunt war und noch jetzt von den Nachlebenden freudig bewundert wird, Johann Friedrich Oberlin, der gewesene Pfarrer im Steinthal, schildert in einer kleinen Schrift sein Temperament sehr treffend und genau als das

sanguinische. Und in der That, wer lernen will, was die lebhafte Naturart im gesunden Zustand sei und zu werden und wirken vermöge, der betrachte das Leben dieses merkwürdigen, seine Umgebung nach allen Richtungen hin belebenden und aufregenden Mannes. Von derselben lebhaften Naturart sind viele große und vielgepriesene Geschäftsmänner; unter den Schriftstellern des Alterthums Männer wie der vielthätige Plinius (der Aeltere) und Cicero gewesen.

Die weiche, hingebende Naturart, oder das phlegmatische Temperament wird gegen dieselbe Vielheit und Mannichfaltigkeit der Dinge leidend und nachgebend gefunden, welcher sich die eben erwähnte lebhafte, selbstthätig verändernd und schaffend entgegensetzt. Auch diese Naturart vermag in ihrer besseren Entfaltung nicht bloß die stillen, treuen Arbeiter der staatsbürgerlichen, sondern solche einer andern, höheren Ordnung zu erzeugen, welche, sich selber dahin gebend und verläugnend, ihr Glück nur darinnen finden, daß sie zu „Nutz und Dienst des Nächsten" sind und wirken. Die fleißigen Erbauer und Vollender manches allgemein nützlichen und bewunderten Menschenwerkes sind von dieser Naturart gewesen. Sie war es, welche den in seiner Art bewundernswerthen Paul Rembrandt von Rhyn zu dieser seiner eigenthümlichen, kleinlich fleißigen Nachbildung der Natur führte. Doch hatte sich in diesem Manne die angeborne Naturart nicht auf edlere Weise entfaltet, sondern er hatte selbst jenen Hang zum Gemeinen und das Streben nach Besitz (den Geiz), wozu allerdings die phlegmatische Naturart eine größere Disposition hat als die andren, nicht zu besiegen vermocht.

Außer den vier erwähnten, eigentlichen Naturarten unterscheiden Einige, als ein fünftes, der Gesammtheit jener vier gegenüberstehendes Element der Seele, die Sinnesart oder Gemüthsart. Diese pflegt der gewöhnliche Ausdruck öfters mit dem selbstständiger erworbenen Eigenthum unsres Wesens, mit dem Charakter zu verwechseln. Es hängt das anfänglich Empfangene der Gemüthsart nicht von unsrem Wollen ab, sondern nur das Beherrschen und Beschränken derselben. Sie erscheint wie angeboren oder wie etwas von außen Gekommenes, gleich jenen eigenthümlichen Gestaltungen oder Mißbildungen der Knochen, wozu die Anlage von den Eltern ererbt wurde oder durch einen übermächtigen Einfluß von außen kam. Der Knochen, den wir schon oben als ein leibliches Abbild des feststehenden Grundtypus der Seele (der Naturart und des Charakters) betrachteten, kann an zwei verschiedenen Menschen seiner inneren Kraft und Stärke nach derselbe sein, aber es hat der eine von der Geburt an die Anlage zu einem regelmäßigeren, schöneren Umriß des Gesichts und der Glieder mit sich gebracht, als der andre, oder es ergreift die Glieder des einen ohne menschliches Verschulden in früher Kindheit ein Leiden, welches das Rückgrat verbeugt und den Knochen der Glieder eine veränderte Richtung gibt.

Die natürliche und angeborne Verschiedenheit der Sinnesart wird nicht

bloß bei verschiedenen Menschen, sondern auch bei verschiedenen Thieren einer und derselben Art gefunden. Es gibt unter den Tauben, welche mit andren Paaren von denselben Eltern entsprossen und mit jenen in einem und demselben Sommer aus dem Ei gekommen sind, einzelne, deren Gemüthsart von ganz besondrer, abgearteter Richtung erscheint. Es wird an diesen weder die Treue der Gatten gegen einander, noch die Zärtlichkeit gegen die Brut gefunden, welche sonst ein Vorzug dieses Thiergeschlechts sind, während dagegen wieder andre auch unter den Thieren dieser Art sich durch ganz besondre Ausdauer und Innigkeit der Anhänglichkeit und verpflegenden Liebe gegen Gatten und Junge auszeichnen. Auch unter Waldvögeln einer und derselben Art baut das eine Paar sein Nest mit größerer Sorgfalt als das andre, und es finden sich unter ihnen solche, denen ein Zug der Nachlässigkeit und der Unordnung wie angeboren scheint. Diesen ausgearteten Müttern vertraut selbst der Kukuk vergebens den sonst übermächtigen Drang des Instinctes und das verwais'te Ei an; sie versäumen die übernommene Pflicht so bald, daß entweder das fremde Junge noch im Ei oder bald nach der Geburt umkommt. Hunde einer und derselben Art werden von Jugend an, diese von tückisch bissigerer, andre von gutartigerer Natur gefunden, und diese eigenthümliche Richtung so wie selbst das Geschick und die Neigung zu gewissen Geschäften erbt sich von den Alten auf die Jungen fort.

Verschieden von der Naturart oder dem Temperament, in welches und mit welchem die Gemüthsart auf die mannichfachste Weise sich vermischet und verschlingt, erscheint diese am Menschen vielfältig von der Beschaffenheit des Leibes abhängig und durch eine Rückwirkung des Leiblichen auf Seele und Geist entstanden. Es ist dieses ein Gebiet, in welchem das Menschenurtheil öfters irre gehet, wenn es das, was mehr nur mit dem Leibe ererbt und vergänglich ist wie dieser, mit dem selbstthätig erworbenen, ewig bleibenden Eigenthum des Geistes verwechselt. Denn es hänget nicht selten das, was wir ein gutes Naturell und harmlos freundliche Gemüthsart nennen, so genau mit einer gesunden Kraft der Verdauung und mit dem leichten Fortgang des Blutumlaufes in der Leber zusammen, daß wir alsbald die ganz entgegengesetzte Stimmung hervortreten sehen, wenn dem Leibe irgend ein äußerer Einfluß jene Leichtigkeit der Verdauung und Ernährung hinwegnimmt. Eben so wie an dem sorgsamen Haushahn die sonstige Zärtlichkeit gegen die Hühner in Haß und bissigen Nahrungsneid sich umwandelt, wenn eine Krankheit jenen natürlichen Trieb hemmt oder vernichtet, von welchem der Anschein der aufopfernden Großmuth ausgegangen.

Die öfters wiederholten und kräftigen Bewegungen der Muskeln sind es, welche den Gliedern ihren eigenthümlichen Umriß und ihre Stärke verleihen. Selbst noch am Knochen, von welchem die Verwesung seit langen

Jahren die einst so kräftigen oder die schlaffen Muskeln hinweggenommen, wird erkannt, ob er vormals einem vielthätigen, arbeitsamen Leibe angehört, oder ob er bloß bestimmt gewesen, die Last einer stets trägen Fleischmasse zu stützen.

So ist auch der Charakter jene Gestalt der wirkenden und erkennenden Seele, welche durch ein öfters andauerndes Bewegen des inneren Wollens nach einer gewissen Richtung hin begründet und ausgebildet wird. Diese Gestalt wird sich um so menschlich edler und vollkommner zeigen, je mehr die Kraft des Wollens und Wirkens auf etwas Geistiges, Innerliches ausgehet um so niedriger und unvollkommner, je mehr dieselbe auf sinnlich niedrigen Vorwurf gerichtet ist.

Auf den Charakter oder die Denkart hat allerdings das Temperament so wie die von außen empfangene Sinnesart einen rückwirkenden Einfluß, jener aber ist keineswegs von diesen beiden abhängig, sondern selber vom waltenden, freien Geist ausgehend, ist sein Wesen eine geistig schaffende und verwandelnde Kraft, welche das gegebene Material der Seelenformen nach ihrem Willen veredelt und ausbildet.

Nur der Mensch hat einen Geist, welcher aus freiem Willen diese oder eine andre Richtung des Wirkens wählen, das von seiner sinnlichen Natur heftig Begehrte dieser entweder gewähren oder aus höherer Rücksicht versagen kann; nur der Mensch hat deßhalb auch einen Charakter. Mit den anderen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit spielen die Wellen und Stürme der sinnlichen Neigungen und Begierden, wie mit einem Fahrzeug, in welchem kein steuernder und rudernder Schiffer ist, bis das Gebäu am Felsengestade zerschellet; im Wesen des Menschen aber waltet ein umblickender, selbstkräftiger Geist, welcher das Schifflein weithin durch das Meer zum sicheren Hafen zu führen vermag. Wohl erfährt dieser Steuermann bei seiner Fahrt durchs Leben jetzt die wohlthätig fördernde und beschleunigende, andre Male die hemmende Kraft der Stürme und Wogen seines Meeres. Es ist deßhalb nöthig, ehe wir das Tagewerk der Heimfahrt näher betrachten, zuerst die bewegenden Kräfte kennen zu lernen, welche bei jenem so entschieden mitwirken.

Erläuternde Bemerkungen. Die Temperamente *(κράσεις)* wurden von den Alten zum Behufe der Eintheilung der Krankheiten aufgestellt. Denn es besteht zwar der Leib weder aus Erde, noch aus irgend einem andern der vier Elemente allein, sondern aus allen vieren zugleich (Max. Tyr. diss. XVII, ed. Davis 180); dieß hindert aber nicht, daß nicht eines der vier Elemente, oder daß nicht das eine der ihnen zu Grunde liegenden Principien, das Trockene oder Feuchte, Kalte oder Warme *(ξηρόν, ὑγρόν, ψυχρόν, θερμόν;* m. vergl. die erl. Bem. zum §. 10, so wie Phil. quis rer. div. haeres. 502, ed. Mang. I. 494), auf Kosten der andern vorherrschen könnte. Es kommen dann, schon

nach Plato (Tim. 498), von einem Uebermaß des Feuers die anhaltenden, vom Uebermaß der Luft die täglichen, des Wassers die dreitägigen, der Erde die viertägigen Fieber her. Derselbe Weise nennt auch die schwarze Galle und das Phlegma als Erregungsursachen mancher schweren Krankheiten (ib. 497 und 498). — Nach der Theorie der Hippokratiker sollten es vier Hauptsäfte des Leibes sein, die Galle, die in der Leber, das Blut, das im Herzen, das Wasser, das in der Milz, der Schleim, welcher im Kopfe erzeugt wird, aus deren Mischung im Gleichgewicht oder außer demselben Krankheiten und Gesundheit entstehen (Pseud. Hippocr. de morb. IV, 498). — Selbst noch bei Galen sind die Temperamente nur krankhafte Zustände; er nimmt daher in seiner Schrift über die Temperamente außer den vier einfachen, die als Hervortreten des Heißen oder Kalten, Trockenen oder Feuchten, und den vier zusammen gesetzten, die als Vorstechen des Trocken-Heißen so wie des Feucht-Warmen, des Trocken-Kalten so wie des Feucht-Kalten bezeichnet werden, noch ein neuntes an, bei welchem alle jene Gegensätze in gesundem Gleichgewichte stehen (de temperam. L. I. c. 8, ed. Kühn. Vol. I, p. 559).

Schon als Naturart in unserm Sinn nimmt Aristoteles das Temperament an, wenn er (Problem. Sect. XXX. quaest. 1) die Behauptung aufstellt, daß alle die Männer, die sich in der Philosophie, Politik, Poesie und Kunst ganz besonders hervorthaten, Melancholiker gewesen seien, und wenn er als Beispiel den Empedokles, Sokrates, Plato, unter den Heroën den Hercules und Ajax anführt.

Geneigt, die nachmals herrschende Sinnesart, ja Denkart den ersten, in der frühesten Jugend empfangenen Eindrücken auf das Gemüth zuzuschreiben, scheint Philo (Lib. quisqu. virt. stud. 867, ed. Mang. II, 447).

Auf eine tief eindringende, dem Menschenkenner und Erzieher durch ihre Klarheit und leichte Anwendbarkeit sich empfehlende Weise, hat sich in neuerer Zeit Fr. H. Chr. Schwarz, in seiner Erziehungslehre, besonders im zweiten Band (Vorbegr. II, §. 7, 8, 18, 25; III, §. 23—29, noch mehr aber in demselben Bande, S. 231 bis 238, dann 321 u. f.) mit der Betrachtung und genauen Beschreibung der Naturarten beschäftigt. Wir schlossen hieran die im Paragraph versuchte Begründung der vier Naturarten an; der Erzieher möge aber vor Allem das treffliche Werk selber kennen lernen, aus dessen Reichthum jene Tropfen geschöpft sind.

Eine genauere Beschreibung der Naturart des Meisters Rembrandt van Rhyn (geb. 1606, gest. 1674) s. m. in meiner Reise durch das südl. Frankreich und durch Italien, B. II, S. 248.

Das, was wir oben Charakter oder Denkart nannten, ist, in seiner besseren Art der Entstehung, die Mannhaftigkeit *(ἀνδρία)* der Alten. Plato beschreibt sie deßhalb, nach Diogenes Laërtius' Zeugniß, als *δεινῶν καὶ θαῤῥαλέων ἐπιστήμην*; Zenon (D. L. in Zen. segm. 93) als *ἐπιστήμην ἢ ἕξιν ὧν ἐμμενετέον καὶ μή, καὶ οὐδετέρων.* — M. v. Clem. Alex. Strom. II, 470. — Aul. Gell. L. 12 c. 5: sed ea vera et proba fortitudo est, quam majores nostri dixerunt esse scientiam rerum tolerandarum et non tolerandarum. — Jamblich. in vit. Pythagor.: *τὴν γὰρ ἀνδρείαν ἠδὲ φευκτέων τε καὶ ὑπομενητέων ἐπιστήμην.*

Auf Temperament und auf Gestaltung der Sinnesart haben allerdings Klima, Beschaffenheit des Bodens und selbst Nahrungsmittel Einfluß, nicht aber auf den Charakter oder die Denkart. Diese, vom Geist ausgehend, ist bei ihrer Entwicklung nur Elementen von geistiger Art zugänglich; Erziehung und Verfassung des Staates, noch mehr aber Religion wirken auf das Vorherrschendwerden der einen oder andern Richtung ein, bestimmen dieselbe aber keineswegs unabänderlich und nothwendig. Der eigentlich bestimmende Grund geht hierbei ganz von dem freien Willen des Geistes aus (m. v. IV.). Auf Temperament und Sinnesart sind zum Theil Muth und Ausdauer so wie Feigheit und Flatterhaftigkeit, Hang zur Geschäftigkeit oder zur Ruhe gegründet; vom Charakter hängt dagegen das Streben für oder gegen das, was geistig vollkommen, wahr und gut ist, ab, und dieser, der Charakter, kann auch dem zur Muthlosigkeit oder Trägheit hinneigenden Naturell tapferen Muth und ausdauernden Fleiß verleihen. — Was Himmelsstrich und andere äußere Umstände an Temperament und Lebensweise der Völker zu bewirken vermögen, findet sich zusammengestellt in W. Falconers Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsstriches, der Lage, natürlichen Beschaffenheit u. s. eines Landes, auf Temperament, Sitten u. s. w. der Menschen. Aus dem Engl. übers. 1782. Es ist indeß in jenem Gemälde noch eine Seite des Gegenstandes unbeachtet geblieben, welche nur durch die Lehre vom Geist beleuchtet werden kann. — Ueber Charakteristik des Geschlechts, der Alter, der Temperamente, der Nationen, so wie über Charakter vergl. m. F. A. Carus' Psychologie II, 1 bis 162 (2. Aufl. von 1823). Ueber das vom verschiedenen Naturell der Vögel einer und derselben Art Gesagte vergl. m. Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands II, 1139 u. a.

Die Nachtseite des Seelenlebens.

§. 34.

Nur im Vorübergehen richten wir hier einen Blick auf ein Gebiet des Seelenlebens, das nicht für sich allein, sondern erst durch eine weitere Beachtung des Erkenntnißvermögens und des Willens, wie der Schatten durch das Licht, unsrem Verständniß deutlich zu werden vermag.

Mit Recht nennt die Weisheit des Alterthumes die Nacht eine allgebärende Mutter der Dinge. Der Umfang alles Werdens verbirgt sich uns in ein nächtliches Dunkel. Wie die Dschennin, die unsichtbaren Geistergestalten der orientalischen Mährchen, die Grundsteine zu ihrem Wunderbau bei Nacht aus der Luft fallen lassen, welche der vorübertreibende Kameelhirt am Morgen staunend siehet, ohne zu errathen, was aus ihnen werden solle, so streuet eine unsichtbare Welt der Seelen die Uranfänge der Leiber auf den Boden der Sichtbarkeit hin, in deren Gestalt und Lage das beobachtende Auge vergeblich nach dem künftigen Bauplan des Ganzen forschet.

Die vereinzelte Zelle, an die sich bald mehrere und immer mehrere anfügen, hat im Fruchtkeim des Vogeleies und des menschlichen Mutterleibes dieselbe Gestalt; selbst das bewaffnete Auge wird an den Keimzellen des Krautes, von welchem das Thier sich nährt, kaum eine andre Form

wahrnehmen als an dem Urgebilde der Zellen, aus denen die Gestalt des Thieres sich entfaltete, und doch ist die Baumeisterin (Lebenskraft), welche dort und hier die Anlage begründete, eine so weit verschiedne und andre.

Wo aber ist der künftige organische Leib, wo ist die Seele, welche ihn bildet, wenn nicht in der Urzelle des Keimes?

Von der Seele und ihrer bildenden Lebenskraft reden wir zuerst. Auch im späteren Verlaufe des Lebens gibt es Zustände, in denen die Seele wie außer sich und außer dem Leibe dahingegeben ist in das Bewegen eines andren Daseins und Lebens (m. v. §. 26 und §. 28). Das Sein und Wesen der Seele in der Einheit ihres Leibes ist ein Urgedanke (eine Idee nach §. 3) des schaffenden Geistes. Was dem unvollkommenen Abbild des Urbildes, was dem Erinnerungsvermögen der Seele innewohnt, wenn diese das Gedankenbild, das der Eindruck auf die Sinnen erschuf, ohne Aufhören wieder erzeugt und erneut, das liegt in unendlich höherem Maße in dem Urgedanken des schaffenden Geistes; es gibt sich an dem beseelten Einzelwesen als das Vermögen kund, die Form derselben Art von Zeugung zu Zeugung aus zu gebären. Es liegt in dem Wesen jenes Urgedankens, daß der Leib nicht bloß für die ihm innewohnende Seele, oder daß die Seele nur für diesen Leib, sondern daß beide für ein Weltganzes zubereitet und geschaffen werden, dessen ergänzender Theil sie sind. Dieß ist der Mutterleib des Einzelwesens, und wie die Mutter vor dem Kinde, das Kind aber an Leib und Seele in und mit der Mutter, so ist noch vielmehr die Seele sammt den Uranfängen ihrer Leiblichkeit, wenn sie bei der Zeugung in das Wesen der Sichtbarkeit eintritt, mit und in dem höheren, erstgeschaffenen Mutterleib des Weltganzen und seiner allbelebenden Seele, welchem das Einzelwesen als ein Mitlebendes zugesellt werden soll. Ein schwacher Nachhall dieses Zustandes ist jener leibliche, in welchem das hülflose Kind, seiner selbst nicht mächtig, ganz in die Pflege und Sorge der Mutterliebe dahingegeben ist.

Ja, man darf sagen, die Mutter Natur im Bunde mit der leiblich gebärenden Mutter ist es, in deren Schooße die Schöpferkräfte, in deren allbedenkendem, allvereinendem Walten die Anfänge eines neubeginnenden Einzellebens mit der ganzen Entfaltung seiner Zukunft ruhen. Aus dem Chore der lauter und kräftiger tönenden Stimmen vernehmen wir nicht die Stimme eines zarten Kindes, obgleich dieselbe bei dem Gesange war; so ist auch der geheimnißvolle Anfang des Einzellebens, so ist die Seele des Neuerzeugten bei dem Werke der Verleiblichung und des Mitwerdens mit dem Chor der andern Gewordenen und Geschaffenen mitwirkend zugegen, wenn sie noch im unsichern Dämmerlicht des Sichtbarwerdens die ersten Elementarformen ihres organischen Baues in das Keimgewebe hineinlegt. Aber diese sind nicht der Leib, welcher werden soll; sie sind nur ein Thautropfen, in dem sich das Urbild einer schon vollendeten Leiblichkeit mit den ihr innewohnenden Lebenskräften abspiegelt, bis der hereinfallende Strahl in dem

Tropfen ein eignes, selbstthätig schaffendes Leben entzündet. Denn der Uranfang des Einzellebens bestehet nicht in einem eignen, schöpferischen Wirken, sondern ausschließend in der Empfänglichkeit, in der Anregbarkeit für ein andres äußeres, mächtigeres Schaffen.

Dieses Dahingegebensein des Einzellebens in das schöpferische Walten eines allgemeinen Lebens bestehet auch nachmals von der Geburt an bis zum Tode neben und bei dem eignen, selbstthätigen Wirken der Seele fort (nach §. 22). Es ist jene aufnehmende Empfänglichkeit für den äußern Antrieb des Lebens wie für den nährenden Bildungsstoff der Leiblichkeit, von welcher wir im Vorhergehenden öfters und ausführlicher handelten. Und hier begegnen wir von neuem jenem Dunkel, das über dem Anfang des Lebens der Seele in der Zeit und über dem Entstehen ihrer Leiblichkeit schwebet, es ist jene Nachtseite, welche unzertrennbar von der Tagseite wie der Schatten vom Licht das Wirken des Einzelwesens auf seinem Entwicklungsgange begleitet. Es ist nicht allein das fortwährende Werk der Bildung und Gestaltung des Leibes, dessen Vorgänge sich dem Wahrnehmen und Empfinden der Seele entziehen, sondern in der innern Welt ihrer unsichtbaren Schöpfungen selber liegt eine solche Region des Dunkels. Wie und nach welchem Gesetz die Seelenstimmungen durch äußere Natureinflüsse erzeugt werden, das erfahren und erkennen wir nicht; das Erwachen und das innere Bewegen unsrer Gefühle liegt außer dem Kreise unsers Wollens so wie unsers selbstbewußten Erkennens. In derselben unbemerkbaren Weise und ohne Zuthun unsres Willens werden durch den schöpferischen Einfluß der Urbilder, durch den Eindruck der Dinge der Außenwelt auf unsre Sinnen, die Gedankenbilder der Seele erzeugt (§. 28), aus deren harmonischer Zusammenordnung, aus deren Gegeneinanderbewegen der selbstbewußte Geist sich die Innenwelt seines Erkennens und Denkens bildet. Aus den verborgenen Anfängen der Seelenstimmungen steigen dann die unwillkürlichen Regungen des Begehrens auf, aus der dunklen Region des Werdens der Gedankenbilder erhebt sich bald da bald dort eine Reihenfolge der Vorstellungen, über deren Entwicklungsgang der Wille und der ordnende Verstand keine Macht haben. Es sind dieß die Traumgebilde, die uns selbst im Wachen beschleichen, und deren Heereszug gewaltsam in die ruhige Folge unsres selbstbewußten, mit Willen erzeugten Gedankenganges sich hineindrängt oder neben dieser einhergehet, ohne daß wir es zu hindern vermögen. Diesen innern Kampf eines rohen, gestaltlosen Elementes mit der gestalteten Gedankenwelt im Kreise unsres Erkennens werden wir an einem andern Orte (im §. 42) betrachten, zuvörderst aber die Natur des Begehrungsvermögens der Seele ins Auge fassen.

Erläuternde Bemerkungen. Außer und über der im vorstehenden Paragraph erwähnten Nachtseite im Leben der Seele gibt es noch eine andere, höhere im Leben des Geistes (nach §. 50). Diese ist vergleichbar jener zweiten,

höheren Potenz der Nacht, welcher das Auge, durch ein starkes Fernrohr blickend, hin und wieder an solchen Stellen des nächtlichen Himmels begegnet, über welche gar kein unterscheidbarer Stern sein dämmerndes Licht verbreitet. Und gerade hier am öftesten zeigen sich die Nebelflecken, diese Lichtwesen aus einer andern (höheren) Ordnung des Schöpfungsgebietes.

Zum Inhalt des vorstehenden Paragraphen vergl. m. oben S. 78 (bei §. 28).

Das Wesen und die Aeußerungen des Begehrungsvermögens der Seele.

§. 35.

Was am thierischen Leibe die Bewegung, die durch den Muskel geschieht, das ist im Wesen der Seele das Wollen und Begehren. Dort, am Leibe, unterscheiden wir willkürliche sowie unwillkürliche Bewegungen, auch im Kreise des Seelenlebens gibt es, wie wir in einem vorhergehenden Paragraphen (32) sahen, unwillkürliche, aus den Stimmungen der Lebenskraft hervorgehende Regungen des Begehrens sowie Aeußerungen des selbstbewußten Willens.

In der Seele des Menschen kann das Bewegen des Wollens und Begehrens nach zwei verschiedenen Richtungen hingehen, nicht allein wie bei dem Thiere durch die Befangenheit in den Bedürfnissen des Leibes nach einem Leiblichen und Vergänglichen, sondern auch durch den inwohnenden Geist nach einem rein Geistigen, Ewigen. Diese letztere, nur nach oben gekehrte Richtung des Sehnens und Begehrens wird uns in der Lehre vom Geist beschäftigen; hier zuvörderst betrachten wir jenes sinnliche Begehren, das die Seele des Menschen mit der des Thieres gemein hat, ohne jedoch das zu übersehen, was auch bei dieser nach unten gehenden Richtung des Begehrens seiner Seele ein Werk des Geistes ist. Denn wie etwa ein denkender Mann, stehend neben dem spielenden Kinde, in den Sand am Boden regelmäßige Gestalten und Worte zeichnet, welche ein inneres Streben verrathen, das weit über das Geschäft des Spielens hinausgehet; so trägt der Geist im Menschen in das Spiel der Neigungen und Begierden seines Leibes Züge und Kräfte seiner eignen, ewigen Natur hinein, welche weit über das hinausliegen, was der Leib zu seiner Ernährung und Entwicklung bedarf, und was die in ihm lebende Seele erstrebt. Die Farbenpracht und der Glanz, mit welchen sich die Blume schmücket, wenn die Zeit der Vermählung naht, verbinden sich zu derselben Zeit im selbstthätig bewegteren Thiere mit dem ausdrucksvollen Gesang und mit jener aus ihrem gewöhnlichen Ufer tretenden Fülle von Muskelkräften, welche zu den Wettkämpfen der Männchen unter einander oder zu den tanzenden Bewegungen derselben aufreizt. Die bildende Kraft des Gewächses bereitet schon im voraus für

den Keim, der im Samen liegt, die nöthige Nahrung und fügt dem Embryo den Eiweißkörper hinzu; das Thier häufet für die Zeit des Mangels im Winter Vorräthe von Honig oder Früchten an. Der Geist des Menschen, dessen Begehren nur durch das gesättigt werden kann, was gleich ihm nicht mit dem Augenblick vergeht, sondern von ewiger Dauer ist, verklärt zwar, sobald er seiner Bestimmung gemäß frei und herrschend geworden, diese Richtungen der Seele in etwas unendlich Höheres (nach Abschnitt IV.), dagegen verwandelt er auch in seinem gebundenen, kranken Zustand das Streben der Seele, dem künftigen Mangel zu begegnen, in Geiz, welcher auf das vergängliche Gut den Schein der Unvergänglichkeit und Unermeßlichkeit übertragen möchte; er verwandelt den bewußtlos hervortretenden Liebreiz, welcher bei der Blume und dem bunten Schmetterling nur auf den Wechselverkehr der Geschlechter gerichtet ist, in Gefallsucht und Eitelkeit, welche selbst noch dem verwelkten Leibe die Gebärde der Jugend aufdringen, und die eifersüchtige Kampflust des Thieres in Stolz und unersättliche Herrschbegier, das Streben des Thieres nach selbstständiger Fortbewegung in Freiheitssinn, welcher freilich erst durch seine Ausartung zum Ordnungshasse den an sich selber edleren Charakter verliert.

Diese drei Naturen, der Leib, die Seele und der Geist, welche im Menschen verbunden sind, gleichen in ihrem wechselseitigen Verhältniß drei concentrischen Kreisen, an denen alle Punkte des Umfanges nach Graden, Minuten und Secunden sich entsprechen; aber das innere Wesen dieser Kreise und ihr wechselseitiger Abstand ist noch unermeßlicher verschieden, als der Umkreis des Erdkörpers, über Festes und tropfbar Flüssiges hingehend, von der Bahn der Sonne und von dem unergründbar fernen Umfang des Fixsternenhimmels, welcher über Sonnenbahn und Erdfläche sich hinzieht. Der Strahl der Sonne besucht im Verlauf des Tages jeden einzelnen Punkt des Planetenumfanges, jede Region des Thierkreises findet sich einmal im Jahre bei der Sonne; so nimmt auch das eigenthümliche Bewegen der Seele und des Geistes eine Richtung, welche jener des leiblichen Bedürfnisses entspricht und in dieses ihre Strahlen senkt. Was bei der Lebenskraft des Leibes ein bewußtloses Anziehen und Gestalten ist, das wird in der bewegenden Seele zur Neigung und Begierde, durch das kranke Hineinwirken des Geistes zur Leidenschaft.

Die selbstthätigen Aeußerungen des Triebes und des Begehrens der thierisch-menschlichen Seele (nicht aber die dunklen Anregungen jener Aeußerungen) gehen, wie das Bewegen der Muskeln, von innen nach außen, während unsre Gefühle gleich der Empfindung des Nerven von außen nach innen kommen, auch dann, wenn der Wille des Geistes die Reihe der vorübergegangenen Gefühle noch einmal in den ursprünglich empfindenden Organen der Seele hervorruft. Denn er vernimmt diese dann auf dieselbe Weise, wie der Mensch die Töne eines Liedes, welches er mit kunstvoller

Hand auf einem besaiteten Instrument sich wiederholt. Im niedren Thierreich fällt das Begehren so ganz mit dem Bewegen zusammen, daß beides gleich einer magnetischen Anziehung erscheint, welche die frei schwebende Nadel nach dem Eisen hinführt.

So verschieden wie die Arten der Bewegung am thierisch-menschlichen Leibe und vollkommen parallel mit diesen in ihren Richtungen sind die Neigungen und Leidenschaften unsrer Seele. Die Muskeln des Hauptes und seiner Organe, vornehmlich des Auges und der Zunge, dienen meist dem Wechselverkehr mit einer höhern Ordnung der natürlichen Dinge, den Bewegungen nach dem Licht und nach der allumfangenden Luft hin, den Bewegungen der Mienen und Tonsprache. Jene Richtungen der wollenden Seele, welche dem ersteren leiblichen Geschäft entsprechen, erscheinen in ihrer vergeistigten Form als Wißbegier und zum Theil als Sucht nach Sinnen-Vergnügen und Zerstreuung; die innere Richtung, welche der Bewegung des Sprechens parallel steht, ist das Streben nach Mittheilung, welches wir nachher in der Geschichte des Gemeingefühls noch etwas näher betrachten werden.

Schon in den Gliedern des Ungebornen im Mutterleibe regt sich der Trieb, welcher das Thier von der Pflanze unterscheidet, der Trieb nach selbstständiger, freier Bewegung. Es ist noch nicht der Zug des Hungers oder Durstes, welcher das im Verborgnen keimende Leben nach der begehrten Nahrung hinbewegt, denn die Nahrung kommt demselben ohne sein Zuthun aus dem Herzen der Mutter; es ist nicht das Bedürfniß des Athmens, sondern in seiner ganzen Einfachheit und Reinheit das Streben nach Bewegung. Dieses regt nachmals die zarten Glieder des neugebornen Kindes und die Füße und Hände des Knaben zu ihrer beständigen Geschäftigkeit auf und wird im Jüngling ein Trieb nach freiem Bewegen von Ort zu Ort, durch ferne, weite Räume.

Einem solchen leiblichen Bewegen entspricht an der Seele das inwohnende Sehnen nach Thätigkeit und Geschäftigkeit, nach ungehemmter Wirksamkeit. Ja, wie das Thier von der Pflanze durch freie Bewegung, so unterscheidet sich der Geist im Menschen von der thierisch beseelenden Kraft durch die selbstständige Beweglichkeit des freien Willens. Das Sehnen nach einer ungehemmten Aeußerung des Willens wird selber von guter und göttlicher Natur sein, wenn der Gegenstand, auf welchen jener Wille sich gerichtet, ein göttlicher ist; denn ein solches Sehnen will nur jene Freiheit des Geistes, welche das höchste und rechtmäßige Eigenthum von diesem ist, die Befreiung von dem anhaftenden Verderben und inneren Elend. Ist jedoch die Richtung des Willens von verkehrter Art, so wird auch jenes Sehnen nach ungebundner Bewegung des Willens von gleicher Art sein und nichts Andres begehren, als die Auflösung und Vernichtung jener höheren, göttlichen Ordnung, welche die Aeußerungen eines bösen Willens verhindert. Jenes

ist der wahre, geistige Freiheitssinn, dieses der falsche. Die Bestrebungen der Seele nach dieser Richtung hin, so lange sie in jener Gränze bleiben, welche ihnen das gleichzeitige Bewegen der andren Neigungen anweiset, erscheinen zwar dem beobachtenden Auge minder auffallend, steigern sich auch durch übermächtige Kraft des Geistes seltner zur Leidenschaft, als die nachher zu erwähnenden Neigungen; sie liegen jedoch desto tiefer an der Wurzel des inneren Lebens.

Der Bewegung nach der Nahrung hin und dem Geschäft des Zermalmens derselben dienen am Menschenleibe viele und starke Muskeln. Dieser Zug des Bewegens ist mächtiger, als jener, welcher die bloße Ortsveränderung will, und wirkt häufig bestimmend und ihn sich unterordnend auf diesen letztern ein. Er erscheint schon im Thiere öfters als ein Zug, welcher nach der Speise an sich gehet, auch wenn der Leib derselben nicht mehr zu seiner Sättigung begehrt, und das Thier der Heerde sucht sich, wenn es satt ist, durch diesen Trieb der äußeren Zusammengesellung bewogen, mitten unter der Fülle des Futters die Stätte der Ruhe oder der spielenden Bewegung auf. Diese Neigung denn nach dem Futter, auch wenn der Leib von seiner Fülle gesättigt ist, treibt das muntre Nagethier zum Sammeln der Vorräthe an, wie die Seele des Menschen zum Zusammenhäufen der Gegenstände, aus deren Wechselverkehr sie ihre Nahrung — die Lieblingsgefühle empfängt. Denn parallel mit den Bewegungen des Leibes, die dem Ergreifen und Aufnehmen der Speise dienen, sind die Neigungen der Seele nach äußerem Eigenthum und Besitz; Neigungen, welche im gesunden Verlauf des inneren Lebens harmloser und stiller Natur sind, dann aber, wenn der Geist seinen krankhaften Willen, statt auf den inneren und ihm angemessenen Besitz, auf den äußeren, leiblichen wendet, zur Habsucht und zum verheerenden Geiz werden. Wie in einigen mährchenhaften Sagen von Gespenstern der Seele die Kraft angedichtet wird, den Steinen oder dem Holz den äußeren Anschein von edlem Metall zu geben, so gibt der Geist des Menschen wirklich in seiner Verirrung zum Geize dem Metall oder irgend einem andren vergänglichen Dinge die anscheinende Gestalt jener ewigen Güter, nach denen eigentlich das innere Streben gerichtet ist, weil es durch sie allein gestillt zu werden vermag. Eine Selbsttäuschung, welche auf das Leben des inneren Menschen eben so zerstörend einwirkt, als auf das Leben des Leibes die Täuschung des Nahrungstriebes durch aufreizende Gifte.

Jener Trieb, welcher die Geschlechter zusammengesellt, erscheinet, wenn er zu seiner Zeit im Thier erwachet, als der übermächtigste, furchtbarst waltende von allen. Denn er reißet alsdann alle andren Bewegungen des Leibes in den Strom der seinigen hinein, und wenn er sich aufmachet, schweigen auf einige Zeit die andren Triebe und Neigungen des Leibes alle; das Thier vergißt sogar der Nahrung und der sonst nie versäumten Ruhe.

So sind auch die Bewegungen der Seele und des Geistes, welche dieser leiblichen Richtung entsprechen, mächtiger und tiefer gründend, als die vorhin betrachteten.

Es ist, wie wir oben sahen, das mächtige Bewegen, welches die Lebendigen zur Zeit der Liebe und Vereinigung der Geschlechter ergreifet, auf ein Entbundenwerden der Seele von dem Leibe gegründet, welches nicht selten ähnliche Erscheinungen begleiten, als jene sind, die wir beim magnetischen Hellsein bemerken (m. v. §. 21 und 26). Die Seele, bis zu einem gewissen Grade der Abhängigkeit von dem eignen Leibe entledigt, wirkt nicht mehr allein in der Richtung und mit den Kräften, welche ihr der Leib darbeut, sondern mit den ihr eigenthümlichen Kräften einer höheren Ordnung, durch die sie dem Leibe Bewegungen mittheilt, deren derselbe im gewöhnlichen Gange des Lebens nicht fähig wäre — eben so wenig, als die Raupe vor der Zeit der Geschlechtsreife des Fliegens — Kräfte, durch welche sie zugleich die Kunde des Künftigen und Verborgenen erhält. So empfängt dann das vorher fast stumme Thier in der Zeit der Begattung die Stimme, ja den melodischen Gesang, das träge und furchtsame Kräfte zu ungewöhnlichen Wanderungen und Muth zu blutigen Kämpfen, das gefräßige eine Enthaltsamkeit, welche Speise und Trank verschmäht. Wenn auch die Flügel, welche alsdann die Seele der leiblichen Kraft leihet, nicht als äußerlich sichtbare Gebilde, wie bei den Ameisen, wenn sie zum Schwärmen emporeilen, ins Auge fallen, so verräth sich der Zug nach einer höheren Region des Seins und Wirkens in den vielfältigen Aeußerungen des Kunsttriebes und Instinctes, welche nicht selten eben so vorübergehend und nur allein für diesen Moment gegeben sind, als die Flügel, die der weiblichen Ameise bald nach der Vermählung wieder entfallen.

An dem mächtigen Bewegen des Lebens zur Zeit des Verkehrs der Geschlechter unterscheiden wir deutlich zwei Momente, von denen der andre den ersten, vorbereitenden nothwendig voraussetzt. In dem ersten erhebt sich die strebende Seele über den eignen Leib, macht sich aus der Abhängigkeit von demselben los; in dem andren senkt sich dieselbe hinabwärts, in eine fremde, neue, sichtbare Form. Jene erstere Richtung des inneren Bewegens, welche das Wechselverhältniß der Seele zum Leibe bis zu einem gewissen Grade aufhebt erscheint ihrer Natur nach wie eine zerstörende, ja wie ein Haß gegen das Leibliche, welches das Freiwerden und Emporstreben oder das Ueberkleiden der frei gewordnen Lebenskraft mit der neuen Form erschwert und hindert; die andre Richtung dagegen zeigt sich, jener ganz entgegengesetzt, als ein Streben nach der Leiblichkeit hin, als ein Drang diese Leiblichkeit zu schaffen und zu bilden. Es tritt deßhalb am Thiere in der Zeit des Verkehrs der Geschlechter Haß und Liebe in gleichem Maße hervor.

Die eine wie die andre Richtung kündigt sich öfters in dieser unteren

Region durch das Hervorkommen und eigenthümliche Wirken besondrer Organe an. Das Absetzen und Entstehen der Knochensubstanz stehet, wie wir oben (§. 16) sahen, in einem nothwendigen, inneren Zusammenhang mit der höheren Bekräftigung des empfindenden und bewegenden Nerven, mit dem Frei- und Entbundenwerden der selbstständigen, eigenthümlicheren Kraft des Nerven von dem Geschäft des bloßen leiblichen Bildens. Eben so scheint auch bei einigen Thieren das Freierwerden der inneren Lebenskraft vom eignen Körper durch das Ausscheiden einer Knochensubstanz bedingt zu werden, die sich außer den gewöhnlichen Gränzen des Leibes wie ein fremdes, neues Knochengerüst darstellt. Der männliche Hirsch setzt alsdann, wenn sich die Lebenskraft im Inneren zu ihrer Auswanderung (Bd. I. S. 258) in eine neue, leibliche Form zurüstet, das Geweih an, welches in seiner Vollendung zur Zeit der Begattung eben so frei aus dem Verkehr mit den bildenden Gefäßen und Nerven so wie mit den unmittelbar bewegenden Muskeln hervorsteht, als im Inneren die centrale Lebenskraft aus denselben Beziehungen frei geworden ist. Beides, das Entstehen des Geweihes und des Zeugungsvermögens, sind hier so nothwendig verbunden, daß ein Hirsch, welcher am eben hervorsprossenden Geweih verletzt oder sonst an der Ausbildung desselben gehindert worden, für dasselbe Jahr unfähig ist zum Zeugen; und umgekehrt einer, welchen eine Verstümmlung von andrer Art unvermögend zum Zeugen gemacht, hinfort das alte Geweih weder abzuwerfen, noch ein neues auszubilden vermag. Anderwärts scheint das Entstehen jenes Mediums, welches die Zeugung vermittelt, in Beziehung auf andre gleichzeitige Aussonderungen zum Theil von giftiger Natur, wie bei vielen weiblichen Insecten.

Das Geweih des Hirsches so wie ähnliche äußere Knochengebilde, welche zur Zeit der Begattung aus dem thierischen Leibe hervortreten, sind jedoch nicht nur eine äußere Folge des Bestrebens der inneren Lebenskraft, aus ihrem eignen, leiblichen Verband sich loszumachen, sondern sie sind zugleich zerstörende Waffen, deren sich das Thier zunächst und am meisten bei jenen Kämpfen der Eifersucht bedienet, die auf Vernichtung, nicht der eignen, sondern einer fremden, geschlechtsverwandten Leiblichkeit ausgehen, welche die auswanderungslustige Seele aus der Richtung ihres Zuges verdrängen, an dieser hindern will (Bd. I. S. 255). So nimmt die Kraft zum Hassen mit jener zum sinnlichen Lieben, jene zum neuen Schaffen und Bilden mit der zum Zerstören aus einer und derselben Wurzel ihren Anfang, und wir sehen in dieser niederen Region die Liebe stets neben dem Haß und mit ihm zugleich hervorkeimen, das Leben neben dem Tode.

Folgen wir den Fingerzeigen, welche uns die unmündige Natur in dem Geschäft ihres stummen Bildens über die innere Verwandtschaft unsrer Neigungen gibt, noch nach andren Richtungen hin.

Dasselbe innere Bewegen, was bei einigen Thieren durch das Entstehen der festen, knöchernen Vertheidigungswaffen sich ausdrückt, ist bei andren durch das Hervorbrechen eines Federschmuckes oder einer andren Verzierung der äußeren Hautfläche angedeutet. Die aus ihren bisherigen Schranken hinausstrebende Seele verlässet das Geschäft des stillen, inneren Bildens und Gestaltens und tritt in die äußeren Vorhöfe ihres leiblichen Daseins, hier eine neue weitere Region des Wirkens suchend. Denn es genügt dem inneren Zuge, welcher die sichtbaren Elemente um sich versammelt, um aus ihnen den empfindenden und bewegten Leib zu bilden, dieser eigne Leib nicht mehr; die anziehende Kraft, in ihrem Kreise ungesättiget, erhebt sich über diesen und wird zu einer Anziehung der höheren (zweiten) Potenz.

In den Meeren der wärmeren Zone lebt ein Schalenthier, dessen bildender Trieb bei dem Geschäft der Gestaltung der eigentlichen, den weichen Leib umschließenden Schale nicht stehen bleibt, sondern an die Oberfläche derselben noch Steine und Schalenstücke von andren Mollusken anfüget. So gleichet auch der Liebreiz, welcher in der Zeit der Vermählung dem ganzen thierischen Leibe eine anziehende Kraft, nicht gegen ein einzelnes Element, sondern gegen einen ganzen lebenden Organismus gibt, dem Bewegen, welches Eisen an andrem Eisen wirkt, wenn das, was sonst innere Cohäsion der einzelnen Theile gewesen, als Magnetismus äußerlich hervorgetreten.

Verwandt mit jenem Hinaustreten des thierischen Bedürfnisses aus seiner eigentlichen, natürlichen Gränze, bei welchem die Eßlust zur Habsucht wird, die selbst den Nahrungsstoff, dessen der gesättigte Leib nicht bedarf, begierig anzieht und festhält, steigert sich alsbald die Anziehung des Geschlechts zu jenem Anschein von Herrschsucht, welcher uns öfters bei den geselligen Verhältnissen der Thiere begegnet. Unter dem Geschlecht der Hühner wie unter jenem der Seelöwen suchet ein Einzelwesen der vielen sich zu bemächtigen, über deren Wesen und Wirken er eine ähnliche Herrschaft auszuüben strebet, als über die Glieder des eignen Leibes. Schützend und ernährend diese fremden, angefügten Glieder, wie das eigne Fleisch, wachet zugleich eine solche inwohnende Seele der zweiten Potenz eifersüchtig gegen jedes Hereindrängen einer fremden, wirkenden Kraft in das Gefüge des neugebildeten Lebenskreises, und ein solches Hereindrängen ist für sie von ähnlichen Schmerzen begleitet, als das Eindringen eines Splitters oder eines andern fremden Körpers in das Muskelfleisch, welches Zuckungen und krankhaftes Erschüttern wirkt, an denen der eigentliche bewegende Nerv keinen Theil hat.

Die anziehende Macht der zweiten, höheren Ordnung, wenn sie als eheliche und elterliche Liebe in ihrer natürlichen Gränze geblieben, erscheint bei dem Menschen, wo Seele und Geist in diese Richtung ihren verklärenden Strahl geben, in einer lieblicheren Gestalt, als bei allen andren Wesen unsrer Sichtbarkeit. Es gestaltet sich hier auch der Liebreiz, welcher bei dem Thier nur ein leiblicher, schnell vergänglicher gewesen, zu einem geistigen, ewig dauernden. Die Seele wirbt in dem Zug der Freundschaft und der höheren Liebe um eine andre Seele, um an die neugewonnene das eigene geistige Bewegen und Empfinden, die innere Seligkeit wie den Schmerz mitzutheilen.

In dem natürlichen Geschäft der Geschlechter ist der innere Trieb nicht auf die Ernährung und Bildung des eignen Leibes beschränkt; er stehet nicht mehr vorherrschend im Dienst des besondern Lebens und der bloßen Selbsterhaltung, sondern unter dem Walten eines allgemeineren, höheren Lebens, welches für das Entstehen eines neuen, künftigen Geschlechts und für die Pflege der hülflosen Brut sorget. Wenn zuweilen durch krankhafte Verirrung des natürlichen Triebes dieser dem Walten des allgemeinen Lebens widerstrebt und statt der Sorge für ein andres und neues Leben nur die für das eigene, alte wirken lässet, sehen wir jene Entartungen hervorgehen, bei denen die höhere Sorge zu einer niedrigeren für die eigne leibliche Lust, ja sogar die Mutterliebe zur gefräßigen Wuth wird, welche die Alte anreizt, die eignen Jungen zu verzehren, statt sie an Brüsten zu nähren und zu wärmen. Diese Verirrung der inneren Richtung aus dem ihr angewiesenen weiteren Kreis in den engeren, befangneren bemerken wir öfters am Geschlechte der Katzen und an dem unreinsten Thiere unsrer Höfe; ja die Nähe und Pflege des Menschen scheint diese Krankheit selbst auf einige seiner zahmen Vögel übertragen zu können; denn wir sehen nicht selten den mütterlichen Canarienvogel die noch nackten oder halbbefiederten Jungen verstümmeln, statt sie zu füttern und zu wärmen. Selbst der Geschlechtstrieb im engeren Sinn zeigt zuweilen eine ähnliche Verirrung, und jener männliche Bär, der gezähmt in einem Thiergarten gehalten worden, zerfleischte die geliebte Bärin und fraß sie begierig auf, wie denn umgekehrt das Weibchen der Spinnen und Fangheuschrecken das Männlein zerfleischt und verzehrt.

So stehet auch die Liebe und der Zug der Freundschaft beim Menschen im gesunden Zustand seines Inneren unter dem Walten eines allgemeinen, höheren Lebens, dessen Wohlgefallen es ist, daß Leben an Leben, Geist an Geist sich stärke und erfreue. In seinem Dienste wird selbst das Streben, sich gegenseitig zu gefallen, zu einem gutartigen, und das Streben des Geistes, nach dem was ehrbar ist, zur Tugend. Wie jedoch schon unser äußerer Mensch öfterem Erkranken ausgesetzt ist, als der Leib des Thieres, so noch mehr der innere, auf dessen freien Willen ohne Aufhören der Zug zweier entgegengesetzten Welten wirket. Es entspricht hier jener leiblichen Lüsternheit, welche im Vogel das Versäumen der eben gelegten Eier herbeiführt, die eitle Gefallsucht, welche nur zum Vergnügen der eignen Selbstsucht andre Seelen zu reizen und anzuziehen strebet, ohne das Leben dieser

Seelen zu wollen und zu lieben. Wenn die Verirrung aus dem weiteren Kreise einer oberen, allgemeinen Lebensbewegung in den eignen engen, einen höheren Grad erstiegen und hartnäckiger geworden, dann gestaltet sich die Eitelkeit zum Hochmuth und zum Alles verachtenden Stolze. Die Seele will und suchet alsdann nicht andre Seelen, um in ihnen das Werk des Lebens zu wirken, sondern um das Leben in ihnen zu zerstören, um dasselbe dem eignen, armen Selbst auf ähnliche Weise zuzueignen, wie der Tiger das Fleisch der eignen, hülflosen Jungen verschlingt. Da schließet sich dann an den Stolz die Herrschsucht an, die Verderberin der Menschen und Völker.

Die Macht der Neigungen und Begierden, die Gewalt der Leidenschaften wächset nach einem Gesetz, welches dem der Beschleunigung beim Fall der Körper gleichet, je ausschließender der Antrieb aus den zuletzt erwähnten (niederen) Regionen hervorgeht. Es ist die Neigung zum Sehen, zum Hören beim Thiere schwächer, als der Drang zur freien Bewegung; stärker als dieser Drang ist der Zug nach der Nahrung; mächtiger als diese Neigungen alle ist die wilde Brunst des Geschlechts, wenn sie, seltner und auf kürzere Zeit, das Thier der Erhaltung des eignen Leibes vergessen machet. Eben so ist auch in der entsprechenden geistigen Region der Menschennatur die Wißbegierde zwar hehr und wirket, so lange die Regungen der niederen Regionen schweigen, mächtig genug; aber jener hehre Zug wird öfters und leicht, wie das Licht der fernen Gestirne durch Nebel und Gewölke der Erdfläche, verdunkelt, wenn der Geist sich einer andren, abwärts gehenden Richtung hingibt. Die stillere, leiblichere Geschäftigkeit des forschenden, nach Erkenntniß strebenden Geistes wird verscheucht und übertäubt, wenn der Drang nach Befreiung von fremdem Joch die Völker ergreift; stärker als der Drang nach Freiheit und Selbstständigkeit wirkt in den meisten Seelen die Anhänglichkeit an das Eigenthum und Erbe der Väter, an die geliebte heimathliche Scholle; wenn aber Ehrgeiz und Herrschsucht in ihrer ganzen Macht erwachen, dann vergißt der Mensch der alten, natürlichen Anhänglichkeit und opfert der mächtigeren Neigung die minder mächtigen alle, ja das Leben selber.

Dieser Beschleunigung des Falles nach unten im Gebiete des Seelenlebens wirket jedoch ein andrer, aufwärts gehender Zug im Leben des Geistes entgegen, ein Zug, welcher in seinen mächtigeren, allumfassenden Strom die einzelnen Bewegungen der begehrenden Seele eben so aufnimmt und verklärt, als die Anziehung der Sonne, wenn sie den Planeten um sich kreisen machet, zugleich mit ihm alle die einzelnen Steine und lebendigen Wesen, welche auf ihm lasten und wohnen, in der Bahn herumführt und so die einzelnen, untergeordneten Bewegungen aller in der der allgemeinen höheren vereint. Aber zu einer solchen Verklärung des niederen, unvollkommneren Bewegens in das vollkommnere hätte weder die Menge der einzelnen Körper der Planetenoberfläche, noch der Planet selber für sich allein die Kraft, wäre nicht eben jene allgewaltige Sonne da, welche dieses wirkt.

Erläuternde Bemerkungen. Wir bezeichneten oben das Begehren als ein Bewegen, welches selber seiner Natur nach auf etwas Bewegtes hingerichtet ist. Der Begehrungstrieb (*ὁρμή*) wird von Philo die erste Bewegung der Seele genannt (quod Deus sit immutabil. 299, ed. Mang. I, 279); dieses Wesens, das immer bewegt (*ἀκίνητος*) ist (Phil. SS. Leg. Alleg. III, 104, ed. Mang. I, 134). — Einige Gewürme unserer Gewässer, welche der Augen beraubt sind, erfassen, auch wenn sie ihnen unmittelbar an den Mund gebracht wird, ihre Beute nicht eher, als bis sie sich bewegt. Auch in vielen Raubthieren der vollkommneren Thierclassen wird die Begierde, auf ihre lebendige Beute loszustürzen und sie zu erhaschen, erst durch die lebhaften Bewegungen dieser Beute geweckt oder stärker aufgeregt; ja selbst in der menschlichen Seele entzündet oder verstärkt sich die Bewegung des Begehrens erst recht an der Bewegung eines fremden Begehrens, und selbst der Geizige trachtet nur nach dem Besitz seiner Schätze, weil diese, von Vielen begehrt, der Gegenstand eines allgemeinen Bewegens sind.

Die Region des sinnlichen Begehrens kommt nach Plato dem sterblichen Theil der Seele zu. Dieser, als das Begehrliche (*ἐπιθυμητικόν*), besteht nur durch ein beständig ihm zuströmendes Neues, in einem Bewegen von einer Empfindung zur andern. Ein Begehren von höherer göttlicher Art wohnt dagegen im Gemüth (*θυμός*), welches zwar auch auch im vernunftlosen Thiere und in ganz unverständigen Kindern gefunden wird, dennoch aber im Menschen öfters als mannhafter Muth, im Bunde mit der höchsten Macht der Seele, dem Erkennen, die thierische Begierlichkeit bekämpft und beherrscht. Freilich wird auch andere Male der *θυμός* vom Niederen fortgerissen, und diese drei im Menschen wohnenden Mächte sind nicht selten eine mit der andern im Kampfe (Plat. de rep. IV, 436—441; Tim. 69, c. d. u. f.; m. vergl. die erl. Bem. zum §. 39). — Nach der schönen Darstellung im Philebos folgen die Gegenstände des Begehrens der Seele in folgender Ordnung auf einander: 1) als niedrigste Stufe jene sinnliche Lust, welche aus der Unlust entsteht, mit dieser gemischt ist; 2) die nicht mit Unlust verbundenen, harmlosen Belustigungen der wahrnehmenden Sinne; 3) die Schöpfungen der Kunst; 4) das geistige Erkennen, die Philosophie; 5) das geistige Schöne; 6) die ewige Ursache des Guten selber (Plat. Phileb. 20, c; 62 a; 66 a u. f.).

Den Begehrungstrieb (*ὁρμή*) in seiner einfachen Form, als bloßen Bildungstrieb, betrachtet Aristoteles (de animal. mot. II.). — Das Begehren (*ὄρεξις, ἐπιθυμία*) wird durch ein Begehrungs- oder Verabscheuungswürdiges erregt (ib. 6; 8; de anim. III, 10). Ein Vorgefühl oder eine Vorempfindung von diesem muß schon früher in der Seele vorhanden sein. Willkürliche Bewegung setzt immer Empfindung voraus; nur die empfindenden Thiere können jene haben. Denn wo Empfindung ist, da ist auch Lust und Unlust, denen nothwendig immer die Begierde (*ἐπιθυμία*) folgt (de anim. II, 2, 3). — Lust ist das Ziel des Begehrens (Ethic. Nic. X, 4); das Begehren kann aber von dem Verstand,

gegen welchen es sich immer als ein Untergeordnetes verhält, beherrscht werden (Pol. I, 5).

Das Zunehmen und Wachsen der Begierde durch die Ausübung des Begehrens selber wurde schon in der Lehre der Stoiker mit der Bewegung eines vom Berge hinabrollenden Steines verglichen (Gell. VI, 2; Cic. de fato 18). — Jakob Amyot, der gewesene Lehrer von Karl IX. und von diesem mit Wohlthaten überhäuft, bezeugte anfangs gar kein Verlangen nach den ihm so freigebig zuertheilten Glücksgütern, erschien ganz uneigennützig. Je mehr er aber bekam, desto mehr fing er an, sich zum Geiz zu neigen. Da er einst wieder Karl IX. um eine ansehnliche Zulage bat, sagte dieser: „Mein Freund! Ihr sprachet ja sonst davon, wie zufrieden Ihr sein würdet, wenn Ihr 1000 Thlr. Einkünfte hättet, und ich meine ja, daß Ihr bereits viel mehr habt als dieses.“ „Sire,“ erwiderte Amyot, „der Hunger kommt beim Essen.“

Ein Hinwegbegeben aus dem ruhig beharrenden Sein durch das Wachsen der Leidenschaft (Arist. Topic. VI, 3: *παν γάρ πάθος μᾶλλον γινόμενον ἐξέστησε τῆς οὐσίας*). — Leidenschaft und Affecte werden, wie schon erwähnt, von Aristoteles zusammengefaßt, m. v. Analyt. prior. II, 27 und de anim. I, 1, z. B. Zorn, Furcht, Liebe, Haß u. s. — Neigungen oder Gemüthsdispositionen, Affecte oder Leidenschaften und feststehende Gesinnungen *(ἕξεις)* von tugendhafter oder lasterhafter Art werden unterschieden (Ethic. Nic. II, 4). Als Affecte werden dort genannt: Begierde, Zorn, Furcht, Muth, Neid, Freude, Liebe, Haß, Verlangen, Nacheifer, Mitleid, ja Alles, auf welches Lust oder Schmerz folgt. Unter die *ἕξεις* scheinen schon die Leidenschaften zu gehören. — Der Unterschied zwischen Zorn und Haß wird (Rhetor. II, 4) auch darinnen gesucht, daß dieser gegen ganze Geschlechter, jener nur gegen Einzelne gerichtet, jener vergänglich, dieser fast unheilbar ist.

Wir verglichen im §. 32 die Affecte mit dem Zustand der Berauschung oder Betäubung, in welche ein ordnungswidriger Genuß der Nahrungsmittel den Leib versetzt. Ein fremdes Element waltet dann mit den Elementen des Leibes mächtiger als die bildende Seele. Eben so waltet bei Convulsionen und Krämpfen in den bewegenden Organen des Leibes eine fremde, vom Willen unabhängige Macht, welche den Muskel zu furchtbaren Zuckungen hinreißet. Es wirkt in einigen dieser krankhaften Fälle jede Aufregung des Leibes oder der Seele durch Anstrengung, Schrecken, Kummer, ein lautes, convulsivisches Lachen oder Singen. Die Seele, innerlich gepreßt vom Schmerz, vermag diesem Schmerz keine Thräne zu geben, vermag dem furchtbar fremden, widersinnigen Bewegen zum Lachen oder Singen nicht zu widerstehen. Was denn am Leibe jene convulsivischen Bewegungen, das sind an der Seele die Leidenschaften. Auch in diesen spielt auf widernatürliche Weise eine geisterartige Gewalt mit den Kräften der Seele; ein irre geleiteter Geist, welcher seine gesunde Richtung, bei der eine göttliche Mitwirkung von oben ihm beistehet und stärkt, verlassen und eine jener entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hat, in welcher Kräfte einer andern Schwere ihn begleiten. — In einigen Fällen schien es, als wenn das leidenschaftliche Bewegen der Seele mit seinem leiblichen Abbild, den Convulsionen der Muskeln, in einem abwechselnden, stellvertretenden Verhältniß stünde. So in jenem des kranken Soldaten, den Gall in Berlin beobachtete. Den jeden

Monat wiederkehrenden, heftigen Convulsionen ging ein so heftiger Trieb zu morden voraus, daß der Kranke, der dabei sich seiner bewußt war, bat, ihn in Ketten zu schließen. Den Leidenschaften stehen allerdings in gewisser Hinsicht die verwandten Affecte zur Seite; diese können jene aufregen oder verstärken, wie der Genuß der berauschenden Getränke oder anderer widernatürlich aufregender Dinge die schon vorhandene Anlage zu convulsivischen Zuckungen. Der Unterschied zwischen Affecten und Leidenschaften (z. B. Zorn und Haß) fällt übrigens leicht in die Augen. Der Affect, gleich den Bewegungen eines leiblich Trunkenen, kann sich nicht verbergen, er vergehet schnell wie ein Rausch, wird meist durch öftere Wiederkehr unkräftiger, endet mit Abspannung. Die Leidenschaft, welche ihren Ursprung nicht in einem äußeren Medio, sondern tief im geistigen Centro hat, wirkt da verborgen ihr Gewebe, wächst durch jede Nahrung immer mehr und kräftiger an, wird sogar öfters durch die Befriedigung nur noch unersättlicher, wirket großentheils mit Bewußtsein und kalter Ueberlegung, so daß die Kräfte des Verstandes und der äußeren und inneren Sinnen durch Leidenschaften sogar geschärft erscheinen können. Immerhin aber ist bei denselben die freie Thätigkeit des Geistes krankhaft entstellt oder gelähmt. Einige Leidenschaften haben allerdings in Ausdauer und äußerer Form der Wirksamkeit Aehnlichkeit mit den Trieben der Thiere; diese aber, durch eine obere, allgemeine Naturkraft geleitet, fördern das gesunde Leben der thierischen Seele, die Leidenschaften das Verderben der menschlichen.

Der Wißbegier und dem Streben der Seele nach freier Bewegung entspricht im Thiere der Trieb zum Reisen und Wandern. Dieser ist nicht von den Alten den Jungen angelernt, sondern angeboren. Gall setzte in seinen Garten junge Kukuke, die von den andern Vögeln gefüttert wurden. So lange die andern Kukuke im Lande blieben, verließen auch die Jungen den Garten nicht, thaten jedoch dieses sogleich, als die Alten fortzogen, obgleich sie mit diesen gar keine Berührung hatten. Auch bei der besten Bewirthung und dem reichlichsten Futter werden die aus dem Nest aufgezogenen Nachtigallen zur Zeit der gewöhnlichen Wanderung sehr unruhig und fliegen dann im Käfig hin und her, besonders bei Mondschein, bei welchem die Nachtigallen am liebsten wandern. Beispiele von einem leidenschaftlichen Hang zum Reisen und ungebundnen Herumstreifen von Ort zu Ort erzählen Falk, M. Wagner a. a. O. I, 267 u. A.

Anhänglichkeit an Eigenthum und den zum Leben nöthigen Besitz zeigt sich bei Thieren wie bei unschuldigen Kindern. Doch schon hier bei Verschiedenen in verschiedenem Grade. Einige Vögel, wie der Grünling, lassen im Gebäuer keinen andern Vogel zum Futter kommen, welches sie stets neidisch bewachen; der Specht verjagt alle andern Vögel der gleichen Art aus seinem Revier; der Hamster erscheint unter den Vorräthe sammelnden Thieren als Bild des Geizes. — An den Geizigen wird unter Anderm ein auffallendes Festhalten am Leben, ein Unwille und Abscheu gegen alle Gedanken des Todes bemerkt. Sie können, auch in den bedenklichsten Krankheiten, gar nicht zu dem Gedanken gebracht werden, daß sie sterben würden. M. v. Wagners Beiträge zur ph. Anthrop. I, S. 270. — Bei dem leidenschaftlichen Hang zum Diebstahl, wie bei andern menschlichen Leidenschaften, setzt Gall den veranlassenden Grund in ein besonderes Organ des Gehirns (davon später, im fünften Hauptabschnitt dieses Buches). Gesetzt, daß auch wirklich in vielen Fällen eine leibliche Disposition mit einer

andern psychischen in naher Beziehung stünde und die Entwicklung der letzteren begünstigte, so müßte doch schon das von Gall selber angeführte Beispiel der beiden, vorhin ehrbaren Bürger zu Wien, deren Diebsinn sich nie bei vernünftigem Zustand, sondern nur beim geistigen Irresein äußern konnte, zum Beweis für die Möglichkeit eines Beherrschens auch solcher Dispositionen durch den Geist zeugen. Als Beispiele von Solchen, welche jenem Hang unterlagen, sind bei Gall angeführt: Victor Amadeus I von Sardinien, der überall Dinge von geringem Werthe nahm; die Gräfinnen M. in Wesel und J. in Frankfurt so wie die Frau des berühmten und reichen Arztes Gaubius; der Arzt, von welchem Lavater in seiner Physiognomik erzählt, daß er stets bei Krankenbesuchen gestohlen, später aber nicht mehr an das Gestohlene gedacht habe, so daß seine Frau, von ihm unbemerkt, wenn sie am Abend seine Taschen durchsuchte, die gestohlenen Schlüssel, Scheeren, Fingerhüte, Messer, Löffel an die Eigenthümer zurücksenden konnte. Jener leidenschaftliche Dieb, von dem Moritz in seinem Magazin erzählt, stahl seinem Beichtvater sogar noch unmittelbar vor der Hinrichtung die Dose. Ein Capuziner, der zuerst, um sich von seinem unglücklichen Hang zum Stehlen heilen zu lassen, Soldat, dann, der Todesstrafe für seine Diebereien kaum entgangen, Mönch geworden war, trug noch im Kloster mit diebischer List Putzscheeren, Leuchter, Tassen hinweg und verbarg sie in seiner Zelle. Ein Beamteter in Wien stahl Hausgeräthe, die er in eigens dazu gemiethete Kammern trug, ohne sie je zu verkaufen. Jener Feldprediger bei einem preußischen Kürassierregiment gab jederzeit, was er unwillkürlich entwendet hatte, sehr gern an den Eigenthümer zurück. Der berühmte Saurin in Genf klagte bitterlich über seinen eigenen Trieb zum Stehlen. — Oefters ist Krankheit des Leibes und der Seele auch bei diesem Hange. Der von Acrel trepanirte Kranke zeigte den Hang zum Stehlen erst nach der Operation; einige Frauen verriethen ihn während der Schwangerschaft.

Eitelkeit und Empfindlichkeit für Lob, das ihnen der Mensch ertheilt, findet sich öfters bei Hausthieren, z. B. Hunden, Vögeln, Mauleseln (die man in Südfrankreich durch Anspannen hinter den Wagen und durch Abnehmen des ihnen an die Seite gehängten Blumenstraußes für ihre Trägheit straft), am auffallendsten aber und zugleich widerlichsten bei Affen. — Bei vielen Thieren führt außer der Zeit der Begattung ein eigenthümlicher gesellschaftlicher Trieb die Männchen so wie die Jungen vom vorigen Jahre zusammen, andere leben mehr in Familien. — Das furchtbarste Beispiel von eitler Gefallsucht, verbunden mit blutdürstiger Grausamkeit, findet sich, den Historikern Thurotz, Istwanfy u. A. nacherzählt, in Wagners Beiträgen zur philosophischen Anthropologie B. II, S. 268, in der Geschichte eines weiblichen Ungeheuers, einer ungarischen Dame von hohem Adel. Anfangs hatte sich diese des Menschenblutes als eines Verschönerungsmittels der Haut bedient, dann aber, bloßes Werkzeug der in ihr herrschenden Mordlust, in Zeit von mehreren Jahren gegen 650 junge Mädchen, welche unter dem Vorwand einer vortheilhaften Bedienstung in das Schloß von Cseita (Tscheita) gelockt waren, umbringen lassen. Die Ermordung geschah unter den ausgesuchtesten Martern, zu denen das Ungeheuer selbst Hand anlegte, und an denen sie ihre Augen mit Wohlgefallen weidete. — Ein Beispiel der furchtbarsten Vermischung von Wollust und Grausamkeit, so furchtbar als

nur die Zeit der französischen Revolution einzelne hervorgerufen, gab auch (nach Lacretelle's Geschichte von Frankreich) der Bruder des Herzogs von Bourbon-Condé, der Graf von Charolais. Die Opfer seiner Wollust brachte dieser Wüthrich meist um oder marterte sie aufs furchtbarste. Eine seiner Vergnügungen war es, auf Dachdecker zu schießen, nur um sie zerschmettert herunterstürzt zu sehen. — Jener Holländer, der bei den wilden Freudengelagen des Volkes die Violine gespielt, ward von einer Lust am Morden so ganz besessen, daß er nach und nach vier und dreißig Mordthaten, weder aus Rachsucht, noch um zu stehlen, sondern bloß deßhalb beging, „weil er ein außerordentliches Vergnügen dabei empfand." (Nach Serrurier, bei Gall.) — Die Mailänderin, von welcher Prochaska (Oper. min. T. II, p. 98 bei Gall) berichtet, hatte zugleich das Fleisch der von ihr gemordeten Kinder zu ihrer täglichen Kost gewählt. — Bei solchen Mordlustigen ist wenigstens noch im Anfang etwas im Inneren da, was der That widerstrebt. Dieses Widerstrebende ist auch bei geistig Schwachen und Kranken ursprünglich so stark, daß ein Melancholischer, in dessen zerrüttetem Wesen durch den Anblick einer Hinrichtung ein heftiger Drang zum Morden entstanden war, sich selber die Hände fesselte und seine Freunde bat, ihn zurückzuhalten. Einen ähnlichen Fall erzählt Pinel von einem Wahnsinnigen und Gall von einem Mann zu Haina. — Ist ein solcher Kranker mit wachem Willen schon auf irgend eine andere Weise dem nach abwärts gehenden Zug ergeben, dann vermag er gleich anfangs trotz der inneren entgegenredenden Stimme der Lust am Morden und Zerstören nicht zu widerstehen. So die am 16. August 1802 zu Schwabmünchen enthauptete Maria Frank, welche schon vorher, ehe in ihr durch den Anblick einer Feuersbrunst der Hang zum Brandstiften entstanden war, dem Branntweintrinken ergeben gewesen. — Hat der Mensch erst mehrmalen mit Willen der inneren Stimme widerstrebt, dann schweigt sie zuletzt ganz oder er wird so fest an seinen convulsivisch-psychischen Hang gebunden, daß es ihm ergeht wie jener geistig Kranken in B., die in Gegenwart ihres Bruders und eines berühmten Arztes, wie sie bei ihrer Wiedergenesung erzählte, zum unendlichen Schmerz ihres ursprünglichen Bewußtseins und besseren Willens Worte des Wahnsinnes sprechen mußte, die ihr ein fremder, mit ihr waltender Geist aufdrang. Sie verstund dabei nicht bloß alles was der Arzt mit dem bekümmerten Bruder sprach, sondern erkannte auch ganz das Betrübende, was für diesen in ihren Worten lag, und doch war sie unvermögend, dieses innere, bessere Gefühl auch nur durch die mindesten Zeichen zu erkennen zu geben.

Gemeingefühl und Gewissen.

§. 36.

Die vorhergehende Betrachtung des Seelenlebens führte uns im §. 34 an einer Region der bewußtlos dunklen Vorgänge desselben vorüber, welche auf ihrer Stufe jenen vergleichbar erscheinen, durch welche in unsrem Leibe, in unbemerkbarer Weise, die Blutbereitung und die Gestaltung der einzelnen Theile bewirkt wird. Es stellte sich uns in jenen Vorgängen eine Nacht-

seite des Seelenlebens dar, deren Gegensatz, als eine klar vom Selbstbewußtsein beleuchtete Seite, in die Region des Erkennens fällt. Zwischen diesen beiden bleibt uns jedoch noch ein andres Gebiet der psychischen Erscheinungen zu betrachten, dessen Tiefen nicht minder als jene der Gefühlsregion in ein nächtliches Dunkel hinabreichen, während seine Höhen dem betrachtenden Verstand unverhüllt sich zeigen.

Das Vermögen unsrer Seele, welches wir hier betrachten wollen, ist nicht auf den Kreis des eignen Lebens und Daseins beschränkt, sondern seine Wirksamkeit tritt in unverkennbarer Deutlichkeit aus dem Kreis des eignen Einzellebens in den eines oder mehrerer andrer Einzelleben, dann auch aus diesem erweiterten Kreise in den noch höheren des Alllebens, ja zuletzt in jenen eines göttlichen Wirkens. Denn das innere Organ des Gemeingefühles erscheint in all seinen Lebensäußerungen als ein solches, an welchem zweier Welten Bewegung, wie an Ossians Harfe, sich kund machet. Diese ertönet, wenn bei der flammenden Eiche Ossians Finger die Saiten aufreget, daß er die Thaten der vormals geschlagenen Schlachten besinge und den Geistern der gefallenen Helden ihr Lob verkünde, und sie ertönet, ruhend in Fingals Halle, wenn die Geister der hingeschiedenen Helden sie berühren, damit sie den Lebenden das noch verborgene und künftige Ende der Kämpfe verkünden. So wird die aufmerkende Seele im Gemeingefühl das Bewegen des eigenen, inneren, wie jenes eines fremden, äußeren Lebens gewahr, denn dieses Gefühl ist der beiden gemeinsame Punkt des Begegnens; wie in der athmenden Lunge, deren Hauch der leiblichen Stimme ihre Kraft gibt, das äußere, lebenskräftige Meer der Luft und die innere Woge des eigenen Blutes sich begegnen.

Wenn der Winter aus Feld und Wald entwichen ist, und ein frischer Lebenshauch der Luft über die neugeöffneten Blumen geht, da fühlt das athmende Thier mit dem eignen, erhöhten Leben das erhöhte Leben der Natur, und, sitzend auf dem vom Morgenlicht bestrahlten Wipfel der Tanne, athmet die Singdrossel das Mitgefühl mit dem neuen Leben in Wald und Flur durch die tiefen Töne des Gesanges aus. Wenn, aus dem Ei entschlüpft, die zarte Brut der Henne das junge Grün und in ihm das erste Futter suchet, da läßt sich das Gefühl der Mutter für das Bedürfniß der Jungen in den lockenden und warnenden Tönen der Stimme vernehmen. Es ist dieses gemeinsame Gefühl des eignen und des fremden, befreundeten Lebens der Jungen, welches die lockende Mutter voran, nach dem Gewürm der Wiesen oder zu den Körnern des Grases führt, dieses Gefühl, welches gegen die rauher werdende Luft die Küchlein unter das wärmend verbreitete Gefieder ruft oder mit lauterem Tone den näher schwebenden Raubvogel verkündet.

Diese Stimme eines Gefühles, das nicht mehr dem Einzelwesen allein gehört, sondern mit ihm gemeinsam den Bewegungen einer andren, äußeren

Welt der Lebendigen, verstehen dann alsbald diese Lebendigen alle, und es eilt nicht nur das zum ersten Male dem Stalle entschlüpfte Küchlein auf den lockenden Ruf der Alten zum Futter herbei, sondern den warnenden Laut der brütenden Grasmücke verstehen der Heher wie die Bachstelze; es beachtet ihn alsbald das ganze Geflügel des Waldes. Und wenn am Morgen aus dem benachbarten Kornfeld die Lerche singend sich erhebt, da erwacht von neuem der Gesang der kaum entschlafenen Nachtigall, und mit schmetterndem Tone stimmen der Grünling und Finke ein. Denn dieses ist die Stimme einer Lust, welche nicht die der Lerche oder der Nachtigall allein ist, sondern eine allgemeine alles Lebens; und wie am singenden Vogel alle Muskeln der Brust zugleich beim Gesang erbeben, so hallet jene Stimme der Lust, wo sie erwachte, alsbald in allen gesund fühlenden Lebendigen nach.

So lernen wir das merkwürdige Sprachorgan der Seele zuerst in jener nächsten und eigenthümlichsten seiner Eigenschaften kennen, in welcher es am Thiere den allverständlichen Naturlaut, am Menschen aber die Sprache der Begeisterung erzeugt. Wenn dein Mund die Worte eines Gefühles spricht, das nicht dein allein, sondern mein wie dein, das Aller ist, dann entbrennet in meinem Inneren das gleiche Gefühl; die Seele, den Banden ihres eigenen, engen, armen Selbst enthoben, folget ohne Widerstand dem übermächtigen Zuge, der dich bewegt. Dieß ist die Sprache, nicht des Mundes und der Kehle allein, die am leiblichen Ohr verhallet, sondern die Sprache der Seele, die zur Seele dringt und diese bewegt. Ich dachte nichts als mein eignes, armes Selbst, seine eitlen Wünsche, seine Sorgen, sein Elend. Da kam aus deinem Wort ein Leben, dessen Sehnen und dessen Kraft, dessen Lust und Schmerzen mächtiger waren, als das Sehnen und der Schmerz in meiner Brust. Das beengte Eigene war vergessen; ich gedachte Dessen, das nicht mehr mein allein ist, sondern dein und Aller, und ewig auch mein.

Im gastlichen Saale der Phäaken, als beim Mahle der Gesang ertönet, da entbrennt vor Wehmuth und Lust die Seele des Helden, und er verbirgt das thränende Auge im Gewand. Denn die Muse, welche Alles weiß, was fern und im Verborgenen geschehen, hat den blinden Sänger gelehrt, was im zehnjährigen Kampfe die Helden bei Troja erlitten, und durch der Wahrheit Kraft, welche im Gesange liegt, lebt in Odysseus Seele das alte Leid und die ganze Macht der vergangenen Sorgen von neuem auf. — Jene Sänger, von Gott begeistert, sahen und erkannten, wenn der Geist des Gesanges über sie kam, das, was einst geschah und was nachmals geschehen wird; mitten im Dunkel der Gegenwart das fern Künftige, in dem eitlen Wandel der Zeit das, was ewig bestehet.

So hat die alte Zeit der Heiden und Völker es schon gewußt und erfahren, daß die Sprache der rechten Begeisterung zugleich die Sprache einer Wahrheit sei, in deren Lichte das Gewesene wie das noch Werdende

frei und offenkundig da liegen. Dieses führt uns zur Betrachtung einer andren Eigenschaft des Gemeingefühles, in welcher dieses als Ahndungsvermögen erkannt wird.

Jenes Gefühl, das in Spallanzani's Versuchen die Fledermäuse, denen man die Augen genommen und Nasen wie Ohren verschlossen, so mit ihrer Umgebung vereint, daß sie, gleich wie vormals mit den noch sehenden Augen, den Schlupfwinkel im Gemäuer finden und im Fluge die im Zimmer ausgespannten Fäden vermeiden; jenes Gefühl, das, mit verschlossenen Augen, den Nachtwandler sicher auf seinem gefahrenreichen Gange geleitet, nennen die Physiologen das Gemeingefühl. „Dieses sei es, wodurch das öfter erwähnte, von James Eccles beobachtete Mädchen in einem Zustande, welcher dem des angehenden Todes glich, von den Personen, die sich ihm genähert, noch Kunde empfangen, obgleich weder das todtenstarre Auge jene gesehen, noch das erstorbene Ohr ihre Stimme vernommen. Das Gemeingefühl sei es, wodurch in den Zuständen des magnetischen Hellsehens die Somnambule mit dem Magnetiseur und andren magnetisch genäherten Menschen in eine solche innige Gemeinschaft trete, daß sie die noch nicht zum Wort oder zur That gewordenen Gedanken und inneren Sorgen derselben erkenne. Das Gemeingefühl auf einer höheren Stufe seiner Wirksamkeit, als in dem eben erwähnten Falle bei der verstümmelten Fledermaus, sei es, welches die magnetisch Hellsehenden über das belehre, was, von der dazwischen stehenden Wand verdeckt, im Nebenzimmer oder selbst am weiter entfernten Ort geschehe; denn es gründe sich das Gemeingefühl auf das Dasein und die Wechselbeziehung einer bald mehr, bald minder ausgedehnten Sphäre von unsichtbar ätherischer Natur, welche den lebendigen Nerven umgebe und von ihm ausgehe."

Wir kehren jedoch lieber zu dem gleich anfänglich zur Bezeichnung jenes wundervollen Seelenorganes gewählten Ausdruck zurück, weil uns derselbe unmittelbarer und näher zur Erkenntniß der einzelnen Eigenschaften und ihres inneren Zusammenhanges zu führen scheint: das Gemeingefühl ist das Medium, wodurch Seele zur Seele spricht, Seele der Seele sich vernehmlich machet.

Die Seele ist es, in deren innerem Rath und Willen die verborgenen Anfänge der noch künftigen Handlungen und Worte liegen. Wenn das erhöhte Gemeingefühl der Spinne und andrer Insecten, jenes Gemeingefühl, das dem Einzelleben zugleich mit dem Gesammtleben der äußeren Natur zukommt, den künftigen Witterungswechsel und andre Naturereignisse voraus bemerkt, wenn die magnetisch Hellsehende den nachfolgenden Ausgang der inneren, krankhaften Bewegungen in einer mit ihr in Beziehung gesetzten Person, ja die Annäherung einer zufällig erscheinenden, äußeren Gefahr vorhersieht, so geschieht dieses dadurch, daß Seele in Seele liest, daß der eine verborgene Anfang eines noch künftigen, äußeren Werdens den andren verborgnen Anfang des Werdens verstehet.

Machen sich doch schon durch die Wirksamkeit des äußeren, leiblichen Sprachorganes Menschen einander bemerkbar und verstehen sich, welche von undurchsichtigen Scheidewänden getrennt, sich nicht sehen können; es hört oft und verstehet der im Zimmer Verschlossene bei stiller Nacht gerade die Worte dieser oder einer andren bestimmten Person, auf welche der Zug der Aufmerksamkeit ihn lenket. Hier, wie in der höheren Region der Seelensprache, erscheint jener Zug, der die Aufmerksamkeit jetzt dahin, dann dorthin lenket, nicht selten wie etwas unerklärlich Zufälliges. Es sieht jener Engländer, dessen zwecklos scheinendes Ferngesicht neulich in öffentlichen Blättern erwähnt worden, durch die Seele der dort Gegenwärtigen und Sehenden den ganzen Verlauf eines Meuchelmordes, der noch an demselben Tage zu London in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen an dem Lord Schatzmeister verübt wird; er sieht Alles so klar und deutlich, als sei er selber leiblich zugegen. Nicht ein überlegter Wille, sondern ein andres, äußerliches Gesetz der Anziehung ist es, welches das krankhaft reizbare Ohr eines auf dem Siechbett Liegenden jetzt gerade mehr für dieses, als für ein andres, eben so lautes Geräusch öffnet.

Das Gemeingefühl ist indeß, selbst in seiner Aeußerung als Vorgefühl und Ferngefühl, nicht hörendes Ohr, sondern vielmehr eine innere, sprechende Stimme. Wiewohl es sich auch in diesem Gebiet des Seelenlebens so verhält, wie in dem ihm entsprechenden Leiblichen: es ist dasselbe vermittelnde Element (hier z. B. die Luft), dessen Erschütterung und Bewegung die Lunge bewirkt und das Ohr vernimmt. Ueberhaupt ist es die eigenthümliche Kraft und Bestimmung der Sprache, gleich einer inneren Sonne den von ihr beleuchteten Dingen erst deutlichen Umriß und Bestand zu geben; denn es wird die ganze Welt der uns umgebenden Sichtbarkeit erst dadurch zu etwas Bleibendem und deutlich Unterscheidbarem für den inneren Sinn, daß die Sprache ihr Namen gibt und Worte. So wird auch die Welt der verborgnen Anfänge, welche das Gemeingefühl bemerkt, durch einen Act dieses Gefühles, welcher dem Namengeben und dem Aussprechen des gegebenen Namens gleicht, erst aus dem sie verhüllenden Chaos geschieden und selbstständig beleuchtet, und es tritt hier, wenn etwa die magnetisch Hellsehende die noch künftigen Schritte der psychischen Wirksamkeit ihres Magnetiseurs besser bemerkt, als dieser selber, ein ähnliches Verhältniß ein, als beim Sehen und Gesehenwerden. Denn ich selber sehe nicht das Bewegen meiner Mienen, wohl aber ein Andrer, der mich beachtet.

Wenn um Islands nackte Felsen der Rabe unruhiger und wirbelnder als gewöhnlich herumkreiset, wenn er mit jenem eigenthümlich kollernden Geschrei, welches das Aufmerken des witterungskundigen Fischers erregt, die Schrecknisse eines nahen Orkans verkündet, während der Himmel noch ganz unbewölkt erscheint, da ist es, als verstünde das sinnige Thier den Blick dieses großen, über Alle geöffneten Auges der Natur besser, als ihn

der Mensch versteht. Wie etwa der Hund, ruhend zu den Füßen des Herrn, die Blicke desselben beachtet und den inneren Zug der Freundlichkeit oder des Unwillens selbst schon in den Augen und Mienen zu bemerken scheint. — Das Regen jener Schwinge, aus welcher Schreckniſſe und Furcht hinab in die sichtbare Natur strömen, bemerket überhaupt das Gemeingefühl der Thiere wie der Menschen öfter und deutlicher, als das Annähern der Segnungen und der milderen Sonnenblicke des Lebens. Die Sprache dieses Stimmorganes der Seele nahet, wie der Hauch der Rede, der aus Merlins Grab oder aus dem Geisterbild zu Endor kommt, dem gewöhnlichen, leiblich wachen Ohre fast immer nur im Gefolge der Schauder und der Schrecken. Dieses führt uns zu der Beachtung einer andren Eigenschaft des vielkräftigsten Organes der Seele, wodurch dasselbe zu Dem wird, was die Sprache Gewissen nennt.

Schon in dem Doppelsinn des deutschen Wortes: Ahndungsvermögen, deutet sich diese höchste Bestimmung des Gemeingefühles und ihr Zusammenhang mit der eben erwähnten, als Vorgefühl an. Denn es bezeichnet dieser Name zugleich den inneren Rächer der krankhaften Verirrungen der Seele und das prophetische Vorausbemerken der Folgen, welche aus diesen, dem Menschenauge oft verborgnen Abweichungen entstehen.

Wenn sich schon beim Thiere, wie etwa bei unsrem Haushund oder beim gezähmten Elephanten, das Analogon eines Gewissens zeigt, welches noch vor dem Empfangen der Strafe den Ungehorsam oder den wilden Ausbruch der nur künstlich gebundenen, thierischen Natur ahndet, so ist dieses gleichsame Gewissen nur auf das Verhältniß des zahmen Thieres zum Menschen gegründet. Im ungezähmten Zustand beißt und zerreißt der Hund alles was seinen wilden Trieb aufreizte, und freut sich der zerreißenden Kraft; eben so tödtet der wilde Elephant den zu kühn ihm nahenden Menschen und erfreut sich seines Sieges. Wenn aber der Mensch das eigenthümliche Bedürfen und Begehren jener Thiere in die Gemeinschaft seines eignen Wollens aufgenommen, wenn er ihre Natur dem Gesetz seines denkenden Geistes unterworfen hat, dann gestaltet sich in der Seele des Thieres ein gemeinsames Gefühl für die Richtung und Bewegung des fremden, höheren, und des eignen, untergeordneten Willens. Auf eine bemerkenswerthe Weise sehen wir bei einigen unsrer Hausthiere aus diesem psychischen Wechselverkehr mit dem Menschen eine eigenthümliche Sprache, man könnte sagen eine Sprache des thierischen Gewissens entstehen. Es drückt der fröhlich schmeichelnde Hund die Freude über das Wohlgelingen einer Handlung, welche der Mensch ihm geboten, eben so wie die Reue über ein Bestrafung erwartendes Vergehen, durch Gebärden und Töne aus, welche er sonst niemals im Verkehr mit andren Thieren oder selbst mit den ihm fremden Personen vernehmen lässet.

Wenn denn im Spiegel des menschlichen Willens das gezähmte Thier seinen eignen Willen und die abweichende Richtung desselben bemerkt und ahndet, da scheint allerdings noch vom Geist des Menschen aus ein andrer, mächtigerer Schrecken durch die Seele der ihrer selber nur mittelbar bewußten Creatur zu gehen, als der Schrecken oder die Furcht vor der bloß leiblichen Züchtigung. Selbst der mächtige Elephant, welcher die Furcht vor körperlicher Züchtigung von Menschenhand kaum kennet, wenn er in einem Aufwallen der alten Wildheit den Treiber getödtet, der ihn etwa zur Unzeit gereizt oder übermäßig angestrengt, stehet zitternd und die Schuld erkennend da und ist dann insgemein so nachgiebig und lenksam, daß ein schwaches Kind über ihn gebieten darf.

In der Seele des Menschen wird das Gemeingefühl durch einen Strahl des Geistigen und Göttlichen zum Gewissen und zur Sprache des Gewissens verklärt. Dieses ist ein gemeinsames Gefühl des unwandelbar guten, göttlichen Willens und des eigenen, so oft abirrenden Menschenwillens. So nothwendig wie mein Geist das, was er erfahren und sich vorstellet, in den Worten seiner Menschensprache bedenkt, so nothwendig spricht mein Gemüth über sein vormals und eben jetzt vollführtes Handeln in den Worten einer Sprache, welche nicht die gewöhnliche des Menschen, sondern die eines göttlichen Gesetzes ist. Die That, welche, ehe ich sie geübt, der begehrenden Seele so wenig bedenklich, so menschlich, so lieblich erschienen, wollte sich die Seele auch nachmals, als der langgehegte Wunsch zur Erfüllung gekommen, unter der ersten, harmlosen Gestalt darstellen. Da erschreckte mich eine Stimme aus dem Inneren, wie die Stimme eines Donners vom Berge und aus dem Donner Blitze, welche mein Handeln, sei dieses dem eignen oder fremden Menschenurtheil auch noch so harmlos erschienen, mit einem Lichte beleuchteten, das mich erkennen lassen, was mein Thun in Gottes Augen gewesen. Thräne des tiefsten Schmerzens, den meine Seele kennt, Thräne, nur zu oft vom Leichtsinn schnell getrocknet, dich hat mir nicht Furcht vor Menschenstrafe, nicht Furcht vor Menschenauge und Menschenurtheil oder ein dem Herzen des Kindes eingeprägter Wahn ausgepreßt, sondern, so wahr ein Gott ist, mächtiger als ich bin, es war ein Schrecken von Gott, es waren Schauder einer Ewigkeit, die sich in das bebende Herz ergossen, als ich gethan, was kein Mensch, sondern was nur das Gesetz in meinem Innren mir verboten. Du Spiegel von Erz, in welchem mein Wesen sich selber siehet, wie es in Gottes Lichte ist, obwohl es so oft wieder dahin gehet und vergisset, wie es gestaltet war, Spiegel von unwandelbarem Erz, wie oft hat die Luft, wenn sie vom Gesetz gereizet war, deinen Strahl zu verdecken gesucht! Aber es ist die Kraft eines verzehrenden Feuers in diesen Strahlen; die Hülle, so künstlich sie auch die lüsterne Seele gewebt, verstob alsbald in Asche.

„Aber, warum hat denn der Mensch, den eine sogenannte Philosophie des Tages den Menschen der Natur nennet, jenen Spiegel eines göttlichen

Willens, worinnen der geistig wache sein eignes Thun erkennt, so gar nicht oder doch so höchst unvollkommen und getrübt in sich? Ohne die Spur eines inneren Widerstrebens mordet der Indianer den vermeintlichen Feind und verzehrt sein Fleisch, ja er mordet, wenn die Sitte seines Volkes ihm dieß erlaubt, die alten Eltern und den eignen hülflosen Säugling oder gibt seinen eignen armseligen Leib verderbenden Gräueln hin. Scheint doch öfters selbst den Menschen, die gleiches Gewand der äußeren Bildung mit uns deckt, und welche bei der Göttin Vernunft ihre Eide schwören, zur Benennung ihres eignen Thuns das rechte, bezeichnende Wort innerlich ganz zu fehlen. Denn wie Fieberkranke oder schlagflüssig Gelähmte, welche die Benennung für die Gegenstände ihres Erkennens und Begehrens verwechseln, nennen jene geistig Lahmen das Verderben ihren Vater, den Fluch liebe Mutter; sie taumeln lachend um das Auge des Löwen, das zornfunkelnd auf sie blicket, und winden mit spielender Hand Blumen um die gifttrunkene Natter. Wo wäre da eine Stimme und Sprache im Inneren, welche das Wort „Gott" nennete, wo wäre da eine Sprache des Gewissens?"

Vergessen wir jedoch nicht, daß dieses nicht der ursprüngliche, sondern der krankhaft entartete Zustand unsrer Natur sei. Schon in jenen frühesten Menschenzeiten, welche die Geschichte mit Recht als die Kindheit unsres Geschlechts betrachtet, vernehmen wir aus der Brust des Schuldigen die Stimme eines Richters und Rächers, welcher mit dem vergänglichen Wesen von einer Ewigkeit spricht, die nur der unvergängliche Geist im Inneren kennet; schon in jener Zeit der Kindheit ist es aber nur die Nähe eines Göttlichen, in welcher und durch welche der Mörder das Rachegeschrei des unschuldig vergossenen Blutes vernimmt. Die Gabe des Gesetzes in die Menschenseele, des Gesetzes, welches unser Thun und Lassen richtet, ist so alt als die Gabe der Sprache und ist selber nahe mit dieser verwandt. Ein Entfernen von dem Quell beider hat aber hier wie dort eine Verwirrung herbeigeführt, welche nur durch eine neue, geistige Schöpfung gelöst werden konnte. Denn immer ist es nur ein Auge, das Alles sieht, in welchem der Geist des Menschen seine eigne, innere Gestalt erkennt, wie das gezähmte Thier (nach S. 177) sein Fehlen in dem höheren Spiegel des menschlichen Wesens gewahr wird. Unsre innere Natur verliert mit ihrer eigentlichen, lebendigen Sprache zugleich auch das Verständniß für die Stimme, die von oben kommt. Es geschieht dieses, nur in einem höheren Maßstabe, nach demselben Gesetz, nach welchem der Mensch, der lange Jahre auf einem wüsten Eilande außer allem Umgang mit sprechenden Wesen oder in einem fernen Lande unter anders redenden Menschen lebte, seine eigne Muttersprache verlernt.

Stets doch bleibt auch noch bei einem solchen Verlernen und Vergessen der Menschenseele das Organ, das zum Vernehmen der Stimme vom Berge und zum Antworten auf ihre Rede gemacht war. Es ist dasselbe nur übertäubt von dem Drange der Begierden und der Bewegungen der niederen Sinnlichkeit. Das äußere Getös schweigt, und die Stimme, welche ohne Aufhören ertönt, wird vernommen. Ein Mensch, welcher des göttlichen Gesetzes in seinem Inneren durch tausendfältiges Uebertreten gespottet hatte — ihm schien diese alte Schrift im Herzen längst zerstört — ein Mensch, lebendig begraben in Lüsten, stürzt mitten auf dem Wege des Lasters bei Nacht in eine Gruft, welche nach der Sitte des Landes Haufen von Leichnamen erfüllen. Da ist der lebende Leib mitten unter Todten und athmet mit jedem Odemzug den Aushauch der Verwesung ein. Sein Geschrei aus der Tiefe an so abgelegenem Orte hört kein Mensch; kein Laut, der Hülfe verspräche, kommt von außen zu dem ängstlich horchenden Ohre. Aber dem lange trunken Gewesenen wird in diesen Stunden der furchtbaren Nacht das innre Ohr wieder geöffnet für die Stimme des Gesetzes, das er verachtet, und es erwacht in ihm die Kraft eines andren, inneren Geschreies. Aus dem vom doppelten Tode Geretteten wurde nun ein Mann, der in viele Seelen das neue, innere Leben ausgoß und nährte, das seit jenen Stunden der Nacht in ihm begonnen: Benedetto Marcello, den die Geschichte der höheren, ernsteren Tonkunst unter ihren Meistern nennt. Nicht immer ist jedoch zum Wiedererwecken des scheintodten und gelähmten Organes ein so augenfälliger Anstoß nöthig gewesen, und es sind hierbei, wie wir dieß noch an einem andern Orte (im Abschnitt VII.) sehen werden, die Heilmittel nach der Natur der Seelen und dem Grade der Krankheit verschieden.

Taubstumme, wenn sie das gesprochne Wort auch nicht mit dem Ohre vernehmen, verstehen doch die Sprache der äußeren Gebärden und Mienen und vermögen durch diese sich selber verständlich zu machen. Es bedienen sich deßhalb die Erzieher mit Erfolg dieses Weges der Mittheilung, um solchen Verarmten und Verlassenen das geistige Erbtheil unsres Geschlechts mitzutheilen. So redet auch mit der Seele des Menschen, wenn in ihr das eigentliche Organ zum Aufnehmen und Mittheilen der Sprache des göttlichen Gesetzes gelähmt oder zerstört worden, dieses Gesetz eine äußerliche Zeichen- und Gebärdensprache, welche selbst der Schwerhörende noch verstehet. Oefters sind es die Schreckniſſe der Natur, die auf ihn wie ein Angesicht mit drohender Miene blicken; ein Sturm auf offnem Meere, der den sonst furchtlosen Seefahrer auf einem leicht schwankenden, ausgehöhlten Baume findet, oder ein Ungewitter in finstrer Nacht. — Die Väter und Helden der Insel sind versammelt, um (nach menschlichem Wähnen) sich zu berathen, ob noch forthin Odin und die andre Macht der alten Asengötter Island beherrschen oder ob sich dieses der hehren, Alles neu schaffenden Gewalt des Christenglaubens beugen solle; da kömmt Nachricht, daß zu Olves, nahe am Abhange des Gebirges der Roßweiden, Feuer aus der Erde gebrochen sei. Und der Donner des Vulcanes spricht dieselben

Worte wie die donnernde Stimme vom Berge im Inneren der versammelten Väter: Island wird von nun an der Predigt des Christenthums geöffnet.

Diese Zeichensprache der Natur, so leise wirkend und so bedeutungsvoll, verstehet öfters der Mensch mit gesundem Gehör und Sprachorgan nicht, wohl aber der psychisch Taube, zu dem sie gerichtet ist. So schreckt einen auf dem Wege des Ehebruches Begriffnen der Ruf der Wachtel im Kornfelde, einen Mörder das Geschrei und Herabschweben einiger Krähen des Waldes, in welchem jener eben das Blut des Bruders vergossen, denn ihm scheint es, diese Stimme der gegen ihn fliegenden Vögel will ihn bestrafen und gegen ihn zeugen. Ein Andrer erkennt an einem zerstückten Thier von giftigem Geschlecht das Vorbild des Schicksales, das seinen Leib erwartet, so oft zu Thaten gemißbraucht, furchtbarer und abscheulicher als der Biß der Natter, und zugleich erwacht in ihm das innere Verständniß für das Gesetz aus Gott. — Ein Geschrei, das bei stiller Nacht ins Ohr dringt, ähnlich scheinend dem Angstgeschrei, das der Gemordete in seinem letzten Kampfe ausgestoßen; der Anblick des Blutes, selbst nur von einem geschlachteten Thiere oder der Anblick der Stätte, wo der Mord geschah, so wie der öfter wiederkehrende Schrecken eines nächtlichen Traumes haben nicht selten die entartete Menschennatur so mächtig und tiefeindringend bewegt, daß sie den leiblichen Tod viel weniger gefürchtet, als die im Inneren wach gewordne Angst. Wo diese wohnt und waltet, da macht sie selbst der leise Flug der Kraniche des Ibycus äußerlich kund und sichtbar.

So zeigt es sich öfters, daß das Organ der natürlichen Sprache der Seele nicht, wie dieß geschienen, vernichtet, sondern bloß gebunden oder von einem irrenden Wahnsinne, „welcher der Zunge falsche Namen und Worte, statt der rechten unterlegte," gemißbraucht war. Wie zuweilen, nahe an der Stunde des Todes, die Gebundenheit des Verstandes durch Wahnsinn oder Dumpfheit verschwindet, und das gesunde Selbstbewußtsein wiederkehret, so wird auch, wenn sich der Seele der „König der Schrecken," der Tod nahet, die Zunge des inneren Sprachorganes wieder gelöst, und dieselbe spricht Worte, deren Sinn und Wahrheit durch Mark und Bein dringet. Ja, wenn zuletzt im Tode alles andre Bewegen, alle Kräfte der Seele schweigen, da bleibt und spricht noch diese Stimme mit dem Geiste allein.

Wir betrachten nun noch in wenig Zügen die Stellung und Wechselbeziehung des inneren Sprachorganes zu den andren Organen der Seele und ihren Verrichtungen.

Die Organe der leiblichen Stimme und Sprache liegen bei dem Menschen mitten zwischen der oberen Region des Hauptes und seiner erkennenden Sinnen und zwischen den Gliedern und Eingeweiden des Rumpfes. Und dennoch sind sie so scharf von beiden Seiten geschieden. Denn im Indifferenzpunkt des Leibes gelegen, stellen dieselben, wie wir oben im §. 16 sahen, einen kleinen, für sich bestehenden Organismus, eingeschlossen im größeren, dar. — Die Luftröhre, mit ihrer Stimmritze, ist zugleich zum Aufnehmen der belebenden Himmelsluft und zum Aushauchen des Tones; die sprechende Zunge zugleich zum Schmecken der Nahrungsmittel bestimmt, und Speiseröhre und Luftröhre gesellen sich an ihrem Anfange wie in ihrem Verlaufe nachbarlich zusammen. Dennoch ist die Luftröhre durchaus nur zur Aufnahme des luftförmigen Stoffes geschickt, gegen alles Andre empfindlicher schmerzhaft als jedes andre nach außen geöffnete Organ. Endlich so erkannten wir an dem leiblichen Abbild des Seelenorganes, welches wir hier betrachten, daß der hörbare Ton nichts Andres sei, als das eigenthümliche Erbeben der Muskelfibern bei der gewöhnlichen Bewegung des Muskels, welches hier, in dem kleineren, selbstständigen Organismus der Stimmorgane ungehemmt und frei hervortritt, während es anderwärts an dem überall von Fleisch und dem Gewebe der Gefäße und Häute umgebnen Knochen der Glieder eben so wenig zum Ton werden kann, als der Anstoß, der an eine allenthalben von Sand und Schlamm umhüllte Saite geschiehet.

In der Seele, so sahen wir bereits und werden es noch weiter sehen, entsprechen die Gefühle den Nahrungsmitteln, und das innere psychische Fühlen dem Nahrungnehmen. Den Muskeln und ihrem Bewegen gehet das Begehrungsvermögen der Seele parallel; dem leiblichen System des Hauptes stehet die Region des Selbstbewußtseins sammt Verstand und inneren Sinnen gegenüber.

So wird dann in dem Wesen und den Eigenschaften des Gemeingefühles ein Angränzen, beides an die Natur des ruhigen Erkenntniß- wie des Begehrungsvermögens gefunden, so wie ein nachbarliches Zusammengesellen und Verwandtsein mit den Gefühlen im eigentlichen, engeren Sinne. Und dennoch ist zugleich jenes innere Organ ein von allen übrigen Seelenvermögen so scharf abgetrenntes, selbstständiges Ganzes, daß weder das natürliche Ansehen, welches wir dem Urtheil unsres Erkennens beilegen, noch die Kraft der Gefühle das hinwegräsonniren und verlöschen kann, was die wundervoll beharrliche Stimme des Gemeingefühles spricht! — Allgewaltig, wie dem Thiere der Instinct, gebietet diese Stimme selbst dem Menschen. Die Vernunft empört sich, das Gefühl widerstrebt, aber die Stimme gebietet fort, bis der Hörer gehorcht.

Wie das gemeinsame Organ des Athmens und der Stimme am Menschenleibe, so dient auch das Gemeingefühl der Seele dem Verkehr mit einem oberen, allgemeinen Element des Lebens, durch welches und in welchem allein das Einzelleben beständig sich erneut und erhält. Wie endlich die bewegende Kraft des Nerven durch den Muskel hindurch am freier gestellten Stimmorgan zum hörbaren Ton wird, und wie das ausgesprochne und

vernommene Menschenwort dem sinnlich Erkannten und Erfahrnen erst sein Verbleiben und seinen festen Bestand für die innere Region des Geistigen gibt, so wird jedes Bewegen und jede That unsres Begehrungsvermögens an und in dem Sprachorgan der Seele, dem Gewissen, zu einem inneren Wort und Namen, welcher, so sehr dieß auch der schnell vorübereilende Leichtsinn verkennen mag, unsrem scheinbar oft so bald vergessenen Handeln ein unvergängliches, ewiges Sein und Bleiben gibt. Hier hallet alles das, wobei der Mensch mit seinem eigenen Selbst sich allein glaubte, auch einer oberen, unsichtbaren Region des Geistigen vernehmbar nach; denn das Gewissen ist die Stimme eines Wechselgespräches der Menschenseele, nicht allein mit sichtbar lebenden Wesen ihrer Art, sondern mit einer Welt des verborgnen Lebens in Gott.

Allerdings ist es erst der Geist, der das Gemeingefühl der Seele im Menschen zu dieser seiner höchsten Bestimmung erhebt. Wie auch beim gewöhnlichen Sprechen der Leib den hörbaren Laut, die Seele den Ton und melodischen Gesang der Stimme, der Geist aber zu dem Laut und dem Ton das tief bedeutungsvolle Wort gibt. Aber daß jenes Organ zunächst der Seele, nicht dem Geist angehöre, zeigt sich darinnen, daß wir es, wenn auch minder hoch entfaltet, eben so beim Thiere und Menschen zugleich finden, als das leibliche Stimmorgan.

In seiner Stellung zu den andren Organen und Kräften der Seele und in seiner scharfen Abgeschiedenheit von denselben gleichet das Gemeingefühl — und zwar am meisten da, wo es im Menschen zum Gewissen wird — einem verschlossenen Garten, zu dessen Innerem der Herr des Hauses allein den Schlüssel in seiner Hand führet. Sein Odem webet da unter den Bäumen des Lebens und wecket in der Brust des Vogels den melodischen Gesang auf, gestaltet die Menschentöne der Harfe zum Liede der Begeisterung, verklärt die innere Rede des Menschengeistes zum Gebet.

Erläuternde Bemerkungen. Obgleich das Gemeingefühl (*κοινὴ αἴσθησις*) von Nicephorus (Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. cm. not. Dion. Petav. p. 377) nur als das gemeinsame Centrum der Empfindungen der fünf Sinnen beschrieben wird, so soll es dennoch, als ein göttlicherer Sinn (*αἴσθησις θειοτέρα*), welcher, selber zwar von niederer Art, dennoch zugleich in unmittelbarer Beziehung steht auf die erkennende Seele (*τῇ νοερᾷ ψυχῇ*), etwas Aehnliches bezeichnen, als oben im Paragraphen mit dem Worte Gemeingefühl angedeutet wurde.

Sowohl das griechische als auch das lateinische Wort, welches Gewissen bezeichnet (*συνείδησις* und conscientia), deutet in seinem Doppelsinn die Natur des im Paragraph beschriebenen merkwürdigen Seelenorganes an; denn das Gewissen ist ein Mitwissen der Seele mit dem allgegenwärtigen, allwissenden Gott. — Eben deßhalb, weil das Gewissen zugleich an der Kraft des Göttlichen Theil hat, ist es, wie sein deutscher Name sagt, ein „Gewisses." — Es erscheint, nach Philo, in der Seele wie die noch gesunde und frische Farbe (an einem

sonst aussätzigen Körper), neben welcher dann das Kranke und Todte erst als das, was es ist, erkannt wird (Phil. quod Deus sit immutab. 311, et Mang. I, 291 — das Gewissen heißt da, wie an mehrern andern Stellen *ἔλεγχος*, für welches Wort Origen. Hom. VIII in Levitic. *λόγος* las). — Das Gewissen ist ein Mensch im Menschen; der innere Mensch in der Seele des Menschen, und es zeigt sich hier bald als Herrscher und König, bald als Richter und Vergelter (id. i. L. deter. potior. insidiat. 159, ed. Mang. 195, 196). Es ist ein innerer, dem Menschen eingeborner Richter (id. de dec. Oracul. 765, ed. Mang. II, 195).

Das Gewissen ist der Geist, der im Menschen wohnt, 1 Cor. 2, 11; Röm. 8, 16; der unvergängliche Geist (Origen. Comment. in ep. ad Roman. L. II, 9 seqq. ed. Par. IV, 486, 487). Es ist die Stimme der Wahrheit in uns, die Wahrheit aber ist Gott (St. August. Serm. XII, de loc. Job. 1, 6; Matth. V, 8, ed. Par. T. V, p. 73).

Das Seelenorgan, welches der Weissagung und der Begeisterung fähig ist, das ist zugleich auch das, wodurch das Göttliche erkannt wird; denn die Idee des Guten kann nach Plato (Phileb. 63, e) nur durch Weissagung erfaßt werden; die ächte Philosophie ist ein Werk der Begeisterung.

In ihrem wundervollen Vermögen des Gemeingefühles erscheint die Seele allerdings, wie Philo (quod Deus sit immutabil. 297, ed. Mang. I, 277) sagt, als das vollkommenste musikalische Instrument.

Während Sokrates die Mantik als Ergänzung für unsre Unwissenheit über zukünftige und ungewisse Dinge anempfiehlt (Xen. Mem. I, 1 u. 6 vergl. mit Anab. III, 1), erscheint die Gabe zu weissagen schon dem Origenes (contr. Cels. III, 25, ed. Par. Vol. I. p. 461) bloß als etwas in der Mitte Schwebendes (*μέσον*) oder Indifferentes, was eben so gut dem Bösen als dem Guten zukommen kann.

Jener innere Richter und Rächer, das Gewissen, hat eine lautere Stimme als die Liebe zum Leben. Das Wort des ewigen Richters selber: „wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen werden", ist so mächtig tief in das Herz (im Hebräischen hat das Gewissen den Namen Herz לֵב) des Menschen eingegraben, daß Mörder, in denen das Herz wach und gesund geworden war, selber dringend darum baten, man solle auch sie am Leben bestrafen. Denn, nach Plato, „bessert die Strafe, und der ist weniger elend, welcher, wenn er Böses that, die Strafe erleidet, als jener, welcher ungestraft dahin geht" (Plat. de republ. II, 380, a; IV, 439; Georg. 479, c). Ueber diese Eigenthümlichkeit des Menschenherzens (לֵב) in dem Doppelsinne der Schriftsprache, nach welchem es zugleich Gewissen ist, sagt M. Fr. Rock in seinem tiefgründenden Buche: Fundamenta Psychologiae, ex sacra scriptura sic collecta ut dicta ejus de anima ejusque facultatibus agentia collecta, digesta atque explicata sint (1769) Folgendes: Cor hominis uniuscujusque a Deo ita formatur ut principium vitae moralis esse possit. Nam etiam aeternitatem dedit Deus in cor (hominis), ideo quod non invenit homo opus, quod fecit Deus a principio usque ad finem. (Coh. III, 11) — — Nimirum, quia homo non invenit Opus Dei, i. e. a priori non intelligit, ac tamen ei inservire atque se accommodare debet: propterea dedit Deus

aeternitatem in cor ejus, i. e. indidit cordi ejus instinctum ad aeternam felicitatem spectantem, ut hunc sequens per fidem, quae est *ὑπόστασις ἐλπιζομένων καὶ πραγμάτων ἔλεγχος μὴ βλεπομένων* operi divino se conformet immo opus Dei insigne fiat. Addimus sententiam Pauli Rom. II, 15: ostendunt inquientis (gentes) opus legis scriptum esse in cordibus suis etc. Opus legis est ejus activitas, i. e. vis jubendi, accusandi, approbandi cum auctoritate; quae est ejus essentia, cum litera, in quam lex relata est, accidens sit. Quod hoc opus legis in cordibus scriptum dicitur, ostendit, cor uniuscujusque hominis esse receptaculum divinarum operationum, quibus se Deus homini ut Deum ac Dominum adorandum ac timendum demonstrat (I. c. §. 5. p. 85 seq.).

Das Gemeingefühl, ein Gefühl, das schon über den beschränkten Kreis des bloßen Wahrnehmens und Fühlens dessen, was das Einzelwesen angeht und berührt, hinausliegt, über diesen Kreis frei erhoben ist (m. v. §. 16), gleicht einer frei ausgespannten Saite oder vielmehr der frei schwebenden, leicht beweglichen Luft, welche sobald ein lauter Ton erschallet, denselben nachtönt. Das eigenthümliche Verhältniß des Gemeingefühles zu einer höheren Welt der unsichtbaren, geistigen Anfänge (Principien) und die Kraft der letzteren, zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise, ganze Zeitalter und Völker — wie zu einem gemeinsamen, harmonisch tönenden Liede — aufzuwecken, zeigte sich besonders in solchen großen Momenten der Geschichte unseres Geschlechts, wie der war, welcher der Ankunft und Verbreitung des Christenthums unter den Völkern voranging (m. v. m. Ahnd. ein. allg. Gesch. d. Leb. 2ten Theiles 2ten Band). Das gemeinsame, einstimmige Lautwerden des Ahndungsvermögens bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Ländern in dem erhabensten und größten Augenblick der Menschengeschichte, in der Zeit der Erfüllung alles Hoffens, glich dem tausendstimmigen Gesange aller Vögel eines waldreichen Landes, der zumal in allen Thälern und auf allen Hügeln umher ertönet, wenn der Frühlingsmorgen über das Land aufgeht. Der Inhalt des damaligen großen Liedes der Völker erscheint überhaupt als das Hauptelement aller Bewegung und Aufregung des Gemeingefühles im Menschen. Er ist der Anfang aller von oben herniederwärts, in die Sichtbarkeit gehenden Lebensbewegung (§. 18), und für dieses Bewegen ist das Gemeingefühl eben so ein leitendes Medium, wie der Metalldraht für die Elektricität, wie das Eisen für den Magnetismus. Das Eisen ist seiner inneren Natur und Entstehung nach nicht bloß verwandt mit dem Magnet, sondern mit dem magnetischen Princip selber; es danket sein eigenthümliches Wesen der in ihm freier gebliebenen, im ungebundenen Zustand wirksamen, magnetischen Kraft. Eben so ist auch das merkwürdige Seelenorgan des Gemeingefühles seinem inneren Wesen und Ursprunge nach mit dem eben erwähnten Element verwandt, für dessen aufregende Einwirkung es zunächst vorhanden und gemacht ist. — Es steht indeß auch hier die Empfänglichkeit für den natürlichen und gesund aufregenden Einfluß, eben so wie z. B. jedes lebende Organ des Leibes, auch für einen entgegengesetzten, feindseligen Einfluß offen; jenes Seelenorgan kann im kranken Zustande zu furchtbaren Bewegungen eines fanatischen Wahnsinnes aufgeregt werden, wie wir dieses an einem andern Orte noch weiter betrachten wollen.

Ueber das oben S. 172 gebrauchte Bild vergleiche man Ossians Fingal, 5ter Gesang von 487 bis 490 und anderwärts. — Bemerkenswerth ist das Eigenthümliche und Ausgezeichnete, das an der Sprache und Stimme des erwachten und eigenkräftig gewordenen Gemeingefühles im Vergleich mit der alltäglichen und gewöhnlichen Stimme und Sprache des beschränkten, eigenen und leiblichen Bedürfnisses gefunden wird. Die Stimme, welche die Brut-Henne von dem ersten Augenblick des belebenden Brütens an bis dahin, wo die schon kräftiger gewordenen Küchlein der mütterlichen Pflege entwachsen sind, von sich hören lässet, ist eine ganz andre, als die gewöhnliche, eben so die Stimme des Vogels, der seine Lieder des Frühlings und der Liebe singt. — Eine Kraft der Mitaufregung des Gemeingefühles bei Anderen liegt nicht bloß in der Sprache der gesunden und ächten, sondern auch in der Sprache der falschen, fiebertrunkenen Begeisterung. — Ueber andere oben erwähnte, dem Gemeingefühl zugeschriebene Erscheinungen s. m. den §. 26. Die oben S. 175 erwähnte Geschichte des geistig fernsehenden Engländers stand im Jahrgang 1829 der Times vom 16. August mit der Bemerkung, daß alle Zeugen noch am Leben seien; sie ist kürzlich folgende: In der Nacht vom 11. Mai träumt Mr. Williams zu Scorrierhouse bei Redruth in Cornwallis, er sei in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen zu London und sähe da einen Mann, der mit einem Pistol einen eben hereintretenden Herrn niederschösse, einen Herrn, von welchem man sagte, er sei der Kanzler. Der Traum erschüttert ihn so heftig, daß er darüber aufwacht und auch seine Frau aufweckt, um ihr den Traum zu erzählen. Diese ermahnt ihn, sich das grundlose Nachtgesicht aus dem Sinne zu schlagen und wieder einzuschlafen. Er schläft auch wirklich bald wieder ein, fährt aber kurz hernach wieder auf und erzählt, daß ihm ganz derselbe Traum noch einmal geträumt habe. Auch jetzt zwingt er sich jedoch zur Ruhe und schläft wieder ein. Da ihn aber nun dasselbe Traumbild zum dritten Male erschreckt, steht er zwischen 1 und 2 auf und kleidet sich an. Beim Frühstück ist von nichts die Rede, als von jenen Träumen, und Williams Seele ist davon so voll, daß er am Vormittag zu Fallmouth, wohin er eben einen Weg gemacht, jedem Bekannten, der ihm begegnet, sein Traumgesicht mit allen seinen Nebenumständen erzählt. Am andern Tag besucht ihn sein Schwiegersohn, H. Tucker, von Trematon-Castle. Auch diesem erzählt Williams, ohne sich durch das Lachen der Seinen hindern zu lassen, sogleich seinen Traum. H. Tucker erwiedert: für ein bloßes Phantasiespiel der Nacht schicke es sich zwar wohl, daß der Kanzler in die Vorhalle des Hauses der Gemeinen komme, in der Wirklichkeit geschehe dieses jedoch niemals. Da indeß Williams im weiteren Gespräch das Aussehen des Ermordeten genau und umständlich beschreibt, erkennt H. Tucker darin mit voller Uebereinstimmung den Herrn Perceval, den Kanzler der Schatzkammer (Schatzmeister), so daß er verwundert seinen Schwiegervater fragt, ob derselbe wohl Herrn Perceval persönlich kenne? Williams hatte jedoch weder den Schatzmeister noch die Vorhalle des Hauses der Gemeinen jemals in seinem Leben gesehen, auch hatte er jenen niemals beschreiben hören. Der sonderbare Träumer wird jedoch bald darauf noch viel mehr in der Meinung über die Bedeutung seines (übrigens ganz zwecklos erscheinenden) Ferngesichts bestärkt; denn es kommt noch während der Anwesenheit des Herrn Tucker die Nachricht, daß wirklich am

Abend des 11. Mai Hr. Perceval von einem gewissen Bellingham (auch diesen hatte der Träumer ganz genau beschrieben) in der Vorhalle der Gemeinen erschossen worden sei. Nach einiger Zeit reist Williams in Geschäften nach London, besucht jetzt das Haus der Gemeinen und sagt schon beim Anblick: dieser Ort ist mir so genau durch meinen Traum bekannt, wie irgend ein Zimmer in meinem Hause, bezeichnet hierauf beim Eintreten, ganz mit dem wirklichen Ereigniß übereinstimmend, den Ort und jeden einzelnen begleitenden Umstand der Mordthat. — Von der ansteckenden Gewalt der Visionen s. m. ein merkwürdiges Beispiel in Beckers bezauberter Welt, herausgegeben v. Semler III, 245, von einer Schiffsmannschaft, welche ihre Vision sogar durchs Fernrohr fortdauernd bemerkte. — Aehnlich dem oben erzählten Ferngesicht des Herrn Williams war das in Buchanans hist. Scot. L. XVIII erzählte Ferngesicht des im Sterben liegenden Jac. Lodin, welcher die Ermordung Jacobs V. sah. M. v. auch ebendas. L. XIII. — Von der Kraft des Benennens der Gegenstände, von der Kraft der psychischen Zueignung, welche die Seele durch den Gebrauch des Wortes empfängt, wird noch später (schon im §. 39 und 40) die Rede sein. — Auch der geistig verirrte Mensch erkennt vermittelst des Gemeingefühles zuweilen im Auge eines andern, geistig Wachen und Gesunden sein eignes Abweichen und Verirren wie in einem Spiegel. Als Beispiel diene hier eine Geschichte, für deren Glaubwürdigkeit mehrere noch jetzt lebende, treffliche Männer bürgen. Zu Berg bei Stuttgart lebte ein alter ehemaliger Müllermeister: Johann Georg Boley, der vom Schlagfluß gelähmt und ganz entkräftet das Bett hüten mußte, während aus den feurigen, durchdringenden Blicken und aus seinen Worten ein kräftiger, gesunder Geist sprach. Eines Tages war er allein im Zimmer. Da tritt ein fremdes Bauernweib herein mit einem Fäßchen und bietet ihm Branntwein zum Kauf an. Er bedarf keinen; er weist das Anerbieten verneinend von sich. Sie fragt noch einmal, er antwortet dasselbe. Die Verkäuferin wird immer zudringlicher und unbescheidener mit ihrem Anerbieten, will nicht von der Stelle gehen. Boley schaut sie auf seine ernste, durchdringende Weise an. Das Weib, nachdem es mit frechem Auge eine Zeit lang diesen durchdringenden Blicken entgegengeschaut, wird auf einmal stumm und zugleich unruhig. Mit immer steigender Angst bricht sie zuletzt das Schweigen und fragt: Was sieht Er mich denn so an? — Boley antwortet ihr nichts. — Sie wiederholt mehrere Male ihre Frage; Boley schweigt noch immer. — Da ruft sie, wie außer sich: „Er braucht mich nicht so anzusehen, ich habe nichts Böses gethan.“ — Boley schweigt. — „Ich habe gewiß nichts Böses gethan! seh' Er doch einmal weg, man meint ja, Er wolle einen erstechen.“ — Boley blickt sie noch immer ernst und schweigend an. — „Ach lieber Gott, lasse Er mich doch gehen! — Was will Er denn von mir? Ach Gott, ich sehe schon, Er weiß es! Ich will's Ihm ja gerne gestehen! Eins habe ich gehabt.“ — Boley, noch immer sie ernsthaft anblickend, sagt: „So? so? Eines? ich habe Sie nicht gefragt.“ — „Ja, ein uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr.“ — Boley fragt mit immer ernsterem Blicke: „So? nur Eines?“ — „Woher weiß Er denn Alles? Ja freilich hab' ich Zwei gehabt. Aber sag' Er's um Gotteswillen Niemand. Ich hab' ihnen gewiß nichts zu leid gethan! gewiß nichts!“ — „So,“ fragt Boley, „nichts zu leid gethan?“ — „Ach Gott im Himmel! nein, ich hab' Eins davon erstochen! was ist das

für ein Mann, Gott behüt' einen vor diesem Manne!“ — Mit diesen Worten läuft sie schreiend zum Hause hinaus und ist ihm schnell aus den Augen, ehe er sich nur besinnen kann, was zu thun sei. — Möge man solche unwillkürliche Bewegungen und Aeußerungen des Gewissens mit dem Wahnsinn vergleichen, mit welchem sie in einer gewissen Beziehung verwandt sind, sie bleiben deßhalb dennoch in ihrer ganzen, ernsten Bedeutung bestehen. Die Geschichte der Criminal-Untersuchungen ist voll von Fällen, welche die Uebermacht des Gewissens über den Willen und über alle Vernunft und Ueberleguug des Menschen beweisen. Oefters erwachen die unwillkürlichen inneren Bewegungen durch irgend ein anderes, lebhaftes Gefühl. In der Geschichte der furchtbaren Giftmischerin und Heuchlerin Anna Margaretha Zwanziger, die am 11. September 1811 zu Culmbach enthauptet worden, ist es zuletzt die ruhige Erzählung des besonnenen Richters, daß man den Leichnam der (vergifteten) Justizamtmännin Glaser wieder ausgegraben habe, und der feste Blick des Richters auf diese Missethäterin, was alle heuchlerische Verstellungskunst der Letzteren überwindet und sie zum ersten Geständniß bringt (man vergleiche Feuerbachs actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen I, S. 1—53). — An den mitten durch die Bewegungen des eigenen Willens gehenden, diesen öfters widersprechenden Gang des Gewissens erinnern auch einige bemerkenswerthe Züge in der Geschichte des Thierreiches. Hier geschieht es öfters, daß vermittelst des inneren Organes des Gemeingefühls ein Thier die Regung seines Instinctes, der es nicht für sich allein Genüge zu leisten vermag, auf ein anderes überträgt oder auf dieses fortpflanzt. Dieses Letztere führt dann, selbst gegen sein eigenes natürliches Interesse, ja scheinbar zum größten Nachtheil und Untergang desselben, das ihm übertragene, fremdartige Werk fort; wie die Grasmücke die ihm übertragene Pflege für das Ei und das Junge des Kukuks. So versiehet auch eine fremde Ameise für ein äußerlich verkümmertes und hilfloses Geschlecht von verwandter Natur den Dienst des Bauens, der Verpflegung der fremden, jungen Brut und selbst der schon erwachsenen Bewohner des Baues (m. v. m. allgem. Naturgesch. S. 867); das Weibchen des Goldkäfers erbt im Augenblick des Sterbens die Berücksichtigung der zarten, jetzt mutterlosen Brut auf die Bewohner des Ameisenbaues fort, bei denen diese Berücksichtigung ganz gegen die eigenthümliche Natur und Weise zu sein scheint. Diese Art einer psychischen Fortpflanzung durch und auf das Gemeingefühl erinnert wirklich zuweilen an die gewaltsame Fortpflanzung der Hundenatur auf ein anderes, sonst gar nicht zum Beißen geeignetes Thier, beim Biß eines tollen Hundes. — Auch beim Menschen treibt das Gemeingefühl in seiner Function als Ahndungsvermögen die Seele zuweilen zu Handlungen an, welche dem Verstand ganz zwecklos und selbst widersinnig erscheinen, so daß er sich der Ausführung zu widersetzen strebt. Meistens jedoch vergeblich; denn die sonderbare, innere Stimme, wenn sie in einem vielbekannten Falle einem besonnenen Manne (dem Prof. der Mathematik, Böhm in Marburg) gebot, das Bette, in welchem er zu ruhen pflegte, von seiner gewöhnlichen Stelle hinweg an eine ganz andere zu rücken, läßt nicht nach aufzufordern und anzutreiben, bis der Verstand nachgegeben, und erst das Herabstürzen des Deckengemäuers in der nächsten Nacht auf die Stelle, wo vorhin das Bette gestanden, rechtfertigt die Zudringlichkeit der inneren, prophetischen Stimme. Eben so rechtfertigte

sich das Vorausgesicht einer Taubstummen, von welcher Madame Beaumont erzählt (m. v. den 8ten Band des Magaz. d. Nat. u. Kunst). Aehnliche Fälle des Vorausgesichts jenes des Dr. Knape in Moritz's Magazin u. a. m. Von dem gestaltenden Einfluß des menschlichen Umganges auf das Gemeingefühl der Thiere finden sich in Heggelins Leben (beschr. durch Joh. Mich. Sailer) mehrere merkwürdige Fälle erzählt. Auch die beiden Rößlein des verstorbenen Notars Hofmann in Kornthal gaben ein Beispiel von der erziehenden Macht des Menschen über das Gemeingefühl der Thiere, indem sie, dem Stalle bei Nacht entkommen, in den engen Gängen eines schönen Gartens mehrere Stunden lang sich ergingen, ohne an den Pflanzungen und Beeten den mindesten Schaden zu thun.

Der große Kreislauf des Werdens.

§. 37.

Zwei Welten des Geschaffenen sind es, in denen das Leben der Seele die Rolle seines Wirkens spielt, eine des Unsichtbaren und eine der Sichtbarkeit. Die Seele ihrem eigentlichen Wesen nach gehört der ersteren, der Leib aber, in welchem die Seele lebt, der andren an. Ein Verhältniß, welches dem der sichtbaren Leiblichkeit zu der unsichtbaren Wesenheit der Seele gleichet, ist schon jenes, das zwischen einem leiblich Gegenwärtigen und Gewordenen und einem Fernstehenden und künftig Werdenden bestehet. Wenn die bildende Lebenskraft der Seele den Leib des Ungebornen bereits im Mutterschooße nicht allein für den Zweck seiner Selbsterhaltung, sondern zum Dienst und Verkehr einer Welt der Mitlebenden gestaltet (nach §. 29), wenn das mütterliche Thier, getrieben durch die Regungen des Instinctes (des Gemeingefühles im weitesten Sinne des Wortes), mit einer bis ins Kleinste gehenden Vorsorge der noch ungeborenen Brut die Wohnstätte und Nahrung bereitet, wenn das wandernde Thier den Zufluchtsort sucht und findet, den es noch nie gesehen, da ist dieß ein Hinübergreifen der sichtbaren Wirksamkeit in ein Gebiet des Unsichtbaren.

Die ganze Welt des Leiblichen und sinnlich Wahrnehmbaren ist aus den urbildlichen Anfängen einer geistigen und unsichtbaren Region hervorgegangen (§. 3); die Einzelwesen der Sinnenwelt sind die zur That gewordenen Gedanken einer Schöpferkraft, welche von Anfang war und ohne Ende bestehet. Wie nach der Lehre der Pythagoräer der Erde eine Gegenerde, so entspricht in dem Kreise des Seelenlebens der äußeren Schöpfung eine innere Schöpfung der Vorstellungen und der Gedankenbilder. Eben so wie der unsichtbare Anfang zu einem sichtbar Leiblichen geworden, so wird dieses, wenn es in die Region seines Ursprunges zurückkehrt, im Kreise des Seelenlebens abermals zu einer unsichtbaren Wesenheit, gleich dem Wasser, das aus der Luft kam, wenn es als unsichtbarer Dampf von neuem in die Luft sich erhebt. Das Gedankenbild hat für unsern inneren

Sinn nicht nur dieselbe Form, wie der Gegenstand, der denselben durch den äußeren Sinneneindruck erzeugte, sondern es wohnet ihm auch dieselbe Schöpferkraft der Selbsterhaltung und Fortzeugung bei, welche in das sichtbar erschaffene Urbild gelegt ist; es trägt in sich den fruchtbaren Samen der Erinnerung. Ja das Gedankenbild ist, gleich dem unsichtbaren Anfang des leiblich gewordenen Wesens, nicht so wie dieses von endlicher Natur; es bestehet fort, wenn der Gegenstand, der es hervorrief, längst vergangen ist: auf dem Wesen der Erinnerung ruhet ein Abglanz der Ewigkeit.

Wer und woher sind aber diese Gedankenbilder, wer und woher ist diese vielgestaltige Welt unsrer Erinnerungen? Ist dieselbe ein Erzeugniß von leiblicher Art, das sich wie der Wasserdampf am winterlich kalten Fenster zum blätterähnlichen Gebilde, so aus dem Eindruck auf die Sinnen an den Innenwänden des Gehirns ansetzt, bis die Verwesung das wundervolle Gefüge in modernde Flüssigkeit auflöst?

Wir müssen hier abermals an das erinnern, was wir oben §. 29 S. 97 und anderwärts von der Bereitung des Leibes durch andere mitwirkende Kräfte als die der eignen Lebenskraft zu dem Zweck des eignen und eines allgemeinen Seins der Sichtbarkeit aussagten. Was der leibliche Schooß der Mutter für den in ihm sich entwickelnden organischen Leib des Ungebornen, das ist für die Seele das mütterliche Walten einer allbedenkenden Schöpfermacht, welche wie die Seele alle Glieder des Leibes, so alle Einzelwesen lebensträftig durchdringt und zu einem harmonischen Ganzen vereint. An dem Leibe des Thieres bezieht sich jeder einzelne Theil auf den Wechselverkehr nicht nur mit den andern Theilen des Leibes, sondern mit jenem äußeren Gegenstand, zu dessen Erfassen und Aufnehmen er bestimmt ist. Die Zunge wie die röhrenartig verlängerte, zahnlose Mundhöhle mit enger Oeffnung mit ihrem von der allgemeineren Form weit abweichendem Bau sind gerade so, wie sie sind, zum Empfangen der für dieses Thier bestimmten Nahrung, der Ameisen gemacht (S. 86); an der Arbeitsbiene ist jedes Glied in genau anpassender Weise zubereitet für den bestimmten Zweck des Aufnehmens und der Verarbeitung irgend eines besondern, dem Leben des Einzelwesens wie seiner ganzen Gemeinde dienenden Gegenstandes. Der Lichtstrahl, der in dem Element, darin irgend ein Thier wohnt, sein Auge treffen soll, und der Bau dieser Augen sind so genau für einander gemacht, Füße wie Schnabel des Vogels stimmen so vollkommen mit der Aufgabe der Ernährung und Erhaltung des Lebens wie mit der Beschaffenheit des Wohnortes zusammen, daß man das einzelne Organ und den ihm zugehörigen Theil der Außenwelt mit den beiden Hälften eines regelmäßig getheilten Körpers vergleichen kann, welche erst in ihrer Zusammenfügung sich zur vollkommnen Form ergänzen.

Wenn wir die einzelnen Organe des Rumpfes mit den Sinnen des Hauptes vergleichen, dann erkennen wir, daß der Kreis der Wirksamkeit,

für den sie gemacht sind, dort ein engerer, hier ein weiterer sei, am weitesten aber jene des Gesichtssinnes (nach §. 18). Dieser ist zum Auffassen der mannichfaltigsten Formen und Farben, des Großen und Kleinen, des Nahen und Fernen gemacht. Unvergleichbar viel weiter als der Wirkungskreis eines ihrer leiblichen Organe ist der der Seele. In diese ist durch die schaffende Macht, welche ihr Dasein und Leben gab, das Vermögen und der Zug des Erkennens einer ganzen Welt des Erkennbaren hineingelegt; den Formen (Ideen) der geschaffenen Einzelwesen entsprechen im Wesen der Seele die ihr anerschaffenen Keime und Elemente eines Formbaren, welche jedoch wie der schlummernde Keim im Mutterschooße von außen des befruchtenden Einflusses bedarf, um zum selbstthätigen Leben zu erwachen. In jedem Einzelwesen der Sinnenwelt wirkt die Schöpferkraft (der Idee), welche ihm Form und Wesen gab, in einer bildenden und fortzeugenden (die Form erhaltenden) Weise. Der Same, den die reife Frucht der Pflanze auf den Boden streut, keimt zur Pflanze der gleichen Art auf, in welcher eben so wie in dem Muttergewächs das Vermögen des Weiterzeugens liegt; das Gedankenbild eines Baumes, das die Idee des Schöpfers, welche dem Baum seinen Ursprung gab, auf den Boden der Innenwelt des Seelenlebens strahlen lässet, ist eine Fortzeugung dieser Idee in andrer höherer Art, welche nach ähnlichem Gesetz als der leibliche Keim sich gestaltet und aus dem inwohnenden fruchtbaren Samen sich erneut. Es ist dieselbe Schöpferkraft, welche dort in sichtbarer Weise die Einzelwesen der Außenwelt, hier in unsichtbarer die lebendigen Abbilder jener verleiblichten Urbilder ins Dasein ruft.

Wie zwischen der Seele und den wägbaren, grobkörperlichen Stoffen des Leibes die Region der unwägbaren Principien oder der Elementarkräfte das Mittelglied bildet, so die Region der Sinnenthätigkeit und ihrer Anregung durch den äußeren Eindruck zwischen dem sinnlich Erkennbaren und dem Erkennenden. Und wie wir vorhin (§. 28) sahen, so sind es zuletzt auch hier die Elementarmächte der Natur, Licht, Elektricität und elektromagnetisches Bewegen, welche den Eindruck der äußeren Dinge auf die Sinnorgane vermitteln.

Diesen, den äußeren Sinnen, stehen dann in unsrer Seele die inneren gegenüber, in deren einem, der Einbildungskraft, wir ein Vermögen der Allgegenwart, so wie in der Erinnerung eine Kraft der Ewigkeit erkennen müssen. Von diesen inneren Sinnen wollen wir im nächsten Paragraphen handeln.

Erläuternde Bemerkungen. Die Vorstellung des Demokritos, nach welcher die Empfindung so entstehen sollte, daß von dem empfindbaren Körper ein Ausfluß oder ein Bildchen (ἀπορρόη ἢ εἴδωλον) abginge, welches, selber mit einem Lebenstrieb erfüllt, durch die Oeffnungen der Sinnorgane hineindränge und in die Seele sich ergösse (m. v. Plut. de plac. phil. IV, 8, 19; Arist. de sensu c. 2, 4), war in ihrer Entstehung und inneren Ausbildung ganz der modernen Lehre von den Samenthierchen und ihrer Function bei der Zeugung verwandt (m. v. ob. §. 21). Wie nach der letzteren Lehre das schon gestaltete Thier in den mütterlichen Körper nur verpflanzt werden und hier nur weiter ausgebildet und vergrößert werden sollte, so ließ auch Demokrit die Vorstellungen und Bilder unsrer Seele, schon ganz als solche gestaltet, in die Seele einwandern, hier festwachsen und gedeihen oder auch wie manche Pflanzenkeime wieder absterben. Es wurde aber in der einen wie in der andern Lehre ein Hauptmoment der neuen Zeugung übersehen. Nicht nur liegt schon in der mütterlich empfangenden Natur der Seele ein ergänzend zugehöriges Element für den von außen kommenden Stoff der Empfindung (m. v. Plat. Theaetet. 153 und 166) — ein Ergänzendes, was dem äußerlichen Material, wie die Mutter dem Leibe des Ungeborenen, seinen eigenthümlichen Umriß (Taille) gibt, sondern das, was zuletzt die neue Zeugung begründet, ist ein Drittes, Höheres, welches als allgemeiner Strom der Belebung, als vereinendes Band alle Einzelnen umschlinget (m. v. den Inhalt des §. 30). Kämen die Eindrücke und Vorstellungen der Sinnenwelt nur von außen und allein durch die Sinnen in uns, würde, nach Stratons Lehre (Simplic. Phys. fol. 225, a), der an sich unbewegte Verstand erst durch die Empfindung, diese aber nur durch die Sinnen bewegt, so wären alle die vielfach beobachteten Aeußerungen des Fern- und des Vorausgesichts, welche wir oben (§. 26 u. 34) beschrieben, schlechterdings unmöglich. Diese Thatsachen lassen uns vielmehr jene εἴδωλα, von denen Demokrit spricht, als etwas zu dem äußeren, empfindbaren Gegenstand Gehöriges, diesem Verwandtes, als selbstständig in der Seele inwohnend, voraussetzen. Sie sind die Beziehungen der lebenden Monas oder der Seele auf die ganze mitgeschaffene Welt der Dinge (Leibnit. princip. Philosoph. 58, 63, 66, 86), mit denen das organische Einzelwesen durch ein über Alle waltendes Band vereint ist. Die Kraft dieser Vereinigung, die Wirksamkeit des Bandes ist es eigentlich und allein, was von der Seele empfunden wird, nicht der sinnliche Stoff, nach welchem der Zug des Bandes hingeht. Daher kann auch (beim Ferngesicht) eine Wahrnehmung der Sinnenwelt entstehen, wenn diese den leiblichen Sinnen unerreichbar fern stehet; es kann etwas von dem inneren Auge gesehen werden, was das äußere Auge noch nie sah. Denn jener innere, auch schon vor der Annäherung der empfindbaren Gegenstände an die Sinnen vorhandene Zug des Bandes kann auch durch einen andern, inneren Grund wirksam werden. Insgemein jedoch und in dem gewöhnlichen, gesunden Zustand unseres Wesens tritt jener Zug des einen Geschaffenen zum Andern, so lange die Seele mit dem Leibe verbunden ist, erst bei der leiblichen Annäherung und Wechselwirkung in Wirksamkeit.

Die Aeußerung Plato's (in Timaeo 44), daß die Seele zuerst, nachdem sie sich mit einem vergänglichen Leibe vereinte, durch das Zu- und Abströmen der sinnlichen Empfindungen (wie schlaftrunken) vernunftlos und nur später, wenn der Fluß der Ernährung und des Wachsthums etwas abgenommen, vernünftiger Ueberlegung fähig werde, bezieht sich auf die Beobachtung eines Wechselverhältnisses des passiv aufnehmenden Vermögens zu der selbstthätigen Kraft der Seele, welche uns später (im §. 42) beschäftigen wird.

Eine Ahndung von dem höhern Element des Erkennens, welches allein auch den Wahrnehmungen der Sinnen eine Sicherheit zu geben vermag, gehet schon aus den zehn Grundsätzen oder Sprüchen der Skeptiker (Sext. Empir. Pyrrh. hyp. I, 36; Diog. Laërt. IX, 79) hervor so wie aus der Lehre der Stoiker von dem Urtheil oder der Meinung der erkennenden Seele, welche unsern Gefühlen zu Grunde liegen (Galen. de Hipp. et Platon. placit. L. III, c. 1, 2, ed. Kühn. Vol. V, p. 365, 366).

Jene Thätigkeit der Seele, welche nach Maximus Tyrius (diss. XL, p. 418, 420) vernunftlos ist, heißet Empfindung. Außer dieser kommt jedoch der Menschenseele auch noch eine göttliche und eine menschliche Thätigkeit des Erkennens zu; jene ist die des selbstbewußten Geistes (νοῦς), diese heißet Verstand (φρόνησις). — Die Empfindung gewährt Erfahrung, der Verstand schaffet das Denken (λόγον), der selbstbewußte Geist gibt die Gewißheit. Das Geschäft der Empfindung gleichet dem des Handlangers, das des Verstandes dem des Geometers, das des selbstbewußten Geistes gleichet dem Werk des Alle leitenden Baumeisters. — Der Alles vereinende und ordnende Wille der Seele wird von Augustin (de Trinitat. XI, 18, ed. Par. 912) mit dem Gewicht verglichen, während die inneren Sinnen (Gedächtniß und Phantasie) nur Zahl und Maß angehen.

Ueber der Erinnerung im Menschen stehet noch eine Erinnerung an diese Erinnerung: ein Denken und Wissen von sich selber (Aug. de liber. arbitr. III, c. XIX, 52, ed. Par. I, 607).

Von den inneren Sinnen, namentlich von der Einbildungskraft und dem Gedächtniß.

§. 38.

Wenn sich am Abend beim Einschlummern die äußeren Sinnen schließen und hiermit die ganze Welt der Sichtbarkeit mit allen ihren Gestalten und Tönen der betrachtenden Seele entzogen wird, da tritt aus der inneren Dämmrung eine andre Welt der Formen und Bewegungen hervor, so mannigfach und reich als die der äußeren Sinnen. Es wird diese innere Welt beständig von einem eigenthümlichen Lichte beschienen, welches mild und lieblich, entkleidet von dem blendenden Glanz und der sengenden Hitze der oberirdischen Sonne, Berg und Thal und rauschendes Gewässer erhellet, und diesen inneren Räumen fehlet fast nie das frische Grün des Frühlinges und Sommers oder die Fülle des Herbstes. Was die Menschenhand Künstliches erschaffet, alle Pracht, welche das Auge entzücket, wird da gefunden, jedoch neben dem Lieblichen auch das Unliebliche, neben dem Begehrten das Gefürchtete. Diese Gestaltungen denn sind nicht ohne Stimme und Sprache; Töne und Worte, wie aus allen verschiedenen Richtungen kommend, verständlich und unverständlich, begegnen und verdrängen sich wechselseitig, und so scheinet jener inneren Natur im Vergleich mit der äußeren nichts abzugehen, als die Stätigkeit und Ruhe, welche diese

hat. Denn solche innere Gebilde, wie aus flüchtigem Gewölk geschaffen, kommen und zerrinnen; es schützet da nicht das Hochgebirge seine Größe oder den Baum die Kraft der Wurzeln vor der schnellen Hinwegbewegung, und wo in demselben Augenblick noch Fels und Wald gewesen, da erscheint Ebene oder ein von Wänden umschlossenes Zimmer; wie etwa das Auge, durchs Fernrohr auf ein fernes Gestirn blickend, das Dunkle und Helle in beständigem Wechsel und ohne Aufenthalt vorüber schwirren sieht, wenn keine Hand da ist, welche das künstlich gewonnene Gesichtsfeld der rotirenden Bewegung der Erde nachbewegt.

Vielleicht daß auch das eilende Wandeln der inneren Welt der Bilder und Töne nur von einer eignen Bewegung der Seele herrührt und scheinbar ist wie das Bewegen der am Ufer stehenden Dinge und der beständige Wechsel der von daher kommenden Töne für das Auge und Ohr eines in schnellem Schiffe dahin Fahrenden. Denn in den Zuständen des gewöhnlichen Wachens, wenn die Seele in der eignen Kraft des Selbstbewußtseins — gleichsam in der Kraft der eignen, inneren Glieder — durch jene Welt der selbstgeschaffenen Gestalten und Töne wandelt, steht es in ihrer Macht, jetzt diese, dann eine andre Region der Gebilde zu besuchen und dieselbe nach Gefallen, jetzt kürzer, dann länger zu betrachten.

Die innerlich bildende Kraft erscheint nicht beim Menschen allein, sondern bei allen vollkommneren Thieren als eine den äußeren Mangel erfüllende und ergänzende. Es bildet in den sandigen Ebenen der heißen Länder, auf den zusammengerollten Kiesen des Crawfeldes an der Mündung der Rhone, der in den Morgenstunden aufsteigende Nebel so täuschend die Gestalt der Teiche oder andrer stehenden Gewässer nach, daß nicht der Mensch allein, sondern selbst das schärfer bemerkende Thier, durch den Schein getäuscht, der abbildlichen Welle sich nahet, bis die höher steigende Sonne oder der Anblick aus unmittelbarer Nähe den Trug zerstört, und die wasserleeren, dürren Gruben und Schluchten in ihrer armen Nacktheit wiedererkennen lässet. So füllt auch die innerlich bildende Kraft der Seele die Lücken und Blößen der äußeren Umgebung täuschend aus, und der in Durst und Hunger schmachtende Mensch träumet im Schlafe wie im Wachen beständig nur von den wasserreichen Bächen der fernen Heimath oder von den sonst genossenen Speisen, wie denn eine solche, den äußeren Mangel ersetzende, bildende Kraft der Seele auch am Thiere bemerkt wird.

Die innere, selbstgeschaffene Welt der Seele erscheint uns hierbei in einem merkwürdigen, stellvertretenden Verhältniß mit der äußeren Sinnenwelt. Wie die leichtere Luft in ein Gefäß dringt, das vom Wasser entleert worden, so drängt sich sogleich die innere Sinnenwelt der betrachtenden und begehrenden Seele auf, wenn die äußere hinweggenommen worden. Die Luft würde sich in dem entleerten Gefäße nicht an die Stelle des Wassers setzen, das Wasser nicht an die Stelle der Luft in dem luftleeren

Raum emporsteigen können, wenn nicht beide, Wasser und Luft, von der gemeinsamen Natur der elastischen, wägbaren Körper wären. So könnte auch die innere Sinnenwelt sich nicht an die Stelle der äußeren setzen, wären nicht beide von einerlei Ursprung und Richtung. Denn es ist dieselbe Schöpferkraft, welche in ihrem Kreise die inneren Bilder und Vorstellungen der Seele erzeugt, und welche die sichtbaren Gebilde der äußeren Sinnenwelt hervorgerufen hat. Jener Act der Aufmerksamkeit auf eine äußerliche Erscheinung, welcher der Seele die Kraft gibt, diese Erscheinung unter die Wesen ihrer inneren Welt aufzunehmen und ihr hier ein fortwährendes Leben zu verleihen, ist schon ein Act der Verleiblichung, gleich jenem, durch welchen die allgemeine, bildende Seele der Natur in den Dingen der Sichtbarkeit sich verleiblichte, und es liegt in jenem inneren, bildenden Vermögen unsres geistigen Wesens ein stärkerer Beweis für die eigne Unsterblichkeit und ewige Fortdauer dieses Wesens, als gewöhnlich erkannt worden.

Wir unterscheiden an der Thätigkeit des inneren Sinnes, eben so wie im äußeren Geschäft der Sinne, eine zweifältige Richtung, welche gewöhnlich als Einbildungskraft und Gedächtniß beschrieben und benannt wird. Man könnte sagen, daß jene in einer an ihr bemerkbaren Doppelform, den äußeren Sinnen des Gesichts und Geschmackes, das Gedächtniß aber dem Geruch und Gehör, vergleichbar sei.

Das nächste und erste Geschäft der Einbildungskraft ist von palingenetischer Natur. Jenen Gestalten und Bildern, welche vermöge eines Vorganges, ähnlich dem der Zeugung, durch den Eindruck von außen und durch das Aufmerken der Seele auf diesen Eindruck innerlich entstanden sind, theilet die Einbildungskraft die beständige, bleibende Natur der Seele mit; während eine andre Kraft, welche nur in einer ihrer Aeußerungen Gedächtniß im engeren Sinn des Wortes ist, den inneren Gestalten den lebendigen Odem und die selbstständige Bewegung gibt. Die bloß reproducirende Einbildungskraft stellet unverändert und treu die vom äußeren Auge erfaßten Bilder innerlich dar, so oft auf diese Region der inneren Welt die beleuchtende Sonne des Willens oder Begehrens strahlet, oder (wie im Traume) ein nach andrem Gesetz vorübergehendes, gleichsam meteorisches Licht sie erhellet. Die Einbildungskraft des Thieres scheint bloß von wiederholender, reproducirender, nicht von selber erfindender Art. Dagegen empfängt im Menschen durch das Geschäft des Geistes die Einbildungskraft nicht bloß das Vermögen, innerhalb der Gränzen der von außen offenbarten und gegebenen Geschlechter (genera) der Gestalten neue Arten (species) zu erschaffen, sondern auch durch einen Weg der Metempsychose, welcher an die Lehre des Alterthums von der Wanderung der Seelen erinnert, den in die innere Welt der Vorstellungen aufgenommenen Eindruck in eine höhere oder niedrigere Form einzukleiden.

Wenn die geistig hohe, erfindende Kraft, welche in der bildenden Kunst des Menschen waltet, aus den Formen der in der Außenwelt gesehenen Berge und Ströme und Waldungen eine neue Gegend schaffet, welche in dieser Art der Zusammenfügung nirgends vielleicht auf der Erde vorhanden ist, wenn ein noch höherer Aufschwung der Kunst die edle Menschengestalt mit den Zügen einer Schönheit oder geistigen Würde bekleidet, die in solcher Art dem äußeren Auge nie erschienen, so hat (scheint es) die Einbildungskraft in diesen Fällen dasselbe Werk gethan, welches die verändernde Gewalt des Klima's und Bodens bewirkt oder selbst die künstliche Pflege des Menschen, wenn die erstere im Geschlecht der Lilien hier die rothe oder braune, dort die edle, weiße, im Geschlechte des Enzians hier die niedre Art der subalpinischen Wiesen, dort die hohe, vielblumige der Alpengehänge hervorruft, und wenn die menschliche Cultur an den Geranien und manchen andren Gartenblumen fast zahllos die Spielarten mit der Beständigkeit der wirklichen Arten erzeugt. Und dennoch ist das Werk, das schon hier die Seele übte, ein ungleich höheres, als der Einfluß des Klima's. Denn obgleich in ihrer Beziehung auf das bloß Irdische und leiblich Gewordene die Einbildungskraft, auch die kühnste und gewaltigste, nicht das Vermögen hat, eigentliche, neue Genera zu erzeugen, und obgleich das, was man zuweilen als solche betrachtet, nur Mißgeburten sind, deren wunderlich gemengten Elementen die innere Kraft des geistigen Fortbestehens und der Wahrheit mangelt, so entquellen dagegen der höheren, dem göttlichen Erkennen verwandten Art der Einbildungskraft (nach §. 63) Bilder von prophetischer Natur, welche in der gewöhnlichen Region des Seelenlebens als Fremdlinge, jedoch von tief vorbedeutender Art erscheinen. Denn es kann die Seele auf geistigem Wege, wie dieß schon die Schöpfungen der höheren Kunst bezeugen, das Vermögen empfangen, ihre inneren Gebilde auf ganz neue Stufen (Potenzen) des Seins und des Gestaltens zu erheben, und wie die Raupe das Gespinnst für den noch ungebornen, künftigen Leib, einen Tempel erbauen, dessen Herrlichkeit nicht für den jetzigen, sondern für den Menschen des Jenseits bestimmt ist.

Die Gebilde und Wesen der inneren Welt, welche der Boden der Einbildungskraft erzeugt und heget, stehen der bemerkenden Seele, eben so wie die Körper der Sichtbarkeit dem Leibe, bald näher, bald ferner. Es führt zu einigen von ihnen, welche Gegenständen der Außenwelt entsprechen, denen eine besondre Kraft innenwohnet angenehme Gefühle aufzuregen, ein Zug der Zuneigung, den die Sprache mit dem Worte Geschmack bezeichnet, und derselbe innere Sinn ist es, der auch andre Bilder und Vorstellungen der inneren Region als gleichgültig oder sogar widerwärtig vermeidet oder verabscheut. Etwas Allgemeines der Richtung wird zwar hierbei in allen Menschenseelen gefunden, zugleich verräth jedoch auch jede von ihnen in einzelnen Zügen ihren besondren Geschmack. Beachten wir dieses Allgemeine

und Besondere in der Anziehungskraft der Seele, wodurch diese einen Theil ihrer Innenwelt so beständig und oft sich zurückruft und so nahe sich aneignet, als gehöre er zu ihrem Wesen selber, dann werden wir an das erinnert, was oben von den Nahrungsmitteln der Seele (im §. 32) erwähnt worden. Es ist der Zug der öfteren und innigeren Aneignung nach solchen Bildern und Vorstellungen der inneren, selbstgeschaffenen Welt gerichtet, die am meisten zur eigenthümlichen Gestaltung und Entwicklung der Seele gewirkt haben und noch wirken, und derselbe Zug lehret solche Bilder und Vorstellungen vermeiden, welche jener eigenthümlichen Gestaltung hinderlich erscheinen oder ihr doch nicht förderlich sind.

Im Thierreich wird der scharfblickende Fischadler, wenn er im Spätherbst oder Winter den gewohnten Aufenthalt verläßt, unwiderstehlich von dem Glanz des Gewässers angezogen, und der zur Nahrung bestimmte Fisch aus weiter Ferne von ihm erkannt. Ein natürlicher Zug ist es, der den Vogel zur gewohnten Beute hinabführt, welche, alsbald ergriffen, nicht allein zur Ergötzung des nach fremdem Fleische begierigen Geschmackes, sondern zur Ernährung und Bekräftigung des eignen Fleisches dienet. Zu gleicher Zeit, wenn ihn der Zug nach dem Gewässer und der in diesem wohnenden Beute über Berg und Thal führt, bemerkt der scharfsichtige Vogel kaum die reichen Traubengelände oder andere Früchte des Herbstes, welche die singende Drossel aus weiter Ferne hierher zogen.

So fühlt sich die Seele des jugendlichen Helden nach Allem mächtig hingeneigt, was den inneren Drang nach der ersehnten That ernährt und stärkt. Es weckt und erhält die Aufmerksamkeit der Ruf der fremden Heldenthaten, während das Treiben eines andersartigen, bürgerlich-erwerblustigen Geschäftes kaum bemerkt wird. Bilder und Vorstellungen aus jenem der Seele angewiesenen Kreise kehren beständig wieder und sind immer beliebt, die andren nicht. So ist in der Seele eine Kraft, ohne Unterschied alle Eindrücke der Außenwelt innerlich zu verklären und zu beseelen, die Kraft der Innen- oder Ein-bildung, und diese entspricht in ihrem Kreise der Kraft des Gesichts, welche ohne Unterschied alles Leuchtende und Beleuchtbare umfasset. Es ist aber ein andres Vermögen, das aus dem gesammten Reich des Innengebildeten das Beliebte und Verwandte sich herauswählt und nähert, das Andre zur Seite lässet oder entfernt. Dieses ist der Geschmack der Seele, in der That entsprechend jenem Sinn des Leibes, welcher an der redenden Zunge haftet und den die Sprache mit dem gleichen Namen, „Geschmack", nennet.

Den scharfspürenden Hund leitet der Geruch nach der begehrten Beute hin. Dieser Sinn bemerkt aber, wie wir schon oben (im §. 18) gesehen, alle Einwirkungen der bewegenden Kraft des Lebens auf seine Außenwelt, und diese Bewegungen, nur in andrer Form, sind auch der Gegenstand des Aufmerkens und Wahrnehmens für das Ohr. Diesen beiden Sinnen des Leibes, dem Geruch und Gehör, entspricht in seinen verschiedenen Richtungen und Thätigkeiten das Gedächtniß.

An das zuerst erwähnte Geschäft des Geruches, die Spuren der begehrten Beute überall aufzufinden und zu bemerken, erinnert jene Fertigkeit des Gedächtnisses, die Gegenstände, welche stärker auf den inneren Geschmack wirken, am leichtesten und öftesten zurückzurufen. Der Freund der Geschichte wie jener der Naturforschung wird am leichtesten des Angeschauten und Vernommenen aus diesem seinem naturgemäßen Kreise sich erinnern, während er das außer diesen Gränzen Gelegene nur mühsam und mit Anstrengung zurückrufen kann.

Es wird die zunächst zweiseitige Richtung des Gedächtnisses unter den verschiedenen Namen des Orts- und Sach-, so wie des Ton- und Namengedächtnisses bezeichnet. In allen diesen Functionen bemerkt jener innere Sinn, welcher in einem weiteren Verstande des Wortes Gedächtniß ist, zunächst nicht das Gewordensein, sondern das Werden, nicht das ruhende Bestehen und Beharren, sondern das selbstthätige Bewegen oder das Bewegtwerden der Dinge der inneren Welt. Denn auf einer solchen selbstthätigen Bewegung der Seele nach einem Gegenstand der Außenwelt hin beruhet das Wort, mit welchem die Sprache den Gegenstand bezeichnet, und welches das Gedächtniß im engeren Sinne auffasset.

Wie das Hören des leiblichen Ohres in der Physiologie öfters als ein Mittönen der Gehörnerven mit dem äußeren Ton betrachtet worden oder als ein der Muskelbewegung nahe verwandtes, inneres Bewegen, das durch ein äußeres erregt wird, so ist auch jener Act, in welchem die Seele des Menschen, durch die alsdann eine höhere, selbstthätige Kraft des Geistes wirkt, den Dingen der Außen- und Innenwelt ihren eigenthümlichen Namen gibt, eine innere, der Thätigkeit des Wollens und Begehrens nahe verwandte Regung, welche durch eine äußere, dem benannten Gegenstand zukommende, geweckt wird.

Nach der übrigens nicht ganz statthaften Vorstellung einiger früheren Jahrzehente sollte der gegebene Name öfters eine bloße Nachbildung der eigenthümlichen Laute oder der Stimme sein, welche der benannte Gegenstand für sich selber oder bei einem äußeren Anstoß von sich gibt. Allerdings läßt sich auch hin und wieder in den Menschensprachen dieses Entstehen der Namen für Thiere und manche andre Wesen der Sichtbarkeit erkennen. Die Einwirkung der äußeren Dinge auf jenes Organ der Seele, das den Namen gibt, ist indeß öfters eine andre, feinere, als die des Tönens oder der Erschütterung der Muskeln, sie scheint vielmehr vergleichbar mit der Einwirkung der oben (im §. 18) erwähnten Principien des thierischen Bewegens auf das Geruchsorgan. Dieselben Metalle, welche in freier Luft an einander geschlagen den hörbaren Ton erwecken, erregen unter andren Umständen durch ihr Aneinanderbewegen ein Zucken der Muskeln oder den

eigenthümlichen, galvanischen Geschmack und Geruch auf der Zunge und in der Nase, und es zeigt nicht bloß die Geschichte jener Menschen und Thiere, welche Metalle und Wasser aus ziemlicher Ferne fühlen, oder die einiger Nervenkranken, sondern mehr noch die Beobachtung, welche an magnetisch Erweckten (nach §. 26) gemacht worden, daß alle Gegenstände der äußeren Natur im Leibe und durch ihn in der Seele eine Bewegung wecken, der entsprechend, durch welche jene Gegenstände entstunden. Eben so wie der Krystall noch Jahrhunderte nach seinem Entstehen mit derselben bildenden Kraft, durch welche er selber gestaltet worden, auf andere Krystalle, selbst von ganz verschiedener chemischer Beschaffenheit, wirkt, welche neuerdings aus einer umgebenden Flüssigkeit sich auf ihn niederschlagen.

Die Namen, welche der Mensch den Gegenständen der Natur so wie den Gebilden seiner inneren Welt gibt, stehen in einer näheren, wesentlicheren Beziehung mit den Dingen, als man gewöhnlich zugeben wollte. Jene sind gerade für diese Dinge so nothwendig und unabänderlich, als die Resonanz oder das Mittönen eines klingenden Körpers jetzt in diesem, dann in andrem Tone, je nachdem dieser oder jener Laut von außen erschallte. Anders zwar macht sich alsdann dieses Mitbewegen in dem Wasser oder dem Staub des Kolophoniums, anders in dem feingespaltnen Holz des Resonanzbodens, anders in der Saite bemerkbar, wie denn eine solche verschiedne Natur des inneren, nennenden Organes auch in der Verschiedenheit der Menschensprachen erkannt wird.

Die magnetische Kraft des Wortes, an welche das Alterthum glaubte, bestehet unter andrem auch in einem Aufregen der inneren Bewegung der Seele, welche der Bewegung verwandt ist, die dem zum Wort verklärten und verwandelten Gegenstand inwohnet, und hierauf gründet sich unter andrem das merkwürdige Verstehen des Sinnes auch einer fremden, sonst unbekannten Sprache, das in gewissen Fällen wahrgenommen worden. Das Alterthum traute dem Menschenworte eine Kraft zu, die innere Bewegung der eignen Seele, die das Wort erzeugt, selbst in thierische Seelen fortzupflanzen oder überzutragen, und auf dieses Vertrauen gründet sich noch jetzt bei einigen Völkern das Geschäft der sogenannten Schlangenbeschwörer.

Mit dem obenerwähnten, unmittelbaren Uebergehen eines äußerlich vernommenen Tones in das Wort, das diesen Laut nachbildet und so das brüllende oder schreiende Thier als Name bezeichnet, ist jenes Gedächtniß für Töne und Worte verwandt, welches unverändert und treu den gehörten Schall auf die nachbildenden Organe der Stimme überträgt. Dieser innere Sinn entspricht dem äußerlichen des Gehörs. Wir finden ihn im Thierreich, besonders an den singenden und Worte nachsprechenden Vögeln, und zwar auch hier bei verschiedenen Vögeln von einer und derselben Art in sehr verschiednem Maße. Denn es wird öfters unter zwölf Staaren von demselben Alter und derselben äußeren Beschaffenheit nur Einer gefunden,

an welchem die auf alle gleichmäßig gewendete Mühe und Belehrung nicht verloren ist, und der vielleicht in wenig Tagen die vorgesagten Worte besser und vernehmlicher nachsprechen lernt, als ein andrer in mehreren Monaten. So lernt auch unter mehreren Gimpeln aus demselben Neste der eine leichter und richtiger die gehörten Melodien nachpfeifen, als die andren.

Diese Aeußerungen des sogenannten Ton- so wie des Wortgedächtnisses im beschränkten Sinne gehen beide von einem und demselben inneren Organe aus, so wie es nur ein äußerer Sinn, wie es immer dasselbe Ohr ist, das beides, die Töne und Melodien wie die Worte vernimmt. Die Fähigkeit des Stimm- und Sprachorganes zur leichteren Nachbildung, mehr der Melodien oder mehr der Worte, scheint auf die Entwicklung des inneren Gehörsinnes, mehr nach der einen oder nach der andren Richtung, einen bedeutenden Einfluß zu haben, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß der Mensch nicht allein die eigne Kehle, sondern auch die tönenden Körper der ihn umgebenden Sichtbarkeit zu Stimmorganen umzuschaffen vermöge.

Das eigenthümliche Vorrecht der Menschennatur vor der thierischen, die vieltönige Stimme und Sprache (nach §. 24) begründet auch in unsrer Seele einen Umfang und ein Vermögen des Ton- und Wortgedächtnisses, wie wir dieses bei keinem andren Wesen unsrer Sichtbarkeit wiederfinden. So vermochte der Engländer Morton eine ganze, von ihm angehörte Rede aus dem Gedächtniß wieder herzusagen; Hortensius, von welchem Seneca erzählt, merkte sich den Verlauf einer öffentlichen Versteigerung, bei welcher er zugegen gewesen, so treu, daß er nicht bloß die einzelnen Gegenstände, sondern zugleich auch die Preise, um welche sie verkauft worden, angeben konnte. Claudius Menetrier konnte dreihundert sinnlos zusammengesetzte Wörter, nachdem man sie ihm nur ein einziges Mal vorgesagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder hersagen, während ein Schüler Schenkels (des Erfinders einer Art von Gedächtnißkunst) eine gleiche Zahl von Wörtern und zugleich zweihundertundvierzig Sentenzen in der nämlichen Ordnung wiederholte, in welcher er sie gehört hatte. Zweitausend Namen merkte der berühmte Picus Mirandola, der Kenner von zweiundzwanzig Sprachen nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtnisses, durch welche nach Seneca's Bericht, Cyneas, Pyrrhus Gesandter, so wie ein Andrer, der ein angehörtes, fremdes Gedicht mit wörtlicher Treue wieder hersagte, ihre Zeitgenossen in Erstaunen setzten, wurde, wie es scheint, noch von jenem Vermögen der Wiedererinnerung übertroffen, das den Florentiner Antonius Magliabecchi zu einem Wunder seiner Zeit machte. Dieser behielt nicht bloß den Inhalt eines von ihm gelesenen Buches mit fast wörtlicher Treue, sondern öfters zugleich auch die Zahl des Capitels, ja selbst der Seite, auf welcher irgend eine Stelle gestanden, in der Erinnerung, und besaß hierbei auch ein bewundernswürdiges Ortsgedächtniß für

eigenthümlichen, galvanischen Geschmack und Geruch auf der Zunge und in der Nase, und es zeigt nicht bloß die Geschichte jener Menschen und Thiere, welche Metalle und Wasser aus ziemlicher Ferne fühlen, oder die einiger Nervenkranken, sondern mehr noch die Beobachtung, welche an magnetisch Erweckten (nach §. 26) gemacht worden, daß alle Gegenstände der äußeren Natur im Leibe und durch ihn in der Seele eine Bewegung wecken, der entsprechend, durch welche jene Gegenstände entstunden. Eben so wie der Krystall noch Jahrhunderte nach seinem Entstehen mit derselben bildenden Kraft, durch welche er selber gestaltet worden, auf andere Krystalle, selbst von ganz verschiedener chemischer Beschaffenheit, wirkt, welche neuerdings aus einer umgebenden Flüssigkeit sich auf ihn niederschlagen.

Die Namen, welche der Mensch den Gegenständen der Natur so wie den Gebilden seiner inneren Welt gibt, stehen in einer näheren, wesentlicheren Beziehung mit den Dingen, als man gewöhnlich zugeben wollte. Jene sind gerade für diese Dinge so nothwendig und unabänderlich, als die Resonanz oder das Mittönen eines klingenden Körpers jetzt in diesem, dann in andrem Tone, je nachdem dieser oder jener Laut von außen erschallte. Anders zwar macht sich alsdann dieses Mitbewegen in dem Wasser oder dem Staub des Kolophoniums, anders in dem feingespaltnen Holz des Resonanzbodens, anders in der Saite bemerkbar, wie denn eine solche verschiedne Natur des inneren, nennenden Organes auch in der Verschiedenheit der Menschensprachen erkannt wird.

Die magnetische Kraft des Wortes, an welche das Alterthum glaubte, bestehet unter andrem auch in einem Aufregen der inneren Bewegung der Seele, welche der Bewegung verwandt ist, die dem zum Wort verklärten und verwandelten Gegenstand inwohnet, und hierauf gründet sich unter andrem das merkwürdige Verstehen des Sinnes auch einer fremden, sonst unbekannten Sprache, das in gewissen Fällen wahrgenommen worden. Das Alterthum traute dem Menschenworte eine Kraft zu, die innere Bewegung der eignen Seele, die das Wort erzeugt, selbst in thierische Seelen fortzupflanzen oder überzutragen, und auf dieses Vertrauen gründet sich noch jetzt bei einigen Völkern das Geschäft der sogenannten Schlangenbeschwörer.

Mit dem obenerwähnten, unmittelbaren Uebergehen eines äußerlich vernommenen Tones in das Wort, das diesen Laut nachbildet und so das brüllende oder schreiende Thier als Name bezeichnet, ist jenes Gedächtniß für Töne und Worte verwandt, welches unverändert und treu den gehörten Schall auf die nachbildenden Organe der Stimme überträgt. Dieser innere Sinn entspricht dem äußerlichen des Gehörs. Wir finden ihn im Thierreich, besonders an den singenden und Worte nachsprechenden Vögeln, und zwar auch hier bei verschiedenen Vögeln von einer und derselben Art in sehr verschiednem Maße. Denn es wird öfters unter zwölf Staaren von demselben Alter und derselben äußeren Beschaffenheit nur Einer gefunden,

an welchem die auf alle gleichmäßig gewendete Mühe und Belehrung nicht verloren ist, und der vielleicht in wenig Tagen die vorgesagten Worte besser und vernehmlicher nachsprechen lernt, als ein andrer in mehreren Monaten. So lernt auch unter mehreren Gimpeln aus demselben Neste der eine leichter und richtiger die gehörten Melodien nachpfeifen, als die andren.

Diese Aeußerungen des sogenannten Ton- so wie des Wortgedächtnisses im beschränkten Sinne gehen beide von einem und demselben inneren Organe aus, so wie es nur ein äußerer Sinn, wie es immer dasselbe Ohr ist, das beides, die Töne und Melodien wie die Worte vernimmt. Die Fähigkeit des Stimm- und Sprachorganes zur leichteren Nachbildung, mehr der Melodien oder mehr der Worte, scheint auf die Entwicklung des inneren Gehörsinnes, mehr nach der einen oder nach der andren Richtung, einen bedeutenden Einfluß zu haben, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß der Mensch nicht allein die eigne Kehle, sondern auch die tönenden Körper der ihn umgebenden Sichtbarkeit zu Stimmorganen umzuschaffen vermöge.

Das eigenthümliche Vorrecht der Menschennatur vor der thierischen, die vieltönige Stimme und Sprache (nach §. 24) begründet auch in unsrer Seele einen Umfang und ein Vermögen des Ton- und Wortgedächtnisses, wie wir dieses bei keinem andren Wesen unsrer Sichtbarkeit wiederfinden. So vermochte der Engländer Morton eine ganze, von ihm angehörte Rede aus dem Gedächtniß wieder herzusagen; Hortensius, von welchem Seneca erzählt, merkte sich den Verlauf einer öffentlichen Versteigerung, bei welcher er zugegen gewesen, so treu, daß er nicht bloß die einzelnen Gegenstände, sondern zugleich auch die Preise, um welche sie verkauft worden, angeben konnte. Claudius Menetrier konnte dreihundert sinnlos zusammengesetzte Wörter, nachdem man sie ihm nur ein einziges Mal vorgesagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder hersagen, während ein Schüler Schenkels (des Erfinders einer Art von Gedächtnißkunst) eine gleiche Zahl von Wörtern und zugleich zweihundertundvierzig Sentenzen in der nämlichen Ordnung wiederholte, in welcher er sie gehört hatte. Zweitausend Namen merkte der berühmte Picus Mirandola, der Kenner von zweiundzwanzig Sprachen nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtnisses, durch welche nach Seneca's Bericht, Cyneas, Pyrrhus Gesandter, so wie ein Andrer, der ein angehörtes, fremdes Gedicht mit wörtlicher Treue wieder hersagte, ihre Zeitgenossen in Erstaunen setzten, wurde, wie es scheint, noch von jenem Vermögen der Wiedererinnerung übertroffen, das den Florentiner Antonius Magliabecchi zu einem Wunder seiner Zeit machte. Dieser behielt nicht bloß den Inhalt eines von ihm gelesenen Buches mit fast wörtlicher Treue, sondern öfters zugleich auch die Zahl des Capitels, ja selbst der Seite, auf welcher irgend eine Stelle gestanden, in der Erinnerung, und besaß hierbei auch ein bewundernswürdiges Ortsgedächtniß für

Localitäten, in denen die Bücher sich befanden. Joseph Scaliger hatte in einundzwanzig Tagen die Gesänge des Homer, hierauf in vier Monaten die Werke aller griechischen Dichter auswendig gelernt; durch ein für Namen so wie für Sachen gleich empfängliches und treues Gedächtniß haben sich unter den Alten namentlich Themistokles, unter den Neueren aber der tiefdenkende Pascal so wie Leibnitz und Locke ausgezeichnet. Der treffliche William Jones hatte sich das Verständniß von 28 Sprachen so wie die Kraft der mündlichen und schriftlichen Mittheilung in denselben zu eigen gemacht. Fast noch überraschender als die Wirkung des Wortgedächtnisses erscheint öfters die Wirkung des Figuren- und Zahlengedächtnisses, und es gränzt fast ans Unglaubliche, was wir von jenem Manne lesen, welcher nicht bloß die Namen der Soldaten eines ganzen Bataillons nach einmaligem Anhören im Gedächtniß behielt, sondern dreißig geometrische Figuren, mit denen er alle beliebigen geometrischen Operationen in derselben Sicherheit und Klarheit vorgenommen, als wenn dieselben, auf eine Tafel gezeichnet, ihm vor Augen stünden. Johann Wallis berechnete sogar im Finstern aus dreiundfünfzig ihm aufgegebenen Zahlen die Quadratwurzel.

Es wirkt in den meisten dieser Fälle, wenn auch nicht so unverkennbar als bei Heidegger, der nach einmaligem Durchwandern eines Dorfes, dessen Länge eine halbe Meile betrug, alle einzelnen Gegenstände in der Aufeinanderfolge gemerkt hatte, in welcher er an ihnen vorübergekommen, außer jenem inneren Sinne, welchen wir mit dem äußeren Ohre verglichen, noch ein andrer mit, der, wie oben erwähnt, dem Geruche entspricht. Allerdings haben auch die inneren Sinne ihren bestimmten Kreis und ihre wechselseitige Abgränzung, und es kann der eine in vorzüglicher Stärke vorhanden sein, während der andre fast ganz zu fehlen scheint. Nicht ohne Beziehung hierauf erscheinen dann solche Fälle wie der von Hamberger beobachtete, wo das Tongedächtniß bei einer völligen Lähmung und Hemmung des Wortgedächtnisses noch wirksam geblieben, oder jene öfter vorkommenden, in denen gewisse äußere Einflüsse (z. B. geistige Getränke), welche die Einbildungskraft aufregen, zugleich das Gedächtniß schwächen oder doch auf einige Zeit in seiner Wirksamkeit beschränken. Weßhalb solche Menschen, die sich durch ein außerordentliches Gedächtniß hervorthaten, meist eben so ausgezeichnet durch ihre Mäßigkeit im Essen und hierbei Wassertrinker gewesen. Dennoch wird ungeachtet jener Geschiedenheit und Abgränzung der inneren Sinnen ein öfteres Zusammenwirken des einen mit dem andren bemerkt, wobei die beiden verwandten Thätigkeiten zu einer gemeinsamen verschmelzen. So vornehmlich die Wirksamkeit des inneren (gleichsam) Gehörsinnes mit dem inneren Sinn des Geruches und einem andren, der dem Tasten oder Fühlen parallel gehet.

Jenes Wiederaufspüren der inneren Bewegungen, welche in der Seele durch äußere Eindrücke aufgeregt worden, das wir schon öfter (auch im

§. 26) mit dem äußeren Geruch verglichen, äußert sich am augenfälligsten als sogenanntes Sachgedächtniß. Von diesem wird öfters der ganze Inhalt eines gelesenen Buches oder einer vernommenen Erzählung treu erfaßt und behalten, ohne daß die Worte, in welche der Inhalt eingekleidet war, wenigstens in derselben Treue in der Erinnerung bleiben; obwohl in vielen Fällen, wie in dem von Joseph Scaliger angeführten, Inhalt und wörtliche Einkleidung so nahe zusammenfallen, daß mit der Sache zugleich das Wort in der Seele bleibt. Es konnten deßhalb öfters die amerikanischen, sogenannten Wilden eine für sie besonders eindrückliche Rede ihrer Missionäre, welche Stunden lang gedauert hatte, mit vollkommen wörtlicher Treue wieder hersagen, und es wirkte hierbei derselbe innere Sinn, durch welchen sie nach vielen Jahren einen Menschen, den sie damals in ganz andrer Kleidung und äußerem Zustand sahen, auf den ersten Blick wieder erkennen. Nicht ohne Bedeutung erscheint es hierbei, daß bei eben diesen Indianern zugleich der äußere Sinn des Riechens von so bewundernswürdiger Schärfe ist.

Der leibliche Sinn des Gefühles oder Tastens, so erkannten wir oben, bemerkt zunächst das Hinauswirken der inwohnend eignen, bewegenden Kraft auf die Außenwelt. So ist ein innerer Sinn jenem des äußeren Tastens gleichlautend und entsprechend, ein Sinn, welcher die Reihe und Aufeinanderfolge der eignen Handlungen der Seele, ihr von innen nach außen gerichtetes Wirken zurückspiegelt und aufbewahrt. Diese Richtung des Gedächtnisses für das eigne Wollen und selbstthätige Wirken könnte man mit dem Namen Besinnungskraft bezeichnen. Sie zeigt sich in vielen Fällen in so augenfälliger Weise, daß die andren Richtungen des Erinnerungsvermögens hierdurch ganz aufgehoben oder verdunkelt werden.

In einer nur vorbildlichen und mehr leiblichen Region wird öfters die Thätigkeit der andren Sinne durch die des Gefühlsinnes zurückgedrängt und unmerklich gemacht, und der Sinn des Tastens wirkt überhaupt dann am schärfsten und stärksten, wenn die andren Sinnen, vorzüglich das Gesicht, den Eindrücken der Außenwelt verschlossen oder außer Wechselverkehr mit ihr sind. Dasselbe bemerken wir denn auch bei dem inneren Urbild des Tastsinnes. Denn wenn jener Nachtwandler, den der Knall eines nahe bei seinem Ohre abgeschossenen Pistoles nicht erwecken konnte, augenblicklich munter wurde, sobald der treue Haushund zu bellen anfing, wenn Andre bei dem Ausrufen ihres Namens aufwachten; wenn selbst im gewöhnlichen Schlafe, den ein zehnfach stärkeres Geräusch von andrer Art nicht zu unterbrechen vermochte, eine zärtliche Mutter die leisen Laute des eben erwachenden Kindes vernimmt, so zeigt sich dabei jener innere Sinn geschäftig, welcher das eigne Wollen und Erfassen der Außenwelt beachtet und seiner selbstthätigen Bewegungen sich erinnert. Auch unter den äußeren Sinnen schläft, in den meisten Fällen, der des Gefühles leiser als die andren, und einen fest schlafenden Menschen, den weder ein heller Lichtglanz noch das laute

Sprechen in seiner Ruhe störte, erweckt öfters eine leise Berührung mit der Hand. Wir gehen im gewöhnlichen wachen Zustande an mannichfachen Gegenständen vorüber und hören vielfältige Stimmen und Laute, aber zugleich ist die Seele durch Leidenschaften oder Gedanken über das eigne künftige Wollen und Wirken bewegt. Wir sind dann am Ende des Weges, und alles, was während desselben ins Auge gefallen oder vom Ohr vernommen worden, ist vergessen oder vielmehr die Erinnerung daran zurückgedrängt durch die vorherrschend mächtige Erinnerung an das selbstthätige Walten des eignen Wollens und Denkens, welche den inneren Tast- oder Gefühlssinn erfüllt. Nur ein späterer Anlaß macht zuweilen zufällig jene zurückgedrängten und unbemerkbar gewesenen Spuren der äußeren Eindrücke wieder sichtbar, welche damals zugleich die andren inneren Sinne aufregten, und welche allerdings auch nicht aufhören im Stillen geschäftig zu sein. Denn alles, was den Leib und seine Sinnen berührt, das kommt hierdurch in einen Rapport mit der Seele und in einen Besitz derselben, welchen keine Zeit wieder auflösen noch vernichten kann (m. v. den §. 26).

Die Betrachtung des inneren Tastsinnes führt uns übrigens noch zu einer andren Bemerkung, welche auch über den Zusammenhang des Geschäfts der andren inneren Sinnen mit dem selbstthätigen Wirken und Wollen der Seele einiges Licht verbreitet. Schon von der niederen und abbildlichen Region her sind die Eindrücke, welche auf das leibliche Gefühl geschahen, der Erinnerung weniger und schwerer zugänglich, als die höheren Sinneseindrücke. Es ist der heftigste Schmerz, einige Stunden oder Tage, nachdem er aufgehört, zwar nicht vergessen, aber die Erinnerung kann ihn nicht deutlich vorstellen, während das Bild der schneidenden oder brennenden Instrumente, welche den Schmerz erregten, die Gestalt der Umstehenden und öfters selbst jedes bei der Operation gesprochene Wort der Seele ganz klar und gegenwärtig blieben. In einem gewissen Falle hatte ein krank Gewesener alle von ihm erlittenen Schmerzen bei der Genesung gänzlich vergessen, obgleich er sich aller andren Umstände und Begegnisse seines Krankseins erinnerte. Ein solches Verschwinden aus der Erinnerung wird vorzüglich bei solchen Schmerzen bemerkt, welche in Organen stattfanden, deren Nerven aus der dem Willen verschlossenen Region der Gangliargeflechte entspringen. Wir würden auch der leiblichen Wohlgefühle eben so vergessen und ihrer inneren Wiedervorstellung eben so wenig fähig sein, als jener der Schmerzgefühle, wenn nicht das wiedererwachende Bedürfniß und Streben nach der genossenen Speise zugleich die Erinnerung an ihren Wohlgeschmack hervorriefe. Es steht deßhalb die Rückerinnerung an das empfundene Gefühl mit dem Vermögen und zum Theil selbst dem Streben des Willens, dasselbe zu erneuern, in Zusammenhang und ist von ihm abhängig. Ja in gewissen Fällen scheinet bei einer theilweisen Verdunklung des Gedächtnisses und Erinnerungsvermögens nur jene Partie des vergangenen Lebens

noch beleuchtet, zu welcher die Seele ein Zug der Neigungen hinführet, welcher auf eine höhere Verwandtschaft hindeutet. Die noch hellgebliebene Partie ist zuletzt öfter nur die der unschuldigen Kindheit.

Die Marchese Solari zu Venedig, deren Mutter eine Französin gewesen, und die daher in ihrer Kindheit französisch gesprochen, dieses jedoch später verlernt hatte, vergaß auf einmal während des Fiebers all ihr Italienisch, und sprach nur geläufig französisch. Nach der Genesung kehrte ihr die gewöhnliche Fertigkeit im Italienischen wieder, und sie verlernte wieder das Französische. In ihrem hohen Alter konnte sie jedoch abermals kein Italienisch mehr sprechen, sondern nur noch die Sprache ihrer Kindheit, Französisch.

Dennoch ist bei mehreren Fällen dieser Art der Grund des Vergessens in der Gebundenheit der selbstthätig wirkenden Kraft des reiferen Alters zu suchen. Denn auch nach den Zuständen des magnetischen Hellsehens ist, wie oben erwähnt, die Erinnerung an alles während derselben Empfundene, an das gesprochene Wort so wie an die vollbrachten Handlungen, völlig aus der Erinnerung verschwunden. Es hat hierbei eine bewegende Kraft gewirkt, welche die Seele im Zustand des gewöhnlichen Wachens nicht selber in und aus sich zu erzeugen vermag, deßhalb ist ihr auch die Wiedererinnerung des ungewöhnlich Gewirkten nicht möglich.

Auch dieses eben erwähnte Verhältniß des inneren Tastsinnes zu den andren Sinnen erinnert an das oben erwähnte Verhältniß der Nerven, welche zu den Sinnesorganen so wie zu den willkürlich beweglichen Theilen gehen, zu den sogenannten sensiblen, welche den Organen ihr Gefühl geben, und es erscheinen hierbei die vier andren inneren Sinnen mit dem fünften in einem Gegensatz, der uns noch an einem andren Orte beschäftigen wird.

Wie bereits erwähnt, finden sich alle inneren Sinne der Seele, eben so wie die äußerlichen des Leibes, nicht allein bei dem Menschen, sondern auch am Thiere. Dieses hat mit uns das Träume bildende und die Furcht erregende Vermögen der Einbildungskraft gemein; es verräth der gelehrige Sangvogel das Gedächtniß für Töne, ja für Worte; das Dasein des inneren Sinnes, welcher dem äußeren Geruch entspricht, zeigt sich an den Aeußerungen eines Orts- und Personengedächtnisses, welches am Hunde von bewundernswürdigerer Stärke erscheint als am Menschen; der innere Tastsinn wird schon an der Gelehrigkeit des Thieres für mancherlei künstliche Bewegungen und Handlungen erkannt. Denn diese Gelehrigkeit beruht auf der deutlichen Zurückerinnerung an das vorhergegangene Thun und Wirken.

Bei diesem Vergleich der inneren Sinne am Thier und am Menschen erfahren wir dasselbe, was uns der Vergleich der äußeren Sinnen an beiden lehrte. So wie unter den leiblichen Sinnen gerade die beiden scheinbar niedrigsten, Geschmack und Gefühl es sind, durch deren Entwicklung und Stärke der Mensch sich vor andren Lebendigen auszeichnet, so finden sich in seiner geistigen Natur auch der Geschmack (entsprechend dem leiblichen der

Zunge) und die Besinnungskraft am eigenthümlich mächtigsten entfaltet. Von dem Orts- und Personengedächtniß wenigstens (dem Sachgedächtniß in einem engeren Sinne) ist es augenfällig und erwiesen, daß es beim Thier nicht selten in stärkerem Maße vorhanden und schärfer sei, als beim Menschen. Dieser wird selbst von dem berühmten Esel des Dundas eben so sehr an jenem inneren Sinne übertroffen, als an Spürkraft des leiblichen Geruches von den Raubvögeln und Hunden. Bei dem nahen Zusammenhange, in welchem die Richtung des Gedächtnisses mit der bloß reproducirenden Einbildungskraft stehet, ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch diese bei vielen Thieren schärfer und treuer sei, als bei den meisten Menschen; vielleicht in demselben Grade, in welchem einige uns an leiblicher Sehekraft übertreffen. Das Tongedächniß erscheint, wenigstens bei manchen Vögeln, in ausgezeichneter Schärfe. Dagegen ist es der Geschmack, veredelt zum Schönheitssinne, welcher über alles Wirken der inneren Sinnen bei dem Menschen dieses Eigenthümliche (eigentlich Menschliche) verbreitet, wodurch unsre Seelenthätigkeit am meisten von der thierischen sich unterscheidet; und es ist die Besinnungskraft allein, durch deren ausgezeichnete Stärke unsre Ueberlegung und Vernunft zu derselben Herrschaft und Obergewalt vor und über allen Lebendigen der Sichtbarkeit gelangen, zu welcher nach einer alten Ansicht unsern Leib der Besitz der fühlenden und feingreifenden Hände erhebt.

Aber auch schon bei den übrigen innren Sinnen darf das Eigenthümliche, das dieselben in Verbindung mit dem nachher (§. 40) erwähnten, göttlich menschlichen Erkennen in unsrer Natur haben, nicht übersehen werden. Nur der Mensch hat die schöpferische, auf ein Künftiges und Unsichtbares gerichtete Einbildungskraft (m. v. §. 62). Nur der Mensch merket auch die Bedeutung von Worten, welche sich auf ein Uebersinnliches beziehen; er nur merket Raum- und Ortsverhältnisse, welche nicht das Auge, sondern der berechnende Verstand gefunden und gemessen hat, nur er erinnert sich seiner Gedanken. Das Thier hat mithin auch von den inneren Sinnen nur die irdische Art, ein bloßes Abbild der höheren.

Wie im thierisch leiblichen Leben ein Princip ist, von gleicher Art und Mächtigkeit mit dem in der atmosphärischen Luft herrschenden, und deßhalb fähig, diese an sich zu ziehen und leiblich zu gestalten (nach §. 7); so ist in der Seele des Menschen vorzugsweise ein Princip wirksam, das nicht bloß den fernen Nachhall der Gedanken eines göttlich schaffenden Geistes, welcher in der äußeren Sichtbarkeit vernommen wird, nachtönet, ohne ihn zu verstehen, sondern das selber stimmfähig, die Bedeutung der Sprache versteht und mit Verstand sie redet. Die Werke, welche die selber schaffende Phantasie des Menschen hervorbringt, kommen aus einem geistig selbstthätigen und eigenmächtigen Anfange, welcher, in all seiner jetzigen Beschränktheit, dennoch von gleichem Geschlecht erscheint mit jenem, aus welchem die ganze, hehre Ordnung des Weltgebäudes hervorgegangen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Phantasie ist nach Aristoteles das Vermögen der Seele, durch welches ein Bild in uns entsteht, nicht die Kraft etwas metaphorisch zu benennen oder zu bezeichnen. — Sie ist nicht Eines mit dem äußeren Sinn und seiner Thätigkeit; denn wenn dieser z. B. im Schlaf oder Traum ruhet, ist dennoch die Phantasie noch geschäftig. Der äußere Sinn ist immer da, der innere nicht; jener sieht, was wirklich vorhanden ist, dieser vermag auch Falsches zu erdichten. Auch nicht mit der Meinung ist die Phantasie ein und dasselbe; denn aus der Meinung wird durch die Kraft des Verstandes (*λόγος*) die feste Ueberzeugung oder der Glaube (*πίστις*), welchen das Thier nicht hat, weil ihm der dem Menschen inwohnende *λόγος* abgehet (Arist. de anim. III, c. 3).

Das Gedächtniß (*μνήμη*) und das Erinnerungsvermögen oder die Besinnungskraft nach S. 201 (*ἀνάμνησις*) werden von Aristoteles genau unterschieden. Das Gedächtniß bezieht sich auf ein Gewordenes, schon Gegebenes, ist mit der Einbildungskraft verwandt und verbunden (Aristot. de memor. et remin. c. 1). Das Erinnerungsvermögen dagegen ist nur dem Menschen eigen (ib. c. 2). Geniale Menschen sind mehr mit Erinnerungsvermögen begabt, beschränkte mehr mit Gedächtniß (ib. c. 1). Das bloße Gedächtniß weiß, was geschehen ist, das Erinnerungsvermögen weiß, unter welchen Umständen es geschehen ist.

Das Geschäft der Phantasie wird von Chrysippus als ein Einprägen oder vielmehr Assimiliren des äußeren Eindruckes vorgestellt nach Diog. Laërt. VII, 50; als ein innerliches Fixiren der Erscheinungen nach Suid. sub voc. *φαντασία*.

Die Einbildung wird von außen durch die Macht des Eindruckes mittelst des Sinnes auf das Erkenntnißvermögen erzeugt; der Trieb gehet von innen aus der Selbstthätigkeit (Spannung) des selbsterkennenden Geistes hervor (Philo SS. Leg. Alleg. I, 45, ed. Mang. I, 49). Das Gedächtniß vergleicht Philo mit dem wiederkäuenden Kameel und seiner Capacität zu trinken (de poster. Cain. ed. Mang. p. 254).

Nach Maximus Tyrius (diss. XXVIII, p. 290) ist die Erinnerung nur die Geburt des dem Menschen inwohnenden Keimes der Erkenntniß. Wie eine von obenher Alles überblickende Sonne zu dem, was (bei ihrem Lichte) ein Schritt vor Schritt gehender Fußgänger überschauet, verhält sich das göttliche Erkennen zum menschlichen (Diss. I, p. 12).

Sinnorgane des inneren Menschen erkennt an Basilius Cäsariensis (Homil. in Princip. Proverb. ed. Par. II, 109).

Die Phantasie ist der erste oder feinere Leib der Seele, und bildet die gemeinsame Gränze zwischen der Seele und dem äußeren, gröberen Leib (Niceph. Schol. in Synes. ed. Par. cm. not. Dion. Petav. p. 382).

Im Traume, vorzüglich aber in den Zuständen, die zwischen Schlaf und Wachen stehen, kann man oft die Thätigkeiten der verschiedenen inneren Sinnen, wie die Nachklänge der Glocken neben einander gehen sehen, ohne daß eine auf die andere Einfluß hat. Das Gedächtniß wiederholt uns eine Reihe von Worten, zugleich stellt uns die Phantasie Gestalten vor, welche mit jenen Worten durchaus in keiner Beziehung stehen.

In den wasserleeren Ebenen von Afrika, dem Verschmachten vor Durst nahe, träumt Mungo Park ohne Aufhören von den wasserreichen Thälern und Auen

seiner Heimath. Von dem Ergänzungs- und Erstattungsvermögen, welches an der Phantasie der einsam eingeschlossenen Stubenvögel bemerkt wird, erzählt Bechstein in s. gemeinnützigen Naturgeschichte Deutschlands im 2. Band S. 71; eben daselbst spricht er auch vom Gedächtniß der Vögel. — Von dem inneren, wesentlichen Zusammenhang zwischen Wort und Sache wird noch im §. 42 weiter die Rede sein. Zu den im Paragraph aufgestellten Beispielen von großer Gedächtnißkraft ließe sich unter andern noch folgendes hinzufügen: Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte zu Stirling in Schottland ein armer Mann, blind Jamie genannt, der jede Stelle der Bibel, wornach er gefragt wurde, selbst die Verse, worin nichts als Namen sind, nach kurzem Nachdenken herzusagen wußte (Quarterl. Rev. January 1831, p. 144). — Das obenerwähnte Monstrum von Gedächtnißkraft: Anton Magliabecchi (geb. zu Florenz 1633, gest. 1714) hatte in seiner Jugend nicht einmal lesen und schreiben gelernt und befand sich schon bei einem Grützhändler in der Lehre, als ein Antiquar, bei welchem Magliabecchi öfters Maculatur für seinen Herrn kaufte, die ganz besondere Ehrfurcht des Knaben vor allen geschriebenen und gedruckten Büchern und seine Liebe und Lust daran bemerkte und des eigenthümlichen Talentes sich annahm. Magliabecchi lernte jetzt mit bewundernswürdiger Schnelle lesen und las Alles mit solcher mächtigen Aneignung, daß er oft, was er nur Einmal gelesen, auch auswendig behielt und dadurch selbst Verfasser, welche ihre Schrift nicht so auswendig wußten wie er, der dieselbe nur ein einziges Mal durchblickt hatte, in Erstaunen setzte. Ein Gelehrter, welcher ihm eine zum Druck fertige Abhandlung zum Durchlesen geliehen hatte, und sich, um das Gedächtniß des Magliabecchi zu prüfen, dann stellte, als sei ihm das Manuscript verloren gegangen, fand zu seinem Erstaunen, daß jener die Schrift ganz auswendig behalten habe. Als sich sein mächtiges Talent auch über andere Sprachen verbreitet hatte, zeigte er hier dieselbe Kraft des Festhaltens. Er wurde, durch seine Eigenthümlichkeit befähigt, auch in seinem Amt als Bibliothekar des Großherzogs, einer der merkwürdigsten Männer, der nicht bloß seine vaterländische ihm anvertraute Bibliothek ihrem ganzen Umfange nach im Sinne trug, sondern auch alle Kostbarkeiten der andern europäischen Bibliotheken im Gedächtniß hatte. Bei einer gewissen Gelegenheit bezeichnete er das Zimmer und die Stelle des Behältnisses, in welchem in Konstantinopel, in der dortigen Bibliothek, ein gewisses, seltenes Manuscript verwahrt wurde. Er lebte sehr mäßig. Drei hart gesottene Eier und ein Trunk Wasser waren sein gewöhnliches Mahl. — Eine ähnliche Mäßigung, besonders im Trinken aller Getränke außer dem Wasser, wurde bei den meisten Menschen bemerkt, die sich durch besondere Kraft des Gedächtnisses auszeichneten. Geistige Getränke regen die Kraft des Begehrens (ein inneres Bewegen) auf, wodurch das innere Gehör (das Gedächtniß) eben so betäubt wird, als das äußere Hören durch das starke Bewegen der Glieder. Ueberhaupt kann die eine Richtung der Seelenthätigkeit in voller Kraft sich zeigen, während die andere wie aufgehoben oder gelähmt ist. Merkwürdig sind hierbei besonders jene Fälle, wie der, welchen M. Wagner in s. Beitr. zur phil. Anthrop. I, S. 323 von der Gräfin B. erzählt, welche durch heftige Anfälle von Krämpfen das Gedächtniß jedesmal so verlor, daß ihr die Worte und Namen, zur Bezeichnung der äußeren Gegenstände und ihrer eigenen Gefühle, beim Sprechen niemals einfielen.

Sobald sie jedoch schrieb, drückte sie ihre Gedanken durchaus richtig und im besten Zusammenhange aus; eben so las sie auch Bücher ohne allen Anstoß und vollkommen verständig. — Diese Lähmung und Verwirrung des Gedächtnisses begegnete einem Livländer, von welchem ebendas. erzählt wird, bei fortdauerndem, klarem Selbstbewußtsein; das Leiden erschien bei ihm wie eine völlige Verwirrung der Sprachen. Eben so bei jenem Kranken (S. 327), welcher von seiner Gliederlähmung durch den Gebrauch des Karlsbades wieder hergestellt, dagegen aber nun von diesem inneren Leiden befallen worden war. Auch bei H. v. K..... fand diese innere Verirrung statt, und schon das Einfallen eines starken Lichtstrahles ins Auge verwischte die eben gehabten Vorstellungen aus dem Gedächtniß. — Der Frau v. Baschak (S. 321) war kein anderes Wort mehr zur Bezeichnung aller äußeren Gegenstände übergeblieben, als der Name ihres Gemahls. — Jener Greis (S. 325), dessen Gedächtniß selbst für die Namen seiner Frau und Kinder immer nur auf einen Tag ausreichte, so daß er jeden Morgen wieder fragen mußte, wie dieselben hießen, dann aber für heute die Namen merkte, hatte dabei die lebhafteste Erinnerung an die Geschichte seiner frühesten Jugend, sang Lieder, die er damals gesungen, erzählte Auftritte aus seinem Knaben- und Jünglingsalter. — Besonders merkwürdig erscheint aber unter mehreren noch hieher gehörigen jener Fall, der im neuen allgem. Repertor. für emp. Psych. von Mauchart und Tschirner, 1. Band S. 105 erzählt wird. Ein Mann, vom Schlagfluß gelähmt, schien die Sprache so ganz verloren zu haben, daß er alle seine Wünsche und Bedürfnisse, da er nicht schreiben konnte, durch Zeichen ausdrücken mußte. Im Anfang verstanden die Seinen diese Zeichen nur selten, er gab sich dann im Unwillen alle Mühe zu sprechen, brachte aber nur unarticulirte Laute hervor. Demunerachtet las er bald wieder an jedem Morgen und Abend sein Morgen- und Abendgebet aus einem Buche laut, völlig vernehmlich und ohne einigen Anstoß her, als ob sein Sprachvermögen gar nicht gelitten hätte. Das erste Mal, als dieß geschah, freuten sich die Seinigen, weil sie glaubten, er hätte den Gebrauch der Sprache ganz wieder erlangt, und erwarteten nun, er würde den Tag über sprechen; er aber blieb bei seinen stummen Zeichen, so oft und mühselig er sich auch anstrengte, nur ein einziges Wort aus freiem Trieb zu sprechen. Auf diese Weise fuhr er mit seinen Gebetsübungen fort, und von nun an bis zu seinem Tode blieb es so, daß er zwar laut und vernehmlich lesen, aber von sich selber kein Wort sprechen konnte. (M. v. über ähnliche Fälle auch den §. 46.) Die Erzählung der merkwürdigen Sprachvergessenheit der Marchese Solari zu Venedig verdanke ich der mündlichen Mittheilung des trefflichen Geschichtsforschers Leopold Ranke. — An die schon bei §. 22 erwähnten Fälle von Gedächtnißschwäche des vorgerückten Alters reiht sich das an, was uns von dem berühmten Anton Arnauld erzählt wird, welchen, aus dem dumpfen Traume des Alters, die Erinnerung an die Siege seiner Nation erweckte. Der gelehrte Abt Terasson war in seinem Alter so vergeßlich geworden, daß er sich von dem Gedächtniß seiner ganz ungelehrten Haushälterin mußte aushelfen lassen. — Der berühmte Philolog Daniel Heinsius hatte in seinen letzten Jahren Alles vergessen, was er später gelernt hatte, und bloß noch das in seiner frühesten Jugend Erlernte, das vierte Buch der Aeneis, auswendig behalten. Andere hieher sich anreihende Fälle sollen noch im fünften Haupt-

abschnitte dieses Buches berührt werden. Die einfache und naturgemäße Gedächtnißkunst der Alten, hauptsächlich auch auf gute, logische Anordnung der auswendig zu behaltenden Rede gegründet, findet sich bei Cicero de Oratore L. II, c. 86—88, Quinctilianus I. O. L. XI. c. 2. Neuere Systeme der Mnemonik unter andern in Aretins systematischer Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik 1810. — Mnemonik oder praktische Gedächtnißkunst 1811.

Ein Vorgang der geistigen Concentration und Expansion im Kreise des Seelenlebens.

§. 39.

Wir nahen uns hier einem Gipfelpunkt dieser Untersuchungen, der Beschreibung jenes höchsten und wesentlichsten Vermögens der Seele, durch welches diese erst zu einem wirklichen Besitz und zur Herrschaft über die Innenwelt ihrer Gedankenbilder und Vorstellungen gelangt. In Beziehung auf diesen Umkreis des Erkennens gleichet das thierische Selbstgefühl, das sich in der Natur des Menschen zum Selbstbewußtsein steigert, einer herrschenden Centralgewalt, um welche die andren, ihr zugeordneten Welten durch zwei gegenseitig sich durchwirkende Kräfte, den Zug der Schwere und den Antrieb des Schwunges, im Kreise des Erkennens durch Vernunft und Verstand — bewegt werden.

Wir fassen hier zunächst das ins Auge, was das ausschließendere Vorrecht der denkenden (menschlichen) Seele vor der empfindenden (thierischen) ist.

Das Wesen und Wirken, vor allem das Erkennen der Menschenseele verhält sich zu dem der Thierseele wie Tag zu Nacht. In gewisser Hinsicht bringt der Tag einer Gegend, über welche er anbricht, nichts Neues, denn die Felsen, Bäume und Ströme, deren Zusammensein die Gegend bildet, waren bei Nacht schon dieselben, die sie am Tage sind. So besitzt auch, gemeinsam mit der menschlichen, die thierische Seele nach ihrem Maße eine Innenwelt der Vorstellungen und Phantasiebilder, welche durch die Eindrücke der Außenwelt auf die Sinnen erzeugt wurde. Selbst ein Schattenriß der höheren Kräfte des Erkennens, der Vernunft und des Verstandes, wird in der Natur des Thieres gefunden; aber dieser Innenwelt fehlt in ihrer Mitte die allbeleuchtende Sonne des Selbstbewußtseins.

Wir haben mit diesem Worte jene innere Macht genannt, durch welche allein der Mensch zu einem Denkenden und Sprechenden wird. Das thierische Erkennen ist vorherrschend, ja ausschließend von innen nach außen, von dem Centrum nach dem Umkreis gerichtet, es ist dahin gewendet, wohin der Zug des Gemeingefühles (des Instinctes) gehet, auf die Gegenstände, welche zur Förderung des eignen Lebens der Creatur und seines Mitlebens mit andern Lebenden dienen. In dieser vom Centrum auswärts gehenden, expansiven Richtung verliert sich und löst sich das Erkennen des Thieres auf, wie ein

Rauchdampf des Kohlenstoffes und Wasserstoffes, den die lichtlose Hitze aus dem brennbaren Körper hervortreibt, ohne ihn zur hellen Flamme zu entzünden. Es äußert sich diese expansive Richtung der Wirksamkeit der Seele auf jenen niedrigeren Stufen des organischen Daseins, auf denen die Lebenskraft (der Bildungstrieb) in vorwaltender Weise sich kund gibt, durch jenes üppige Wachsthum, jene Vieltheilung der Einheit und jene Fruchtbarkeit der Geschlechter, die wir an den Pflanzen und pflanzenartigen, ja selbst auf einer höhern Stufe an den pflanzenfressenden Thieren wahrnehmen. Hier tritt der excentrischen Richtung keine Hemmung von innen, sondern nur jene äußere entgegen, welche der Vermehrung der einen Art durch die aufzehrende Eßlust einer andern (z. B. den pflanzenfressenden Thieren durch die fleischfressenden) widerfährt. In andern Fällen sehen wir an die auswärtsgehende Richtung der Wirksamkeit der Seele auch bei den Thieren eine andre nach innen gekehrte sich anschließen, welche jedoch nicht sowohl als Selbstbewußtsein, sondern nur als Selbstgefühl bezeichnet werden kann. Wenn der Singvogel mit dem für seinen kleinen Körper mühsamen Werk des Nesterbaues beschäftigt ist, dann läßt er seine lieblichsten und lautesten Lieder vernehmen, und mit diesen begleitet er auch das Geschäft des wechselseitigen Brütens und der gemeinsamen Ernährung der Jungen. Aus diesem Selbstgefühl entspringen jene lebhaften Aeußerungen der Freude, die wir an dem vom Menschen gezähmten Thiere, selbst am Elephanten bemerken.

Wie ein Taubstummer statt in der Sprache der Worte, in der unvollkommneren der Zeichen redet, so deutet uns öfters auch das Thier das innere Bewegen seines Selbstgefühles durch einen Kreislauf seiner Handlungen an, bei welchem der Lachs wie der Zugvogel, wenn sich ihm die Zeit des Gebärens nahet, zu jener Stätte zurückkehrt, an welcher er selber geboren worden.

Etwas Andres seinem Entstehen und seiner Kraft nach als das Selbstgefühl des Thieres ist das Selbstbewußtsein der Menschenseele. Unvergleichbar viel gewaltiger als bei jenem ist in dieser das expansive auswärts von der Mitte gehende Vermögen des Erkennens; ins Endlose dehnt sich der Kreis des Erkennens aus. Wie jedoch nach einem vorhin gebrauchten Vergleich der Dampf des Kohlenstoffes und des Wasserstoffes, der durch die Wirkung der lichtlosen Hitze nur zum Rauch geworden war, durch eine genäherte Flamme sich selber zur Flamme entzündet, wie der schwache Schein eines Lichtes, das auf der weiten, dunklen Ebene steht, alsbald zur merkbaren Helle sich steigert, wenn er nach allen Seiten hin auf eine zurückstrahlende Spiegelfläche fällt, so wird das endlos weit hinausstrahlende Erkennen der Menschenseele zum Selbstbewußtsein, weil es auf seinem Wege einem andren, höheren Erkennen begegnet. Das Erkennen der Menschenseele durchbricht in der Kraft des ihm innenwohnenden Geistes die Schranken des creatürlichen, leiblichen Seins und erhebt sich nicht nur zum Ahnden,

sondern zum Wahrnehmen eines ewigen göttlichen Seins, eines Erkennenden, von welchem nicht nur das Wesen des sinnlich Wahrnehmbaren und Leiblichen, sondern das Wesen der Seele selber erfaßt wird. Und hier entzündet sich Flamme an Flamme; in dem Lichte, das von oben her in ihr Inneres hineinstrahlt, erkennt die Seele sich selber.

Bei dem Thier ist die Region des Selbstgefühles von der des Mitgefühles mit der Außenwelt nur undeutlich abgegränzt; die Seele des Thieres findet sich selber nur in ihrem Wirken nach außen; sie hat kein eigentliches Ich, sondern nur ein Wir, anders dagegen ist es beim Menschen. In seiner Natur wird ein demantfester Kreis der Selbstbegränzung gegen den Drang des unermeßbaren Ausgehens in den äußeren wie inneren Erkenntnißstoff gefunden, das Ich; mit dem Bewußtsein, mit dem Erkennen des eignen Selbst hat sein Geist zugleich einen Abglanz Dessen empfangen, darin der allbedenkende Geist, der Ursprung alles Seins sich selber erkennt, das Wort, das zur äußeren That der Rede wird.

Eine Mitte des geistigen Seins und Erkennens hat sich dann im Selbstbewußtsein gestaltet, nach ihr hereinwärts, in Beziehung auf das Ich, äußert sich das Wirken der Vernunft, während von innen nach außen gehend der ordnende Verstand den Umkreis des Erkennens gestaltet.

Allerdings hat der Inhalt des vorstehenden Paragraphen den Kreis des Seelenlebens im engeren Sinne dieses Wortes überschritten und in seiner Beschreibung des höheren Erkenntnißvermögens Züge aufgenommen, welche in das Gebiet des Geisteslebens gehören. Es sollte jedoch hier das Ende des Weges nur von fern gezeigt werden, während der nachbleibende Schritt dieser Untersuchungen im nächstfolgenden Paragraphen von neuem auf die verlassene Bahn der Betrachtung des menschlich thierischen Seelenlebens zurückkehren soll.

Erläuternde Bemerkungen. Das was im Paragraphen über das Selbsterkennen im Spiegel eines göttlichen Erkennens gesagt wurde, schließt sich unmittelbar an die Betrachtung jener höchsten Aeußerung des Gemeingefühles an, die in der Natur des Menschen als Gewissen erscheint.

Selbstbewußtsein, Vernunft und Verstand.

§. 40.

Wir erkannten vorhin (§. 18) in dem Licht den in aller Sichtbarkeit liegenden Zug nach der Sichtbarkeit Quell und Ausgang an. „Wie der Gedanke, welcher des Geliebten gedenkt, das Bild dieses Geliebten in sich trägt, so trägt auch das Sehnen aller sichtbaren Creatur, wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit Ursprung, ein Bild dieses Ursprunges in sich, und dieses Bild erscheint uns als Licht.“ Noch vielmehr, inniger, tiefer,

mächtiger, als in der sichtbargewordnen Leiblichkeit, wohnet in der Seele des Menschen ein Mitgenosse und Abglanz des ewigen, seligen, vollkommenen Seins, und dieser Abglanz ist der erkennende Geist in uns.

Die Kraft der inneren Sinne, Einbildung und Erinnerung, offenbart auch das Thier. Dieses kennt die Bilder und die Rührungen des Traumes eben so wie der Mensch, nur fehlt jenen Bildern die Sprache des Geistes, welche sie im Menschen empfangen. Auch der Zauber der Verwandlungen, durch welche die Phantasie einen äußeren Gegenstand innerlich in einen andren, etwa heftig begehrten sich umschaffet, ist dem einsam lebenden Vogel nicht fremd, wie dieß Bechstein vornehmlich an männlichen Stubenvögeln beobachtete. Nicht abzusprechen ist dem Thiere selbst jenes Vermögen, welches mit gewisser Vorliebe jetzt mehr nach der einen, dann nach der andren Bewegung oder Gestaltung des inneren Sinnes sich hinrichtet und dieselbe festhält, so wie die Kraft an die vorkommenden äußeren Erscheinungen innerlich andre, jene öfters begleitende anzuknüpfen, an die Ursache das Bild der Folgen und Wirkungen. Der Fisch eilet, wenn das Glöckchen ertönet, das ihm öfters zum Futter gerufen, ans Ufer; Thiere der verschiedensten Art und Entwicklungsstufe erwecken bei gewissen äußeren Eindrücken durch selbstständige Rückwirkung der Seele, die verwandte Welt ihrer inneren Sinnen. Der überlegende Elephant, wenn er das Hinderniß, das seinem Geschäft des Ziehens oder Tragens einer aufgebürdeten Last entgegenstehet, nicht bloß bemerkt, sondern demselben auszuweichen oder zu begegnen weiß, thut jedoch noch mehr, und so finden sich auch bei andren Thieren Spuren von einem Analogon von Urtheilskraft.

Dem Thiere überhaupt wohnt demnach jenes mütterlich bildende und ernährende Vermögen der Seele innen, welches den psychischen Keim, nachdem ihn der äußere Eindruck befruchtet hat, selbstständig gestaltet und erhält, das Vermögen der Einbildung. Es besitzt ferner die Kraft, bei äußerer Veranlassung ganze Reihen und Regionen der innerlich fortlebenden Welt der von außen erhaltenen Empfindungen aufzuregen und gegen einander zu bewegen, die Kraft der Erinnerung und der selbstständigen Aneinanderreihung der Vorstellungen. Wenn dann jener Homerische Hund, der den Herrn nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder erkennt, mit der geliebten Gestalt und der Stimme des alten Pflegers zugleich der vormals genossenen Wohlthaten und Beachtung sich erinnert, so dämmert hierbei in der Seele des Thieres eine Spur von Selbstbewußtsein oder doch von Selbstgefühl. Eines Selbstgefühles, das mitten in dem Loos der jetzigen Verachtung und Entkräftung der Jugend gedenkt, da eben dieser nun veraltete Leib und seine Kraft die Freude des Herrn war, zu dessen Füßen er jetzt stirbt.

Aber dieser Schein von Selbstbewußtsein kommt dem Thier nicht an sich selber und in Beziehung auf den „unruhigen Fluß“ seines Werdens zu, sondern dasselbe empfängt ihn nur durch sein Anhalten an das feststehende

Wesen des Menschen, wie das Gehäuse der Blätter und Zweige, das ein Strom mit sich dahinreißt, einen Halt an dem Felsen findet, welcher mitten in den Wellen aufrecht und fest stehet. Anders dagegen und selbstständiger, nur auf ein göttliches Sein, nicht auf irgend eine Kraft der Creaturen gegründet, erscheinet das wahre Selbstbewußtsein in der Seele des Menschen. Hier ist ein Sein, vergleichbar dem göttlichen, welches sich überall im Strom des Vergänglichen als ein ewig dasselbe Bleibendes erkennet und sich bei seinem Namen: „ich bin es" nennet.

Wie an der sichtbaren Gestaltung des äußeren Menschen, mit welcher wir schon bisher das Wesen und die Kräfte des inneren Menschen öfters und gern verglichen, das Gehirn als die unbewegte Mitte, als der Anfang und das Ende erscheinet, von welchem alle Bewegungen ausgehen, und zu welchem alle Empfindungen zurückkehren, so erscheint das Selbstbewußtsein im Menschen als der Anfang und Ende aller der Geschäfte des Erkennens und der Wechselwirkungen der Seele mit der sie umfassenden Welt. Darum ward auch (nach Plato) dem selbstbewußten Geiste sein Herrschersitz in der Akropolis unsers sichtbaren Wesens — im Haupte — angewiesen. — Wie aber nun verhält sich dieser inwohnende Herrscher zu dem Beherrschten, wie das Erkennen in uns zum Erkannten? Was kommt der Seele beim Erkennen selbstständig und als etwas ihr Eingebornes zu? Gleicht die Seele wirklich nur bei der Geburt jener mit Sand gescheuerten Tafel, bei welcher ein Blindgeborner, der keine Hand hat, angestellt ist, die vernunftlose Empfindung, wie Plato den Eindruck der Außenwelt nennet. Ein Blinder und Handloser angestellt, damit er auf das dunkle Leere die Erkenntnisse und das Erkennen aufschreibe, und, er selber vernunft- und bewußtlos, der Seele Vernunft und Bewußtsein einhauche?

Das äußere Auge siehet niemals dasselbe wieder, was es heute gesehen, das Ohr höret das einmal Gehörte nimmer wieder, denn das, was heute in dieser Welt des Vergänglichen ist, wird morgen nicht mehr oder ein Andres sein; die Elemente des sehenden Auges selber waren gestern andre als sie heute sind, dieser Augenblick mit dem vergänglichen Schein, welcher ihn begleitet, vergehet und kehret ewig nicht mehr zurück. Wenn aber der Leib stirbt, bleibet die Seele unvergänglich und unveränderlich; eben so bleibet durch die Kraft des Selbstbewußtseins in der Welt der inneren Sinnen, wie in einem Reich der abgeschiedenen Seelen, die Kraft des einmal empfangenen Eindruckes, und sie lebet hier noch, wenn schon längst die äußere Erscheinung, welche den Eindruck machte, vergangen und zerronnen ist. Der wärmende Strahl der Sonne kann die Pflanzen nicht schaffen, sondern wenn der Frühling wiederkehrt, wecket er bloß im entlaubten Baume den neuen Trieb, im Samenkorn, das von außenher in den Boden kam, die Keimkraft auf, anderwärts aber bescheinet er fruchtlos den unfruchtbaren Boden. Kann vielleicht auf ähnliche Weise auch die in uns wohnende Kraft

des Geistes, obgleich sie in viel höherem Maße ein inneres Abbild der Schöpferkraft ist, als die Sonne ein äußeres, dem inneren Sinne seine Welt nicht ursprünglich geben, sondern empfängt dieser etwa die Samen und Keime dazu von außen, und der Geist theilt denselben nur die Fülle seiner eigenthümlichen, unvergänglichen Natur mit, gibt ihnen das fortwährende Leben, das in ihm selber ist? Und wie die Hand des Menschen die Bäume und Kräuter, die er nicht selber schaffen, sondern nur pflegen konnte, zusammenpflanzt und versetzt wie er will — waltet etwa nur so zusammenordnend und trennend der selbstthätige Geist mit jenen inneren Gebilden? — Wenn wir die Welt der inneren Sinne mit einem Reich der abgeschiednen Seelen verglichen, so erschienen dann jene inneren Gebilde als Seelen, die vorhin in einem Leibe wohnten, der nach dem Gesetz seiner elementaren Region sich gestaltete und bewegte, so wie jene nun nach einem andren, höheren Gesetz bewegt werden.

Hören wir hier zuerst über diesen Gegenstand den Ausspruch eines Weisen, der uns schon mehrmalen auf dem Wege dieser Untersuchungen bedeutungsvolle Winke gegeben, den Ausspruch des Heraklit. Es erkennt dieser (n. Bd. I. S. 246) einen allgemeinen, göttlichen Verstand (λόγος) an, durch dessen Theilhaben allein wir selber verständig werden, und er nennt diesen Verstand das Allumfassende (Alles Bedenkende). Sodann weiter schließend sagt er: „Wenn aber das Allumfassende der Verstand (λόγος) ist, so sind die Menschen nicht verständig, ehe sie hören, und wenn sie zuerst hören. Denn sie sind, da diese aus dem (All-) Verstand kommen, der Worte und Werke unkundig, welche ihnen kund werden, nach meiner Erklärung, welche ein Jedes der Natur gemäß auseinandersetzt und aussagt, was sich so verhält. Andern Menschen aber ist unbewußt, was sie wachend gethan; wie dieselben das vergessen, was im Schlafe geschehen. Deßhalb (weil wir nur durch das Theilhaben an dem gemeinsamen, göttlichen Verstand handeln und erkennen) müssen wir dem Gemeinsamen folgen. — Obgleich nun ein gemeinsamer Verstand ist, leben dennoch Viele, als ob sie eine eigne Einsicht hätten. Diese jedoch ist nichts Andres, denn eine Auslegung (Exegese) der (Offenbarungs-) Weise einer allwaltenden Einsicht. Deßhalb, so weit wir des allgemeinen Verstandes eingedenk an ihm Theil haben, sind wir wahrhaftig, was wir aber Eigenthümliches für uns haben, das ist Täuschung."

Dieser Ausspruch, so hart er zu lauten scheinet, gibt der menschlichen Natur eben so viel, als er derselben nimmt. Er gibt ihr ein Theilhaben an dem göttlichen Logos selber, er macht sie zu einem Ausleger der verborgenen Wege einer allwaltenden Weisheit in der Welt des Sichtbaren, zu einem Abglanz der ewigen Wahrheit.

Nicht wie vorhin, obwohl nur fragweise der Vergleich gegeben worden, gleichet die Kraft des in uns wohnenden Geistes der Sonne, welche die

Samen der Erkenntnisse im Boden der Seele belebt und aufkeimen machet, diese Samen selber aber kommen von außen her; sondern die zur Belebung, zur Erhaltung, zum Gedeihen der mütterlichen Keime nöthige Sonne ist ein allwaltendes, göttliches Erkennen; die Keime aber unsrer Erkenntnisse sind dem Grund der Seele eingeboren. Denn wäre der Seele des Menschen die Harmonie nicht eingeboren, läge nicht im Menschen selber das Gewebe, welches kunstreich einen Ton an den harmonisch zustimmenden andren knüpft, wie hätte derselbe von den Küsten des Nordmeeres an bis zu den Inseln der Südsee auch in solchen Gegenden, wo kein singender Vogel wohnt, diese Volksgesänge sich erschaffen können und diese Töne der Saiten, in denen allen der Nachklang eines ewigen Wohllautes vernommen wird. So auch würde der Geist des Menschen, wäre ihm nicht der Grundriß der ganzen Welt des Gedenkbaren eingeboren, niemals nach dem allgemein anerkannten Gesetz des richtigen Denkens das augenfällig schöne Gebäu der Gedanken auch nur über das Sichtbare und Menschliche sich haben erbauen können, welches ein eben so nothwendiges Werk seiner Seele scheint, als das Hüttenbauen ein Werk des Leibes. Wie nach einem allgemeinen Vorbild, das ihm auf dem Berge gezeigt worden (Exod. 25, 40), errichtet der Geist des Menschen jenes hehre Gebäu (m. v. d. §. 41).

Der Vogel, den eine fremde Mutter ausgebrütet, und welcher hernach, in der Gefangenschaft des Käfigs erzogen, noch niemals sein eignes Bild noch seines Gleichen gesehen, gesellt sich, von unwiderstehlichem Trieb bewogen, sobald er dem Käfig entkommen, zu seines Gleichen. Er wird zu den Lebendigen seiner Art gezogen, weil er selber in seinem Aeußeren und Inneren die Gestalt dieser Art an sich trägt. So wird auch durch einen ihr tief eingepflanzten Trieb die Seele des Menschen, sobald sie dem Käfig entkommen ist, in welchen sie gerathen, zu der Gemeinschaft des ewig Schönen, des Wahren, des Guten hingezogen, weil sie ursprünglich selber die Form dieser hehren Gewalten in und an sich trägt. Das unvollkommnere Abbild erkennet sich selber in dem vollkommneren Urbild, und hierinnen ist der Zug der Liebe und des gegenseitigen Sehnens gegründet (nach §. 21).

Aber das Bewegen des Sehnens, des Suchens wie des Fliehens, kommt der geschaffnen Seele zunächst nur in Beziehung auf das Geschöpf zu; im Erkennen ist kein Bewegen noch Suchen, sondern ein Ruhen und Befriedigtsein. Das Erkennen ist ein Theilhaben an einem ewigen Sein, ein Mitsein des menschlichen Wesens mit Gott. Wie demnach Heraklit nur mit andren Worten es gesagt: das Erkennen des Menschengeistes ist nicht ein Sein desselben für sich, sondern ein Mitsein desselben mit einem allumfassenden, allerkennenden Göttlichen.

Es ist der Mittelpunkt nur ein unbewegbar Ruhendes, weil er selber alles trägt, nicht von einem Andren getragen wird; weil nach ihm alles

Einzelne, er selber aber nicht von dem Einzelnen gezogen wird. Gott ist die ruhende Mitte alles Wesens der sichtbaren und unsichtbaren Welt. In Ihm und zu Ihm ist Alles, was gemacht ist, die ganze Fülle des Erkennbaren.

Auch das Feststehende im Geist des Menschen, Selbstbewußtsein und Selbsterkennen genannt, empfängt sein Ruhen und Stillstehen nur dadurch, daß es der tragende, über alle waltende Mittelpunkt ist jener ganzen Welt des Begehrenswerthen, des Empfind- und Erkennbaren, welches sich im ganzen Verlauf des Lebens um diesen Mittelpunkt her offenbaren und kund machen soll. Wie schon an dem organischen Leibe die angeborenen Glieder und Theile in unmittelbarer Beziehung stehen auf alle einzelnen Regionen und Elemente der umgebenden Außenwelt und mit diesen von gleichartiger innerer Stimmung sind, so ruhen noch vielmehr in der Seele die Beziehungen und Uebereinstimmungen mit der ganzen Welt der unsichtbaren Anfänge (nach §. 4 und 37). Sie könnte nicht Theil haben an dem allumfassenden, göttlichen Sein, wenn ihr nicht selber der Möglichkeit nach ein solches allbegreifendes Sein, eine solche das Viele umfassende Einsicht innewohnte, welche freilich nur durch das Mitwirken des göttlichen, allgemeinen Erkennens zu einer Wirklichkeit wird.

So ist denn in dem Inneren der Seele der Möglichkeit oder dem mütterlichen Keime nach eine ganze Welt des Erkennbaren; aber diese bedarf einer Sonne von oben, damit sie offenbar werde. Es walten auch in dieser inneren Welt, wie in der großen Welt Gottes, jene beiden Bewegungen, welche das Leben des Einzelnen schaffen und erhalten, die von oben nach unten, von innen nach außen wirkende, selbstthätig anregende, und die von unten nach oben, von außen nach innen gerichtete, passiv aufnehmende und empfangende. Diese beiden Mächte der Seele, welche zunächst von dem feststehenden Mittelpunkt des Selbstbewußtseins aus- und nach ihm hingehen, heißen Verstand und Vernunft.

Selbst der Seele des Thieres kommt in ihrem Kreise ein Analogon von dem zu, was wir Verstand und Vernunft nennen. Um hierbei aber scheiden zu können, was schon im Thier vorhanden, und was eigenthümliche Gabe des nur im Menschen inwohnenden Geistes sei, bedarf es einer näheren Betrachtung jener beiden Seelenkräfte.

Wenn wir zuerst den Unterschied beider in seiner größesten Allgemeinheit bezeichnen wollen, so nennen wir den Verstand das messende, erkennende Vermögen der Seele für jenen Zug, welcher die Einzelnen und Besondren mit einem Allgemeinen und Höheren vereint und ihnen hierdurch ihr bleibendes Wesen und Bestehen gibt; zugleich mithin das messende Vermögen für die Kraft, mit welcher sich die Dinge der Außenwelt unsrem eignen, bewegenden Willen entgegenstellen. Dagegen ist dann die Vernunft das messende Vermögen für jene Kraft des eignen Wesens selber, welche

von innen heraus auf die Dinge der Außenwelt gerichtet ist, das erkennende Vermögen für das inwohnende, unsichtbare Princip der sichtbaren Bewegung. Sie ist mithin der bemerkende Sinn für den Zug, der von innen nach außen, von oben herniederwärts nach dem Unteren, von dem Ursprung alles Seins zu den einzelnen Wesen gehet.

In der untergeordneten Region der uns umgebenden Sinnenwelt lernten wir (nach §. 18) den von unten, von dem Mannichfaltigen und Vielen nach einem Höheren, Allgemeinen gerichteten Zug als Licht, den von oben nach unten, von innen nach außen gehenden als Elektricität und Schall kennen. Für das Bemerken des Lichtes ist das Auge da, welchem (nach §. 38) als innerer Sinn die Einbildungskraft entspricht, so wie den leiblichen Sinnen für Elektricität und Schall das Gedächtniß. Die Functionen des Verstandes und der Vernunft entsprechen zwar, wenn man auch hier den Vergleich mit dem leiblichen Organismus beibehalten will, mehr der geheimnißvollen Lebensthätigkeit der inneren Theile des Gehirns, doch wiederholt sich auch da, auf einer höheren Stufe, in dem Verhältniß des Verstandes zur Vernunft das Verhältniß zwischen dem leiblichen Sehen und Hören.

Die Kraft des Sehens reichet über unermessene Räume, weit über die Gränze des planetarischen Bodens und der ihn umwölbenden Atmosphäre hinaus. Sie umfasset die Welt des nachbarlichen Mondes und des Sonnengebietes mit allen seinen Planeten und Kometen. Aber ihr Gang eilet weiter bis in die Mitte, ja bis zur Gränze der anfänglichen Welt des Gestirnes, welche, wie eine Mutter das Ungeborne, das planetarische Sein umfasset und in sich heget; es ist dieser Gang so unaufhaltsam und unumschränkt wie das Walten des Verstandes, wenn er das in den einzelnen Wesen erkannte Allgemeine zum Allgemeinsten, ja zum allgültigen Gesetz alles Seins erhebt.

Auf den ersten Blick scheint es, die Kraft des Hörens, entsprechend als leibliches Abbild der Vernunft, stehe weit jener des Sehens nach. Das Ohr vernimmt nur die Bewegungen, welche in die Gränzen der gröber körperlichen, planetarischen Welt hereindringen und dieser angehören. Durch das Ohr würden wir nichts erfahren von dem Dasein der allerleuchtenden Sonne, welche das Gefühl erräth, das Auge erkennt; jene Millionen der Lichtwelten, höher und ferner als Sonne und als der sie begleitende Planet, blieben unbemerkt. Der lauteste Schall, welcher in den jetzigen Kreis des menschlichen Hörens fällt, der Donner der indischen Vulcane, wird nicht mehr jenseits der Weite von einigen hundert Meilen vernommen, und was nicht die feste Planetenfläche oder ihre Atmosphäre zusammt uns träget und umfasset, das vermag auf keine Weise dem Ohre sich hörbar zu machen.

Dennoch, so sahen wir oben, ist der vernehmbare Ton ein Offenbarwerden jener höheren, allbelebenden und bewegenden Kraft, welche von

oben nach unten, von innen nach außen gehend, der Anfang alles Wesens und Lebens ist. Es nimmt diese von oben kommende Kraft, wenn sie der unteren, leiblichen Region sich nahet, die Natur dieser Region an sich: sie verleiblicht sich selber, und das Unvergängliche und Unbegränzte erscheinet in der Art des vergänglichen, engbegränzten Wesens. Während dagegen das sichtbare Licht ein Zug, der die Creaturen zum Quell alles Seins führt, eine Verklärung der Leiblichkeit in die Form des höheren, geistigeren Wesens ist (nach §. 18).

Eng und beschränkt, wie die Welt der hörbaren Töne und der Stimme der Form ihres Erscheinens nach es ist, gibt sie deßhalb dennoch erst dem Sehnen, das nach oben geht, seine Erfüllung, wie die männlich weckende Kraft dem Keim der Frucht sein Leben gibt. Alles Verlangen der Seele nach dem Oberen, was wäre es ohne das belebende, sich mittheilende Wort, das von oben kommt. Das schärfste Auge des taub und hiermit stumm Gebornen ersetzt nimmermehr das, was die Sprache dem hörenden Menschen gibt. Der Nerv erscheint wohl dem betrachtenden Auge klein und gering im Vergleich zu der Fleischmasse und den Knochen des Gliedes, welchem er angehört; das Gehirn ist nur von wenigem Umfang gegen den gesammten Leib: dennoch ist es der kleine Nerv, der das große Glied bewegt, und die Lebenskräfte des Leibes gehen vom Gehirn aus. So ist auch die Stimme (das Wort), welche das Ohr vernimmt, der eigentlich bewegende Anfang alles Seins und Lebens in dem unermeßbaren Reiche der Sichtbarkeit. Was das Auge sieht, das ist ein Gewordenes und Gewesenes, welches von hinnen eilt und vergeht; das Ohr ist der Sinn für das Bewegen einer Kraft, die, ohne Aufhören und unverändert dieselbe, zum Werden gehet: der Sinn für jene dem Auge unsichtbaren Anfänge (Principien), aus denen alle Sichtbarkeit entstehet. Sobald das Auge die einzelnen Schwingungen der Saite bemerkt, hören diese auf dem Ohre hörbar zu sein; jenes Bewegen, das den Ton begründet, entziehet sich selbst dem schärfsten Blicke.

So, wechselseitig sich ablösend, verhalten sich auch in ihrer geistigen Region Verstand und Vernunft: das eine Geschäft schließet aus seinen Gränzen das andre aus, und sein Kreis beginnt da, wo jener des andren endet, obgleich beide Thätigkeiten so neben einander bestehen können, wie am Leibe Sehen und Hören oder wie Fühlen und Bewegen. Der Verstand ist zuletzt der innere Sinn für ein allgemeines Gesetz der Unterordnung aller Einzelnen unter ein höheres Ganzes, er ist der Sinn für jenen von unten nach oben gehenden Zug, welcher die Wesen nach dem Ursprung ihres Seins hinführt, und welcher hierbei dem Mannichfaltigen und Verschiedenen die Weise jenes höheren Ursprunges einprägt (nach Bd. I. S. 202). Wie sich aber die Freiheit zum Gesetz, wie sich willkürliche Bewegung zur Empfindung verhält, so die Wirkungssphäre der Vernunft zu jener des Ver-

standes. Die Vernunft ist — selber von gleicher Natur mit jener Freiheit, und deßhalb Gleiches dem Gleichen gegenüber — die messende Kraft für das von oben nach unten, von dem allgemeinen Ursprung alles Seins auf das Besondere und Einzelne gerichtete Walten der Freiheit.

Der Verstand ist das Vermögen zu einem geometrischen Erfassen und Ermessen der Dinge. Er erkennt das Allgemeine der Form mitten unter den Verschiedenheiten der Bestandtheile der gebildeten Masse, ja er ergänzt diese einmal anerkannte Form, auch wenn ihm nur ein Theil derselben offenbar wird, wie der Krystallkundige, auch wenn sich ihm nur eine oder etliche Flächen eines übrigens verstümmelten oder verwachsenen Krystalls zeigen, aus diesen Flächen die zu ihnen gehörenden, sie ergänzenden übrigen bestimmt. Galilei hatte für alle Körper der Erde jenes allgemeingültige Gesetz der Schwere und des Zuges gegen den gemeinsamen Mittelpunkt erkannt, nach welchem die Kraft dieses Zuges bei fallenden Körpern in quadratischem Verhältniß der Zeiten wächset. Nachdem hernach Newton dasselbe Gesetz der Schwere, welches nicht bloß für die Zeiten des Falles, sondern auch für die Abstände der sich wechselseitig anziehenden Körper anwendbar ist, in der Bewegung des Mondes um die Erde nachgewiesen, dehnte der ergänzende Verstand den einzelnen Punkt, welchen er gesehen, alsbald zu einem Kreise aus, der das ganze Weltgebäude umfasset. Es wurde erkannt, daß jenes Gesetz eben so für alle Planeten, Monde und Kometen unseres Sonnensystemes, wie für alle wägbaren Körper der Erde gelte.

Das eigenthümliche Vermögen des Verstandes, an den einzelnen Dingen von ähnlicher Art oder von verwandter Region den allgemeinen Zug anzuerkennen, wodurch sich dieselben gleichen, und die obenerwähnte, ergänzende, ausführende Kraft jener Seelenthätigkeit begründet und entwickelt sich durch länger fortgesetzte Erfahrung, eben so wie das Entscheidungsvermögen des Auges über die Abstände und Umrisse der gesehenen Körper (das Augenmaß) sich im Kinde allmählich durch das Betasten der Gegenstände mit den Gefühlsorganen ausbildet. Es wird der eigenthümliche Glanz und die Farbe etwa für ein Merkmal des Metalles genommen. Wenn aber auf diesen Zug einer oberflächlicheren Aehnlichkeit hin der Glimmer zum Silber — als Körper gleicher Art — gestellt wird, der Schwefelkies zum Gold, dann bedarf es eines tieferen Ergründens der wesentlicheren und bleibenderen Merkmale des Metalles durch weiter eindringende Beobachtung, um den anfänglichen Mangel der inneren Beachtung zu ergänzen.

Jenem Geschäft des Verstandes zur Seite gehend, übt denn die Vernunft ein andres, das allerdings ungleich schwieriger, und leichterem Irren ausgesetzt erscheint, als das Geschäft des Verstandes. Wenn zum Beispiel dieser es anerkannt hat, daß alle Vögel Eier legen und diese mit mehr oder

minderer Sorgfalt bebrüten so wie die Jungen versorgen, und wenn hierauf die Erfahrung in der Geschichte des Kukuks eine augenfällige Ausnahme nachgewiesen, da wird allerdings der Verstand den Grund dieser Ausnahme bald (wenn auch zum Theil fälschlich) in der andersartigen Lage des Magens, bald im eigenthümlichen Futter des Kukuks oder in den langen Zwischenräumen zwischen dem Legen des einen und andren Eies aufsuchen. Dagegen vermag nur die Vernunft das eigentliche Geheimniß jener bewundernswürdigen Anhänglichkeit, mit welcher die fremden Pflege-Eltern das anvertraute Junge versorgen, das Geheimniß eines um alle Einzelnen geschlungenen Bandes der allversorgenden, Alle bedenkenden Liebe (§. 31) zu ergründen. Der Verstand verstehet allerdings die erhabenen Gesetze der Bewegung der Weltkörper um den gemeinsamen Centralkörper und erfreut sich der hehren Ordnung; die Vernunft dagegen vernimmt die Bewegungen eines Willens, deren Gesetz der Verstand nicht ergründet, welche aber, auch wo sie scheinbar widersprechend durch die bestehende Ordnung des Sichtbaren hindurchgehen, zu einem harmonischen Einklang sich vereinen. Die Wirkungssphäre des Verstandes ist hierbei das Bestehende, das offenbar Gewordene; die Sphäre der Vernunft das Werden selber; die feste Basis, an welcher sich das Verständliche abspiegelt, ist der gewordene Leib und seine offenkundige Geschichte; die Basis der Vernunft die innere, an sich selber dunkle Welt des Wollens und Strebens.

Wir wiederholen das eben Gesagte noch einmal mit Worten und Ausdrücken, welche schon anderwärts zur Bezeichnung des Unterschiedes zwischen Vernunft und Verstand gebraucht worden:

Mit Recht hat man die Vernunft das Vermögen der Principien genannt. Sie ist nicht bloß ein passiv aufnehmender, bemerkender Sinn für jene unsichtbaren Anfänge, aus denen alles sichtbare Sein und Bewegen in der Natur hervorgeht (nach §. 4 u. a. O.), sondern eine Kraft, welche selbstständig diese Anfänge in sich trägt und bewegt. Verklärt im Menschen durch das Walten des Geistes, erschaffet die Vernunft über und in der Welt der tausendfältig verschiedenen, erscheinenden Formen auf dem Grunde der Seele selber eine Welt des Idealen und weiß diese innere Welt zur äußeren That zu machen. Wie immer das Gleiche nur vom Gleichen erkannt wird, so erkennet die Vernunft die inneren, letzten Anfänge (Principien) aller sichtbaren Lebensbewegungen, weil sie selber von der Natur dieser Anfänge ist. Sie erfasset die Urbilder jener Bilder, welche die Einbildungskraft von außen empfängt, erkennet die obere Welt selber, deren umhüllende Lichtsphäre der Verstand nur siehet. Dieser erhebt sich zum Verstehen des Gesetzes, nach welchem die Sichtbarkeit gestaltet und regiert wird; die Vernunft aber zum Erkennen jener allwaltenden Kraft, welche dieses Gesetz gab und nach ihm regiert. Der Verstand betrachtet das höhere Allgemeine nur im Spiegel des Besondren; die Vernunft erfasset

dieses Besondre, noch ehe es zu dem geworden was es ist, noch ehe es die sichtbare Gestalt nahm, in jenem höheren Allgemeinen, in jener mütterlichen Weisheit, aus welcher alles erscheinende Dasein hervorgehet, selber.

Verständlich und erfaßbar ist dem Auge, wie in seinem höheren Kreise dem betrachtenden Verstand, das Abbild jenes Höheren und Allgemeinen, das sich in der vergänglichen Form spiegelt. Denn hehr und gewaltig wie auch dieses Abbild von Millionen der Lichtwelten widerstrahlt, ist es dennoch, als Eigenthum des vergänglichen Wesens, selber von vergänglicher Natur gleich dem betrachtenden Auge; es ist zu einem äußerlich Bestehenden geworden. Unermeßbar groß ist denn die Welt, welche das Auge wie der betrachtende Verstand überblicken; so groß als der Abstand der einzelnen Dinge von dem Ursprung alles Seins, so hocherhaben als der Schöpfer über dem vergänglichen Geschöpf stehet. Wenn nun dagegen die Vernunft diese Schöpferkraft nicht nur mittelbar, im Abbilde, sondern unmittelbar, in ihrem Wesen selber erfasset, ihr Bewegen vernimmt, so gründet sie hierinnen zwar tiefer als der Verstand, stehet aber zugleich diesem an äußerem Umfang des Erfassens nach. Denn dieser Umfang ist klein, wie die Kraft, welche im endlichen Wesen wohnet, im Verhältniß zu der unendlichen Kraft des Schöpfers selber.

Im höheren Thierreich wird bemerkt, daß die Vollkommenheit und Feinheit des Gehörs in gleichem Maße mit der Ausbildung der Stimmorgane zunehmen, so wie umgekehrt ein stumpfes Gehör mit übeltönender oder schwacher Stimme verbunden ist. Statt der Stimme zeigt sich bei einigen Classen, bald mehr, bald minder merklich, die elektrische Natur der bewegenden Kraft (n. Bd. I. S. 190 u. 200). So entfaltet sich auch in der Seele die Vernunft in dem Maße, in welchem das vorhin (§. 36) erwähnte, innere Sprachorgan und überhaupt die bewegende Kraft des Willens wächset, und erst wenn im Menschen der Wille zu göttlicher Kraft und Freiheit gelanget, erkennt der denkende Geist den eigentlichen Anfang des Bewegens, das die Vernunft vernimmt, unmittelbar in Gott an.

Wenn aber auch Verstand und Vernunft ihre höchste Entfaltung erst durch den Geist empfangen, der, selber von göttlicher Natur, unmittelbarer das Göttliche erfasset, so lassen sich dennoch diese beiden Richtungen der erkennenden Seele schon in ihrem einseitigeren Verkehr mit dem sichtbaren Irdischen beim Thiere nachweisen. Wenn der oft gescheuchte Vogel mitten aus den besondren, eigenthümlichen Kennzeichen der einzelnen Person den allgemeinen Charakter der Menschennatur, ja irgend eines ihm freundlichen oder feindlichen einzelnen Standes der Menschen herausfindet und anerkennt, so ist dieses eine, wenn auch unvollkommene Aeußerung des Verstandes. Diese Richtung der wirkenden Seele regt sich schon, wenn auch versenkt in ein bewußtlos leibliches Bilden, in den bauenden Termiten und in den Bienen, wenn jene die Körnlein des Sandes oder des Thones,

diese die Scheiblein des Bienenharzes (propolis) oder des Wachses, stets das Gleiche zum Gleichen und hiermit jedes an seinen angemessenen Ort fügen. Dagegen ist dann jenes innere Aufmerken, womit der Steinbock der Alpen die eigene Kraft zum Sprunge gegenüber der Kluft, über welche sein Weg ihn führte, abmisset, jenes Aufmerken, durch welches das gezähmte Thier dem beherrschenden Menschen gegenüber die eigne Unmacht und die Uebermacht der Menschennatur beachtet und hiernach das eigne Handeln und Bewegen einrichtet, eine vorbildliche Aeußerung der Vernunft. So wird auch in jenen mannichfachen Listen, durch welche der Fuchs oder einige ihm ähnliche Raubthiere ihre Beute berücken und erschleichen, das Aufdämmern eines vernünftigen Ueberlegens erkannt. Ueberhaupt wird jede erkennende Thätigkeit der Seele, wodurch diese die Dinge der Außenwelt in ihrem wechselseitigen Verhältniß zu einander abmisset, die Aeußerung eines dem Verstande ähnlichen Vermögens sein, während jener gleichsam arithmetische Sinn, mittelst welchem die Seele ihr eignes inneres Leben und seine Kraft im Verhältniß zu diesen Dingen der Außenwelt abwäget und berechnet, der Vernunft entspricht. Beide, der geometrisch das Gebiet der Sichtbarkeit abmessende Sinn, von seinen verhülltesten Regungen an in der webenden Raupe und Spinne bis zu seiner Entfaltung zum Verstande, so wie das arithmetische Beachten des selbstthätigen Bewegens (gleichsam eines inneren Tönens) und seiner Con- oder Dissonanzen, sind mithin ein beständiges Eigenthum der (thierisch) lebenden Seele.

Doch ist bei allen solchen Uebereinstimmungen zwischen jenen Seelenthätigkeiten bei dem Thiere und bei dem Menschen ein sehr tiefgreifender Unterschied nicht zu übersehen. Wir haben auf diesen zwar schon oben, im §. 33, bei der Lehre von den Temperamenten hingedeutet, haben auch vorhin bei der Betrachtung des Selbstbewußtseins die Gränze des rein Menschlichen in der Vernunft und dem Verstand genauer bezeichnet; es wird jedoch nicht unzweckmäßig sein, den Unterschied hier noch einmal ins Auge zu fassen.

Nur im Menschen ist jene Wirklichkeit des Seins, welche sich auf ein unmittelbares Theilhaben am göttlichen Sein gründet, darum ist auch bloß in ihm ein wahrhaftes Selbstbewußtsein; im Thier ist zunächst nur ein beziehungsweises Sein für und zu allen andern Creaturen, ein Theilhaben an dem Sein der ganzen Sichtbarkeit. Wenn im gezähmten Thiere ein Schein des Selbstbewußtseins aufdämmert, so ist dieser nur ein fremdes Licht, das von der vollkommensten unter allen irdisch sichtbaren Creaturen, dem Menschen, ausgehet; ein Wiederschein von dem Selbstbewußtsein des Menschen. Die von innen nach außen gerichtete, gleichsam erkennende Kraft, welche wir als Analogon des menschlichen Verstandes betrachteten, beziehet sich im Thier, eben so wie die von außen nach innen, von unten nach oben gekehrte, vernunftartige, bloß auf den Wechselverkehr mit der sichtbaren Außenwelt. Dagegen kommt in dem Doppelstern der Menschen-

seele noch ein zweites Centrum, das wahre Selbstbewußtsein, noch eine zweite höhere Potenz des Verstandes und der Vernunft hinzu, welche für das Erkennen einer unsichtbaren Welt des Geistigen und Göttlichen gemacht ist. Das Thier hat nur die eine, niedere oder irdische Art der Vernunft und des Verstandes; der Mensch hat hierbei zugleich auch die andre, göttliche Art, obgleich er viel häufiger nur von der irdischen Art Gebrauch machet als von der höheren.

Noch erwähnen wir, daß die Vernunft in vielen ihr zukommenden Functionen auch als Urtheilskraft, der Verstand in verschiedenen seiner Aeußerungen als Scharfsinn bezeichnet wird, welche letztere Richtung in ihrer niedrigeren, aufs bloß sichtbare Wesen begründeten Erscheinungsform Witz genannt wird. Ueberhaupt ist auch bei allen diesen abgeleiteten Functionen der beiden erkennenden Grundkräfte überall eine niedrigere (thierisch-menschliche) und eine höhere (göttlich-menschliche) Art zu unterscheiden. Die thierisch-menschliche Vernunft erscheinet in allen ihren Geschäften eigennützig und selbstsüchtig; durch sie beachtet die menschliche Natur das, was das Ihre ist, durch die höhere Art der Vernunft aber das, was Gottes ist. Der thierisch-menschliche Verstand erkennet, was die Dinge in Beziehung auf einander und auf die Gesammtheit der sichtbaren Welt sind; der höhere Verstand weiß, was sie in Beziehung auf Gott oder auf ein höheres, göttliches Gesetz sind, welches der erleuchtete Verstand eines Kepler und Newton inmitten der Schöpfungen Gottes anschauten.

So ist es dann der Geist, nicht die eigene Kraft der Seele, welcher zuletzt im Menschen den messenden Verstand an die Gränze eines Unermeßlichen führt, das hoch und hehr, wie der Himmel mit allen seinen Sternen, über dem kleinen Erdball, um und in und über der Sichtbarkeit stehet, ein Ewiges und Göttliches über dem Wandelbaren und leiblich Gewordenen. So ist es auch nicht die eigne Kraft der Seele, sondern der Geist, welcher die abwägende und berechnende Vernunft fähig machet, über und in dem Bewegen des eignen Lebens, das Weben und Walten eines allgewaltigen und unbeschränkten, eines göttlichen Willens zu vernehmen, und dem alldurchwirkenden Geiste im Leben selber zu begegnen, von dessen Walten der messende Verstand die Spuren gesehen. Das weitere Verhältniß jener beiden herrschenden Kräfte zu einander selber und zu den inneren Sinnen so wie eine nähere und genauere Betrachtung ihrer eigenthümlichen Wirkungsweise soll uns in einem der nächsten Paragraphen (im 42sten) beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Während als Gegenstand der Empfindung der beständige Fluß des Werdens erscheint, ist dagegen der Gegenstand des Erkennens nach Plato ein Feststehendes und Unveränderliches (Tim. 51, Parm. 152). Auf ein Feststehen *(βεβαιότης)*, welches zugleich das Wesen *(οὐσία)* ist, begründet sich dann alles wahre Wissen, alle Philosophie (Crat. 386, d: *δῆλον δὴ ὅτι, αὐτὰ αὐτῶν οὐσίαν ἔχοντά τινα βεβαιόν ἐστι τὰ πράγματα)*; das der Erkenntniß Fähige, was in der Seele wohnet, ist ein Göttliches (Tim. 72, u. a.). Ein Zug des Verwandten zum Verwandten ist es mithin, was den Menschen zu dem Göttlichen zieht, was ihn bewegt an das Sein der Götter zu glauben und sie zu verehren (de Leg. X, 899 d). Ein ewig Feststehendes denn ist Gott; denn dieser kann nicht werden; Er, das Schönste und Beste, muß unwandelbar Ein und dasselbe bleiben (rep. II, 380, d). Gott, der königlich waltende Geist (Leg. X, 796, e; Tim. 28, b), ist das Urbild der ganzen Sichtbarkeit (Tim. fin.; m. v. ib. 29, a); er ist das Maß aller Dinge (de Leg. IV, 716, c: *ὁ δὴ θεὸς ἡμῖν πάντων χρημάτων μέτρον ἂν εἴη μάλιστα)*; denn es liegt zwar allem Dem, was wir als ein Vieles mit dem gleichen Wort benennen, das, was Plato Idee oder Urbild *(εἶδος, ἰδέα)* heißet, zu Grunde (Rep. X, 596, a. 597. Phaedr. 100, 250, a; Tim. 28, a; 49, d), ein Wesen an sich, im Vergleich mit dem Sinnlichen, welches nur ein Wesen im Verhältniß zu dem empfindenden Wesen hat (Crat. 386), ein sich immer Gleiches (Phaedr. 74, a), welches begründet, daß die Dinge durch ihr Theilhaben an ihm sind, was sie sind (ib. 100, 101); aber die Ideen des sichtbaren Wesens setzen selber wieder Ideen von höherem Range voraus (ib.), bis die Verkettung der Ideen, welche es möglich machen würde, daß Jemand, von einer Idee ausgehend, Alles finden könnte, wenn er nur tapfer und unablässig suchte (Menon. 81), zuletzt zu einem Letzten käme, jenseits welchem keine höhere Voraussetzung mehr möglich erscheint, zu dem Grund aller Dinge (de Rep. VI, 511, b), zu Gott, der Idee des Guten, welche das Ende des Erkennbaren ist (VII, 517; *ἐν τῷ γνωστῷ τελευταία ἡ τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέα)* und der Dinge Anfang, Ende und Mitte (de Leg. IV. 715, e).

Das wahre Erkennen wird selber mit dem Erkannten (nach gewissem Maße) Eins. — Darum stellt die eine, göttliche Wissenschaft nicht nur das Schöne und das Werden dar, sondern sie ist selber das Schöne und das Wesen. Denn so wie die Sonne Ursache ist des Gesichtes und Ursache nicht nur, daß die Dinge im Lichte gesehen werden, sondern überhaupt auch, daß sie wachsen und werden, so ist das Gute von solcher Kraft und Schönheit, daß es nicht nur der Seele Ursache wird der Wissenschaft, sondern daß es zugleich auch Wesen und Wahrheit Allem gewährt, was Gegenstand der Wissenschaft ist. Aber wie die Sonne nicht selber das Gesicht und das (irdisch) Gesehene ist, sondern über diesen stehet, so ist auch das Gute nicht die Wissenschaft und das Wesen, sondern es ist über beiden, und beide sind nicht das Gute (an sich), sondern nur gutartig (Rep. VI, 506, e).

Empfindung und Wahrnehmung ist noch nicht Wissen. Denn wenn Empfindung Wissen wäre, so müßte der, welcher eine fremde, ihm noch unbekannte Sprache hört, sie beim Hören auch verstehen; der, welchem die Buchstaben unbekannt sind, würde dieselben, sobald er sie sähe, auch kennen (Theaet. 163).

Das Denken ist ein Reden der Seele mit sich selber Theaet. 189, e; Sophist. 263, d), das Reden aber die Verknüpfung des einen Wortes mit einem andern (Sophist. 259), oder vermöge der innigen Beziehung der Worte auf das Gedachte, die Verknüpfung eines in sich selber feststehenden Begriffes (ib. 252, d) mit einem andern. Das Höchste und Schönste kann, weil es

unkörperlich ist, nur durch den Verstand erfaßt und durch verständige Rede dargestellt werden (Politic. 285). Eben dieses durch die Rede Darstellbare, das Schöne und Gute und alles Das, welchem wir ein wahres Sein beilegen, steht zwar in einer Beziehung zu den sinnlichen Dingen, diese aber sind weit entfernt, jenem vollkommen zu gleichen, sondern die Empfindung jener sinnlichen Dinge bewirkt in uns nur die Erinnerung an das wahrhaft Seiende, welches wir schon früher erblickt haben. Denn alle sinnlichen Empfindungen sind uns nur Erinnerungen an die ewigen Ideen, deren Aehnlichkeit sie an sich tragen und deren Nachbilder sie sind (Phaedr. 74, 75, 76.). All unser Erforschen und Lernen ist nichts Anderes als Erinnerung an ein früher Gewußtes (Menon. 80, d; 82, a; Theaet. 191, c, 197; Phaedr. 73, a). Dieses angeborene Wissen ist die der Seele eingepflanzte göttliche Vernunft, welche sich uns in der Welt des Sinnlichen und Werdenden und in ihrer Verbindung mit dem Leibe als eine werdende Vernunft darstellt (Tim. 34 u. a.).

Es wohnet mithin schon nach dieser Lehre des Alterthumes ein göttlich Erkennendes im Menschen. Aber dieses Erkennende, aus Gott Geborene, bedarf auch zugleich in jedem Augenblick einer neu belebenden Aufregung und Ernährung durch den göttlichen Lebenseinfluß, welcher als das allein Seiende ein mit uns Seiendes, ja in der Welt des Leiblichen ein mit uns Werdendes, ein Mitbewegendes wird. — Die Seele des Menschen, ein ausgewanderter Theil des allgemeinen Feuers oder der allumfassenden, allwaltenden Vernunft, wird nach Heraklit auch nur durch das immer wieder herzuströmende Feuer erhalten (Plut. de Is. et Osir. 76; Sext. Emp. contrad. VII, 129). Ueberhaupt scheint dieser ernste Denker sehr gründlich erkannt zu haben, was „unser Wissen und Verstand" mit Finsterniß umhüllet, in dem jetzigen Zustand unserer Natur sei. Nach seiner Lehre hat die „menschliche Art" keine Erkenntnisse, das Göttliche aber hat diese. — Der unmündige Mensch empfängt durch die Stimme des Dämons, was das Kind vom Manne. Orig. contr. Cels. VI, 698: *ἦθος γὰρ ἀνθρώπειον μὲν οὐκ ἔχει γνώμας, θεῖον δὲ ἔχει — ἀνὴρ νήπιος ἤκουσε πρὸς δαίμονος, οἴωσπερ παῖς ἀνδρός.* — Die oben, S. 213 angeführte Aeußerung des Heraklit, deren Anfang wir schon beim §. 20 gegeben haben, s. m. bei Sext. Emp. contrad. L. VII, 132, 133, ed. Fabric. p. 398 u. 399: „*λόγου τοῦδε* (scil. *τοῦ περιέχοντος*) *ἐόντος, ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι, καὶ πρόσθεν ἢ ἀκοῦσαι, καὶ ἀκούσαντες τὸ πρῶτον· γινομένων γὰρ κατὰ τὸν λόγον τόνδε, ἀπείροι ἐοίκασι πειρώμενοι ἐπέων καὶ ἔργων τοιούτων ὁκοίων ἐγὼ διηγεῦμαι, κατὰ φύσιν διαιρέων ἕκαστον, καὶ φράζων ὅκως ἔχει· τοὺς δὲ ἄλλους ἀνθρώπους λανθάνει ὁκόσα ἐνερθέντες ποιοῦσιν, ὁκωσπερ ὁκόσα εὕδοντες ἐπιλανθάνονται.*" *(διὰ τούτων,* so fügt Sextus Empiricus hinzu, *γὰρ ῥητῶς παραστήσας ὅτι κατὰ μετοχὴν τοῦ θείου λόγου πάντα πράττομέν τε καὶ νοοῦμεν, ὀλίγα προσιελθὼν, ἐπιφέρει·*) „*διὸ δεῖ ἕπεσθαι τῷ κοινῷ*" — „*τοῦ λόγου δὲ ἐόντος ξυνοῦ, ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν· ἡ δ' ἔστιν οὐκ ἄλλο τι ἀλλ' ἐξήγησις τοῦ τρόπου τῆς τοῦ παντὸς διοικήσεως. διὸ καθ' ὅ, τι ἂν αὐτοῦ τῆς μνήμης κοινωνήσωμεν, ἀληθεύομεν, ἃ δὲ ἂν ἰδιάσωμεν, ψευδόμεθα.*" — Die Aeußerung des Heraklit, auf welche oben S. 212 angespielt war, und welche die Verwandelbarkeit unseres empfindenden Wesens, welches in jedem Augenblick ein neues wird, mit den immer sich erneuernden Wellen eines Stroms

vergleicht, findet sich in Schleiermachers Fragm. Nr. 20; Plut. de Ei ap. Delph. 18; Heraclid. Alleg. Hom. 443.

Wie sich übrigens das Männliche zum Weiblichen, wie sich das ewig ergänzende Complement oder die Fülle zu dem einseitig Mangelhaften verhält, so verhält sich der Gedanke zu dem sinnlich wahrnehmbaren Stoff. Denn nach Parmenides (v. 150) ist der Gedanke jene Fülle selber: *τὸ γὰρ πλέον ἐστὶ νόημα.*

Nach Aristoteles ist der Theil der Seele, vermittelst dessen sie erkennt und denkt, der Verstand (*νοῦς* de anim. III, c. 4). Nur das vom Verstande Gedenkbare ist das Seiende und der Gegenstand der Wissenschaft das Seiende an sich; während das Sinnliche nicht an sich, sondern nur in Beziehung auf die empfindende Seele ist (magn. mor. I, 34; Met. III, 4; IV, 6; Topic. I, 14; de anim. III, 4, 8). Der Verstand verhält sich übrigens zu dem Denkbaren, wie der Sinn zum Sinnlichen. Damit er über Alles herrsche, Alles erkenne, muß er (nach Anaxagoras) ein Unvermischtes, Einfaches sein *(ἀμιγῆ)*. Sein Wesen ist die Möglichkeit *(τὸ δυνατόν)*, nicht die Wirklichkeit *(ἐνεργεία)*. Die denkende Seele ist dann das Behältniß der Formen *(τόπος εἰδῶν)*. Während ein zu starkes Licht die Fähigkeit zum Sehen gleichsam lähmt (das Auge blendet), ist der Verstand, wenn er etwas sehr Tiefes gedacht hat, sogar noch besser befähigt, etwas Leichteres zu denken. — Der Verstand ist eine unbeschriebene Tafel *(γραμματεῖον ᾧ μηδὲν ὑπάρχει ἐντελεχείᾳ γεγραμμένον)*. — Der Verstand selber ist ein Denkbares (de anim. III, 4). — Die Worte *νοῦς* und *διάνοια* (Verstand und Vernunft) werden hier wie anderwärts von Aristoteles nicht scharf unterschieden, sondern öfters das eine statt des andern gebraucht, dagegen stehen sich (de anim. L. III, c. 3) *νοῦς* und *φρόνησις*, *νοεῖν* und *φρονεῖν* (m. v. Probl. XXX, 2), ungefähr auf dieselbe Weise entgegen und zugleich parallel, wie Verstand und Vernunft — (gleichsam) zwei Seelen, eine denkende und eine empfindende. Für die denkende Seele sind die Vorstellungen *(φαντάσματα)* dasselbe, was für die empfindende die Empfindungen *(αἰσθήματα)* sind (c. 7). — Mit der empfindenden (die äußeren Eindrücke aufnehmenden) Seele scheint das nahe verwandt und verbunden, was bei Arist. (c. 5) der passive Verstand *(παθητικὸς νοῦς)* heißt, welcher Alles werden kann. Das was wir jedoch oben (S. 221) als Eigenthum der menschlichen Seele bezeichneten, heißt ihm der selbstthätige, leidenlose *(ἀπαθές)* Verstand, welcher Alles thun kann. Sein Wesen ist die Selbstthätigkeit oder Wirklichkeit *(ἐνεργεία)*. Er allein ist was er ist *(ἐστὶ μόνον τοῦτ' ὅπερ ἐστὶ)*, allein unsterblich und ewig, während der passive Verstand sterblich ist.

Die bloß sinnliche Einbildungskraft *(αἰσθητικὴ φαντασία)* findet sich auch bei andern Lebendigen, dagegen die (selbstthätig) beschließende Kraft nur in den vernünftigen *(ἡ δὲ βουλευτικὴ ἐν τοῖς λογιστικοῖς*, de anim. L. III, c. 11).

Empfinden und Denken sind verschieden. Das Denken (Urtheilen) ist der Täuschung *(ἀπάτη)* ausgesetzt. Das Empfinden ist allen, das Denken (Urtheilen) nur wenigen Lebendigen eigen. Aber auch das Erkennen dessen, was recht *(ὀρθῶς)* und nicht recht ist, die Beurtheilung, das Verständniß und die Meinung von dem, was richtig ist, sind verschieden vom Empfinden. Denn die Empfindung des Besondern ist immer wahr, das Urtheilen *(διανοεῖσθαι)* kann

auch ein falsches sein. — — Auch Einbildungskraft und Wahrnehmung *(φαντασία καὶ ὑπόληψις)* sind verschieden. Denn die Wahrnehmung hängt nicht von unsrer Willkür ab, wohl aber das Geschäft der Einbildungskraft. Das Denken, als das Höhere, Umfassende, stehet über der Einbildungskraft und der Wahrnehmung (Aristot. de anim. III, c. 3).

Die Vernunft und der Verstand (hier *λόγος* und *νοῦς*) sind der Endzweck; die Vollendung unsrer Natur (Ar. Politic. VII, c. 15). — Der Verstand *(νοῦς)* wird mit dem Auge verglichen, welcher die Proportionen der Dinge unterscheidet (Arist. Ethic. Nic. I, 4). — Das Organon des *νοῦς* ist die Wissenschaft (Probl. XXX, 5). — Aristoteles erwähnt auch einer sinnlichen Wissenschaft (Ethic. Nic. VII, 5; Ethic. Eud. VI, 3), und nennt anderwärts die Unterscheidung ein Werk der Empfindung oder vielmehr des Gefühls (Met. I, 1; de anim. III, 2). Denn was er *αἰσθήσις* des Guten und Bösen, des Gerechten und Ungerechten nennt (Pol. I, 2; Eth. Nic. IV, 11), haben wir oben (§. 32) als Gefühl bezeichnet, während anderwärts unter jenem gemeinsamen Namen des Gefühls und der Empfindung auch jenes Seelenvermögen begriffen scheint, das wir im nächsten Paragraphen als den „Geschmack" der Seele werden kennen lernen (so vielleicht selbst Ethic. Eud. V, 11; Eth. Nic. VI. 12).

Die größere Sicherheit der Geschäfte des Verstandes ist nachgewiesen und das Geschäft des Verstandes selber beschrieben Met. IX, 10; de anim. III, 6; m. v. Anal. post. II, 7, 10, 14: Met. VI, 1; IX, 10; XI, 7. Das selbstthätig bewegende Erkennen oder die Vernunft in uns ist von der Art des selbstthätig bewegten Göttlichen, des unbewegten Bewegers (Phys. VII, 2; VIII, 5). Die Vernunft (übrigens hier auch *νοῦς* genannt) verhält sich auf ähnliche Weise zum sinnlichen Begehren als die Vorstellung zur Empfindung. Ihr Geschäft ist es, uns das Gute darzustellen und dasselbe auf die besonderen Verhältnisse des Handelnden zu beziehen, so daß daraus der Schluß hervorgeht, dieses oder jenes sei zu thun oder sei nicht zu thun (de anim. III, 10).

Aristoteles, hierin übereinstimmend mit der Lehre der Pythagoräer (m. v. Plut. d. plac. philos. V, 20), mit Archelaos (Diog. Laërt. II, 17), Anaxagoras u. A. behauptet, daß auch in den Thieren eine Art oder Analogon von Vernunft sei (m. v. Origenes Philosophumena c. 9, Opp. I, p. 890, und die übereinstimmenden Behauptungen mehrerer Weisen des Alterthums hierüber gesammelt in Bayle's diction. III, 2350 und 2601, so wie die Joh. Schmids dissert. de brutis, hominum doctoribus etc. Vitemb. 1688).

Das Selbstbewußtsein oder das Ich wird von Chrysippos als die allbeherrschende Kraft in der Seele, als das *ἡγεμονικὸν* bezeichnet (Galen. de Hippocr. et Plat. plac. L. II, c. 2, ed. Kühn. Vol. V, p. 215).

Nach Philo ragt der Verstand oder selbstbewußte Geist (*νοῦς*) in drei Zeiten hinüber; er denkt über das Gegenwärtige, erinnert sich des Vergangenen, erwartet und hofft das Künftige, während der wahrnehmende Sinn nur vom Gegenwärtigen gerührt und bewegt wird. — Das Gefühl oder Empfindungsvermögen ist von zweifacher Art, ein passives, welches nur der Fähigkeit nach, und ein selbstthätiges, welches der Wirksamkeit nach ist. Das erstere ist dem *νοῦς* anerschaffen, das andere wird erst aus ihm, wie Eva aus Adam (Phil. SS. Leg. Alleg. L. II, 1095, ed. Mang. I, 74). — In unserm Wesen wohnen nicht bloß die

Grundkräfte der drei Naturreiche, nämlich die der Haltung, des Mitwerdens und der thierisch bewegenden Seele, sondern überdieß der verständige Geist (*νοῦς*). — — Ein Eigenthum dieses verständigen Geistes, welches er mit den göttlichen Naturen gemeinsam besitzet, ist die Urtheilskraft (*δύναμις διανοητική*) und die Kraft des Schließens (*δ. λογική*). In der letztern wird eine doppelte Richtung der Wirksamkeit unterschieden, eine innerliche, des Denkens, und die äußerliche, des Sprechens. Es findet sich aber, als Schwester von jenen, noch eine andere Kraft in der Seele, das Gefühl, mit welcher die Sprache in unmittelbarer Beziehung steht. Denn diese beschreibt nichts Anderes als die Erzeugungen des selbstthätigen Gefühles. — Wie eine Gehülfin und Gefährtin wurde die Kraft des selbstthätigen Gefühles nach dem *νοῦς* und zu demselben erschaffen, damit sie die Objecte aufnehme, und damit so die Seele zu einem Ganzen sich vollende (Phil. SS. Leg. Alleg. 1091, ed. Mang. I, 71).

Der Sinn (*αἴσθησις* und *εἴσθεσις*) führt die Erscheinungen hinein in den *νοῦς*. In diesen, gleichwie in eine mächtige Schatzkammer, legen die Sinnen (Augen, Ohren) alle ihre Wahrnehmungen nieder. Die Einbildungskraft übt dann in Beziehung auf diese gesammelten Schätze das Amt eines Münzmeisters aus. Denn alle dem, was die Sinne überbringen, dem drückt dieselbe ihr Gepräge auf. Der *νοῦς* aber gleicht dem Wachse, welches die Eindrücke behält, bis die Vergessenheit dieselben verwischt. — Die empfangenen Eindrücke afficiren die Seele; hieraus wird das Begehren. — So viel die Thiere höher stehen als die Pflanzen, eben so viel steht auch der Mensch über das Thier erhaben. Er ist im Besitz des höchsten Gutes: der Vernunft (*διάνοια*), wodurch er alle Naturen der Körper und Wesen umfasset. Wie denn an unsrem Leibe das Auge der Herrscher ist, in der Außenwelt aber das Licht, so ist in unsrem Innern das Höchste der selbsterkennende Geist (*νοῦς*). Dieser ist das Auge der Seele, erhellt durch eignen Glanz. Er ist von derselben Wesenheit, aus welcher die göttlichen Naturen sind. Daher ist auch nur die erkennende und unterscheidende Kraft in uns unsterblich zu achten. Sie allein ward nach dem Gebot des Vaters frei, entnommen den Banden der Nothwendigkeit, begabt mit dem Geschenk des eignen, selbstständigen Wählens. — — Darum unterliegt auch nur der Mensch bei seinem freien Handeln dem Tadel oder verdient Lob. — — Die selbstbewußte Seele des Menschen allein, aus den Banden der Nothwendigkeit befreit, verdient angeklagt zu werden, wenn sie ihren Befreier nicht ehrt (Phil. quod Deus sit immutabil. 299, 300; ed. Mang. 278, 280).

An der Wirksamkeit der Seele unterscheiden wir das Bemerken (*νόησις*), Begreifen oder Erfassen (*κατάληψις*), das sichere Erkennen oder Treffen (*εὐστοχία*), das in sich Hegen und Pflegen (*μελέτη*) nebst den Erinnerungen (*μνῆμαι*), daraus Charakter (*ἕξις*) und Disposition (*διάθεσις*), — — die mannichfachen Künste, die sichern Wissenschaften, der Inbegriff aller Tugenden (id. de plant. Noä 218, ed. Mang. I, 334). — Gott schuf den Menschen nicht als sein Bildniß, sondern nach seinem Bildniß schuf er ihn (*οὐκ εἰκόνα ἀλλὰ κατ' εἰκόνα*). Unter *νοῦς* ist mithin das dritte Gleichniß Gottes (Phil. quis rer. div. haeres. 513, ed. M. 505).

Maximus Tyrius (diss. XL, p. 418, ed. Davis.) nennt das Göttliche und Unsterbliche in der Menschenseele den Verstand (*φρόνησις*) oder den selbstherrschenden Geist (*νοῦς*). — Nur dieser gibt Gewißheit.

Der νοῦς, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, vermag Gott zu erkennen (Orig. contr. Cels. L. VII, 33, ed. Paris. Vol. I, p. 717; ib. 37, p. 720). Derselbe (der νοῦς) muß unkörperlich sein, weil er Geistiges zu erfassen und zu erkennen vermag (de princip. L. I, 7, ed. Par. I, 52).

Ein natürliches Kriterion (κριτήριον φυσικὸν) wohnt in dem Menschen, zur Unterscheidung des Guten und Bösen: eine natürliche Urtheilskraft (St. Basil. Caesar. Homil. in princ. proverb. ed. Paris. II, 106). Die Vernunft (hier λόγος) nimmt als Richter in uns den höchsten Rang ein, um über Alles zu entscheiden und zu prüfen, ob es zu wählen sei oder nicht? und ob den Entwürfen und Begierden der Seele Raum zu gestatten sei oder nicht? (St. Basil. Caes. Serm. XXI. de prospera et advers. fortun. ed. Par. T. III, p. 579).

Der selbsterkennende Geist (νοῦς) hat Gemeinschaft mit der denkenden Seele durch den Verstand (λόγος), die denkende Seele mit der fühlenden durch den phantastischen Geist, die Seele selber ist ein Bild des νοῦς, nach Nicephorus Schol. in Synes. de insomn. ed. Par. cm. not. Dion. Petav. p. 372. — Der Ausgang des νοῦς, da derselbe von Gedanken zu Gedanken sich ergeht, ist die Wissenschaft — νοῦς und λόγος innig nahe verwandt, Synes. de Dion ex Phil. ed. Petav. p. 47. — Zwischen dem νοῦς und der ψυχή steht die Vernunft (διάνοια), zwischen der Seele und der Phantasie steht die Meinung, zwischen der Phantasie und dem Leibe die Empfindung (Nicephor, l. c. p. 394).

Der νοῦς enthält die Formen dessen in sich, was ist (τῶν ὄντων), die Seele die Formen dessen, was wird (τῶν γινομένων) Synes. de insomn. p. 134.

In der heiligen Schrift n. B. ist z. B. 2. Cor. 10, 5 νόημα für Vernunft gebraucht, und dieselbe Kraft der Seele scheint Eph. 4, 18 durch διάνοια angedeutet. Verstand im allgemeinen ist (z. B. Luc. 2, 47; 1. Cor. 1, 16; 2. Tim. 2, 7) durch das Wort σύνεσις bezeichnet, in einem besonderen Sinne, in welchem diese Kraft selbst Gott und seinem Gesalbten zugeschrieben wird (Röm. 11, 34; 1. Cor. 2, 16), wird derselbe νοῦς genannt (Luc. 14, 45; Apok. 13, 18). Auch Oetinger in s. biblischen und emblematischen Wörterbuch S. v. Vernunft nimmt an, daß Vernunft im Griechischen διάνοια, dagegen Verstand νοῦς und λόγος genannt sei. Uebrigens sind beide Kräfte der Seele, wenn sie vom Sinnlichen, in welchem sie von Natur befangen waren, hinweg, aufs Göttliche sich gerichtet haben, unter νοῦς zu verstehen; es könnte aber die durch den Geist von oben bewegte, selbstthätige Kraft des Erkennens, welche auf einer niedrigern Stufe διάνοια war, dann als λόγος, die andere, welche in ihrer menschlichen Gränze σύνεσις war, als νοῦς unterschieden werden. Schon bei Nemesios (de natur. homin. c. 14, ed. Matth. 208) ist das innere Sprechen des Geistes oder das Denken in Worten, zu welchem der Verstand zwar die Vorstellung, die selbstthätige Vernunft aber das bezeichnende Wort erzeuget, als der λόγος im Menschen beschrieben.

Sehr gründlich erörtert den biblischen Wortverstand von νοῦς νόημα, διάνοια und λόγος Dr. J. T. Beck in seinem trefflichen Umriß der biblischen Seelenlehre.

Bei den lateinischen Kirchenvätern scheint insgemein Vernunft durch ratio, Verstand durch intellectus, der sich selber erkennende Geist durch mens bezeichnet, welches Wort indeß eben so wie νοῦς zuweilen noch den Verstand in höherem

Sinne andeutet. — Mens wird als Selbstbewußtsein, von welchem, als einem höhern umfassenden Mittelpunkt, alle Kräfte der erkennenden Seele ausgehen (Erinnerung, Einsicht, Wollen, Denken, Urtheilen), als ein Spiegel, worin der Mensch sein eignes Selbst erkennt, beschrieben von Augustinus de Trinitat. L. X, c. 12 u. c. 14, ed. Par. T. VIII, p. 896 seqq. — Es ist dieser selbstbewußte Geist in seinen drei Hauptkräften: des Erinnerns, Erkennens, Wollens, ein Bild der Dreieinigkeit ib. L. X, c. 19, ed. Par. VIII, 899—900. — Nur durch sich selber kann der verständige Geist (mens) sich erkennen, kann dann lieben, was er erkannte (ib. IX, 4, p. 880). — Auch das Thier hat Empfindung, Erinnerung, Begehren; die Freiheit aber, über die Erinnerung nach Willkür zu walten, das Vermögen aus Principien zu urtheilen, hat nur der Mensch (ib. XII, 2, p. 913). Das Unwandelbare im Menschen, welches dieser vor dem Thier voraus hat, ist das vernünftige Wesen des verständigen Geistes (mens). Dieses ist ein doppeltes, gleichsam ein Männliches und ein Weibliches, eine erkennende und handelnde, rathende und ausführende, vernünftig überlegende und vernünftig begehrende Kraft, und diese zwei sind wie ein Fleisch (ib. c. 3, p. 914). — Der verständige Geist (mens), in so weit er Göttliches erkennt, ist ein Ebenbild Gottes; er ist es auch in seinem Handeln, so weit dieses Göttliches angeht, nicht aber, wenn beide sich aufs Niedere wenden (ib. c. 10, p. 918). — Der Theil desselben, der nach oben, nach dem Unsichtbaren gerichtet ist, ist der Mann, der nach dem Sichtbaren gerichtete ist der weibliche Theil desselben; auf ihr Verhältniß gilt 1. Cor. 11, 7 (ib. c. 21, p. 923). — Die Kräfte, welche im mens enthalten sind, werden jedoch ohne eigentliche Unterscheidung als ratio, intelligentia: anima rationalis, intellectualis bezeichnet, ib. L. XV, c. 1, p. 966, 967. Uebereinstimmend mit de Genes. ad. litter. III, 30 (c. XX) ed. Par. III, 156 und de civitat. Dei L. XIV, c. 19, ed. Par. VII, 370. Die Erneuerung des Menschen nach Gottes Ebenbild müsse geschehen im Geiste des Gemüthes oder des Verständnisses (spiritu mentis τῷ πνεύματι τοῦ νοὸς nach Eph. 4, 23). Aller mens sei Geist, nicht aber aller Geist sei mens, denn Gott sei ein Geist, bei welchem nicht von einer Wiedererneuerung die Rede sein könne. — Anderwärts nennt Augustin das Vorrecht des Menschen vor dem Thier die Vernunft (ratio), welche eher da sei als die Erkenntniß (intellectus). — Erst durch die Vernunft wird die Erkenntniß möglich (Serm. XLIII de verb. Isai. c. 7, 3, ed. Par. V, 212). — Der Gegensatz zwischen dem selbsterkennenden Geist (mens) und dem Fleische wird, hindeutend auf die Worte des Vater unsers: „dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel," mit dem Gegensatz zwischen Himmel und Erde verglichen (Serm. LVI in Matth. 6, de orat. Dom., ed. Par. V, 325). — Der verständige Geist (mens) herrscht über das Fleisch, wenn er sich selbst von Gott beherrschen läßt (Serm. CLV, de verb. Apost. Rom. 8, 2, ed. Par. Vol. V, 742). — Der Verstand (mens), dem die Augen geöffnet sind, ist innerlich ein Schüler der Wahrheit, äußerlich ein Richter der Rede (Aug. Lib. de Magist. 41, s. c. XIII, ed. Par. I, 562).

Ratio, mens und spiritus, Vernunft, Selbsterkenntniß oder Verstand und Geist als gleichbedeutend gesetzt de liber. arbitr. I, 18, ed. Par. I, p. 577. — Ratio für das Vermögen zu unterscheiden und zu schließen (mithin für die

Functionen des Verstandes) gebraucht de ordin. II, 30, ed. Par. I, 343. — Anderwärts wird mens rationalis seiner Natur nach als ein Sehnen nach Gott beschrieben (August. enarr. in Ps. CXLV, 5, ed. Par. IV, p. 1627). — Ueberhaupt mens als das Höhere, dessen Speise die Vernunft (ratio) sei (contr. Jul. Pelag. II, 10, ed. Par. X, 533). — Es kann einer bös sein und ein vortreffliches Gedächtniß besitzen; niemand aber ist böse, in welchem ein guter, selbsterkennender Geist (bona mens) wohnt (de civ. Dei L. VII, c. 3, ed. Par. VII, 164). — Das Licht des Verständnisses (mens), bei welchem Alles erkannt wird, ist Gott selber, durch welchen Alles gemacht ist (ib. L. VIII, c. 7, p. 197). Das Erkennen (als ratio benannt) ist eine selbstständige, vom Körper unabhängige Anschauung des Wahren, ja dasselbe ist selber das Wahre, welches angeschaut wird, oder ist mit der Natur des Wahren nahe verwandt. — Eben hierin, daß unser Vermögen das Wahre zu erkennen von der Natur dieses (ewig) Wahren selber ist, liegt der stärkste Beweis für die Unsterblichkeit unsrer erkennenden Seele (August. Lib. de immortal. anim. c. VI, 10 et 11, p. 391).

Vernünftig, rationabiliter, ist gleichbedeutend mit zweckdienlich. So z. B. bei der Anwendung eines starken Geruches, zur Vertreibung der Schlangen (Aug. de ordin. II, 32, Opp. Vol. I, 343).

Selbstbewußtsein und Selbsterinnerung de liber. arbitr. III, c. XIX, 52, ed. Par. I, 607; der Geist im Menschen, welcher weiß, was in ihm selber ist (nach 1. Cor. 2, 11), welcher jedoch nicht ein Theil, sondern ein Geschöpf Gottes ist de Genes. contr. Manich. II, 11, ed. Par. I, 669.

Der Verstand erkennt und misset das Untergeordnetsein aller Einzelnen und Besondern und so auch des menschlichen Seins und Wesens unter ein allgemeines, allbeherrschendes Gesetz. Durch den Verstand erkennen wir das Aehnliche und Unähnliche zwischen uns und dem Stein (uns wie ihn verbindet ein gemeinsamer Zug der Schwere mit dem Alle tragenden planetarischen Ganzen), so wie zwischen uns und der Pflanze, dem Thier im Allgemeinen und dem Säugthier im Besonderen. Ueberhaupt sind die innerlich verwandten Dinge sich ähnlich in dem Zuge, welcher von unten nach oben, von dem Einzelnen auf ein Alle verbindendes Ganzes gerichtet ist, und der Verstand ist das erkennende Vermögen der Seele für diesen nach oben gehenden Zug und die nähere oder fernere Uebereinstimmung der in ihm zusammentreffenden verschiedenen Richtungen. Der Verstand erkennt in allen Besondern ein Allgemeines an; vermag zuletzt auf das Dasein eines höhern und allgemeinen Grundes alles besonderen Seins zu schließen.

Die Vernunft des Menschen erkennt und misset jene Kraft, welche selber Gesetz zu geben und Gesetz zu werden vermag, das eigene, freie, selbstständige Wirken. — Durch sie bemerkt die Seele das Maß und Verhältniß der in ihr wohnenden, selbstthätig von innen nach außen wirkenden Kraft, zur Außenwelt.

Durch die Vernunft hat der Mensch seine Kleidung und allerhand Werkzeuge der Nothdurft des täglichen Lebens erfunden; der Verstand lehrte ihn, sobald er z. B. die nährende Kraft einer einzigen Getreideart und ihre Benutzbarkeit zum Ackerbau erkannt hatte, den Ackerbau auch auf andere Gras- oder Getreidearten ausdehnen, eben so wie den Gemüsebau auf mehrere Pflanzenarten der 15ten Linneischen Classe. Treviranus (Gesetze und Ersch. d. org. L. S. 9) vergleicht selbst den Kunsttrieb im Thierreich mit der Vernunft.

Im gemeinen Leben heißen wir das unvernünftig, wenn einer seinem Lastthier zu viel aufbürdet, einem zarten Kinde etwas zu Schweres zumuthet, die Kräfte seines Leibes mißbraucht. Unverständig heißen wir es, wenn jemand etwas thut zur unschicklichen Zeit oder am unschicklichen Orte.

Ein Beispiel für jene Art, in welcher die Vernunft leicht auf falsche Schlüsse geräth, gibt Plato's schöne Darstellung der beiden verschiedenen Bewegungen der Gestirne. Der äußere Kreis sollte die (vollkommene) Bewegung des Selbigen, von der Linken zur Rechten, der innere die Bewegung des Andern, von der Rechten zur Linken haben (Tim. 36). Als der Verstand durch Copernicus' Entdeckung diese Regeln der Sinnenwelt von außen her, von einem allgemeinen, höheren, durch seine Schlüsse aufgefundenen Princip aus beleuchtete, zeigte sich, daß der Schluß der Vernunft, der von innen heraus, von der Kenntniß der eigenen bewegenden Kraft seinen Maßstab entlehnt hatte, ein irriger sei.

Die Selbstherrschaft des Denkvermögens.

§. 41.

Eine innere Natur der Seele ist da, voller mannichfacher Gestalten, Bewegungen und Töne. Diese innere Natur in ihrer Geschiedenheit und selbstständigen Abgränzung von der äußeren, welcher jene allerdings in allen ihren Bildungen entspricht, zeigt sich dann am mächtigsten, wenn die äußere Welt den Sinnen sich entzogen hat, oder sie tritt auch mit eigenthümlich hellerem Glanze mitten in diese äußere Natur hinein und strahlet aus den von außen empfangenen Eindrücken hervor, wie ein vom hellen Kerzenlicht beleuchtetes Gebilde der Menschenhand über die vom Mondlicht bestrahlte Landschaft.

Es erscheint hierbei öfters ungewiß, ob das, was die innere Welt der Menschenseele vor den Augen des betrachtenden Geistes entfaltet, das Nachbild der äußeren Sichtbarkeit, oder ob sie nicht vielmehr das Ur- und Vorbild aller der Gestalten und Bewegungen und Töne sei, welche, gegen einen solchen inneren Glanz gehalten, die äußerlichen Sinnen nur wie Schattengestalten umgaukeln. Ist die äußere, leibliche Erscheinung ein Traum der inneren, seelischen, ist diese das wahre und wache Sein, oder ist die innere ein leibliches Traumbild und ein Nachklang der äußeren, und diese das wahre Urbild; ich weiß dieses nicht zu sagen, bis mir eine Sonne aufgegangen, welche mir das Walten des Geistes eben so helle macht, als das Wirken der Seele und des Leibes.

Allerdings bildet sich die Seele ihre innere Welt, aus und nach der äußeren, welche sie durch die leiblichen Sinnen erfasset, eben so wie der Leib in allen seinen Theilen durch die Nahrung sich bildet, welche er von außen aufnimmt. Diese Nahrung, auch nach ihrer Verwandlung in Blut, würde nimmermehr gerade zu diesem Glied, zu diesem eigenthümlich gestalteten Fleisch und Gebein werden, wäre das Glied nicht schon vor der

Nahrung da. Die ernährende, Fleisch und Gebein erneuernde Kraft ist von derselben Natur, wie die bildende Kraft, welche das Kraut oder das Thier gestaltete, von denen der ernährende Stoff genommen worden; ja sie ist von höherer Art und Richtung als diese.

Das was die äußeren Sinnen den inneren und diese der denkenden und wollenden Seele geben, ist nur das Material, woran und worinnen die innere, selbstständig vorhandne Wirksamkeit sich äußern kann, wie die Erde oder überhaupt der planetarische Körper das ist, woran der Sonnenstrahl, der ohne sichtbare Wirksamkeit durch den lichtlosen Aether ging, sich offenbar macht. Denn das, was der Welt der inneren Sinnen ihr eigenthümliches Leben und ihren geistigen Reiz gibt, das ist eine Kraft, welche auch in dem taub und blind zugleich gebornen James Mitchel so wie der äußerlich noch mehr verarmten und dennoch innerlich höher begabten Laura Bridgeman selbstständig wohnet, und welche eine solche scheinbar nach außen ganz verschlossene Seele fähig machet, in den Bewegungen der andren Glieder, besonders aber durch die tastenden Hände, eine Selbstherrschaft zu äußern, höher als die, welche das Thier oder den Blödsinnigen bei ihren Bewegungen leitet, obgleich diesen beiden alle Quellen und Zugänge der äußerlichen Erkenntniß offen stehen. Es wiederholt sich hier der alte Streit über das Entstehen der lebendigen Wesen in einer andren, geistigeren Region. Eben so wenig als ein belebtes Thier oder der Mensch aus den bloßen anziehenden und abstoßenden Kräften der irdischen Elemente entstehen könnten (nach §. 6), eben so wenig „entsteht" das, was den Menschen in seinem Inneren erst zum Menschen macht, die Vernunft, aus den Elementen des äußeren Erkennens, aus der zur inneren Sinnenwelt gesteigerten Anschauung der äußeren Sinnen. Hier wie dort ist ein Oberes und Inneres selbstständig vorhanden, welches in der Fülle des irdischen Elementes als der beseelte, lebende Leib, in der Fülle der inneren Seelenwelt als der denkende, selbstbewußte Geist sich offenbaret.

Auch bei den gewöhnlichsten und anfänglichsten Aeußerungen des inneren Sinnes ist es sehr augenfällig, daß nicht ein mechanisch aufgenommener Eindruck so wiedergegeben werde, wie der Lichtstrahl vom zurückstrahlenden Spiegel oder der Ton vom Echo. Die amerikanische Nachtigall (Spottdrossel) vernimmt die Töne der vorüberfliegenden Vögel, aber nachahmend zugleich und selber dichtend, verwebt sie die fremden Laute zu einem wunderlieblichen Gesang, in welchem selbst die scheinbaren Mißtöne zur Harmonie werden. So ist es auch das Geschäft des inneren Sinnes, den von außen vernommenen Laut, wie der im Käfig verschlossene Vogel, zum eigenthümlichen Gesange zu verklären.

Der Fortgang dieses eigenthümlichen und selbstthätigen Verwandlungsgeschäftes steht in einem umgekehrten Verhältniß mit der Stärke des äußeren Eindruckes, und der innere Sinn wirkt dann stärker und ungehinderter,

wenn der Eindruck von außen gemäßigter ist; die Bildungen der inneren Welt werden um so mannichfacher und reicher, wenn von der äußeren Welt nur noch einzelne Eindrücke in die leiblichen Sinnen fallen. Ein zu lauter und übermächtiger Andrang, ein zu mannichfacher und häufiger Wechsel der äußeren Anregungen zerstreut und schwächet, ja vernichtet sogar die Wirksamkeit des inneren Sinnes.

Es erscheint allerdings gleich vom ersten Anbeginn der inneren Wirksamkeit der Seele der äußere Eindruck als ein ergänzender Theil, als ein nothwendig Zugehörendes zu dem Wesen des inneren Sinnes, und jener wird deßhalb begieriger aufgesucht, als die Nahrung des Leibes oder als im Thierreich das Verlangen der Geschlechter. Der eben erwähnte, taub und blind zugleich geborne James Mitchel ergriff von Kindheit an alle Mittel, die Dinge der ihm verschlossenen Außenwelt durch Gefühl, Geruch und Geschmack zu erkennen. Feste Gegenstände, besonders Metalle, brachte er immer in Berührung mit den Vorderzähnen, nach Gordons Meinung, um ihre Härte zu prüfen; stundenlang saß er an dem Ufer eines Baches, um die fühlenden Finger durch das Betasten der glatten und runden Geschiebe zu ergötzen; wenn ihm der außerordentlich geschärfte Geruch die Ankunft eines Fremden im elterlichen Zimmer verrieth, ging er nach jenem hin, fühlte, ob derselbe Stiefeln anhabe, und wenn diese ihm den Reiter zu erkennen gaben, ging er in das Vorhaus, suchte die Reitgerte und befühlte sie mit Wohlgefallen, ging dann in den Stall und betastete mit ähnlicher Lust das fremde Pferd oder prüfte an dem neu angekommenen Wagen, den er überall befühlte und beroch, unzählige Male mit der Hand die Elasticität der Federn. Täglich war er bemüht, den engen Kreis seines Erkennens weiter auszudehnen, und die Gegend um das Haus seines Vaters hatte er bis auf einen Umkreis von mehreren hundert Ellen so genau mit dem Gefühl durchforscht, daß er da überall ohne Anstoß und ohne Furcht umhergehen konnte. Bemerkenswerth war ganz besonders die Begierde, mit welcher er den, wie schon der äußerlich sichtbare Zustand der Augen verrieth, ganz überaus schwachen Schimmer von Licht oder Farben aufsuchte, der noch zu seinem Sehorgan gelangen konnte. Zwar hatten diese Augen schon am Säugling eine solche Unempfindlichkeit auch gegen die stärksten Eindrücke des Lichtes, auch gegen den auffallendsten Wechsel von Finsterniß und Helle gezeigt, daß die Mutter hieraus die Blindheit noch eher erkannte als die zugleich angeborne, ganz complete Taubheit; als aber mit dem selbstthätigen Willen zugleich das Sehnen nach dem äußeren Sinneseindruck mächtiger erwachte, da bemerkte der Knabe auch jenen leisen Eindruck des Lichtes auf die mißgebildeten Augen, der nach Stewards Beobachtung wohl viel näher dem Gefühl für Wärme verwandt, als ein eigentliches Sehen sein mochte. Schon durch die Weise, wie er diesem Eindruck nachging, zeigte er sich ganz in seiner vernünftig menschlichen Natur

Er suchte in einem Nebengebäude oder in einem verdunkelten Zimmer die kleinen Oeffnungen auf, durch welche die Sonnenstrahlen ins Dunkel hereinfielen, deren Licht er dann begierig ins Auge faßte. Nachdem er erst den selbstständigen Gebrauch der Glieder gelernt, verschaffte er sich dieses besondre Vergnügen oft selber, indem er, wo es ihm erlaubt war, Thüren und Läden schloß und dann die Spalten oder Löcher aufsuchte, durch welche noch Licht hereinkam. Eben so war es ihm ein besonderes Vergnügen, zwischen sein Auge und die Sonne oder einen andern leuchtenden Körper allerhand durchsichtige oder spiegelnde Gegenstände zu halten, welche das einfallende Licht concentrirten und verstärkten. Nicht selten gab er den Stücklein Glas, womit er dieses Spiel trieb, durch Abbeißen mit den Zähnen die Gestalt, welche ihm zu seiner Absicht die bequemste schien. Oefters zündete er sich in den langen Winterabenden ein Licht an, mit welchem er sich in einen dunklen Winkel zurückzog und dann am Schein sich ergötzte. Selbst die Mienen und Stellungen des Knaben verriethen in solchen Fällen die menschliche Wißbegier, mit welcher er in die ihm unbekannte und ferne Welt der oberen Sinnen einzudringen suchte, und das Staunen, das ihn bei jeder fernen Spur dieser Welt ergriff.

In der That, um das eigenthümliche Geschäft der denkenden Seele und ihrer inneren Sinnen so wie die Priorität und Ueberlegenheit ihrer wirkenden Kraft vor und über die Macht des äußeren Eindruckes recht augenfällig kennen zu lernen, kann uns nichts lehrreicher und günstiger sein, als die Entwicklungsgeschichte solcher für die Sinnenwelt fast ganz verschlossenen Naturen wie James Mitchel und in noch höherem Grade die Laura Bridgeman war.

Es zeigt sich uns da zuvörderst, daß nicht der äußere Sinneseindruck es sei, der durch sein „Hineinfallen" in den inneren Sinn, hier nach mechanischem Gesetz — wie der Hauch der Morgenluft in der Memnonsäule den Ton — die geistige Thätigkeit des Selbstbewußtseins erst erzeuge oder wecke, sondern der innere Sinn ist es, der zuerst aus eigner Regung den ihm zugehörigen Sinnesstoff der Außenwelt aufsucht und diesem nachgeht, wie das bewegliche Thier der feststehenden oder vor ihm fliehenden Nahrung, oder wie das männlich begehrende Lebendige dem weiblichen.

Es zeigt sich schon an James Mitchel, daß die selbstständig festhaltende und wiedererneuernde Kraft des Gedächtnisses nicht zumeist von der Thätigkeit der beiden sogenannten oberen Sinne des Leibes — Auge und Ohr — abhängig sei, vielmehr war das Gedächtniß jenes taub und blind gebornen Knaben schärfer als bei vielen sehenden und hörenden Menschen. Er kannte alle ihm zugehörigen Kleider und andre Gegenstände und unterschied sie aufs sorgfältigste von sonst ähnlichem fremden Eigenthum. Die einmal mit dem Gefühl und Geruch genau durchforschten Räume waren ihm in der beständigen Nacht, die ihn umgab, eben so bekannt und vertraut, als sie dieß gewöhnlichen Menschen durch Hülfe des Lichtes nur einen Theil des Tages sind.

Bei einigen Aeußerungen dieser inneren Anschauung des Vergangenen zeigte sich denn auch schon mehr als eine bloß (mechanisch) reproducirende Kraft des Gedächtnisses; es zeigten sich menschlicher Verstand, Vernunft und moralisches Gefühl. Lassen wir es uns nicht verdrießen, den vermeintlichen psychischen Block, diese Memnonsstatue, zu welcher jedem Lufthauch der Zugang abgeschnitten schien, noch weiter in seinen Aeußerungen zu begleiten. Eine starke Verwundung an einem seiner Füße hatte James genöthigt, einige Zeit das Zimmer zu hüten. Er saß während der Zeit dieses Leidens in der Nähe des Feuerherdes und hatte dabei den kranken Fuß auf einen kleinen Schemel aufgestellt. Länger als ein Jahr nachher betraf einen Knaben, den Sohn des Pächters, der in Mitchels elterlichem Nebenhause wohnte, und mit welchem der Taubblinde öfters zu spielen pflegte, ein ähnliches Unglück. James, als er bemerkte, daß sein Gefährte so ungewöhnlich lange an einem Ort sitzen blieb, befühlte ihn mit den Händen und entdeckte sogar bald die Binden an dem kranken Fuß. Augenblicklich begab er sich die Stiege hinauf in eine Kammer, wo er aus vielen andren dastehenden Gegenständen den kleinen Schemel heraussuchte, auf welchen er früher seinen verletzten Fuß gestellt hatte. Diesen Schemel brachte er in der Hand hinab zur Küche und stellte sanft den Fuß des Knaben darauf.

Als ein Freund des elterlichen Hauses, Dr. Gordon, James mit dem Finger aufs Auge drückte, gab er sogleich durch den so lang als möglich ausgestreckten Arm zu verstehen, daß er sich hierbei an eine in London — dem weitentferntesten Ort, den er jemals besucht hatte — mit seinen Augen vorgenommene (fruchtlos gebliebene) Staar-Operation erinnre. Ein Pferd, das seine Mutter vor kurzem gekauft hatte, erkannte er nicht bloß alsbald beim Anfühlen, sondern als der Reiter, um die Einsicht des Taubblinden auf die Probe zu stellen, abstieg, ergriff James das Roß beim Zügel, führte es nach dem Stalle, nahm ihm den Sattel und Zaum ab, streute ihm Futter vor, verschloß dann die Stallthüre und steckte den Schlüssel in die Tasche, — als rege sich auch hierbei das öfter an unserm Taubblinden bemerkte Gefühl für Recht und für die Unantastbarkeit des fremden Eigenthumes; ein Gefühl, das ihn selber zu leiten schien, wenn er von allem was nicht sein war, sich enthielt. Es wirkte hierbei etwas Andres, als jene dem gezähmten Thiere eingeprägte Furcht oder Zucht, welche demselben auch eine scheinbare Scheu vor fremdem Eigenthum gibt. Dieses Etwas, das den Menschen erst zum Menschen macht, können wir an James Mitchel in solcher Einfachheit wirken sehen, wie kaum an einem andren Wesen unsres Geschlechts.

Die inneren Vorstellungen, welche der Taubblinde von den von ihm berührten und erforschten Dingen der Außenwelt hatte, waren in ihrem

Kreise nicht minder scharf und bestimmt als die unsrigen, obgleich dem aufgefaßten Bilde jene Züge fehlten, welche bei uns das Sehen und Hören hinzufügen. Den Begriff von einem Stein, als einem für sich selber unbeweglichen, schweren, harten Körper, hatte ihn das Anfühlen mit den Fingern und Händen und das Anstoßen des Steines an die Vorderzähne gelehrt, womit er, wie oben erwähnt, die Härte der Körper zu prüfen pflegte. Wenn er am Ufer des Baches sitzend die glatten Geschiebe mit den Fingern und etwa auch, wie er dieß öfters pflegte, mit der Zunge betastet hatte, schien in ihm der Begriff von Rundung, von Kreisform zu entstehen; denn er häufte diese rundlichen Geschiebe zusammen und baute dann aus ihnen am Boden einen Kreis, in dessen Mitte er sich setzte. Als wollte die den Begriff bildende Seele durch die Rundung des mit den Händen aufgeführten Kreises dasselbe ausdrücken, was sie bei hörenden und sprechenden Menschen mit dem Worte rund oder Rundung sagt. Es hatte hierbei, um mit den gewöhnlichen Ausdrücken der Logik zu reden, eine Kraft der Abstraction gewirkt, welche die Seele von den andern Eigenschaften des Steines (Härte, Schwere) absehen ließ, und die Kraft der Reflexion, welche die Eigenschaft des Rundseins vereinzelt hervorhob.

Wenn der Taubblinde bei seinen täglichen Forschungen durch Gefühl und Geruch nicht bloß die Gestalt der einzelnen Geräthe genau kennen lernte, sondern bald auch den Gebrauch derselben begriff, wenn er in den Werkstätten der Zimmerleute und andrer Handwerker beständig umhertastete, bis er die Bestimmung und die Absicht der da bemerkten Werkzeuge und Arbeiten verstanden, und wenn er bei jeder neuen Einsicht dieser Art ungemein erfreut schien, so wirkte hierbei offenbar und auf menschliche Weise der Verstand, der in unsrem Inneren bei jeder in der Sichtbarkeit bemerkten Wirkung nach der Ursache fragt. Dieser ordnende, regelnde, ein anerkanntes Allgemeines im Besondren, das Besondre im Allgemeinen wiederfindende und darstellende Verstand war es auch, welcher den taubblinden James antrieb, die Löcher und Ritzen am nachbarlichen Wirthschaftsgebäude auszubessern, und welcher ihn leitete, wenn er es öfters versuchte, aus Torf oder ausgestochenen Rasenstücken ein Haus im Kleinen aufzubauen, an dem selbst die kleinen Oeffnungen nicht fehlten, welche Fenster darstellen sollten.

An unsrem Taubblinden zeigte sich dann auch in einem zum Theil bewundernswürdigen Grade jene Kraft des Verstandes, welche das Zeichen mit dem Bezeichneten verbindet, von jenem auf dieses schließt. Wenn man ihm die Zahl der Tage, welche seine verreiste Mutter außer dem Hause zubringen würde, dadurch kund machte, daß man seinen Kopf sanft auf ein Kissen niederdrückte, um anzudeuten: so viele Nächte würde er bis dahin schlafen, so war dieß die gewöhnliche, leichter verständliche Sprache der Taubstummen. Wenn er jedoch aus dem feineren Berühren seines Kopfes mit dem Finger, womit seine Schwester seine Handlungen öfters leitete und bestimmte, die Absicht dieser liebevollen Erzieherin augenblicklich begriff, wenn er das Lob verstund, das die Schwester seiner Folgsamkeit durch ein gewisses Anrühren seines Kopfes und Rückens ausdrückte, und das Mißfallen, das sie ihm durch eine eben so feine, den Umstehenden kaum bemerkbare Weise zu erkennen gab, so wirkte hierbei offenbar der zeichenkundige Verstand in seiner ganzen, höher menschlichen Weise. In andern Fällen, wo es sich von Dingen handelte, welche ganz außer dem engbeschlossenen Kreise der Wahrnehmungen dieses Taubblinden lagen, mußte freilich das Zeichen, durch welches man ihn zu verständigen suchte, von auffallenderer, gröber leiblicher Art sein, wie in einem Falle, wo der Vater den Knaben auf einer der Erforschungsreisen, welche dieser täglich um das elterliche Haus anstellte, auf Händen und Knieen über einen sehr schmalen Steg kriechen sahe, der über ein tiefes, fließendes Wasser hinüberführte, das freilich der Taubblinde weder rauschen hören noch sehen konnte. Der Vater machte dem Knaben die Gefahr, in die er sich begeben, dadurch begreiflich, daß er ihn aufhalten und dann einige Male ins Wasser tauchen ließ, dessen Tiefe er hiedurch kennen lernte. Er versuchte es von da an nie wieder jenen Weg zu machen.

Selbst jener innere Drang, der dem Menschen die hörbare Sprache zur Bezeichnung des äußerlich oder innerlich Wahrgenommenen und Begehrten eingibt, war in diesem James Mitchel auf eine staunenswürdige Weise geschäftig. Zwar die Töne, welche seine Kehle hervorbrachte, waren, wie bei andren vollkommen Tauben, nur ein rauhes Gebell oder Geheul, wodurch er Unmuth oder Schmerz, ein schallendes Gelächter, wodurch er seine Freude ausdrückte, wenn er etwa bei kleinen Neckereien einen Triumph über den ihm so weit überlegenen Witz der sehenden Menschen erlangt zu haben glaubte, aber seine Zeichensprache war um so merkwürdiger, da er sie nicht wie andre Taubgeborne durch Sehen erlernt haben oder ausbilden konnte. Sie beschränkte sich nicht allein auf den Kreis des eignen dringendsten Bedürfnisses, mithin auf jenes Hindeuten nach dem Ort, wo die Nahrungsmittel gewöhnlich stunden, wenn er Hunger oder Durst hatte, sondern erhub sich bald zur Darstellung ganz andrer, außer diesem Kreise liegender Gegenstände, ja zum Erzählen kleiner Geschichten. Wenn er einen benachbarten Schuhmacher besuchen wollte, deutete er dieses dadurch an, daß er mit den Händen und Armen die Bewegungen eines arbeitenden Schuhmachers nachahmte. Als sein Vater gestorben war und einige Tage nachher der Schneider kam, um ihm die Trauerkleider anzumessen, ergriff James die Hand desselben, führte ihn in das Zimmer, worin der Vater starb, beugte den Kopf rückwärts, um die Stellung eines unbeweglich Liegenden anzudeuten; hierauf führte er ihn auf den nahe beim elterlichen Haus gelegnen Kirchhof zu dem Grabe, worein man des Vaters Leiche versenkt hatte. Schien es doch zuweilen, als wollte der Taubblinde mit seiner Zeichensprache die leisen Regungen eines Ahn-

dungsvermögens ausdrücken, welches das Band zwischen einer auch dem leiblich Sehenden und Hörenden unbemerkbaren, oberen Welt des Geistigen und zwischen dem Menschen bildet. So, als drei Monate nach des Vaters Tod eines Sonntag Abends ein Geistlicher im Hause war, deutete James auf des verstorbenen Vaters Bibel und machte Zeichen, die Anwesenden sollten niederknieen zum Gebet.

Obgleich jene Zeichensprache, wodurch andre Menschen sich ihm verständigten, nur durch unmittelbares Berühren seines Kopfes oder seiner Hände für ihn bemerkbar werden konnte, versuchte er es doch nie, sich Andren auf dieselbe Weise mitzutheilen, sondern er sprach frei stehend durch Mienen und Gebärden, denn nur so konnte das, was bei andern Menschen Stimme und Sprache wird, auf eine diese wahrhaft stellvertretende Weise sich äußern. Wir sahen nämlich oben, im §. 16 und 24, daß die Stimme und Sprache des Menschen eine Wiederholung der Muskelbewegungen des gesammten übrigen Körpers, und zwar in einer höheren, umfassenderen Potenz sei. Was dort augenfällige Regung der Glieder ist, das wird hier zur hörbaren Stimme. Diese, wie die sichtbare Gebärde, sind die Wirkung einer und derselben bewegenden Kraft, bezeichnen beide dasselbe. Der Taubblinde wurde deßhalb zu den merkwürdigen Aeußerungen seiner Gebärdensprache durch denselben inneren Drang geführt, welcher dem Menschen die Sprache in Kehle und Zunge gibt. Sprach doch an jenem Bedauernswürdigen die ganze Haltung des Leibes und sein Benehmen die inwohnende, menschlich-verständige Fassung gleich für den ersten Blick aus und unterschied denselben eben so augenfällig, als andere, gesunde Menschen von einem Blödsinnigen. Jene Mienen und Gebärden, womit er etwa das Staunen über die Spur eines Lichtstrahles, welche er verfolgte, zu erkennen gab, trugen wirklich in ihrem Maße das Gepräge von Geist.

Wir finden an unserm Taubblinden auch die Vernunft zu allen ihr sonst gewöhnlichen Verrichtungen befähigt. Diese Kraft der Seele, welche das Verhältniß des eignen Wesens und seines Vermögens zu andren äußeren Wesen und Vermögen bemerkt und die Wechselbewegungen beider gegen einander beachtet, verräth sich schon in einigen der oben erwähnten Züge aus James Benehmen. Gegründet auf das innere Geschäft der Vernunft, war jener Gehorsam gegen fremden Willen, jene Nachgiebigkeit und Reue über gemachte Fehler, welche er blicken ließ, wenn man ihn sanft zurechtwies, so wie jener heftige Unwille, der ihn ergriff, wenn er mit einer unverhältnißmäßigen Härte behandelt ward. Vernünftig war die bereits erwähnte Anerkennung des eignen und fremden Eigenthums, und es war die der Menschenseele gegebene innere Vertheidigungswaffe gegen fremde Kraft — die Vernunft —, welche es dem Knaben, als ihn die Dienstboten auf Befehl des Vaters mehrmalen hinderten, die fremden Pferde im Stalle zu besuchen und zu betasten, in den Sinn gab, die Küchenthüre von außen zu

verschließen, damit jene nicht herauskönnten. Vernunft im Geleite des ordnenden Verstandes befähigte ihn zu jenen kleinen Dienstleistungen, welche er öfters auf eignen Antrieb in Haus und Stall verrichtete, und zu seinen Aeußerungen von natürlicher Zärtlichkeit, welche er so oft (ganz gegen Itards harte Beschuldigung der Taubstummen) seinen Wohlthätern erwies. Er hatte durch den Geruch bemerkt, daß seine Schwester, welche eben im Freien gewesen, nasse Schuhe habe, da brachte er trockene herbei und nöthigte sie zu wechseln. Die Trennung von Menschen, die er liebte, auch auf kurze Zeit, war ihm schmerzlich, und er äußerte diesen Schmerz anfangs auch, wenn Dienstboten das elterliche Haus verließen. Später aber, vielleicht durch den mehrmaligen Wechsel belehrt, daß diese nicht so nothwendig und nahe zu ihm gehörten, als die Verwandten, blieb er bei solchen Trennungen ruhig, während ihn das Hinweggehen der Eltern und Schwester nach wie vor in große, innere Bewegung setzte.

Bei dieser zärtlichen und lebhaften Anhänglichkeit an alles, was ihm näher zugehörte, bliebe das Benehmen des taubblinden Knaben beim Tode seines geliebten Vaters unbegreiflich, wenn nicht dabei eben wieder ein inneres Wirken und Weiterschließen der menschlichen Vernunft vorausgesetzt werden dürfte, das sich so vielfach mitten durch die äußere Hülflosigkeit zu erkennen gab. James war fast sechzehn Jahre alt, als sein Vater (im Junius 1811) starb. Der Knabe hatte zwar kurz vorher einmal mit einem todten Vogel, den er vorher lebend besessen, gespielt, indem er ihn auf sein Knie legte und dann lachte, wenn der Vogel, statt wie sonst zu flattern oder festzustehen, herabfiel; aber dieß hatte dem Taubblinden wohl schwerlich einen Begriff von dem, was Tod sei, gegeben. Als seine Hand den ersten menschlichen Leichnam — dieß war eben der seines Vaters — berührte, fuhr er voll Schauder zurück; er fühlte darauf die Leiche noch einmal im Sarge an und am Abend nach dem Begräbniß sah man ihn mit beiden Händen auf das frische Grab schlagen; doch stand seine Schwester zu fern von ihm, um die Gebärden, welche das hierbei waltende Gefühl verrathen hätten, zu beobachten. Mehrere Tage besuchte er das Grab sehr oft und versäumte von nun an, sobald er etwas davon bemerkte, niemals mehr, den Beerdigungen beizuwohnen, welche auf demselben Kirchhof vorkamen. Als seine Mutter kurz nach des Vaters Tod unwohl war und dabei zu Bett liegen mußte, weinte er sehr. Ihn selber wollte man auch bei einer Kränklichkeit zufällig in dieselbe Bettstelle legen, worin sein Vater gestorben war, er aber blieb da keinen Augenblick und ward erst ruhig, als man ihn auf ein andres Lager gebracht hatte.

So erkennen wir bei unsrem Taub- und Blindgebornen mitten in dem (gleichsam) nur halbvollendeten Leibe eine nach allen Richtungen vollendete Wirksamkeit der Menschenseele. Er hatte deutliche Vorstellungen jener reproducirenden Einbildungskraft, welche wir sonst zumeist mit dem Seh-

vermögen in Verbindung setzen, denn er kannte länger als ein Jahr nachher noch einen von ihm vormals gebrauchten Fußschemel, kannte, wie ein Sehender, das Pferd seiner Mutter, wußte sehr gut, was ihm in dem fernen London geschehen war. Er hatte Begriffe von Härte, von Rundung, urtheilte ganz richtig aus der Gestaltung und Einrichtung eines Dinges auf seinen Gebrauch, schloß vollkommen vernünftig, wenn seine Schwester, statt sein blindes Haupt zu liebkosen, ihn sanft zurückstieß, daß er durch sein Benehmen anstößig und tadelnswerth gewesen sei, schloß bei dem zu Bette Liegen der Mutter auf Krankheit und größte Krankheitsgefahr. In ihm war menschliches Gefühl für Recht und Unrecht.

Ungleich bedeutender und lehrreicher für das Verständniß des innersten Gebietes des Seelenlebens als die hier kurz erwähnte Entwicklungsgeschichte des James Mitchel ist die der jungen Amerikanerin Laura Bridgeman, deren seelenvolles Wesen gegen die Eindrücke der Außenwelt noch mehr verschlossen ist, als der schottische Taubblinde es war, indem ihr mit dem Gesicht und Gehör auch noch der Geruch- und Geschmacksinn versagt sind.

Laura Bridgeman, geboren im J. 1829 zu Hannover in New-Hampshire, ist eine von jenen seltneren Persönlichkeiten unsres Geschlechts, deren Bestimmung es zu sein schien, ein „Schauspiel der Welt," ein Zeichen ihrer Zeit zu werden, das für ein ganzes mitlebendes wie vielleicht für mehrere künftige Menschenalter zur Belehrung und Zurechtweisung dienen soll. Dem überhandnehmenden Strome des rohen Materialismus setzet die ernste Beachtung der geistigen Entwicklungsgeschichte jener seltnen Jungfrau einen Felsendamm entgegen, die Gewißheit, daß in unsrem Wesen ein Etwas sei von andrer, höherer, selbstkräftigerer Natur als das leibliche Element und seine Naturkräfte, ein Etwas, das durch alle äußeren, körperlichen Schranken sich den Weg bricht zu einer Welt des Geistigen und Göttlichen, weil es selber von der ewigen Natur dieses Geistigen ist.

Laura Bridgeman war bald nach der Geburt von schmerzhaften Krämpfen befallen und bis zum 20sten Monat ihres Lebens so schwächlich, daß man fast täglich ihr Ende erwarten mußte. In den letzten Monaten ihres zweiten Jahres ward sie etwas kräftiger, gegen Ende desselben fing sie an einige Worte zu sprechen. Dann warf sie von neuem eine heftige Erkrankung aufs Lager, das jetzt allem Anschein nach ihr Sterbelager werden sollte. Denn das Leiden des Kindes hatte den Mittelpunkt des leiblichen Lebens, das Gehirn in so furchtbarer Weise ergriffen, daß die Kunst der Aerzte vergebens der Todesgefahr entgegen zu wirken suchte. Was jedoch die Kunst nicht vermochte, das bewirkte die Lebenskraft: die Entzündung des Gehirns lenkte sich ab nach den Sinnorganen des Hauptes, das Innere der Augen, der Gehör- und Geruchsorgane ging in Vereiterung über, mit den Sinnesnerven dieser drei oberen Regionen wurde auch der des Geschmackes für immer gelähmt; Laura, wie der spätere Erfolg zeigte, war auf diesem

Krankenlager nicht bloß gänzlich (in ungleich tieferem Grade als Mitchel) blind und taub, sondern zugleich auch für die stärksten Anregungen des Geruchs- und Geschmacksinnes unempfindlich geworden, so daß sie Rhabarbertrank und Thee nicht zu unterscheiden vermochte.

Was blieb nun der äußerlich so verarmten Seele des Kindes außer dem Tastsinn der Finger und Hände? Ein ungleich höherer Sinn als der des Tastsinnes, der des Gemeingefühls (nach §. 36).

Wir werden hier an die oben erwähnte Beobachtung des James Eccles erinnert, nach welcher ein bis zur Gränze des Scheintodes erkranktes Mädchen, als dasselbe zuletzt die Empfindung aller Sinnen verloren hatte, durch das Gemeingefühl namentlich mit seiner Mutter in einem Verkehr der wahrnehmenden Seele blieb. Dieses Gemeingefühl war es, welches das merkwürdige Kind, dessen geistige Entwicklungsgeschichte wir hier betrachten, in so rührender Weise an seine Mutter kettete, daß zwischen beiden eine Gemeinschaft der Seelen, wie zwischen magnetisch Verbundenen (nach §. 26), statt zu finden schien. Denn als Laura endlich im vierten Jahre nach lang anhaltender Schwäche in unerwarteter Weise zur vollen Gesundheit eines Kindes von ihrem Alter erstarkt war, da hatte sie zwar auch die letzten Erinnerungen an die wenigen erlernten Worte verloren, die sie vor dem schweren Erkranken und auch beim Anfang der Wiedergenesung gesprochen; sie konnte nur durch einige unartikulirte Töne ihre Empfindungen ausdrücken, wie lebhaft jedoch in ihr das Bedürfniß nach menschlicher Thätigkeit, wie kräftig die Regung des Mitgefühles sei, das verrieth sich dadurch, daß sie der Mutter bei all ihren häuslichen Beschäftigungen nachging, mit den Händen nachfühlte was diese that, und so weit sie es vermochte, das Thun derselben nachzuahmen suchte. So lernte sie der Mutter überall nach ihrer kindlichen Kraft an die Hand gehen, lernte nähen und stricken, sich selber ankleiden, ihre Zöpfe flechten und andre so wie sich selber in dem kleinen Kreise der häuslichen Bedürfnisse bedienen.

In ihrem 8ten Jahr (1837) kam Laura nach Boston in die musterhafte Erziehungsanstalt des Dr. Howe für blinde Mädchen. Das Bild, welches uns dieser Meister in der Behandlung und Belehrung solcher bedauernswürdigen Kinder von Laura, gleich nach dem ersten Eindruck, den sie auf ihn und seine sehenden Hausgenossen machte, entwirft, erregt eine hohe Theilnahme: „Ein schönes, lebhaftes Kind, fröhlichen Gemüthes und guter Gemüthsart. Ihr Antlitz strahlt von Geist, ihre Bewegungen sind anmuthig; sanft wie ein Lamm jauchzt sie vor Freude, wenn sie mit den blinden Gefährtinnen und Altersgenossinnen spielt."

Nur die Macht des Mitgefühles mit andern, liebend ihr zugeneigten Menschenseelen war es, welche den Schmerz der Trennung von ihrer Mutter besiegte; Laura erholte sich bald von ihrer Bestürzung, sie wurde schnell mit ihrer neuen Umgebung bekannt und befreundet, fand sich in

ihrem Zimmer und im ganzen Hause zurecht, lernte bald jeden der vierzig Hausgenossen durch leise Berührung mit der Hand unterscheiden. Die Lehrer und Lehrerinnen sahen mit Vergnügen wie sauber und zierlich diese Kleine, ohne einer fremden Hand zu bedürfen, sich in Kleidung und Haaren hielt, wie sie im Stricken, Nähen und Sticken selbst den geschicktesten unter ihren blinden, dabei aber hörenden Erziehungsgenossinnen gleichkam, vor Allem aber wie sie mit ihrem liebenden Gemüth bald mit einzelnen ihrer Mitschwestern eine herzliche Freundschaft schloß und die ihr entgegenkommende Zuneigung der Lehrer und Lehrerinnen mit einer Liebe und einem Vertrauen erwiederte, das kaum bei einem der andern Kinder seines Gleichen fand.

Wie zart, wie tieffühlend war das Gemüth dieses Kindes, wie äußerte sich dasselbe so ganz in der edelsten Weise seines Geschlechtes. Jungfräulich zurückhaltend gegen Mäuner, verschämt selbst in Beziehung auf ihre Puppe, die sie nicht auskleiden mochte, so lange sie durch Herumfühlen bemerkte, daß der Lehrer in ihrem und seiner Schwester Zimmer war, weichherzig und voll Gefühl der innigsten Reue, wenn durch ihre Unvorsichtigkeit einer der kleineren Gespielinnen ein (unbedeutendes) Leid geschehen war. Selbst bei den Aeußerungen einer kindlichen Eifersucht auf die Liebe ihrer Lehrerin verließ sie die Sanftheit und Zartheit ihres Wesens nicht; sie erinnerte sich dann, wie sie der Lehrerin zu verstehen gab, an ihre Mutter, die sie doch lieb haben und lieb behalten werde.

Aber das Leben des Mitgefühles bestehet in Mittheilung, wie die mütterliche Henne durch die Wirkung jenes inneren Sprach- und Stimmorganes der Seele (§. 36) auch eine eigenthümliche äußere Sprache empfängt, wodurch sie mit ihren Küchlein sich ins Vernehmen setzt, so drängt sich das Mit- und Gemeingefühl der Seele überall zu Mittheilung der Sprache hin. Die Zeichensprache redete Laura (wie Mitchel) mit großer Fertigkeit, wie aber sollte man dem so schwer zugänglichen Verständniß des lehrbegierigen Kindes die eigentliche Sprache der Gedanken — der Worte — beibringen?

Das unmöglich Scheinende gelang der Erfindungskraft des Doctor Howe. Einsylbige Worte wie key (Schlüssel), cup (Schale), fork (Gabel) u. s. w. wurden mit fühlbar erhabenen Buchstaben auf ein Täfelchen (von Blech) verzeichnet, dann der Gegenstand, den das Wort bedeutete, daneben gelegt. Das folgsame Kind behandelte diesen Unterricht zuerst wie ein Spiel, dessen Zweck sie nicht begriff. Bald aber ging ihr das Verständniß auf; sie griff nicht mehr, wenn man ihr das Wort key vorhielt, nach dem Schlüssel, der in ihrer Nähe auf dem Tische lag, sondern sie ging mit dem Täfelchen nach dem Thürschlüssel hin; sie hatte jetzt die allgemeine Bedeutung der Worte begriffen, bald lernte sie auch die Zusammensetzung derselben aus einzelnen Buchstaben kennen und verstehen, und nur einen Schritt weiter und sie war ganz in das Geheimniß der Fingersprache eingeweiht, durch welche ihre blinden Mitschwestern sich Worte und ganze Gespräche in die Hände buchstabirten.

Es gab sich, wie Dr. Howe berichtet, auch an Laura jenes Wunder des Geistes kund, das sich beim Erschaffen und Bilden der Gedankensprache aus den Elementen der einzelnen Worte bei jedem Kinde wiederholt; nur nahm der geheimnißvolle Vorgang der Sprachbildung bei Laura einen ungleich rascheren, sinnvolleren Gang als bei gewöhnlichen Kindern. Sie lernte jetzt nicht nur sich in der Fingersprache sehr vollkommen und richtig ausdrücken, sondern auch schreiben, was sie bald zu Briefen an ihre Mutter benutzte.

Außerordentlich groß war an diesem geistreichen Kind der Eifer zu lernen, zu verstehen, so wie das Bedürfniß zum Denken und zur Mittheilung des Gedachten. Wenn ihre Hände nicht auf andre Weise beschäftigt waren, konnte man ohne Aufhören das Selbstgespräch der Finger bemerken. Dieses dauerte selbst im Traumzustand des Schlafes fort, der seine Gedanken deutlicher verrieth als bei andern Menschen. „Warum," so fragte sie einst ihre Lehrerin, „kann ich nicht aufhören zu denken? Ich muß immer denken. Hört Harrison (der kurz zuvor verstorbene Präsident) jetzt auf zu denken, da er todt ist?"

Das sonst so sanfte Kind konnte fast heftig werden, wenn die Lehrerin sich außer Stand fühlte, ihr den Sinn eines Wortes, das sie mit den feinfühlenden Fingern las, ganz begreiflich zu machen. Das Reich des Wissens der Gedanken andrer Menschen erschien ihr als ein Eigenthum, zu dem sie ein Recht habe, das nicht beeinträchtigt werden dürfe. Zu jenen Gespielinnen faßte sie das meiste Zutrauen, die am besten mit ihr sprechen konnten.

Bemerkenswerth erscheint noch an Laura Bridgeman die unwillkürliche Weise, in der sie außer der Finger- und Wortsprache ihre Empfindungen und Gefühle durch Töne der Stimme ausdrückte. Das widerlich lautende Gekreisch, das sie anfangs hören ließ, hatte sie alsbald sich abgewöhnt, als der Lehrer ihr sanft mit der Hand die Kehle hielt, sie ließ von da an nur sanfte Töne vernehmen, diese waren aber so bezeichnend, daß ihre blinden Gespielinnen aus der Wahrnehmung des täglichen Verkehrs mit ihr es erriethen, an wen Laura jetzt denke, ob an die liebe Lehrerin Jeannette (Howes Schwester), oder an eine von ihnen, wenn sie diesen oder jenen Ton von sich gab.

So läßt uns die Entwicklungsgeschichte der Laura Bridgeman einen tiefeindringenden Blick thun in das selbstständige Verhältniß nicht nur des Denkvermögens zu den äußeren Eindrücken der Sinne, sondern vor allem in das Geheimniß des Hervorgehens der Wortsprache aus der Lebensäußerung des Gemeingefühles, eines Organes der Seele, das auf seiner Stufe mit dem Stimm- und Sprachorgan des Leibes in nächster Verwandtschaft und Beziehung steht.

Wenn auch in den Erscheinungen des Seelenlebens eines James Mitchel und einer Laura Bridgeman, was den Verkehr mit den Wesen ihrer Art betrifft, einzelne Züge vorkommen, welche schon beim dankbaren und überlegenden Hunde gefunden werden, so ist doch das Eine, was hier den Menschen als Menschen bezeichnet, schon diese Wißbegier, dieses Weiterforschen nach dem unbekannten Gebiet eines geistigen Erkennens, von welchem weder die gebundene Seele des Thieres, noch die schlafende des Blödsinnigen eine Spur zeigt. Es verhält sich in dieser Hinsicht die Seele des Menschen zu jener des Thieres, wie sich die belebende Kraft, welche in dem Thier waltet, zu der in der Pflanze verhält. Derselbe Zug, welcher das Thier nach der Nahrung und den andern von ihm begehrten Elementen des Lebens hinbewegt, vereint die Pflanze fest mit dem Boden, von welchem sie durch eigene Kraft sich nicht trennen kann. So ist auch in der Seele des Menschen jener Zug, welcher die Thierseele an das Geschäft eines bloß leiblichen Bildens und Gestaltens bindet, zu einem Zug nach dem Bilden und Gestalten des inneren und ewigen, des geistigen Menschen geworden, und dieser gibt der Seele jene freie, selbstständige Bewegung, deren sie für sich selber nicht fähig war; jene Bewegung nach oben, welche in ihrem Kreise der luftartig freien Bewegung des Thieres entspricht. Denn wie das Thier deßhalb frei beweglich ist wie die Luft, weil in seinem Leibe eine luftartige Natur waltet, so hat die Menschenseele ein göttlich freies Bewegen, weil sie selber durch den belebenden Geist von göttlicher Natur ist.

Es regt sich schon bei dem Ungebornen im Mutterleibe, noch vor der Empfindung der Sinnen und vor dem Gefühl der Oberfläche des Leibes, die selbstständig von innen nach außen wirkende, bewegende Kraft. Sie äußert sich, vorerst wenigstens, als ein zuckendes Ausstrecken und Stoßen der Glieder. So regt sich auch in der Menschenseele zuerst und selbstständig das Sehnen nach dem Erkennen und Verstehen eines Bildes, das von ewiger Natur in der vergänglichen Welt der Dinge sich abspiegelt. Es ist nicht das äußere, an sich todte Abbild, welches zuerst die Seele aufsucht und mit belebender Kraft um diese wirbt, sondern diese ist es, welche mit unaufhaltsamem Zuge jenes Abbild suchet, damit sie durch die Kraft des Geistes es belebe und verkläre.

Auch die Atmosphäre der Planeten ist eines eignen Lichtes und Leuchtens fähig, wie die Atmosphäre der Sonne; aber das Licht des Planetendunstkreises bedarf in seinem jetzigen Zustande einer Aufregung, einer Weckung durch die Sonne. So wohnt auch im Geiste des Menschen die Schöpferkraft von göttlicher Natur, durch welche die ganze Sichtbarkeit mit allen ihren mannichfachen Wesen geschaffen ist. Aber die Gedanken vom Göttlichen, deren der Menschengeist fähig ist, werden erst durch Gottes Gedanken, wie sie in den Werken und im Wort sich geoffenbaret, zum Wachen und Leben gebracht, und es bleibt zuletzt nur das Sehnen und

Suchen nach dieser Nahrung einer höheren Verleiblichung (ein Sehnen, gleich jenem des Säuglings nach der Mutterbrust) Eigenthum und Vorrecht der Menschennatur.

Ueberall jedoch, wo diese Menschennatur die zur That und zum Wort gewordenen Gedanken der Gottheit erfasset, hält sie dieselben mit einer besondren Macht als Gebilde der Erinnerung fest, als hätte sie ein Eigenthums- und Herrscherrecht über jene Gedanken. Und sie hat dieses wirklich, denn sie ist selber vom Geschlecht des Herrschers. Darum eilt auch der urtheilende Verstand des Menschen seiner Natur nach von Gedanken zu Gedanken, bis er — wie das weitblickende Auge als Quell des Lichtes, das unermeßlich weit entfernte Gestirn — den letzten Grund alles Seins in Gott erkannt. Die Vernunft aber, zunächst das eigne Wesen und sein Bewegen vernehmend, schließt zuletzt das eigne Sehnen, das eigne, arme Bedürfen an eine Quelle der Erfüllung und Bekräftigung an, welche eben weil sie nährende Mutter ist, zuerst eine sich selber dargebende Unterwürfigkeit des Säuglings erfordert.

Die That des Willens, das Suchen und Sehnen nach Erkennen ist mithin das erste Zeichen eines Erwachens der Seele zum selbstständigen Sein und Leben. Diese That des Willens ist es auch, welche statt der sichtbaren That, die zum größesten Theil nicht in des Menschen, sondern nur in Gottes Macht steht, das bedeutungsvolle Wort gibt, das die künftige Verwirklichung zum Wesen und zur That eben so nothwendig in sich trägt, als in der leiblichen Welt die Zwiebel die ganze künftige Gestalt des Gewächses.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden Paragraphen schließt sich an Plato's Widerlegung jenes alten, von den Sophisten vertheidigten Wahnes an, nach welchem alles Erkennen und Vorstellen der Seele nichts Andres sein sollte, als eine Empfindung der äußeren Sinnen. — Daß nicht der Leib es sei, welcher die ihm verwandte Leiblichkeit empfindet, sondern daß die Seele es sei, welche durch den Leib bemerkt und fühlt, dieses lehren uns schon die alltäglichsten Erscheinungen des thierischen Lebens. Es ist dieselbe Außenwelt, welche den Wachenden so wie den in der heißen Mittagsstunde Schlafenden umfähet, und dennoch hört dieser alle die Stimmen und Töne nicht, welche jener vernimmt, ja das schlafesstarre Murmelthier wird weder durch den Donner des sonst so gefürchteten Schießgewehres aufgeschreckt, noch fühlt es das tief in seine Brust schneidende Messer, obgleich in dieser Brust der Athem noch aus- und eingeht, das Herz sich noch bewegt. Denn es fehlt im Schlafe jenes Aufmerken der Seele, welches von innen heraus dem äußerlich Empfindbaren entgegenkommen und dasselbe erfassen muß, wenn es anders ein Empfundenes werden soll. Und nicht bloß im Schlafe, sondern auch im Wachen entgehet der Seele des Thieres wie der des Menschen der bei weitem größte Theil des für andere Seelen Bemerkbaren, wenn der Zug des Begehrens und Fürchtens entweder gar nicht nach dieser Richtung hingeht, oder wenn gerade in diesem Augenblick

die Seele nur nach einer gewissen Seite hin übermächtig bewegt ist. Denn nicht nur den Leib des Menschen vermag eine hohe, geistige Aufregung für den Schmerz der Martern und des Todes gefühllos zu machen, sondern in seinem Maße macht schon die heftige Aufwallung des Instinctes das Thier gegen Alles unempfindlich, was ihm zur andern Zeit Lust oder Schmerz erregt. Ja es wird schon bei einem stark angestrengten leiblichen Bewegen den unvermuthet empfangenen Wunden der gewöhnliche Schmerz benommen, und diese werden von dem Auge eher als vom Gefühl bemerkt.

Wie es nicht der Leib ist, welcher an und für sich empfindet, sondern die Seele, welche durch den Leib das Geschäft des Empfindens übt, so ist auch das, was empfunden wird, an sich selber kein Leibliches, sondern ein seelenartiges Element. Wäre das, was von der Seele bemerkt wird, ein leiblicher Ausfluß der bemerkbaren Dinge, welcher nach der Art des Körperlichen in die Poren der Sinnen eindränge, so bliebe es unerklärbar, warum dieser Ausfluß nicht beständig und ohne Aufenthalt, wie das Wasser in den lockern Boden oder in den Schwamm sich hineinsenken und hier die Anfüllung, welche Empfindung heißt, bewirken sollte; warum die Seele nicht zum Aufmerken genöthigt werden könnte, sie möchte nun wachend zu den Gegenständen sich hin- oder in schlafartiger Unachtsamkeit von ihnen sich ablenken. Ist doch das, was wir Sehen, Hören, Fühlen nennen, eigentlich nur das Bemerken einer Zusammen- und Wechselwirkung des Inneren und Aeußeren, der Seele und der empfindbaren Welt, woran die empfindende Seele einen eben so wesentlichen Antheil hat als die äußere, mit ihr in Beziehung tretende Welt.

Diese eigenthümliche Richtung des Empfindens wird uns an das erinnern, was oben im §. 4 über das unsichtbare Ergänzende gesagt worden, welches zu jedem sichtbaren Dinge hinzugedacht werden muß. Es ist das Complement, die Erfüllung des einseitigen an sich unvollkommenen leiblichen Seins; es ist das, was Aristoteles die Form des Erscheinenden nennt, was von der empfindenden Seele als ihres Gleichen empfunden wird, nicht das leibliche Ding selber. Oder, wie jener scharf unterscheidende Denker des Alterthums sich ausdrückt: die Thiere empfinden, weil sie eine Mitte haben, welche die Form des Empfindbaren in sich aufzunehmen vermag ohne seine Materie. Der Vorgang der Empfindung gleichet nämlich dem Abdruck eines Petschaftes im Wachs, wobei nicht die Materie (der Stein oder das Metall) des Petschaftes in das Wachs aufgenommen wird, sondern nur (die jenem eingeprägte) Form; das Empfinden führt eine Verähnlichung der Seele mit dem Empfindbaren herbei. (M. v. oben den §. 32).

Nach einem andren hiermit übereinstimmenden Ausdruck des Aristoteles ist die Seele gewissermaßen selber ein Inbegriff alles Seienden, ja das All der Dinge (*ἡ ψυχὴ τὰ ὄντα πῶς ἐστι πάντα*), das Wissen ist gewissermaßen das Gewußte, das Empfinden das Empfundene. Nicht zwar das Gewordene der Dinge selber ist in der Seele, z. B. der Stein als solcher, sondern ihre Formen. Daher ist die Seele mit der Hand zu vergleichen; denn wie diese das (umfassende) Werkzeug aller Werkzeuge ist, so ist der selbsterkennende Geist die Form aller Formen, das Empfindungsvermögen die Form aller Empfindungen (Arist. de anima L. III., c. 8). — Aber ungeachtet dieses ursprünglichen Vorhandenseins

der Formen der Dinge in der Seele bedarf es, damit diese Formen für die mit dem Leibe verbundene Seele zu einem Wirklichen werden, einer schon leiblich g e w o r d e n e n Außenwelt, an und mit welcher jene Formen sich verleiblichen können. Daher beschreibt Aristoteles die Gestaltung unsers inneren Erkennens auch so, daß zuerst die Empfindung (*αἴσθησις*) komme, hierauf das Gefühl (*αἴσθημα* m. v. oben den §. 32) und das Festhalten der Sinnen-Vorstellung im Angedenken. Aus dem Angedenken (*μνήμη*) entwickelt sich die Unterscheidung, welche, wenn sie sich oft wiederholt, zur Erfahrung (*ἐμπειρία*) wird, die zur wahren Kunst und Wissenschaft führet (de mem. et remin. c. 1 seqq.). — Das durch den Verstand Erkennbare ist im Sinnlichen und wird nur in diesem durch die Empfindung erkannt (de anim. III, 8). Mit jeder Thätigkeit des Verstandes muß auch eine sinnliche Thätigkeit verbunden sein; doch gehören zu dieser sinnlichen Thätigkeit nicht bloß der ursprüngliche sinnliche Eindruck, sondern auch die Vorstellung der Einbildungskraft und die Erinnerung; denn beide sind Bewegungen in der Seele, welche aus einer vorhergegangenen Empfindung ihren Ursprung haben (de anim. III, 3, de mem. c. 1). — Ohne ein Bild der Einbildungskraft kann die Seele nichts denken, und wenn wir uns auch etwas nur im Allgemeinen, ohne bestimmte Größe denken wollten, so schwebt uns dabei dennoch das Bild einer bestimmten Größe vor (de anim. L. III, 7, de mem. l. c.). — Die äußeren Dinge kann der Verstand nicht erkennen, wenn sie ihm nicht durch die Empfindung oder Wahrnehmung offenbar werden (de sens. c. 6), und so ließe sich allerdings behaupten, daß wenn uns ein äußerer Sinn fehlte, uns hiermit auch eine Art von Wissen abgehen würde (Analyt. post. I, 15).

Was diese letzteren Sätze des Aristoteles betrifft, so dürfen hierbei jene Thatsachen nicht vergessen werden, auf welche sich in den erl. Bemerk. zum nächst vorhergehenden Paragraphen berufen wurde, vor allem aber dürfen wir das Vermögen unsers selbstbewußten Geistes nicht übersehen, vermittelst welchem er beständig das Geschäft eines guten Uebersetzers übt, welcher den Sinn, der sich in der einen, für die Zuhörer unverständlichen Mundart aussprach, in die Worte der andren, verständlichen einkleidet. Denn so wie die Taubstummen den Inhalt der hörbaren Rede der andern gesunden Menschen in ihre den Augen verständliche Zeichensprache übersetzen, so überträgt in den Fällen einer noch größeren Mangelhaftigkeit, bei denen mit dem Gehör zugleich auch das Gesicht fehlte, der selbstthätige Geist das in ihm erwachte Erkennen eben so geschickt in die Sprache des Gefühlssinnes. Immerhin wird bei einer solchen äußerlich verschlossenen Seele durch die Kraft des erkennenden Geistes, der in ihr ist, e i n e Idee mit Macht hervortreten: die des eignen Seins, und es gilt hier der oben erwähnte Satz des Plato (Menon p. 81), daß vermöge des Zusammenhanges aller einzelnen, von dieser einen Idee ausgehend, der Geist auch die andren ihm zum Erkennen nothwendigen finden könnte. — Das eigentliche Licht zum Erkennen kommt ja nicht durch die leiblichen Augen, sondern wird, wie nach Philo (SS. Leg. All. I, 45, ed. Mang. I, 48, 49) durch einen Einfluß geweckt, der von oben, von Gott kommt (m. v. die Bem. zum §. 40).

Die Geschichte des taub und blind gebornen James Mitchel, Sohn eines Predigers in der Grafschaft Nairn in Schottland, findet sich in nachstehend verzeichneten Schriften: The Edinburgh Review or critical Journal Vol. XX. p. 462

(Nov. 1812 Art. XII): „Some Account of a boy born blind and deaf, by Dug. Stewart, Esqu.“ — Dasselbe in den Transactions of the Royal Society of Edinburgh Vol. VII. — History of James Mitchel, a boy born blind and deaf, by J. Wardrop, Lond. 1813. — J. Mitchel, geboren am 11. Nov. 1795, war damals, als Stewart seine Abhandlung über ihn der königl. Societät zu Edinburgh vorlas, 16 Jahre alt. — Wir erkennen übrigens an den merkwürdigen Fällen, welche den Hauptinhalt des vorhergehenden Paragraphen bilden, abermals, daß die Seele durch einen eigenthümlichen, vom Leibe unabhängigen Anfang ernährt und entfaltet werde, wie der Kern in der Frucht, welchen mitten in dieser ein selbstständiger, aus dem Mark des Gewächses kommender Säftequell ernährt und bildet. Wie eine vollkommen entwickelte, lebende Menschengestalt, welche kein an die Arme und Füße sich leicht und bequem anschließendes Gewand, sondern ein allseitig verdeckendes Tuch umhüllet, das den freien Gebrauch der Glieder erschwert, wohnet die Seele, ganz als dieselbe, auch in einem solchen mangelhaften Leibe, wie jener der Laura Bridgeman ist. Wie die Glieder unter dem Tuche, so verrathen sich die Kräfte des inneren Menschen auch unter einer solchen unbequemen leiblichen Hülle. In der That, diese Menschenseele würde, auch wenn ihr nicht bloß wie bei James Mitchel Gesicht und Gehör und wie bei Laura Geruch und Geschmack, sondern selbst das Gefühl der Oberfläche genommen wäre, ihr nach Leben suchendes Leben auf ein stilles Bemerken jener Bewegungen richten, welche die athmende Lunge oder das schlagende Herz ohne Aufhören im Leibe vollbringen und an diesen ein Etwas bemerken, das außer (und über) unsrem eignen Leben ist.

Mit dem James Mitchel vergleichbar war der sogenannte stumme Bub zu Lahn im Kanton Schaffhausen, der vor wenig Jahren in einem Alter von 40 Jahren starb.

Die höchst merkwürdige Geschichte und Schilderung der Laura Bridgeman s. m. bei K. Burdach, „Blicke ins Leben“ B. III. (mitgetheilt aus Dr. Howes Berichten).

Die Wechselzustände im Kreise des Seelenlebens.

§. 42.

Keine andere Betrachtung aus dem Gebiet der Seelenkunde vermag uns wohl deutlicher und augenscheinlicher zu lehren, was die Seele, ja jedes Einzelleben, jedes besondere Wirken für sich allein ohne den waltenden Antrieb von oben wäre, als die Betrachtung jener Zustände der Seele, welche nach ihrem Maße dem Schlafe des Leibes vergleichbar sind. Das Eigenleben der Seele, dessen selbstständiges Bewegen nach §. 3 zugleich ein Hinwegweichen von dem Mittelpunkte alles Seins und Lebens ist, würde für sich selber unaufhaltsam zum Tod und zur Vernichtung gehen, wäre nicht das Band einer mütterlichen Weisheit da, welches das Sinkende mitten in seinem Falle aufhält und das Vergehende zu einem Werdenden und Bestehenden für Viele machet (§. 11). Wie dieß ein Tag dem andern lehret: das Werk des Lebens würde ohne Aufhören zur Erschöpfung der

Kraft und zur Auflösung führen, umschlänge die Lebendigen nicht stets wieder von neuem die mütterlich pflegende Hand des Schlafes. So wird vermöge der Wirkung eines Alle zusammenhaltenden Geistes das täglich, ja in jedem Augenblick sich wiederholende Sterben zu einer leiblichen Gestaltung, welche nach bestimmtem Gesetz ihre Zeit hindurch zunimmt und wächset und dann wieder abnimmt und verschwindet. Diesem Vorgang ist jedoch hier in einer tiefer gelegenen Stätte nachzuspüren, als die sichtbare Behausung des Leibes ist.

Es ist keine einzige Thätigkeit und Anspannung der Seele, welche nicht alsbald in Abspannung und Ermattung sich auflösen würde, wenn nicht auch über dieses Begegniß ein Gesetz der Erhaltung waltete, welches schaffet, daß das momentane Vergehen der einen Stufe in ein neues Werden auf der andren scheinbar niedrigeren Stufe sich verwandelt. Hier aber unbefriedigt, kehrt sich das Sehnen wieder nach oben; es tritt zu der selbstthätigen Richtung des Lebens von neuem wieder die Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß der von oben kommt, und so wird, wie aus einem beständigen Fallen und Wiederaufstehen das leibliche Gehen, eben so aus dem beständigen Sinken und Wiedererheben der Seelenthätigkeit ein Fortschreiten derselben auf dem Wege ihrer inneren Entfaltung.

Von einem trefflichen Doctor erzählt man, daß er einst von der leichten Zerstreubarkeit auch der besten menschlichen Gedanken geredet und dabei bemerkt habe, daß wohl öfters auch der eifrigste Mensch kein „Vater unser“ zu beten vermöchte, ohne dabei in fremde Gedanken zu gerathen. Da sagte einer der Dabeistehenden: Ei, mein Herr Doctor, dieses getraue ich mich wohl, ohne dergleichen Anstoß zu verrichten. Wohlan, erwiederte der Doctor, so versuchet's, und wenn Ihr dann in Wahrheit versichern könnet, daß Euch bei solchem Gebete kein fremder Gedanke überlaufen, so soll ein schönes Roß der Lohn sein für Eure eifrige Andacht. Da versuchte es der Andere. Als er aber fertig war mit seinem Beten und auf sein Gewissen wegen der Sache befragt wurde, gestand er, daß ihm mitten in der Andacht der Gedanke beigefallen sei, ob ihm der Herr Doctor zu dem Rosse wohl auch den Sattel und Zaum schenken werde?

Dasselbe was hier als Sattel und Zaum in ganz einfältig niedriger Form einhertrat, schleicht sich freilich andre Male in viel ansehnlicherer Gestalt in das ernsteste Geschäft des Geistes ein. Wie sich denn jenem Alten in der einsamen Thebais gerade dann, wenn er all' sein Denken und Sinnen mit dem dringendsten Ernste zu Gott erheben wollte, allerhand Erscheinungen des Ferngesichts aufdrängten, welche ihm bald das vorbildeten, was einem fern wohnenden Bruder oder was den Reisenden in der Wüste geschähe, die eben im Begriff standen, die Wohnungen der Einsiedler zu besuchen. Der Fall von der höheren Stufe auf die niedere war hier, wie dieß damals schon die Altväter erkannten, ein gefährlicherer, als der von

dem täglich gewohnten Werk der Andacht zu einer Vorstellung aus dem alltäglichen Leben. Und dennoch war das innere Ferngesicht, welches als polarischer Gegensatz, als expansive Wirksamkeit des Erkenntnißvermögens zu der nach der innersten Mitte gekehrten Richtung des Selbstbewußtseins sich gesellte, nur dadurch ein gefahrbringendes, daß es den Einflüssen einer geisterhaften Region des Seins den Zugang zur Seele öffnete, einer Region, in welcher Kräfte von sehr verschiedner Richtung wirken.

Der Verlauf der inneren Verwandlung bleibt sich immer gleich, und wie wir vorhin erwähnten, er ist derselbe, welchen wir schon bei der Entstehung des organischen Leibes bemerkten, wobei das für sich selber zur Auflösung und Vernichtung eilende, selbstthätige Bewegen durch ein hier wohlthätig hemmendes Band zur leiblichen Gestaltung wird. Denn wenn die Seele in ihrem kühnsten Aufflug des Denkens und geistigen Erkennens dem unvermeidlichen Loos der Abspannung unterliegt, wird das innere Bewegen alsbald in ein Geschäft des psychischen Bildens hineingezogen, bei welchem sich auf dieselbe Weise Vorstellung an Vorstellung anreihet, als sich in dem damit verwandten leiblichen Vorgang Faser an Faser und Zelle an Zelle, überhaupt aber ein neues Gebilde nach dem andren an das gleichartige oder polarisch entgegengesetzte anfüget. Jenes Geschäft eines psychischen Bildens ist seit längerer Zeit von der wissenschaftlichen Seelenkunde mit unter dem begriffen worden, was dieselbe Vergesellschaftung (Association) der Ideen nennt. Bezeichnender für die bloß expansive, der zusammenfassenden, nach innen gekehrten Wirksamkeit des Selbstbewußtseins entgegengesetzte Richtung der Seelenthätigkeit ist das Wort Zerstreuung oder Zerstreutheit, denn in den meisten der hieher gehörigen Fälle ist es das Hinausstreben der niederen Erkenntnißkräfte nach dem Verkehr mit der Sinnenwelt, welches der Concentration des selbstbewußten Denkens sich entgegensetzt und in den geregelten Gang von diesem mit der Reihenfolge seiner Gedankenbilder sich hineindrängt. Dennoch ist das polarisch ergänzende Element der selbstthätigen Richtung, von welchem wir hier zunächst reden wollen, von andrer Natur; zum bessern Verständniß eines bedeutungsvollen Vorganges im inneren Kreise des Seelenlebens mag uns auch dießmal ein vergleichender Blick auf den Kreis des äußeren, leiblichen Lebens dienen.

Schon während des Momentes der Anstrengung des Auges zu der langfortgesetzten Betrachtung eines rothen oder gelben Gegenstandes wirkt in dem Gesichtsorgan eine entgegengesetzte Thätigkeit, welche zu dem äußerlich erscheinenden Rothen innerlich das polarisch diesem gegenüberstehende Grüne, zu dem Gelben das Blaue gesellt. Daß dieses so sei, zeigt uns die Geschichte jener krankhaft reizbaren Augen, welche nicht im Stande sind, das Rothe vom Grünen, das Blaue vom Gelben zu unterscheiden. Denn bei ihnen stellt sich durch die Reaction der Sehkraft des Auges unmittelbar zu dem äußerlich vorhandenen Grün das innerlich erzeugte Roth so stark und auffallend hin, daß sie nicht mehr das äußerlich Gegebne von dem in ihnen selber Entstandenen zu unterscheiden vermögen. Bei minder stark reagirenden Augen ist indeß die von ihnen ausgehende Gegenfarbe während der Beschauung eines Gegenstandes nicht so mächtig, als die von außen einwirkende Farbe; jene aber bemächtigt sich der Empfindung, sobald die Anstrengung des Beschauens zu groß wird oder aufhört; denn wir erblicken dann vor dem Auge, mit welchem wir längere Zeit hindurch ein grünes Bild betrachteten, ein eben so gestaltetes und eben so großes rothes, oder statt des eben vor uns gewesenen blauen ein eben so gestaltetes gelbes.

In diesem Falle fügt sich demnach vermöge eines Gesetzes der Verwandtschaft und wechselseitigen Anziehung des Sichtbaren und seines unsichtbar Ergänzenden, wie wir dieses schon im §. 4 gesehen, von innen her das polarisch zugehörige Werden an das äußerlich Gewordene an, Entgegengesetztes an Entgegengesetztes.

Dasselbe sehen wir im gesunden Verlauf der Wirksamkeit der Seele und ihres Wechselverhältnisses zum Leibe unter den verschiedensten Formen sich ereignen. Wie sich das durch Anstrengung der Muskeln entkräftete Thier nach der erquickenden Nahrung sehnt und diese begierig aufsucht, so verlangt und suchet die Seele nach vollbrachtem Werk ihrer Selbstthätigkeit das dieser einseitigen Richtung entgegengesetzte, sie ergänzende Element. Und wie in der Natur überall zu dem Hunger die Speise, zu dem Bedürfniß die Befriedigung sich gesellt (nach §. 4), so ist eben jene innere Rückwirkung, die sich (wie das grüne Scheinbild an die Beschauung des rothen Farbenbildes) an irgend eine Selbstthätigkeit der Seele anschließt, zugleich auch Nahrung und Stärkung gegen die Abspannung, welche die Selbstthätigkeit hervorrief. Wenn sich der Leib in der Hitze des Mittags abmühete, da ist das, was ihm das Gefühl der Erquickung darreicht, der Schatten, welcher durch eben dasselbe Sonnenlicht erzeugt wird, das die Erhitzung bewirkte. So ist jener Seelenzustand, der im gesunden Verlauf des inneren Lebens eben so nothwendig wie der Schatten einem wandelnden Körper den Aeußerungen der Selbstthätigkeit folget, zugleich auch ein Mittel der neuen Belebung und Stärkung. Mit Recht darf mithin dieser Zustand nach dem Grund seiner Entstehung und nach seiner Wirkung mit dem Schlafe des gesunden Leibes verglichen werden.

Es ist eine oft und vielfältig gemachte Beobachtung, daß die tiefsinnigsten Mathematiker und Rechner gewöhnlich auch eine ganz besondere Anlage und Neigung zur Tonkunst haben. Diese beiden, Tonkunst und höhere Mathematik, stehen in einem eben so nothwendig sich ergänzenden, polarischen Gegensatz mit einander als das inwendig erzeugte blaue Scheinbild mit dem äußerlich gesehenen gelben. Der große Mathematiker und Astronome Galilei war von seiner ersten Kindheit an neben der Mutter-

milch durch die Genüsse der Tonkunst ernährt worden, hatte in dieser Kunst die lieblichste Ergötzung seiner Jugend gefunden. Denn seinem Vater, Vincent, war noch mitten in der Armuth und Ohnmacht seines vormals mächtigen Hauses wenigstens eine Macht, ein Glücksgut geblieben, welches ihm das allgemeine Unglück der Vaterstadt nicht hatte nehmen können, die Macht der Töne. Hiermit aber hatte dieser Vater, ohne es zu wissen, in der Seele des Sohnes ein Sehnen geweckt, welches von den äußerlich hörbaren hinweg zu den innerlich vernehmbaren Harmonien der göttlichen Weltordnung seine Richtung nahm. Galilei's Geist, als er zur höhern Selbstthätigkeit erstarkt war, erhub sich zum Erkennen dieser Melodien, welche ein Alles ordnender, waltender Geist in die Bewegungen der Weltkörper, wie der Saiten gelegt hat, zum Erkennen dessen, was ihn schon frühe die Musik hatte ahnden lassen.

Wer Kepler auch nicht als Freund der Tonkunst kennet, der wird bei dem Lesen seiner Werke es fühlen, in welch' naher Verwandtschaft hier der Genuß des Erkennens mit der Lust der Tonkunst stehe. In jeder dafür empfänglichen, leise fühlenden Seele lässet die anhaltendere Betrachtung der hehren Gesetze, welche jener mächtige Geist aussprach, eine Nachwirkung zurück, welche dem inneren Vernehmen von tief ergreifenden Gesängen gleicht. In der That, Kepler kannte und beschrieb „die Harmonie des Weltalls."

Heilsam und nothwendig, wie dem Leibe der Schlaf, scheint der Seele zu ihrer Entwicklung das Hingeben in diese Zustände zu sein, welche dem gewöhnlichen Tagwerk ihres Lebens, wie der Schatten dem Leibe sich zugesellen. Darum befiehlt dem Sokrates ein immer, unter den verschiedensten Formen wiederkehrender Traum, er solle Musik machen, und der Stimme gehorchend benützt der Weise die noch im Gefängniß ihm geschenkte Ruhe zu dem Werk der Dichtkunst, zu einem Lobgesang des Gottes, welcher der Seele die Begeisterung für das Göttliche einhauchet und zur poetischen Umgestaltung der Aesopischen Fabel. „Denn es schien ihm, so sagt er dem Kebes, doch sicherer, nicht von hinnen zu scheiden, bis er auch so sich vorbereitet und Gedichte gemacht habe, um dem Traume zu gehorchen."

Eben so wie aber nicht bloß das rothe Farbenbild ein grünes Gegenbild, sondern umgekehrt auch das äußerlich gesehene grüne ein rothes im Auge hervorruft, so bemerkt man auch umgekehrt, daß solche Menschenseelen, welche auf eine kräftige, selbstthätige Weise das Werk üben, das Sokrates unter dem allgemeinen Namen der Musik begreift, ein Ausruhen in dem finden, was auf dieselbe allgemeine Weise zur Mathematik gerechnet werden könnte. Von Albrecht Dürer, wie von Leonardo da Vinci, liegen die Erzeugnisse solcher Stunden des Ausruhens und der Ergötzung in einem scheinbar der vorherrschend selbstthätigen Richtung ganz entgegengesetzten Gebiet noch vor uns; große Dichter und Künstler haben sich nie durch die leichten Tagesneuigkeiten einer sogenannten Weisheit der Welt befriedigt

gefunden, sondern ruhten gerne auf dem festen Grunde aus, welchen der nach dem Ewigen forschende Tiefsinn entdeckte. So pflegte Dante die innere Flamme der Begeisterung an dem Scharfsinn des Aristoteles zu nähren, und nächst einem höheren, alle bekräftenden Element scheint es der vertraute Umgang der Jugend mit der ernsten Weisheit der Alten gewesen zu sein, welcher den früheren Jahrhunderten ihre erhabene Dichtkunst und den kühneren Aufschwung der bildenden Künste gab. Denn in einer Zeit und bei einem Volke, welche nicht tiefe Denker erzeugen und welchen der ewig feststehende Grund des Erkennens fremd geworden, wird man den Geist eines Dante und Shakspeare so wie eines Rafael und Michel Angelo vergeblich suchen. Von Molière weiß man, daß er an der Philosophie des Cartesius nicht bloß große Ergötzung gefunden habe, sondern daß er sogar tiefer in dieselbe eingedrungen war.

Auch im minder bedeutenden Kreise wird das wechselseitige sich Hervorrufen jener beiden, polarisch verschiedenen Seelenthätigkeiten bemerkt, und der Schreiber dieser Untersuchungen weiß aus eigener Erfahrung, wie gern jene Richtung der Selbstthätigkeit, welche nach dem obenerwähnten Ausdruck des Sokrates die musikalische genannt werden könnte, an den Beschäftigungen mit Zahlen und lang anhaltenden Rechnungen ausruhe.

Es ist hiebei überall das positiv Selbstthätige des vorangehenden Seelenzustandes von dem negativen Wesen des andren Zustandes zu unterscheiden, welcher durch jenen hervorgerufen wird. Ein Geist, der nach der einen Richtung hin die Kraft selbstthätig und mit Anstrengung geübt, wird dieselbe nach der andren Richtung auf eine sich hingebende, mehr nur aufnehmende Weise ruhen und sich erquicken lassen. Der dem selbstständig thätigen folgende leidende Zustand ist mithin nicht seiner eigenthümlichen Art nach und an und für sich der niedrigere, sondern nur beziehungsweise und dem Grade nach. Denn jede der beiden Richtungen kann in einer Menschenseele die selbstthätige, jede die leidende oder aufnehmende werden.

Jenes wechselseitig sich ergänzende Verhältniß, in welchem die beiden hier als Beispiel gewählten polarischen Wirksamkeiten der Menschenseele zu einander stehen, hatte schon Pythagoras richtig erkannt, wenn er die Seinen, deren Tagwerk die Beschäftigung mit dem war, was das Alterthum mit dem allgemeinen Namen der Mathematik benannte, an der Lust der Töne und des Gesanges sich stärken und erquicken ließ. Denn es wurde von diesen im Bunde des Geistes seligen Menschen die aufgehende Sonne mit lieblichen Tönen und mit den Lobgesängen der Gottheit begrüßt; alsdann ging Jeder an das Geschäft des Tages, bis sie Alle der Gesang beim Mahle und am Ende des Tags das Loblied des Göttlichen wieder zu dem Quell rief, dessen Einfluß allein der Seele Kraft und dem Tagwerk Gedeihen gibt.

Nach einer Beobachtung der Aerzte wird vorzüglich jene Art von

Wahnsinn durch Musik geheilt, welche durch eine Ueberspannung der Geistesthätigkeit entstand, die mit der mathematischen verwandt ist; denn es erscheint überhaupt als eine Veranlassung zum Wahnsinn die lange Entbehrung nicht bloß des äußerlichen, leiblichen Schlafes, sondern noch vielmehr der Schlafzustände der Seele, das heißt jener Zustände, in welchen die einseitig selbstthätige Richtung der eigenen Wirksamkeit mit einer leidend, den neubelebenden Einfluß aufnehmenden abwechselt. Daher auch jene Stellung des Gemüths, welche immer nur herrschen, nicht aber sich dienend hingeben will — die Stellung des Hochmuths — am öftesten zum Wahnsinn führt.

Pflegt doch zuweilen jene mütterliche Liebe, welche Alles bedenkt und zur Krankheit das Heilmittel gesellet, auch aus der leiblichen, durch Ueberspannung der Seelenthätigkeit herbeigeführten Todesgefahr auf ähnliche Weise zu retten, indem sie der in dem eigenen Streben hinsterbenden Kraft das ergänzende Element zuführt, das diese in ihrer Arbeit sich versagt hatte. So ward ein treuer Kämpfer im Felde der Wahrheit, Heinrich Seuß (Suso) aus Schwaben, da er in Holland wegen der vermeintlichen Ketzereien, welche seine Schriften enthalten sollten, zur ernsten Verantwortung gezogen worden, in Folge der geistigen und leiblichen Anstrengungen, deren er sich hierbei unterzogen, von einem heftigen Fieber befallen. Ein Geschwür in der Brust hatte sich gebildet, das nach innen sich zu ergießen und das Leben plötzlich zu enden drohete. Da kommt dem Kranken, als ihn an fremdem Ort alle Menschenhülfe verlassen, auf ähnliche Weise als nach §. 32 dem sterbenden Davy, ein stärkendes Gesicht: es ertönen um ihn, wie von Engelsstimmen, liebliche Gesänge, und da er trauert, daß er zu schwach sei, um in diese Lieder einzustimmen, wird ihm die trostvolle Zusage gegeben: „Sei unverzagt! du wirst nicht sterben, sondern noch in deinen Tagen ein Loblied anstimmen dem Ewigen, welches vielen Seelen eine Kraft Gottes sein wird.“ Da entströmen dem fieberkranken Auge Thränen der Freude, das Geschwür öffnet sich nach außen, die Gefahr ist vorüber. Kräftiger, als jedes leibliche Heilmittel hatte hier die innerlich vernommene Harmonie der Töne gewirkt, wie sich in einem ähnlichen Falle, bei einem trefflichen Lehrer, das in der Lunge entstandene Geschwür gefahrlos nach außen ergoß, als ihn ein im Traume vernommener Gesang des Psalmes, „Harre des Herrn“, zum Mitsingen aufregte.

Die polarischen Gegensätze der einzelnen Seelenthätigkeiten lassen sich auch nach andern Seiten hin nachweisen. Der Anstrengung der Seele beim Studium der Sprachen scheint als ergänzendes Element die ruhig sich hingebende Betrachtung der Naturgegenstände zu dienen. Es wird bei ausgezeichneten Schulmännern und Philologen, wo sich ihnen Gelegenheit zu dieser gesunden Nahrung der Seele darbietet, öfters ein Wohlgefallen an Blumen und an der Pflege derselben gefunden; ein Wohlgefallen, das sich in kindlich hingebender Art äußert, ohne nach dieser Richtung hin zu wissenschaftlichen Grübeleien zu treiben. Der treffliche Sprachforscher Frisch pflegte sein Ausruhen und seine Erholung von der anstrengenden Arbeit in der Pflege und genauen Beobachtung der lebendigen Vögel zu finden, welche er in seinem Haus und Hof ernährte. Das Meisterwerk, welches eine Frucht dieser Erholungsstunden ist (die Abbildungen der Vögel Deutschlands), zeigt, ähnlich den Darstellungen des ruhenden Hercules, den Geist jenes trefflichen Mannes in einem Zustande, aus welchem er zum Weiterstreben neue Kräfte zu sammeln pflegte. So fand auch Schneider bei einem gleichen, mühsamen Tagwerk seine Erholung in der Betrachtung der Natur; Gruterus besorgte mit eigener Hand den Bau und die Pflege seines Gartens; und es ist bekannt, daß alle die Väter der neueren Naturforschung, Otto Brunfels und Hieronymus Tragus, Leonhard Fuchs und Konrad Geßner, zuerst mit allen Kräften das Studium der alten Sprachen getrieben hatten, ehe sie das spätere Tagwerk des Lebens ergriffen.

Umgekehrt hat man an den Naturforschern der bessern, gründlicheren Art die Neigung gefunden, ihre Erholung vom Geschäfte des Tages in dem Studium der Sprachen zu suchen, und einer der größten unter den Naturweisen der neueren Zeit, der Mineralog G. A. Werner, fand in dem Umgange mit dem Alterthum und in der Beschäftigung mit den Sprachen, sogar mit der ihm vorher fremden hebräischen, die lieblichste Ergötzung seines Alters.

In einem ähnlichen polarischen Gegensatz scheinen das Forschen der Geschichte und das Wohlgefallen an der Baukunst oder in anderen Fällen an der dramatischen Kunst zu stehen. Umgekehrt fühlte sich Racine von dem Werk der dramatischen Dichtkunst zu dem polarisch hiemit verwandten der Geschichte gezogen. Der mit Kranken und Sterbenden beschäftigte Arzt findet sich durch ein inneres Bedürfniß zu dem geselligen Umgang mit Fröhlichen und Gesunden getrieben; der von der Wirklichkeit und dem Geschäft der Gegenwart niedergedrückte Staatsmann überläßt gern den ermüdeten Geist der Erzählung der Geschichten der Vorzeit oder den Spielen einer fremden Phantasie, welche in dramatischem Gewand Scenen der Vergangenheit darstellt und eine andre Welt, als die eben gegenwärtige, sich erdichtet. Bei Richelieu verrieth sich dieser mächtige Zug zu dem polarisch ergänzenden Element seines Wesens durch die eigenen Versuche, welche er im Gebiete der dramatischen Dichtkunst machte; umgekehrt gab sich Racine, von einer ähnlichen unwiderstehlichen Neigung getrieben, alle Mühe den Hofmann zu spielen.

Doch läßt sich über die Art des polarischen Zustandes, in welchem die Seele von der Abspannung, welche die länger dauernde selbstthätige Wirksamkeit herbeiführte, gleichsam ihren Schlaf hält, nichts Festes bestimmen. Leibnitz und Locke zeigten eine besondere Zuneigung zu den mechanischen Künsten, so daß der erstere in seinen Mußestunden sich lange Zeit mit der

Verbesserung der Wägen beschäftigte, Locke aber dieses Spielzeug seines Geistes in Ausdrücken rühmte, worin er demselben fast den Vorzug vor dem eigentlichen Hauptberuf seiner Natur zu geben schien.

Dem äußeren Spiele des Scherzes ist öfters, wie wir schon oben sahen, im Inneren ein tiefer Hang zum Ernste beigesellt, und umgekehrt ruhet der Ernst am Scherze aus. Der Meister einer ernsten, geistlichen Beredtsamkeit: Esprit Flechier, pflegte mit vorzüglicher Neigung die Werke des du Belay so wie solche alte spanische und italienische Postillen zu lesen, welche in ihrer niedrig volksthümlichen oder fast pöbelhaften Weise dem gewöhnlichen Ton seiner eigenen Predigten vollkommen entgegengesetzt waren. Er pflegte dergleichen Bücher seine Hofnarren zu nennen und rühmte von ihnen, daß sie zur Bildung seines Geschmackes und zur Entfaltung seines Sinns für das wahrhaft Treffende und Rührende nicht wenig beigetragen hätten. Der Dechant Jonathan Swift, dessen gelehrtes Ohr (wie dieß jene Werke von ihm beweisen, welche in Versen sind) so fein und so empfindlich war, daß ihm, nach Lord Orery's Ausdruck, ein schlechter Reim gleich einem Verbrechen erschien, hatte dennoch eine so unwiderstehliche Zuneigung zu der Sprache und der Gesellschaft der niedrigsten Volksclasse, daß er sich auf seinen Reisen, welche er vielleicht eben deßhalb am liebsten zu Fuß machte, wenn er in ein Wirthshaus kam, immer zu den Fuhrleuten und Hausknechten setzte, mit denen er auch aß und trank.

Von ganz besondrer und seltsamer Art war das Erholungsmittel, an welchem der berühmte Peter Bayle sein Vergnügen fand. Dieser vielgeschäftige Gelehrte konnte nicht satt werden, den Künsten der Gaukler und Seiltänzer zuzuschauen. Man hat ihn in Rotterdam öfters, in seinen Mantel eingewickelt, solchen Kunststücken nachlaufen sehen, welche er dann mit der gespanntesten Theilnahme und dem Wohlbehagen eines Knäbleins bis zu Ende abwartete, obgleich er damals schon über fünfzig Jahre alt war.

Diese Neigung des Bayle würde sich, wenn ihr in der Zeit der Jugend die Gelegenheit dazu wäre geboten worden, zu einem Wohlgefallen an den wohlgeordneten und gesunden gymnastischen Uebungen des Leibes veredelt haben; jene ganze Seite der Entwicklung war aber an Bayle so versäumt, daß er weder von der Verrichtung der Theile des Leibes, noch von den gemeinsten Lehren der Physik und Mathematik einen deutlichen Begriff hatte. Newtons Entdeckungen, welche damals die Bewunderung von ganz Europa erregten, waren jedem Dorfschullehrer in Holland eben so bekannt, ja noch bekannter, als dem berühmten Bayle.

Eben jenes gesunde Element der Stärkung und des Ausruhens der inneren Selbstthätigkeit, zu welchem Bayle selbst noch in der niederen Form, in welcher es ihm geboten wurde, eine so mächtige Hinneigung fühlte, war in seiner veredelteren Gestalt, als Gymnastik, die tägliche Erquickung der geistig vielthätigsten Männer des Alterthums. Wir erwähnen dieses einfachen und leicht zu habenden Ergänzungsmittels der innerlichen Wirksamkeit der Seele hier zuletzt. Kein andres äußerliches Element des Ausruhens zeigt sich in solcher Allgemeinheit, bei allen Arten der geistigen Anstrengung so förderlich und wohlthuend. Darum sah man auch auf den leiblichen Uebungsplätzen der Alten die jugendlichen Kräfte aller Stände und aller geistigen Berufsarten als zu dem Werk einer gemeinsamen Bildung vereint. Welches Vermögen der Stärkung für die vom inneren Tagwerk ermüdete Seele in der Bewegung und mäßigen Uebung des Leibes, selbst nur beim Gehen liege, wird jeder von uns täglich erfahren.

Gewiß nicht von einer gesunden, sondern von einer krankhaften Art, von welcher wir später noch andere Beispiele betrachten wollen, war das ergänzende Element, welches sich der Seele des von der angestrengten Beschäftigung mit den Gestalten der Gegenwart ermüdeten Malers und Kupferstechers Blake aufdrängte. Dieser unermüdet thätige englische Künstler, welcher im Jahre 1812 starb, hatte sich mit einer außerordentlichen Anspannung der Kräfte durch die äußere Noth seiner Jugend und durch mannichfache Hindernisse hindurchkämpfen müssen und war auch in seinem männlichen Alter in eine höchst ermüdende Geschäftigkeit versenkt. Vielleicht lag mit hierin der Grund von jener krankhaften Weise, in welcher sich bei ihm die gewöhnlichen Schlaf- und Ausruhezustände der Seele einstellten. Statt daß an andren Malern, wenn sie den ganzen Tag die künstliche Hand an Werken geübt, deren Gegenstand nicht vom Geschlecht der Gegenwart ist, in den Ausruhestunden etwa die Neigung erwacht, zu scherzhaften Nachbildungen der mit ihnen lebenden Welt und zur Zusammengesellung mit dieser, erwachte dagegen in Blake, wenn er sich den Tag über mit Nachbilden der Wirklichkeit und des leiblich Gewordenen abgemüht, ein Sehnen nach dem Umgang mit der Welt des Idealen und mit den Heroen der Vergangenheit. Diese Gestalten, welche die Seele des begeisterten Künstlers nicht mit dem Auge von Fleisch, sondern mit dem inneren Auge sieht, glaubte er dann, wenn er sich am Abend vom Geräusch der Stadt und von dem Umgang mit den Lebenden zurückgezogen ans einsame Meeresgestade, wirklich, mit dem leiblichen Auge zu sehen. So wie es uns im Traume geschieht, stunden die erhabenen Schattengestalten eines Pindar, Virgil, Dante und Milton, wie Mitlebende vor ihm; sie sprachen mit ihm und er mit ihnen. Ihm war es, als habe er schon vormals längst mit diesen Männern der Vorzeit gelebt und verkehre auch nun mit ihnen, wie ein Mensch mit seines Gleichen. Milton theilte ihm einst bei einem solchen nächtlichen Besuche ein Gedicht mit, welches bei den Lebzeiten des Dichters nie bekannt geworden; Blake trug das Empfangene seinen Freunden vor: es war von solcher Art, wie die Gedichte, welche wir zuweilen im Traume zu lesen wähnen. Wenn dann dem merkwürdigen Manne, seinem Wunsche sogar gehorchend, Heldengestalten, wie die des Wallace vorschwebten, da

leuchtete aus seinen Augen die Freude eines nachbildenden Künstlers, welcher den Gegenstand, nach dessen Anblick ihn längst verlangte, nun endlich vor sich siehet. Mit demselben aufmerksamen Hinblicken und mit derselben Sicherheit, womit ein Maler einen leiblich vor ihm stehenden Menschen abbildet, entwarf er die Züge einer solchen Erscheinung auf das Papier. Es geschah ihm dann wohl zuweilen dasselbe, was uns im Traume begegnet: zwischen die Heldengestalt des Wallace und das Auge des Künstlers stellte sich etwa die Erscheinung Eduards I.; er zeichnete auch diese ab, sie verschwand, und er konnte nun von neuem am Bild des Wallace fortarbeiten. Die auf solche Weise von einer vermeintlich gegenwärtigen Wirklichkeit entnommenen Darstellungen drückten wirklich auf bewunderungswürdige Weise den Charakter aus, welchen die Geschichte jenen Männern der Vorzeit beileget.

In diesem eben erwähnten Falle war der polarische Gegensatz, der sich an das tägliche Werk der Selbstthätigkeit anschloß, ein gewaltsam hervorgerufener und erzwungener. In Blake scheint ein inniger Drang zu dem Lebensberuf des höheren, selbsterschaffenden Künstlers gewesen zu sein, das Ideale und geistig Mächtige in sichtbare Form zu kleiden. Dagegen mußte er großentheils seinen angestrengten Fleiß auf die Nachbildung von Dingen verwenden, welche der Welt des Idealen nicht bloß sehr ferne stehen, sondern derselben so ganz entgegengesetzt sind, wie Schatten dem Licht, wie der Leib der Seele. In all' seinem täglichen Treiben wurde mithin wegen der äußeren Verwandtschaft, in welcher dasselbe mit der inneren Richtung der Seelenthätigkeit stund, das eigenthümliche Sehnen seiner Natur nur heftiger aufgeregt, nicht befriedigt. Da rächte sich dann das Versäumniß des Tages durch die Ausgeburten der Nacht. Es erging ihm, wie es jedem Menschen ergeht, den ein mächtiger innerer Trieb zu irgend einer Beschäftigung erfüllt und welcher, auf Einmal dieser inneren Heimath des Geistes entrissen, in unthätiger Gefangenschaft gehalten wird. Der Held im Kerker dichtet und träumt dann wachend und schlafend nur von Schlachten; der Künstler sieht die Gebilde seiner Phantasie zuletzt gleich wirklichen, leiblichen Erscheinungen vor sich. So stellten sich dem Blake die Gegenstände seines inneren Sehnens in solch übermächtiger Lebendigkeit dar, daß die gewöhnlichen Werke des Traumes selbst in sein Wachen sich einschlichen.

Bei solchen Ereignissen aus dem Leben der Seele wird man an das erinnert, was oben (S. 32) von den Erscheinungen der fernwohnenden Verwandten und des Wohnhauses erwähnt worden, welche denen geschahen, die in plötzliche Lebensgefahr geriethen. Das gewaltsame Hinwegreißen von der geliebten Gewöhnung, der Anschein einer nahen Trennung davon für immer hatte dann den Zug des Sehnens dahin so mächtig gemacht, daß die Vorstellungen des inneren Sinnes die Kraft einer wirklichen Erscheinung empfingen.

Wir pflegen, wenn uns äußere Störungen und fremdartige Geschäfte von dem geliebten Werk des inneren Berufes hinwegziehen, alsbald, wenn jene vorüber sind, mit gewaltsam gesteigerter Kraft zu der ersehnten Thätigkeit zurückzukehren; Menschen, denen während ihrer Jugend die äußere Noth und viele Hindernisse den Weg der eingebornen Geistesrichtung verschlossen, sehen wir öfters später, wenn endlich der lang verhaltene Strom den erwünschten Ausgang gefunden, fast Unglaubliches leisten. Auch Wilhelm Budäus bringt das zum Theil selbst verschuldete Versäumniß seiner frühern Jugend durch einen von nun an weder Ruhe noch Rast findenden gelehrten Fleiß ein. Zuweilen kann die Heftigkeit, mit welcher ein so lang gehemmtes inneres Bewegen endlich sich ergießet, dem Leben Gefahr bringen, wie sich dieß in der Geschichte jenes alten, auf langwierigem Krankenlager angefesselten Musikfreundes zeigte, welche wir oben (bei §. 32) nach J. M. Wagner erzählten.

Die Selbstthätigkeit der Seele und das als Schlafzustand zu ihr sich gesellende, ergänzende Element werden beide die eigenthümliche Farbe der inneren Gemüthsstimmung tragen. Ist die selbstthätige Richtung von einem edlen Willen belebt und von Liebe zu dem Göttlichen durchdrungen, so wird auch die ihr polarisch entgegengesetzte von edlerer Gestalt sein; ist dagegen jene ihrem Wesen nach minder geläutert, so wird auch diese in roherer Form sich zeigen. Es ergeht der Seele, besonders dann, wenn sie sich ihrem Ausruhen überläßt, auf ähnliche Weise, als es nach Florimond de Remonds Erzählung den Hofleuten König Franz des Ersten erging, da dieselben mit dem Gesang der Psalmenübersetzungen des Clemens Marot sich vergnügten. Denn als der König sein Wohlgefallen an diesen Marot'schen Psalmen bezeugt hatte, ergriff der Geschmack daran alsbald auch seine Umgebung. Fast ein jedes der Hofleute wählte sich einen Lieblingspsalm und versuchte denselben zu singen. Da aber Marot zu seinen Texten keine Melodien gegeben, fügt jeder der vornehmen Sänger zu seinen Lieblingspsalmen eine ihm schon vorher bekannte Lieblingsmelodie, und es singt der Prinz (Heinrich II.) den von ihm erwählten Psalm: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser," nach der Weise eines beliebten Jagdstückes, die Frau de Valentinois den Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich," nach der Melodie eines italienischen Reigens; der König Anton von Navarra, der sich den Psalm: „Richte mich Gott und führe meine Sache," erlesen hatte, singt denselben nach einem Tanze der Bauern in Poitou ab, und so konnte man damals bei Hofe nach dem Geschmack eines Jeden die mannichfachsten Tonweisen der Gassen und Tanzplätze hören, zusammengefügt mit Marotschen Psalmen.

So wird auch nur dann, wenn die Seele in der selbstthätigen Richtung ihres Erkennens und Wollens die Harmonien einer höhern, göttlichen Ordnung empfunden, die Stimme ihrer Muße diesen Harmonien gleich-

lauten, andere Male jedoch nur jener niedrigeren Weise, in deren Tacte sie sich bei dem täglichen Werke des Lebens zu bewegen pflegte.

Während sich jenes polarische Element der Erholung, das sich, wie wir vorhin gesehen, öfters zu dem ernsteren Studium der Sprache gesellt, die Lust an Naturgegenständen, bei Männern wie Frisch in einer annehmlicheren, edleren Form zeigt, sehen wir diese Lieblingsneigung bei solchen Naturen, dergleichen Justus Lipsius gewesen, zu einem Zerrbild ausarten. Derselbe hatte die Hunde zu Gegenständen seiner Zärtlichkeit gewählt, von denen er drei, genannt Mopsus, Mopsulus und Sapphyrus, durch lateinische Sinngedichte verherrlichte. Unter ihnen war es vornehmlich Sapphyrus, welcher seinen gelehrten Herrn sogar in die Vorlesungen begleitete, und als diesen Liebling das traurige Loos traf, in einem Faß mit siedendem Wasser umzukommen, bejammerte und beschrieb Justus Lipsius den Unfall in einem Briefe, welcher eben so kindisch als pedantisch erscheint. Aber dieser berühmte Schüler des großen Joseph Scaliger war zwar ein solcher eifriger Verehrer der Alten und hatte sich namentlich die Werke seines Lieblingsschriftstellers, des Tacitus, durch öfteres Lesen so fest ins Gedächtniß geprägt, „daß er sich wollte den bloßen Degen auf die Brust setzen und sich niederstoßen lassen, wenn er beim Hersagen des Tacitus ein einziges Wort verfehlte," zugleich aber war in seinem häuslichen Leben so wenig von der Würde des Tacitus zu spüren, daß der gelehrte Mann fast ohne Aufhören seine Frau mit Scheltworten und sogar mit Schlägen mißhandelte, diese aber dann auf gleiche Weise mit dem Gesinde verfuhr. Die seltsame Zuneigung des Lipsius hatte sich auch noch an eine Feder geheftet, von welcher er behauptete, daß sie dieselbe sei, mit der er von seinem neunzehnten Jahre an alle seine Bücher geschrieben. Diese dankbare Zuneigung, ähnlich jener der alten Ritter gegen ihr in manchem Turnier und mancher Schlacht gebrauchtes Streitroß, scheint jedoch bei den schreibenden Männern jener früheren Jahrhunderte nicht ungewöhnlich gewesen zu sein, denn auch der gelehrte Schnellschreiber Leo Allatius brach in Thränen aus, als er die Feder, mit welcher er vierzig Jahre lang Alles geschrieben, endlich verloren hatte. Auf ähnliche Weise, wie dem Lipsius unter den Gelehrten, erging es dem Buffalmaco unter den Künstlern. Das nothwendige Bedürfniß, an dem Anblick und Wechselverkehr der Gegenwart auszuruhen, befriedigte dieser Künstler dadurch, daß er den nachahmenden Grimassen eines Affen zusah, welcher neben dem in der Kirche zu Arezzo malenden Künstler im Käfig verwahrt wurde.

So lange die Wissenschaft nicht zur Kenntniß des eigenen Wesens und der göttlichen Bestimmung desselben sich erhoben, wird sie auch statt der guten Früchte des gemeinen Nutzens nur eitle Auswüchse zur Welt bringen, wie sich dieselben an dem Marcus Meibom zeigten. Es wollte dieser Mann, nachdem er vielfältige gelehrte Untersuchungen über die Musik der

Alten angestellt, auch von den Ohren der Zuhörer jenen Beifall erwerben, den er wähnte bei dem Lesen seiner Werke verdient zu haben. Ein Concert, wobei sich die nach Meiboms Angabe gefertigten antiken Instrumente zugleich mit des gelehrten Mannes rauher und übeltönender Stimme vernehmen ließen, that am Hofe der Königin Christine so seltsame Wirkung, daß vor dem lauten Gelächter der Zuhörer die Musik verstummen mußte; Meibom selber verwandelte jedoch durch seinen unanständigen Zorn das Gefühl des Komischen in das des Ekels. Derselbe Mann, nachdem er seine Neigung zum praktischen Ausüben des Gelernten mit einem gleich ungünstigen Erfolg als Verbesserer des Schiffbaues und beim Zollwesen versucht, wollte zuletzt seine Gabe, der Welt zu nützen, an dem würdigsten Gegenstand üben; denn er versprach, „die hebräische Bibel, deren Text von Grund aus verfälscht sei, nach Maßgebung des alten, ächten hebräischen Sylbenmaßes vollkommen wieder herzustellen, wenn man ihm die Mühe der Arbeit mit 150,000 Thalern belohnen wolle."

In vielen Fällen scheinet sich die Seele das ergänzende Element, welches ihrem selbstthätigen Handeln mangelt, in dem Gebiet des Wissens und Erkennens erzeugen zu wollen. So war Niemand ein schlechterer Haushalter als Richard Steele, und dennoch hat kein Anderer so treffliche, gründliche Regeln der Haushaltung gegeben denn er. Peter Corneille hatte selber eine so schlechte Anlage zum Vorlesen und zur Declamation, daß es in der That als ein Werk der Selbstverläugnung erschien, wenn Jemand auch die schönsten Stücke des Dichters von ihm selber gelesen anhörte. Dennoch konnte Niemand so feine Regeln der richtigen Declamation und des würdigen, mündlichen Vortrages für seine Poesien aufstellen, denn eben dieser Dichter. So pflegte auch Tycho de Brahe spottend sich über Die zu erheben, welche den Sonnenfinsternissen und andern solchen Erscheinungen am Himmel eine unglückliche Vorbedeutung zuschrieben. Hiemit schien er sich jedoch zugleich über die Schwäche seines eigenen Gemüthes erheben zu wollen; denn dieser berühmte Sternkundige war so abergläubig, daß er, wenn ihm am Morgen beim Ausgehen ein altes Weib oder eine Leichenprocession begegnete, sogleich wieder umkehrte, aus Furcht, jenes Begegnen möge ihm irgend ein Unglück auf seinem Wege vorausbedeutet haben.

Von dem berühmten Pater Hardouin, diesem Wunder der Gelehrsamkeit, welcher nach des Huetius Urtheil sich schon an seinem Plinius, den er in fünf Jahren vollendete, ein Ehrendenkmal gestiftet hat, durch welches fünf Gelehrte, selbst bei fünfzigjähriger Dauer ihrer Arbeit, berühmt geworden wären, sagt uns Franciscus Atterbury, daß derselbe so leichtgläubig wie ein Knabe gewesen sei. Dieser natürlichen Mangelhaftigkeit des täglichen Lebens setzte jedoch der gelehrte Pater als Ergänzung in seinen wissenschaftlichen Arbeiten eine Zweifelsucht entgegen, welche den damals lebenden Gelehrten etwas Neues und Unerhörtes war. Denn er

behauptete nicht nur, daß die Werke des Josephus untergeschoben und von einigen Mönchen des dreizehnten Jahrhunderts gefertigt seien; sondern, da er in mehreren Oden des Horaz Anspielungen auf Christum, auf die Kirche, ja auf die Jakobiner seiner Zeit zu bemerken glaubte, hielt er auch diese für das Machwerk eines späteren, christlichen Jahrhunderts, und die Beweise des Mannes hatten für viele damalige Köpfe etwas so Blendendes, daß ein gelehrter Engländer die Aechtheit jener Horazischen Oden nur dadurch noch in etwas zu retten strebte, daß er behauptete, Horaz habe im Geist der Weissagung die Jakobiner sammt den Begebenheiten der Kirche vorausgeschauet.

Umgekehrt rächte sich in dem täglichen Leben und geselligen Umgang des Jean Lafontaine jene innere Gewaltthätigkeit, mit welcher er sich bei seinen schriftstellerischen Arbeiten zu einer ungemäßigten Lebhaftigkeit aufregte, durch eine Dumpfheit und träumerische Albernheit, welche ihn einem Blödsinnigen ähnlich machten. Denn wenn auch der große Peter Corneille im Umgang etwas schwerfällig und im Gespräch, selbst wenn es redewürdige Dinge betraf, zu stumm erschien, konnte man doch bei diesem bemerken, daß er leicht anders zu sein vermocht hätte. Dagegen war jener berühmte Fabeldichter, ohne es ändern zu können, wie einer seiner Zeitgenossen es ausspricht: im Umgang mit Thieren mehr als ein Mensch, im Umgang aber mit andern Menschen weniger als ein Mensch. Uebrigens hörte man auch von Lafontaine im geselligen Umgang nie und bei keiner Gelegenheit eine Aeußerung von jener sittlich verletzenden Art, dergleichen wir in seinen Schriften so viele finden. Es schien, als ob der eifrige Verehrer und Nachahmer des Marot und Rabelais als Mensch und im Gespräch des Mundes, des Schriftstellers, der in ihm war, und seiner Werke sich schämte, wie Tycho de Brahe, der Schriftsteller, des abergläubigen Tycho's als Alltagsmenschen sich zu schämen schien. Wie denn auch Salmasius, nur wenn er die Feder in die Hand nahm, von der Streit- und Zankwuth befallen ward, im Umgang aber sehr sanft und nachgiebig erschien. „Oefters," so urtheilte Karl Rollin als Greis über Fälle, welche verwandt waren mit dem von Lafontaine erwähnten, „ist eine Mauer zwischen dem Verstand und Herzen, der Verstand gehet irre, das Herz bleibt auf seinem rechten Weg." Und diese Art des Widerspruchs erscheint noch immer sehr erträglich gegen jene, welche an dem Verfasser des empfindsamen Hirtengedichts Guarini und an dem für Feinheiten der Sprache so empfänglichen Malherbe bemerkt wurde. Jener war gegen die Seinen ein empfindungsloser Tyrann, und auch dieser verletzte im Umgange mit seinen Verwandten, ja mit allen Menschen jedes Gefühl von Zartheit.

Wir kehren indeß von diesen ans krankhafte Extrem gränzenden Beispielen wieder zu der gewöhnlichen gesunden Mitte zurück. Jeder Aeußerung der Selbstthätigkeit folgt bei der menschlichen Seele, so nothwendig

der Schatten dem Licht, ein polarisch entgegengesetzter Zustand des passiven Hingebens in den Zug irgend einer sogenannten Lieblingsneigung. Dieser Wechsel zwischen Geben und Nehmen, zwischen Spannen und wieder Nachlassen ist der Seele zu ihrem gesunden Fortbestehen so nothwendig, als dem Leibe der Wechsel zwischen Schlaf und Wachen. Die Seele in ihrem gesunden Zustande, wenn sie in centrifugaler Richtung das Werk der Selbstthätigkeit geübt, muß einen passiven Punkt und Moment ihres Seins und Wesens dem neubelebenden Einfluß darbieten, ohne dessen Mithülfe gar bald die Eigenwirkung in Wahnsinn oder krankhafte Erstarrung übergehen würde. Denn man darf eine ununterbrochen und unwandelbar anhaltende Richtung der eigenen Thätigkeit mit noch viel größerem Rechte fehlerhaft nennen, als eine geistreiche Zeitgenossin des großen Peter Corneille an dem Pompejus desselben es tadelte, daß zu viele Helden in dem Stücke vorkämen. Eine nähere Beobachtung solcher beständig nur die eigene Kraft zur Schau tragenden Naturen erinnert öfters an die Aeußerung der Marquise von Sévigné, welche zu sagen pflegte, daß sie vor nichts sich mehr scheue, als vor solchen Leuten, welche den ganzen Tag witzig sind. Gerade der öftere und mannichfache Wechsel der fruchtbar aufnehmenden mit den positiv wirksamen Zuständen der Seele wird zur Bekräftigung und Erhöhung der Selbstthätigkeit am wirksamsten gefunden. Daher bemerken wir an den geistig fruchtbarsten, thätigsten Menschen, wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, oder wie Aristoteles, wenn wir sie zu verschiedenen Zeiten und auf den verschiedenartigen Wegen ihrer Neigungen beobachten, so verschiedene Sprachen und Stimmen der inneren Zustände, wie an Rabelais' Munde. Denn von diesem witzigen Manne erzählt man, daß er einst, um beim Kanzler Duprat zur Audienz zu gelangen, den Bedienten im Vorzimmer lateinisch anredete, und als dieser, welcher der Sprache unkundig war, einen Andern herbeirief, der Latein verstund, sprach Rabelais diesem auf griechisch zu. Hierauf da man einen dritten in dieser Sprache geübten ihm vorführte, hatte Rabelais' Mundart sich ins Hebräische umgewandelt. So trat auch den Besuchenden an dem großen Albrecht von Haller jetzt der Sprachgelehrte und Freund der alten classischen Literatur, dann der treffliche Pflanzenkenner, andre Male der kraft- und gedankenreiche Dichter, dann der tiefblickende Physiologe oder der geübte Zergliederer, liebreicher jedoch und bleibender als diese Alle der Selbstkenner und kindlichgläubige Christ entgegen.

Wichtiger und folgenreicher als bei den Seelenthätigkeiten von wissenschaftlicher und künstlerischer Art ist das innere, polarisch ergänzende Element der sittlichen Selbstthätigkeit und vorherrschenden Form der Seele. Nicht selten läßt es sich, wenn man die verschiedenen, wechselnden Zustände des menschlichen Gemüthes aufmerksam betrachtet, so ansehen, als ob da zwei ganz verschiedne Persönlichkeiten unter dem gemeinsamen Dache einer

und derselben Individualität beisammen hauf'ten, wovon jetzt einmal die eine, dann die andere, zuweilen beide, wie im Zweigespräch begriffen, sich vernehmen ließen. In Philipp II., König von Spanien, glühete beständig eine innere Flamme, welche jedoch durch eine ihm zur gewöhnlichen, äußeren Natur gewordene, ganz entgegengesetzte Haltung des Gemüthes so überwältigt und gebunden war, daß sie ihre verzehrende Kraft nur nach innen üben, nicht zum sichtlichen Ausbruch kommen konnte. Von diesem in der That seiner selber mächtigen Fürsten ist es bekannt, mit welchem Gleichmuth er den Bericht von dem Untergang der unüberwindlichen Flotte aus dem Munde des zitternden Admirals aufgenommen, obgleich mit dieser Flotte nicht bloß die sechzig Millionen Thaler, welche die Ausrüstung gekostet, sondern zugleich alle mühsam groß gezogenen Plane, alle gehegten Hoffnungen des Königes zu nichte gingen. Aber selbst bei ganz unvermuthet ihm zugestoßenen Widerwärtigkeiten blieb Philipp äußerlich kalt und ruhig. So einstmals, als er die ganze Nacht mit seinem Geheimschreiber aufgesessen und gearbeitet hatte, damit einige, dringend nöthige Depeschen nach Frankreich abgefertigt werden könnten, ergriff gegen Ende der Arbeit der eilige Schreiber statt der Streusandbüchse das Tintenfaß und verdarb hiemit den wichtigsten Bogen. Der König, statt in Zorn auszubrechen, hielt dem vor Furcht und Schrecken zitternden Manne zuerst das Tinten-, dann das Streusandgefäß vor die Augen und sagte dabei mit kaltem Ernst: „Dieß ist das Tintenfaß und dieses das Sandfaß."

Wie ganz anders würde sich bei solcher Gelegenheit eine der Naturen von entgegengesetzter Art benommen haben, bei denen die Flamme der Lebhaftigkeit außen, an der Oberfläche erscheint, während sich das ergänzende, mildernde Element mehr ins Innere verbirgt. Es war dieses unter andern die Gemüthsart des zu seiner Zeit hochberühmten Tonkünstlers J. B. Lully, in dessen Thun und Wesen ein leicht sich entflammendes Feuer mit dem löschenden Element in beständigem Kampf und Wechsel erschien. Wenn Lully's Ohr bei der Aufführung seiner Compositionen auch nur durch einen einzigen falschen Griff irgend eines Violinspielers beleidigt wurde, konnte er darüber so außer sich gerathen, daß er im Zorn dem Violinisten sein Instrument entriß und ihm dasselbe öfters auf dem Rücken zerschlug. Diesem aufbrausenden Zorn pflegte aber die Reue auf dem Fuße zu folgen. Der Capellmeister nahm gewöhnlich den gemißhandelten Musikus nach Vollendung des Stückes mit sich zu Tische und ersetzte ihm den Verlust des Instruments auf so reichlich freigebige Weise, daß man in Versuchung gerathen konnte, Lully zu Gewaltthätigkeiten zu reizen, um von ihm beschenkt zu werden.

Freilich war der Grund, welcher den großen Boerhave antrieb, seinen heftigsten Gegnern und Feinden die höchsten Wohlthaten zu erzeigen, ein andrer, und der in Boerhave wohnende, innere Mensch, der solches that, war ein höherer, als der in dem übrigens gutmüthigen Lully wohnende.

Was die Fälle dieser höheren Art betrifft, so hat man ungemein oft die Erfahrung gemacht, daß gerade solche Menschenseelen, deren selbstthätige Richtung sich mit der größten Heftigkeit zu irgend einer leidenschaftlichen Verwilderung und Entartung hinneigte, ein eben so kräftiges Element des Widerstandes gegen jene Gewaltthätigkeit ihrer Natur in sich verborgen trugen. Wenn dann auf jene angemessene und gesunde Weise, welche wir im §. 53 beschreiben wollen, jenes verborgene Element geweckt und bekräftiget wird, sehen wir gerade den vorhin am meisten zum Hochmuth Geneigten zum Demüthigsten, den Geizigen zum Freigebigsten, den Wollüstigen zu einem in Gedanken, Wort und That die Reinheit Liebenden werden. Es liegt in uns allen jene doppelte Persönlichkeit verborgen, deren einer Pol dem andern zur Ergänzung dient, nur ist bei den Meisten der innerlich verborgene Pol, ehe der Moment seines Aufwachens ihm kam, noch unentwickelt und ungestaltet.

Wenn sich uns etwa der ergänzende, polarisch entgegengesetzte Zustand der alltäglichen Selbstthätigkeit der Seele an uns selber oder an Andern im Wachen verbergen wollte, so wird er dennoch zuweilen einer aufmerksamen Beobachtung selbst im Traume bemerkbar werden. Der während des Wachens sanft und ruhig Erscheinende ist in seinen Träumen öfters in einen Zornmüthigen und Heftigen umgewandelt. Noch öfter hat man die Bemerkung gemacht, daß im Wahnsinne wie im Delirio des Fiebers insgemein eine Gemüthsart am Kranken vorherrschend werde, welche mit dem gewöhnlichen Charakter eben dieses Menschen im gesunden Zustande in geradem Widerspruch steht. Der vorhin Ruhige, Sanfte zeigt sich dann in ganz besondrem Grade zum Jähzorn und zur Unruhe geneigt, der Muthlose und Scheue zur höchsten Tollkühnheit; während dagegen der immer Thätige, Lebhafte, in solchen krankhaften Zuständen ungewöhnlich verdrossen und still, der Heitere niedergeschlagen, der mannhaft kühne Mensch muthlos wird. In einem Falle, welchen Gmelin erzählt, sehen wir ein stilles, sanftes Mädchen, welches im gesunden Zustand ein Muster von Bescheidenheit und Sittsamkeit gewesen, jedesmal während ihrer Krankheitsanfälle einem ausgelassenen, wilden Jünglinge ähnlicher sich betragen, als einem wohlerzogenen Mädchen. Statt des sonst ruhigen Gespräches ein lautes Schreien, untermischt mit den Jubeltönen toller Betrunkenheit, ein unwiderstehlicher Hang zum Spotten und Schimpfen, der selbst der ehrenwerthesten Personen nicht verschonte. Nach vorübergegangenem Anfall, an welchen die Kranke, wenn sie jetzt, wie sie meinte, vom Schlaf erwachte, keine Erinnerung hatte, trat ein entgegengesetzter Zustand ein; ein Gefühl von Mattigkeit und Entkräftung, welche an Ohnmacht gränzten. Solche Fälle von Umkehrung und Verwandlung der gewöhnlichen inneren Richtung in die entgegengesetzte finden wir namentlich auch in der Geschichte des Erkenntnißvermögens, selbst da wo diese ihren ordentlichen, ruhigen Gang gehet, noch

mehr aber da, wo dieser Gang durch innere Unruhen gestört und verändert wird. Menschen, welche ganz besonders viel mit dem Gedächtniß gearbeitet und dieses in fast beständiger Anspannung erhalten haben, werden durch Fieberanfälle, durch das Alter, ja durch Berauschung, am häufigsten gedächtnißschwach und vergessen Alles, während bei Andern, welche das Gedächtniß fast ungebraucht gelassen, dieselben Fieberanfälle den versäumten inneren Sinn auf ganz besonders merkliche Weise aufregen und schärfen, so daß jener Landmann in seiner Krankheit das Griechische, welches er in früher Kindheit mit dem Sohne des Pfarrers gelernt und wieder verlernt hatte, fertig hersprach.

Es wohnt in unsrem Inneren der ganze Mensch mit allen seinen geistigen Anlagen und Richtungen; es wird aber von der Geburt an und durch das ganze nachfolgende Leben allmählich die eine Richtung zur herrschenden, die andre zur dienenden, die eine zur verhüllten, Nahrung nehmenden Wurzel, die andre zum Gebilde der Blätter und Blüthen, die sich nach ihrem Lichte wenden. Zu seiner Zeit muß dann auch das im Dunkel Liegende heraus ans Licht treten, und auch der jetzt winterlich abgewendete Pol hat einmal seinen Sommer. Alsdann, wenn das Verhüllte zum Offenkundigen wird, zeigt es sich bald, wem das Dienende und Untergeordnete eigentlich gedient habe und wessen Eigenthum es gewesen. Denn es wird dann öfters an dem erst nun ganz sichtbar gewordenen Gewächs eine bittre Wurzel gefunden, und statt des Schmetterlings, dessen Entfaltung die vorhergegangene Raupengestalt erwarten ließ, geht aus der Puppe ein feindseliges Geflügel hervor, dessen Erzeuger schon die Raupe angestochen und in ihren Leib die zerstörende Brut gelegt hatten. Gerade das hienieden Untergeordnete und Dienende ist in der Regel im Geistigen wie im Leiblichen die Stätte, da der neue, künftige Mensch empfangen und im Verborgenen gebildet wird; denn es ist dieß eine Bemerkung, welche man häufig an sich und Andern machen kann, daß unser innerer Mensch so wie der äußere am meisten durch jene Zustände gedeihe und erstarke, welche wir als schlafähnliche bezeichneten. Auf die Ausbrüche des natürlichen Zornes folgt die mildernde, besänftigende der Reue. Einem Gemüthe, in welchem jene natürliche Heftigkeit wohnt, wird der aus dem Inneren strömende, besänftigende Geist, wenn ihn dasselbe reichlich walten läßt, nicht bloß Heilmittel werden, sondern zum kräftigen Gedeihen des künftigen Lebenskeimes dienen. Umgekehrt hat in Naturen, welche sich zu einer falschen Ruhe und Gleichgültigkeit gegen das Wesen der äußeren Umgebung neigten, das Aufwallen eines sonst im Inneren schlafenden Elementes des Widerstandes sehr wohlthätig auf das geistige Wachsthum gewirkt. Wie denn der selige Prälat Oetinger von sich selber erzählt, daß er in seiner Kindheit von so ruhigem Naturell gewesen, daß man ihn nur das einfältige Friederlein geheißen. Der edle Zorn aber, welchen das unbillige und ungerechte Handeln eines

Lehrers fortwährend in dieser allzuruhigen Natur aufregte, weckte zugleich die inneren Anlagen auf; gab ihm sogar Lust und Muth zum Versemachen, wozu er vorhin gar keine Fähigkeit gehabt.

Anscheinend etwas Andres meinend und dennoch dasselbe andeutend, war jene Regel, welche ein trefflicher Mann den Menschen gab, welchen es wahrhaft anliegt geistig gesund zu sein, daß sie nämlich in solchen Fällen, in denen sie nicht wissen, welches von Zweien ihnen das geistig Heilsamste sei, dasjenige erwählen sollen, was ihrer natürlichen, äußeren Richtung am meisten zu widerstreben scheint.

Warum aber gerade jener verborgene, seiner Natur nach mehr passive Theil unsres Wesens bei dem Bildungsgeschäft des inneren Menschen als der fruchtbarere erscheine, das gehet aus der gleich am Eingange dieses Paragraphen gegebenen Erklärung der Schlafzustände der Seele von selber hervor. Die selbstthätige Richtung unserer Natur ist das Eigenthum des Einzelwesens und als solches eine einseitig mangelhafte. Ihr gegenüber, als neubelebendes, ergänzendes Element, wirket der Einfluß von geistiger Art auf die empfängliche, passiv aufnehmende Seite unserer Seele ein. Die passiven Zustände sind es mithin allerdings, während denen unsre Seele am meisten mit der geistigen Speise des Lebens gestärkt wird.

Allein wie die Stärke und Wirksamkeit des Südpols eines Magneten in genauem Verhältniß steht mit der Stärke des Nordpols, so hängt das Maß und die Beschaffenheit der aufnehmenden Empfänglichkeit für den geistig belebenden Einfluß sehr genau mit der Beschaffenheit der Selbstthätigkeit zusammen. Die Richtung der Selbstthätigkeit kann eine sehr verschiedene, auch der aufregende, geistige Einfluß kann nach §. 52 ein sehr verschiedener sein. Immerhin jedoch pflegt sich jene allbedenkende Liebe, welche das Heil und die Gesundheit des Menschengeistes will, diesem an jener Stätte seines Wesens am leichtesten und fruchtbarsten zu nahen, wo er nicht in das eigene Wirken versenkt, sondern zur Hingebung in ein anderes Wirken geneigt ist. Wie denn selbst der Felsensinn eines Peters des Großen in solchen Momenten der Nachgiebigkeit und der Beherzigung fremder Gegenvorstellungen am empfänglichsten war, wenn sein kräftiger Geist von dem schweren Geschäft des Regenten an den Werken irgend einer ihm beliebigen Beschäftigung der arbeitenden Volksclasse — selber mit Hand anlegend — ausruhete. Der scheinbar niedrigere, negative Pol des Menschenwesens und die Wichtigkeit seiner Pflege sollte deßhalb auch im Geschäft der Erziehung aufmerksam beachtet werden. Derselbe wird in der Kindheit am öftesten in einem augenfälligen Wechsel und gleichsam in beständigem Zwiegespräche mit der andern, nach außen wirkenden Bewegung gefunden; er ist daher auch in diesem Alter am leichtesten zu erkennen und zu behandeln. Doch darf auch hier, wie im ganzen späteren Verlauf der inneren Entwicklung nicht vergessen werden, daß des Lebens Mangel nur durch ein

solches Element in gesunder und genügender Weise ausgefüllt und erstattet werden kann, in welchem für die Seele, gleichwie für den Leib in der athembaren Luft, ein allgemeines, höheres Lebensprincip enthalten ist (m. v. oben S. 125, 127, 141.)

Erläuternde Bemerkungen. Nur mit einigen Worten knüpfen wir hier noch den Inhalt des bevorstehenden Paragraphen an das an, was wir oben im §. 37 über den zweifachen von innen nach außen wie von außen noch innen gehenden Verlauf der Reihen unsrer Vorstellungen und im §. 39 über einen Vorgang der Contraction und Expansion des Erkennens sagten. Die Contraction des selbstbewußten Denkens ist eine Handlung des eigenen Wollens, hängt von der Selbstherrschaft der Seele ab; der äußere Kreis des Erkennbaren ist etwas ihr Gegebenes, Verliehenes. Es ist die Schöpfermacht eines allgemeinen Werdens und Lebens, welche diesen äußeren Kreis gestaltet und durchdringt; in diesen Mutterschooß des Alllebens kehrt die Seele (wie der Leib im Schlafe) zurück, wenn sie von den oben erwähnten Wechselzuständen ergriffen wird, welche ohne ihr Zuthun, ja öfters gegen ihren Willen in die selbstthätig concentrirende Richtung ihrer Wirksamkeit sich einmischen. Sie ist hier dem Walten des allgemeinen, schöpferisch-gestaltenden Einflusses dahingegeben, welche mit befruchtender Kraft den Keim des inneren Lebens, die Anfänge eines jenseitigen Seins durchwirkt, und in der Richtung, welche der Mensch im diesseitigen Leben zur Rechten oder zur Linken hin demselben gab und geben ließ, ihm zur Entwicklung hilft.

Wir erwähnen jetzt nur im Vorübergehen einiger mit dem Inhalt des Paragraphen in Beziehung stehenden Stellen der Alten.

Die sinnliche Auffassung (*αἴσθησις*), das Weib des selbstthätigen Geistes (*νοῦς*), wird nach Philo wie Eva geschaffen, wenn der *νοῦς* schläft: „sie entsteht beim Einschlummern von diesem, vergeht wieder, wenn er erwacht. Darum wenn wir über etwas recht scharf nachdenken wollen, ziehen wir uns in die Einsamkeit zurück, verschließen Augen und Ohren u. s. Wenn dagegen die sinnliche Auffassung wach ist, wenn wir Kunstwerke sehen, Melodien hören, ganz besonders aber wenn die schmeckende Zunge wacht, und der Leib von Speise gesättigt wird, dann schläft umgekehrt der selbstthätige Geist. — So führt das Erwachen der Sinnen den Schlaf des *νοῦς* herbei, und umgekehrt beim Wachen des *νοῦς* ist die Sinnlichkeit unwirksam. Wie beim Aufgang der Sonne die andren Sterne verschwinden, bei ihrem Untergang aber erscheinen, so verdunkelt der wachende Geist die Auffassungen der Sinnen, sein Schlaf läßt dieselben hervortreten." (Phil. s. s. Leg. Alleg. II, 1092, ed. Mang. p. 71, 72.)

Nach Basilius belebt die Seele ohne ihren Willen den Leib schon durch ihr Zusammensein mit demselben so nothwendig, als die Sonne die Gegenstände erleuchtet, auf welche ihre Strahlen fallen. Die erkennende Kraft dagegen hat ihre Bewegung in dem Willen. So lange sie im Erkennen und Denken wach bleibt, hält sie zugleich die Aufwallungen des Leibes im Schlaf; einmal dadurch, daß jetzt der Zug nach dem Besseren, der beschauenden Seele näher Verwandten, in Wirksamkeit kommt, jener mithin nach der Leiblichkeit zugleich ruhiger (unwirksamer) wird, dann auch dadurch, daß sie (der Leiblichkeit frei gegenüberstehend) in selbsterkennender Kraft diese mäßigt und ordnet. Wenn dagegen die

Seele, die Trägheit liebend, ihre erkennende Kraft bewegungslos lässet, dann ergreifen die Affecten des Leibes das müßige Lebensprincip (*σχολαῖον τὸ ζωτικόν*), und weil kein Herrscher, kein Widerstand da ist, ziehen sie die Seele in ihr eignes Bewegen hinein. Daher sind die Affecten des Leibes lebendig und kräftig in uns, wenn der Verstand schläft, und umgekehrt. Doch ist deßhalb der Körper nicht an sich schlecht, sondern er gleicht den wohlgenährten Zugthieren, welche von trefflichem Nutzen sind, wenn ein guter Fuhrmann sie lenkt. (St. Basil. Caesar. constit. Monast. c. II, ed Paris. Tom. II, p. 542.) — Sonst wird „Schlaf der Seele" in krankhaft moralischem Sinne genommen, unter andern von Origenes, Comment. in Matth. X, 24. ed. Paris. III, 475 und comment. in epist. ad. Roman. L. IX, 32, ed. Par. IV, p. 658. — Ueberhaupt darf die Seelenkunde niemals die Gefahr übersehen, welche aus einem öfteren und zu langen Hingeben in die obenbeschriebenen, der Selbstthätigkeit entgegengesetzten, schlafähnlichen Zustände der Seele für diese entstehet. Die Folge eines solchen Hingebens gleicht der leiblichen Schlafsucht und kann zu einem dem Blödsinn verwandten Erschlaffen der Willenskraft ausarten.

Galilei's Leben sehe man ausführlicher in meiner Reise in das südliche Frankreich und Italien, Band 2, S. 205. — Von des Sokrates, diesen zur Musik antreibendem Traume erzählt Plato (Phaed. 61). — Leonardo da Vinci's Leben s. m. in meiner Reise a. a. O. S. 448; Dante's ebendas. S. 221. — J. Bapt. Poquelin de Molière, geb. zu Paris 1520, gest. 1613, konnte als 14jähriger Knabe kaum lesen und schreiben, da nimmt ihn einst sein Großvater mit ins Theater. Molière war ein Mensch von kräftigen, reichen Anlagen des Geistes und Herzens; natürliches Wohlwollen, Freigebigkeit, ein gewisses Maß von Bescheidenheit und Nachgiebigkeit machten ihn im Umgange sehr liebenswürdig; nur dann, wenn er als eifriger Cartesianer für irgend eine Lehre oder für den Ruhm seines Meisters stritt, wollte er nicht nachgeben. So in jenem komischen Streit mit Chapelle, der ein großer Verehrer von Gassendi war, im Marktschiffe von Anteuil, wo beide durch das scheinbar Beifall gebende Kopfnicken eines Laienbruders vom Minoritenorden sich zur größten Hitze des Wortkampfes aufregen ließen, bis sie zuletzt beim Aussteigen des Ordensmannes bemerkten, daß ihr schweigender und immer nur nickender Schiedsrichter ein Mann war, der nur als Einkäufer und Gehülfe an den Meisterwerken der Küche, nicht der Bibliothek des Klosters Antheil nahm.

Ueber die obenerwähnte Entstehung des Wahnsinnes aus jener unbeugsam, selbstsüchtig oder eigensinnig thätigen Richtung der Seele, welche sich das Hingeben in den passiv aufnehmenden Zustand selber verwehrt und versagt, vergl. m. d. §. 27.

Heinrich Suso oder Seuß war aus dem edlen Geschlechte derer von Berg im Hegow entsprossen, nannte sich aber lieber nach seiner Mutter, deren Familienname Seuß war. Die Zeit seiner Geburt mag in das letzte oder vorletzte Jahrzehnt des 13ten Jahrhunderts fallen; er starb am 25. Januar 1365, wahrscheinlich zu Ulm, wo sein Grab ist. Den ersten Antrieb zu seinem für Tausende fruchtreichen, inwendigen Leben empfing er durch seine fromme Mutter, die eine in Leiden wohlgeübte und geläuterte, innige Seele war. Er widmete sich frühe schon dem geistlichen Stand, hatte aber durch sein von Natur sehr

weiches Gemüth, auf welches jede kleine Widrigkeit einen ganz besonders tiefen Eindruck machte, auch in diesem friedlichen Stande anfangs viel zu leiden. Da geschah es, daß er einst, als er auf dem Lande predigen sollte, in dem Schiff, in welchem er über den Bodensee fuhr, mit einem jungen Rittersmann zusammentraf, der ihm erzählte, wie schwer einem Ritter der Kampf um Ehre und Siegespreis würde, wie derselbe Wunden und Schmerzen wie nichts achten, ja dabei noch fröhlich sich gebärden müsse. Diese Erzählung ging dem Suso so tief zu Herzen, daß er seiner übergroßen Weichheit bei den Leiden, welche der Kampf um einen ewigen Siegespreis mit sich führte, sich zu schämen anfing und von nun an zu allem seinem Thun einen bessern, ernsteren Anlauf nahm. Ja jenes Gespräch mit dem Ritter und die hiebei in Suso's Seele erwachten Gefühle waren von so andauernd kräftiger Art, daß er, als nun später wahrhaft schwere und langanhaltende Leiden über ihn kamen, Verlästerungen, Verfolgungen, Untreue der liebsten Freunde, Noth und Elend aller Art, dennoch dabei sich verhielt, wie er in einem noch vorhandenen Liedlein: „Die Klagspruch eines leidenden Menschen“ singt:

— — Leidens soll er arnen viel
Der Gottes Früntschaft haben wil. — —
Schaut die Marter unverdrossen
Die ir Pluet durch Gott hond vergossen.
Ihr frummen Ritter behabt euch wol,
Kain Leiden euch erschrecken sol.
Alles Leiden wenden thuet
Wer Ewigkeit tregt in seinem Muet.
Eya, biß frisch und unverzagt,
Nye waicher Muet ain Eer bejagt.

Die Werke dieses Mannes sind in verschiedenen Ausgaben und Sprachen erschienen. Die ältesten Ausgaben sind die zu Augsburg 1484 und 1512, in welchen die treuherzig kräftige, altschwäbische Sprache des Suso noch am unveränderten beibehalten ist. Laurentius Surius hat diese Ausgabe bei seiner im Jahre 1615 zu Köln erschienenen lateinischen Uebersetzung zu Grunde gelegt. Später, als die Augsburger Ausgabe immer seltner wurde, hat man sich mit solchen Uebersetzungen ins Deutsche beholfen, welche wieder aus der lateinischen des Surius gemacht waren, und aus denen alle Kraft der Sprache des Suso verschwunden, ja in denen zuweilen der ächte Sinn desselben kaum mehr erkennbar ist. Darum hat Diepenbrock durch seine treffliche neue Ausgabe der Werke des Suso in ihrer ursprünglichen Mundweise allen Freunden der tiefergründenden Seelenkunde ein unschätzbar werthes Geschenk gemacht.

Der obenerwähnte, treffliche Lehrer, welcher durch die Anstrengung zum Singen im Traume von seinem lebensgefährlichen Brustübel befreit wurde, war der Vater des vor mehreren Jahren in Altenburg verstorbenen Professors Mörlin.

Johann Leonhard Frisch, der gelehrte Schulrector zu Berlin, war im Jahr 1666 zu Sulzbach geboren, hatte in Altdorf studirt, war dann zu Neusohl in Ungarn Prediger, in der Türkei Dolmetscher gewesen. Seit 1706 ward er in Berlin Subrector, seit 1726 Rector; er starb 1743. Sein noch jetzt rücksichtlich der gründlichen und scharfsinnigen Etymologie der deutschen Stammwörter als ein Muster dienendes, treffliches deutsch-lateinisches Wörterbuch gab er als Frucht vieljähriger Arbeit im 76sten Jahre seines Alters bei „noch muntren Kräften“ heraus; früher schon hatte er durch seine Werke über die Insecten, besonders aber über die deutschen Vögel sich den Ruf eines großen, treu beobachtenden und beschreibenden Naturforschers erworben. Bei diesen seinen naturhistorischen Werken stand ihm einer seiner Söhne, als Künstler, durch Verfertigung der meisterhaften Kupferplatten bei. — Der berühmte Philolog, Alterthumsforscher und gründliche Kritiker Joannes Gruterus (Gruytern) war zu Antwerpen am 3. Dec. 1560 geboren und hatte, wie man erzählt, den ersten Unterricht in den alten Sprachen von seiner Mutter, einer gelehrten Engländerin, erhalten. Er studirte zu Cambridge und Leyden, wurde dann zuerst in Wittenberg, hierauf in Rostock, endlich in Heidelberg Professor und zugleich Bibliothekar und hatte für den zuletzt genannten Ort eine solche Vorliebe, daß er den ehrenvollen Ruf nach Padua ohne Bedenken ausschlug, obgleich ihm die Republik Venedig eine jährliche Besoldung von 1200 Ducaten bot. Er war von kindlich gütiger Gemüthsart, so daß er einst auf einem seiner Morgenspaziergänge einem armen, müden Knaben mit eigner Hand den Holzbündel durch den Schnee trug. Hiebei war er ein Mann von sehr einfachen Sitten, welcher ganz bürgerlich gekleidet einherging und von einer alten Wohnung (welche ihn, wie er zu sagen pflegte, „durch ihre Baufälligkeit an seine eigne Sterblichkeit erinnerte“) sich nicht trennen konnte. Aber diese geringe Wohnung enthielt einen größern Schatz als manches Fürstenschloß, des Gruterus Bibliothek, welche ihm selber fast sein ganzes ererbtes und erworbenes Vermögen gekostet hatte. Und diese herrliche Manuscripten- und Büchersammlung traf bei der Eroberung von Heidelberg das Schicksal, daß sie geraubt, zerrissen, ja den Pferden untergestreut wurde. Besonders in seinen spätern Jahren fand Gruterus seine größte Freude und Erheiterung im Acker- und Gartenbau. Er starb 1627 auf dem Landgut seines Schwiegersohnes zu Berhelden, wohin er sich nach der feindlichen Einnahme von Heidelberg geflüchtet hatte.

Otto Brunfels aus Mainz, der gelehrte Kenner der griechischen und arabischen Aerzte und einer der Väter der neueren Pflanzenkunde, war Lehrer der alten Sprachen in Straßburg gewesen. Er starb, noch kaum 40 Jahre alt, als praktischer Arzt zu Bern, im Jahr 1534. — Auch Hieronymus Bock (Tragus), geboren zu Heidesbach im Zweibrückischen im Jahre 1498, war in Zweibrücken Lehrer der alten Sprachen gewesen. Er starb 1554. — Dieselbe Entwicklung durch das gründliche Studium und durch das Lehramt der alten Sprachen hatte Leonhard Fuchs, geboren zu Wembdingen an der Donau im Jahre 1501, gestorben als Professor zu Tübingen im Jahre 1565, so wie der große Konrad Geßner in Zürich (geb. 1516, gest. 1565) genommen.

Johann Racine, geboren zu Ferte Milon 1639, gestorben zu Paris 1699, hatte seine Vorliebe für die griechische Sprache und Literatur und seine Tüchtigkeit hierin dem gelehrten Küster der Abtei zu Portroyal Lancelot zu danken. In jenem Holze, das den Teich von Portroyal umgibt, hat Racine als Jüngling die Tragödien des Sophokles und Euripides nicht bloß mit unbeschreiblichem Entzücken gelesen, sondern ganz auswendig gelernt, denn sein Gedächtniß

war damals so glücklich, daß er selbst den unschönen griechischen Roman Theagenes und Chariklea, welchen ihm sein Lehrer in wohlmeinendem Eifer verbrannt hatte, durch das Verbot nur begieriger geworden, sich wieder verschaffte, ihn auswendig lernte und nun ruhig wieder durch Lancelot verbrennen ließ. Der jugendlich innige, vertraute Umgang mit den Werken der größten Tragiker des Alterthums bildete ihn nicht bloß selber zu einem vielbewunderten Tragödiendichter seiner Nation, sondern entflammte in ihm eine solche begeisterte Liebe zu den Alten, daß er auch in spätern Jahren, wenn er dem König Ludwig XIV. den Plutarch oder noch mehr, wenn er seinen Freunden ein Stück, z. B. den Oedipus des Sophokles unmittelbar aus dem Griechischen französisch vorlas, dieses mit solchem jugendlichen Feuer that, daß eine solche Vorlesung des Racine auf Valincour einen gewaltigeren Eindruck machte, als die Vorstellungen auch der berühmtesten Theaterstücke durch die besten Schauspieler Frankreichs. Andre Dinge, z. B. akademische Reden, las dagegen Racine so schlecht und mit solcher Verzagtheit vor, daß sie alles Eindrucks verfehlten. In späteren Jahren von Ludwig XIV. zu seinem Geschichtsschreiber ernannt, wendete er seine Zeit und Kraft meist auf die Geschichte. Racine hätte bei aller seiner natürlichen Ungeschicklichkeit hierzu gern einen Hofmann vorstellen mögen. Als ihn der König einst mit dem Hrn. v. Cavoye spazieren gehen sah, sagte er: „Ich sehe diese beiden öfters bei einander. Cavoye dünkt sich in Gesellschaft des Racine ein witziger Kopf, und Racine meint in Cavoye's Gesellschaft ein Hofmann zu sein.“ — Racine war von Natur nicht bloß zum beißenden Spott, sondern auch zu den heftigsten, wildesten Leidenschaften geneigt. Aber diese Naturanlagen mäßigte und beherrschte er durch die Religion, so daß Boileau von ihm sagte: „die Vernunft führt sonst öfters die Menschen zur Religion, den Racine aber hat die Religion zur Vernunft gebracht.“ — Neben andren seiner Zeit- und Ruhms-Genossen zeichnet sich deßhalb Racine durch eine besondere Bescheidenheit, ja durch Züge von Demuth und tieferer Selbsterkenntniß aus.

Die Geschichte ist zu allen Zeiten eine Freundin und vertraute Gesellschafterin großer Regenten und Staatsmänner gewesen; dagegen macht Pascal die Bemerkung, daß staatskluge, schlaue Männer nur selten ein großes Talent zur Mathematik zeigten und umgekehrt, daß nur selten ein großer Mathematiker Anlage zur Staatsklugheit und Schlauheit habe. — Welch ungemeines Interesse der Cardinal Richelieu an der dramatischen Dichtkunst seiner Zeit hatte, und wie gern er für den Verfasser des Cid von Corneille hätte gelten mögen, ist bekannt.

Locke ging in seiner Vorliebe für die mechanischen Künste so weit, daß er die Kenntniß derselben allen Systemen und Speculationen der Philosophie vorzog. — Leibnitz machte sich durch den Eifer, womit er seiner Lieblingsneigung zur Mechanik, besonders bei seinen Wagenverbesserungen oblag, zum Gespött mehrerer Zeitgenossen, namentlich Bechers.

Esprit Flechier (geb. 1632, gest. 1710), der hochbegabte Bischof zu Nimes, hatte, wie oben erwähnt, durch das Ausruhen an den Gegensätzen seiner eigenen Geistesrichtung, diese nur noch verstärkt und entwickelt; eben so, wie nach Boileau's Urtheil St. Amand sich an den Fehlern des Regnier; Benserade an denen des Voiture gebildet hatte. Dagegen pflegte der berühmte Prediger Ludwig Bourdaloue (geb. zu Bourges 1632, gest. zu Paris 1704), in dessen

Vorträgen eine überzeugende Klarheit des Erkennens und Kraft des Ausdruckes bewundert wird, seine mannhafte Beredsamkeit ohne Aufhören nach dem Muster des Apostels Paulus, des Chrysostomus und des Cicero zu gestalten.

Wenn der berühmte Dechant von St. Patrick, Jonathan Swift (geb. zu Dublin 1667, gest. 1745), in seinen männlichen Jahren ein kräftiges Spiel des Witzes und der Laune mit der kindischen Schwäche seiner Zeit, ja unsres ganzen Geschlechtes trieb, so wiederholte er eigentlich nur an Andren dasselbe Spiel, was man mit der Schwäche seiner eigenen Kindheit getrieben hatte. Denn seine Amme, bewogen von seltsamer Laune, war mit ihm ohne Wissen der Seinen förmlich über Meer und Land durchgegangen, hatte sich mit dem erst wenig Wochen alten Jonathan nach England überschiffen lassen. Als er endlich wieder in das Haus seiner Mutter zurückgebracht ward, konnte er schon gehen und sprechen, so daß er, welcher seit den ersten Wochen seines Lebens mit der Muttermilch Englands Luft geathmet, in England sprechen gelernt hatte, später in unmuthigem Scherz über Irlands Undankbarkeit sagen konnte: ich bin nicht aus diesem Lande, sondern ein Engländer. Ueberdieß waltete auch über diesen Mann ein sonderbares und fast komisches Mißkennen Anderer. Die Universität zu Dublin, welche später in ihm den größesten ihrer Pfleglinge verehrte, wollte ihm den Titel eines Baccalaureus nur noch ex speciali gratia ertheilen, „weil ihm die erforderliche Geschicklichkeit zu dieser Würde fehle,“ und als er im Jahre 1713 zum Dechant von St. Patrick ernannt war, gab ihm das Volk, welches ihn nachmals wie einen Vater liebte und hochachtete, seine Entrüstung und Verachtung nicht bloß durch Schimpfreden, sondern durch Werfen mit Koth und Steinen zu erkennen. Unter die vielen Wohlthaten, welche Swift seinem Vaterlande erwiesen, gehörte auch die Stiftung und Errichtung einer Versorgungs- und Heilanstalt für Blödsinnige und andere Geisteskranke. Er selber aber, der vielthätige Mann, fing in seinem siebenzigsten Lebensjahre an verstandesschwach zu werden; hierauf gesellten sich zu den Anwandlungen von schwermüthiger Dumpfheit auch Schwindel und Taubheit, zuletzt spielte selbst der Wahnsinn mit seinem einst so kräftigen Geiste, bis sich dieser im 78sten Jahre dem Leibe entriß. Aus seinem Testamente leuchtet noch ein lieblich scherzender, kindlicher Witz hervor.

Peter Bayle, der Mann von fast unermeßlichem Umfang der Belesenheit und kräftigem Scharfsinn, war 1647 zu Carlisle in der Auvergne geboren. Sein berühmtestes und umfassendstes Werk, das Dictionnaire hist. et crit., erschien zuerst im Jahre 1697, mithin ein Jahr nach seiner Entsetzung von der Professur der Geschichte und Philosophie. Diese Entsetzung war, wie man glaubt, mehr durch den Einfluß des englischen Hofes, welcher den Bayle in Verdacht politischer Einverständnisse mit Frankreich hatte, herbeigeführt, als durch Jurieu's gehässige Cabalen. Bayle wird als ein Mann von großer Uneigennützigkeit und Bescheidenheit gerühmt, welcher bei allen Unfällen, die ihn betrafen, sehr gleichmüthig blieb. Er nannte sein Wörterbuch im Vergleich mit Boileau's Werken eine Wüste, durch welche Karawanen reisen, und in welcher man oft auf weite Strecken einen einzigen fruchtbaren Baum oder Brunnen findet. Seine kritischen und skeptischen Bestrebungen verglich er mit dem (leicht vergänglichen) Gewölk, das Homers Jupiter zusammentreibt. Obgleich er, seit dem Verlust seiner

Professur, deren Besoldung ihn ernährt hatte, vom Erwerb des (öfters deßhalb übereilten) Bücherschreibens leben mußte, wies er dennoch das Geschenk einer großen Summe von sich, welches ein vornehmer Engländer ihm anbot, wenn er ihm sein Wörterbuch dediciren wolle. Er würde, sagte er, dann selber in den Fehler verfallen, den er so oft an Andern gerügt habe, wenn diese um des Gewinnes willen schmeichelten. Auch Lord Shaftesbury hatte große Mühe, dem Bayle, der keine Uhr hatte, eine für diesen in England gekaufte Uhr aufzudringen. Bayle, den seine große Geschäftigkeit, welche von der äußern Noth noch mehr angespannt wurde, zusammen mit den vielfachen, ihm widerfahrnen Kränkungen nicht zu lähmen vermocht hatte, starb am 28. December 1706.

Die seltsamen Visionen des Malers Blake sind beschrieben von Allan Cunningham in seinen British Painters, London 1830.

Clemens Marot, geb. zu Cahors 1495, gest. zu Turin 1544, war Kammerdiener bei König Franz I. Erst in der letzten Zeit seines Lebens hatte er sein natürliches Talent auch an der Uebersetzung der Psalmen geübt, welche anfangs bei dem König großen Beifall fanden, bis derselbe durch die Sorbonne auf andere Meinung gebracht wurde. Erst nach mehreren Jahren wurden die Marot'schen Psalmen in Musik gesetzt und nun in Ermangelung besserer, würdigerer eine Zeit lang in den Kirchen von Frankreich und der Schweiz gesungen. — Justus Lipsius war zu Isch bei Brüssel im Jahr 1547 geboren, studirte zu Brüssel und Köln, bekleidete dann in Rom die Stelle eines lateinischen Secretärs bei Cardinal Pernotti, erhielt 1572 eine Professur in Jena, die er jedoch, durch seine Zanksucht vertrieben, bald wieder verließ; 1579 wurde er Professor zu Leyden, machte sich aber auch hier durch seine politische Streitsucht unerträglich. Endlich wurde er zum Lehrer der Universität in Löwen und zuletzt zum Historiographen des Königs von Spanien ernannt. Er starb 1606. — Leo Allatius, geboren auf Chios 1586, gestorben zu Rom 1669, schrieb einst in einer einzigen Nacht das ganze Diarium Romanorum Pontificum ab, das ihm ein Cisterzienser Mönch heimlich aus der Klosterbibliothek auf diese wenigen Stunden verschafft hatte. Er war zuletzt Bibliothekar des Papstes. — Buffalmaco, genannt Bonamico, war um 1273 geboren, starb im Jahr 1350. Der Affe, an dessen Grimassen er sich während seiner Arbeit an den Wandgemälden der Kirche zu Arezzo belustigte, war derselbe, der ihm einen Theil dieser Gemälde aus äffischer Nachahmungssucht verdorben hatte. — Marcus Meibom, der Herausgeber des Diogenes Laërtius, des Vitruv, vorzüglich aber der sieben Schriftsteller über die Musik der Alten, war zu Töningen 1630 geboren, und starb 1711 zu Amsterdam, als Professor am dortigen Gymnasium. Die Geschichte seines antiken Concertes ist beschrieben im Molleri Cimbr. litterar. III, 431—452. — Richard Steele, königl. Stallmeister und Friedensrichter unter Georg I., war zu Dublin 1676 geboren, starb auf seinem Landgute in Südwallis 1729. Er wirkte als dramatischer Dichter und politischer Schriftsteller, noch mehr aber durch seine Theilnahme an mehreren Wochenschriften, auf sein Volk und seine Zeit.

Peter Corneille, geboren 1606 zu Rouen, gestorben zu Paris 1684, hatte anfangs Rechtsgelehrsamkeit studirt; die sonderbare und unerwartete Wendung aber, welche die Neigung einer jungen Dame, statt auf seinen Freund, der ihre

Hand suchte, auf ihn nahm, hatte ihn zum Komödiendichter gemacht und hiemit sein großes Talent für dramatische Poesie erweckt. Seit seiner Widersetzlichkeit gegen den viel vermögenden Cardinal Richelieu, welcher den Corneille bewegen wollte, ihm die Ehre abzutreten, Verfasser des Cid zu sein, wurde dieser größte Dichter Frankreichs von den Machthabern und Männern des Hofes sehr zurückgesetzt und verfolgt, während er nach wie vor von seiner Nation die Bezeugungen der höchsten Verehrung genoß. Er starb 1684, wie man sagt, in so dürftigen Umständen, daß der König, dem Racine, nach Neuigkeiten der Stadt befragt, von der Noth des Sterbenden erzählte, sich getroffen fühlte und sogleich Befehl gab, daß man dem Racine eine gewisse Summe Geldes auszahlen solle.

Der gelehrte Pater Johann Hardouin, geboren zu Quimber in der Bretagne 1646, gestorben zu Paris 1729, zweifelte nicht bloß an der Aechtheit der Oden des Horaz, sondern der meisten Schriften der alten Classiker und Kirchenväter. Er hielt dieselben für ein Machwerk der Mönche des 13ten Jahrhunderts, deren einer z. B. die Reise des heiligen Petrus nach Rom bildlich in der sogenannten Virgilischen Aeneis beschrieb; den Herodot jedoch so wie den Cicero, Virgils Georgica, die Satiren und Episteln des Horaz, des ältern Plinius Naturgeschichte, die Vulgata und noch weniges Andre nahm er aus und erklärte diese wirklich für ächte Werke des Alterthums. Obgleich aber nach Huetius Bemerkung dieser gelehrte Mann 40 Jahre lang selber daran zu arbeiten schien, seinen gelehrten Ruf durch solche Seltsamkeiten zu untergraben (die man meist in seiner Chronologia ex nummis antiquis restituta beisammen finden kann), so war dennoch dieser Ruf so fest begründet, daß er auch solche Selbstangriffe überlebte. Daher beschreibt Franciscus Atterbury den Hardouin in folgenden Worten seiner Grabschrift:

In expectatione judicii
Hic jacet
Hominum paradoxotatos,
Natione Gallus, religione Romanus,
Orbis litterati portentum,
Venerandae antiquitatis cultor et destructor.
Docte febricitans
Somnia et inaudita commenta vigilans edidit,
Scepticum pie egit;
Credulitate puer, audacia juvenis, deliciis senex.

Bemerkenswerth sind übrigens noch die Worte des damals schon hochbetagten Hardouins: „Herr, ich danke dir, daß du mir den Glauben an das Menschliche genommen und dafür den an das Göttliche gegeben hast."

In wenig menschlichen Naturen werden so seltsam verschiedene und ganz entgegengesetzte Eigenschaften beisammen gefunden, als in der des berühmten französischen Fabelndichters, Johann Lafontaine (geb. zu Chateau-Thierry in der Champagne 1621, gest. zu Paris 1695). Bei Lafontaine's weicher, kindlich lenksamer Natur blieb dennoch bis zuletzt ein mächtiger, guter Engel, der sich durch alle Verirrungen und Entartungen der Eigenthätigkeit dieses Mannes nicht verscheuchen und diese Seele sich nicht entreißen ließ. Der seltsame innere Widerspruch, der zwischen Lafontaine dem Menschen und dem Ver-

fasser der Erzählungen (contes) stattfand, scheint auch der vorzüglichste Grund zu jenem, fast dem Blödsinn gleichenden äußeren Benehmen gewesen zu sein, welches uns diesen berühmten Dichter gerade bei diesem Paragraphen, der von Schlafzuständen der Seele handelt, erwähnen lässet.

Wie aus einem tiefen Traume erwachte Lafontaine, als er in seinem 22sten Jahre einige wohlklingende Verse (unglücklicherweise des Malherbe) lesen hörte. Er las nun die Gedichte des Malherbe, lernte sie auswendig und sagte sie ohne Aufhören her. Bald aber fing er selber an, ganz im Geschmack des Malherbe Verse zu machen. Nach dem Rathe eines verständigen Verwandten las er jedoch jetzt auch die Schriften der Alten. Aus ihnen entnahm er alsbald ein besseres Element zu seinen Dichtungen, welche anfänglich ein lauterer Abdruck seines harmlos kindlichen Gemüthes und der lieblichen Familienverhältnisse waren, aus denen ihn die Herzogin von Bouillon, als sie nach Chateau-Thierry verwiesen war, und hierauf seine Erhöhung zum Stand eines Kammerherrn bei der Henriette von England auf immer herausrissen. Die Herzogin veranlaßte ihn, seine Contes zu schreiben; der Beifall, den diese fanden, und das aufmunternde Zureden seiner Umgebung, führte hiermit den Schriftsteller Lafontaine immer weiter aus seiner kindlich unschuldigen Weise hinaus in die ihm eigentlich fremde Weise des Rabelais, Marot und Malherbe. Doch blieb es hierbei merkwürdig, daß man im Umgang nie ein Wort von ihm vernahm, welches jener kindlichen Unschuld widersprochen hätte. Wenn ihn seine Umgebung durch freie Reden veranlassen wollte, etwas im Geist seiner gereimten Erzählungen zu reden, blieb er wie taub und stumm, und was er selber sprach, das war in sittlicher Hinsicht so ganz untadelig, daß ihn öfters Mütter, die ihn in Gesellschaften kennen lernten, um Rath fragten über die Erziehung ihrer Töchter. Einst da ihn ein Generalpachter zu sich zu Gaste geladen hatte, und man ihn auch reizen wollte, der Gesellschaft „etwas Lustiges“ zu erzählen, aß er zwar viel, sprach aber nicht ein Wort. Auf Einmal, obgleich es noch ganz zeitig war, stand er auf vom Tisch unter dem Vorwand, er müsse in die Akademie gehen. Als man ihn erinnerte, daß es hierzu noch gar nicht Zeit sei, antwortete er: „Ich will den längsten Weg gehen.“ — Sobald jedoch Lafontaine wieder mit der Feder, nicht mit der Zunge sprach, verließ ihn das Gefühl des Schicklichen so ganz, daß er einst im Begriffe stand, einem sittlich strengen, ernsten Geistlichen von hohem Range aus Dankbarkeit, weil derselbe seine Fabeln gelobt hatte, eine seiner freiesten Erzählungen zu widmen, woran ihn zum Glück Boileau und Racine verhinderten. — Diese und ähnliche Unschicklichkeiten, welche Lafontaine beging, mochten auch zum Theil ihren Grund in der fast an Blödsinn gränzenden Träumerei des Mannes haben. Hievon nur einige Züge: Als Madame Bouillon eines Tages nach Versailles fuhr, erblickte sie ganz früh am Morgen den Lafontaine, der träumend unter einem Baume saß; da sie am Abend wieder zurückfuhr, saß er noch an derselben Stelle, obgleich es gerade ziemlich kalt und regnicht Wetter war. — Man konnte unbesehen, fast immer versichert sein, daß Lafontaine irgend eines seiner Kleidungsstücke verkehrt an sich trage. So, da er einst in einer gelehrten Gesellschaft, wo von St. Augustin die Rede war, wie von einem Schlafe aufwachend, den Dr. Boileau fragte, ob denn St. Augustin geistreicher gewesen sei als Rabelais? fragte ihn der Doctor bloß wieder, ob er

nicht heute einen seiner Strümpfe verkehrt angezogen habe? und als man genauer zusah, verhielt es sich wirklich so. — Einst hatte unser Dichter seinem Sohn, der bei dem Herrn Harlai erzogen wurde, Nachricht gegeben, daß er an einen gewissen Ort hinkommen wolle, um ihn dort zu sehen und zu sprechen. Als aber der Dichter an jenen Ort gekommen war, hatte er die Bestellung so ganz vergessen, daß er seinen Sohn gar nicht erkannte, sondern, nachdem er sich einige Zeit mit ihm unterhalten, der anwesenden Gesellschaft sein Vergnügen äußerte über den Verstand und das gute Benehmen dieses Jünglings. Da man ihm nun sagte, daß es ja sein Sohn sei, antwortete er freundlich: „nun das ist mir lieb.“ — So hatte man einst auch den Dichter beredet, daß er nach Chateau-Thierry reisen, seine Frau besuchen und mit ihr sich aussöhnen solle. Er reist mit der Landkutsche ab, kommt in seiner Heimath an, geht nach dem Hause seiner Frau und fragt den Bedienten nach ihr. Dieser, der ihn nicht kennt, sagt ihm: Madame sei in der Messe. Der Dichter geht indessen zu einem alten Freunde, der ihn zu Tische und dann über Nacht und so zwei ganze Tage bei sich behält. Indeß fährt die Landkutsche wieder ab, Lafontaine, ohne in seiner Träumerei an die Ursache zu denken, welche ihn zur Reise bewog, setzt sich wieder in den Wagen, und fährt nach der Stadt zurück. Als man ihn hier fragt: ob er sich denn mit seiner Frau versöhnt habe? antwortet er, wie aus einem Traum erwachend: „sie war nicht zu Hause; sie war in der Messe.“ — Dieser dumpfe Traum indeß, der das in sich selber entzweite Gemüth des Lafontaine wie eine Nebelhülle umzog, verließ ihn ganz in seinen letzten Tagen. Er hatte nun statt der frühern Lieblingsbücher das neue Testament gelesen; über seine letzten Stunden war, wie es scheint, das Licht einer ernsten Selbsterkenntniß aufgegangen.

Johann Baptist Guarini, geboren zu Ferrara 1537, gestorben zu Venedig 1607, der Dichter des empfindsamen Pastor Fido, war ein so egoistisch harter Mann, daß er seine Familie nöthigte, einen Proceß mit ihm anzufangen. — Auch Malherbe, der vielgepriesene Dichter sogar von Psalmen, geboren zu Caen 1555, gestorben zu Paris 1628, war nicht bloß voll leidenschaftlicher Heftigkeit, ungemäßigten Geizes und dabei, selbst bei schon ergrautem Haar, voll unverschämter Lustbegier; sondern er scheute sich nicht, es in einem Gedichte auszusprechen, daß er allen seinen Verwandten (seinen Eltern, Geschwistern, Tanten) den Tod wünsche. Malherbe blieb gefühllos für jede Regung einer höhern Liebe bis zu seinem letzten Augenblicke. — Franz Rabelais, der witzigste unter allen Aerzten Frankreichs, den Desperau den Verstand unter der Maske der Dichtkunst nannte, war in Touraine 1483 geboren, starb zu Paris im Jahre 1553. Er ist der Verfasser des originellen, wunderlichen Romans Gargantua und Pentagruel. Die seltsam lustigen Einfälle des Mannes und die unsren Ohren freilich anstößige Form, in welcher er sich äußerte, waren im Geschmack jener Zeit. Rabelais durfte sogar ungestraft, da er einst durch Geldnoth an seiner Weiterreise nach Paris gehindert war, sich in Lyon eines (komischen) Mordanschlages gegen den König und die Königin verdächtig machen. Denn, wie er erwartet hatte, man nahm dort seine Posse für Ernst, und ließ den vermeintlichen Verräther mit den beiden Säckchen voll Asche, die er als Gift hatte überschreiben lassen, auf öffentliche Kosten nach Paris bringen, damit er

daselbst dem Hofe das wichtige Geheimniß, das er zu wissen vorgab, entdecken möchte. Dieses Geheimniß war aber nichts Anderes als eine witzige Erzählung von seiner Geldnoth und von der Erfindung, durch die er seine Weiterreise möglich gemacht hatte, welche der Hof belachte. — Johann Baptist Lully, ein vielbeliebter Componist Frankreichs, dessen Musiken ein Jahrhundert lang bis zu Glucks Zeiten den französischen Geschmack beherrschten, war zwar zu Florenz (1633) geboren, kam aber schon als 12jähriger Knabe nach Frankreich in die Dienste einer königl. Prinzessin. Sein Talent zur Musik verrieth sich durch das Violinspiel, das er in müßigen Stunden übte. Er starb, überhäuft mit Ehren und Glücksgütern, im Jahre 1687. Ueber Philipp II. sehe man Ranke's meisterhafte Darstellung in seinen Fürsten und Völkern von S. E. B. I. — Oettingers Leben im Anhang zu der neuen Ausg. s. Epistelpredigten. — Die oben im Paragraphen erwähnte Regel in zweifelhaften Fällen des Handelns gab unter andern der treffliche Jung Stilling. Bei dem, was oben von Peter dem Großen erwähnt wurde, denke man nur an die bekannte Anekdote von dem Herausnehmen der Zähne aus dem Munde des in Ungnade gefallenen Dieners.

Mehrere Fälle, welche das polarische Hervorrufen gewisser inneren Stimmungen und Thätigkeiten durch ganz entgegengesetzte, widersprechend erscheinende äußere Einflüsse und leibliche Stimmungen bezeugen, so wie verschiedene Beispiele der im Paragraphen beschriebenen Wechselzustände habe ich in dem eben erscheinenden 4ten Bande meiner Erzählungen zusammengestellt. Der muntere italienische Satyriker Parini, ein armer Bauernsohn, war seiner leiblichen Gebrechlichkeit nach ein Krüppel, seit seinem 19ten Jahre fast ganz gelähmt. Cowper schrieb seinen Gilpin voll unvergleichlichen Humors und heitrer Laune in einem Zustande des beständigen leiblichen Krankseins. Oliver Goldsmith, der unter uns Deutschen am allgemeinsten als Verfasser des Landpredigers von Wakefield bekannt ist, war, so lange er die Feder als denkender, classischer Schriftsteller in der Hand hielt, ein ernster, besonnener Mann, in den Ausruhestunden von dieser oft übermäßigen Anstrengung wie ein unverständiges, ausgelassenes Kind.

Der Anfang der Seele.

§. 43.

Mein Lauf durch die Zeit gleichet dem eilenden Schlag einer Glocke, welcher mitten in der Nacht die Stunde verkündet, die eben war und welche kommt. Das aufmerkende Ohr wußte vor dem Schlagen nicht, es weiß aber nun und wird wissen, welches die Stunde war.

Das was die Seele mit und in dem Leibe empfangen und gethan, mit dem Leibe, der gestern entstand, und dessen Hauch heute oder morgen entfleucht, das soll für eine Ewigkeit gethan und empfangen sein; ein Wesen ohne Ende soll den Auslauf nehmen am endlichen Gewölk; ein Leben, das nicht aufhört, soll anfangen am sterbenden Augenblick? Wird auch der Baum, dessen Gipfel endlos zur Höhe strebt, bestehen können, ohne eine

Wurzel, welche endlos zur Tiefe gehet? der eine Ausgang, der nie endet, vermöchte er auch zu sein ohne einen andren, welcher nie anfängt?

Die Seele, das Ende, das kommen soll, beachtend, forschet zugleich nach dem Anfang, welcher war. Die Erinnerung aber antwortet, ich finde ihn nicht, der Verstand saget, ich kenne ihn nicht.

Es war wie das Wehen eines Windes in den Maulbeerbäumen, ein Wehen, welches in den Morgentraum eines Schlafenden hereinhallet; da erwachte die Erinnerung meiner frühesten Stunden. Was das Wehen gewesen und woher es gekommen? ich weiß das nicht, nun aber war das wache Leben da mit seinem Gedräng und seinem Trost und ist seitdem nicht gewichen. Fliegende Gedanken einer Lust und eines Schmerzens, für welche mein jetziges Leben die rechten Namen nicht weiß, sind sie etwa ein Nachhall des ersten, vielbedeutenden Wehens in den Maulbeerbäumen? sind sie Erinnerungen an ein Leben, das ich einst durchlebt, ehe die Seele bei diesem Staube war?

Jene alte Lehre der Heiden und Völker, nach welcher die Seele, ehe sie zu diesem Leibe kam, schon öfter und mehrfach im Leibe gewesen, sollte sie nicht das Räthsel des jetzigen Looses enthüllen? Es ist die Schuld des mehr oder minder ungestümen Zuges zur niederen Sinnenwelt oder noch mehr die Schuld eines schon vorausgegangenen Menschenlebens, welches dann die Seelen zu diesem oder zu einem andren Geschick führet; einige zum unabwendbaren Leid, das von der Wiege bis zum Grabe währt, andre von Erquickung zu Erquickung; etliche zur höchsten Fülle der inneren Kräfte, andre zum tiefsten Unvermögen.

In der That, mich selber scheint öfters ein Ahnden in meinem Inneren an Tage zu erinnern, welche ich nicht mit diesem meinem jetzigen, sondern mit einem andren Auge gesehen. Wie könnte selbst das wundervolle Vorgefühl mir Gegenden und Dinge zeigen, welche ich noch nie gekannt, hätte sie nicht ein Etwas in mir schon vorhin gesehen? Es wandelt mein Herz, wie mit einer Kraft, welche nur die Erinnerung an etwas selber Erfahrnes und Erlebtes geben konnte, mit jenem treuen Knechte zum Brunnen bei Nahors Stadt; wie ein selber erlebtes Loos beweinet es die Ketten und das Gewand des Sklaven, in denen Aegyptens König den Freund seiner Jugend erblicket, oder den Fall der alten Kaiserstadt mit dem letzten der Paläologen. Das Buch, das von einer Schuld der ersten Väter redet, scheint es mir nicht zu sagen, daß diese Schuld auch die meinige gewesen? Dieses ist das Buch, welches von einer Erwählung der Menschenseele redet, welche geschehen, ehe denn der Welt Grund gelegt gewesen, von einem Rufen bei dem Namen, noch ehe der Gerufene die Stimme gekannt. Augen voller Erbarmen sind auf mich gerichtet gewesen, da ich noch unbereitet war, und siehe „die Tage waren alle auf Sein Buch geschrieben, die noch werden sollten und derselben keiner da war."

Die Seele, wenn sie das Erbarmen, welches des Lebens Mangel ausfüllt, die Liebe, welche der Sorge gedachte, ehe diese war, ohne Anfang und ohne Ende nennet, irret nicht; der Mangel aber hat einen Anfang genommen, und die Sorge ist von gestern her. Es stehet über und neben dem unvollkommneren Einzelleben ein allergänzendes Complement (§. 31); über dem Leibe die Seele, über der einzelnen Menschenseele eine Liebe, die in Gott und aus Gott war, vor dem Anfang der Creaturen, eine Liebe, in welcher auch der Mensch erkannt gewesen, ehe noch die alten Berge wurden. Diese Liebe ist von Ewigkeit, das Rufen aber der Menschenseele zu dem lebendigen Gott hat in der Zeit seinen Anfang genommen. Wie der Lufthauch da ist vor der Lunge, die ihn einathmet, so ist ein erbarmendes Auge zu mir gewendet gewesen, ehe das Ich da war, welches nach jenem Auge fragte. Jenes aber, das Erbarmen, ist nun ein Eigenthum, ist nun ein Theil meiner Seele selber geworden, ein Gewand, näher und wesentlicher als der eigene Leib, innerlicher und tiefer als die eigene, begehrende Kraft. Dieser Theil denn meines Selbst ist von ewigem Anbeginn; er ist aber mein geworden in der vorherbestimmten Zeit, und vor ihm ist das Sein der sehnenden Menschenseele ein Augenblick, welcher eben erst begann; von ihm verlassen und ohne ihn wäre dasselbe ein Augenblick, welcher, so wie er gekommen, spurlos und ohne Anhalt wieder entflöge. Das Wort, wenn es von dem Wesen des inneren Menschen redet, nennet jenen Theil desselben, welcher in Gott ewig gewesen und vor ihm nun ewig bleiben wird, den Geist, das aber, was für sich selber einen Anfang genommen und ohne den Geist ein Ende haben würde, die Seele des Menschen.

Jenes waren denn die voreilenden Fragen nach dem Anfang der Seele. Es ist in den Fragen, die das Sehnen fragt, welches von ewiger Natur ist, eine selbsterschaffende Kraft, höher als alle Kraft des Endlichen. Das Geheimniß des Entstehens oder des Auflebens der Seele an der Hülle des Staubes liegt bereits in jener Frage, welche eine Seele, deren Sehnen über den eigenen Staub und seinen Besitz hinausstrebet, nach sich selber, nach der Seele fragt.

Findet doch selbst das Sehnen der Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott, Ihn, den es suchte; so findet auch ein andres, scheinbar niedrigeres Sehnen das was es sucht; die Seele, welche den eignen Leib dahingibt und verlässet, damit sie ein Lebendiges, ihr selber gleich ergreife (§. 21), findet in dem verlassenen, sterbenden Element eine neubelebende, ihr entgegenkommende Seele, eine Seele, welche ihr selber an Kräften gleichet, welche jedoch in entgegengesetzter Richtung strebend, an dem von Gott geschaffnen Staube das suchet und empfängt, was die andre außer und jenseits dem Staube erstrebte.

Es wiederholet sich hier bei jeder neuen Zeugung und Geburt des Lebens die Geschichte des ersten Entstehens des Menschen und der ihn umgebenden Welt der Lebendigen. Ein Weiterstreben, welches über das Leibliche, das Gott gab, hinaus und hinauf wollte, welches dieses Gegebene und Verliehene von sich stieß und dasselbe verließ: und siehe eine Erde war da, wüste und leer. Aber der rothen Erde, von dem Geiste dahin gegeben, der einst sie belebte, hauchet Gott einen lebendigen Odem ein, und es ist nun Adam, ein Vorbild des Erstgebornen von den Todten, welcher in der rothen Erde lebt. Das Vergehende und Sterbende, welches von der Seele, als diese hinausstrebte über das eigene, leibliche Element, versäumt und verlassen war, das hat ein allbelebender Geist zur Stätte seiner neuen Schöpfungen erwählet; als sei es selber hier sein Wohlgefallen, sich zu dem Erkrankten und Verstoßenen zu gesellen. Dieses Wohlgefallen aber ist ein Wille, welcher die Ordnung begehrt, die allein bleibend und ewig ist. Eben da, wo das Leben der Seelen aus den Schranken des eigenen, von Gott gegebenen Seins hinausweicht, da gibt der Gott der Ordnung ein neues Leben, welches die von jenen verlassenen Schranken des Leiblichen will und suchet; dem Streben entgegen, das den Gehorsam und die Unterwürfigkeit aufgegeben (§. 44), ein andres, das diese Unterwürfigkeit erwählt.

Es ist übrigens ein altes, noch immer kräftig fortwirkendes Wort des Segens, welches dem Sehnen der Seele hinweg aus dem Leibe die Schöpferkraft einer neuen Zeugung gegeben. Denn, irre geleitet, wie es dieß gewesen, wirkte in jenem Sehnen, als es zuerst den Menschen in die Gleichheit Gottes erheben wollen, noch ein Nachklang der anfänglichen Liebe zu Gott. Dieser Nachklang ist es, welcher noch fortwährend auch auf die (jetzige) Liebe der Geschlechter einen verklärenden Strahl wirft und dieselbe öfters zu einem lieblichen Abbild der höheren, geistigen Liebe machet; zu einem Abbild jenes Zuges, welcher den sichtbaren Leib dahingibt, damit er das neue Gewand eines unsichtbaren und göttlichen ergreife. Es wird uns jedoch das Verhältniß dieses Abbildes erst noch durch die Betrachtung des psychischen Grundes des Todes deutlicher werden; darum soll uns dieser so wie das Schicksal der Seele im Tode auch hier an seinem Orte, so wie vorhin das letzte Ende des Leiblichen, noch weiter beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Lehre von der Präexistenz der Seele vor ihrer Geburt in die Leiblichkeit hat zu allen Zeiten und bei allen gebildeten Völkern ihre poetischen und wissenschaftlichen Vertheidiger und Anhänger gefunden. Die Seelen haben nach der Lehre der Pythagoräer auch außer dem Leibe ein eigenthümliches, freilich aber nur unvollkommenes, traumartiges Leben (Porphyr. de antr. Nymph. 28). Seelen der Dämonen und Heroen erfüllen die Luft und hauchen den Menschen die (weissagenden) Träume ein. (Diog. Laert. VIII. 32). Es sollte nach der Lehre einiger Pythagoräer das Bewegen der in der Luft wohnenden Seelen durch das Bewegen der in dieser schwebenden

Sonnenstäublein sich verrathen (Aristot. de anim. I, 2). Zuletzt ist es ein göttliches Verhängniß, welches die Seele zur Strafe für begangene Frevel in den Leib führt, in welchen sie wie in ein Grabmal eingeschlossen ist (Philol. ap. Clem. Alex. Strom. III, 433; Plat. Phaed. 61; Cic. de senectut. 20; Diog. Laert. VIII, 31; Athen. IV, 14, p. 157). Es ist dieser Leib indeß, mit welchem der Seele zugleich ihr eigenthümliches Geschick angeboren scheint (Aristot. ap. Stob. Ecl. I, c. 7 n. 18, p. 208), dem Bedürfniß der Seele anpassend, weßhalb dieselbe den Weg ihrer Wanderungen nicht durch Pflanzen, sondern nur durch Thierarten nehmen kann (Diog. Laert. VIII, 28). Daher liebt auch die Seele ihren Körper, denn nur durch ihn hat sie den Gebrauch der Sinnen (Claud. Mamertin. II, 7).

Nach Plato's Lehre erscheint allerdings die Seele anfangs, wenn sie in den neu sich bildenden und wachsenden Leib kommt, wie der Vernunft beraubt (Tim. 44, a), oder gleichsam von dem Brausen des Stromes des Werdens wie übertäubt, aber dieses darf uns nicht glauben machen, daß jener vernunftlose Zustand der wirklich anfängliche derselben sei. Die Seelen, deren Zahl, ohne Vermehrung oder Verminderung, sich immer gleich bleibt (de rep. X, 611) sind, wie sie dieß schon durch die Herrschergewalt zu erkennen geben, welche sie über den Körper üben, älter und früher vorhanden als ihr Leib (Tim. 34, b; de leg. X, 896). Ja, wie die Seele in Zukunft ohne Aufhören leben wird, hat sie auch in der Vergangenheit von Ewigkeit her gelebt, wie dieß nothwendig bei einem Wesen ihrer Art vorausgesetzt werden muß (Phaed. 72; 107 et al.). Die Seele ist eine Idee, welche an der Ewigkeit Theil hat, ein Göttliches von himmlischer Abkunft (Theaet. 184; Tim. 90). Vor ihrer Einformung in den Sinnenleib lebte sie ein übersinnliches Leben, während dessen Gott ihr die Natur des Ganzen zeigte (Tim. 41, e). Alles das was wir im Leben lernen, ist dann nur Wiedererinnerung an das schon vorhin Geschaute (m. v. die Bem. zu den §§. 38, 40, 41).

Die Seele ist nach Maximus Tyrius (diss. XXVIII, ed. Davis. p. 298) „ewig, von Ewigkeit her wohnt ihr die Erkenntniß der Dinge und Einsicht bei."

Nach Philo steigen (wie auf einer Himmelsleiter) Seelen, von der Liebe zur Leiblichkeit getrieben, beständig herab zur Erde, um sich mit Leibern zu vereinen, andre wieder hinaufwärts und zum Theil auch wieder herunter (Phil. quod a Deo mittant. somn. 568; ed. Mang. I, 641; de confus. Lingu. 331, ed. Mang. 416 et al. loc.). Die noch des Leibes ledigen Seelen wohnen in der Luft. Einige von diesen versenken sich in irdische Leiber, andre, von göttlicher Natur, enthalten sich dieser Vermischung. Die erhabensten von ihnen wohnen in den höheren Regionen der Atmosphäre und sind Engel (id. de mundo. ed. Mang. II, p. 604). — Man könnte auch diese Seelen eintheilen in männliche und weibliche: das Sehnen und das Wesen von jenen ist auf Gott, das von den weiblichen auf das Geschaffene gerichtet (id. de special. leg. 805, ed. M. II, p. 329).

Und so erscheint es als eine vielfach im Alterthum verbreitete Lehre: „Gott habe die Menschenseelen von Anfang der Welt an zugleich erschaffen, jede Seele werde dann zu ihrer Zeit in dem Moment einer menschlich-leiblichen Zeugung oder Geburt mit dem Leibe vereint." Auch jene alte Ansicht, daß die Vereinigung der Seele mit dem Leibe, das Herabsinken derselben in die Körperlichkeit, die Folge einer früheren Schuld, die Buße für ein von Gott abführendes Gelüste sei, erscheint, freilich in sehr verschiedenen Formen, immer aber als dieselbe kenntlich, bei den Indern wie bei den Mexikanern. „Die Seelen wären vor ihrem Hinabkommen in die Leiblichkeit Theile des göttlichen Wesens und von himmlischer Natur, der Körper sei für sie ein Gefängniß. Darum (so erzählt es Josephus de bello Jud. L. H. c. 11 von den Essenern) freuen sie sich, wenn sie der Banden des Fleisches entlassen werden, wie über eine Befreiung aus langer Knechtschaft, und fahren aufwärts zum Aether." Diese letztere, die eigentliche, hohe Bedeutung des Leibes (m. v. §. 44) noch ganz verkennende und darum irrende Ansicht kehrte auch mehrmalen noch in späterer Zeit selbst innerhalb der christlichen Kirche wieder, als mit deren Lehren unverträglich sie schon Augustinus (de haeres. c. 70) darstellt. Sie war aber in ihrer fehlerhafteren Einseitigkeit nicht bloß von Priscillian und seinen Anhängern behauptet worden, sondern war und blieb als übertriebene Körperscheu und Körperverachtung ein Grundirrthum der meisten christlichen Mystiker. Auch Origenes so wie schon Justin der Märtyrer scheinen sich in etwas zu jener sogenannt platonischen Lehre hinzuneigen, und der erstere hält die Vereinigung der Seele mit dem Leibe für eine Bestrafung derselben, weil sie sich vor ihrer Verleiblichung versündigt habe. Unrecht hat man jedoch wohl offenbar jenem Kirchenvater gethan, wenn man ihn der Anhänglichkeit an die mit den einfachen, hehren Grundsätzen des Christenthums ewig unvereinbare Lehre von der Seelenwanderung beschuldigte. Wir wollen, um diese Beschuldigung näher zu beleuchten, die wichtigsten, hieher gehörigen Stellen jenes vieldenkenden Mannes, welche vornehmlich von der Präexistenz der Seele handeln, etwas näher betrachten.

Daß, sagt Origenes (de princip. L. III, p. 144, 145), einige Seelen mehr zum Guten, andre mehr zum Bösen hinneigen, scheint in Ursachen begründet, welche früher waren als das Entstehen des Leibes, wie denn Johannes im Mutterleibe hüpfte und sprang, da er den Gruß der Maria zu den Ohren seiner Mutter Elisabeth vernahm, und wie Jeremias der Prophet sagt, daß er, noch ehe er im Mutterleibe gebildet worden, Gott bekannt, noch vor der Geburt ihm geheiligt war. — Aber auch ein böser Geist kann vor der Geburt an die Menschenseele (dämonisch) ergreifen (ib. 145). — Hiezu fügt indeß Origenes anderwärts (de oration. 29, ed. Par. 1, 261) die Bemerkung, daß dennoch jede vernünftige Seele freie Wahl des Guten und Bösen habe. — „Johannes d. T. war von Gott gesendet. — Gott sendete ihn aus dem Himmel, aus dem Paradiese oder aus einem andren Ort des Verweilens zur Erde, damit er von dem Lichte zeugete" (m. v. Es. 6, 8). Darum sage Johannes selber (1. Joh. 1, 32 u. 33), „der mich sendete", um zu taufen, der sprach zu mir u. s. w. — Damit sei zu vergleichen die Begeisterung des noch Ungebornen (Luc. 1, 13, 15, 32). — Die Stelle: Malcach. 3, 1: „Siehe ich sende meinen Engel vor dir her" lasse uns schließen, daß einer der heiligen Engel Gottes dem Erstgebornen aller Creaturen vorausgesendet worden; „Johannes d. T. war ein Engel, von Gott ins Fleisch gesendet, um vom Licht zu zeugen. Er war aber nur die Stimme eines Rufers in der Wüste, nicht das Wort Gottes" (Orig.

Comment. in Joh. T. II, 24, 25, ed. Paris. Vol. IV, p. 81 bis 85). — Auch die Erwählung des Jacob und Verwerfung des Esau im Mutterleibe deute auf ein Sein und Wirken beider in einem früheren Zustande hin (ib.). — Joh. 4, 37. Die bessern Seelen seien ein guter Samen, der herabkomme in dieses Leben. Sie kommen seufzend und traurend zum Leibe; jauchzen vor Freude bei ihrer Rückkehr (Orig. Comment. in Joh. T. XIII, 43, ed. Par. IV, 255). — Unter den Seelen, die Leiber anziehen, gebe es welche, die vor dieser Geburt vom Vater gelehrt waren und von ihm gehört hatten, nach Joh. 8, 38; 6, 45 bis 49 (id. l. c. T. XX, ed. Par. IV, 316). — Nach Hieronymus (epist. ad Ephes.) unterschied Origenes γνῶσις und ἐπίγνωσις. Jene ist ein Erfahren Dessen, was wir vorher noch nicht wußten, diese nur ein Wiedererfahren Dessen, das wir vorher, als wir noch von himmlischen Leibern umkleidet waren, gewußt, dann aber aufgehört hatten zu wissen. — Ferner spricht Origenes von eingebornen und anerzeugten Gedanken (er nennt sie σπερματικοὶ λόγοι), an welchen Abrahams Kinder erkannt werden (Or. Comment. in Joh. T. XX, 2, ed. Par. IV, 308, vergl. ib. 5, p. 313, 314). Er spricht von Seelen, die nicht von Gott gesendet waren, sondern selber, aus Eigenwillen gingen (ib. 17. p. 331). — Die Männer, die den ganzen Tag müßig standen, und es hatte sie niemand gedungen, sind Seelen, die noch nicht in den Leib gekommen (Orig. in Matth. T. XV, 34, 35, ed. Par. T. II, p. 702, 703). Die Seele (selbst) der Gestirne war vor ihrem Körper, in welchem sie sich auf Hoffnung der Eitelkeit unterwarf, schon vorhanden (id. de princip. II, 8, ed. Par. I, 96). — Was nun diese Lehre von der Präexistenz (προϋπαρξις) der Seele betrifft, so hatte diese unter Anderm auch Clemens Alexandrinus (Strom. I u. III so wie in den Eclogis) vorgetragen und angenommen, daß die Seele durch einen jener Engel, welche der Zeugung vorstehen, in den Mutterleib eingeführt werde. Auch Nemesios (de natur. homin. c. 2) lehrt die Präexistenz der Seele, und wir finden bei Hieronymus (I. Comment. in Ep. ad Ephes. c. 17) in ähnlicher Beziehung der ἐπίγνωσις erwähnt.

Freilich ging dann dem Origenes aus diesen seinen Ansichten von dem Vorwesen (der Präexistenz) der Seele auch jene andere, irrige hervor, nach welcher die ganze Körperlichkeit als eine Last, nur als Eitelkeit der Eitelkeiten (Eccles. I, 1 et 14) erschien. Selbst die Gestirne, obgleich ihr Leib ätherisch ist, haben diese nicht freiwillig übernommen, sondern nach Römer 8 um Deß willen, der sie unterworfen hat, und sehnen sich nach ihrer Auflösung (de princip. L. I, c. 5, ed. Par. I, p. 73). — Dagegen spricht er nirgends davon, daß die ihres Leibes ledige Seele noch einmal einen sterblichen Leib annehmen solle. Wenigstens finden wir in Origenes Werken, so wie sie jetzt vor uns liegen, keine Stelle, woraus sich die ihm von Hieronymus (ep. 59 ad Avit.) gemachte Beschuldigung, daß er eine Wanderung der Seelen in thierische Leiber angenommen, rechtfertigen ließe, und sollte das was Justinian in seinem Briefe an Menas als wörtliche Aeußerung desselben anführt, dieses wirklich jemals gewesen sein, so hat Origenes in späterer Zeit seine Uebereilung auf jede Weise wieder gut zu machen oder den durch unvorsichtige Aeußerungen veranlaßten Mißverständnissen zu begegnen gesucht (so in seiner Streitschrift gegen Celsus III, 75, Pariser Ausg. B. I, S. 497 und in seinen Erläuterungen über den Matthäus zu

Cap. 17, 10; Comment. in Matth. T. XIII, c. 1, 2, ed. Paris. III, 567). Ja in einer Stelle seiner Erklärung zum Johannes sagt er ausdrücklich: Die Annahme, daß die Seele, nachdem sie einmal den Leib abgelegt, von neuem einen eben solchen Leib annehmen könne, streitet mit der Lehre der Schrift, daß statt des verweslichen solle ein unverweslicher Leib angezogen werden, — mit der Lehre, daß jener Leib vergänglich sei (Orig. Comment. in Johann. T. VI, 8, ed. Paris. IV, 117). — Hatte doch schon Aristoteles (de anim. L. I, c. 3 fin.) aus bloßen Gründen der Vernunft die Lehre von der Seelenwanderung für ein „Mährchen" erklärt. „Denn jedem Leib komme seine eigenthümliche (innere, psychische) Form und seine eigenthümliche (äußere) Gestaltung zu. Es sei deßhalb jene Annahme eben so ungereimt, als wenn man sagen wolle, die Baukunst könne durch Flötenblasen ausgeübt werden. Denn jede Kunst bedürfe ihrer bestimmten Werkzeuge, jede Seele ihrer bestimmten Leiblichkeit." — War es denn schon dem Aristoteles unmöglich, die Voraussetzung der Wirklichkeit einer Seelenwanderung zuzugeben, weil sie der Vernunft widersprach, wie viel mehr mußte es einem christlich ernsten Forscher, wie Origenes war, unmöglich sein, einer Lehre beizustimmen, welche nicht allein der Vernunft, sondern auch der heil. Schrift widerstrebte. Viel eher ließen sich die Ansichten des Origenes mit jenen vergleichen, welche in neuerer Zeit Thom. Bromley, Swedenborg und Stilling über das Schicksal der Seele nach dem Tode und über die verschiedenen Läuterungsörter oder Bildungsstufen der abgeschiedenen Seelen aufgestellt haben (m. v. Thom. Bromley: Reisen der Kinder Israel nach Can.). Wo sich unter den Gnostikern der früheren christlichen Jahrhunderte die Lehre von der Seelenwanderung regte, da wurde sie stets von den Vätern der Kirche ernstlich bekämpft und von allen treuen Anhängern des alten, einfältigen apostolischen Glaubensbekenntnisses zurückgewiesen. Irenäus (contr. haer. c. 25) nennt uns die Karpokratianer als Vertheidiger der Seelenwanderung, und widerlegt ihre Ansicht, welche, wie es scheint, auch die der Valentinianer und Cerdonaner war, in den Cap. 32 bis 34 seiner Schrift. Auf sonderbare Weise wollte Basilides (nach Origenes in seinem Commentar zu dieser Epistel) die Stelle des Römerbriefes Cap. 7, 9 so erklären, als habe der Apostel damit auf einen Zustand hingedeutet, wo er vor seinem jetzigen Leben als Mensch in dem Leibe eines Säugthiers oder Vogels gelebt habe. Sehr ausgebildet und vielfach mit christlich scheinenden Lehren vermischt, tritt dagegen das alte heidnische System der Seelenwanderung in der Schule des Manes hervor. Noch im vergangenen Jahrhundert fand die Metempsychose, bald mehr bald minder im Ernst oder Scherz, ihre geistvollen Vertheidiger, unter andern an Lessing und Schlosser. Mehrfach wollte man auch die Stelle Matth. 11, 14 zu Gunsten der Lehre von der Seelenwanderung deuten. In neuerer wie in alter Zeit scheinen solche Ausnahmen aus dem sich selber nicht klar und verständlich gewordnen Bedürfniß der Seele nach jener alten und neuen Offenbarungslehre hervorgegangen zu sein, welche allein über das Verhältniß des Leibes zur Seele das rechte Licht verbreitet, nach jener Lehre, welche von einer endlichen Verklärung des Leibes und seiner Wiedervereinigung mit der Seele redet. Es wird der Glaube, daß ein verklärter Leib der Seele einst wieder werden solle, der Glaube an die Auferstehung, bei den Pharisäern zur Zeit des Unterganges des jüdischen Staates schon in seiner Ent-

artung zur Metempsychose gefunden (nach Josephus Antiqu. Jud. L. XVIII, c. 2). Josephus selber (de bello Jud. c. 5) glaubt, daß die Seelen der Frommen nach dem Tode die seligsten Regionen des Himmels bewohnen werden, von wannen sie nach dem Umlauf der Aeonen in geheiligte (verklärte) Leiber verpflanzt werden sollen. Die späteren Rabbinen lehrten die Wanderung der abgeschiedenen Seelen nicht bloß in andere Menschenleiber, sondern in Thiere, in Pflanzen, ja (wie nach ihrer Meinung bei Nabal) in Steine. Die Seelen der Freigebigen und Leutseligen, wenn sie noch einer Reinigung bedürfen, sollten in Fische des Meeres, die der Gottlosen in allerhand böse und unreine, ja in unruhig bewegte Mühlräder (so die Erbauer des Thurms zu Babel) übergehen. Zuweilen sollte auch eine Seele, nach der Lehre „Ibbur" genannt, noch zu der schon im Menschen wohnenden sich gesellen. So Seths Seele, die mit Moses Seele sich zu Einer verband. Es wird aber durch alle diese Dichtungen noch ein Faden von der alten Erkenntniß der Wahrheit hindurchgehend gefunden, und nicht selten zeigt sich der alte Grund der Auferstehungslehre mitten unter dem ihn entstellenden Schlamm der Mährlein. Wenn die alten Aegyptier, nach Herodot's Zeugniß (m. v. auch Clem. Alex. Strom. L. VI, c. 2), zuerst die Lehre unter sich ausgebildet, daß die Seele des Menschen, selber unsterblich, nach dem Hinsterben des Leibes in einen eben werdenden Thierleib übergehe, und daß dieselbe, nachdem sie im Zeitraum von 3000 Jahren durch alle Gestalten der Land- und Seethiere so wie der Geflügel hindurchgegangen, endlich wieder mit einem werdenden Menschenleib sich überkleide, so war diese Lehre unfehlbar neben einer ihnen ebenfalls sehr wohl bekannten älteren und ältesten entstanden, wie etwa einzelne, abweichende Lehren der spätern Zeit unmittelbar neben dem alten Glauben der Väter. Dieß bezeugen die Worte eines alten Gebetes, das Porphyrius (de abstin. L. IV, §. 10) anführt, und welches die Aegyptier im Namen des Todten, den sie zur Gruft trugen, sprachen: Herrscherin Sonne und ihr Götter, die ihr das Leben den Menschen gebt, empfanget ihr mich, daß ich wohne bei den ewigen Göttern. Nicht minder der alte Glaube an einen Hades, an eine Unterwelt, Amanthes genannt, welcher nach Plutarch (de Isid. et Osir. p. 362, T. II) unter den Aegyptiern herrschend war. Sprach sich doch selber in der seltsam irrenden Sorgfalt für die Erhaltung des Leichnams auf spät kommende Zeiten die Meinung aus, daß dieser Leib für die Seele noch eine fernkünftige, hohe Bedeutung habe, daß er einst von neuem ihr wiedergegeben werden solle. Es beliebte übrigens nach einigen Nebenlehren der Aegyptier selbst den Göttern, in leiblichen Gestalten sich offenbar zu machen, so dem Osiris in dem Stier Apis u. s. — Den alten Druiden des Nordens läßt sich selbst aus der oft hierbei angeführten Stelle des Lucan (Phars. L. I, 454 seqq. m. v. Jul. Caesar de bell. gall. L. VI), wie dieß Flügge in s. Gesch. d. Glaubens an Unsterblichkeit II, S. 29 zeigt, viel eher eine, wenn auch noch unvollkommene Anerkennung der Auferstehungslehre, als der Lehre der Seelenwanderung zutrauen. Der hingeschiedene Geist sollte nach ihrer Lehre an einer andern Stätte (als die des irdischen Lebens war) Glieder beseelen. Jener Fischer auf Delos, dessen Namen (Pyrrhus) etwa nur die Nachbarn und Freunde gekannt, obgleich er einst Aethalides, Sohn des Mercur, gewesen und bald hernach als Euphorbus der Panthoide die Waffen des Menelaos verherrlicht, endlich als

Hermotimos erschienen, würde schwerlich zur Kunde der Nachwelt gekommen sein, wäre er nicht nach seinem Tode als der Weise von Samos, als Pythagoras, wieder geboren worden; Mercur hatte ihm, als er noch Aethalides gewesen, die Bitte gewährt, daß er einst, auch nach dem Tode, die volle Erinnerung an das ganze, vergangene Leben behalten solle, und so kam die Kunde der Verwandlungen an Heraclides Ponticus, den Pythagoräer, dann von diesem an Diogenes Laërtius (L. VIII, 4, 5). Noch als Pythagoras hatte er den Schild erkannt, den er als Euphorbos geführt, und welchen Menelaos als Sieger der Pallas Athene geweiht: Ovid. Met. XV, v. 160; Max. Tyr. diss. XXVIII, ed. Dav. p. 288. Dennoch und zugleich, neben dieser Seelenwanderung im Kreise, soll nach dem Zeugniß des Alterthums die Lehre des Pythagoras oder der Pythagoräer von seligen Oertern einer ewigen Belohnung so wie von Straförtern gesprochen haben, sei es nun, daß dieser Lehre wirklich nach Pindar (Olymp. Od. II) ein dreimaliges, treues Bestehen in der Prüfungszeit der Leiblichkeiten vor dem Genusse der ewigen Ruhe nöthig geschienen, oder daß die ganze philosophische Dichtung der Wanderungen nur ein späterer Anbau auf dem Grund eines alten Glaubens gewesen. Erkennen wir doch auch bei dem mächtigsten und lieblichsten Dichter, welcher das Gewand der Philosophie getragen, bei Plato, neben der Lehre der vielfachen Läuterung oder Büßung durch das Versenken jetzt in diesen, dann in einen andern sterblichen Leib (Phaedr. 248; Men. 81; Polit. 271, c; Phaed. 84, a; 113, a; Tim. 42; 90 seqq.; leg. X, 903), auch jene ältere, daß der aufwärts strebenden Seele ein seliges Heim bereitet sei, der von Gott abweichenden aber die Behausung einer Strafe, deren Zeit weit über die kurzen Zeiten des Menschenlebens und seiner Geschlechter hinausreichet. Die Lehre von der Wanderung der Seele in immer andere Leiber, damit sie in ihnen und ihrem Schicksal für ein Reich der seligen Geister zubereitet und geläutert werde, findet sich auf ähnliche Weise zusammengesellt mit den zuversichtlichen Hinblicken und Hoffnungen auf ein ewig bleibendes, seliges oder unseliges Ende aller Wandlungen bei mehreren Völkern des Orients. Der Geist des Menschen, so lange er nicht ein höheres, besseres Mittel der Reinigung und Heilung kennt, glaubt, wie die Karpokratianer der ersten Jahrhunderte, Alles selber bezahlen, alle Reinigungen und ihre Schmerzen selber und allein tragen und dulden zu müssen. Die Erfindung und sinnvollste Entwicklung der Theorie der Läuterungen auf dem Wege der Metempsychose konnte leicht durch die Beobachtung solcher Doppelzustände herbeigeführt worden sein, wie jene sind, deren wir oben S. 53 erwähnt haben, so wie durch die Beobachtung solcher Träume und Ahndungen, welche auf Erfahrungen hinzudeuten schienen, die wir nicht in dem Leben dieses jetzigen Leibes gemacht haben (m. v. darüber die Bem. zum §. 36). Herder in seinen Dialogen über die Seelenwanderung hat gezeigt, wie diese Träume und Ahndungen sich so nahe an die Zustände unserer Kindheit und ihre Phantasieenspiele anschließen und aus diesen hervorgehen, wie das zweite Ich bei Gmelins Mädchen (S. 53) aus dem Phantasieengebilde, das sich die Theilnahme beim öfteren Anhören und Ansehen des Looses der Emigranten gebildet hatte. Ist dann einmal der über die vorleibliche Vergangenheit und über eine nachleibliche Zukunft forschenden Seele der Weg der Träume durch Lehre und Glauben der Väter gebahnt, dann gesellen sich bald ganze Reihen

scheinbarer, innerer Erfahrungen und Ahndungen hinzu, ähnlich denen des alten, pensionirten Hofbedienten in China, von welchem der Père le Comte erzählt. Diesem alten, siebenzigjährigen Quiescenten, da er sich dem Ende nahe fühlte, hatten die Bonzen, „welche Alles wissen, was die Seelen nach dem Tode erwartet und mit ihnen sich zutragen wird," vorausgesagt, daß ihm das Loos bestimmt sei, nach seinem Tode ein Postpferd des Kaisers zu werden; hatten ihm zugleich schon die gute Lehre mit hinübergegeben, er solle nicht um sich beißen, nicht hinten ausschlagen, solle recht geschwind laufen. Jede Nacht im Traume sieht sich nun der Quiescent als Pferd gesattelt und aufgezäumt, fühlt sich gespornt und geschlagen; er erfährt noch im jetzigen Leibesleben die Wahrheit der Aussage seiner Bonzen, bis ihn die Taufe und der Glaube der Christen von der seltsamen Furcht befreiten. Denn den rohen Träumen der Bonzen stellt sich der Christenglaube in seiner kindlich festen Einfalt, wie den feinern und scheinbareren philosophischen Dichtungen der alten und neuen Zeiten die aus jenem festen Grunde hervorgehende Erkenntniß entgegen, daß die Individualität und Selbstheit des Geistes mit seiner Richtung und Hinneigung gerade zu diesem Leibe und keinem andern so genau zusammenhänge, daß wir uns die wirkliche Verbindung mit einem andern, fremden Leibe, die wahrhafte Verleiblichung in diesem nicht ohne eine völlige Vernichtung jener Individualität, mithin nicht ohne Vernichtung unseres eigentlichen Wesens selber denken können (m. v. auch die nächstfolgenden Paragraphen); der Leib ist selber eine wesentliche That der Seele.

Nach dieser, übrigens durch den Inhalt unseres Paragraphen selbst herbeigeführten Abschweifung in das Gebiet der Geschichte der Seelenwanderung, kehren wir wieder zu der alten, einfacheren Lehre von der Präexistenz der Seele zurück welche man selbst noch in neueren Zeiten aus der Stelle im Buch der Weisheit (VIII, 20) als eine alttestamentliche Lehre darstellen wollte. Jener himmlische Aufbewahrungsort der Seelen, den die alten Rabbinen Guph nennen, kehrt noch in Klopstock's Dichtung von der Adamida zurück. Diese „noch ungebornen Seelen, mit Adams Seele vereint (obwohl dann, als Adam gesündigt hatte, wieder von ihm getrennt und nun von neuem im Guph der Stunde ihrer Verleiblichung harrend)," sollten nach jener alten Lehre mit Adam zugleich das göttliche Verbot, vom Baum der Erkenntniß zu essen, empfangen und mit so wie in ihm es übertreten haben. (Dav. Ziegra de arbore scient. bon. et mal. — Lightfoot Opp. T. II, p. 638.) Immerhin, selbst in ihrer höheren philosophischen Verfeinerung, behält mit jener älteren eine große innere Aehnlichkeit und Verwandtschaft die neuere Lehre der Traducianer, nach welcher die Seelen aller, auch der fernsten Nachkommen, als wirkliche Wesen (entia) oder doch der Kraft (potentia) nach, in den Eltern und zuletzt im ersten Stammvater des ganzen Geschlechts liegen und von diesen bei der Entstehung des Menschen in den zugleich hervorgerufenen Leib übertragen werden, mithin per traducem (Hinüberversetzung) zum eigenthümlichen Dasein kommen sollten. Es zeigten sich dieser Lehre nach Hieronymus schon die meisten Väter der ältesten abendländischen Kirche zugethan, und sie ist seit Tertullian (de anima c. 25) bald dunkler, bald lichtvoller, immer aber mit Vorliebe von den ausgezeichnetsten Lehrern der christlichen Confessionen behandelt worden; hat selbst zu den philosophischen Systemen eines Leibnitz so wie zu den Lehrgebäuden der Arznei- und Naturkunde im vorigen Jahrhundert den Zugang gefunden.

Wenn jener alte Prediger (Eccles. XII, 7) sagt, daß der Geist wieder zu Gott kommen werde, der ihn gegeben, so scheint er hiermit andeuten zu wollen, daß die Seele von oben her zu dem im Wechselverkehr der Geschlechter sich bindenden Leibe komme. Es war ebenfalls eine Lehre mehrerer Väter der alten christlichen Kirche, namentlich unter den Morgenländern die des Theodoretus und Cyrill von Alexandrien, unter den Abendländern die des Ambrosius und Hilarius, daß Gott immer eine Seele von neuem schaffe, wenn ein Mensch gezeugt werde. Man glaubte diese Lehre der hiervon sogenannten Creatianer, welcher unter andern Melanchthon zugethan war, schon bei Aristoteles (de generat. II, 3) zu finden. Von Augustin und andern Lehrern wurde sie bloß wegen des Mißbrauches verworfen, welchen die Anhänger des Pelagius mit ihr gemacht hatten. Jener Mißbrauch sollte uns übrigens eine Wahrheit, die sich nicht bloß durch die oben angeführte Stelle Pred. 12, 7, sondern auf andre Weise als eine sehr alt- und wohlbegründete zeigt, nicht ganz verleiden, da sich, wie wir dieß in der Lehre vom Geist weiter entwickeln wollen, auch von ihrem Standpunkt aus den Einwürfen der Gegner der Lehre vom natürlichen Verderben des Menschen begegnen läßt. — Mehreres hierher Gehörige werden auch mehrere der folgenden Paragraphen aufführen, unter Andrem auch möge der nächstfolgende den Schluß des eben vorhergehenden gegen den scheinbaren Vorwurf rechtfertigen, als solle in ihm einer gewissen Erklärung des ersten Abfalles der Menschennatur von Gott gehuldigt werden, welche das, was den ältesten Segen (Genes. 1, 28) hatte, an sich selber zur ältesten Schuld machen wollte.

Der Tod in seiner psychischen Bedeutung betrachtet.

§. 44.

Es ist der tiefbedeutende Ausspruch eines großen Gottesgelehrten und Forschers der heiligen Schriften: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes. Dieser Ausspruch fasset den Sinn der Offenbarung Gottes an den Menschen so wie die innere Kraft der heiligen Geheimnisse der Religion von seinem Standpunkte aus zusammen und will eigentlich nur dasselbe sagen, was jene hohe Verheißung verkündet, daß einst alles Sein und Leben Gott werde untergethan sein, „auf daß Er, Gott, sei Alles in Allem."

In der That, die Leiblichkeit, welche Gott der Seele gegeben, erscheinet uns niemals in solcher Höhe und in solcher Würde, als wenn wir die Geschichte ihres Entstehens und ihre Bedeutung gegenüber der Geschichte der Seele im Tode und der Bedeutung des Todes selber betrachten. Es empfängt hierbei der vergängliche Leib, nicht etwa bloß wie jeder Freund, wie jedes Gut, von welchem wir jetzt auf immer scheiden sollen, durch den Moment der letzten Trennung den verklärenden Anschein eines höheren Werthes; sondern wie er selber während des Lebens öfters, gleich einem

Gewölk, die Aussicht auf die Welt des Psychischen gehemmt und getrübt, so hat auch das unruhige Bewegen und Begehren der Seele, wenn sie des Leibes mißbrauchte, auf diesen einen falschen Schein geworfen, welcher im Tode schwindet, so daß wir dann den Sinn der Zusammengesellung der Seele mit dem athmenden Staube nach einem vorbedachten, weisen Rathe klarer und getreuer als sonst zu erkennen vermögen.

Es saget Er selber, von welchem im Buch geschrieben ist, der Anfang der Creatur Gottes, „da er in die Welt kommt": „Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, den Leib aber hast du mir zubereitet." — „Siehe, ich komme, zu thun, Gott! deinen Willen." Der Leib denn ist es hier, welcher statt des Opfers zu einem gehorchenden Organ für den höheren Willen wird.

Der Leib, der sichtbare, mit den Händen und allen Sinnen erfaßbare Leib ist es, durch welchen eine lebende Seele der andren untergeordnet ist, der andren sich kund gibt. Es ist das Leibliche an uns, welches, so lange wir leben, dem Dienst unterworfen, von Frost und Hitze und andrem Wehe getroffen, der äußeren Ordnung unterthänig ist. Das Leiblichwerden selber ist dann ein gänzliches Untergebenwerden der lebenden Seele unter die Herrschaft und Gewalt einer Ordnung, welche alles Lebens Mittelpunkt und Ausgang ist.

Es sind darum die Muskeln und Sennen, sammt dem mitten unter den lebenden Gebilden des Leibes absterbenden Knochen (§. 14), so geschickt zum Dienst des Bewegens und Ergreifens, so geeignet zum Aeußern des Willens, weil sie in Beziehung auf den feinen Nerven zu einem so tief untergeordnet Leiblichen geworden sind. Das noch flüssige Blut, die zarten Gewebe der Eingeweide und Gefäße gehorchen dem anregenden Willen nicht, sondern einem andren Gesetz des Bewegens. Die eigene Schwere und der gröbere Zusammenhalt der Theile sind es, welche die einzelnen Körper unsrer Planetenfläche beständig nach dem höheren Ganzen ihres Weltkörpers hinziehen, beständig sie diesem unterordnen und dienstbar machen. Sie sind das Band des unvollkommneren Einzelnen an ein vollkommneres Ganzes, welches diesem Einzelnen seinen Antheil an allen den Bewegungen und Einwirkungen der Weltkräfte gibt, in deren Strom der Planet sammt allen ihm gleichartigen Gestirnen sich bewegt.

Begleiten wir die Menschenseele auf ihrem Weg durch das Leben von der Geburt an bis zum Tode, so erkennen wir bald, daß es der Leib sei mit seinen Schmerzen und mit seiner Lust, welche sich beide die Seele nicht selber, sondern welche Gott gibt; wir erkennen an, daß es der Leib sei, durch welchen eine höhere Weisheit die Seele erzieht und leitet, züchtiget und vollbereitet für das Leben der Ewigkeit. „Den Leib hast du mir zubereitet, zu thun, Gott, Deinen Willen." Denn der Leib, von Gott geschenkt und der Seele ganz zum Eigenthum verliehen, ist es, worin die Baumeisterin, die Seele, den Tempel, die Wohnstätte eines bleibenden,

seligen Friedens von oben erfinden und erbauen soll und kann, eines Friedens, den sie von Anfang bis zum Ende suchet, aber nur selten erlangt, weil sie ihn nur auf dem Weg des Gehorsams zu finden vermag. Andre Opfer und Gaben gefallen Ihm nicht; es ist das Ueberlassen, das Hingeben des eignen Wollens und Begehrens in das Walten eines höheren Willens, das die Leiblichkeit gestaltet und dieselbe täglich neubelebt und versorgt, es ist der rechte Gebrauch des Leibes und seiner Kräfte zu Gottes Dienst und nach Gottes Ordnung, wodurch der herrschende Geist des Menschen das Band einer Liebe anknüpfen kann, welche ihn allein zur Gottähnlichkeit erhebt, weil sie selber von ewiger, göttlicher Natur ist. Jedes freiwillige Bewegen der Seele in und durch den Leib, womit die Seele es kund gibt, daß sie das Leibliche nicht zu ihrem, sondern zu Gottes Willen brauchen wolle, ist ein Baustein zu dem Tempel, worinnen allein bleibender Frieden wohnet.

Die Seele denn, wie wir oben sagten, würde eine andre Seele nicht erkennen, gäbe sich diese nicht als dienend, mit einem unterwürfigen Leiblichen, der andren Seele hin; mit einem Leiblichen, auf welches diese selber, wie auf den eignen Körper, sinnlich einzuwirken vermag. Es geschiehet (als Sprache) die Mittheilung des eignen, inneren Erkennens und Wollens von Seele an Seele durch ein Leiblichwerden des inneren verborgenen Seins, und auch das Hingeben des Geistes an Gott, das Kundgeben desselben vor einem Auge, welches die Gedanken des Herzens siehet, ist ein Leiblichwerden, welches zwar die äußeren Sinnen nicht vernehmen, wohl aber der Geist des Menschen selber, der das Wachsen und Gestalten des inneren Tempels erkennt. Es stehet, wie uns dieß der Gang der ganzen vorhergehenden Untersuchungen lehrte, dieser innere Vorgang des Gestaltens und Gedeihens nicht bloß wie ein zufälligeres Vorbild und Abbild, sondern auf wesentliche, innige Weise mit der Geschichte der äußeren Leiblichkeit in Verbindung. Nur dadurch, daß der Menschenseele dieser äußere, anjetzt gebrechliche Leib mit all seinem Weh und seiner Lust gegeben worden, empfing dieselbe auch die Möglichkeit und die Kraft zu einer inneren Gestaltung und Bekräftigung, mittelst deren sie nach einer alten Verheißung höher emporzusteigen vermag, als eine kindlich selige Welt der Geister, welche die Schmerzen und die Mühe, die Gefahren und die Kämpfe dieser schweren Leiblichkeit niemals empfunden (1 Cor. 6, 3.).

So ist es denn ein hochbedeutender und heilbringender Zug, welcher die Seele zu dem eignen Leibe führt; es ist der alte, natürliche Bund des Gehorsams gegen Gott, die Unterwürfigkeit unter ein ewiges, höheres Gesetz. Hierzu sind Kräfte da, fest und stark wie die Kräfte der Liebe, welche nur durch eine Kraft von entgegengesetzter Art, eine Kraft des Ungehorsams und des irrenden Eigenwillens zerstört werden konnten.

Der alte, erste Grund des Todes ist Ungehorsam, ist Empörung des

inneren Strebens gegen das Gebot der oberen Ordnung. Wir erkannten oben (§. 22) in jener natürlichen Auflösung der äußeren Elemente, welche den leiblichen Tod herbeiführt, eine Art von Treuebruch des einen der beiden Gegensätze, auf deren beständigem Wechselverkehr das Leben beruht, am andren. Im Verlauf der Entwicklungsgeschichte des Leibes wird das eigenwillig selbstthätige, das männliche Princip über das andre, über das weiblich empfangende so mächtig vorwaltend, daß hierdurch jenes naturgemäße Verhältniß zwischen beiden, worauf sich in der ganzen Sichtbarkeit die Erneuerung und das Fortbestehen des Lebens gründet, gänzlich aufgehoben wird. Beide erscheinen jetzt nicht mehr als Geschlechtsgegensätze einer und derselben Art, sondern wie solche von verschiedener Natur und Art, welche in der organischen Welt auch dann, wenn sie zusammen zeugen, Wesen hervorbringen, in denen keine Kraft des Fortbestehens und Weiterzeugens ist. Die Kräfte des Leibes schwinden, die Ernährung (die fortgehende Wiedererzeugung) hört auf, oder es gehen nach einzelnen Richtungen Astergebilde von krankhafter Art hervor; der Leib stirbt und löst sich auf.

In diesem leiblichen und äußeren Vorgang deutet sich denn der innere, psychische Verlauf des Todes an. Die Seele hätte kein Leben, wenn sie dasselbe nicht, wie der athmende Leib die belebende Luft, in jedem Augenblick aus einem gemeinsamen Quell und Mittelpunkt alles Lebens neu empfinge. Empfangen kann die Lebenswasser jenes Quelles nur ein Gefäß, das sich hinabwärts, unter den Lauf der Strömung stellt; empfangen kann die Seele nur die belebende Kraft von oben, wenn sie sich dem Walten derselben dienend hingibt, wenn und so lange sie, nach dem oben gebrauchten Ausdruck, leiblich (basisch) gegen jene herrschende Kraft ist.

Wir lernten oben (im §. 27) eine krankhafte, in ihren Folgen furchtbare Bewegung der Seele kennen, womit diese die eigne Leiblichkeit gewaltsam von sich stößt und verläugnet. Es gleichet jener innere Act eines irregeleiteten Willens einem Selbstmord, und die Seele ist in solchen krankhaften Zuständen wirklich des eignen, von ihr gehaßten Leibes, ist der eignen, wahren Persönlichkeit ledig, und dagegen mit einer erdichteten falschen Persönlichkeit, mit einem Scheinleib angethan. Oftmals ist es der augenblickliche Ausbruch einer furchtbaren inneren Bewegung, eines überwältigenden Schmerzens über großen Verlust, über die Trennung von dem Liebsten, das der Mensch besessen, oder ein Anfall von Schrecken und Sorgen, ja selbst von plötzlicher Freude, woran die Seele, aller Gegenwart vergessend, sich fest hält, und woraus sich die krankhaft erdichtete Persönlichkeit erbauet, welche, wie der Tod das Leben, die wahre und gesunde Persönlichkeit verschlinget. So viel auch seitdem die Zeit Tröstendes und Erquickendes gebracht, so oft Gott seine Sonne über das kranke Haupt neu aufgehen lassen, dieses sieht und fühlt alle die Erquickungen nicht, es ist wie mit unauflösbaren Ketten an den einen, furchtbaren, längst vergangenen Moment gefesselt, von diesem kann es nicht lassen. Jener eine Augenblick, jenes damalige, übermächtige Gefühl, hat der Seele seine eigne Gestalt und Kraft so unverlöschbar fest eingeprägt, daß dieselbe hinfort von nichts Andrem, das ihr geschieht, sich neugestalten und bewegen lässet; sie stehet mitten in dem Alles erneuernden und bewegenden Strome versteinert, todt und gefühllos da, wie ein Fels.

Die allmählicher sich entfaltende und darum minder augenfällige Bewegung der Seele von ihrer Leiblichkeit hinweg, die Bewegung, wodurch zuletzt die Trennung vom Leibe herbeigeführt wird, ist im Grunde von ganz gleicher Natur und von gleicher Wirkung mit jener einseitig kranken. Bei dieser letzteren hat die Seele durch die Uebermacht eines vorhergegangenen Eindruckes oder Gefühles alle Empfänglichkeit für neue Eindrücke verloren. Es gründet sich aber die Fortdauer des Lebens nur auf die Fortdauer der Lebensempfänglichkeit und der inneren Erregbarkeit. Diese ist in ihrem Kreise dasselbe, was die Hoffnung im Kreise des geistigeren Lebens ist. Hoffnung, welche auf ein Neues und Künftiges gerichtet und dieses aufzunehmen bereit ist, Hoffnung, welche beständig den gegenwärtigen und vergangenen Augenblick an den kommenden anfüget, und so mit fruchtbarem Bemühen das Leben erhält und weiter spinnet.

Das Künftige, das Neue, auf welches die Hoffnung, auf welches die Regungen der äußeren Lebensempfänglichkeit gerichtet sind, ist allerdings ein noch Ungewordenes und darum Verborgenes, Unsichtbares. Aber dieses noch Unsichtbare, noch Werdende, hat in der Jugend des Lebens — in der Zeit der Hoffnung und Lebensempfänglichkeit — wie dieß die Geschichte jedes einzelnen Lebens bezeugen kann, eine solche Uebermacht über das schon Vergangene und Gewordene, daß die Seele alsdann mehr in der Richtung nach dem Künftigen und Neuen lebt, als in der nach dem schon Gewesenen und Gewirkten. Und dieses ist der bessere, natürlichere Zustand des Lebens; denn das Unsichtbare und Künftige, dessen die Lebensempfänglichkeit der Seele begehret, und auf welche das innere Hoffen gerichtet ist, war eher als das eigne Wirken der Seele und wird ewig sein; ist der Grund und die Kraft alles Seins und aller Verleiblichung selber, der Quell alles Lebens. Uebermächtig und herrschend wie Seele zum Leib, so verhält sich jenes Unsichtbare und beständig Werdende zu dem Reich des Sichtbaren und Gewordenen.

Was war aber die Ursache, welche die alte, wohlbegründete und naturgemäße Richtung des Lebens nach seinem eigentlichen, herrschenden Mittelpunkt zerstörte? diese Richtung, welcher der Tod ewig fern, welcher die Krankheit und Vergänglichkeit fremd geblieben wären? Der Tod und die Verwesung erscheinen nicht als Freunde und Genossen der eigentlichen und anfänglichen Ordnung unsrer Sichtbarkeit. Es bezeugt uns dieß der Schauder, welcher das Ende aller Lebendigen umschwebet. Eine Klage, wie um

etwas Verlorenes, gehet durch die ganze Natur; da wo die Hoffnung ihre Saaten säete, da gehen Furcht auf und Schreckniſſe; des Lebens Luſt gebieret überall den Schmerz. Der Tod, wenn er ſich dem Fleiſche nahet und Wehe und Angſt zu beiden Seiten ihn begleiten, erſcheinet auch dem erſtarkteren Geiſt als ein König der Schrecken, als ein Feind des Lebens, welchem dieſes auf ewig unterliegen müßte, käme ihm nicht ein Element zu Hülfe, welches den Tod und ſeine Schreckniſſe beſiegt.

Das Gewordene und Sichtbare, an ſich ſelber minder mächtig als das Werdende und Belebende, konnte nur dadurch eine Uebergewalt über die lebende Seele empfangen, daß, wie beim Entſtehen des Wahnſinnes, der irre geleitete Wille ſelber ein lähmendes Gift in jenes Sichtbare legte. Die begehrende Seele hielt ſich mehr und ausſchließender an dem feſt, was ſie ſahe und ſinnlich genoß, als an jener höheren Welt eines Glaubens, welche das Auge nicht ſiehet, welche aber die Hoffnung beſtändig empfängt. Das Vergangene war jetzt mächtiger als das Künftige, das innere Rad des Lebens, das Hoffen ſtand ſtill, die Lebensempfänglichkeit begann zu erlöſchen; mit der eigentlichen, naturgemäßen Richtung des Leiblichwerdens, das ein beſtändiger Act der Unterwerfung und des Gehorſams gegen eine obere, göttliche Ordnung iſt, wurde der Seele die Kraft der Verleiblichung ſelber genommen, und es kam nun die Gebrechlichkeit und der Tod des Fleiſches in die Natur.

Es nennt uns das Buch der Bücher mit klaren Worten die Sünde (des Ungehorſams) als die erſte Urſache des Todes. Und es iſt der Tod darum zu allen Menſchen hindurch gedrungen, weil ſie alle geſündigt haben. Das erſte (wahnſinnige) Irregehen der Menſchenſeele war in dieſe mit anſteckender Gewalt durch einen fremden, mächtigeren Wahnſinn übergetragen, und zu der Richtung des Ungehorſams hatte dieſelbe die Kraft durch einen andren, ſchon entſchiednen Ungehorſam einer furchtbar wirkſamen, geiſtigen Natur empfangen. So gehet nun auch ferner auf dem Wege der natürlichen Zeugung mit der jetzigen Leiblichkeit zugleich jener mächtig abwärts ziehende Hang, jenes verführende Moment auf das Leben der Seele über, deſſen Einfluß wir in einem ſpäteren Abſchnitte weiter betrachten wollen.

Die ſichtbare Welt zeigt uns einige Bilder von lieblicher Natur, in welchen der Tod, ſeiner jetzigen Schreckniſſe und Schauder entkleidet, bloß als ſchmerzloſe Verwandlung erſcheint, welche weder Verweſung noch Zerſtörung kennet, und deren Geheimniß, ſtatt von der Erſtarrung des Todes, nur von einem erquickenden Schlafe umſchattet iſt. Die buntfarbige Raupe, des Geſchäftes und der Bewegung unter den grünenden Blättern müde, webet ſich ſelber das Bett der Wiege, ſchläfet kurze Zeit im Nachtgewand der Puppe und erwachet am Frühlingsmorgen, als höher vollendeter, des Lebens im neuen Elemente froher Schmetterling.

Hier gehet eine Verwandlung aus der einen Stufe des Lebens in die ungleich höhere mit einer friedlichen Stille, wie das Aufwachſen der Knoſpe zum Stengel und zur Blüthe, wie das Geſtalten der Blüthe zur Frucht vor ſich. Es gleichet der Vorgang jenem einer chemiſchen Auflöſung und Niederfällung zur neuen Form mitten in dem umgebenden Element eines tropfbar Flüſſigen, welches alle die einzelnen Theile der aufgelösten Stoffe umfaſſet und die wechſelſeitige Bewegung des einen gegen den andren vermittelt, ohne daß irgend ein ſolcher Theil entweichen und von dem mütterlich umfangenden Element ſich losſagen könnte. Wird die bergende Umhüllung des Waſſers hinweggenommen und eben jene Stoffe in trockner Form der Einwirkung des Feuers ausgeſetzt, da vermag zwar auch dieſes mächtige Princip Anziehungen der Elemente gegen einander zu wecken und hierdurch eine neue Geſtaltung derſelben vorzubereiten, aber dieſer Weg zur neuen Geſtaltung gehet öfters durch eine Auflöſung und Verflüchtigung, welche die wandelnden Stoffe dem Auge entziehet, und welche einer völligen Zerſtörung gleichet. Wir ſuchen dann etwa vergeblich nach der Stätte, wohin das ſcheinbar zerſtörte Gebilde ſich geflüchtet; unſichtbar geworden in der unſichtbaren Luft iſt es in dieſer, wir wiſſen nicht wohin? getragen. So ſcheint auch der jetzigen letzten Verwandlung alles Lebens im Tode das leibliche Zwiſchenglied zwiſchen den verſchiedenen Zuſtänden, das Element, welches wie die ſüße Ruhe der Nacht das Morgen mit dem Geſtern verknüpfte, gewaltſam entzogen. Hienieden, in unſrer Region der ſchwereren Geſtirne, da iſt Sonne von Sonne, Planet von Planet durch weite Kluft geſchieden; da jenſeits aber, in der Region des leichteren, feineren Geſtirnes, da wandelt in nächſter Nähe Stern an Stern, und es vereint den einen mit dem andren eine gemeinſame, umhüllende Lichtatmoſphäre oder ein Gürtel neblichter Art, der ſich, beide umfaſſend, von einem zum andren erſtrecket.

Das Dieſſeits und das Jenſeits, das Leben in der Zeit und jenes in der Ewigkeit, ſind denn durch eine dunkle Kluft der Schrecken von einander geſchieden. Die Geſchichte der Seele im engeren Sinne, der Seele, welche der Menſch mit dem Thiere gemein hat, lehrt uns keine Kraft kennen, die zum Kampfe mit dem Könige der Schrecken gerüſtet, mächtiger ſei als der Tod. Gleich jenem Thor der Edda, vermögen auch die rieſenhafteſten Gewalten des Lebens nichts gegen die alte Mutter des Uebels, gegen den Tod. Der Geiſt aber, welchen der Menſch aus Gott empfangen und empfängt, iſt mächtiger als der Tod und ſeine Schrecken, und dieſer ſiehet die Verweſung nicht. Wir wollen deßhalb an ſeinem Ort, in der Lehre vom Geiſte, noch einen letzten Blick auf den Vorgang und die Geſchichte der endlichen Verwandlung des Fleiſches richten, einen Blick, der mitten in der Verwirrung des letzten Wehes und in ſeinem Dunkel den Faden einer Hoffnung aufzufinden ſtrebet, welche ewig nicht zu Schanden werden läſſet.

Erläuternde Bemerkungen. Schon nach Plato's Lehre erscheint zuweilen das Sinnliche als ein Mittel der Verwirklichung des Guten (Tim. 68), wiewohl er anderwärts (z. B. im Phädr. 64 u. a.) den Leib als ein hemmendes Band der aufwärts strebenden Seele betrachtet. Wie es das Christenthum war, welches zuerst den Völkern die rechte Achtung gegen das Weib gelehrt, welches geboten, dem schwächeren Geschlecht seine Ehre zu geben und es zu lieben mit einer Liebe, welche ein Gleichniß sei der sich selber opfernden Liebe Gottes zu dem Menschen (Ephes. 5, 25), so ist es auch das Christenthum gewesen, welches zuerst die rechte, wahre Würdigung des Leibes lehrte (m. v. z. B. S. Basil. Caes. constit. monast. c. 2, ed. Paris. Opp. II, p. 542). Beide Arten der Beachtung, von welcher gerade die höhere, geistigere Ausbildung der eigenthümlichen Richtung des Heidenthums die Völker der alten Zeit, wie noch jetzt die des Orients am meisten entfremdet hatte, werden sogar in der heiligen Schrift als verwandt und zusammengehörig dargestellt (a. a. O. V. 28, 29 u. f.). Es wird der Leib ein Tempel Gottes genannt, ja ein Glied des Herrn der Herren selber (1. Cor. 6, 19, so wie 15), ein Gefäß, welches die Kraft Gottes durch und durch heiligen (1. Thess. 5, 25) und verklären (Phil. 3, 21) soll und wird. Der oben erwähnte Satz: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes, findet sich trefflich ausgeführt in Oetingers biblischem und emblematischem Wörterbuch (neu herausgegeben von Dr. Hamberger. Art. Leib). Andre Aussprüche, auf welche der Inhalt dieses Paragraphen sich begründete, sind 1. Cor. 15, 22—28. Ebr. 10, 5—10. — Die Fabel der Edda, auf welche hier oben hingedeutet wird, ist die von der Reise des Thor nach Utgard zur Burg des Loke, wo der Tod oder die Vernichtung alles Endlichen dem Thor in Gestalt eines alten Weibes (der angeblichen Großmutter des Loke) entgegentritt und in übergewaltiger Kraft mit ihm ringt.

Das Schicksal der Seele im Tode.

§. 45.

Es kämpfen um den Leichnam jedes Menschen, wie um den Leichnam des Patroklos, Bewegungen von der widersprechendsten, unter sich selber feindseligsten Art; ein Schauder, welcher den Anblick zu entfernen, das bleiche Schreckensbild zu verhüllen oder zu zerstören gebeut, und das unwiderstehliche Gefühl einer wehmüthigen Anhänglichkeit, welches sich nicht überreden lässet, daß dieß nur das abgelegte, todte Gewand einer geliebten, geschiedenen Seele sei, sondern welches um Hektors theuren Leichnam weder das Opfer der Güter, noch die Gefahr des eignen Lebens scheut, weil es in diesem starren, todten Leibe Hektorn selber geehrt oder beschimpft, geliebt oder feindselig gehasset wähnt. Es ist dieses unerklärliche, unabweisbare Gefühl in uns, welches die arme, zerfallende Hütte, in der vorhin ein treues Leben gewohnt, so fest hält, daß es sich dieselbe nur unter tausendfältigem Schmerz und Thränen entreißen lässet, und daß es die geliebte Hülle niemals würde dahingeben, wenn nicht mit giftigen Pfeilen die Seuche

und der unnahbare Aushauch der Verwesung die letzte Trennung geböten. Das unmäßige Wehe dieser Trennung suchet das laute Geschrei der Kläger und Klageweiber auszudrücken, und — als wäre die stumme Thräne noch kein hinreichendes Zeugniß des inneren Jammers — es strömet der wilde Schmerz einiger Völker neben der Thräne aus selbstgeschlagenen Wunden das lebende Blut aus. Durch künstliche Pflege suchet der Aegyptier den werthgeachteten Leichnam unzerstört den nachkommenden Jahrtausenden zu erhalten, und Crassus der Triumvir bauet der geliebten Cäcilia Metella, deren Asche, wäre sie auch von der eignen, einst inwohnenden Seele verlassen, dennoch die Liebe des Gemahles nimmermehr verlassen kann, ein Ehrenhaus, welches ein noch jetzt lebendes Geschlecht mit Rührung betrachtet. Eine Liebe, welche nicht stirbt, weinet am Grabe der längst hingeschiedenen Mutter, als wohnete hier noch jene treue Sorge, mit welcher nur die eigne Mutter den elenden Pilgrim umfaßt und gepflegt; sie weinet noch dort am Bache der Turteltauben um die Geliebte der ersten Jugend, als wäre da in dem kalten Gebein noch ein fortdauerndes, näheres Band mit der Seele, welche das eigne Leben nur in dem anvertrauten fremden geliebt. War doch auch nicht bloß in dem dahingeworfenen Mantel des Elias, sondern in Elisa's Gebein eine Kraft, welche nur ein genaheter, da hindurchwirkender Geist dem einst von ihm belebten Gewebe wieder geben konnte.

So wird durch alle Zeiten und Völker ein Klagen und Weinen Rahels über ihren Todten vernommen, und in allen Menschen, von dem verwildertsten an bis zu dem hochgebildetsten, lebet ein Gefühl, das dem Menschenleichnam unwillkürlich ein Recht einräumt, welches nur der Seele zu gebühren scheint.

Ein Gefühl, so tief, so fest, so allgemein in der Natur des Menschen gewurzelt, kann nicht auf einer bloßen Selbsttäuschung beruhen, ihm muß etwas Wirkliches und Wahres zu Grunde liegen.

Und in der That, es lassen uns schon mehrere Züge aus der Geschichte des Scheintodes erkennen, daß die Seele noch einige Zeit, ja vielleicht noch lange nach dem Tode mit dem starren Leichnam durch ein Band vereint sei, welches, auch wenn es nur dem Zuge des Heimwehes nach der so lange in Freud und Leid bewohnten Hütte oder der lebhaften Erinnrung an dieselbe gleichet, dennoch stark genug sein muß, um den todten Leib alsbald wieder zu einem hörenden Ohre der Seele zu machen, wenn mit neubelebender Kraft jene Stimme ertönet, welche dem schon vier Tage im Grabe gelegenen, verwesenden Todten gebeut herauszukommen. Und siehe, der Todte kam, gebunden mit Grabtüchern. — Sind schon in dem Zuge des Heimwehes nach der verlassenen Wohnstätte der ersten Jahre, in dem Zuge des lebhaften Erinnerns an ein fernes, theures Gut, Kräfte von wundervoller Art, so lange wir noch in diesem schwerbeweglichen Leibe wallen, — welche Macht wird dann erst einem solchen Zuge in der

gedankenschnellen und gedankenkräftigen Seele sein, wenn dieselbe, des Leibes ledig, ganz das ist, was sie in der vorherrschenden, eigenthümlichen Kraft und Weise für sich und an sich selber zu sein vermag (§. 26).

Es liegt jedoch in solchen Betrachtungen eine Gefahr der Selbsttäuschung für die forschende Seele, größer als jene für das leibliche Auge, wenn dieses in Zeiten der Nacht, denen nicht mehr das Licht der eigenen, näheren Sonne, sondern nur jenes der unermeßlich fernen Gestirne scheinet, über die in einiger Ferne durchs Dunkel eilenden Gestalten und über ihr Bewegen urtheilen soll. Lassen wir uns nicht durch Scheingebilde der Nacht erschrecken, welche die Seele aus dem undurchdringlichen Nebel, in welchem sie auf dem Wege solcher Forschungen nicht selten sich befangen siehet, sich selber geschaffen. Es hört schon im täglichen Schlafe, der nur ein schwaches Abbild des Todes ist, das Ohr nicht mehr die Stimme der in der Nähe des Lagers Redenden oder die aus der Nachbarschaft kommenden Töne eines lieblichen Gesanges; das geschlossene Auge bemerkt nicht mehr, weder die Annäherung des längst ersehnten Freundes, noch auch der längst gefürchteten, drohenden Gefahr, und es weilet die Seele vom Augenblicke des Einschlafens an in dem eigenthümlichen, reichen Lande der Träume, welches, wie die Region des Seelenlebens selber, in Beziehung auf den leiblichen Raum weder fern noch nahe genannt werden kann, sondern welches in und durch und über der sichtbaren Welt dahin gehet, wie das Licht durchs feste Glas, wie die Kraft des Magnetes zum Eisen durch die feste Marmorplatte, ohne durch jene sichtbare und der Schwere unterworfene Körperwelt begränzt und gehemmt, ja ohne von derselben berührt und bemerkt zu werden. Nimmt doch schon ein lähmendes Uebel oder eine Verletzung des Nerven unsrer Seele bald diesen, bald einen andren Theil des Leibes, ohne daß dieselbe aufhört in ihrer ganzen, eigenthümlichen Kraft Seele zu sein wie vorhin. Eine Verletzung des Rückenmarkes nimmt sogar die ganze, untre Hälfte des Leibes hinweg: in dieser ist eben so wenig Bewegung und Gefühl und Lebenswärme als in einem todten Leichnam, und dennoch hat dieser halbe Tod des äußeren Menschen dem inneren nichts an, dieser ist noch ungetheilt derselbe geblieben, wie dieß bei gänzlicher Lähmung aller äußeren Glieder zuletzt wenigstens noch der redende Mund oder die Sprache der Mienen bezeuget. Zwar jenes seltsame Ergänzungsgefühl, das die Seele noch in Beziehung auf solche Glieder besitzt, die der Leib verloren hat, das einer wirklichen Wahrnehmung gleichende Vorstellen von einer Zehe, die sich an einem schon längst abgenommenen Fuße findet, deutet wenigstens auf eine eben so nothwendige Wechselbeziehung der Seele mit dem Leibe hin, als die zwischen dem Leibe und seiner gewohnten Bekleidung ist; deutet darauf hin, daß die Seele, entblößt vom Leibe, eben so dringend einer allseitigen Wiederbekleidung mit einer ihr angemessenen Leiblichkeit bedürfen werde, als der nackte, frierende Körper einer Bedeckung durchs

Gewand. Dennoch aber erscheint auch hierbei der Leib nur wie ein Kleid, nach dessen Ablegung die Seele noch ganz dieselbe bleibt, die sie eigentlich war.

Wird dann im Tode der im engeren Sinn sogenannte (sichtbare) Leib abgelegt, so wird dieses arme Gewand, an welchem nun die Verwesung naget, oder welches das zergliedernde Messer zerschneidet, eben so wenig von rückwirkender Kraft sein, als das abgetragene Kleid, das ein muntrer Jüngling am Wege hinwirft. Dieses wird von den Motten zerfressen oder sein Gewebe von den Vögeln hinweggetragen; der Jüngling aber, ohne der Motten oder der Vögel zu gedenken, gehet rüstig seines Weges über Berg und Thal.

Dennoch, wie der verdauende Leib aus der Speise, deren todte, verwesende Reste er hinwegstößt, einen Nahrungssaft zurückbehält, der zu neuem Fleische wird, so scheint sich die Seele (wie dieß selbst das vorhin erwähnte Ergänzungsgefühl in Beziehung auf verlorene Glieder beweiset) aus dem sterbenden, sichtbaren Leibe ein Etwas zurück zu behalten, welches ein unsichtbarer Leib genannt werden kann, ein Keim der Unsterblichkeit, in welchem eine reproducirende Kraft ruhet, welche zu ihrer Zeit das Verlorene wieder zu erzeugen und aus dem verwandelten Staube den sichtbaren Leib von neuem zu gestalten vermag.

Die Seele dann, von dem todten Leibe geschieden, findet sich alsbald in dem verwandten Element eines Seins, welches mit unserer Sichtbarkeit noch ungleich weniger in Wechselberührung stehet, als der Magnetismus des Eisens mit der Dichtigkeit der Marmorplatte; als die Bilder des Traumes mit der umgebenden Wirklichkeit, als der Somnambulismus mit den Personen und Dingen, welche außer dem Kreise seines Rapports liegen. Hier ist der selbstbewußte Geist mit jenen Nachklängen allein, welche er aus dem Leben des Leibes mit sich hinüber genommen hat. Diese Nachklänge bilden den Grund und die Aussicht des nachmaligen, neuen Seins. Es ging etwa ihr Zug mächtiger nach oben, und es ist hier ein geöffneter Ausgang, eine Aussicht, weit und frei und hehr. Oder jener Zug war mehr nach unten gerichtet, und es ist hier die Aussicht gehemmt, der Zugang zur niederen Welt der Sichtbarkeit auf ewig verschlossen; das heiße Sehnen, thränenlos, starret in eine dunkle Oede, welche ohne Wechsel immer dieselbe ist. Ueber diesen Zustand der Abgeschiednen, über das Sein im Reiche der Schatten, läßt sich das Ahnden der Seele schon in der Mythologie der alten Völker vielfach klagend vernehmen. Siehe, der Abend kommt, die Taube der Felsen verbirgt das Haupt unter dem Fittig und ruhet schlummernd in ihrem Nest; der heiße Mittag kommt, und die Hindin der Wüste ruhet wiederkäuend im Schatten des Waldes. Aber bald nach dem Dunkel der Nacht kommt der Morgen, nach der Hitze der Mittagsstunden der kühle Abend, und die Taube fleugt fröhlich aus der

Kluft hervor, die Hindin erhebt sich, von neuem zu weiden am Saume des Waldes. So entfleucht auch im Herbst dem Geräusch des fallenden Laubes der Kranich, er entfleucht auf Hoffnung; denn siehe, bald kehrt der Frühling wieder und ruset den wandernden Vogel zurück zur Heimath. Der Zug der abgeschiednen Seele aber herniederwärts nach der ersehnten Leiblichkeit und ihren Freuden ist ohne Hoffnung; auf dieses Grauen der Nacht folget nicht alsbald der Morgen, auf dieses Starren des Winters nicht in wenig Tagen der warme Sommer. Siehe, ein scheinbar bewegtes Meer, wie am Gletscher der Alpen; aber die näher prüfenden Sinnen erkennen in den vermeinten Wogen das unbewegliche Eis, kalt wie das Anfühlen eines Todten. „Besser," so läßt jener alte Dichter den Schatten des Helden sagen, „glückseliger ist auf Erden das Loos des ärmsten Taglöhners, denn hier im Lande der kraftlosen Schemen das Loos des Herrschers."

Es erscheinet selbst in dem Buch der Verheißungen und der Hoffnung, ehe denn diese Hoffnung erfüllet war, das Reich der abgeschiednen Seelen, das Land der Schatten, grauenvoll und ohne nahen Trost. Daselbst ruhen die Müden an Kraft, denn es müssen dort aufhören die Gottlosen mit Toben. Da haben mit einander Frieden die Gefangenen und hören nicht die Stimme des Drängers; beide, Klein und Groß, Knecht und der von seinem Herrn freigelassen ist, sie sind da stille und haben Ruhe mit den Königen und Rathsherren auf Erden, die sich das Wüste bauen, mit den Fürsten, die Gold haben, die ihre Häuser mit Silber füllen. Darum warten mit Ungeduld die Mühseligen und die so betrübten Herzens sind des Todes, sie freuen sich zum Jauchzen und sind fröhlich, daß sie das Grab bekommen. Aber siehe, wie der leise Schlummer des Krankenbettes, welcher keine Erquickung noch Kraft bringet, ist das Sein im Lande der Finsterniß und des Dunkels, da der Mensch dereinst hingehet und kommt nicht wieder, das Sein in dem Lande, das trüb und ohne Ordnung, und dessen hellster Schein gleich ist dem Dunkel unserer Nächte. Es verstummet da, wie das tägliche Lied der Lerche in den nebelkalten Tagen des Vorwinters, das lobpreisende Jauchzen der Seele zu Gott, und die Stimme des Dankens wird nimmer gehört; denn diesen kraft- und leiblos Trauernden ist ferner nicht mehr das Freuen an Werk oder Kunst, an Vernunft oder Weisheit; des nun schmachvoll ohnmächtigen Königes, welcher in seiner Pracht dem Morgenstern geglichen, welcher in seinem Herzen gedachte: ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ich will über den hohen Wolken fahren und gleich sein dem Allerhöchsten: dieses Königes, — der die Welt zittern, der den Erdboden zur Wüste machte, spotten die andren Schatten am meisten. Denn er vor allen liegt dahin geworfen wie ein verachteter Zweig, wie ein Kleid der Erschlagenen, die mit dem Schwert erstochen sind; er lieget, da Maden sein Bette sind und Würmer seine Decke; seine Pracht

ist heruntergefahren zur Hölle, das Geräusch der Harfen ist verstummt; der sich in und durch den vergänglichen Leib über Alle am höchsten gestellt, der ist nun ohne diesen Leib der Niedrigste und Armseligste geworden.

So wird selbst in den Schriften des alten Bundes das Fortleben des Menschen nach dem Tode als ein schein- und freudenloseres vorgestellt, denn das Fortleben des entlaubten Baumes im Winter. Wie der entseelte Leib, wenn nun die Verwesung mit ihrem Fittige ihn deckt und Fäulniß zu seinen Häupten schwebet, dem Lebenden ein grauenvoller Anblick, so ist der Gedanke an den Zustand der Entleibung der Seele ein Gedanke des Schreckens und der Furcht. Und mit Recht erbebet hier die Seele vor dem Rauschen der Bäche Belials, vor dem Anblick der Banden, aus denen keine Rettung erscheinet; denn es ist die Entleibung der Seele, es ist der Tod (schon nach §. 44) eine Folge und Strafe des Ungehorsams und der Sünde, und die Hand der Strafe ist schwer, ihr Dräuen ist gewaltig und mächtig, wie die Kraft Dessen, der das leibliche Leben gab. Was ist das denkende Haupt, wenn die Glieder des Leibes ihm genommen oder gelähmt sind? was könnte die Seele sein ohne einen Leib, durch den sie das innere Bewegen kenntlich machet und durch den sie wirket? Wäre sie nicht, ganz von aller Leiblichkeit entblößet, kraftloser als das Sehnen einer am Tageslicht bald dahin sterbenden, unzeitigen Geburt nach Nahrung und Bergung im Leibe der Mutter?

Aber wie sich schon im entlaubten Baum des Winters die Kraft der neuen, zukünftigen Belaubung und Beleibung im Frühling kund machet, so läßt uns die Lehre der alten Welt von der Seele und ihrem Schicksal nach dem Tode immer zuversichtlicher, je näher die Zeit der Erfüllung gekommen, das Wort der Hoffnung hören: daß einst der Seele von neuem ein Leib werden, daß dieses verlassene Gebein von neuem solle durch Kraft des Geistes vom Lebenshauch durchdrungen und bewegt sein. Diesem uralten Worte der Hoffnung wird es zugeschrieben, daß die Celten von keiner Todesfurcht gewußt. — „Ich weiß, so spricht jener alte Held und Sieger in den Kämpfen der Mühe und der Angst, ich weiß, daß mein Erlöser lebt und daß Er, der Sieger, über dem Staube stehet, und hernach wird diese meine Haut von neuem mich umgeben und werde aus meinem Fleische Gott sehen. Denselbigen werde ich mir sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder." Und es saget der gottbegeisterte Mann, dessen Auge die Zukunft jenes Erretters aus den Banden des Todes, die Zukunft des von der Jungfrau Gebornen bis zum Tode der Schmach und der Ruhe im Grabe klar und hehr vorausgesehen, zu dem Volke, das sich auf Gott verlässet und hat Sein Heil zur Mauer und Wehr: „Deine Todten werden leben und mit dem Leichnam auferstehen. Wachet und rühmet ihr Bewohner des Staubes! Denn dein Thau ist ein Thau des

grünen Feldes, und die Erde wirft ihre Todten aus." Und ein Seher der letzten Dinge verkündet, daß „Viele, so im Staube der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; Etliche zum ewigen Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande."

Endlich so sehen wir die stärkste, die fröhlichste Zuversicht der Erben des neuen Bundes, jene Zuversicht, welche in allen Gefahren Muth, in Kämpfen Kraft, in Leiden Trost gibt und Geduld, auf die Lehre von der Auferstehung der Todten gegründet, auf die Lehre von der einstmaligen neuen Ueberkleidung der Seele mit dem verklärten Leibe. Es ist der Eine, der Sieger am Staube, der Erstgeborne von den Todten, „durch welchen die Auferstehung der Todten kommt, so wie einst durch einen Menschen der Tod gekommen. Denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden." Es ist dieses die Lehre, von welcher der Apostel saget: „ist Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich — — so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden, so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren." Denn hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen, und dieser stete Kampf bis aufs Blut, dieses tägliche Sterben, dieses Treusein bis zum Tode, was hilft es uns dann? „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt." Diese Lehre denn, welche auch durch „die Taufe über den Todten" als der feste Grund des Christenglaubens bezeugt wurde, redet allerdings von einer künftigen Entwicklung der Geschichte der Seele nach dem Tode, wobei auf die Bedeutung des so hinfällig erscheinenden Leibes (§. 44) abermals ein sehr erhebendes Licht fällt. Es war der Leib aus Erde gemacht, welchem Gott durch den Hauch seines Mundes die belebende Seele und den Geist gab, der Ihn erkannte, der mit Ihm redete. Es ist der ohne Aufhören fortlebende Geist, welchem einst der verklärte Leib, nun der Vergänglichkeit und dem Tode auf ewig enthoben, wieder werden wird.

Dieser Ausgang demnach aus dem dunklen Lande, da keine Ordnung ist, noch Kraft, noch Kunst, in ein Land der Errettung, in ein seliges Sein, voll Kraft und Trost, fällt nicht mehr in die Gränzen der Geschichte der Seele im engeren Sinne, sondern in die der Geschichte des Geistes. Wir werden deßhalb noch später zur Betrachtung jener hehren Lehre zurückkehren, nach welcher der innere Mensch mit einer Behausung, mit einem Leibe, der von oben ist, überkleidet, und hiermit das Sterbliche soll verschlungen werden von dem Leben. Denn dieser neue Leib wird nicht durch ein Geschäft des Sichtbaren und Leiblichen, sondern des Geistigen geboren.

Es erscheinet uns, während des Lebens der Sichtbarkeit der Vorgang der Verleiblichung (nach §. 44) als eine Unterwerfung der Seele unter das Gesetz einer höheren Ordnung oder als ein Dienstbarwerden

derselben für einen andren, fremden Willen. War es das Walten des Geistes, welches lebendig machet und frei, dem sich der Mensch bei Leibes Leben hingegeben und gelassen: wohlan! dieses Walten stirbt im Tode nicht, und dieser Zug der Liebe und Verleiblichung wird auch dann nicht ohne Erfüllung und innere Kraft sein. Von dem was den Menschen erwartet, welcher bereits hienieden ein Leben des Geistes angezogen, hat der sterbende Sokrates, als nun die untergehende Sonne seines letzten Tages ins Gefängniß hereinblickte und der tödtliche Trank des Schierlings schon bereitet wurde, in der Weise eines Sehers gesprochen, dessen Auge das siehet, was droben und was ewig ist. Das Leben der Mühen und des ungestillten Sehnens ist vergangen; siehe, ein Leben der geistigen Lust und der Liebe hat begonnen, ein Sein, dessen Sehnen von einer seligen Sättigung zur andren immer höher steiget. Hier sind die Räume, hier sind die Wohnstätten, gegen welche die verlassene Wohnstätte der Erde noch kaum so erscheinet, wie das dämmernde Grauen der Meerestiefe zu dem reinen, klaren Himmel über einem grünenden Gebirge.

„Wie? ist das dieselbe Sonne, die mir geschienen, als ich noch im krankenden Leibe war? Wie ganz anders leuchtet diese höhere Klarheit, in welche das Auge ungeblendet schauet, und deren Strahl ohne sengende Gluth ist. Bäume und Blumen des Paradieses, getränkt von der krystallenen Fluth der Lebensströme, wie war alles, was auf Erden grünete und blühte, gegen euch nur ein armer Schatten! Du Purpur und Lasur des durchsichtig edlen Gesteins, das hier Grund und Wand des Gebirges ist, wie matt waren gegen deinen Glanz die armen Splitter, mit denen das sterbliche Geschlecht als mit den köstlichsten Kleinodien sich schmücket. Speise des Lebens! welche nährende und heilende Kraft der Erde war der Deinen gleich."

„Selig das Auge, welches siehet, was hier gesehen, selig das Ohr, welches höret, was hier vernommen wird, seliger aber noch ist das Herz, das da fühlet, was hier gefühlt wird. Siehe da ein Leben der Liebe der seligen Seelen, unter deren Gesellschaft sich öfters die Fremdlinge des höheren Heimes mischen. Dort vereinet ein himmlischer Bund jene Seligen, welche schon auf Erden nach Erkenntniß des Höchsten und Göttlichen gestrebt. Wie erkennt da das Auge, welchem ein Glanz der Ewigkeit aus Gott leuchtet, Alles so klar und deutlich, was es auf Erden nur in nächtlichem Grauen gesehen; wie fließet dann der Mund, himmlisch beredt, im Preise der ewigen Weisheit über, und die Sprache der Erde wird zu einem Liede der Ewigkeit. Du Liebe von oben, wie wird nun erkannt, daß alles das, was wir geliebt und gesucht, nur Du warest; wie selig verklärt ist da oben die Liebe der einen Seele zu der auf ewig gefundenen andren, weil sie es weiß, daß sie nur Liebe zu Dir ist."

„Aber dieß sind noch nicht die Stätten des ewigen Bleibens für die

Seele, welche aus dem Geist geboren ist. Du Schwinge des Sehnens, welches von einer Ruhe, die Gott dir gab, zur andren immer stärker geworden, du zeuchst die klärer und freier werdende Seele immer höher hinan zu dem Abgrunde des seligen Seins, aus welchem der Strom des Lebens hervorquillt. Näher an dem irdischen Sein trug die Welt, in welche die vom Leibe geschiedene Seele sich aufschwang, noch das Bild und die (wenn auch verklärtere) Farbe der verlassenen Wohnstätte des Irdischen; es war hier annoch, wie um den Wanderer, welcher der aufgehenden Sonne unter dem Laub- und Blüthendach des Waldes entgegentritt, ein Spiel und Wechseln der Lichter und Schatten. Höher hinan zum Aufgang aus der Höhe, siehe! da wird das Besuchen der hehren Mächte von oben häufiger und näher, die Liebe ergeußt immer reichere und höhere Seligkeiten in die anbetende Seele. Aber auch du, du Bund der himmlischen Geister, welche an den Strahlen der ewigen Weisheit, die nach der Sichtbarkeit hinabfallen, sich erfreuten, du Bund eines Erkennens, das ohne Irrthum ist, du bist es noch nicht, in welchem das von Gott gezogene Sehnen sein ewiges Ruhen findet. Höher hinan denn, du Sehnen! es ist annoch über diesem Allen jene Liebe, welche dich von Ewigkeit geliebt, jene ewige Weisheit, welche dich zum Sein bereitet und an Mutterhänden geführt, auf Adlersfittigen getragen hat, in den Tagen deines Fleisches; gehe herein zu den Thoren der Ewigkeit. Ja, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gekommen, das ist hernach bereitet denen, welche Ihn lieben."

Mit solchen Worten und Farben beschreibet schon die Ahndung eines sterbenden Weisen, welcher, ohne ihn zu kennen, nach dem Trost der Völker sich gesehnt, noch mehr aber die Ahndung eines Solchen, welcher den Trost der Völker kannte und im Herzen trug, das Sein der Seele, in welcher bereits hienieden das Walten des Geistes und der rechte Zug der Liebe zu Gott begonnen, wenn sie den sterbenden Leib verlassen hat. Diesem himmlischen Zuge gegenüber findet sich aber häufiger noch in der am Staube hangenden Seele ein Walten des Fleisches, welches, scheinbar in eigner Kraft bewegt, wie der fallende Stein, den der Zug der Schwere hinab zum Abgrunde reißet, von der höheren Ordnung des Geistigen sich lossagt. Dieses Walten gleicht der wechselseitigen Zusammengesellung der wägbaren Elemente eines todten Leibes oder abgestorbenen Gliedes, nicht mehr nach dem Gesetze des Lebens, sondern nach dem Gesetze einer niedrigeren, körperlichen Wahlverwandtschaft: es gleichet einem Vorgange der Verwesung bei Leibes Leben. Wenn der Mensch hienieden sich jenem Zuge nach unten hingegeben, dann siehet sich die Seele — im Lande da keine Ordnung ist (Hiob 10, 22) — der Unterwürfigkeit unter ein höheres Gesetz mit der Leiblichkeit zugleich entbunden; sie wird aber hierbei auch erfahren, was ein Leben sei, von welchem das Walten der höheren Ordnung

sich geschieden. Denn nur aus diesem kommt Kraft und Freude und Befriedigung, von ihm hinweggerückt, wie im Nerven, von welchem das zu ihm gehörige Glied hinweggerissen worden, empfindet die Seele Schmerz und Ohnmacht und nagendes Sehnen.

Jene dienende Seele, in der Lehre der alten Cabbalisten Nephesch genannt, welche noch bei dem verwesenden Leibe weilet, wenn der Ruach zum Paradiese, Neschamah zur Nähe des göttlichen Ursprunges sich erhoben, ist der noch fortwährende Zug der abgeschiednen Seele nach der verlassenen Leiblichkeit hin. Es wird dieser Zug bei einigen Seelen dem Gefühle gleichen, welches einen innerlich gesunden Menschen ergreifet, wenn er, erquickt und gesättiget vom Mahle, Worte des dankenden Gebetes zu Gott spricht; bei Vielen aber den Gefühlen des peinigenden Hungers und des quälenden Durstes, welches ein Mensch, der die stärkende Speise nur sahe, zugleich aber versäumte sie zu genießen, beim Hinwegnehmen des Mahles auf immer empfindet. Denn nur das wird ein Eigenthum des inneren und ewigen Menschen und gehet mit diesem hinüber, was während der Kämpfe des Lebens in die Natur des Geistigen verklärt und verwandelt worden.

Ob der Menschenseele, wenn sie vom sichtbaren Leibe geschieden, noch irgend eine Macht bleibe, den anderen Seelen, welche annoch im Leibe leben, sich mitzutheilen, darüber vermag die Wissenschaft nichts zu sagen. Gewiß ist, daß die Seelen, sie seien in dem Leibe oder außer diesem, ohne Aufhören in der Kraft Dessen verbunden bleiben, welcher über das Leben der Sichtbarkeit, wie über jenes des unsichtbaren Wesens, gleiche Macht und Gewalt hat. Es ist das gemeinsame Ziel einer ewigen, unwandelbaren Liebe, an welchem sich die Seelen, welche diese Liebe annoch in einem gebrechlichen, vergänglichen Gefäß tragen, und jene, welche die Hülle abgelegt, täglich und stündlich begegnen und in Kraft und Wahrheit sich vereinen.

Erläuternde Bemerkungen. Mehreres, mit dem Inhalt des vorstehenden Paragraphen in Beziehung Stehende findet sich schon in den Bemerk. zum §. 43. — In Beziehung auf die Beachtung und feierliche Bestattung des todten Menschenleibes, des Saatkornes der Ewigkeit, hat das natürliche, dem Menschen inwohnende Gefühl von den ältesten Zeiten an bis auf die unsrigen, immer dieselbe Sprache gesprochen. Abraham (1. Mos. 23) erwirbt auf feierliche Weise die Ruhestätte für Sarahs Leichnam zu einem beständigen Eigenthum von den Kindern Heth. Daselbst, bei Abrahams und Sarahs, Isaaks und Rebekka's, so wie Lea's Leichnam will Jacob begraben sein (1. Mos. 49, 29), dort im Lande der Verheißung wird auch, nachdem er lange im Lande der Fremdlingschaft auf Hoffnung aufbehalten worden, Josephs Leichnam beigesetzt (1. Mos. 50, 25; Jos. 24, 32). — Es ist des Elpenors Sehnen (Hom. Odyss. XI) als irrender Schatten so wie der Wunsch der Seele des Archytas (Horat. Od. I, 28) auf die Bestattung des noch unbeerdigten Leibes gerichtet. Die

hingeschiedene Seele stehet nach der Meinung des Alterthums noch in so naher Beziehung zu dem abgelegten Leibe, daß sie nicht bloß noch als ein mit diesem Verschwistertes betrachtet wird (Virg. Aen. IV, 34, e. al. II), sondern daß eigentlich die Seele zunächst und zumeist durch die Bestattung ihres todten Leibes geehrt wird (Lucan. IX: Cineresque in litore fusos colligite atque unam sparsis date Manibus urnam; Servius ad Aen. III: Animamque sepulcro condimus). Die Seele sollte nach der Lehre der Pythagoräer noch einige Zeit nach dem Tode in der Nähe der Grabesstätte verweilen; und als ein Hirt dem Eurytos erzählte, daß die Stimme des Philolaus bei dem Grabe ihres Leichnams sich hören ließe, fragte Euritos bloß, welche Harmonie jene Seele singe? (Jamblich. vit. Pythag. 139, 148.) Doch sollten nach derselben Lehre die Seelen der Gottlosen (bald hernach) im Tartaros wohnen, wo der Donner sie schrecke (Aristot. anal. post. II, 11). — Nach der Lehre der älteren Rabbinen, welche unfehlbar hierbei 1. Sam. 28 vor Augen hatte, kann die Seele eines noch nicht über ein Jahr Verstorbenen zurückgerufen werden; der Beschwörer sieht dann dieselbe, hört sie aber nicht; der, welcher sie fragt, hört sie, sieht sie aber nicht. — Es umschweben nach Plato (Phaed. 80, e; 113, 114; Gorg. 523, c) nur solche Seelen, welche, in der leiblichen Lust befangen, das geistige Wesen des Erkennens haßten, die Grabstätte ihres Leibes, denn jede niedrig sinnliche Lust nagle die Seele wie ein Nagel an die Leiblichkeit an und mache sie körperartig (Phaed. 83, d). Dagegen erhüben sich die Seelen der Bessern zu der ihnen angemesseneren siderischen Sphäre, oder, wenn sie schon hienieden zum reinen Erkennen hindurchgedrungen seien, erhüben sie sich zu einem rein geistigen Leben bei Gott, wo ihrer das Anschauen des Wahren wartet (Tim. 42; Phaed. II, all.). — Zuweilen finden wir auch in Plato's Schriften eine deutliche Erwähnung der, wie uns Sextus Empiricus (contrad. L. IX, 66) versichert, zur Kunde aller Menschen gelangten Lehre von einem Hades (Crat. 54 u. 403; Phaedr. 257, a; Gorg. 526; de rep. II, 303; X, 608; de leg. XI, 959). Jene Beschreibung der Wohnstätten der seligeren Seelen, welche in ihrer Uebereinstimmung mit späteren, christlichen Lehren oben im Paragraphen gegeben worden, bezieht sich auf Plato's Phädon. 108 seqq.

Die *φιλοσοφούμενα*, welche dem Origenes zugeschrieben werden, behaupten, daß Aristoteles gelehrt habe, die Seele bleibe zwar nach dem Tode noch, sie verlösche aber im fünften Körper. Vielleicht in Rücksicht auf solche Lehren wurden von den Vätern der Kirche *ἀθανασία* und *διαμονή* oder *ἐπιδιαμονή* unterschieden, und Athenagoras umschreibt die erstere als *τὴν ἐς ἀεὶ διαμονήν* (m. v. Huet. in Not. ad Orig. in Matth. T. XII, ed. Par. Vol. III, 811).

Die Seele, des Leibes entledigt, wenn sie hienieden das Göttliche erkannte, wird ewiger Wonne genießen; hat sie sich aber mit dem Leiblichen belastet, so bleibt sie am Boden haften (Phil. de Gigant. 288, ed. Mang. I, 267).

Als Ergänzung zu den bei §. 39 angeführten Stellen des Origenes fügen wir hier noch einige Aeußerungen jenes Kirchenvaters über das Schicksal der Seele nach dem Tode an.

Die Seele wird nach dem Tode mit einem Leibe überkleidet, welcher ihrem vorherigen, irdischen Leib ähnlich ist und behält diesen bis zur Auferstehung (Origen. Fragm. de resurrect. ed. Par. Opp. I, p. 35). Der künftige, verklärte Leib wird vielleicht den ätherischen und himmlischen Dingen gleich sein (id. de princ. L. I, c. VI, 4, ed. Par. I, 71). — Nach einem Fragment, angeblich des Origenes, welches Hieronymus anführt, nehmen selbst die geistigen Wesen einen Leib an, wenn sie desselben bedürfen, aber ihre Verleiblichung ist immer ein Hinabsinken zum Unvollkommneren, das Wiederablegen desselben ist ein Wiederemporsteigen (Orig. Opp. I, 194). — „Nicht bloß Christen und Juden, sondern auch Griechen und Barbaren glauben, daß die Seele nach ihrer Trennung vom Leibe fortlebe. Die bessere, nicht schuldbelastete Seele schwingt sich dann da hinauf, wo die Region der reineren und ätherischen Körper ist; die bösen, von ihren Sünden zum Boden gezognen Seelen, unfähig zu athmen, schweifen und irren da und dort umher, einige um die Gräber, wo man Seelen als Schattenbilder gesehen hat, andre um irgend andre irdische Körper. „Was mögen das für Geister sein, welche ganze Jahrhunderte an gewisse Orte oder Gebäude wie festgebannt bleiben, sei es durch Zauberkraft oder allein durch ihre Laster? In der That, die Vernunft gebietet uns, jene Geister für böse zu halten, welche die an sich indifferente (*μέση τυγχάνουσα*) Wahrsagekraft zum Betrug der Menschen und zur Abführung derselben von Gott mißbrauchen. Für dergleichen muß man auch jene halten, welche ihre (Schatten-) Leiber mit dem Geruch des Blutes und dem Dampf der Opfer zu ernähren suchen und daher bei diesen — an ihnen sich ergötzend — zugegen sind, als ob sie mit denselben ihr Leben zu erhalten suchten" (contr. Cels. L. VII, Opp. Vol. I, 696, 697). — Nach einer andern Aeußerung des Origenes bleiben die Heiligen, wenn sie aus diesem Leben scheiden, einige Zeit an einer inneren Stätte der Erde, welche die heilige Schrift das Paradies nennet, wie an einem Unterrichtsorte oder in einer Schule der abgeschiedenen Seelen, wo dieselben über alles das, was sie auf Erden sahen, weiter belehrt werden, und wo ihnen das, was künftig ist, deutlicher enthüllt wird. Wer hienieden reineren Herzens und im geistigen Erkennen geübter war, der wird dann schneller vorwärts kommen, empor zu den Reichen des Himmels, hindurch durch die einzelnen Bleibestätten (Mansionen), welche die Griechen Sphären heißen, die heilige Schrift aber die Himmel nennt. Ueberall in diesen Stätten des seligen Bleibens wird sie anschauen, was da geschieht, und den Grund des Geschehenen erkennen; sie wird Ihm folgen, der die Himmel durchwandelt hat, Jesu Christo. Auf jene mehrfachen Stätten beziehen sich die Worte Jesu: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen (Orig. de princ. L. II, c. 7, Opp. I, p. 106; m. v. hiermit Thomas Bromley a. a. O.) — Auch die Seelen der schlafenden Heiligen beten sammt den Engeln mit der Gemeinde der Betenden und mit dem Priester (id. de Oration. 11, Opp. I, 213). Schon nach Philo de execrat. 937, ed. Mang. II, 436, sollte das Gebet der abgeschiednen Seelen der Frommen für die hinterbliebenen Söhne und Töchter von Wirksamkeit sein. —

Wir gehen nun zu einigen andern, zum Inhalte des vorstehenden Paragraphen gehörigen Bemerkungen über.

Die Sitte des lauten Heulens und Klagens um eben Verstorbene durch eigens hierzu bestellte Kläger und Klageweiber findet sich noch jetzt in den Morgenländern (m. v. unter andern Steph. Schulz Leit. d. Höchst. auf d. Reisen d. Europa, Asien und Afrika. B. IV, S. 326); die Sitte des Zerfetzens und

Verstümmelns der Glieder, als Zeichen der Trauer um geliebte Verstorbene, vor wenig Jahren noch ganz besonders unter den (nun christlichen) Südseeinsulanern herrschend, haben viele heidnische, verwilderte Völker namentlich der andren Halbkugel beibehalten. Das Ehrendenkmal der Cäcilia Metella, auf welches oben im Paragraphen hingedeutet worden, findet sich bei Rom auf der Via Appia und ist seiner Verzierungen wegen Capo di bove genannt. Es ist eine Rotonda, auf viereckтem Piedestal erbaut und zwar aus so mächtig dicken Werkstücken, daß es wie eine solide Felsenmasse anzusehen ist, in deren Innerem nur für eine kleine Kammer Raum blieb, worin man unter Paul III den marmornen Sarkophag, der einst die Reste der geliebten Cäcilia enthielt, auffand. Diese gewaltig massive Bauart hat jenes Denkmal, dem Willen des Erbauers gemäß, so lange vor dem Untergang gesichert, obgleich es mehrmalen im Krieg von Belagerten und Belagerern als kleines Fort benutzt worden. Die Inschrift sagt uns, daß Crassus der Triumvir es seiner Gemahlin Cäcilia Metella, der Tochter des Quintus Creticus, erbaute (etwa im Jahre 60 vor Chr.). — Auf bemerkenswerthe Weise schließt sich das, was im vorstehenden Paragraphen über Scheintod gesagt worden, an eine Vorstellung der alten Parsen an, nach welcher die Seelen am ersten Tage nach dem Tode kraftlos, an dem Orte, da der Leib starb, hin und her schwanken, am andern Tage in der Zadmark oder Leichenkammer sich aufhalten, am dritten aber (an dem Tage, wo nach §. 23 die meisten Scheintodten erwachten), mit dem Leichnam sich nach dem Dakhme oder Kirchhof begeben sollten in der Hoffnung, ob sie sich vielleicht wieder mit dem Körper vereinigen könnten. Wenn dann dieses Hoffen sich vergeblich gezeigt, gelangen sie am vierten zur Brücke Tschine-vad, da Mithra und Raschne-rast sie prüfen und richten. (M. v. Kleukers Zend-Avesta II, S. 337; III, 250 u. f.). — Die Lehre von den „feiner-materiellen, unsichtbaren Principien“ oder dem „Nervenäther,“ welche die Seele beim Tod mit sich aus dem Leibe nehmen und damit sich als mit einem Leibe überkleiden sollte, ist schon alt. Jener stellvertretende Leib ist unter Andrem das Gewand, welches nach der Vorstellung der alten Rabbinen die Seele umhüllt, wenn sie der Zug der alten Gewohnheit nach dem verlassenen Körper hinführt. Mennasseh de resurrectione L. XI, c. 6, p. 171 bei Flügge a. a. O. M. v. J. Fr. v. Meyers Hades, Frankf. a. M.; Salzmann: was ist Tod, Todtenbehältniß und Errettung vom Tode (Straßburg bei Silbermann). — Die Stellen der Schrift, auf welche sich der Inhalt des vorstehenden Paragraphen bezieht, sind: Hiob III, 13—21; VII, 9; XVI, 22 (m. v. Aeschyl. Agamemn. 1026). Ferner Hiob X, 18; Ps. VI, 6; Jesai XXXVIII, 18; Pred. IX, 10; Jesai. XIV, 9. — Nach der Auferstehungslehre der alten Parsen wird das Schicksal der Seele nach dem Tode so beschrieben: in der ersten und zweiten Nacht nach dem Tode weilt die Seele des Gerechten neben dem Haupte des Leichnams und genießt hier schon einen Vorschmack des ewigen Friedens. In der dritten Nacht athmet sie schon den lieblichen Duft der Lebensbäume, erhebt sich in diesem Duft jugendlich schön und glänzend und gelangt nun erst zur Stätte des reinen Gedankens, dann zu dem des reinen Wortes, zu dem der reinen That, endlich zum Urlicht. Die Seele des Bösen dagegen nagt die beiden ersten Nächte nach dem Tode schon im Vorgefühl aller künftigen Qualen am Gürtel des Leichnams, entzündet sich dann in fauligen Dünsten,

und gelangt ebenfalls durch vier Stufen zur Urfinsterniß, da Moder und Verwesung ihre Speise sind. (Zend-Avesta Th. 1, S. XXXII.) Beiderlei Seelen gelangen jedoch erst (m. v. oben) zur Brücke Tschine-vad, wo ihre Handlungen abgewogen und ihr Loos bis zum Tage der Auferstehung entschieden wird. — Außer den himmlisch seligen oder infernalisch unseligen Aufenthaltsörtern wird auch noch in den Schriften der Parsen der Hamestan genannt, dahin jene unentschiednen Seelen kommen, deren gute und böse Thaten fast im Gleichgewicht stehen. Dieser Ort ist zwischen Himmel und Hölle, Hitze und Kälte sind da gleich, jede Sünde hat ihre bestimmte Büßung und Strafe, doch hat Ahriman keinen Zugang. — Endlich dann, wenn die 12,000 Weltenjahre verflossen sind, in deren letzten 3000 das Böse in der Sichtbarkeit vorherrschen soll, dann wird Sosiosch die Todten erwecken. Der Mensch soll wieder neu und sichtbar auf Erden leben, die Genien und Elemente geben die Theile des Leibes zurück, welche sie bewahrten, ein Sonnenstrahl gibt ihnen das Licht zurück, der heilige Saft des Homs und Hezeiosches Milch geben die Kraft der ewigen Fortdauer. Aller Welt Wesen sind mit den Menschen auf Erden versammelt, es wird erkannt, wer gut, wer bös war, und der Böse sagt zum Gerechten, der etwa auf Erden sein Freund war: Ach warum hast du mich auf Erden, da ich doch dein Freund war, nicht gelehrt, mit Reinigkeit zu handeln? warum nicht zum Guten geleitet? — Hierauf wird Sosiosch die auferstandenen Todten richten, die Frommen zu ewig seligen Freuden erheben, die Gottlosen zur Qual der Hölle verdammen, wodurch sie jedoch endlich gereinigt und geläutert werden sollen, und zuletzt dann eine Wiederbringung aller Dinge eintritt, ähnlich jener des Theopompus, davon wir bei Plutarch (Lib. de Isid. et Osir.) und bei Diogenes Laërtius lesen. Ueber die Lehren der verschiedenen Völker, das Schicksal der Seele nach dem Tode betreffend, vergl. m. das schon angeführte Werk von Ch. W. Flügge: Gesch. des Glaubens an Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung, 4 Bände, Leipz. 1794—1800; die Auferstehungslehre bei den Rabbinen, ebendaselbst I, S. 221. — Stellen der Schrift, auf welche sich hierbei noch im Paragraphen bezogen wurde, sind: Hiob XIX, 25; Jesai. XXVI, 19; Ezech. XXVII, 5—10; Daniel XII, 1—3. Aus den vielen in älterer und neuerer Zeit bekannt gewordenen Thatsachen, welche für die am Ende des Paragraphen erwähnte Macht der abgeschiednen Seele, andren noch im Leibe lebenden Seelen sich mitzutheilen, Zeugniß geben, wollen wir hier nur die neuerlich im Monthly Review (1830, p. 229) erwähnte zum Beispiel wählen. Lord Byron erzählt sie, der sie unmittelbar aus dem Munde des Capitäns Kidd selber vernahm. Dieser, der Capitän Kidd, schlief einst bei Nacht in seiner Hängematte, da erweckte ihn ein Gefühl, als ob etwas Schweres auf ihm läge. Er öffnet die Augen, und es däucht ihm, er sähe bei dem schwachen Licht, das die Cajüte erhellte, die Gestalt seines Bruders, der damals als Seeofficier in Ostindien war, gekleidet in seine gewöhnliche Uniform, quer übers Bett liegen. Er hält dieß für eine leere Einbildung, schließt die Augen und bemüht sich wieder einzuschlafen. Aber der Druck auf seinem Körper dauert fort, und so oft er aufblickt, sieht er die nämliche Gestalt quer übers Bett gelehnt. Er streckt die Hand darnach aus, berührt sie und hat das Gefühl, als sei die Uniform ganz naß. Erschrocken ruft er jetzt einen seiner Mitofficiere zu Hülfe, und sobald dieser hereintritt, verschwindet die

Erscheinung. Wenige Monate nachher erhält Kidd die Trauerpost, daß in derselben Nacht, in welcher er die Erscheinung hatte, sein Bruder im indischen Meer ertrunken sei. M. v. auch die im Juniusheft (1830) desselben Journals erzählten Geschichten von ähnlicher Art und Inhalt. Unter den seltsamen Sagen des Alterthums über Seelen, welche sich lange nach ihrem Tode sollten wieder sichtbar gemacht haben, vergl. m. u. a. die bei Herodot (IV, 14, 15) über den Aristeas, der das eine Mal 7 Jahre nach seinem Tode, ein anders Mal nach 340jährigem Ausbleiben wieder erschienen sein sollte.

Unterschied der Seele des Menschen von der Seele des Thieres.

§. 46.

Die Verschiedenheit des leiblichen Menschen im äußeren Bau und an Kräften von dem Thiere beruhet, so sahen wir oben (im §. 24), hauptsächlich in der aufrechten Stellung und in der großen Beweglichkeit der Sprachorgane. Der Mensch allein unter allen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit ist durch Gestalt und Zusammenfügung seiner Glieder von der Fußsohle bis zum Scheitel befähiget, den ganzen Leib (nicht bloß wie das Roß oder der Vogel durch Zurückbeugung des Halses den Kopf) in eine nach oben gekehrte Richtung zu bringen und in dieser ihn zu bewegen. Die Augen sind hierbei nach vornen gestellt, nicht wie bei den meisten Thieren nach beiden Seiten hin; nur die Füße sind beim Stehen und Gehen an die Berührung des Bodens gebunden, der ganze obere Leib mit seinen Armen und ihren der künstlichsten Bewegung fähigen Händen, erhebt sich in vollkommener Unabhängigkeit und Freiheit und vermag zu gleicher Zeit, während welcher die Füße am Boden hinschreiten, die Geschäfte des mannichfachen, dem Menschen gegebenen Berufes zu vollbringen und das ruhige Wort der Rede auszusprechen.

So ist auch in der Seele des Menschen ein Element, welches diese frei und hehr über das nach unten gerichtete Treiben und Begehren der thierischen Natur erhebt, ihr Kraft gibt, über den Zug der Sinnlichkeit zu herrschen, die Kraft des freien Willens, welche vor allen athmenden Wesen der Erde nur der Mensch hat. Dieses Element der inneren Menschennatur ist der Geist (nach Abschn. IV.). Der Geist auch ist es allein, welcher der Menschenseele ein andres Vorrecht vor der Seele des Thieres und ihren Kräften gibt, das Vorrecht des Wortes oder der eigentlichen Sprache, deren Wurzel und Anfang hinübergehet in ein Reich des Unsichtbaren und Ewigen. Eine Erwägung dieses Anfanges der Sprache wird uns einen schicklichen Uebergang zu der Lehre vom Geist des Menschen gewähren und möge deßhalb hier den Schluß unserer Betrachtungen über die Seele des Menschen im engeren Sinne bilden.

Zuvörderst wollen wir uns hier an das eigentliche im Kreise des Seelen-

lebens gelegene Urelement der thierischen Stimme sowie der Sprache erinnern, dessen Eigenschaften wir oben im §. 36 betrachteten. Jenes psychische Urelement erhebt sich, so sahen wir dort, bei seiner stufenweisen Entwicklung aus dem engeren Kreise der Seelenstimmung oder des Gemeingefühles zu den höheren Kreisen des Mitgefühles mit andern Seelen, ja mit der Gesammtheit der umgebenden Natur; auf seiner höchsten Stufe aber zu dem Mitfühlen und Mitwissen mit einem göttlichen Wissen: zum Gewissen.

Wie sich ohne Zuthun unsres Willens, wenn unser Körper in Gefahr geräth zu fallen, alle die Muskeln desselben in Bewegung setzen, welche das Gleichgewicht wieder herzustellen und den Fall zu verhindern vermögen, wie der Mund des Säuglings, von bewußtlosem Drange bewegt, die Mutterbrust erfasset und zum Geschäft des Saugens sich anschickt, so unwillkürlich stößt die Brust des Thieres wie des Menschen Töne der Furcht, des Schreckens, des Schmerzens wie der Lust aus; das Gemeingefühl des thierischen Organismus in jeder Form der einzelnen Seelenstimmungen hat seine eignen hörbaren oder in Gebärden sich kund gebenden Ausdrücke.

Von höherer Form ist schon die Sprache des Mitgefühles. Sie bezieht sich zunächst auf den Verkehr des einen lebenden Wesens mit dem andern, im weitern Kreise mit einer ganzen Welt der Mitlebenden. Jene Töne, durch welche die mütterliche Henne ihre Jungen lockt oder warnt, sind eine Sprache des Mitgefühles. Unwiderstehlich ist der Drang der Seele zu dieser Sprache oder zur Mittheilung der eignen Gefühle an andre Seelen, unwiderstehlich wie der Trieb zur Bewegung, zum Zugreifen und Festhalten in dem Arm und in der Hand des Kindes, wenn dieselbe aus den hemmenden Binden mit Gewalt sich hervorarbeitet. Die innere Stimme gibt sich hierbei am Menschen wie am vollkommneren Thiere durch die Anregung der äußeren hörbaren kund. Laura Bridgeman, das blinde und taube Kind, drückte unwillkürlich die Gedanken an irgend eine ihr befreundete Person, das theilnehmende Gefühl für diese durch unterscheidbare Töne ihrer Stimme aus (nach S. 243).

Wir gehen aber noch einen Schritt weiter. Das innere Stimm- und Sprachorgan unsrer Seele, das Mitgefühl, erhebt sich nicht nur als Ahndungsvermögen zu einer lebendigen Mitbewegung mit den unsichtbar und sichtbar waltenden Bewegungen der Außenwelt, sondern in der Natur des Menschen zu dem Theilhaben an einem geistigen, an einem göttlichen Sein und Erkennen. Die Form, in welcher dieser höchste Aufschwung des Mitgefühles der Menschennatur sich offenbaret, ist die Sprache der Gedanken, die eigentliche Wortsprache.

Eine unwillkürliche Regung des Mitgefühles ist es, welche der liebenden Mutter, wenn sie mit dem Säuglinge spricht, der sie anlächelt, andre Töne und Worte eingibt, als sie in gewöhnlichem Gespräch mit

Erwachsenen vernehmen lässet; das Kind versteht diese Sprache und erwacht allmählich zum Mitsprechen. Eine andre Sprache als die gewöhnliche ist auch die des Liebenden mit dem Geliebten.

Es ist ein tief in der Menschennatur liegendes Sehnen, das Ahnden einer ihr überall nahen, sie ohne Aufhören anregenden Welt des Geistigen und Göttlichen, was den Drang zum Mitgespräch mit dieser in Werken und Thaten der Liebe sich aussprechenden Region des Göttlichen anregt. In welch unwiderstehlicher Weise dieser Drang sich äußere und durch alle Hemmungen sich hindurchzuringen strebe, lehrt uns die im §. 36 beschriebene geistige Entwicklungsgeschichte der Laura Bridgeman. Wie in der Pflanze der Trieb zum Wachsen und Blühen, im Thier zum Bewegen der Glieder, so wesentlich, so nothwendig liegt in der Seele des Menschen der Drang zur Aeußerung einer von innen sie bewegenden Kraft des Selbstbewußtseins und der Ahndung des Göttlichen, der Drang zum Aussprechen des gedankenvollen Wortes. Nach diesen vorbereitenden Andeutungen gehen wir zur Entwicklung der Lehre von dem Entstehen der Sprache selber über.

Die Zustände des Licht- und Leichtwerdens der Seele beim sogenannten Hellsehen wirken, so sahen wir oben im §. 26, zunächst auf Veredlung und Erhebung der Sprache. Dieß thun aber jene Zustände nicht allein, sondern alles, was die Seele in ihrer eigenthümlichsten Kraft und Natur aufregt und stärkt, das weckt und entwickelt die Sprache. Die alte chaldäische und arabische Uebersetzung der heiligen Schrift gibt die Stelle: Genes. 2, 7: also ward der Mensch eine lebendige Seele (נֶפֶשׁ חַיָּה) durch: also ward der Mensch eine redende Seele, ein sprechender Geist (רוּחַ מְמַלְלָא); denn, wie das Athmen beim Leibe, so ist das Geschäft des Wortes, die Sprache, bei der Seele des Menschen das eigenthümlichste Zeichen des Lebens; dieselbe ist kräftiger und einfältiger oder unmächtiger und unwirksamer, je nachdem das innere Leben stärker oder schwächer flammt.

Das Rollen der losgerissenen Felsenmassen nach der Tiefe, der Sturz des Wassers vom Gebirg herunter, das Aufwallen der aus ihren Fesseln entlassenen unterirdischen Elemente bei vulcanischen Ausbrüchen und Erdbeben werden nur als ein Hall, als ein dumpfer Donner vernommen; denn diese ganze Region der gröberen Körperlichkeit vermag aus eigner Kraft keinen eigentlichen Ton, sondern nur Laute hervorzubringen. Die atmosphärische Luft aber ist unter gewissen Umständen und an manchen Orten, wenn elektrische Kräfte mächtig sie ergreifen und durchwirken, einzelner (klagender) Töne fähig. Das eigentliche Reich der Töne, das Vermögen, den Laut des gegeneinander bewegten, leiblichen Elementes zum harmonischen Zusammenklang zu erheben, wird, so sahen wir oben, erst in

der lebenden thierischen Welt gefunden. Die Stimme der inneren, hochgesteigerten Lust des Lebens, welche die liebliche Wärme des Frühlings und die von andren Lebenskräften durchdrungene Luft im Vogel wecken, wird zum melodischen Gesange, welcher in jedem irdisch Lebendigen, das ihn vernimmt, ein ähnliches Gefühl aufregt, als die Wärme und die belebende Luft des Frühlinges selber und unmittelbar. *Eine allbewegende Naturkraft hat sich hier nur mit dem Gewande des thierischen Lebens und Wesens überkleidet; sie ist aber dabei immer noch dieselbe, die sie war, in ihrer Wirksamkeit geblieben.* Es entlocken Lust und Schmerz, Liebe und Haß dem Thiere Töne, welche mit ansteckender Gewalt das innere Feuer, das sie hervortrieb, überall um sich her entzünden und verbreiten.

Diese Töne, diese Melodien denn, auch wo sie im Thierreich sich am vollkommensten vernehmen lassen, sind vom Wort, sind von der Sprache des Menschen so weit und sehr verschieden, als das unbewußte und unbemerkte Mitbewegen des Baumes mit der um die eigne Achse und um die leuchtende Sonne bewegten Erde, in welcher seine Wurzeln haften, von der freien Bewegung des Thieres an und über den Boden hin, oder wie das unwillkürliche Folgen der thierischen Natur, wenn das sinnliche Bedürfniß dieselbe ziehet, zu dem herrschend freien Willen der menschlichen.

Es wird in den Worten, in den Lauten der Menschensprache neben dem Bild der Farben und Gestalten noch etwas weit Andres, mit dem Ausdruck für die Lust und den Schmerz des Leibes zugleich etwas hiervon noch sehr Verschiedenes: eine Welt des Göttlichen und Geistigen abgebildet und in einen hörbaren Ton verkleidet — die Welt, aus welcher alles Leben, alles Bestehen der Dinge kommt, und zu welcher nur der Geist, nicht die Seele den Zugang findet und weiß. Denn jener, der Geist ist es, durch welchen der Mensch allein über die Düfte und Farben, wie über den belebenden Hauch des irdischen und leiblichen Frühlinges hinausragt in das Reich eines andren, höheren, eines ewigen Frühlinges der Geisterwelt; und wie der Ton des singenden Vogels nur eine Ueberkleidung der belebenden, irdischen Naturkraft, so ist das Menschenwort eine Verleiblichung der von den andren Wesen unerkannten und doch auch ihnen nahen Gotteskraft, aus welcher die Welt der Geister eben so ihren Anfang genommen und Bestand, als die Welt der Sichtbarkeit. „*Eine Verleiblichung, worin dieselbe Kraft noch als dieselbe, die sie war*“ *in jedem Geiste, der sie vernimmt, Geistiges zu wirken und zu schaffen vermag.*

Allerdings ist es gegründet, daß im jetzigen Zustande der Dinge die Menschensprache größtentheils als etwas von außen Weitergegebenes, als etwas Ueberliefertes erscheint. „Der Mensch hat bei seiner Geburt fast nichts als den thierischen Schrei des Schmerzens und der Lust mit sich gebracht, die Sprache muß eben so durch ein Werk der geistigen Zeugung

auf ihn und in ihm fortgepflanzt werden, als das sinnlich thierische Leben durch das Geschäft der leiblichen Zeugung." Es behält diese Lehre von einer Fortpflanzung, — Fortzeugung — der Sprache, welche eine anfängliche, geistige Schöpfung derselben voraussetzt, ihre innere Kraft und Bedeutung, auch wenn wir daneben jene bedeutungsvolle Gabe der Sprachgestaltung, die wir bei Kindern, bei einsam oder in der Wildniß erwachsenen Menschen und selbst bei Taubstummen finden, keineswegs unberücksichtigt lassen.

Wie nun? war der Mensch von Anfang an ein zwar sprachloses, aber sprachfähiges Thier, so hat er etwa die Töne seiner Sprache von dem brausenden Winde, von dem schreienden Thiere oder von dem singenden Vogel entlehnt? „Diese mit Vernunft begabte Spottdrossel der Natur hat die Stimmen und Töne aller tönenden Wesen der Natur nachgeahmt, und eine solche Nachahmung der Stimme wurde zugleich der Name des tönenden oder lautenden Dinges. So ist aus dem Aneinanderreihen von Ton an Ton, von Laut an Laut die Menschensprache, eben so wie aus dem zufälligen Zusammenballen und Zusammenkleben von Sandkorn an Sandkorn, von Stäublein an Stäublein, die ganze schöne, große Welt geworden. Die Verschiedenheit der Sprachen wäre dann auch aus der Verschiedenheit der lebenden und stimmgebenden Natur zu erklären. Denn in dem einen Lande sind es die Laute des brüllenden Löwen, welche vor allen andren den Menschen so wie die ihn umgebende Thierwelt mit Schrecken erfüllen; anderwärts übertönen der brausende Sturm und das Donnern der Katarakten, vermischt mit den Tönen des Geheuls nordischer Wölfe, alle andren Stimmen der Natur und geben so der Landes- und Volkssprache einen andren, eigenthümlichen Charakter."

Hat auf diese Weise der Mensch die hohe, göttliche Gabe der Sprache wirklich auf dem gewöhnlichen Wege des mechanischen Nachahmens vom plärrenden Affen, vom schreienden Papagei oder vom brüllenden Stier überkommen, so wird sich eine solche Entwicklung der Sprache von unten herauf wohl auch noch aus einem Vergleich der älteren und ältesten Menschensprachen mit den späteren und jetzigen erkennen lassen. „Die erste Sprache wird bloß einen kleinen Kreis von Tönen, als unwillkürlichen Ausdruck der natürlichen Bedürfnisse, Schreie des Wohl- und Mißbehagens, und außer diesen einige brummende, pfeifende und sausende Töne, Namen der Thiere und anderer bewegter Wesen bedeutend, enthalten haben. Erst später wird der Mensch, gleich jenem berühmten Münchhausen, an dem eignen Haarschopf seines Gedankenganges sich herausgehoben haben aus dem Sumpfe der bloß sinnlich thierischen Ausbrüche und Sprachtöne in die Region höherer, geistigerer Vorstellungen. Wir sind es ja, wir Menschen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, das lehren uns viele gedruckte Werke, welche mit Mitleid zusehen dürfen, wie die Hebräer, wie

die Griechen zwar eine Idee nach der anderen mühsam sich errungen, dabei aber, wie schon der Anblick des Index und der Capitelüberschriften zeigen mag, nicht zum zehnten Theil der Ideen gelangen konnten, welche manches unserer Universitäts-Compendien umfasset."

Wohlan denn, vergleichen wir die Sprache der alten Hebräer, der Inder und Parsen, oder jene der Griechen und Römer mit einer der sogenannt hochgebildetsten der neueren Völker, etwa mit der der Franzosen oder selbst mit unserer wahrhaft edlen Muttersprache. Die neuere Sprache wird doch wohl in der größeren Zahl ihrer Worte ungleich mehr voll geistiger Anklänge, geistiger Bedeutungen und Nebenbedeutungen, viel fähiger des Ausdruckes der tiefsten göttlichen Gedanken und Vorstellungen sein, als die alte und älteste Sprache, die ja dem Münchhausen'schen Sprachsumpfe ungleich näher stehen muß? — Aber wie nun, wenn sich bei einem solchen Vergleiche etwas ganz Anderes ergäbe? — In der That, unsere neueren Sprachen, verglichen mit der einfältig tief bedeutenden Sprache der alten Welt, erscheinen an geistigem Gehalt, an Gedankenkraft, statt reicher und mächtiger geworden, vielmehr verarmt und unmächtiger; die bei weitem größere Zahl der Worte hat bloß noch die sinnliche Bedeutung behalten; unsere tiefer gründende Philosophie hat sich, als sie die Welt der Gedanken welche sich ihr aufgeschlossen, in Worten der Muttersprache abspiegeln wollte, eine neue Bahn, zurück in die längst vergessene, alte Bedeutung und zu den Wurzeln der Worte brechen, hat sich so ihre eigne, altbegründete Sprache wieder erringen müssen, welche einem an die bloß sinnliche Bedeutung der Worte verwöhnten Ohre so lautet, als wäre sie die Sprache eines unbekannten, fernen Landes. Den höheren Aufschwung zu der Kraft wahrhaft göttlicher Gedanken und Gefühle hat die neuere Sprache überall an dem Nachbilden des alten, den Völkern der früheren Zeit heiligen Wortes, an dem Nacheifern der alten Sprachen erlernen müssen, für sich selber wäre sie hierzu schwerlich wieder gekommen. Betrachten wir die ältesten uns bekannten Sprachen, auch nur rücksichtlich der Bedeutung ihrer Worte, so muß es uns, sind wir anders unbefangen, auffallen, daß bei weitem der größere Theil der Worte entweder neben der sinnlichen noch eine wundervoll witzig sich anreihende übersinnliche und geistige Nebenbedeutung habe, oder daß geradezu die geistige Bedeutung des Wortes die ursprüngliche und frühere zu sein scheint, an die sich, ganz der gewöhnlichen Vorstellung entgegen, die sinnliche erst anreihte. Es sind nur wenige, einfältige Worte, welche ein altes, heiliges Buch der Hebräer spricht, und sie regen in mir das ganze, innere Leid einer geistigen und leiblichen Schöpfung auf; es sind wenige, einfache Worte der alten griechischen Sprache, in denen ein Geist, wie jener des Herakleitos, Gedanken ausspricht, um welche sich die Sprache der Encyklopädisten in ganzen Reihen von Bänden vergebens abmüht und abringet.

Allerdings darf nun neben der tiefgründenden, geistigeren Wurzel der Menschensprache eine andere, äußere derselben nicht übersehen werden. Es ist dieß das conversationelle Element, jener Reichthum der Worte und Redensarten zur Bezeichnung der Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt und des Menschenlebens, durch welchen die neueren Sprachen vor den alten Ursprachen sich auszeichnen. Denn dieses zweite Element ist, wie die Geschichte der Völker zeigt, einer beständigen weiteren Entwicklung fähig und, so lange die Grundwurzel der Sprache, die Lebenskraft des geistigen Erkennens noch wirksam ist, in einer solchen Entwicklung begriffen. Aber diese neue Wurzel hätte sich nicht erzeugen können, wäre ihr die Kraft zu ihrem Wachsen nicht aus der ursprünglicheren, älteren Wurzel gekommen; sie verkümmert und stirbt ab, wie uns dieß die Beobachtung der zur Thierheit herabgesunkenen Völker lehrt, wenn die Hauptwurzel erkrankt. Vorzugsweise gilt es von dem conversationellen Stoff der Sprache, daß dieser durch das Ohr gehört, vom Gedächtniß aufgenommen, daß er erlernt werden müsse, und daß er durch menschliche Kunst bereichert und ausgebildet werden könne. Warum aber sollten wir einen ähnlichen Vorgang der Erzeugung und Entwicklung auch der Ursprache in der Geschichte unseres Geschlechts für unmöglich achten? Ist selbst jene Ursprache, was in gewissem Maße wohl zugegeben werden kann, in ähnlicher Weise entstanden, wie noch jetzt im Kinde durch Nachahmung etwa der von außen vernommenen Töne und Laute, oder wie selbst bei Laura Bridgeman (nach S. 243) durch ein mehr inneres Erfassen des Wesens der Dinge, so wird ihm wohl eine solche äußerliche oder innerliche Mittheilung oder Anrührung auch von jenem Geistigen und Göttlichen zugekommen sein, mit welchem die älteste Sprache so viel sich beschäftigt. Es wird der Mensch, wie uns dieß ein altes, heiliges Buch sagt, die Stimme des Göttlichen bald in der Kühle des Abends, bald in dem Haine zu Mamre oder aus dem feurigen Busche und im Donner des Sinai zu seinen Ohren vernommen haben. Und ein solches Erlernen der Sprache, wie des Kindes vom Vater, erschiene zu ihrer Zeit und an ihrem Orte wohl begründet, ja das Empfangen des eignen Namens und des Wortes ist dem Geben der Namen vorausgegangen.

Aber ist denn überhaupt das Erlernen der Sprachen, wie das des jetzigen Kindes vom Vater, das einzige, ja das wichtigste Moment, das wir bei der Geschichte des Entstehens und der Entwicklung der Sprache zu berücksichtigen haben? Vergessen wir nicht dabei ein anderes, noch ungleich höheres und wichtigeres? Für jene Anregung des Mitgefühles, durch welche dieses zum Erzeuger und Bildner der Sprache wird, hören wir noch ein andres, selbst für die höchste Stufe dieser Erscheinung bezeichnendes Wort, das Wort Begeisterung. „Allerdings, so wird jeder des Wortes vorzüglich kräftige Mensch bekennen müssen, ist mir in meiner Kindheit die

Muttersprache durch Hören der Worte, die alte, vielsinnige Menschensprache durch ein Aufnehmen derselben ins Ohr und Gedächtniß von außen gegeben und durch das Nachbilden mit Stimme und Zunge in mir befestigt worden. Erst da aber, als mich der Augenblick einer inneren, höheren Begeisterung ergriffen, lernte ich die Sprache lebendig gebrauchen, lernte ich wahrhaft reden." — Erst dann als von Gott begeisterte Männer, erst dann als die auch in ihrem Kreise von einer höheren Begeisterung angewehten Dichter und Redner sich der Sprache der neueren Völker bemächtigten, erhielten diese Sprachen ihre eigentliche, höhere Würde, ihre tiefere Bedeutsamkeit, ihren rechten Wohlklang. Denn es ist ein Unterschied zwischen reden und reden.

Neben dem etwa äußeren Moment, dem des Entstehens der Sprache, als eines Gegebenen und auf dem Wege der Sinnen Empfangenen, ist noch ein inneres, das aus dem Geiste selber kommt, zu unterscheiden. Dieses innere Moment des Sprach-Entstehens und Vernehmens erscheint öfters als ein völlig selbstständiges, vom äußeren ganz unabhängiges. Selbst die zweideutige Region des Hellsehens lehrt uns, daß eine Sprache des Geistes zum Geiste möglich sei, ein Mittheilen und Wahrnehmen der inneren Gedanken und Bewegungen des Herzens, ohne das mündlich ausgesprochne Wort. Wer im inneren Gebiet des Seelenlebens Einiges erfahren, der weiß es, daß auch im gewöhnlichen, wachen Leben zuweilen ein gegenseitiges sich Verstehen der Seelen ohne äußere Laute und Worte stattfinde. In der Geschichte des Magnetismus zeigt sich, daß der Magus der kranken Menschennatur, die er sich unterworfen, mit seinen eignen, inneren, geistigen Bewegungen und Vorstellungen zugleich auch das passende, treffende Wort zu geben vermöge, und zwar durch eine Art der von innen kommenden Aufregung des Geistigen, ähnlich jener, welche im Gebiet des bloß Seelischen auch am Thiere sich zeigt. An einigen unsrer zartesten und zugleich vielstimmigsten Sangvögel erscheinen unter anderem jene Töne, in denen dieselben die Eindrücke der äußeren Natur kund geben, welche auf sie ein- und durch sie hindurchwirken, höchst bezeichnend und charakteristisch. Es sind andere Töne, welche sie vernehmen lassen, wenn die heitere Morgensonne in den Käfig hineinscheint, andere Töne, wenn sie der kalte Wind aus den nordischen Wäldern oder der feuchte Hauch der nahenden Regenwolken anwehet, andere, wenn der Vogel am heißen Mittag zum kühlen Bache hinunterfleucht, um da zu trinken, wieder andere, wenn er im Wasser gebadet die Zweige sucht, um da sich zu sonnen. Die vieltönige Stimme des Vogels erscheint dann wie eine Aeolsharfe, auf welcher die Bewegungen der äußeren Natur sich kund geben oder sein ganzer vielsagender Gesang wie ein gegliederter Leib, dessen Organe jetzt diese, dann eine andere Region der Gefühle umfassen und ergreifen.

Und sollte sich hier nicht wirklich jener Vorgang nur auf einer anderen

Stufe wiederholen, durch welchen (nach §. 11) der Leib gebildet wird? Das Entstehen so wie das Bewegen des Leibes gehet allerdings zuerst von einem Antriebe aus, welcher aus dem Innern, aus der Selbstthätigkeit des Einzelwesens hervorkommt. Aber diesem (einseitigen) Antrieb würde nimmermehr die Gestaltung eines organischen Leibes, noch das vielseitige Bewegen dieses Leibes gelingen, wenn nicht hülfreich und ordnend über den inneren Antrieb jenes allerhaltende Band waltete, welches das Einzelwirken zu einem Gesammtwirken, zu einem Streben für Alle machet. Dieses Band ist es, welches durch den Zug des Einzelnen zu Allen den Gliedern ihre bestimmte Form und ihr eigenthümliches Bewegen verleiht, wobei das Suchende in genauester Beziehung stehet auf das Gesuchte, das innere Bedürfniß auf seine äußere Erfüllung.

Das Organ der Stimme ist nach §. 16 ein Leib im Kleinen, welcher mitten im größeren schwebt, und an welchem sich alles das wiederholt, was an diesem gefunden wird. Was an dem sichtbaren Gesammtleib die augenfälligeren Glieder und ihr Bewegen, das sind an dem kleinen Leib der anderen, schon vergeistigteren Ordnung, an dem Organ der Stimme, die zunächst dem Ohr vernehmbaren Töne und Worte. Auch dieser seelenartigere Leib ist nach demselben Gesetz entstanden, als der gröbere Körper, der jenen feineren in sich trägt. Den inneren Antrieb des Gefühles erfasset ein allwaltendes Band des gegenseitigen Verstehens und Begehrens und machet die Stimme dieses Gefühles zum ausdrucksvollen Tone oder zu dem festbezeichnenden Worte.

Von dem merkwürdigen Jacob Böhme erzählt sein Lebensbeschreiber und Freund, der ein gelehrter Arzt war, daß er durch eine Art von innerem Hellsehen die rechten und eigentlichen Namen der Dinge (etwa der Pflanzen) von den falschen, die man ihm absichtlich oder aus Irrthum genannt, jederzeit zu unterscheiden gewußt habe. Möge man sich bei dieser Erzählung denken, was man wolle, möge man sich die Thatsache so oder anders erklären, gewiß ist, daß die Namen der Dinge in einem viel wesentlicheren, tieferen Zusammenhange mit der Weise, in welcher sie sich uns offenbaren, mit ihren Eigenschaften stehen, als wir dieß gewöhnlich annehmen.

Es mag allerdings eine ältere, ursprünglichere Muttersprache des Menschengeistes geben, als jene, welche wir seit den Zeiten der Völker und Heiden Muttersprache nennen, und welche von Geschlecht zu Geschlecht das Kind von den Eltern erlernt. Eine Muttersprache, in welcher die Worte und Namen in einem so innigen und nothwendigen Verhältniß mit dem Wesen der Dinge selber stehen, als der lebende Nerv mit seinem Glied, als der eigenthümliche Ton mit der eigenthümlichen Beschaffenheit und Spannung der Saite, eine Natursprache des Geistes, wie die Stimme des Vogels eine Natursprache des Leibes ist. Diese Sprache des Geistes wird die der Seele sein, wenn dieselbe, dem Leibe und seinem Verband

mit der Sichtbarkeit enthoben, das schauet und empfindet, was vom Geschlecht des Geistes ist. Wir betrachten deßhalb hier zunächst nur die gewöhnliche in vielfacher Art gestaltete Wortsprache, worinnen der eine redende Bewohner des Landes zum anderen spricht.

Auch dieser wird derselbe Weg der Erzeugung und Bildung zugekommen sein, als der Leiblichkeit überhaupt. Jede Sprache der Einzelnen mußte ursprünglich von einer Bewegung des Mitgefühls ausgehen, wenn sie eine für Andere verständliche sein und werden sollte. Bei dieser Bewegung eines Organes der Menschenseele, welches (nach §. 36) ein Punkt des Begegnens zweier Welten, der geistigen wie der leiblichen ist, mußte aber, unmittelbarer noch als bei dem Entstehen der gröberen Körperlichkeit, hülfreich und ordnend die Kraft jenes Geistes mitwirken, der selbst für die niedrigere Region der Sichtbarkeit ein allerhaltendes Band ist. Sein Walten ist es wie bei der Bildung des Leibes gewesen, welches dem einzelnen Glied oder Wort der Rede jene bestimmte Form gegeben, durch die dasselbe in feste (ergänzende) Beziehung gerade zu dem Verständniß und inneren Bedürfen der anderen mitsprechenden Menschen so wie zu der mitseienden und mitwerdenden Welt trat. So ist jede besondere Sprache durch denselben Zug des Einzelnen zu Vielen entstanden, durch welchen nach §. 55 diese oder eine andere völkerthümliche Form des Leibes an den verschiedenen Menschengeschlechtern der Erde erzeugt worden.

Es wiederholt sich, in einem bald größeren, bald geringeren Umfange, die Geschichte der ersten, ursprünglichen Entstehung der Sprachen bei jeder kräftigen Erweckung des Mitgefühles und der inneren Begeisterung. Abgesehen von jenen einzelnen Fällen, in welchen (so erzählen glaubwürdige Beobachter) der geistig angeregten Seele die Macht und der Gebrauch einer ihr vorhin ganz oder fast ganz fremden Menschensprache gegeben worden, so erscheint wenigstens in ihrer Wirkung auf andere Seelen die Sprache der Begeisterung als eine neuverliehene, nicht durch alltägliche Mühe oder Kunst angelernte.

Sollte sich aber die alte Schöpfung der Sprache, wie ja schon bei jeder neuen Geburt eines sichtbaren Menschen die Schöpfung des Leibes, nicht auch da in ihrer ganzen Macht haben wiederholen können, wo eine neue, innere Geburt der Menschennatur aus dem Geiste geschah? Sollten nicht da der Seele, welche zu dem Mitgefühl von göttlich-menschlicher Art erwacht war, mit dem gottbegeisterten Zug der Liebe zu allen Geschlechtern der Menschen zugleich auch Worte und Reden aller Sprachen der hörenden Menschen gegeben worden sein? „Sie entsatzten sich," heißt es bei einem solchen Sprachenwunder, „sie entsatzten sich aber Alle, wunderten sich und sprachen zu einander: siehe, sind nicht diese Alle, die da reden, aus Galiläa, wie hören wir dann ein jeglicher seine Sprache, darin wir geboren sind? Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Meso-

potamien und in Judäa und Cappadocia, Ponto und Asia, Phrygia und Pamphylia — — — wir hören sie mit unseren Zungen die großen Thaten Gottes reden."

Hier ist das alte Geheimniß des eigentlichen inneren Ursprunges der Sprache. Wie einst der Mensch durch Gottes Hand geschaffen und dann ihm ein lebendiger Odem eingehaucht worden, wie er aber im jetzigen Zustand sein Geschlecht nur auf dem natürlichen Wege der Zeugung fortpflanzt, so wird auch seit einem ältesten, großen Wendepunkt der Geschichte des Menschengeistes die Sprache durch sinnliche Mittheilung fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, und ist seitdem dem Wandel und der Entartung unterworfen. Einst aber war sie ein lebendiger Odem, welcher, gleich jenem befruchtenden Thau, der beständig aufstieg, das Erdreich zu befeuchten, ohne Aufhören ausging zu dem Menschengeiste von dem Geiste, durch den er ward. Es ist diese alte, ewige Sprache noch jetzt, mitten in der auf gewöhnlichem Wege erzeugten Muttersprache und überkleidet mit ihren Worten, die eigentliche, rechte Sprache. Alle ihre Worte sind Wahrheit und Leben und Feuerflammen der tiefsten, innersten Begeisterung. Die Himmel hören, wie das alte Lied Mosis sagt, ihre Rede, und die Erde — die ganze Sichtbarkeit — vernimmt sie. Denn die Sprache des Geistes im Menschen mit Gott und Gottes zu dem Menschen, die Sprache des Gebetes, ist selber vom Geschlecht jenes Wortes, durch dessen Kraft die Welt geworden und welches alle Dinge erhält.

So wird erkannt, daß der Mensch eigentlich und allein nur durch den Besitz der Sprache, durch den Gebrauch des lebendigen Wortes zu einem Herrscher aller Lebendigen der Sichtbarkeit und zu einem wahrhaften Gleichniß und Ebenbild Gottes werde. In dieser seiner höchsten Bedeutung und Würde soll den inneren Menschen die Lehre von dem Geiste, zu welcher wir nun übergehen, noch mehr und näher betrachten.

Erläuternde Bemerkungen. Der letzte Theil des Inhaltes des vorstehenden Paragraphen schließt sich ganz an das an, was wir oben, S. 311 von der Sprache des Mitgefühles selbst im Thierreiche sagten. Wo diese Sprache, etwa bei der Mutterhenne, sich vernehmen läßt, da zeigt sie sich als eine für die verschiedensten Thiere verständliche. In unvergleichbar viel höherem Maße muß diese Eigenschaft der Allverständlichkeit, diese Kraft der Erweckung gleichartiger Gedanken und Gefühle in verwandten Menschenseelen jener Sprache des geistigen Mitgefühles zukommen, welche wir im Paragraphen als die Ursprache bezeichneten und deren Wesen wir im §. 50 noch näher betrachten wollen. M. v. hierzu auch das, was J. H. Kurtz in seinem Lehrbuch der heiligen Geschichte 4. Auflage S. 233 so tiefgründend über das Zungenreden am ersten Pfingstfeste gesagt hat.

Wir lassen auch hier wieder einige Aussprüche der Weisheit der Schulen und der Tempel des Alterthums folgen.

Wie schon Plato den Menschen das gottesfürchtigste Thier genannt hatte,

so besteht auch nach Philo (quod a Deo mittant. somn. 570, ed. Mang. I, 625) der eigenthümliche Vorzug des Menschen vor dem Thiere in der Fähigkeit, das Seiende, Gott zu verehren (*θεραπεύειν τὸ ὄν*). Dem Menschen ist nach Aristoteles (Probl. S. XXX, 6) am meisten zu glauben, weil er (wie Plato dem Neokles antwortete) allein zählen kann. Oder auch deßhalb, weil er allein die Götter verehret. — Im Stein ist die (ruhende) Haltung (*ἕξις*), in der Pflanze die bewegte Haltung (*ἕξις ἤδη κινουμένη*) oder *φύσις*, im Thier hat sich diese *φύσις* mit Phantasie und Begehren überkleidet und ist zur Seele geworden, im Menschen kommt hierzu der selbsterkennende Geist oder *νοῦς* (Phil. SS. Leg. Alleg. II, 1091, ed. Mang. Vol. I, p. 71. Nach Max. Tyr. Diss. XL, p. 418 ed. Davis. begründet diesen Vorzug der *λόγος*). Dieser, erhaben über das thierisch sinnliche Leben (*Μαδεχ* nach Phil. quis rer. divin. sit haeres 488, ed. Mang. I, p. 480, genannt), machet die Seele des Weisen zu einem Himmel der Erde, zu einem Abbild des Sternenhimmels (ib. p. 493 siv. 485), und ist der Erzeuger der Sprache (*τούτου δὲ πατέρα τὸν νοῦν· ἀπὸ γὰρ διανοίας ὥσπερ ἀπὸ πηγῆς φέρεται τὸ τοῦ λόγου νᾶμα*, id. de nomin. mutat. 1055, ed. Mang. I, 588). Die Sprache ist dem Menschen von Gott wie ein Gewand gegeben (id. quod a Deo mitt. somn. 580, ed. Mang. I, 636).

Bemerkenswerth ist der Ausdruck des Pythagoras (Diog. Laërt. VIII, 30), welcher die Worte Sturmwinde der Seele nannte (*τοὺς δὲ λόγους, ψυχῆς ἀνέμους εἶναι*).

Die feste, unwandelbare Beziehung des Wortes oder des Begriffes auf das mit ihm Benannte oder auf das Gedachte weiset schon Plato nach (Soph. 252, 259; Phaed. 103).

Bei der Verwirrung der Sprachen waren es nach Origenes (in Numer. Homil. XI, ed. Paris. Opp. T. II, p. 307) die Schutzengel der verschiedenen Völker, welche in diesen die verschiedenen Sprachen wirkten. Nur die Hebräer, deren Volk nicht unter der Aufsicht eines Engels, sondern unmittelbar unter göttlicher Leitung stund, behielten die anfänglich durch Adam gegebene Sprache.

Das nothwendigste und wichtigste Zeichen der Ankunft des heiligen Geistes, welchen Jesus sendete, bei den Gläubigen war dieses, daß jeder von ihnen in den Sprachen aller Völker redete, wodurch die künftige Einheit der rechtgläubigen Kirche bei allen Völkern (Aug. de civit. Dei c. 49 s. fin. ed. Par. Opp. Vol. VII, p. 532), die Vereinigung aller Zungen zu einem gemeinsamen Werk des Glaubens (id. in Ps. XVIII enarr. II, 10, ed. Par. IV, 85) vorbedeutet wurde. Denn durch die Sprache wird die Verbindung des menschlichen Geschlechtes inniger; so sollte durch die Sprachen aller Völker die künftige innige Verbindung aller Kinder Gottes und Glieder Christi unter allen Völkern bedeutet werden (Aug. Serm. LXXI, de verb. Evang. Matth. 12, 28 ed. Par. V, p. 398, 399). — Es kam der heilige Geist, erfüllte sie, und sie fingen an in den Sprachen aller Völker zu reden, welche sie nie gekannt, nie gelernt hatten. Aber sie lehrte Der, welcher gekommen war. — — Und dieß war damals das Zeichen seiner Einwohnung, daß die, welche er erfüllte, mit allen Sprachen redeten (Serm. CCLVII, 2, ed. Par. V, 1089). Wie nun? sprachen vielleicht die, in welche der heilige Geist gekommen war, besondre Sprachen, der Eine diese, der Andre jene, und theilten sich so gleichsam unter die Sprachen aller Völker? —

Keineswegs, sondern jeder Einzelne sprach in den Zungen aller Völker, gleich als eine Einheit der Kirche in den Sprachen aller Nationen (Serm. CCLXVIII, 1 p. 1091). Sie fingen an zu reden in allen Zungen, so daß jeder von den Anwesenden in dem, was sie redeten, seine eigene Sprache erkannte (Serm. CCCLII, de poenitent. 2, ed. Par. V, p. 1363; id. in epist. Joh. c. 2, Tractat. II, 2, Opp. III, part. 2, p. 837). So wie damals ein Mensch in den Sprachen aller Völker redete, so redet jetzt durch alle Völker, in den Sprachen aller, die Einheit des Geistes (Serm. CCLXXI in die Pentecost. Opp. V. part. I, p. 1103); und seitdem dieß, das vorbedeutet war, bei der Ausgießung des Geistes in Erfüllung ging, wurde die wundervolle Gabe der Sprache hinweggenommen (Enarr. in Ps. CXXX, 5, ed. Par. Vol. IV, p. 1463). Wie Haupt und Leib Ein Mensch, der Mensch Christus und die Kirche Ein vollkommner Mann, Gemahl und Vermählte, beide Ein Fleisch sind, so ist der Mensch, der aller Völker Zungen redet, eine Einheit (Aller) (in Ps. XXIII enarr. II, 10, Opp. IV, p. 85).

Es ist die Seele im Menschen, welche durchs Auge sieht, durchs Ohr hört, durch die Zunge spricht; was die Seele im einzelnen Menschen, das ist der Geist in der Kirche (Serm. CCLVII, 4, Opp. V, 1090). — Gott gibt die Erkenntniß; er gibt das Verstehen des gehörten Wortes; er spricht in unsren Herzen ohne Ton (in Ev. Joh. c. 8, Tractat. XLI, 5, ed. Par. T. III, part. 2, p. 567). Nur durch Gottes Beistand vermag der Mensch recht und wahr zu reden (de Genes. ad litter. L. VII, c. 1, T. III, p. 2, p. 211). — Die Zungen der Bösen stehen unter der Gewalt des Teufels (enarr. in Ps. CXLIII, 18, ed. Par. IV, 1608). — Wie der Mensch die wilden Thiere zähmt, so zähmt und regiert Gott, wenn wir ihn anrufen, unsre Zunge (Serm. LV, 2, 3, Opp. V, 321). — Die Verwirrung der Sprachen entstund daher, daß die Menschen auf Gottes Befehl nicht hörten und diesen nicht verstehen wollten; so machte Gott, daß auch sie unter einander ihre Befehle nicht verstunden (de civit. Dei L. XVI, c. 4, Opp. T. VII, p. 419). — Die Sprache Gottes ist das ewig unveränderliche und bleibende Wort, die ewige Weisheit, durch welche Alles gemacht ist (Augustin. enarr. in Ps. CXXXVIII, 8, Opp. T. IV, p. 1537).

Wir gehen nun zu einigen Bemerkungen andrer Art über den Inhalt des vorstehenden Paragraphen über.

Wie die aufrechte Stellung des Menschenleibes nach §. 24 hauptsächlich auf der vollkommneren seitlichen Entwicklung der einzelnen Theile, auf der vollkommneren Ausbildung einer rechten und linken Hälfte beruht, so das ihr entsprechende Vorrecht der Menschenseele (das Vorrecht des freien Willens) auf einer entschiedneren Scheidung der inneren, erkennenden und wollenden Kräfte in eine rechte und linke, gute und böse Richtung. — Den oben, im §. 24 erwähnten sieben Hauptsystemen des Leibes entsprechen, wie wir dieß schon im Vorhergehenden erkannten, an der Seele Verstand, Vernunft, Phantasie und Gedächtniß; ferner dann der Region des obern Muskelleibes oder der Brust die innere Region des Begehrens; der der Verdauungsorgane jene der Gefühle; der Region der Erzeugung jene innere der Selbstgestaltung, die wir auch im §. 36 nach einer ihrer Hauptäußerungen kennen lernten, und aus deren Grund vornehmlich Liebe

und Haß, Zerstörung wie neue Bildung hervorgehen (man v. §. 35). — Wie der leibliche Mensch durch vorzügliche Entwicklung der Organe des Schmeckens und Fühlens vorm Thier sich auszeichnet, so der geistige durch eine vorzügliche Entwicklung der inneren Seelenorgane, welche denen des Schmeckens und Fühlens parallel stehen (m. v. §. 38). — Wie der leibliche Mensch die Speisen einer künstlichen Zubereitung unterwirft, so der geistige die inneren Nahrungsmittel der Seele, nach §. 32.

An den äußeren, hülflosen Zustand, in welchem der leibliche Mensch geboren wird, erinnert jener innere, vermittelst dessen, wie der vorstehende Paragraph dieß auseinandergesetzt, der natürliche Mensch seine Sprache großentheils durch Mittheilung erlernen muß. Dennoch kommt im gesunden Zustand der Menschennatur und selbst auf jener niedern Stufe ihrer Entwicklung, die so eben nur als eine Annäherung an diesen gesunden Zustand betrachtet werden kann, der von außen mitgetheilten Anregung zum Sprechen eine innere des Geistes entgegen, oder diese geht selbst jener noch voraus. Höchst interessant ist in dieser Beziehung eine Beobachtung von Guggenbühl, mitgetheilt in dem oben erwähnten Aufsatz der Allgemeinen Zeitung Nr. 4 Jahrg. 1850. „Wie die geistige Seele (bei der Entfaltung und dem äußeren Kundgeben der Gedanken) oft plötzlich springt," das ist sehr beachtenswerth. „Man hat (Cretinen) Kinder gesehen, die beim Anblick des Sonnenunterganges, eines Regenbogens, oder im elektrischen Bade die ersten Bezeichnungen durch die Sprache aus dem tiefen, dunklen Seelenschacht zu Tage förderten."

Für die Nothwendigkeit einer Mittheilung der Sprache, zugleich aber auch für das nothwendige Erforderniß eines geistig gesunden Zustandes für die Entwicklung der Sprache, zeugen dagegen die Fälle, in denen Menschen, die in völliger Absonderung von andern Menschen ohne Sprache geblieben waren. Der sogenannte wilde Mensch, der an der siebenbürgisch-walachischen Gränze im Walde gefunden und nach Cronstadt gebracht wurde, wo er 1784 noch lebte, hatte gar keine Sprache, keinen articulirten Laut, ließ bloß im Unmuth ein Brummen hören und drückte sein Sehnen nach dem alten, wilden Aufenthalt im Walde, wenn er Bäume sah, durch Geheul aus. Er lernte auch nie sprechen. — Dagegen bildete sich der verwilderte Mensch, der in Michael Wagners Beiträgen nach einem Schreiben aus Zips in Ungarn vom 11. October 1793 beschrieben ist, aus den später erlernten Worten eine ganz eigenthümliche Sprache, worin er das Brennen und die Hitze „Sausen," den Schnee „Simon und Juda" nannte, weil um diese Jahreszeit dort der erste Schnee fällt. Seinen Wohlthäter, der ihn dem wilden Zustand, worin er einem Thiere glich und nur den Ton „Ham" hervorbringen konnte, entnommen hatte, nannte er „seinen Trost." M. v. auch Condamine, histoire d'une jeune sauvage; die Geschichte des wilden Peters, der 1714 bei Hameln gefangen worden und 1785 starb, im Magazin für das Neueste aus der Naturg. u. Phys. IV, B. III, S. 96, so wie jene des wilden Mädchens, das 1767 bei Frauenmark gefangen worden. — Jedes Kind erschafft sich (aufgeregt zu diesem Bemühen durch das Hören der Menschensprache) anfangs seine eignen Worte; auch gewöhnliche Taubstumme bilden sich, wie Laura Bridgeman, häufig neben der Zeichensprache, noch gewisse Laute, womit sie ebenfalls Gefühle oder Gegenstände bezeichnen wollen.

Ueber die Natur und das wesentliche Verhältniß der beiden Wurzeln oder Uranfänge, aus denen nach S. 316 die Menschensprache hervorgeht, haben die Forschungen der neueren Zeit sehr bedeutende Aufschlüsse gegeben. Der eine höhere Anfang, der in der Anregung des Geistes und in der selbstthätigen Schöpferkraft desselben begründet ist, erscheint nicht nur als der ältere, sondern auch von länger andauernder Fortwirkung; er bildet in den Sprachen der Völker das bleibende Element. Bei den amerikanischen, wie bei einem großen Theile der afrikanischen Völkerschaften verräth sich der gemeinsame Ursprung der Sprachen aus einer anfänglichen Stammsprache nur durch die Gleichartigkeit des Gesetzes, welches in der grammatischen Wandlung der einzelnen Worte so wie in ihrer Zusammenfügung zu Sätzen der Rede sich kund gibt. Wie man bei aller Verschiedenheit der Worte an den sich gleichbleibenden Zügen der Handschrift irgend einen Schreibenden erkennt, so erkennt man in jener gemeinsamen Handhabung des Stoffes der Sprachen den Genius ihres Urstamms, der bei den Kafirs der Südostküste von Afrika noch derselbe war wie bei den alten Aegyptern, bei den Indianern von Nordamerika derselbe wie bei den im Süden wohnenden, derselbe im Sanscrit wie im Griechischen, Lateinischen und Mösogothischen. Die Wortfülle des conversationellen Elementes ist etwas von außen Gegebenes und einer endlosen Wandelbarkeit unterworfen, das andre Element, das die Form gibt, kommt von innen, aus dem Geiste. Uebrigens ist es nicht unbedeutend, daß in mehreren mongolischen Sprachen das Wort für Gottheit num in seiner augenfälligen Verwandtschaft mit dem Lateinischen Numen sich erhalten hat, und daß die Worte Dievas und dievuts, welche in der lithauischen und altpreußischen Sprache Gott und fromm bezeichnen, noch so nahe übereinstimmen mit den gleichbedeutenden Worten Devas und deivat im Sanscritanischen (Deus und devotus im Lateinischen). Auch das deutsche Wort Gott, so wie das gleichbedeutende persische Wort Khodâ lassen ihre Abstammung aus dem zendischen Wort Quadâta (sanscrit. Suadâta), was a se datus, increatus „den Unerschaffenen" bedeutet, mit hoher Wahrscheinlichkeit nachweisen. (Grimms deutsche Mythologie 2te Ausg. S. 13.) An diese Ableitung des Wortes Gott erinnern nach Schmeller die beiden ersten Verse eines lateinischen Gedichtes aus dem 15ten Jahrhundert, überschrieben: de essentia divina, welche so lauten:

Esse est quod ex se, Deus per quem datur esse,
Quod non est ex se, deitatis non habet esse etc.

(Cod. lat. 4780 Fol. 263).

Manches Andre über die Abstammungen der Völkersprachen soll noch im §. 55 abgehandelt werden.

IV. Die Lehre vom Geist.

Die selbstständige Weisheit.

§. 47.

Wir wollen von einer Weisheit reden, welche des menschlichen Nachsinnens Anfang ist und Trieb des Forschens, alles Erkennens Ende und Erfüllung. Von einer Weisheit, welche dem Sehen der Menschenseele das Licht, dem Gehör die Töne, dem Mund seine Sprache gibt; sie selber das Licht des Lichtes, des Wortes Stimme. Denn wie sollte unser Sinnen, welches unweise ist, die Rede von der Weisheit finden, hätte diese nicht selber uns im Worte das Wort von ihrem Preise auf die Zunge gelegt.

Was könnte die Fülle des Frühlinges, wenn sie Ströme von Blüthen, die nicht zur Frucht werden, auf andre Ströme schüttet, was könnte die zeugende Ueberfülle der Meere und des Landes halten, daß ihr Hinausgießen nicht zur Verschwendung und Auflösung würde, wäre nicht sie da, eine Haushälterin aller Kräfte der Zeit und der Ewigkeit, nicht sie da, welche die Fülle, die nicht mehr des Einzelnen sein will, welche das Ueberschwellen des Stromes zu einem nährenden Segen für Viele und Alle macht. Was würde aus dem Zuge des Hinwegeilens und Hinabsinkens, der dem Geschaffenen inwohnet (nach §. 3), was vermöchte seine Abwege in den harmonischen Kreislauf der Welten zu verwandeln, wäre nicht sie da, ein Band, geschlungen um Alle, eine Erhalterin, welche Jedem, das da ist, es gibt, ein Etwas für Viele und Alle zu sein.

Der Weisheit Ausgang ist aus Gott; ihr Weg an den Creaturen führet zurück in Gott. Willst du die Spuren sehen, welche ihr vorüberschreitender Fuß der Tiefe eingeprägt, so blicke die Welten an, welche, eine durch die andre gehalten, der gemeinsamen Sonne zugeordnet sind; die Sterne, deren Bewegen und Bleiben ein Bewegen und Bleiben des einen am andren ist; die Gesteine der Erde, umfasset von der gemeinsamen Schwere, an sich tragend ein Gepräge der Ordnung und Schönheit, das von der Ordnungen Urbild zeuget. Willst du das Gebilde ihrer Hand

sehen, so schaue den lebenden Leib an, denn sie ist es, die Bildnerin, welche der Seele das Gebäu der organischen Leiblichkeit bereitet; magst du das Gewebe sehen, welches sie von unsichtbarem Anfang an zum unsichtbaren Ende hin durch die Sichtbarkeit geschlagen, so erhebe dein Auge und betrachte den Bund, welchen in allem Geschaffenen der Mangel mit der Fülle, die Sättigung mit dem Bedürfniß geschlossen, und welcher bestehet zwischen Einem und Allen, zwischen Allen und Einem. Verlangt es dich aber, nicht die Bildnerin allein, sondern in ihr die ewig liebende Mutter zu erkennen, so erforsche, was sie für dich, den Menschen gethan; begehrest du das Gespräch ihres Mundes zu hören, so vernimm das Wort vom Leben, welches der Geist der Weisheit zum Geist des Menschen gesprochen.

Wie der Vogel nur durch die tragende Luft in der Höhe schwebend erhalten wird, von welcher herab er die unter ihm gelegene Weite überblicket, so wird die Seele des Menschen über ihrem eignen Sein und Wesen durch ein Element gehalten, welches der Geist heißet, damit sie, über sich selber erhoben, sich selber, wie der Vogel die unter ihm liegende Weite, sehe und wisse und erkenne. Denn jene Weisheit, welche der Geist ist, der Geist aus Gott, hat nicht allein die andren Creaturen mit der Welt ihres Bleibens verknüpfet und dieselben zu einer Lust des Menschen, zu einem Punkt des Bewegens der unsichtbaren Lebendigen zugerichtet, sondern sie hat die Seele des Menschen mit dem Heim des Göttlichen verbunden, hat sie zu einem Sein erschaffen, an dem Gott seine Lust hat, und auf welches der beachtende Blick einer höheren Geisterwelt gerichtet ist.

Und dieser Zug der Verknüpfung der erkennenden und liebenden Seele nicht mit den Creaturen allein, sondern ohne Aufhalt und Hemmung mit dem Erkennen, mit der Liebe der Gottheit, ist der Mutterarm, welcher den Menschen trägt, daß er, frei gemacht zum Erkennen und zum Lieben, über das zu walten vermag, was an ihm selber Creatur ist. Denn der haltende Geist, welcher den Menschen an ein göttliches Sein füget, wie den fallenden Stein an seinen Planeten, ist es, der dem Willen die Macht gibt zu wählen das Gute oder das Böse, wie dem Verstand das Bewußtsein des eignen Selbst.

Ein Wirken dieses Geistes ist schon die erhaltende Vorsicht, welche selbst die niedrigere Leiblichkeit, die sonst der Trieb des eignen, besondren Werdens zerstäuben würde, ordnend zusammenhält; wie sollte diese Vorsicht da, wo sie zur Sorge der liebenden Mutter geworden, der Menschenseele nicht nachgehen vom Anfang bis zum Ende, wenn diese von dem Mittelpunkt ihres seligen Heims sich hinausreißet zur Gefahr des Todes. Darum hat der Zug des verknüpfenden Bandes das Heil von oben selber bewogen, daß es hinab käme in die Leiblichkeit des Menschen; sein Zug ist es, welcher die Menschenseele ohne Aufhören zurück rufet zu Gott.

Wie der lebenden Seele, wenn sie, hinabwärts gehend, zur Sichtbarkeit sich gesellet, durch die Kraft des Bandes, welches das sichtbare Geschöpf dem All der sichtbaren Schöpfung vereint, der sterbliche Leib gegeben wird, so wird durch die Kraft des Geistes das aufwärts, nach dem Quell des Seins gerichtete Sehnen der Menschenseele mit den Wirklichkeiten der Gottheit selber verbunden und der Seele hierdurch ein Leib von unsterblicher, höherer Art gegeben, dessen Auge nicht für das Licht der Sonne, sondern für das der Gottheit, und dessen Stimme nicht nur für sinnliche Laute, sondern für das Wort gemacht ist, das von Ewigkeit war. Es ist dieselbe Kraft, welche dort das Einzelleben mit seiner mitlebenden Welt durch den Bau der organischen Glieder verknüpfte, und die hier die Seele mit dem Leben und Erkennen aus Gott verwebet durch das Gefüge der neuen Glieder, welches der Tod nicht auflöset.

Es ist jedoch, um diese Neues bildende Kraft des Geistes zu erkennen, selber ein Auge nöthig, welches nicht mehr nur jenes innere (psychisch fernsehende) ist, das die Seele des Menschen noch mit der des Thieres gemein hat, sondern ein solches, das der Geist geschaffen. Denn es ist das Kommen des Geistes, wenn es sich aufmachet wie der Strahl der Wetter, dem Auge der Seele verborgen, und die Stätte seines Ausganges findet der Verstand nicht. Diese ist verhohlen vor den Augen der Lebendigen; der Abgrund und das Meer sprechen: sie ist nicht in uns, die Vernichtung und der Tod sprechen: wir haben mit unsern Ohren ihr Gerücht gehört. Der Geist aber, wenn er zur Leiblichkeit sich gesellet, saget zu ihr: ich habe dich gebildet und durchdringe dich, du aber begreifest mich nicht; er saget zur Seele: ich bekleide dich, wie ein Gewand den Leib, du aber siehest mich nicht.

Dennoch wird der das Menschliche vom Thierischen unterscheidende Verstand, auch wenn er den Namen nicht weiß, das was des Geistes ist, neben dem das der Seele für sich allein ist, leicht erkennen. Denn des Geistes ist das, was der Phantasie ihre idealisch schaffende Kraft, dem Gefühl ein Empfinden der Kräfte der Ewigkeit, dem Erkenntnißvermögen das Selbstbewußtsein, dem Gemeingefühl die Gestalt des Gewissens, der Sprache das eigentliche Wort gibt.

Aus dem Inneren der Planeten wirket die Macht einer wechselseitigen Anziehung, welche den irdischen Körpern den Zug der Schwere und den inneren Zusammenhang der Theile verleiht, welche das Eisen zum schweren und dehnbaren Metall gestaltet. Aber aus einem anderen, höheren Mittelpunkt der Welten wirket eine andere Kraft hervor, welche den Planetenbahnen die gemeinsame Lage um den Aequator der Sonne, welche unserer Erde wie den anderen verwandten Welten die Neigung der Axe auf der Ebene der Bahn und die jährliche Bewegung gibt. Wir kennen diese bewegende und gestaltende Kraft der höheren Ordnung, welche wie der Licht-

strahl durch den festen und dichten Krystall, ungehemmt durch die planetarische Leiblichkeit hindurchwirket, in der einen ihrer Erscheinungsweisen als Magnetismus.

So kömmt das Walten des Geistes aus der Mitte einer ewigen Geisterwelt hervor, und wie die magnetische Kraft oder das Licht durch das Wesen der planetarisch dichten Massen, so gehet die herrschende Macht des Geistes durch Seele und Leib.

Es ist die Schwere und der innigere Zusammenhalt der Theile, was dem Eisen gemeinsam mit anderen schweren und dehnbaren Metallen zukömmt. Aber neben diesen allgemeinen Zügen der irdischen Leiblichkeit hat zu dem Wesen jenes bedeutungsvollen Metalles der Zug einer höheren Ordnung den Zugang gefunden, welcher der schwebenden Nadel die beständige Richtung und die periodische Bewegung der Pole mittheilt. Nicht das Silber, nicht das näher verwandte Kupfer oder das geschmeidige Zinn, sondern vor anderen das Eisen wird von dem Strom jener höheren Kraft ergriffen und bewegt.

So ist es vor anderen Wesen unserer Sichtbarkeit die Seele des Menschen, welche von dem Walten des Geistes nicht bloß spurlos durchdrungen wird, wie das Glas vom Licht, sondern welche von ihm selbstkräftig in den Strom seines Bewegens aufgenommen und mit seiner höheren Natur überkleidet wird. Die Seele des Menschen, vor allem anderen Leben unserer Sinnenwelt, erscheinet zugleich nach zwei verschiedenen Richtungen des Seins bewegt. Denn wie die eigene Schwere das polarische Eisen, gleich anderen metallischen Körpern, abwärts nach dem Boden führt, so theilet die Seele des Menschen mit der Seele des Thieres den Zug nach der Leiblichkeit. Aber jene allein folget zugleich dem Zuge hin nach den Angelpunkten einer höheren Weltordnung; jene allein jedoch wird auch in diesem Bewegen — gleich der Magnetnadel, wenn dieselbe durch gewaltige Meteore in zuckendes Bewegen geräth — durch fremdartige und feindselige Kräfte von geistiger Art gehemmt und gestört.

Erläuternde Bemerkungen. Wir wollen den Inhalt des vorstehenden Paragraphen hier nur mit wenig Worten an den Inhalt der früheren Abschnitte dieses Buches anknüpfen. — Nach §. 3 würde der Moment, in welchem das creatürliche Leben entsteht und als ein etwas von Gott Verschiedenes sich setzt, alsbald auch der Moment seines Vergehens werden, wenn nicht der selbstthätigen Richtung des Lebens eine passiv, den höhern, belebenden Einfluß wieder aufnehmende Richtung folgte oder verbunden wäre (§. 42). Der Moment der Verleiblichung jeder (sowohl sichtbaren als unsichtbaren) Art würde alsbald in den der Auflösung und Vernichtung übergehen, wäre nicht ein Band da, welches der für sich allein unstatthaften Leiblichkeit ein Bestehen um Andrer willen gäbe (m. v. das Ende der erl. Bem. zum §. 3, auf S. 21, so wie den ganzen 4ten und 11ten Paragraphen), den Unsichtbaren ein Bestehen zunächst um einer zu

ihnen gehörigen unsichtbaren, den Sichtbaren ein Bestehen um einer ihnen verwandten sichtbaren Region willen. Die Wesen denn, welche (nach §. 3) durch einen gleichsam zweiten Act der Göttlichkeit zum besondern Sein erschaffen worden, werden durch einen dritten Act in diesem ihrem Zusammenbestehen mit Andern erhalten. Dieser Act wird uns in der Verknüpfung der niedern Körperwelt als Band (der Schwere, des Zusammenhalts, der Krystallisation) sichtbar (m. v. §. 5), oder als allerhaltende Vorsorge (§. 30). Der erkennende, mitseiende Geist im Menschen siehet nicht allein die Wirkungen, sondern den Quell dieser in die Sichtbarkeit gelegten Kräfte in jener Wirklichkeit Gottes, welche der Geist ist (§. 3). Dieser ist es, welcher der Menschenseele ein verknüpfendes Band mit der erbarmenden Liebe, ja mit dem Sein der Gottheit wird, und welcher der Seele zugleich mit den Kräften des Erkennens oder Mitseins mit Gott (nach §. 40) schon hienieden einen Vorschmack der Seligkeit verleiht. „Denn" nach einem Ausspruch schon des früheren Alterthums „ist es allein die Erkenntniß, worinnen die Seligkeit Gottes und das Glück des Menschen bestehet; das Thier ist nicht glücklich, weil es nicht Erkenntniß hat" (Aristot. de morib. X. 8). Die das Göttliche erkennende Kraft im Menschen ist selber ein Göttliches und Unsterbliches (Plat. Tim. 72). Sie ist das Höchste in der inneren Dreiheit im Menschen, welche als *νοῦς* (oder *ἐπιστήμη*), *δόξα ἀληθής*, *ἄνοια*, oder als *νοῦς*, *ψυχὴ*, *σῶμα* bezeichnet wird, indem der *θυμὸς* nur als eine dem selbsterkennenden Geist öfters hülfreiche Kraft der *ψυχὴ* erscheint (ib. 69). Statt der Lust wohnt dem Göttlichen Erkenntniß bei (Plat. Phileb. 33). Auch das höchste Ziel des menschlichen Strebens soll die Erkenntniß des Guten sein, wodurch alle Kenntniß erst zu einer fruchtbaren wird (de rep. VI, 505). Es gibt eine Erkenntniß, welche Maß und Ordnung in allen Dingen gewährt (wie der Alles ordnende Geist). — Bei Aristoteles (de anim. III, 5) erscheint der Geist als der selbstthätige Verstand; ein Leidenloses und Unvermischtes, seinem Wesen nach eine ewig seiende Wirklichkeit, ja als die ewige Wissenschaft im All, als der göttliche Verstand. Der menschliche Geist empfängt durch Gott und in Gott schauend das wahre Wissen (ib.) durch Gott, dessen Vernunft ein wirkliches Vernehmen, eine unaufhörliche Einsicht ist, eine müheloſe, welche nicht erst aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit gebracht werden muß (Met. XII, c. 9). Der selbsterkennende Geist ist in uns auf ähnliche Weise als in Gott (Phys. VII, 2; VIII, 5). Er ist das dem Menschen Eigenthümliche; wie ein Fremdling in der (sichtbaren) Natur erscheinend; außer Zusammenhang mit der Form des Körpers; ohne bestimmtes Organ seiner Thätigkeit; wenig oder nichts vom Alter leidend; unzerstörbar (de anim. I, 4).

Das Anerkennen der nothwendigen inneren Beziehung des menschlichen Erkennens auf ein göttliches sprach Chrysippos in dem seltsam lautenden Satze aus: nicht geringeren Nutzen gewähre der Weise dem Zeus, als Zeus dem Weisen (Plut. adv. Stoic. 33: *ἀρετῇ τε γὰρ οὐχ ὑπερέχειν τὸν Δία τοῦ Δίωνος, ὀφελεῖσθαί τε ὁμοίως ὑπ' ἀλλήλων τὸν Δία καὶ τὸν Δίωνα σοφοὺς ὄντας, ὅταν ἕτερος θατέρου τυγχάνῃ κινουμένου*).

Der Geist (*νοῦς*) ist nach Philo das Höchste, das Herrschende in unsrem Inneren, wie es an unsrem Leibe das Gesicht ist. Er ist göttlicher Natur, allein unvergänglich, allein mit Freiheit begabt, aus den Banden der Nothwendigkeit

entlassen. Den andren Lebendigen fehlt der freie Wille, sie, wie mit Banden gebunden, sind darum in die Herrschergewalt des Menschen übergeben. — Dagegen ist auch der Mensch rücksichtlich seiner Handlungen, weil diese aus freiem Vorsatz hervorgehen, einer Verantwortlichkeit unterworfen, einer Bestrafung oder Belohnung fähig. Denn wer von Gott die Macht des freien Willens empfing und, Gott selber hierin gleichend, von der strengen beschwerlichen Herrschaft der Nothwendigkeit befreit wurde, mag mit Recht für strafbar erkannt werden, wenn er seinem Befreier nicht gehorchet. — Die Augen der Seele, mit ihrem inwohnenden Sehnen das Seiende zu schauen, gleichen dem Geflügel, das nach oben strebt; sie erheben sich, Alles verlassend, empor zu dem Ungewordnen (ewig Seienden) Phil. de mund. 1156, ed. Mang. II, 607, 608.

Das gewöhnlichste Wort der Alten für den Geist ist νοῦς (von den Pythagoräern zuweilen als φρένες bezeichnet); das der neuen Zeit gegebene ist πνεῦμα. In Beziehung auf mehrere im vorstehenden Paragraphen gebrauchte Ausdrücke erinnern wir an Marc. 13, 11; Luc. 12, 12; Römer 8, 26; Ps. 143, 10. — Uebrigens sei auch hier noch einmal Oetingers tiefsinniges Buch: „Die Wahrheit des sensus communis" erwähnt, welches vielfältig von dem Gegenstand dieses Paragraphen, von der selbstständigen Weisheit handelt.

So wie wir im Vorhergehenden die Seele als eine schöpferische Wirklichkeit kennen lernten, welche sich in und an einem bewirkbar Leiblichen kund gibt, so erscheint uns der Geist als das wesentlich Höhere, welches als ein allgemein Ergänzendes die besondre Wirksamkeit der Seele und das Werden des Leibes umfasset.

Scheidung des inneren Menschen nach Geist und Seele.

§. 48.

Es ist der Leib, welchen menschliche Gewalt und die Macht der äußeren Elemente ohne Aufhören zu berühren, zu verletzen und selbst zu tödten vermag, nur Einer, obgleich derselbe beständig aus dem Verein zweier Elemente, eines unteren, das aus der Speise hervorgeht, und eines oberen, das aus der Luft des Himmels kommt, sich erhält und erzeuget. So ist auch der innere Mensch, so ist die Seele, welche keine menschliche Gewalt, kein äußeres Element zu tödten, noch zu verletzen vermag, nur Eine, obgleich das inwendige Leben, so lange es in der Sichtbarkeit bestehet, durch zwei Elemente sich gestaltet und bewegt, davon das eine aus der Natur des Leibes hervorgeht, das andere aber aus der Region des Geistes kommt. Das eigentliche Ich des Menschen, die Seele, ist es, welche jetzt im Fleische, jetzt durch eine höhere, ihr zu Theil gewordene Kraft im Geiste zu sein vermag; welche schon hienieden an den Einen fleischlich, an den Andren geistlich gesinnet und gestaltet gefunden wird.

Aus dem innersten Mark der lebenden Pflanze entfaltet sich der Mittelpunkt der Blüthe, in welchem sich zur Zeit der Zeugung ein Leben von thierartiger Natur mit seinem eigenthümlichen Begehren und seinen

bewegenden Kräften regt. Der Act dieses Lebens ist ein schnell vorübereilender, eilig dahinsterbender, weil sich das innere Bewegen noch nicht mit jenem oberen Element zu überkleiden vermag, in welchem und durch welches allein es sich beständig wieder erneuern und so fortlebend erhalten kann, mit dem Element des Odems aus der Atmosphäre. Am Thier und am Menschen ist das, was das Wesen der Pflanze gleich einem Blitze, welcher plötzlich, so wie er erschien, wieder verschwindet, nur auf einen Augenblick durchstrahlt, zu einem für die Zeit des ganzen, jetzigen Daseins bleibenden Leibe, zum wesentlichen Organ der Seele selber geworden. Dieser thierische Leib erhält sich aber im Leben und Bewegen nur dadurch, daß er sich ohne Aufhören mit dem oberen Lebenselement der Luft vereint und überkleidet.

Was die belebende Luft zum thierischen Leibe, das ist der Geist zur Seele des Menschen, deren Leben nur durch ihn und in ihm ein bleibendes, ein ewiges wird. Das Blut des lebenden Leibes wird bei dem innersten und wesentlichsten Geschäft des thierischen Lebens, beim Athmen, selber zu einer luftartigen Substanz; denn Luft ist das obere Element, mit welchem es zu einem Leib werden, mit welchem es sich überkleiden und verleiblichen soll. Beide denn, das Blut wie das von diesem begehrte Oxygen, sind im Augenblick des Athmens, Luft. So bezeichnet — sinnvoll das Geschäft des äußeren Lebens mit dem des inneren vergleichend — die Sprache aller Zeiten und Völker sowohl die Seele als noch mehr den Geist durch ein Wort, welches zugleich den belebenden Hauch der Luft, den Wind oder das Emporwallen des tropfbar flüssigen Elementes zur Dampfform bedeutet, und es vergleichet nicht bloß das Buch der Offenbarung das übermächtig neugestaltende Walten des Geistes an Seele und Leib mit dem Brausen eines gewaltigen Sturmwindes, sondern es erscheinet auch dem Sokrates der unsichtbare Geist gleich einem lebendig wehenden Winde. Die irdische Lebensluft, wenn sie beim Brennen mit dem entzündbaren Stoff sich vereint, zeiget sich der Natur und Kraft des Feuers nahe befreundet, ja als ein leuchtendes und wärmendes, läuterndes und verzehrendes Feuer selber. So wird auch der Geist nach einem höheren Ausdruck der Sprache ein Feuer, und es wird die Ueberkleidung des Elementes der Seele mit jenem des Geistes eine Taufe mit der Kraft des Feuers genannt.

Es wird durch den Weg der natürlichen Zeugung einem Tröpflein Blutes die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und selbstständige Weise den Geist der Luft in sich zu nehmen, zu athmen. Hierdurch entstehet der sichtbare Leib, der Leib der Zeit, welcher, nachdem er kurze Zeit geblühet, wie die Blume des Grases, abnimmt und verwelket und in Staub zerfällt. So wird durch den Weg einer neuen, höheren Zeugung der Seele die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und selbstständige Art den Geist aus Gott in sich zu empfangen und mit ihm sich zu überkleiden. Hierdurch entstehet der innere, neue Leib, der Leib der Ewigkeit, dessen Herrlichkeit

ohne Aufhören, dessen Kraft in einem immerwährenden Zunehmen und Wachsen ist.

Der ganze äußere Mensch, offenbart als lebende Seele durch den lebenden Leib, wird öfters in der Weise der alten Sprache Seele genannt; der ganze innere Mensch aber in derselben Weise der Geist. Es ist das Gemüth, der innere Sinn, in welchem der Geist mit seiner Wunderkraft sich verherrlicht und verständlich machet; es ist der Geist, in welchem und durch welchen die Seele zur Herrscherin über sich selber und ihre Welt wird. Das noch nicht zu eigen gewordene, sondern erst in diesem Werden begriffene Leben der Ewigkeit, verschieden von dem sichtbaren Leben der Seele, wie der Mutterleib, welcher annoch für den Leib des Ungebornen Nahrung nimmt und athmet, von diesem es ist, wird zuweilen in jener Sprache als Geist von der Seele unterschieden. Die Stunde der Geburt wird kommen, und der ans Licht getretene, lebende Leib wird nun selber und unmittelbar Eines mit der belebenden und gestaltenden Luft. So wird auch einst der Mensch, dessen Wesen hienieden scheinbar in drei verschiedene Mächte getheilt war, nur Einer sein; der Leib, in Kraft der Ewigkeit, wird die Natur des Geistes anziehen, so wie der Geist die Kräfte des himmlischen Leibes, und sie alle sind alsdann nur Ein Leib, sind nur Eine Seele.

Erläuternde Bemerkungen. In sehr bedeutungsvoller Weise ist der Lichtstrahl, welcher der irdischen Natur ihr Leben gibt, ein Abbild der Dreiheit und Einheit der Menschennatur: als Geist, Seele und Leib. Er erscheint unserm Auge nur als Einer, das Farbenbild des Prisma aber läßt uns an und in ihm drei verschiedene Kräfte erkennen, welche da selbst in räumlicher Weise aus einander treten, die Kraft des Erwärmens, des Leuchtens und der chemischen Polarisation im rothen, gelben und violetten Strahle des Spectrums.

Wir fügen dem Inhalt des vorstehenden Paragraphen zu seiner historischen Erläuterung einige mit ihm in Beziehung stehende Aussprüche der „Weisheit des Alterthums" bei.

Obgleich unter Andern Parmenides es aussprach, daß die Seele und der selbsterkennende Geist eines seien (*τὴν ψυχὴν καὶ τὸν νοῦν ταὐτὸν εἶναι* Diog. Laert. IX, 22), so war dennoch die Theilung des Menschen in den selbsterkennenden Geist, in Seele und Leib die gewöhnlicher angenommene. Aber auch die heilige Schrift alten und neuen Testamentes scheidet an vielen Stellen das Wesen des Menschen nur in zwei verschiedne Hauptrichtungen, in jene des Leibes und der Seele oder auch mit andren Worten des Leibes und des Geistes. Eccles. XII, 7. Der Staub (Leib) kehrt wieder zur Erde, welche er (vorhin) gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. (Aehnlich ist diesem die Stelle in Eurip. Suppl. 532: *πνεῦμα μὲν πρὸς αἰθέρα, τὸ σῶμα δ' εἰς γῆν.*) Der Apostel redet 1 Cor. VI, 20 von einer Verherrlichung Gottes an unsrem Leibe und an unsrem Geiste, und C. VII, 34 von einer Sorge, heilig zu sein, beides am Leib und am Geist. Nicht minder bedeutet Ps. 73, 26; Ps. 103, 1, 2; Sap. 3, 1; C. 9, 15; C. 15, 11; Matth. 10, 28; Act. 20, 10

das Wort Seele, so wie Ps. 31, 6; Ps. 146, 4; Luc. 8, 55; C. 23, 46; Act. 7, 58 das Wort Geist ohne Unterschied den ganzen inneren Menschen im Gegensatz zum äußeren.

Stellen, auf welche sich oben im Paragraphen bezogen worden, wo von einem Unterschied des Wortes Geist und des Wortes Seele in ihren Bedeutungen die Rede ist, sind besonders 1 Cor. XV, 45, wo auf einen Gegensatz zwischen der lebenden Seele und dem lebendig machenden Geist hingedeutet scheint, dann Jes. XXVI, 9, wo von einem Sehnen der Seele (des Herzens) nach dem lebendigen Gott und von einem Wachen des Geistes zu ihm die Rede ist, und Luc. I, 46 und 47 (m. v. den §. 51). In der Epistel an die Hebr. IV, 12 spricht der Apostel von einer Kraft des Wortes Gottes, zu durchdringen und zu scheiden Seele und Geist, und 1 Thessal. V, 23 von einem Unsträflicherhaltenwerden des Geistes und der Seele und des Leibes auf den Tag Jesu Christi. — Obgleich Irenäus (Lib. V. c. 304 contr. haeres.) zu dem vollkommnen Menschen drei Theile gehören lässet, Fleisch, Seele und Geist, so stimmt seine Ansicht doch ganz mit der oben erwähnten Schriftlehre überein, nach welcher der innere Mensch, der entweder im Geist oder im Fleisch zu sein vermag, im Gegensatz zu dem äußeren nur Einer ist. „Tria sunt, ex quibus perfectus homo constat, carne, anima, spiritu, altero quidem figurante, spiritu, altero quod formatur, carne. Id vero, quod inter haec est duo, est anima, quae aliquando subsequens elevatur ab eo, aliquando autem consentiens carni, decidit in terrenas concupiscentias." M. v. auch das, was Augustinus de anima, z. B. L. IV, 21 sagt, welcher ebenfalls die Seele des Menschen von seinem Geist nicht unterscheidet: „Die Seele wird auch Geist genannt, Geist aber ist zunächst die denkende Kraft in uns, worinnen der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere begründet ist" (ed. Paris. Opp. X, p. 406). — Sehr klar und treffend wird bei Plato de republica 4 (p. 358 u. f. 366 ed. Bip. T. VI) das, was die Seele (nach §. 51, 52) durch den Geist ist, dem entgegengesetzt, was sie in ihrer bloßen Richtung auf das Leibliche ist. Das, was in der begehrenden Seele des Menschen gleich wie in jener des Thieres als Gelüste des Durstes zum Trinken antreibt, muß ein Andres und verschieden von jenem (Herrschenden) sein, was nicht selten als Macht des Willens den Dürstenden vom Trinken abhält. — Auch Aristoteles (de anima I, 4) versteht unter dem Erkennenden im Menschen das, was die Seele durch den Geist ist, im Gegensatz zu dem, was sie ohne den Geist nur durch den Leib und zu ihm ist. Der thierische Lebenshauch (Lebensgeist): נֶפֶשׁ, die empfindende Seele: רוּחַ so wie die erkennende oder denkende: נְשָׁמָה der alten Kabbalisten erscheinen ebenfalls nach der von ihnen zu Grunde gelegten Ansicht nur als drei verschiedne Kräfte einer und derselben Einheit der Seele, nicht als drei verschiedne Einheiten. Dagegen scheidet den inneren Menschen deutlicher in Seele und Geist (*πνεῦμα καὶ ψυχήν*) der alt jüdische Geschichtsforscher Josephus (Ant. I, 1). Unter den Vätern der Kirche erscheint für die gänzliche Scheidung zwischen Geist und Seele unter andern geneigt Athanasius. Auch Origenes, wie wir dieß hier durch mehrere Stellen bezeugen wollen, spricht sich sehr entschieden für die Dreitheilung der menschlichen Natur aus. Aus einer Menge von Schriftstellen könne gezeigt werden, sagt er (Comment. in Joh. T. VI, 7,

ed. Par. IV, p. 112, 113), daß der Geist ein Anderes sei als die Seele (*ἑτερὸν εἶναι τὸ πνεῦμα τῆς ψυχῆς*), das, was Kraft des Geistes genannt wird, etwas Andres als die Kraft der Seele. — Ferner sagt er Comment. in Joh. T. XXXII, c. 11, ed. Par. IV, 433: nach Joh. 13, 21, 22 war Jesus im Geist betrübt (*ἐταράχθη τῷ πνεύματι*), als er sagte: Wahrlich, wahrlich, einer unter Euch wird mich verrathen. Vorher aber (Joh. 12, 27) hatte er den Ausdruck gebraucht: nun ist meine Seele betrübt. Denn durch die ganze Schrift sind Geist und Seele verschieden; die Seele ein Mittleres zwischen Leib und Geist ist noch der Tugend wie des Lasters fähig; der Geist aber, der im Menschen ist, kann (als solcher) das Schlechte nicht in sich aufnehmen; alle besten und schönsten Früchte kommen vom Geist, der im Menschen ist, während die Früchte des Fleisches böse sind. — Nach einer andren, mit den im Paragraphen gebrauchten Ausdrücken übereinstimmenden Stelle kann die Seele, die ein Mittleres ist zwischen Fleisch und Geist, entweder sich zum Fleische gesellen und so fleischliche Menschen bilden oder zum Geiste und so den geistlichen Menschen schaffen, jenes wie dieses erinnernd an ein 1 Cor. 6, 16 und 17 angedeutetes Verhältniß (Orig. Comment. in epist. ad Rom. L. I, 5, ed. Par. Vol. IV, p. 466). — Christus ist Mittler zwischen Gott und Menschen durch seine Seele (ib. L. III, 8, p. 514); die Seele Christi war geschaffen (ib. p. 515), war gesendet vom Vater (Comm. in Joh. XX, 17, ed. Par. Opp. IV, 331). Alle Menschen handeln getrieben vom Geist, aber es gibt einen Geist der Knechtschaft und Furcht (Röm. 8, 15) und einen Geist der Kindschaft (Orig. Comment. in Epist. ad Rom. L. VI, 1, Opp. IV, 593). Der Name *ψυχὴ* sollte übrigens nach Origenes (de princip. II, 8, Opp. I, 95) von erkälten (a refrigescendo) herzuleiten sein. — Der *νοῦς* oder mens sei durch sein Herabsinken Seele geworden, die Seele, wenn sie Tugend angezogen, wird wieder Geist (ib. p. 96). — Bei dem Sünder werde nur die Seele in der Hölle gestraft, nicht aber der Geist, welcher von ihr genommen zu dem zurückkehre, der ihn gab (Orig. in Matth. Comment. Ser. 57 s. fin. Opp. III, p. 876). — Der Gerechte aber wird nicht so getheilt, sondern seine Seele gehet mit ihrem Geiste zu Gott (ib. 62, p. 880). — Auch Basilius Cäsariensis unterscheidet Seele und Geist, wenn er sagt: Ein Andres ist, was wir selber sind, ein Andres, was das Unsrige ist, und noch ein Andres das, was um uns ist. Wir sind Seele und Geist (nach welchem wir Gottes Ebenbild heißen), unser Eigenthum ist der Leib mit seinen Sinnen, um uns sind Reichthümer, Künste und andre Güter des Lebens (St. Basil. Serm. XXIV, de honor. parent. exhib., ed. Par. Opp. III. 584). — Im Geist ist das Ebenbild des Schöpfers. Es sind aber im Geist zwei Vermögen, ein gutes, das uns zur Aehnlichkeit Gottes führt, und ein böses, dämonisches, das uns zur Abweichung von Gott treibt. (St. Basil. epist. CCXXXIII, Opp. III, 335, 356).— Synesius (de insomn. p. 137) nennt das Unsterbliche in uns als eine *πνευματικὴ ψυχὴ* oder ein *πνεῦμα ψυχικόν*. — Gregorius Nyssenus in seinen Büchern *περὶ φύσεως ἀνθρώπου* und *περὶ κατασκευῆς ἀνθρώπου* (im letzteren p. 44 — 138, T. I) scheidet den Menschen in drei Theile, den wechselnden, den empfindenden und den vernünftigen und beruft sich hierbei auf Matth. 22, 37; 1 Thess. 5, 23 so wie schon auf die Schöpfungsgeschichte. Dennoch erkennet er in seinem Buch *περὶ ψυχῆς*

(T. II, 22 — 34 Opp.) im Menschen nur zwei Regionen, die unkörperliche oder unsterbliche und die materielle oder sichtbare an. Die „ungezeugte" Seele, welche den Leib regiert wie Gott die Welt, wird da nur als eine (als innerer Mensch dem äußeren) dem Leibe gegenübergestellt. Auch bei Nemesios (*περὶ φύσεως ἀνθρώπου*) wird der innere Mensch (Seele sammt Geist) überhaupt als vernünftige Seele (*ψυχὴ λογική*) bezeichnet (z. B. p. 119 edit. Matth.), der Geist aus Gott, der Geist im engern Sinne des Wortes, als Gottesfurcht (*εὐσέβεια*). — Einen gemeinsamen Geist, durch alle Lebendigen wirkend, erkennen, wiewohl in roher Form und Ausdruck, die Araber Thophail und Averrhoes. — — Die Sonderung des inneren und äußeren Menschen in Geist, Seele und Leib wurde später besonders von Theophrastus Paracelsus und seiner Schule behauptet und von mehreren Theosophen angenommen, so wie sie auch Rüdiger in seiner Physica divina durchführt. Wir erinnern hierbei auch noch an die Lehre der Chinesen, welche die Seele des Menschen aus zwei Theilen, einem empfindenden (Pe) und einem denkenden (Hang-Hoen) bestehen lassen.

Die oben erwähnte Nebenbedeutung der Worte für Geist und Seele zugleich als Lufthauch, Wind, läßt sich in den Sprachen der verschiedensten Völker und Zeiten nachweisen. Die drei oben erwähnten Worte, welche in der hebräischen Sprache sowie in mehreren ihr nahe stehenden andren Sprachen des Orients Geist, Seele- und Lebenskraft ausdrücken, und mit denen die alten Kabbalisten drei verschiedene Kräfte der Seele bezeichnen wollten, haben sämmtlich jene sinnvolle Nebenbedeutung, mit welcher die älteste Menschensprache zu erkennen gab, daß sie die nahe, tiefe Beziehung des Urbildes (in der geistigen Welt) zu dem Abbild (in der Körperwelt) wohl verstehe und anerkenne. Jenes Wort, welches man (später) zur Bezeichnung für die höchste Geisteskraft wählte, Neschamah, von נְשַׁמ, blasen, wehen, scheint allerdings in seinen beiden Bedeutungen zu dieser Stellung berechtigt. Denn obgleich das nahe verwandte Stammwort im Arabischen nur das Wehen eines sanften, lieblichen Windes andeutet, so ist es doch in der hebräischen Sprache (Jes. 42, 14) von dem starken Hauch (dem Schnauben) des Zornes Gottes gebraucht. Das andre Wort (Ruach, Ru'ch), welches im Hebräischen wie in allen verwandten (semitischen) Sprachen in großer Allgemeinheit Geist bedeutet (רוּחַ), bezeichnet zugleich jenen erquickenden Lebensodem der Natur, der sich, vermischt mit den Düften des Wassers und der Kräuter, in den kühlen Abendstunden erhebt, den kühlen Wind der zunehmenden Schatten, der dem Morgenländer der alten Zeit zugleich den Anfang des neuen Tages verkündet. In der Nebenbedeutung als duften, riechen, ist jenes Wort noch in unsrem deutschen Wort Ruch, riechen zu erkennen und zeigt sich in ihm dem Worte Geist (als Duft, Aushauch) nahe verwandt. Endlich, so bezeichnet auch das Wort Nephesch den aus- und eingehenden Hauch des Odems, das Blasen des Windes wie die belebende Seele. Dieselben Bedeutungen und Nebenbedeutungen finden wir auch denn in dem griechischen Wort *θυμὸς* (von *θύειν* stürmen, heftig wehen), mit welchem Plato das höchste Seelenvermögen bezeichnet. Es ist zugleich das Schnauben, heftige Blasen des Odems (II. V, 698). Das Wort *πνεῦμα*, welches noch in der Sprache des neuen Testamentes für Geist gebraucht ist, zeigt eine gleiche Abstammung wie das Wort Ruach der hebräischen Sprache. Denn *πνέειν* bedeutet blasen und wehen, ebenso wie duften und athmen (z. B.

Hom. Odyss. IV, 446; V, 469; XVIII, 130; Il. XX. 446), und eine ganz verwandte Bedeutung und Nebenbedeutung zeigt auch das Wort für Seele, ψυχή, denn es ist zugleich ein kühlender Hauch oder Athem, und das Stammwort φύγειν oder φύχειν wird z. B. Il. XX, 440 eben so für wehen und athmen gebraucht als das Wort ανέειν. Darum ist auch nach Plato's Etymologie im Kratylus die Psyche ἡ τοῦ ἀναπνεὶν δύναμις. Jene Zweiseitigkeit des geistigen und leiblichen Sinnes wird auf den ersten Blick an den lateinischen Wörtern für Seele und Geist (anima und animus so wie spiritus) erkannt. Denn die ersten beiden, abstammend von dem Wort ἄνεμος, das noch im Griechischen den Wind ausdrückt, sind Seele so wie Hauch und Wehen, und dieselbe doppelte Richtung zeigt die noch lateinische Wurzel für spiritus. Hat doch selbst die slavische Sprache für die Worte „Duch" (Geist) und „Duscha" (Seele) noch die doppelsinnige Wurzel in dem Worte für wehen, blasen: „Dutsch" (dutez) sich erhalten und für unser deutsches Wort Seele, das mit „Sehen" ja mit „Sein" von altverwandter Herkunft scheint, sollte es so unmöglich sein, den alten Adel der Abstammung von einem gleichen, sinnigen Worte nachzuweisen? Der treffliche Grimm in s. Grammatik Th. II, S. 99 hat die bisherige Schwierigkeit bereits gelöst. Das älteste deutsche Wort für die Seele (im Altgothischen des 3ten und 4ten Jahrhunderts) heißt saiv-a-la, daraus ist im Hochdeutschen des 8ten und 9ten Jahrhunderts se-u-la und sela, im Angelsächsischen sav-el geworden (engl. soul). Die Abstammung des Wortes saivala von saiv-an, welches ein Bewegen wie von Sturmesgewalt ausdrückt, ist sehr wahrscheinlich, obgleich wir in alten Denkmälern nur noch das Wort saivs für das wogende Meer (die Meeresfluth) finden. Das Wort Seele möchte demnach eine ähnliche ursprüngliche Doppelbedeutung haben, wie ἄνεμος u. s. Der gleiche Doppelsinn der Worte für Seele oder Geist ließe sich denn auch in den Völkersprachen der andern Halbkugel der Erde nachweisen. Wie mithin in der Sprache das bewegende und belebende Element der Körperwelt mit dem der Geisterwelt gleichen Stammes und Wesens erscheint, so sind es beide auch in der Geschichte des Seins und Lebens selber.

In Beziehung auf den Inhalt dieses ganzen Abschnittes der Lehre vom Geist und auf die durchgehends und wiederholt gebrauchten Bilder, welche vielleicht manchem Ohr zu materialistisch dünken könnten, möge man sich an manche sonderbar scheinende und doch sehr bedeutungsvolle Aeußerungen des oben erwähnten Gottesgelehrten: F. Ch. Oetinger erinnern. Eine solche über die allgemeine Bedeutung des Wortes Geist führen wir hier an: „Ueberhaupt genommen deutet Geist eine viel dünnere und beweglichere Sache als Luft und Feuer an. Baco de Verulamio, der die eingeschobenen Begriffe ausgemustert, gibt in seinem Buche Sylva §. 98 nicht zu, daß Geist und Leib gar nichts mit einander gemein haben. Die Schrift weiß nichts von Materiali und Immateriali, und doch ist Gott und die Seele und der Geist kein bloßes Materiale. Das Fleisch und Blut Jesu ist vom Geist und Leben nicht auszuschließen. Ohne dieß wird man in ein ewig Gezänk von dem Sinn Jesu über das 6te Cap. Johannis kommen. Geist hat von Gott das Siegel, daß es nicht kann wie ein Körper zerstäubt werden. Geist ist, wo jeder Theil wieder ein Ganzes werden kann. Darum ist auch Feuer kein bloßes, materialisches Wesen; Jesus sagt: diese Worte sind Geist und Leben. Geist ist etwas Unzerstörliches, also ist es weit vom Leibe unterschieden. Geist hat etwas von Gott in sich, das nicht vergeht. Sonst heißt Geist spiraculum, ein Athem, eine Luft, atmis. Gott muß ihn versiegeln, sonst ist es kein Geist, sondern Luft. Salomo sagt: „Wer erkennet, daß der Geist des Menschen wieder aufwärts lauft zu Gott, und der Geist der Thiere niederwärts (Pred. 3), das ist schon genug. Im Ezechiel findet man Grund, wie man den Geist concipiren soll." M. v. Oetingers biblisches Wörterbuch, neu herausgegeben mit den nothwendigen Erläuterungen versehen von Dr. Jul. Hamberger. Stuttgart bei Steinkopf. 1849. S. 197.

Der Geist als mütterlich bildende Kraft.

§. 49.

Ein alter Lehrer der Kirche, in dessen Schriften der Geist und die Sprache der ersten apostolischen Zeit leben, Irenäus, erkennet in dem Geist des Menschen jene Kraft an, welche bildet und gestaltet; das Fleisch aber sei das, was gebildet und gestaltet werde.

Der Geist war es, welcher nach dem ältesten Wort der Schöpfung als mütterlich waltende Liebe — wie mit brütendem Fittige — über der Tiefe und ihren noch künftigen Gestaltungen schwebte. Wie die Luft, aus welcher alles Leben auf Erden sich erhält und ernährt, alle Wesen unserer planetarischen Sichtbarkeit umfasset und durchdringet; so umfänget und durchdringet der Geist von oben das Reich der Seelen, denn in ihm leben, weben und sind dieselben. „Der Weltkreis ist voll des Geistes des Herrn."

Es sind im Reiche der unorganischen Körper vorzugsweise die Säuren, zuletzt denn in diesen ist es der Sauerstoff der Luft, welcher den einzelnen Gesteinen und Salzen ihre besondere, regelmäßige Gestalt gibt. So ist alles Heer des Himmels, so ist der Mensch durch den Geist aus Gott gemacht, und es ist dieser Geist, welcher dem Menschen das Herz bildet, und welcher, wie er im Verborgenen den noch ungebornen Leib der Zeit bereitet, so in dem inneren Grund der Seele den Menschen der Ewigkeit gestaltet. Dieser, der neue Mensch, kann nicht aus dem Leibe, er muß aus dem Geist erzeugt werden; denn was vom Fleisch geboren wird, das ist (vergängliches) Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.

Wie denn die Alle umfassende Luft in unserer Sichtbarkeit ein Band der Vereinigung und des beständigen Wechselverkehrs der lebenden, athmenden Wesen ist, so der Geist von oben ein Band des gemeinsamen Lebens der aus dem Geist gebornen Seele mit Gott, ein Band des Vereines „zu einem Leibe und einem Geiste" zwischen allen den Seelen, in denen eine und „dieselbe Hoffnung", ein und dasselbe Sehnen nach einem künftigen Sein der Ewigkeit lebet.

Die Mutter ist es, welche das in ihr empfangene Leben mit der Kraft ihres eigenen Lebens stärket und erhält; sie ist es, welche stell-

vertretend für das noch Ungeborne die Nahrung des irdischen Elementes empfängt und den belebenden Odem schöpfet. So vertritt mit unaussprechlichen Kräften der mütterlich waltende Geist, in dessen Tiefe der Mensch des Jenseits sich gestaltet, die Stelle dieses noch nicht zum Licht und selbstständigen Wesen Ausgebornen und hilft beständig seiner Schwachheit auf, und es ist in den Stunden einer höheren Bekräftigung nicht der Mensch der Erde, welcher redet, sondern der Geist von oben.

Erläuternde Bemerkungen. Der Geist dem Unbegränzten (der Vielheit) gegenüber ist das Bewegende und Ordnende und die Ursache des Schönen und Rechten (Aristot. de anim. I, 2; Plat. Cratyl. 400; 413). Von Irenäus Darstellung der Wirkung des Geistes war schon S. 333 die Rede. — Stellen der Schrift, auf welche im vorstehenden Paragraphen hingedeutet ist, sind: Gen. 1, 2; Act. 17, 28; Sap. 1, 7; Ps. 33, 6; Hiob 33, 4; Joh. 3, 6; 1 Kön. 3, 9, 11; Ps. 26, 2; Ps. 51, 12; Ps. 119, 36; Prov. 16, 2; Jerem. 24, 7; Jerem. 31, 33; Act. 15, 9; 1 Cor. 6, 17; Ephes. 4, 4. — Ueber die gestaltende und bildende Kraft der Säuren und des Sauerstoffgases nach Mitscherlich u. A. vergleiche man oben §§. 5 und 12.

Der Geist als selbstthätig bewegende Kraft.

§. 50.

Die Lehre vom Geist ist es, in welcher die anscheinend sich widersprechendsten Wahrheiten einander begegnen und zuletzt sich vereinen: die Wahrheit, daß ein geistig Gutes sei, aber auch ein Böses von der Natur des Geistes. Die Wahrheit, daß dem Menschen durch das Leben aus Gott ein vollkommen freier Wille gegeben sei, sich zu erwählen das Gute oder das Böse; und die Wahrheit, daß der Geist des Menschen ein dienendes, bewegtes Werkzeug sei in der Macht eines höheren, allbewegenden Geistes. Die letztere dann, und die Form und Weise, in welcher die Offenbarung so wie der Glaube der Heiden und Völker sie erkannt und dargestellt, wollen wir hier zuerst erwägen.

Einstimmig nennen alle Sprachen, in denen noch die ursprüngliche geistige Kraft und Bedeutenheit der Worte lebt, die Weise, wie der Geist, welcher Gott ist, auf den Geist des Menschen wirke, das Anwehen, Einhauchen eines lebendigen Odems aus dem Schöpfer in das Geschöpf. Es wiederholt sich bei diesem Einhauchen des Lebensodems in die Seele des Menschen die Geschichte seiner anfänglichen Belebung; die Begeisterung des inneren Menschen aus Gott erscheint als eine Schöpfung der höheren Ordnung. Denn als Gott den Menschen aus der rothen Erde gebildet, da blies er ihm einen lebendigen Odem ein (Gen. 2, 7).

Der Ausdruck der alten Sprachen, wenn er von dem Werk der Begeisterung redet, gründet indeß noch tiefer. Jener lebendige Odem, der

von oben kommt, ist ein Wort, ist eine Stimme Gottes, und es wird, wie dieß Cicero bemerkt, schon in dem Wort Orakel auf jenen Mund von göttlicher Art und Kraft hingedeutet, welcher sein eigenes Wort in den Mund des Menschen legt und aus diesem spricht.

Abermals tritt uns hier in der Lehre vom Geist die Betrachtung eines solchen vereinenden und vermittelnden Organes entgegen, das auf seiner höheren Stufe jenem vergleichbar ist, welches wir oben im §. 16 am Leibe und im §. 36 an der Seele des Menschen kennen gelernt; eines Organes, in welches und von welchem die Kräfte zweier verschiedenen Regionen ein- und ausgehen. Nach der Bedeutung des Wortes, mit welchem einige alte Sprachen des Orients den Himmel nennen (Feuerwasser), erscheint die Luft als ein Wesen, in welchem beides, die Kraft des belebenden, aber auch zerstörenden Feuers so wie des milden, allernährenden Wassers wohnet. So walten in dem Stimmorgan der Seele, dem Mitgefühl, die gemeinsamen Bewegungen eines eigenen, inwohnenden und eines fremden (höheren) Lebens, und das leibliche Stimmorgan schwebet zwischen den beiden Mächten des Leibes, der oberen, des Hauptes, und der unteren, der Glieder; sein Leben und inneres Bewegen gehet von beiden aus und zu beiden hin. Dieses leibliche Stimmorgan ist zum Athmen der Luft des Himmels gemacht, in welcher beide, die Natur des Feuers und die Kraft des Wassers wohnen; es ist aber auch zugleich zum Ausdruck jener gemeinsamen Bewegungen eines äußeren und inneren Lebens gemacht, welchen wir Stimme nennen und Sprache.

Der Geist, wenn hier der niedrigere, abbildliche Ausdruck erlaubt ist, erscheinet als das Stimmorgan Dessen, der von Anfang war und ist und in Ewigkeit sein wird. Siehe in Ihm ein Angesicht des Feuers, dessen Anblick kein Geschaffener erträgt, und ein Sein des lieblichen, lebendigen Wassers; aus beiden aber und von beiden ist der Geist. Es ist dieser ein lebendiger Odem aus Gott, welcher alles Leben der Wesen durchdringt und erhält. Gleich dem Mitgefühl der Seele, in welchem zweier Leben Regungen sich durchdringen und verstehen, ist es der Geist, in welchem die beiden Angesichte Dessen, der ohne Anfang war, sich begegnen und erkennen.

Feuer und Wasser und aus beiden die Luft: zu ihr gesellet sich in unserer Sichtbarkeit als viertes Element die Erde. Die allumfassende, alldurchdringende Luft führet über die Erde den Thau und befruchtenden Regen des Wassers und gibt und ernähret auf ihr die Flamme des Feuers. So ist der Geist das vereinende Organ zwischen Mensch und Gott; er ist das Organ eines Mitgefühles in Gott mit dem Menschen.

In der Sprache, dem einigen Vorzug des Menschen vor den anderen Lebendigen seiner Sichtbarkeit, wird dann, wenn der Lebensodem von oben waltet, die Stimme jenes Mitgefühles, das in Gott ist, vernommen. Dieses

ist die göttliche Kraft, von welcher Plato redet, die Kraft, welche öfters, ihnen selber unbewußt, durch die Menschen, die sie ergriffen, zu anderen Menschen spricht; denn nicht sie sind es, welche reden, sondern Gott ist es. — Es wird auch nach einem Ausdruck der Schrift das alleinige Walten des göttlichen Bewegens im Mitgefühl des Menschen von jenem Zustand unterschieden, in welchem das menschliche Wollen und Bewegen mit dem göttlichen sich vereint, und es spricht darum der Apostel von einem Beten im Geiste und einem Beten im Sinne (ἐν τῷ πνῷ).

In dem Stimmorgan des Leibes wird der bewegende Trieb, welcher anderwärts vom Nerven aus den Muskel erschüttert und die Glieder regt, als Ton vernehmlich, und es sind die Stimmorgane ein allvereinender Sammelpunkt und Ausgang der bewegenden Kräfte. Es ist kein anderes Organ des Leibes so leicht, so schnell und doch so mächtig beweglich durch den Willen als das der Stimme. So ist die Kraft des Geistes, welche Gott der Seele des Menschen gab, ein Bewegungsorgan, sie ist ein dienendes Glied der Kraft des Geistes aus Gott. Dieser Geist ist es, welcher den Menschen dringet zu zeugen von dem, das aus dem Geiste ist; er ist es, welcher Geist und Herz mächtig beweget, wann und wie Er will. Und dennoch ist ein eigener Wille im Menschen da, fähig und kräftig, dem Geiste zu widerstehen, fähig, sein Walten zu lieben oder zu hassen. Es bezeuget alsdann der Geist, der von oben ist, als eine Stimme des Gewissens dem Menschen, was Leben und was Tod sei, und der belebende Odem bekleidet sich hier mit der Kraft des verzehrenden und züchtigenden Feuers, wie dort mit der Kraft des nährenden, lieblichen Wassers.

Es ist aller Anfang des geistigen Seins und Lebens aus dem Geist in Gott. Wie die Begeisterung eines staubgebornen Menschen anderen Menschen sich mittheilt und diese erfüllet und doch hierbei selber nicht abnimmt, sondern nur noch wächset, so erfüllt der Geist alles Leben, das zum Geist geboren ist, und seine Fülle nimmt hiervon nicht ab, sondern bleibet ewig dieselbe.

Erläuternde Bemerkungen. Der Geist (νοῦς) ist es, welcher nach Anaxagoras Einsicht hat in das Zukünftige und Vergangene (Diog. Laërt. II, 6; Simpl. phys. fol. 33, b). — Das was zur wahren, rechten Liebe des Schönen führt und der Quell alles Herrlichen in der Menschennatur ist, nennt Plato die wahre oder göttliche Begeisterung (Phaedr. 244 seqq.; 264).

Die griechischen Worte θεόπνευστος, ἐμπνευστός, wie schon das Homerische Wort πεπνυμένος, vom Worte πνέειν, hauchen, bedeuten sämmtlich wie die lateinischen Ausdrücke inspiratio, inspiratus, spiritu divino instinctum esse (Liv. V, 15) und wie afflatus dei, afflatum esse numine; inflari divino spiritu (Cic. Arch. 8) nach dem obenerwähnten Doppelsinn eine Einwirkung des Geistes Gottes auf den Geist im Menschen, welche in ihrer Region jener des Einhauchens oder Anwehens von einem belebenden Odem gleich ist. Aus

dem oberen Lebensodem kommt alles innere, geistige Leben Cic. natura deorum II, 66. Der Geist aus dem Munde Gottes רוּחַ פִּי יְהוָה ist die φήμη, φάσις, das λόγιον der Griechen, das oraculum (nach Cicero ab ore seu oratione deor.) der Römer. Es sind die נְבִיאִים Boten und Bevollmächtigte Gottes; die Propheten hatten nicht bloß nach der eignen Aussage der heiligen Schrift, sondern nach Josephus (c. Ap. I, 7) ἐπιπνοίαν θεοῦ, und es sind bei Homer (Il. XII, 228) die Wahrsager θεοπρόποι: Männer, die statt Gott reden, Stellvertreter der Gottheit. Sänger und Dichter sind deßhalb ἅγιοι und θεῖοι, durch welche die Gottheit wie durch willenlose Werkzeuge redet: μανιεύονσιν, ὡς ἐνὶ θυμῷ ἀθάνατοι βάλλονσι (Odyss. I, 200, 201, XV, 172, verglichen mit Od. I, 347 und XXII, 346). Dasselbe bezeugen die Verfasser des Talmud und Josephus. Plato in seinem Dialog Jo sagt fast mit denselben Worten wie 2 Petr. 1, 21 und Matth. 10, 20; Marc. 13, 11; Luc. 12, 12 stehet: „Nicht sie (die gottbegeisterten Dichter und Propheten) sind es, die reden, sondern Gott" οὐχ οὗτοί εἰσιν οἱ ταῦτα λέγοντες. Denn es könne der wahre Dichter nicht dichten, der Prophet nicht weissagen, wenn er nicht von Gott begeistert und über sich selber erhaben wäre. Nur Gotteskraft, nicht Menschenkunst oder Beredsamkeit gäbe hier die Rede, ja die Gottheit nähme jenen Begeisterten das eigne Nachdenken und Bewußtsein und rede selber durch sie zu uns als durch Boten und Stellvertreter. Und im Dialog Menon sagt derselbe begeisterte Weise: mit Recht nenne man die Propheten Werkzeuge der Götter und Göttliche, da sie selbst nicht wüßten, was sie redeten. — Es ist nach dem Ausdruck der alten Sprache die Gottesbegeisterung ein unwiderstehlich heftiger Trieb (ὁρμή) ein furor divinus, μανία; daher die Redensarten corripi, agitari deo, pati deum; κατέχεσθαι ἐκ θεοῦ, φέρεσθαι. Jes. 48, 16; Matth. 4, 1; Marc. 1, 12; Luc. 4, 1; 14, 14; Act. 8, 29 und 39; 11, 28; 18, 5; 20, 22; Röm. 8, 14; Ps. 143, 10. — Doch ist hierbei ein Widerstand möglich nach Gen. 6, 3 und vielen andren Stellen. — Nach Philo ist die Offenbarung des Pentateuch dem Moses auf dreifache Weise geworden: 1) unmittelbar aus der Person Gottes (ἐκ προσώπου τοῦ θεοῦ); 2) durch Zwiegespräch, als Antwort auf Fragen; 3) aus Mosis Person, welcher jedoch von Gottes Geist erfüllt und ergriffen war (Phil. de Mose L. III, 681, ed. Mang. II, 163). — Die gemischte Bedeutung, die sich in dem alten orientalischen Wort für Himmel findet (von einem feurig-Flüssigen), hatte in der Lehre des Diogenes von Apollonia die Luft als Urelement. M. v. Porphyr. Phys. fol. 6, a; 32, b.

So hatte schon die Weisheit der Schulen und der Gassen eine deutliche (traditionelle) Ahnung von dem, was der Weisheit des Tempels in seiner höchsten Erfüllung vor Augen stand.

Der Geist als inwohnend im Menschen.

§. 51.

Es wird, so sahen wir oben im §. 24, unter allen Lebendigen seiner Sichtbarkeit nur der Mensch fähig gefunden, die innere Freude auf eine äußerliche und leibliche Weise, durch eigenthümliche Bewegungen der Gesichts-

muskeln und der Stimmorgane auszudrücken; nur der Mensch vermag im eigentlichen Sinne des Wortes zu lachen. Hierzu ist seinem Angesicht ein Werkzeug der Bewegung gegeben (nach §. 24), welches den eigenthümlichen Reiz desselben nicht wenig erhöht, und welches bei keinem äußerlich etwa nahe verwandt scheinenden Thier gefunden wird. Als sollte durch dieses Vorrecht der äußeren Menschennatur, wenn auch nur abbildlich, jener Vorzug des inneren Menschen angedeutet werden, aus dem Kampf und der Arbeit der Creaturen endlich zum Genuß des Friedens, vom Sehnen zur Erfüllung zu gelangen (§. 8).

Freude wird in den Sprachen der Völker öfters durch ein Wort bezeichnet, welches zugleich ein Emporschwingen oder den Zustand eines Emporgehobenseins andeutet. Es ist das Wort Freude nicht allein in unserer, sondern auch in anderen Sprachen dem Wort für Frieden und Freiheit stammverwandt. Wie der Bewohner des Gewässers nicht durch die Flossen allein, sondern durch die im Inneren des Leibes verwahrte Luft emporschwimmt zur Oberfläche des Meeres, wie der Leib des Vogels durch die überall in ihm, selbst bis in die Höhlung der Röhrenknochen und der Federkiele ergossene Luft so leicht, und hierdurch zum Emporfluge geschickt wird, so ist es der in das Wesen des inneren Menschen ergossene Geist, welcher allein unsere Natur zum Genuß des Friedens, der Freude und der Freiheit fähig machet. Denn es ist der Geist das vereinende Element, in welchem und durch welches die Natur des sterblichen Menschen zum Mitgefühl mit der Natur und dem Wesen der Gottheit gelanget (nach §. 50), worinnen das Leben der Creatur zum Leben des Schöpfers sich geselllet. In Gott aber ist Friede, Freiheit, Freude, darum ergießet diese drei in die Seele des Menschen der Geist, der in ihm wohnet; denn er ist der Seele als Schwinge des Annahens zu Gott verliehen, als Lebensodem, der ihn, wie die leichte Himmelsluft im Leibe des Vogels, über das Element der Mühe und der Angst emporhebt, in die Region eines ewigen Seins. Darum saget jener alte Lobgesang: meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes. Denn auch die lebendige Seele, welche in der Lerche wohnet, wenn diese hinaufschwebet zum Lobgesange, erhebet in ihrer eigenthümlichen Kraft den Herrn; aber freuen in dem lebendigen Gott, mit einer Freude, selber von göttlicher Natur, kann sich nur der innere Mensch durch den Geist, weil nur er eines wahrhaften Mitgefühles, weil nur er einer lebendigen Gemeinschaft mit dem Quell aller Seligkeit und Freude fähig ist.

Es ist der Geist des Lebens aus Gott, welcher auch, wie der Lichtstrahl das durchsichtige Glas (§. 47), das Sein und Wesen des Thieres durchdringt und dieses zum Werk seines Lebens bewegt. Die Seele aber des Menschen wird von jenem Geist nicht bloß auf solche Weise durchdrungen, wie der Lichtstrahl spurlos durch den Krystall gehet, sondern sie

wird von ihm auf eine selbstständige Art des Innenwohnens belebt und erfüllt, wie der Körper, der im eigenen Lichte flammt und leuchtet, wie die Kerze, wenn sie einmal am wärmenden Feuer sich entzündet, nun selber in ihrem Kreise einen Schein gibt und wärmet. Von keinem Thiere wird gesagt wie vom Menschen, daß Gott ihm den lebendigen Odem seines Mundes einhauchte; darum ist auch kein anderes lebendiges Wesen der Erde zum Bilde Gottes, zum Bild, das Ihm gleich sei, geschaffen und hiermit zum Herrscher über alle Seelen der Thiere gesetzt. Den Thieren ward nur allein der alte Segen ertheilt: fruchtbar zu sein und sich zu mehren und zu erfüllen das Meer und den Boden der Erde. Hiermit ward der erschaffenen Form und Richtung der Arten eine beständige Dauer. Das einzelne Thier aber stirbt, und sein Leben verlöschet wie der Schimmer, welcher nicht selbstständig im durchsichtigen Glas wohnte, sondern von außen hereindrang, wenn der Tag sich neiget. Die Kerze dagegen flammet fort im selbstständigen Lichte, auch wenn die Nacht gekommen; so lebet der Mensch im selbstständigen Leben des Geistes, auch wenn der Leib im Tode verstummt und verwesel.

Die Sprache des Geistes selber vergleichet das Wesen des Geistes mit der allumfangenden, mit der belebenden Luft, in welcher alle lebendigen Wesen athmen und sind; sie vergleichet sein eigenthümliches Walten und Bewegen mit dem Bewegen eines gewaltigen Windes. Die Seele des Menschen allein dann ist dazu gemacht, in diesen Aether der Geister sich zu erheben; sie ist unter allen lebendigen Seelen unserer Sichtbarkeit das einzige geflügelte Wesen. Die anderen, gleich den gehenden und kriechenden Thieren, sind durch ein nach unten ziehendes Band der Schwere (Pred. Sal. 3, 21) an das Sein der Leiblichkeit gebunden, der Mensch des Geistes schwebet auf zum Fluge.

Wenn der leichte Vogel sich emporschwingt in die Luft, überblickt er frei den Boden und erkennet alles, was auf diesem stehet; der Wurm aber, der in der Scholle des Bodens selber lebt, siehet nichts. Der Mensch, wenn sich die Kraft seines Sehens in den Zuständen eines inneren Hellseins (nach §. 26) aus der Region seines eigenen Auges in die eines fremden Auges (des Magnetiseurs), oder in die eigene, innere und höhere erhebt, in jenen tiefer gelegenen Mittelpunkt, welcher dem Auge selber sein inneres Licht und die Empfindung des äußeren Lichtes gibt, siehet den eignen Leib mit derselben Deutlichkeit, in welcher ihn ein fremdes, äußeres Auge überblickt, er siehet sogar das innere Gewebe der Blutgefäße und Nerven, erkennt das lebendige Bewegen der Eingeweide. So vermag auch die Seele des Menschen sich selber zu betrachten und zu erkennen, wenn sie sich aus der Region ihres eigenen, untergeordneten Seins in jene eines höheren, in jene des Geistes erhebt. Nur durch das Sein im Geiste gelanget der innere Mensch zum eigentlichen, menschlichen Selbstbewußtsein. Darum

weiß der Mensch das, was in ihm ist, nur durch den Geist, der in ihm wohnet.

Dieser Geist des Selbsterkennens, weil er Theil hat nicht nur an dem eigenen, sondern auch an einem höheren und göttlichen Sein und Leben, siehet aber auch, so lange er treu in dem Bund der Furcht und Liebe zu seinem Ursprung bleibet, das was Gottes ist, und es ist „der Geist, welcher zeuget, daß Geist Wahrheit sei; der Geist, welcher Alles, auch die Tiefen der Gottheit, erforschet."

Wenn die Schrift von diesem höheren Erkennen dessen, das aus Gott ist, redet, unterscheidet sie immer an dem selbstbewußten, nach dem Sinne der Welt auch noch so hochgebildeten Menschen zwei verschiedene Zustände, davon sie den einen den natürlichen, den anderen aber den geistigen (den aus dem Geist gebornen) nennet. Der natürliche Mensch, sagt der Apostel, vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet sein. Die Erwägung dieses Unterschiedes der Richtung und Weise des inneren Lebens des Menschen führet uns zur Betrachtung der Lehre von dem freien Willen, von der freien Wahl zwischen einem Guten und einem Bösen; eine Betrachtung, welche erst hier ihren eigentlichen Ort finden konnte. Denn wie ein leibliches Wesen erst dann entweder daher oder dorthin sich bewegen kann, wenn es losgelassen zwischen beiden Stätten schwebt, so gelangt auch der innere Mensch zu dem Vorzug der freien Wahl und selbermächtigen Bewegung nur durch die Freiheit, welche ihm die Natur des inwohnenden Geistes gegeben.

Erläuternde Bemerkungen. Die wahre Lust wird von der Seele dann empfunden, wenn dieselbe mit dem wahrhaft Seienden, mit Erkenntniß und Tugend erfüllt wird. Denn der selbsterkennende Geist hat seine Lust an dem Besitz des Wahren und Guten (Plat. de rep. IX, 585, e; 580, d). Das Schauen der Wahrheit (welches durch den selbsterkennenden Geist geschieht) gewährt nach Aristoteles die größeste, reinste, sicherste Lust (Ethic. Nic. X, 7). Jene Güter, die uns das Schauen des Göttlichen gewähren, sind die besten. (Ethic. Eudem. VII, 15). Es ist eine Fülle der Lust in dem vernünftigen und guten Handeln (Ethic. Nic. X, 5), und besser ist es eine kurze Zeit eine große Lust zu genießen, als lange Zeit nur eine geringe; besser ein Jahr schön zu leben, als viele Jahre nur so wie sich's eben macht (Ethic. Nic. IX, 8; Eud. VII, 6).

Der νοῦς wird von Philo mit einem sich aufwärts schwingenden Vogel (de mund. opif. 15, ed. Mang. I, 16; de plantat. Noe 217, ed. Mang. I, 333); die Weisheit aus Gott mit der die Einsamkeit (in Gott) liebenden und suchenden Turteltaube verglichen (quis rer. divin. haeres 498, ed. Mang. I, 490, 491). Des Weisen Eigenthum ist die (aufwärts gerichtete) Hoffnung (deter. potior. insid. 180, ed. Mang. I, 217). Die von Gnade (χάρις) erfüllte Seele ist trunken von Freude. — Ohne göttliche Gnade ist es nicht möglich das Sterbliche zu verlassen und am Unsterblichen beständig zu hangen (*ἄνευ γὰρ θείας χάριτος ἀμήχανον λειποταχῆσαι τὰ θνητὰ ἢ τοῖς ἀφθάρτοις ἀεὶ παραμεῖναι*; Phil. de ebrietat. 26, ed. Mang. Vol. I, p. 379).

Die Freude ist nach Origenes eine Frucht des Geistes, eben so wie Liebe, Friede, Geduld, Keuschheit. — So wie die Früchte des Geistes in uns gedeihen, sterben dagegen die ihnen entgegengesetzten des Fleisches in uns ab (Orig. Comment. in Ep. ad Roman. L. VII, 14 ed. Par. IV, p. 592 seqq). Die Fähigkeit zu lachen ist eine Eigenthümlichkeit der Natur des Menschen (de liber. arbitr. I, 18, ed. Par. I, 577). — Gott ist aber, nach Philo, der Urheber des (veredelten) Lachens und der Freude (deter. potior. insid. 178, ed. Mang. I, 215). — Darum ist die Freude ein Gut der Güter (SS. Leg. Alleg. III, 77; Opp. I, p. 104), denn die (eigentliche, wahre) Freude ist nur ein Eigenthum Gottes; die Freude des Menschen ist getrübt (id. de Abrah. 377; Opp. II, 29). — Freude erhebt die irrationale Seele, wie das Gährungsmittel den Teig (de septenar. et fest. Dieb. 1193, Opp. II, 295).

Der oben im Paragraphen erwähnte Doppelsinn des Wortes, welches freuen und zugleich emporgehobenwerden oder sich emporheben bedeutet, findet sich unter andrem in den hebräischen Verben עָלַס, גּוּל, und auch עוּר, im Lateinischen exsultare u. s. Auch unser deutsches Wort Freude ist mit frei oder Freiheit aus einem gemeinsamen, an Bedeutungen sehr reichen Stamm entsprossen. Ueber die Wirkung der inneren Freude auf das leibliche Bewegen v. m. oben Bd. I, S. 172. Die Freude so wie der Frieden und die Freiheit, welche in Gott und aus Gott sind, finden sich unter andrem angedeutet in folgenden Stellen der Schrift: Röm. 15, 13 u. 33; 1 Cor. 14, 33; 2 Cor. 3, 17, so wie 13, 11; 1 Thess. 5, 23; 2 Thess. 3, 16; Gal. 5, 22; Jes. 65, 19; 61, 10; Ps. 9, 3. Die Seele als eine Stimme, Gott zu loben, der Geist aber als das Organ der Freude in und aus Gott: Luc. 1, 47. — Schon Nemesios, der Bischof zu Emisa in Phönicien, erkennet in seinem Werk: *περὶ φύσεως τοῦ ἀνθρώπου* p. 55 als eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der Menschennatur die Fähigkeit zu lachen an. — Andre Stellen der Schrift, auf welche sich der Inhalt des Paragraphen bezog, sind 1 Joh. 5, 6; 1 Cor. 2, 10 u. 14.

Von einem geistig Guten und geistig Bösen.

§. 52.

Es wird seit dem Anbeginn unseres Geschlechts an der Natur des Menschen das eifrige Ringen nach einem Wohlbefinden und inneren Frieden bemerkt, welcher zuletzt nur in dem Einverständniß unseres Thuns mit einem göttlichen Gesetz und Willen gefunden wird; das Sehnen nach einer Befreiung von dem Stachel des Treibers, von dem rastlosen Drange des sinnlichen Begehrens, das durch keine Sättigung gestillt wird; das Sehnen sich hinauszureißen aus den Kämpfen der tobenden Leidenschaften und zur seligen Ruhe des Göttlichen und Guten sich zu erheben. Aber schon in

den frühen Morgenstunden der Geschichte, da über dem friedlich, wie im Verband der Familien lebenden Geschlecht der Tag noch nicht so heiß geschienen, da der Stachel der Noth und des gesellschaftlichen Zwanges die sinnliche Neigung noch nicht so tief mit seinem Gift durchdrungen und sie zur blinden Leidenschaft gesteigert, vernehmen wir die Klage, daß der inneren, eingebornen Lust des Menschengeistes an dem ewig Guten, daß dem Sehnen nach dem lebendigen Gott eine ebenfalls eingeborne Lust an dem, das ewig nicht gut, sondern bös ist, entgegenstehe. Und dieser Hang nach unten ist von Natur mächtiger, als das Sehnen nach oben, und reißet den Menschen beständig mit sich hinab zu dem, was den Geist in seinem Inneren betrübt, weil es jenen Frieden stört, welcher des Lebens höchstes Gut ist.

Wer es nun auch dem Menschen gesagt haben möge, daß dieses Hingeben in einen Zug, welchem das Thier ohne innere Hemmung folget, das Hingeben in den Zug der Mordlust, der Zerstörungswuth, der tückischen Verstellung, des niederen Sinnentaumels bös, daß es Sünde sei, gewiß ist, daß er dieses von Anfange an fühlte und erkannte. Dieß bezeugen bei allen Völkern der alten Welt die Altäre, an denen der Mensch durch Opfer den Zorn der Gottheit über die Sünde versöhnen wollen; dieß bezeugen die tausendfältigen Weisen der Büßungen, der Weihen, der Reinigungen.

Selbst in der lieblich bewegten Zeit eines classischen Alterthumes, da der mächtig erwachte Geist des Erkennens und künstlerischen Schaffens über der hehren Lust am Gelingen seines Werkes so manche äußere Noth, so manchen Schmerz der sterblichen Menschennatur vergessen, schweigt jene Stimme der Klage nicht, der Klage über eine innere Gebundenheit des Geistes, über eine natürliche Neigung des Herzens zum Verderben. Es klaget der alte Weise von Athen, Sokrates, bei Plato über das allgemeine Verderben selbst jener Völker, welche an Erkenntniß und Wissenschaft vor allen anderen hoch stünden, und scheut sich nicht dieses allgemein herrschende Verderben eine Krankheit zu nennen, welche durch kein Heilmittel menschlicher Kunst und Erfindung entfernt werden könne. Selbst die Natur der Kinder will der „sonst so heitere" Verstand eines Plato nicht frei von diesem inneren Verderben, nicht gut finden, denn wären sie dieß (lernte der Mensch nur am fremden Beispiel das Böse, wie der Vogel den Gesang), so dürfe man ja die Kinder nur einsperren, um sie gut zu machen. Jenes Uebel, den Hang zum Bösen, nennet Aristoteles ein angeborenes, und der ernste Forscher bei Tusculums Eichenhain bekennt es frei, daß wir von der Stunde der Geburt an befangen sind von sündlichem Verderben, gegängelt von verkehrtem Wahn, genährt schon an der Brust der Mutter mit dem Irrthum. Er klaget unverhohlen den Willen des Menschen an, daß dieser taub sei gegen die Winke und Gebote eines Gesetzes, welches mit unverkennbar deutlichen Zügen der Natur eingeschrieben sei. Es spricht selber

die sonst scherzende Dichtkunst des Alterthumes von einer beständigen Hinneigung unseres Wesens zu dem Verbotenen, von einem Sehnen nach dem, was uns das ernste Gesetz versagt, oder von einem inneren Erkennen, welches das Gute siehet und billigt, dennoch aber hingerissen wird zum Bösen, und jener berühmte Spruch des Sopater will behaupten, daß es dem Menschen angeboren sei zu sündigen.

So hat zu allen Zeiten der redlich nach Wahrheit forschende Verstand dasselbe erkannt, was uns die Offenbarung in allen ihren Unterweisungen saget: daß der Mensch von Natur mächtiger sei zum Verderben geneigt, als zum Heile, mehr zum Tod denn zum Leben, und daß nicht menschliche Kunst noch Kraft, sondern nur ein göttliches Erbarmen ihn retten könne von dem Verderben, das seinen Fuß umstricket. Denn es ist nach einem Spruche des königlichen Predigers kein Mensch, der nicht sündige, und jener Dulder, dessen Geist in einem schweren Gericht vor Gott geängstet und geprüfet ward und da Gnade gefunden, weiß es wohl, daß ein Mensch nicht rechtfertig bestehen möge vor Gott, denn vor Ihm, saget ein alter Sänger des göttlichen Lobes, ein Sänger, erfüllt von Gottes Geist, ist kein Lebendiger gerecht, vor Ihm ja sind alle Menschen Lügner. Darum wird der Mensch zum Unheil geboren, wie die Vögel schweben, empor zu fliegen, denn Sünde ist der Leute Verderben. Es klaget ein Apostel, daß das Gesetz geistlich sei, der Mensch aber, fleischlich, unter die Sünde verkauft, habe zwar das Wollen, ihm fehle jedoch das Vollbringen des Guten. Und ein anderer, liebevoll und ernstlich warnend, saget: so wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selber, und die Wahrheit ist nicht in uns.

Doch, was ist Wahrheit? fragte jener Gewaltige, welcher Macht hatte, den Gebundnen zu kreuzigen oder ihn loszugeben. — „Sprüche und Gesänge des alten Orients, von den Völkern einst für heilig, ja für göttlichen Ursprungs gehalten, was sind sie zwischen mir und dir. Sokrates und Plato, Aristoteles und Sopater, Cicero und Seneca, sie waren befangen von einem alten Wahne, der aus der Traumzeit der unwissenden Väter bis zu ihnen herangewachsen. Hätten sie zu unseren Zeiten gelebt, in unseren Zeiten der Helden in dem Kampf um Freiheit, um das Zerreißen der alten Sklavenbanden (Ps. 2, 2 u. 3), der alte Wahn wäre auch ihrem heiteren Geiste unterlegen."

Es wissen jene Weisen unseres Tages, von denen ein altes Buch sagt: „ja, ihr seid die Leute, mit euch wird die Weisheit sterben," anders von der Natur des Menschen zu reden, als die Weisen des Alterthumes und das Buch der Bücher. Ihnen hat es etwa der Gott Ratio-Mäusim, welchen sie statt des von ihnen verachteten Gottes ihrer Väter „ehren, mit Gold, Silber, Edelstein und Kleinodien," besser gelehrt. Der Mensch ist nach dieser Lehre von Natur gut oder weder gut noch böse. „Es sind

auch an sich weder unsere Neigungen und Begierden böse, noch die Befriedigung derselben untersagt, so lange durch sie nicht die bürgerliche Ruhe und die Ordnung der Gesellschaft gestört wird, denn es gehen bei dem Menschen die Neigungen und Triebe eben so natürlich aus dem von Anbeginn an ihm anerschaffnen Wesen hervor, als die Triebe des Thieres aus der diesem anerschaffnen Natur, ja als das Fallen des Steines zum Boden aus der ihm eingepflanzten Schwere. Es ist etwa bei dem einen Menschen schon seit der Entstehung des Leibes im Schooße der Mutter dieser Theil des Gehirnes, bei dem anderen ein anderer Theil in etwas vorherrschenderem Maße entwickelt worden, und siehe, jener kann dem wilden Triebe zur Wollust, dieser dem Drange zu morden so wenig widerstehen, vermag so wenig sich in den Schranken der bürgerlichen Ordnung zu halten, als der Stein auf dem Wasser zu schwimmen. Eine körperliche Anlage, zufällig dem Leibe schon im Augenblick seines Entstehens eingeprägt, machet den einen so unempfänglich gegen alle Stimme einer höheren Vernunft, als das Eis zum Brennen. Es sind eigentlich und zuletzt die unverschuldeten körperlichen Anlagen, welche wir an dem nur bemitleidenswerthen Verbrecher bestrafen, und was die Moral der Seele als Sünde zugerechnet, ist immer nur Gebrechlichkeit oder Krankheit des Leibes."

Nach einer anderen Lehre von minder rohem Anschein, welche jedoch dasselbe will, was die eben erwähnte erstrebet, sind zwar die Anlagen zu der einen oder der anderen Richtung unserer begehrenden und selbstthätig wirkenden Natur bei verschiedenen Menschen verschieden, und es liegt namentlich in dem einen von der Geburt an ein etwas mächtigerer Hang zur sinnlichen Lust oder zum Zorn, als im anderen, aber es lebt zugleich in dem Menschen, so wie er ist, ganz die Kraft, den Hang zu dem sogenannt Bösen zu überwinden und gut zu werden, wie nach dem Ausspruch eines berühmten Philosophen in unserem Willen die Kraft liegt, den Sturm der Krankheit zu beschwichtigen und dem Leibe zu gebieten, daß er gesund sei.

Wohlan dann, liegt die Anlage zu dem, was die alten Bücher die Sünde, der Leute Verderben nennen, in der Bildung oder Mißbildung oder in einer krankhaften Verstimmung des leiblichen Organs, was suchen wir andere als leibliche Verwahrungs- oder Heilmittel? Ist im Willen des Menschen allein die Kraft, dem inneren Verderben zu gebieten und zu einer göttlichen Freiheit und Reinheit des Geistes emporzuwachsen, warum straft die Geschichte der Völker und einzelner Menschen in alter und neuer Zeit den Ausspruch, nicht bloß des Weisen von Athen, sondern der wahrhaft Weisen aller Zeiten, nicht Lügen? den Ausspruch: „daß die innere, allgemeine Krankheit des Menschengeistes durch keine Heilmittel menschlicher Kunst und Erfindung gehoben werden könne." Ist nicht überall und zu allen Zeiten der Anfang der inneren Veredlung und Besserung eben diese demüthige Selbsterkenntniß gewesen, deren Ausspruch wir bestreiten wollten? (m. v. den Abschn. VII.)

Ist der Mensch von Natur gut, liegt in ihm selber die Kraft, gut zu sein und gut zu werden, dann bedürfen wir — dieß ist der Sinn jener Lehren — keines Erlösers, wir fragen nicht nach Gnade und göttlichem Erbarmen, uns ist keine Gottheit vonnöthen, als die eigene, uns inwohnende Gottheit. Ist die Lehre, daß eine Sünde sei, ein Wahn, ist das, was wir Sünde nennen, an sich gut, weil es natürlich ist, und wird etwa nur durch die augenfälligen Störungen, welche es in der äußeren, bürgerlichen Ordnung oder in den inneren Lebensbewegungen unseres Leibes anrichtet, zu etwas Gesetzwidrigem, so ist die Lehre von dem Unwillen und dem Ernst, nicht des menschlichen, sondern eines göttlichen Richters ein alter Wahn; denn dieser Gott hat uns so — mit allen unseren Neigungen und Trieben — erschaffen, er kann sein eigenes Thun nicht tadeln, noch weniger es strafen. Ein alter, verkehrter Wahn ist dann die Lehre, daß eine Vergebung der Sünden, eine Tilgung der Sündenschuld nöthig sei, wiewohl sich dieser Wahn, schon nach Plutarchs Zeugniß, so allgemein verbreitet findet, daß kein Volk auf Erden gewesen, welches ihn nicht „durch Opfer, Reinigungen und andere gottesdienstliche Gebräuche" ausgesprochen und demselben zu genügen gesucht hätte, und wiewohl das, was dieser Wahn sagt, die allgemeine laut schreiende Stimme des Gewissens ist.

Es wird bei einer ernstlicheren Prüfung dieser Aussprüche schon bedenklich gefunden, daß jene Richtung des verkehrten Menschenwillens, welche wir Sünde nennen, an unserer Natur von so ganz anderer Art und Gestalt erscheine, als die etwa für verwandt gehaltenen Aeußerungen der Begierden und inneren Aufregungen in der äußerlich auch noch so ähnlichen, thierischen Natur. Zwar ob auch dieser jetzige Zustand der uns umgebenden Lebendigen, der Zustand einer unaufhörlichen gegenseitigen Reibung und Zerstörung schon der ursprüngliche und älteste gewesen, das wollen wir hier nicht untersuchen; gewiß ist, daß auch, so wie das jetzige Thier neben dem Menschen dastehet, das Thun des ersteren zu dem des anderen kaum sich verhalte, wie das leise Hinrollen einer Kugel am Boden zum gewaltigen, Alles zerschmetternden Herabsturz eines Steines aus großer Höhe, ja wie die bloße Abbildung der Pest zu Mailand und Toulon von Künstlerhand zu den Schmerzen und dem giftigen Aushauch der Seuche selber.

Lassen wir bei dem Vergleich beider selbst nur jenen inneren Schönheitssinn urtheilen, dessen Besitz wir mit Recht als eines der köstlichsten Vorrechte unserer Natur rühmen, so wird uns dieser über den Menschen etwas ganz Anderes sagen, als über das scheinbar nach gleicher Richtung bewegte Thier. Vergeblich hat der Mensch, wenn er nach einem alten Mährlein der früheren Naturbeschreiber dem Vielfraß eine Unmäßigkeit andichtete, welche eines gewaltsam künstlichen Gegenmittels bedürfte, oder

der kleinen kamtschadalischen Sparmaus die Lust an narkotischen Wurzeln, womit sie bei ihren Festen sich berausche, das Thier zu einem Mitgenossen seiner eigenen Schuld zu machen versucht und hierdurch dieser Schuld einen mildernden Anschein geben wollen, weil sie sogar unter den Thieren nicht ohne Beispiel sei. Es frisset kein Thier der Erde, wenigstens im freien, natürlichen Zustand, bloß dem Kitzel des Gaumens zu Gefallen und mehr als das Bedürfniß der Natur erfordert, und auch die reichlichst genossene Mahlzeit wird bei dem Thier etwa nur eine bald vorübergehende Schwerfälligkeit und Hemmung der Glieder zu dem sonst gewohnten Flug oder Lauf, nicht aber ein selbst vorausgesehenes, mit Bewußtsein bewirktes Erkranken herbeiführen; es wird kein Thier der Erde im ordnungsgemäßen Verlauf seines Lebens durch Unmäßigkeit im Genuß der Speise sich den Tod bereiten oder beschleunigen, vielmehr ist bei ihnen allen der Grund des Todes der Hunger oder das Aufhören der inneren Zertheilung der Speise (nach §. 22). Das Bild des Berauschten, welcher mit grinsendem Lachen den von ihm gemordeten Trinkgenossen betrachtet oder in dem eigenen Blute und Unflathe sich wälzet, suchen wir vergebens, auch nur im schwächsten Abbild, in der uns umgebenden Thierwelt auf. Und wie sollte die wohlthätige Fangheuschrecke, wenn sie, auf den vier Füßen des Rumpfes einhergehend, mit den emporgehobenen, sägenartig geschärften Vorderfüßen emsig nach dem schädlichen Gewürm suchet und die Zerstörer der Saaten tödtet, ein Bild der tückischen Verstellung, ein Bild jener giftigen Heuchelei sein, in welcher zuweilen der entartete Mensch den Tod in seinem Inneren mit dem lieblichen Schein des Lebens, das Aergste und Niedrigste mit dem Truggewand des Höchsten und Heiligsten bedecket. Ein solches furchtbar verzerrtes Menschenwesen findet auf dem ganzen Boden der Erde, findet in der Luft und in dem Gewässer kein sichtbares Wesen das ihm gleiche, findet da nirgends auch nur die Spur eines Ebenbildes seiner eigenen, inneren Gestaltung. So ist auch das Spiel, welches, wie in dämonischer Begeisterung, die Helden der Revolution unseres Nachbarlandes mit der Todesangst und den Todesqualen ihrer menschlichen Schlachtopfer getrieben, es ist die Lust an der Pein der Brüder etwas ganz Anderes, als das Spiel der Katze oder des jungen Tigers mit dem lebendig erbeuteten Thier, und wir kennen kein lebendiges Wesen, welches Gefallen an dem muthwilligen und für es selber nutzlosen Zerstören der Werke eines fremden Fleißes und fremder Kunst fände wie der Mensch. Denn der Hase benagt den neugepflanzten Baum aus Hunger, die Larve des Immenkäfers führet der Weg zu ihrer Speise durch die künstlichen Zellen des Bienenstockes; der Baumschänder aber verdirbt die zarte, junge Pflanzung einer fremden, fleißigen Hand, weil er das stille Leben, das im Gewächs sich kund gibt, aus innerer Verderbtheit hasset, und der ihm ähnliche Mordbrenner lässet den Haß gegen das stille, hehre Wirken und Schaffen der

Menschenkunst und des Menschenglückes durch das Entzünden und Zertrümmern der Gebäude und Städte aus.

Wenn in den Sprachen das Abweichen der Menschenseele von der Bahn des Gesetzes, wenn das Sündigen ein Fallen genannt wird, so verhält sich dieses Fallen beim Menschen zu dem, was etwa im Leben und Wesen des Thieres von ähnlicher Art erscheinet, wie sich der Fall eines schweren Gesteines aus großer Höhe zum Boden zu dem Fall eines Körpers vom Gewicht der Flaumenfeder aus gleicher Höhe verhält. Es beschleunigt und verstärkt sich beim Gestein die Kraft des Fallens näher zum Boden hin in furchtbarem Maße, und zuletzt erhitzt und entzündet sich, was an ihm brennbar ist; sein Auftreffen auf den Boden wirkt mit zerschmetternder Gewalt. Die Flaumenfeder aber, von der Luft getragen, tauchet sanft in die Tiefe, und der Windhauch erhebt sie von neuem.

Was ist es dann, was „dem Fallen" der Menschenseele diese besondere Kraft gibt, das innere „Rad des Werdens," wie der Brief eines Apostels es nennet, mit Gluth des Abgrundes zu entzünden und das eigene Wesen zu zerschmettern? — Die Schrift nennet das, was den Fall so beschleuniget und verstärket, das Gesetz. Denn, so saget der Apostel, „der Stachel des Todes ist die Sünde; die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz. — Ich wußte nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt: laß dich nicht gelüsten. Da nahm aber die Sünde Ursach am Gebot und erregte in mir allerlei Lust. Denn ohne das Gesetz war die Sünde todt, als aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig. — Das Gebot war es, was mir zum Tode gereichte, welches mir doch zum Leben gegeben war." So ist es denn das Gesetz, welches „nur Zorn anrichtet," und es sind „die mit des Gesetzes Werk umgehen, unter dem Fluche."

Und dennoch nennet derselbe Apostel dieses Gesetz heilig und das Gebot heilig, recht und gut. Der Mund der Wahrheit selber, welcher gekommen war, das Gesetz zu erfüllen und von dem Fluche desselben uns zu erlösen, da Er ein Fluch für uns ward, Er, welcher des Gesetzes Ende ist, saget mit einem Eid der festen Versicherung: „wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe." So ist das, was der Sünde des Menschen ihre Kraft gibt, das, was ohne ein göttliches Erbarmen, „welches die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, damit sie die Kindschaft empfingen," eine Ursache des Todes, ein Anlaß des Fluches ward, zugleich heilig, und soll dauern bis daß Himmel und Erden zergehen? Es erreget dieser Anschein des Widerspruches der einen Eigenschaft jener „durch das Geschäft der Engel" dem Menschen gewordnen Gnadengabe gegen die andere ein tiefes Staunen und dem Geist wird beim Hinabsehen in solche Tiefe bange.

Wir nennen in der Natur die Weise, in welcher die Geschwindigkeit

eines von oben nach unten fallenden Körpers von Moment zu Moment sich höher steigert, ein Gesetz. Gesetz nennen wir die Weise, in welcher die Wärme wirkt und sich vertheilet, noch mehr aber jene, in welcher die Anziehung der Sonne oder eines anderen Körpers mit der Entfernung des angezogenen Körpers abnimmt. Es ist denn ein allgemeines, ein in seiner Wirksamkeit weise und hehr erscheinendes Gesetz, welches währen wird, bis daß diese Erde und ihre Nachbarwelten selber vergehen oder andere werden, was den Körper bei seinem Fallen hinab zum Boden zieht; es ist ein feststehendes Gesetz der Natur, welches der Wärme der Sonnenstrahlen, wenn sie durch die dichten Schichten des Luftkreises hinab auf die noch dichteren, dunklen Körper des Bodens treffen, ihre auflösende, den Zusammenhang zertrennende Gewalt gibt.

Die Schwere wirkt wohl auf Alles, was irdisch ist; der Stein wie der Dampf des Wassers, die Frucht, die vom Baume fällt, und der Vogel, der sich von seinem Neste erhebt, das in den Zweigen des Baumes ist, fühlen alle ihren Zug. Aber das Wasser in der Form des Dampfes hat die Natur der leichten Luft angezogen und wird deßhalb von der Luft getragen; in dem Vogel lebt eine selbstständige Kraft des Aufschwunges, welche mächtiger ist, als der Zug der Schwere. Aus der heißen, sumpfigen Ebene am Fuße der Apenninen, aus der Ebene, da der Strahl der Mittagssonne die Seuche ausbrütet, da der grünenden Flur statt des lieblichen Duftes ein Gifthauch des Fiebers entsteiget, erhebt sich der schnelle Falke hinauf zum Gipfel des Gebirges. Da wehet ein erquickender Wind durch den Wald der Kastanien, aus dem Felsen mit heilsamen Kräften entspringet der Quell, an welchen die Freundin der Höhen, Aesculaps Schlange, wohnet; duftendes Kraut zur Gesundheit des Menschen entwächset dem Boden. Doch der hier wohnende Mensch bedarf der Heilkräuter nur selten oder nie. Denn es stärket schon die balsamische Luft des Gebirges und der Trunk aus dem Quell die Glieder; der Flug des Falken, wenn er aus der drückenden Luft der Tiefe da hinaufschwebet, wird freudiger und schneller, der kranke Hirte des Thales fühlet an diesen Felsenbächen sich erfrischet und genesen.

Es ist aber dieselbe Sonne, welche die heißen, sumpfigen Ebenen der Tiefe bebrütet, und welche den ewigen Frühling des hohen Thales von Quito bestrahlet; es ist dieselbe Sonne, welche die dünne Luft unserer Hochalpen an einem Sommermittage nur so mäßig erwärmet, während in dem Nachbarthale der heiße Dunst in einer kochend wallenden Bewegung ist; dieselbe Sonne, welche die weiße Platte von Holz oder das durchsichtige Glas fast noch kalt gelassen, wenn sie den daneben stehenden Körper von dunklem Eisen sehr fühlbar erwärmte. Es ist nicht der Körper an sich und die elementare Beschaffenheit desselben, welche den Sonnenstrahlen ihre auflösende, zerstörende Kraft gegen denselben gibt, sondern sein gröber

leiblicher, dichter Zusammenhang, seine Dunkelheit und Undurchsichtigkeit sind es, gegen welche das Gesetz der Erwärmung durch die Sonne mit feindselig scheinender Gewalt gerichtet ist. Die magnetische Kraft der Erde strömt beständig durch unsere lebenden Glieder aus und ein, der Zug der Schwere wirket beständig auf den Leib, und wir fühlen kaum oder gar nicht diese Einwirkung; so mag es gar wohl auf jenem herrschenden Centralkörper unserer Planetenwelt eine leibliche Natur geben, an welcher das Licht und die Wärme nichts zu zerstören und aufzulösen finden, weil ihnen diese Natur so nahe verwandt und befreundet ist, wie die heimathliche Kraft des Magnetismus der irdischen Leiblichkeit.

Wirkt denn das Gesetz der Schwere als eine zerschmetternde, unheilbringende Gewalt bloß auf die dichten, eigenschweren Körper, wenn diese von ihrem natürlichen Ruhepunkt hinweg in eine Region erhoben wurden, in welcher das leichte, zarte Gewölk schwebet, ohne in Gefahr zu sein hinabzustürzen, wirkt die senkrecht stehende Sonne mit unmäßig erhitzender Gewalt nur auf die dichteren Luftschichten der Tiefe, nicht auf die zarteren der Höhen, so wird auch wohl jenes Gesetz, von welchem die Schrift redet, nur am Menschen zu einer Ursache des Todes und des Fluches werden, weil am Menschen und im Menschen vor anderen Lebendigen seiner Sichtbarkeit etwas ist, was auf besondere Weise, widerstrebend, zu jenem Gesetz sich verhält.

Wenn wir nach diesem Etwas im Menschen, welches für ihn das Gesetz zu einer Kraft der Sünde machet, forschen, so scheinet zuerst ein Verdacht auf die Leiblichkeit zu fallen, als sei diese der Grund der Verkehrung von einem an sich Guten und Heiligen in ein Schädliches. Wir wissen, sagt der Apostel, daß das Gesetz geistlich ist, ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft. Das Fleisch ist es, durch welches die Kraft zur Erfüllung des Gesetzes geschwächet und diese Erfüllung unmöglich ward, „bis daß Gott seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches sandte und verdammte die Sünde im Fleische durch Sünde.“ Es wollte jenes Geschlecht der ältesten Zeit, dessen Weg auf Erden verkehrt und verderbet gewesen, sich nicht strafen lassen von dem Geist aus Gott, weil es Fleisch war, denn, wie ein späteres Buch saget: fleischlich gesinnet sein ist der Tod, weil es eine Feindschaft ist gegen Gott. Darum warnet ein Apostel vor den fleischlichen Lüsten, weil dieselben gegen die Seele streiten, und von einem anderen werden jene Spötter der letzten Zeiten, die da Rotten machen, Fleischliche genannt, die keinen Geist haben. Es wird, wer auf das Fleisch säet, vom Fleische das Verderben ernten, denn offenbar sind die Werke des Fleisches: Ehebruch und Mord und Unreinigkeit. — Ja selbst Jene, welche zwar im Fleische wandeln aber nicht fleischlicher Weise streiten, müssen es beständig fühlen, daß wenn auch der Geist willig ist, doch das Fleisch so schwach sei; denn das Fleisch gelüstet wider den Geist

und den Geist wider das Fleisch, und es sind diese beiden beständig wider einander. Sie müssen es bekennen, daß wer sich zum Werk des Geistes gürtet, alsbald zufahren und nicht vorhin mit Fleisch und Blut sich besprechen müsse, denn diese können es dem Menschen nicht offenbaren, wo für ihn das Heil gefunden werde, sie erkennen nicht was geistlich ist, sie werden das Reich Gottes nicht ererben, denn nur der Geist ist es, der da lebendig machet, das Fleisch ist kein Nütze.

Es wird dieses vergängliche Wesen, welches der Mensch öfters sein Ich nennt, dieses Fleisch, in welchem nichts Gutes wohnet, öfters mit jenem Namen bezeichnet, welchen uns der §. 44 in seiner höchsten und ehrwürdigsten Bedeutung kennen lehrte, mit dem Namen des sichtbaren Leibes, den Gott gab und wunderbar bereitete, und dessen Odem ein Aufsehen Gottes beständig erhält. Diesem sichtbaren Leibe, bevor er durch den Geist geheiligt und zu einem Tempel des lebendigen Gottes geworden ist, gilt jenes Seufzen: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?

Scheinet doch in vielen Stellen der Schrift nicht bloß der Leib des Menschen, sondern die ganze sichtbare Leiblichkeit jenen Verdacht zu theilen, zu welchem uns die früheren Betrachtungen des §. 44 und 45 nie berechtigen konnten. Denn mit dem Namen Welt, welche sammt allem, das in ihr ist, Gott gemacht hat, und welche einst voll werden soll der Herrlichkeit des Herrn, wird nicht bloß jenes Wesen der Endlichkeit bezeichnet, welches vergehet mit seiner Lust, sondern ein Bleiben der Pilgrimschaft und Fremdlingschaft, in welcher der Mensch, der nach Gott fraget, nur Angst hat, denn die Welt erkennet das, was aus dem Geiste ist, nicht als das Ihre, sondern hasset dasselbe: sie ist es, welche sich freuet der Thräne des Gerechten, sie ist es, welche der Mensch Gottes nicht lieb haben, deren vergängliche Lust er fliehen soll. Denn so Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, ja der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft. Die Welt ist es auch, welche Der, der sie gemacht hat, und welchen dieselbe, da er in das Seine kam, nicht erkannte, überwunden hat und überwinden wird; sie ist es, welche Der, so einst Alles neu machet, richten wird und verderben.

Wie? sollte das Wort der Wahrheit, welches der Geist aus Gott im Geiste des Menschen gesprochen, selber jene alte Lehre der Völker, denen die Offenbarung nur mittelbar geworden, in etwas rechtfertigen wollen, jene Lehre voll inneren Widerspruches und Gefahren, daß nur die Materie als solche das Böse im Gegensatz zur Gottheit, welche gut ist, sei? „Denn die Materie, mit Gott von einem gleichen ewigen Anfange und Bestehen und nicht durch ihn oder aus ihm geschaffen, sei als das Vernunftlose, ja der Vernunft Entgegengesetzte der Anfang alles Widerstreites gegen das Göttliche, welches das an sich Vernünftige und Denkende ist.

In jener wäre mithin der Anfang und Ursprung alles Bösen, das in der Welt ist, in diesem der Anfang alles Guten. Die Seele, wenigstens die gute Seele im Menschen, sei von Gott, der Leib aber aus der Materie und das innere Lebensbewegen, das aus dem Leibe komme, sei deßhalb eine böse oder vernunftlose Seele im Verhältniß zu der inwohnenden guten und vernünftigen." Es erscheint hiernach der Leib als ein drückender Kerker, in welchem die Seele seufzet, bis sie der Tod aus der harten Gefangenschaft losmachet, obwohl nach jener alten Lehre bei Plato die Schuld des eignen Willens, des eignen Gelüstes nach der Sinnenwelt, die Seele aus den oberen Räumen da hinein versenkt hat.

So müßte dann der Stein böser und hassenswerther sein als die Pflanze, und das schwere, am meisten nach der Tiefe hinabstrebende und darum materiellste Gold vor allen am meisten. Die Pflanze wäre hassenswerther als das Thier, denn in jener herrschet das Vernunftlose mehr vor, als in diesem; das Thier wäre aus demselben Grunde böser als der Mensch, in welchem unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit die vernünftige und denkende Seele, die geistige Natur aus Gott am kräftigsten waltet, am meisten vorherrscht.

Der Möglichkeit des Entstehens eines solchen an der Oberfläche der Lehre von dem Ursprung der Materie spielenden Einwurfes begegnen allerdings schon die Schriften der denkenden Alten selber, und es ist, wie wir schon oben gesehen, in ihnen ein Ahnden von einem tiefen (in der Seele selber) gelegnen und eingebornen natürlichen Verderben so wie von der Nothwendigkeit eines Heilmittels nicht menschlicher, sondern göttlicher Kunst und Art. Zwar auch noch eine spätere Lehre betrachtet die gröber körperliche Substanz als entstanden durch einen Abfall von dem ursprünglich minder gebundenen Zustand der erschaffenen Leiblichkeit. Dennoch erscheint und erschien hierbei immer die sichtbare Natur als ein harmonisch wohl vollendetes in sich gutes Ganze, und die Weisheit des Alterthums lehrte mit Fleiß, wie man dem eignen Leibe durch wohlgeordnete Pflege und Uebung der Kräfte seine Ehre anthun müsse.

Es ist namentlich durch die Lehre des Christenthums auf die Bedeutung und den Werth des Leibes und der gesammten Leiblichkeit ein verklärender Glanz gefallen, seitdem Der, welcher des Wesens Anfang war, die Natur des Leibes, die Gestalt des sündlichen Fleisches an sich genommen. Ein hehrer Vergleich, welchen die Offenbarung selber anstellet, lässet uns in dem Verhältniß unseres inneren Menschen ein Abbild erblicken von dem Verhältniß des Herrn zu seiner Gemeinde. Unsere Glieder selber sollen Christi Glieder, unser ganzer Leib ein Tempel sein des Geistes aus Gott. Dieser unser vergänglichen Leib soll einst verklärt uns wieder werden (§. 45). Darum ist die Anhänglichkeit der Seele an ihren Leib eine so tief gegründete und natürliche, und es lässet dieses natürliche Gefühl dem Menschen nicht

zu sein eigenes Fleisch zu hassen, sondern er nähret es und pfleget sein, und es ist nach dem Spruch eines Weisen der ein Unbarmherziger, welcher sein eigenes Fleisch betrübet; es ist uns geboten, uns nicht von dem eignen Fleische zu entziehen, sondern sein zu warten, doch also, daß es nicht geil werde.

Das aber, was den Leib des Menschen vorzugsweise vor jenem des Thiers zu einem Werkzeug der Sünde und Ungerechtigkeit machet, liegt nicht in der Körperlichkeit an sich und überhaupt, sondern es hat einen tieferen Grund.

Vergleichen wir das leibliche Leben des Thieres mit dem des Menschen, so erkennen wir bald, daß jenes wie ein Unmündiges, von einer höheren, göttlichen Kraft und Vorsicht geleitet, ohne eigene Wahl zur bestimmten Zeit und Stunde über Land und Meer geführt, zum Geschäft der Fortpflanzung gerufen, zur Vorsorge für die Jungen getrieben werde. Der Mensch dagegen wird von keinem Instinct gehalten oder gegängelt, er brauchet des Leibes und seiner Vergnügungen nach eignem Wohlgefallen. Wenn dann bei dem unmündigen Thiere die Zeit zu irgend einer anjetzt für die eigene oder für die Erhaltung des Geschlechts nothwendigen Lebensbewegung gekommen, da werden ihm die nöthigen Kräfte, da werden ihm in seiner äußeren Umgebung mit dem erwachten Triebe zugleich die nöthigen Mittel gegeben. Einige schwerfällige Vögel unserer Felder und Wiesen, welche den übrigen Theil des Jahres kaum die dringendste Gefahr zu dem kurzen Flug von wenig hundert Schritten zu zwingen vermag, empfangen plötzlich, wenn im Herbste die Zeit des Wanderns gekommen, auf vorhin unmöglich geschienene Weise die Kraft, über das Thal und die hohe Alpenkette, über ferne Länder und weite Meere zu fliegen. Es wird der Kreuzschnabel mitten in der kältesten Zeit des Winters in seine heimathlichen, nordischen Fichtenwälder zurückgerufen, um hier das Geschäft des Zeugens und Brütens der Jungen zu besorgen, und es sind ihm zugleich in dem alsdann reifenden Fichtensamen die nöthigen Mittel zur Erhaltung des eignen, wie des Lebens der Brut gegeben. Eine Weisheit, welche mütterlich den Haushalt der Natur versorgt und leitet, sendet die wohlthätigen Schaaren des Samarmog (Turdus roseus) in das von Heuschrecken überdeckte Land, rufet die Iltisse und Eulen zur Erleichterung der von Mäusen verheerten Flur herbei, führet die wandernden Tauben dahin, wo die Fülle der überkräftigen Natur einer Ueberschwemmung gleich aus ihrem Bett getreten, ihre Dämme durchbrochen hat. Es sind die Thiere, gehalten an dem leitenden Instinct, Boten und Diener einer überall waltenden Naturkraft, welche sie leitet dahin sie will. Nicht nach der Lust des Gaumens, sondern nach bestimmtem Maß und zu bestimmtem Zwecke sättigt sich das Thier, ihm ist die Bahn der Wanderung, ihm ist die Zeit des Verkehres der Geschlechter nach einem höheren Rath, nicht nach eigener Wahl und

Lüsternheit, fest bestimmt. So ruhet das Thier wie das unmündige Kind am Schooß der Mutter, welche das schwache Werkzeug trägt und ernährt; es ruhet ohne Gefahr sich zu zerschmettern wie der Stein oder die festgewurzelte Pflanze am Boden: während der Mensch, wie durch eine fremde Gewalt vom Boden gerissen und erhoben, in einer freien Höhe schwebt, in welcher ihn das Gesetz der Schwere, das den ruhenden Stein an seinem Orte hält, auf ganz andere Weise ergreift und bewegt als die anderen sichtbaren Lebendigen.

Zwar auch des Menschen Odem bewahret ein Aufsehen von oben, zwar auch ihn tränket und nähret wie an Mutterbrüsten ein ewiges Erbarmen; aber ihm ist zugleich die Macht gegeben, diese Mutter zu verlassen und dem Gehorsam gegen ihre Stimme sich zu entziehen. Der natürliche Mensch, durch keinen Instinct gehalten und geleitet, reißet die Gaben der äußeren Natur an sich aus Lüsternheit, auch wenn sie ihm Gift sind, und jene Wilden, welche von Einigen für Beispiele des ursprünglichen, ja des reineren „Naturzustandes" unseres Geschlechtes gehalten worden, zerstören mit einer unbezähmbar wilden Gier zum Branntweintrinken den kräftigen Leib oder schwächen und betäuben ihn durch den eingeathmeten Rauch und Staub narkotischer Kräuter. Es wird, versetzt in die Fülle unserer durch Civilisation erkünstelten Genüsse, ein solcher „Naturmensch" alsbald ein Opfer der Unmäßigkeit und Lüsternheit, während selbst der Affe, durch einen eingepflanzten Instinct gewarnt, in der Gefangenschaft solche Speisen verschmäht, welche ihm schaden würden. So brauchet der Mensch der äußeren Natur, er brauchet den eignen Leib und seine bewegten oder fühlenden Glieder wann und wie und in welchem Maße er will; aber dieser freie Gebrauch gereichet ihm häufig zum Schaden und Verderben, und wir sehen unser Geschlecht gerade da, wo die Natur ihre Segensfülle am reichlichsten um dasselbe ergossen, wo der Genuß von außen am unverwehrtesten ist, am tiefsten versunken und entartet: neben dem äußeren Paradies eine innere Wüste, durchglüht von sengend heißen, zerstörenden Begierden.

Gerade diese Freilassung, die Entbundenheit, welche zu dem höchsten Vorzug unserer Natur zu werden vermag, gehet dann aus jenem natürlichen Grund hervor, den die Weisheit der alten Zeiten das angeborne Verderben, den Hang zur Sünde, diese allgemeine Krankheit der Völker genannt.

Nach einem oben gebrauchten Bilde wirket das Gesetz der Schwere nur bei solchen Körpern zum Falle, welche sich mit einer seinem Zuge widerstrebenden Gewalt über den Boden erhoben haben; die Sonnenstrahlen wirken nur auf solche Körper mit auflösend erhitzender Kraft, in denen ein dem Licht widerstehendes Princip ist. Das Leiblichwerden ist, wie wir oben sahen, ursprünglich ein Hingeben der Seele in das Walten und Regieren

eines höheren Willens, es ist der Act einer freiwilligen Selbstunterwerfung in den Dienst eines fremden (oberen) Lebens, und der Tod des Leibes kommt aus einer Aufkündigung des Gehorsams gegen dieses höhere, mächtigere Walten (nach §. 44). Die Sünde und der Anfang aller Versündigung wird uns als ein hochmüthiges Erheben gegen Gott und das was göttlich ist beschrieben; die Selbstsucht, welche ihr Vergnügen in der eigenen widerstrebenden Richtung nicht in dem Befolgen des Zuges, der aus Gott ist, suchet, ist Sünde. So wird denn dieser Leib zu einem Leib der Sünde, weil in ihm nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch der Hang liegt, dem Walten eines höheren, göttlichen Willens sich zu entziehen und zu widersetzen, weil derselbe eine Unterwürfigkeit und Dienstbarkeit der Seele nicht in ein göttliches Walten und Regieren, sondern in eine (innere und äußere) Macht ist, welche diesem Walten und Regieren den Gehorsam aufkündigt, indem sie selber ihm sich gleich setzet. Das Gesetz dann, wie die Sonnenstrahlen in dem dunklen, dichten Körper die Hitze, reget in dem inneren Wesen des Menschen jenes Princip des Widerstrebens und des Ungehorsams auf, welches der Ursprung der Sünde ist; das Gesetz wird hierdurch nach einem Ausdruck der Schrift zur Kraft der Sünde.

Uebrigens wirkt das Gesetz noch auf eine andere, positive Weise verstärkend auf das natürliche Verderben ein. Durch das Geschäft der Engel, sagt die Schrift, ist dem Menschen das Gesetz gegeben. Hierbei darf aber nicht vergessen werden, daß durch das gleiche Geschäft der Engel dem Menschen die Wissenschaft und die Kunst (nach §. 4) und alle die Gaben von verwandter Art mit dem Gesetz verliehen worden, die Gaben, durch welche die erkennende Menschennatur über die vernunftlose Thierheit erhoben wird. Das Gesetz wie die Wissenschaft haben mithin zugleich eine Kraft in sich, die Menschenseele hinauf in eine Region des Erkennens und der Einsicht des Guten und Bösen zu versetzen, von wo aus sich die Wirksamkeit des inneren, eigenwilligen Ungehorsams ungleich verstärkter und zerstörender äußern kann.

Angeboren und eingepflanzt ist der Natur des Menschen dieses Princip des Ungehorsams und des Eigenwillens mit der Verleiblichung in die sichtbare Form, welche die Zeugung von Geschlecht auf Geschlecht forterbte. Das Wesen der Menschenseele als eines Ebenbildes der Gottheit ist Freiheit, zu wählen das Gute oder das Böse; mit dem Entstehen der Seele beginnt zugleich dieses Freisein. Auch die Verleiblichung als ein sich Unterwürfigmachen unter das Regieren einer höheren Macht scheinet dann bei der Seele des Menschen nicht ohne Mitwirkung eines eignen, freien Willens zu geschehen; die Seele hat sich zu diesem Leibe, der durch inwohnende Schuld zum Grabe eilt, zu diesem Leibe vom ersten Vater des Geschlechts vererbt, wie durch eine eigene Wahl bekannt, bekannt mithin auch zu der anfänglichen Richtung der Unfolgsamkeit, zu dem Lossagen aus dem alten,

ursprünglichen Bunde. Doch über diesem Theil der Geschichte der Seele schwebet ein ernstes Dunkel. Es rühmet sich der Apostel, vor allem Preisen der eignen Weisheit, Gottes, mit welchem wir durch Christum versöhnt und wieder vereint sind. „Denn wie durch einen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben, so ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen."

Wie dieser Leib, diese zerbrechliche Hütte, ein Leib der Sünde ist, weil in ihm ein Princip lebet, das sich dem höheren Walten entzogen; so ist der neue Leib, welchen der Mensch nicht durch ein Geschäft des Fleisches, sondern des Geistes empfängt, ein Leib des ewigen Lebens. Aus dem irdischen Wasser hat sich alles irdisch Leibliche gestaltet; das Wasser ist nach einem alten Spruch das erste, das beste aller leiblichen Dinge, in ihm webet Schöpferkraft. Es ist aber ein Wasser höherer Art, ein Wasser des Lebens und der Reinigung, aus welchem der Leib der Ewigkeit sich gestaltet. Das nach Sättigung von oben dürstende Sehnen empfängt dieses Wasser umsonst. Die Seele, wenn sie in dem Element des neuen Lebens sich verleiblicht, ziehet vorhin den Ungehorsam der Natur aus, leget ab das innere Lossagen und Abweichen von Gott. Diese neue Verleiblichnng ist der Act einer gänzlichen und lauteren Unterwerfung und Hingabe in die Macht des göttlichen, nicht in den Einfluß und die Kraft eines ihr widerstrebenden Willens. Möge es auch den schwachen und so oft wankenden Schritten dieser Untersuchungen über die Geschichte der Menschenseele erlaubt sein, sich dem Quell jener lebendigen Wasser zu nahen und die neue höhere Schöpfung zu betrachten.

Erläuternde Bemerkungen. Ueber die Allgemeinheit der Opfer und Reinigungen bei allen Völkern der alten und neuen Zeit vergl. m. Meiners Gesch. der Religionen, besonders den 2ten Band v. Anf. — Die Stellen bei den Alten, worinnen mehr oder minder deutlich ein Anerkennen des natürlichen Gebrechens im Menschen und seiner Verantwortlichkeit für all' sein Thun und Lassen sich ausspricht, sind so zahlreich als allgemein bekannt. Wir führen hier nur einige an. Nach Heraclits schon öfter erwähntem Ausspruch ist nur das Umfassende (Göttliche) vernünftig, der Mensch aber von Natur unvernünftig (Philostr. ep. 18; Sext. Emp. VIII, 286 u. a.). — Der Mensch, obgleich er am besten unterrichtet ist, ist dennoch nach Aristoteles das ungerechteste unter allen Lebendigen (*ἄνθρωπος, μάλιστα παιδείας μετέχων, ζώων ἁπάντων ἀδικώτατόν ἐστιν*), weil er vermöge seiner Vernunft der Freude und der Wollust den höchsten Werth beizulegen vermag, welches dann nicht ohne Unrecht bestehet (Probl. S. XXIX, 7). — Der Mensch denkt meist etwas Andres, als er thut (*ἄλλο νοεῖ καὶ ποιεῖ ἄνθρωπος*, Probl. S. XXX, 12). — Wie sich die Augen der Fledermäuse zum Tageslicht verhalten, so unser Verstand zu dem Offenbarten (*πρὸς τὰ τῇ φύσει φανερώτατα πάντων* Ar. Met. II, c. 1). — Gerade das, was

den Menschen vom Thiere unterscheidet, der selbsterkennende Geist oder Verstand, nicht die Empfindung, macht uns des Irrthums fähig (de anim. II, 5). — Nicht das, was die willenlose Natur, wohl aber das, was der selbsterkennende Geist vollbringt, das kann auf verschiedene Weise geschehen; der selbstbewußte Geist kann nach Willkür das Gute oder das Böse thun (de interpret. 15; Met. IX, 2). — Der Mensch fehlt freiwillig und thut freiwillig das Gute, weil er sowohl die Macht des Begehrens als vernünftige Einsicht besitzt (Ethic. Eudem. II, 8). Darum ist er strafbar, sogar dann, wenn er aus Unwissenheit fehlte, insofern diese Unwissenheit eine selbstverschuldete war (Ethic. Nic. III, 7). — Nach einem Ausspruch des Sophokles (Antigon. v. 1011) ist es ein gemeinsames Loos der Menschen, zu sündigen

Ἀνθρώποισι γὰρ
τοῖς πᾶσι κοινόν ἐστι τοὐξαμαρτάνειν

und Euripides im Hippolyt erkennt dieselbe natürliche Neigung im Menschen an: *Ἁμαρτεῖν εἰκὸς ἀνθρώπους.* Es nennt Sopater das Sündigen dem Menschen angeboren: *σύμφυτον ἀνθρώποις τὸ ἁμαρτάνειν*, und Dio Cassius (L. LII.) legt dem Mäcenas die Worte in den Mund: *πολλὰ γὰρ ἡ φύσις καὶ παρὰ τῶν νόμων πολλοὺς ἁμαρτάνειν ἐξάγει, οἷς ἂν μὲν ἀκριβῶς τις ἐπεξίῃ, ἢ τινα ἢ οὐδένα ἂν αὐτῶν ἀτιμώρητον καταλείπει.* Plato vergleichet, wenn er den Verbrecher am Heiligthum der Götter anredet, das innere Verderben, welches den Menschen zur Sünde führe, mit einem durch seinen Stachel zu wilden Bewegungen aufreizenden Insect, der Bremse. Aus einer alten, ungesühnten Schuld sei dasselbe den Menschen eingeboren; aus aller Kraft müsse man ihm entfliehen. *Οὐκ ἀνθρώπινόν σε κακὸν, οὐδὲ θεῖον κινεῖ τινων ἐπὶ τὴν ἱεροσυλίαν προτρέπον ἰέναι. Οἶστρος δέ ἐστί τις ἐμφυόμενος ἐκ παλαιῶν καὶ ἀκαθάρτων τοῖς ἀνθρώποις ἀδικημάτων, περιφερόμενος ἀλιτηριώδης, ὃν εὐλαβεῖσθαι χρεὼν παντὶ σθένει* (de Legib. L. IX). Derselbe Weise des Alterthums erkennt, wie schon oben erwähnt, nicht bloß (in seiner Republik) bei erwachsenen Menschen und ganzen Völkern das inwohnende, eingeborne Gebrechen an, sondern selbst bei Kindern. Nach jener Stelle im Menon (T. III, p. 367, edit. Bip.) wird kein Mensch als gut geboren (*εἰ φύσει οἱ ἀγαθοὶ ἐγίγνοντο, ἦσάν που ἂν ἡμῖν οἳ ἐγίγνωσκον τῶν νέων τοὺς ἀγαθοὺς τὰς φύσεις· οὓς ἡμεῖς ἂν παραλαβόντες, ἐκείνων ἀποφηνάντων, ἐφυλάττομεν ἐν ἀκροπόλει, κατασημηνάμενοι πολὺ μᾶλλον ἢ τὸ χρύσιον· ἵνα μηδεὶς αὐτοὺς διέφθειρεν, ἀλλ' ἐπειδὴ ἀφίκοιντο εἰς τὴν ἡλικίαν, χρήσιμοι γίγνοιντο ταῖς πόλεσιν*). Auch nennet Aristoteles das (natürliche) Uebel im Menschen ein eingebornes, *συγγενές* (Ethic. ad Nicom. III, 15); nennet den Menschen ein Bild des Unvermögens, einen Ball der Veränderlichkeit, die Wiege des Neides und des Elendes — ein Gebilde aus Schleim und Galle (Stob. Serm. 96). Es erscheint dem Plutarch das Elend der inneren Menschennatur als ein selbst schon mit der Zeugung (m. v. Ps. 51, 7) Gegebenes; er sagt (de Consol. ad Apoll.): *φυομένοις τε μίγνυταί τις ἐν πᾶσι κακοῦ μοῖρα, τὰ γάρ τοι σπέρματα εὐθὺς θνητὰ ὄντα ταύτης κοινωνεῖ τῆς αἰτίας, ἐξ ἧς ἀφυία μὲν ψυχῆς, νόσοι τε καὶ πήδεα καὶ μοῖρα θνητῶν ἐκεῖθεν ἡμῖν ἕρπει.* So spricht auch Krates (Diogen. Laërt. L. VI, §. 89). „Wie im Granatapfel immer ein fauler Kern, so in jedem Menschen wenigstens eine sündige Neigung; keiner ist

ohne Sünde." (Diese und mehrere hieher gehörige Stellen in Tholucks Lehre von der Sünde und vom Versöhner, 2te Aufl. S. 48). Mit Recht erkannten die Schüler des Aristipp in der Einübung und Angewöhnung des Guten ein Gegenmittel gegen das alte, uns eingeborne Verderben an, wenn sie sagen: *δεῖν εὖ ἐθίζεσθαι διὰ τὴν ἐκ πολλοῦ συντραφεῖσαν ἡμῖν φαύλην διάθεσιν* (m. v. auch Arist. Eth. Nic. I. 10; X, 110). — Die oben angedeuteten Stellen bei Cicero sind: Simulac editi in lucem et suscepti sumus, in omni continuo pravitate et in summa opinionum perversitate versamur: ut paene cum lacte nutricis errorem suxisse videamur (Quaest. Tuscul. III, 1.) Ferner: Multis signis natura declarat, quid velit: obsurdescimus tamen, nescio quomodo; nec ea, quae ab ea monemur, audimus. Und Seneca (de clem L. I, c. 6): peccavimus omnes, alii leviora, alii ex destinato, alii forte impulsi, aut aliena nequitia ablati: alii in bonis consiliis parum fortiter stetimus et innocentiam inviti ac renitentes perdidimus. Nec delinquimus tantum, sed usque ad extremum aevi delinquemus. Hieran reihet sich auch eine ganz ähnliche Stelle jenes Weisen des Alterthums (Seneca de ira II, 9). — Es saget der ernsteste, tiefste der Geschichtsforscher des alten Roms: Natura tamen infirmitatis humanae tardiora sunt remedia, quam mala: et ut corpora lente augescunt, cito extinguuntur, sic ingenia studiaque oppresseris facilius, quam revocaveris. Und schon früher ein Forscher der Geschichte seines Volkes von ähnlicher Tiefe: Alle Menschen sündigen öffentlich und geheim. Die böse Lust verblendet die Erkenntniß, so daß diese der Hoffnung des Gewinns sich hingibt, und so wird die Sünde vollbracht. — Daß ich's kurz sage, verkehrt und thöricht ist es, zu meinen, daß wenn die Lust im Menschen einmal stürmend erwacht ist, sie durch ein Gesetz oder irgend sonst ein Mittel gebändigt werden könne. (Thucyd. de bell. Pel. L. III, c. 45 bei Tholuck a. a. O. und Clem. Al. Paedag. L. III, cap. ult.) — Zum Sprüchwort unsrer Schulen sind geworden die wenigstens ihrem alten Herkommen nach bedeutungsvollen Verse bei Ovid: nitimur in vetitum semper, cupimusque negata (Am. III, 4, 17) und video meliora proboque, deteriora sequor (Metam. VII, 20, 21.);

τὰ χρηστ' ἐπιστάμεθα καὶ γιγνώσκομεν,
οὐκ ἐκποιοῦμεν δέ

(Eur. Phaedr.)

Hieher gehörige Stellen der heiligen Schrift sind: Genes. 6, 5 erinnernd an den Ausspruch des Bias: *πάντες ἄνθρωποι κακοί.* Eccles. 7, 20; Hiob 9, 2; 14, 1; Ps. 143, 2; Ps. 116, 11; Hiob 5, 7; Prov. 14, 34; Röm. 7, 14 u. 18; 1 Joh. 1, 8. — Stellen zu S. 348 Ps. 90, 7, 9 u. 11. — Zu S. 351 1 Cor. 15, 56; Röm. 7, 7, 8, 9, 10; Röm. 1, 15; Gal. 3, 10; Röm. 7, 12; Matth. 5, 15 u. 8; Luc. 16, 17; Gal. 4, 5; Act. 7, 53; Hebr. 2, 2. — Zu S. 353 Röm. 7, 14; 8, 3; Genes. 6, 3; Röm. 8, 6 u. 7; 13, 13; 1 Petr. 2, 11; Judä 19; Gal. 6, 8; 5, 19; 2 Cor. 10, 3; Matth. 26, 41; Gal. 5, 15; 1, 16; Matth. 16, 17; 1 Cor. 2, 14; 15, 50; Joh. 6, 63; Röm. 7, 18; 1 Cor. 6, 15 u. 19; Röm. 7, 24; Act. 17, 24; Num. 14, 21; Jes. 6, 3; 1 Joh. 2, 17; 1 Joh. 16, 33; 15, 19; 17, 14; Ev. Joh. 16, 20; 1 Joh. 2, 15; Jac. 4, 4; Ev. Joh. 1, 10; 16, 33; 1 Cor. 11, 34.

Stellen, welche für die Meinung sprechen oder zu sprechen scheinen, daß der Anfang und Ursprung des Bösen in der Materie liege, finden sich häufig bei den Alten. Das Sehnen des Freundes der Weisheit nach dem Tode ist nach Plato mit dem Verlangen nach Erkenntniß selber verwandt, weil die Sinnlichkeit ihn am reinen Erkennen hindert. Denn so lange die Seele den Körper hat und mit einem solchen Uebel vermischt ist, können wir nicht vollkommen die Wahrheit erfassen. Der Körper belästigt uns durch seine Bedürfnisse und mannichfachen Gebrechen; aus ihm kommen uns Leidenschaften, Trugbilder und das Heer aller Eitelkeit; was die Sinne uns verkünden, ist ungenau und trüglich, so daß wir in Wahrheit nur etwas Weniges durch den Körper einsehen. (Plat. Phaed. 64, 65, 66). — Das nothwendig dem Guten Entgegengesetzte ist die Materie (Theaet. 176; Tim. 56, c). — Nach Philo ist das Fleisch (*σάρξ*) der Grund der Unwissenheit, der Grund, weßhalb der Geist Gottes im Menschen kein Bleiben findet (Phil. de gigant. 287). In Plato's Sinne nennt Plotinus die Materialität der Körper das Böse an ihnen: *σωμάτων δὲ φύσις καθόσον μετέχει ὕλης κακὸν εἴη* (Plot. Enn. I, 8; 3). Diese böse Natur theilt sich dann mit ansteckender Gewalt allem mit, was mit der Materie in Berührung und Gemeinschaft kommt: *ἄμοιρον γὰρ παντελῶς οὖσα ἀγαθοῦ ἐξομοιοῖ ἑαυτῇ πᾶν ὅ, τι ἂν αὐτῆς προσάψηται ὁπωσοῦν.* Die oben erwähnte Ansicht von der Natur des Leibes und seinem feindselig beschränkenden, hemmenden Einfluß auf die Seele findet sich besonders in Plato's Timäus. Er nennt in seinem Cratylus den Leib ein Grabmal der Seele: *σῶμα, σῆμα αὐτὸ εἶναι τῆς ψυχῆς.* (Cratyl. 400; Phaedr. 250; Macrob. in somn. Scip. I, c. 11; Theodoret. de natur. homin. 544.) Wir werden, sagt er anderwärts (in seinem Phädon), so lange wir leben, dann dem Erkennen am nächsten kommen, wenn wir den wenigsten Verkehr mit unsrem Leibe pflegen, wenn wir mit ihm (außer so weit die höchste Noth es gebietet) uns nicht gemein machen, von seiner Natur nicht durchdrungen werden, sondern von ihm uns unbefleckt erhalten, bis Gott uns von ihm erlöst: *ἐν ᾧ ἂν ζῶμεν οὕτως ὡς ἔοικεν, ἐγγυτάτω ἐσόμεθα τοῦ εἰδέναι, ἐὰν ὅτι μάλιστα μηδὲν ὁμιλῶμεν τῷ σώματι, μηδὲ κοινωνῶμεν (ὅτι μὴ πᾶσα ἀνάγκη) μηδὲ ἀναπιμπλώμεθα τῆς τούτου φύσεως ἀλλὰ καθαρεύωμεν ἀπ' αὐτοῦ ἕως ἂν ὁ θεὸς αὐτὸς ἀπολύσει ἡμᾶς.* Die Seele wird wie aus Banden aus dem Leibe (*ὥσπερ ἐκ δεσμῶν, ἐκ τοῦ σώματος*) erlöst und frei. Es ist nach einem Ausspruch des Pythagoräers Philolaus (bei Clem. Al. Strom. L. III, p. 316, s. 518), welcher sich hiebei auf den Ausspruch der alten Gottesgelehrten und Seher beruft, die Seele zur Strafe in diesen Leib wie in ein Grab versenkt: *μαρτυρέονται δὲ καὶ οἱ παλαιοὶ θεολόγοι τε καὶ μάντεις ὡς διά τινος τιμωρίας ἡ ψυχὴ τῷ σώματι συνέζευκται καὶ καθάπερ ἐν σήματι τούτῳ τέθαπται.* — Auf diese Meinung, daß Leib und Geist wie Böses und Gutes verschieden seien, gründet sich Plato's Ansicht von einem *λογιστικὸν τῆς ψυχῆς* so wie von einem *ἀλογιστικὸν* und *ἐπιθυμητικὸν*, und die Scheidung der Seele gleichsam in eine gute und böse (*ἀγαθὴ καὶ πονηρὰ ψυχή*) bei Xenophon (Cyrop. VI, 21). — Stellen der Schrift zu S. 355 Ephes. 5, 29, 30 u. f.; 1 Cor. 6, 15 u. 19; Phil. 3, 21; Prov. 11, 17; Esaias 58, 7; Röm. 13, 14; Röm. 5, 12, 17. Doch ist diese Ansicht, wodurch die Leiblichkeit wie ein Uebel erscheint, nicht bloß durch andre Stellen der heil. Schrift, sondern auch der alten Weisen und der Kirchenlehrer mannichfach und der Wahrheit gemäß motivirt. Die Materie ist nach Aristoteles weder gut noch böse; sie umfasset die Möglichkeit zu beidem (Phys. I, 9). Die Natur des Körpers ist nach Origenes (contr. Cels. III, 42; Opp. I, 474) nicht unrein; nichts in den Creaturen ist unrein; sie alle, von dem guten Gott erschaffen, sind gut und rein (Comment. in epist. ad Rom. L. IX, 42, ed. Par. IV, 665).

Das Gesetz vertheidigt schon Chrysippos gegen die Beschuldigung, daß es Mitursache der Vergehungen sei (Cleanth. Hymn. 17; Plut. de Stoic. rep. 33).

Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiste.

§. 53.

Die schüchterne Taube, noch kaum dem Raubvogel entflohen, verlässet die sichere Kluft der Felsen, wenn der Durst sie zum Bache lockt; es gehet der sonst menschenscheue Hirsch selbst dem bewaffneten Jäger mit festem Muth entgegen, wenn ein innerer, übermächtiger Trieb ihn zur Zusammengesellung der Geschlechter führt, und der Vogel, welcher sonst vor dem Rauschen jedes Fußtrittes entflohen, vertheidiget, die Gefahr des eigenen Lebens nicht achtend, mit dem Schlage der Flügel die nackte Brut. Die Begierde des lebenden Leibes nach Luft, der Drang zum Athmen, erscheinet zwar während seiner beständigen, ruhigen Erfüllung minder gebieterisch und schwächer, als der Trieb der Ernährung oder der thierischen Zeugung; wenn aber dem vulcanischen Boden ein Dampf entsteiget, welcher den ohne Aufhören ersehnten Lebensodem der Luft verdränget und das Athmen zu hindern droht, da verlassen alle brütenden Vögel das Nest und die hülflosen Jungen und fliegen schreiend in weiten Kreisen um das Gebirg; getrieben von dem unwiderstehlichsten Drange nach Luft gehet der Wallfisch, den der Schmerz der Verwundung zur Tiefe geführt, der neuen Todeswunde entgegen, und das furchtsamste oder das listigste Thier unserer Wälder, welches weder der tödtliche Hunger noch die Pein des Durstes aus der sicheren Höhle in die am Eingange gelegte Falle hervortreiben können, gehet augenblicklich der geschwungenen Keule oder dem Geschoß des Jägers entgegen, wenn ein künstlich in der Höhle erregter Dampf ihm die Luft raubt; es kämpfet und ringet mit dem wildesten Zucken aller Muskeln auch das trägste und unmächtigste unter allen Lebendigen nach Luft, wenn ihm die Gefahr des Erstickens drohet. So ist dennoch unter allen anderen Trieben des Leibes der nach der Luft der unausweichbarste und dringendste.

Zwar die Luft der Sättigung an dem lange vergebens ersehnten Quelle erscheinet dem Reisenden im dürren Lande lieblicher, als der Gewinn großer Schätze; es ist auch die Liebe der Geschlechter ein Vorbild des höheren und höchsten Sehnens der Seele und seiner Luft, und es erscheinen

die Gefühle dieser beiden Richtungen der begehrenden Seele deutlicher, schärfer, ja überwältigender, je mehr sie nur die äußere Sphäre der Region unseres Fühlens berühren (nach §. 18). Jenes Gefühl aber, welches öfters, beim Athmen des frischen Windes, der vom Gebirg kam, oder welcher am Mittage dem wogenden Meere entstieg, den ganzen Leib bis zur Tiefe seines belebenden Nervenmarkes durchdringt, ist solcher verborgenen, zugleich aber auch gewaltigen Kräfte voll, daß, wir wissen nicht auf welche Weise? unter dem Bewegen seiner Schwingen eine ganze Welt der Gedanken, jugendlich frische Erinnerungen der längst veralteten Vergangenheit und der muthige Vorausblick in das Künftige erwachen, als hätte der Lebensodem der Luft mit dem Leibe zugleich auch die Seele durchwehet.

Das höchste Werk des Lebens der Seele, das Werk der Ueberkleidung ihrer Natur mit dem Geist von oben wie mit einem neuen, höheren Leibe ist seinem ganzen Wesen nach dem Geschäft des leiblichen Athmens und seinen Wirkungen auf die Gestaltung des Körpers nahe verwandt oder doch vergleichbar. Der Geist aus Gott erscheinet auch hierbei, wie dieß der tiefe Sinn der ältesten Sprachen angedeutet, als das Urbild des Lebensgeistes der irdischen Luft, der das thierische Leben in seinem Weben und Bewegen erhält.

Es erwachet mitten in dem umgebenden Element der aufgelösten Pflanzen- und erdigen Theile aus dem da hineingelegten Ei ein thierisch athmendes Leben, und alsbald verwandelt sich das alte, früher bestandene, leibliche Element in ein ganz anderes, neues; die Erde und die Kohle der Pflanze überkleiden sich mit dem Stickstoff der Luft; der unvollkommenere irdische Stoff nimmt die vollkommenere Natur der Atmosphäre in ihren beiden polarischen Gegensätzen an sich. So entwickelt sich nun durch das Athmen der Luft aus dem alten Leibe des Eiweißes und Dotters der neue, gegliederte Leib der munteren Lacerte. Jener alte Leib verschwindet und vergehet mehr und mehr, so wie der neue sich gestaltet, bis zuletzt dieser die äußere Schalenhülle zerbricht und zum Licht sich hervordränget. Die organische Natur lässet uns bei dieser Gelegenheit Verwandlungen sehen, zu deren tief verborgnem Grunde unsere chemische Kunst auch nicht von ferne den Zugang gefunden.

Das Geschäft des leiblichen Athmens, so sahen wir oben im §. 12, bestehet ganz wesentlich neben dem Aufnehmen und Empfangen in einem Ausstoßen und Geben; der neuen Belebung und Verdichtung eines Theiles der Blutmasse von dem Lebensgeist der Luft gehet nothwendig das Absterben und die Auflösung eines anderen Theiles derselben zur Seite oder voraus. Dieses Absterben und Ausscheiden durch das Athmen ist der Erhaltung des gesunden Lebens so unentbehrlich, daß einige Physiologen es für den wesentlichsten Nutzen der Respiration gehalten haben.

Es gehet mittelst des Kreislaufes jenes Wechselspiel einer Neubelebung und eines Absterbens der Theile, einer Anziehung und Ausstoßung durch alle Glieder des Leibes; sein Bewegen dringet zu der äußersten lebenden Faser des Muskels, zu der innersten Zelle der Eingeweide. Auch hier, bei diesem Athmen im Einzelnen und Kleinen, und vielleicht, weil der Tod nicht so schnell der Beobachtung ein Ziel setzet, deutlicher noch, als bei dem eigentlichen Gesammtathmen des Blutes in der Lunge, wird erkannt, daß das Ausstoßen und Absterben der Erhaltung des Lebens eben so nothwendig, als das Aufnehmen des neubelebenden, atmosphärischen Elementes sei. Denn wenn in dem Zustande der sogenannten Entzündung ein einzelnes Organ den Sauerstoff bloß an sich reißet, ohne zugleich einen Theil seines eignen Wesens aufzugeben und abzulegen, da wüthet alsbald durch seine ganze Natur ein heftiger Schmerz, welcher, wenn das Ausathmen in dieser kranken Region nicht bald wieder hergestellt wird, entweder in ein Ausscheiden anderer, stellvertretender Art, wie die Eiterung es ist, oder in völligen Tod (Brand des Gliedes genannt) und Fäulniß übergehet. Wie mithin das Sauerstoffgas der Luft bei den unorganischen, dem Leben widerstrebenden oder unzugänglichen Körpern das entzündende Element der Flamme ist, so kann dasselbe auch bei den belebenden und athmenden Wesen in Zuständen der Verkehrung des gesunden Verlaufes statt des ruhigen Kreislaufes des Lebens eine innere, verzehrende Gluth erwecken und ernähren.

Bei dem Geschäft des Athmens erscheinet dann die Luft in einer doppelten, sehr bedeutungsvollen Function. Dieselbe nimmt zuerst den sterbenden, ausgeschiedenen Theil des Blutes auf und hinweg und gibt dann dem tropfbar flüssigen Lebenssafte ihre eigene, luftförmige Natur. Wenn deßhalb der Odem vom Munde ausgehet, ist er ein ganz anderer, als da er zum Munde einging; er hat zwar noch das äußere Wesen des Gases, zugleich aber ist nun die vorhin reine Lebensluft von der Beschaffenheit des sterblichen Leibes, zu welchem sie eingegangen, ganz überkleidet; sie hat die Natur des zergehenden, thierischen Stoffes an sich und zugleich mit sich hinweggenommen.

Bei der anderen Verrichtung, welche die Luft beim Athmen übernimmt, verhält sich dieselbe mehr leidend als selbstthätig. Sie gibt dem fremden, aus wägbaren Stoffen gebildeten Leib ein ihr inwohnendes unwägbares Princip der Leiblichkeit; das athmende Blut überkleidet sich bei jedem Athemzug mit der elektromagnetischen Natur der belebenden Luft und wird hierdurch selber für alle Theile des Leibes ein Quell der Erwärmung und der Belebung. Hierbei erscheinet dann jene alte Ansicht als eine wohlbegründete, daß jenes belebende Princip, welches im Sauerstoffgas die planetarisch-irdische Natur an sich genommen, ein allgemeineres und höheres sei, welches durch das ganze Weltgebäude gehet und — ein alldurchdringender Aether — die einzelnen Welten umfasset.

So strebet dann der gröbere, elementare Stoff des thierischen Leibes, welcher aus der Nahrung entstehet, beständig nach oben, um sich mit der Natur des höheren Elementes der Luft zu überkleiden, um mit diesem ein Leib zu werden, und es strebet das höhere Element nach unten, um sich in die Natur des festeren Stoffes zu versenken. Das Verlangen nach der Speise, welche an ihrem Orte aus dem Boden wächset, hält das Thier an der enger umschlossenen Stätte fest; das Sehnen aber nach der Verbindung und Verleiblichung mit der ohne Aufhören bewegten und erregten Luft, deren Wogen bald hier, bald dort über Land und Meer schweben, theilet dem lebenden Leibe selber etwas von der schnell beweglichen Natur des allumfassenden Elementes mit und spannet den Zug des wandernden Thieres weit über Wasser und Land hinüber.

Auch das Sehnen der Menschenseele nach der Ueberkleidung mit dem Geist von oben, welcher alles Leben umfasset und durchdringet, trägt in gewissem Maße die Natur jenes Geistes in sich. Wenn das Auge von Woge zu Woge bis zum fernsten, blauen Saum des Weltmeeres hinausblickt, und Wolken tauchen an diesem Saume hervor oder verschwinden, Schaaren der Schwäne ziehen über ihn herüber und hinüber, da erwachet im Menschen nicht bloß, wie in jenem Heinrich dem Schiffer, der Zug nach einem ferngelegenen, mächtigen Lande, sondern es ahndet die Seele in dem Urbilde das höhere Abbild, und der Blick in den unermessenen Spiegel wecket den Zug nach einem Etwas auf, welches unermeßbarer ist als Meer und Land, und welches dennoch die in so enger, gebrechlicher Hütte wohnende Seele als einen Theil ihres Selbst, ja als den innersten, unentbehrlichsten Mittelpunkt ihres Seins und Wesens suchet und ersehnet. Darum will der Sinn des Menschen, auch wenn derselbe jetzt zum ersten Male vor den Riesenwänden der Alpen staunet, alsbald über diese Gipfel hinüber, in den hohen, weiten Raum, der jenseits ist; es strebte seit Jahrhunderten das Forschen der Naturkunde von Welt zu Welt, ja von einem Sternenmeer zum anderen, „bis zu jenen Fernen, da der Glanz der Sonnenmillionen zu einem kaum noch merklichen Nebel wird, zu jenen Fernen, welche der überschnelle Lichtstrahl erst nach Hunderten, ja nach Tausenden von Jahrtausenden durchmisset," und dennoch hat auch hier der Anker des Strebens nach einem Schranken- und Endlosen den begehrten Grund noch nicht gefunden, sondern das tiefste, innerste Sehnen der Seele nach dem ewigen Urbilde entzündet sich nur heftiger am Anschauen des Abbildes. Vergebens suchet dann dieses Sehnen nach der Ueberkleidung mit einem anderen, höheren Leibe als dieser wandelbare und vergängliche ist, sein Genügen in irgend einem Leiblichen. Auch dann, wenn es etwa in die Lust des irdischen Besitzes oder in die jugendliche Liebe der Geschlechter die ganze unendliche Fülle und Macht seines Wesens legt, wird der rosenfarbene Schein des Morgenrothes alsbald zu einem trüben Gewölk des

Regens; die heiße Gluth, wenn sie aus dem Traume der Lust erwachet, siehet in ihren Armen statt des vorhin lieblich Bewegten, statt des innig Begehrten, das stille Angesicht und Gebein des Todes.

Das Element der Ueberkleidung dann, welches die Seele, sobald sie zu ihrem eignen Leben erwacht ist, noch sehnender suchet, als der lebende Leib die Lust, die er athmet, ist ein Unwandelbares, Göttliches, in welchem Freude ist und Sättigung ohne Aufhören und Ueberdruß; Friede ohne Störung, Freiheit ohne Schranken.

Weilen wir noch ferner bei dem bedeutungsvollen, schon öfter erwähnten Abbild, in welchem das Geschäft des Geistes an der Seele wie in einem Spiegel gesehen wird, so theilet sich das Reich der Lebendigen unserer Sichtbarkeit in Beziehung auf die Weise des Athmens in solche, welche die Lust nur mittelbar, in ihrer Vermischung mit dem Wasser aufnehmen, welche durch Kiemen athmen, und in solche, welche die Lust des Himmels ohne Vermittlung eines anderen Elementes in Lungen einziehen. Es athmen einige Geschlechter der leichtgeflügelten Insecten, welche in der ersten, längeren Zeit ihres Lebens im Wasser leben, die Lust nur mittelbar, durch Kiemen, es kommt ihnen aber späterhin eine Zeit, da dieses Athmen durch das vermittelnde Element aufhöret, und die Lust unmittelbar in ihrer eigentlichen Gestalt zum athmenden Leibe nahet. So hat auch das Geschlecht des Menschen eine vormalige Zeit auf Erden durchwandelt, da das belebende und neugestaltende Element des Geistes der Seele nur mittelbar, durch ein unvollkommner bewegliches Element sich genahet, bis es zuletzt, zur vorher bestimmten Weltzeit ohne Vermittlung zur Menschennatur getreten und diese selber zu sich hinaufgezogen. In jenem leichten Geflügel, wenn die Stunde der Verwandlung — der Ausgeburt in das höhere Element — sich nahet, ist ein Ringen und heftiges Bewegen nach der Lust, bis bei diesem Bewegen die beengende Hülle zerreißet und die höher geartete Form aus dem feuchten Grunde sich emporschwingt zur Sonne. So war auch in den Völkern der älteren Welt ein inneres Ringen und Bewegen nach dem unmittelbaren Erfassen des Lebenselementes von oben, ein Bewegen, welches immer inniger und mächtiger geworden, je näher die Stunde der Erfüllung ihm gekommen, und welches selber durch sein immer zunehmendes, inneres Beschleunigen das Annahen jener Stunde verkündigte.

Was die Weisen des Alterthums nur im Vorbild erkannt und geübt, das ist zur That und Wahrheit, das Sehnen der Völker zur Erfüllung geworden. Das Leben, das in Gott war, hat selber die Gestalt des Fleisches angenommen, hat sich inniger der Menschenseele genahet, als der belebende Aether, versenket in die irdische Form des Sauerstoffes, dem Leibe. Hier ist dann die Lösung des Geheimnisses, welches der alten Welt in allen ihren mannichfachen Büßungen und Opfern vor Augen trat. Wie

beim Athmen (nach S. 364) hat das Element von oben, indem es zugleich den eignen Leib dahingegeben, das Verderben der Menschennatur auf sich und hinweggenommen. Die Seele von der eignen, kranken Leiblichkeit erlöst, ziehet die neue, göttliche an.

Und was im niederen, irdischen Vorbilde sich abspiegelte, das kehrt hier in höher vollendeter Weise wieder. Wie durch das Einwirken der irdischen Gluth das, was vorhin das kälteste war, das Metall, das heißeste wird, und wie aus dem dunklen Stoffe der Kohle die leuchtende Flamme hervorbricht, so wird durch die Gluth einer höheren, göttlichen Liebe das Streben der Seele, welches am unaufhaltsamsten nach unten gekehrt schien, in den kräftigsten Aufschwung nach oben verwandelt, der Lauf, der zur Linken ging, wird zu einem eilenden Flug nach der Rechten. Sind es nicht in der Maniokwurzel gerade jene giftig-scharfen Säfte, welche unter der Einwirkung des Feuers zur heilsamen, erquickenden Speise werden, ist es nicht die Erzeugerin der Flamme, die brennbare Luft des Hydrogens, die in ihrem Bund mit dem atmosphärischen Sauerstoff die Form des löschenden Wassers annimmt, und wandelt sich nicht vielfach die erregende Ursache der leiblichen Uebel in das Heilmittel dieser Uebel um? (nach §. 4.)

Das Gleichartigwerden des einen mit dem anderen ist es, was im Reiche der irdischen Körperwelt den Verein der Stoffe, die Ueberkleidung des einen mit der (ergänzenden) Kraft des andern möglich machet (nach §. 5). Damit die Natur der Menschenseele mit dem Geist des Lebens, der von oben ist, angethan werden könne, muß sie nach ihrem Maße ihm verähnlicht, in sein Bild verwandelt werden. Der Weg zu dieser Verähnlichung ist das Erkennen, denn in diesem nahet sich das Erkennende der Gleichheit des Erkannten, das Sterbliche ziehet dann an die Unsterblichkeit; der vergängliche Schein des irdischen Lebens mit seinem Schmerz und seiner Lust wird zu einem unwandelbar seligen Sein der Ewigkeit.

Und hier, wo das Sehnen nach dem Leben und seine Erfüllung sich begegnen, liegt der wahre, unversiegbare Quell aller der Wonnen, welche das Menschenherz vorhin nur an dem äußeren, fernen Saum ihrer Oberfläche erfasset und genossen. Zwar auch die irdische Liebe in ihrer tieferen Bedeutung (nach §. 21) ist ein Vorbild jener Wonne, welche die Seele bei dem wahrhaften, inneren Freiwerden von der eignen, sterbenden Leiblichkeit empfindet; aber der andere Leib, den die wanderlustige Seele suchet und findet, ist selber nur ein verderbender und sterblicher; die neue Creatur, welche aus dem Sehnen nach Verleiblichung hervorgehet, ist eine äußere, welche bald von dem Wesen der Mutter sich lossaget und nun ihren eignen Weg zum Grabe gehet.

Der Widerschein des Morgengrauens im verrinnenden Gewässer, was ist er gegen den Mittagsglanz der Sonne? das Jauchzen der Lust an den

Gräbern, was ist es gegen den Lobgesang der Wonne in jenem Tempel, dessen Dach ein Frieden ist, der nie aufhört, dessen Mauern eine Freude sind, welche nie von hinnen zeucht? Das, was die aus sich selber entstandene Seele liebt, und wohin sie nun mit allen ihren Kräften ringet und trachtet, die Fülle des Seins, in welche sie frohlockend sich versenkt, ist der Anfang und das Ende alles Lebens, Er ist das A und das O, die Wurzel alles Seins und Wesens. Die neue Creatur, welche aus einer solchen Verleiblichung des endlichen Wesens in einem ewig bestehenden Element, aus der Ueberkleidung der menschlichen Natur mit der göttlichen geboren wird, ist dann keine äußere und vergängliche, sondern es ist der innere Mensch, dessen Leben ewig währet, und zu welchem der Schmerz und die Angst und die Furcht nicht mehr nahen. Es wird schon im sterblichen Leibe dieser innere, aus dem Geist geborne Mensch auf die Weise des Geistes, der von oben ist, walten und wirken, und sein Walten ist mächtiger als alle Gewalt des Staubes, sein Werk vergehet nicht.

So gleichet jenes Geschäft einer inneren, neuen Verleiblichung der Seele aus Gott dem äußeren Wechselverkehre des lebenden Leibes und der Luft beim Athmen, und das vermittelnde Organ, welches der Seele zu dem Geschäft ihrer neuen Verleiblichung gegeben worden, das Organ, welches schon hienieden, im vergänglichen Leben des Leibes, den Balsamduft der Ewigkeit athmet und den Vorschmack der Freude ohne Ende empfindet, ist der Glaube.

Es muß jedoch, schon nach dem Ausspruch eines weisen Alten, bei diesem Geschäft eines geistigen Athmens, jener Bewegung des inneren Lebens, welche das Element einer neuen und seligen Gestaltung in sich empfangen will, eine andere Bewegung voraus und beständig zur Seite gehen, welche, als wahrhafte Selbsterkenntniß, das eigne, sterbende Wesen ausscheidet und von sich hinwegnehmen lässet. Ohne ein solches Hinübertragen des eignen Verderbens auf ein Element, das hiervon die Seele erlöset, ohne Buße und Vergebung werden die Wasser des Lebens, welche die nach einem ewigen Elemente dürstende Seele beständig auf sich herunterzeucht, zu einem verzehrenden Feuer, wie die Lebensluft beim leiblichen Athmen zur Fiebergluth der Entzündung wird, wenn dem Anziehen des neuen kein Ausscheiden des alten, absterbenden Elementes zur Seite gehet. Es ist dann ein Leben, welches, unter den Thränen und Schmerzen der Zeit geboren, in die Ewigkeit hinüberwächset, und ein Sterben, aus dem Ergötzen des äußeren Scheins empfangen, ein Sterben, das mit dem leiblichen Tode nicht aufhört, und dessen Ausgang und Ende in den Tiefen einer göttlichen Gerechtigkeit so wie einer göttlichen Erbarmung verborgen ruhet.

Die Seele aber, welche die Stimme des Rufenden kennet und mit Freuden ihr gehorchet, will leben und nicht sterben.

Erläuternde Bemerkungen. Bei dem Vorgang der Ueberkleidung der inneren Menschennatur mit dem Wesen des Geistes sieht man häufig eine Richtung des Begehrens und Handelns, welche am meisten von dem Guten abgekehrt war, in die ganz entgegengesetzte der Tugend übergehen. Die eitle Lust an Prunk und Schmuck des Leibes verwandelt sich an einem Franciscus von Assisi in eine vollkommne Abneigung gegen das eitle Wesen; jener Queriolet, dessen innere Verwandlung Peter Poiret beschreibt, wird aus einem raub- und mordlustigen unbarmherzigen Krieger ein mitleidig zärtlicher Pfleger der Kranken und Verlassenen, ein Vater der Waisen. Wie das Insect bei seiner Verwandlung die Haut der Larve abstreift und von sich wirft, so legt der innere Mensch bei jener seligen Verwandlung die Lüste des Fleisches ab, weil sein Begehren aus der niederen Sphäre den Aufschwung in die urbildlich höhere nimmt, von der Freude an irdischem Besitz und an der Befriedigung der sinnlichen Genüsse zu der Lust an geistigem Besitz und Genuß des inneren, göttlichen Friedens.

Verschieden von der wahrhaften Verwandlung der inneren Menschennatur in die Form eines neuen, höheren Lebens ist jene Veredlung der Kräfte des Erkennens und des Begehrens, welche die Cultur des Geistes durch Gesetze und bürgerliche Gesittung so wie durch Künste und Wissenschaften zu bewirken vermag. Hiervon werden wir in einem der spätern Abschnitte dieses Buches handeln. Allerdings kann das dämmernde Licht am Morgen den nahen Aufgang der Sonne verkünden, jenes Dämmerlicht aber, das eine, wenn auch noch so kräftige, irdische Flamme verbreitet, ist kein Sonnenlicht.

Auch der tägliche Umgang, das nahe, persönliche Bekanntwerden eines in verkehrter inneren Richtung begriffenen Menschen mit einem andren moralisch hochvollendeten, geistig bessern, kann, wie dieß der Einfluß bezeuget, welchen der längere Umgang mit Thomas Moore und seinen Freunden auf den Maler Holbein hatte, die neue, geistige Schöpfung im Inneren des Menschen vorbereiten und begünstigen, nur jenes Erkennen aber, das aus dem täglichen, fortwährenden Umgang der Seele mit Gott kommt, vermag das Leben der Ewigkeit zu erwecken und zu erhalten (nach Joh. 17 V. 3).

Wir wenden uns jetzt zu einigen andern, mit dem Inhalt des vorstehenden Paragraphen in Beziehung stehenden Bemerkungen.

Ueber die Vorahndungen der Völker von einem Erlöser, welche ganz besonders um die Zeit der Erscheinung des verheißenen „Schlangentreters" im Fleische allenthalben mächtig sich regten, vergl. m. Tholucks Lehre von der Sünde, 2te Aufl. S. 70 u. f., so wie die Beilage S. 271 u. f. — Noch zu keiner Zeit war, dieß bezeugen die deutlichsten, kraftvollsten Aussprüche der damaligen Schriftsteller, das allgemeine Elend und Verderben, welches keine menschliche Kunst zu heilen vermochte, so tief, so dringend gefühlt worden. Ebend. S. 73 u. f. — Die Stelle des Epiktet (ap. Stob. Serm. 1), auf welche oben S. 369 hingedeutet worden, ist die: *εἰ βούλει ἀγαθὸς εἶναι, πρῶτον πίστευσον ὅτι κακὸς εἶ.* (Wenn du gut werden willst, glaube nur zuerst, daß du böse seiest.) Ganz Aehnliches bei Plutarch de profect. virt. sent. und bei Seneca epist. 28: Nam qui peccare se nescit, corrigi non vult. Deprehendas te oportet, antequam emendes. — — Inquire in te: accusatoris

primum partibus fungere, deinde judicis; novissime deprecatoris. Das Wachsthum der Seele ist nach Basilius auf das Zunehmen der Demuth begründet (St. Basil. Caes. serm. de renunciat. saecul. Opp. II, 211). — — Die höchste, gottähnlichste Tugend des Menschen ist Liebe und Wohlwollen (Maxim. Tyr. diss. XXXVI, ed. Davis 368). — Innere neue Sinnen werden der Seele (bei ihrer Erweckung zum neuen Leben) gegeben, Ohren, zu hören die Gebote Gottes u. s. (S. Basil. Homil. in princ. Proverb. Opp. II, 109). — Wenn wir unsre Glieder, ja uns ganz der Gerechtigkeit ergaben, sind wir — ein neuer Leib — aus dem Tode erstanden (Orig. epist. ad Roman, VI, 1; Opp. IV, 570, 571).

V. Die Herrschaft des Leibes.

Die ordentliche und außerordentliche Macht des Leibes an der Seele.

§. 54.

Wir betrachten nun jenes Rückwirken der Macht des dienenden Leibes auf die ihn beherrschende Seele, welches zuweilen ein natürliches und gesundes ist, und alsdann dem bald vorübergehenden, zur Erhaltung des sterblichen Leibes nothwendigen Schlafe gleichet, zuweilen jedoch ein verderbliches und krankes, welches der leiblichen Lähmung und tiefen Betäubung ähnlich gefunden wird.

Es werden schon nach einem vorhin erwähnten Ausdruck des Irenäus an der Natur des Menschen zwei verschiedene Regionen erkannt, die eine des bildenden Princips oder des in der Seele wirkenden Geistes, die andere jene des Elementes, das gebildet wird und gebildet ist, des Leibes. Nur das, welches bildet, der Geist, ist das Bleibende und Unwandelbare im Menschen; der Leib ist während des Lebens in einem beständigen Entstehen und Wiedervergehen, in einem Wachsen und Wiederauflösen begriffen. Es geschieht dann, daß die Seele in ihrem wachen Zustande, der Richtung des geistigen Bildens und Schaffens hingegeben, mehr im und mit dem Geiste lebt, während dieselbe, in dem Zustande ihres Schlafens (§. 27 u. 42), mehr und näher zu dem Gebildeten und Sterbenden gesellt, unter die Macht des Leiblichen gebeugt, die ganze Last der Sterblichkeit und äußeren Befangenheit ihrer Natur empfindet. Hier wiederholet sich in einem andern Gebiete des Seelenlebens der Wechsel zwischen dem Aus- und Einathmen des geistigen Menschen, von welchem wir im vorhergehenden Paragraph sprachen. Und dieses ist dann die rechtmäßige, in einer göttlichen Ordnung vorherbestimmte Herrschaft der leiblichen Richtung, eine Herrschaft, welche zum Besten der Seele (damit das Geschäft der im §. 53 erwähnten Ausscheidung vorbereitet und erleichtert werde) dem Leibe jetzt gegeben, dann wieder genommen wird.

Nicht selten gibt aber auch die Seele nach freiem Willen auf längere

Zeit oder auf immer die rechtmäßige Herrschaft über den Leib auf, sei es aus jener Trägheit, welche den leiblich Faulen ans Lager fesselt, von welchem ihn die fleißige Ameise vergeblich aufzustehen ermahnt, oder sei es aus Unvermögen gegen das krankhafte Uebergewicht noch anzukämpfen und ihm obzusiegen — das Uebergewicht, welches meist durch eigene Schuld der Seele in ein einzelnes Glied oder in das ganze Gebäu unserer Sinnlichkeit gelegt worden. Denn in jeder unserer Handlungen, ja in jeder inneren Bewegung des Gemüthes, ist eine doppelte Richtung, die eine des Bildens und die andere des Gebildetwerdens, ein Geistiges und ein Leibliches zu unterscheiden; bei jeder unserer Handlungen wird in unserer Natur ein Leibliches erzeugt und gestaltet, welches bald wieder stirbt, wenn jenes Handeln nicht öfters wiederkehrt oder durch ein Handeln anderer Richtung verdrängt wird, oder welches durch das Wiederholen der gleichen inneren Bewegung sich zu einem eigenthümlichen Leibe gestaltet, zu dem die Seele eben durch jenes Bewegen sich bekennt, und dessen Last oder Lust sie von nun an trägt und empfindet.

Unter allen Lebendigen der Sinnenwelt hat der Mensch am meisten und eigenthümlichsten das innere Vermögen, sich in und neben dem ihm bei der natürlichen Zeugung gegebenen sichtbaren Leib noch einen anderen, ebenfalls sichtbaren und elementaren Leib zu gestalten, und aus diesem Vermögen sind nicht bloß die mannichfachen kranken Gebilde und Afterorganisationen hervorgegangen, welche wir in dem Menschenkörper finden, sondern selbst jenes äußere Bilden und Schaffen von Götzen und Schätzen, an denen die Seele — wie der Geizige am gesammelten Gelde — ihre Belustigung findet.

Dieses Geschäft des Bildens eines außerordentlichen, elementaren Leibes im Leibe und seine Folgen, noch mehr jedoch die gesunde und naturgemäße Macht des Leibes an der Seele, soll uns denn in dem nun vorliegenden Abschnitte dieser Untersuchungen etwas näher beschäftigen.

Schon aus dem Vorhergehenden wird uns hierbei jene hohe Bedeutung der Leiblichkeit nicht fremd däuchten, nach welcher diese der Seele ein von Gott vorherbestimmter und gebahnter Weg durch das Leben und zu dem Leben — im höheren Sinne des Wortes — ist. Es werden uns, so wie der Stand und die äußeren Güter, die Glieder und Kräfte des Leibes ohne unser Zuthun gegeben und mit ihnen zugleich die Richtung und der Beruf zugemessen, dieses oder ein anderes Werk des Lebens zu schaffen. Hierbei wird das Maß jener Kräfte der Seele, wodurch diese nach außen in der Sichtbarkeit wirkt und in derselben sich kund gibt, allerdings in gewisser Ausdehnung durch den verliehenen Leib vorherbestimmt, jene Befähigung aber der Seele, in dem Geist, der aus Gott ist, den neuen ewigen Leib zu bilden und im Geiste zu leben, wird wenig oder nicht durch ein Leibliches abgemessen, wenig oder nicht durch die Form oder

Art einer körperlichen Masse befördert oder gehemmt. Nach einem viel höheren Maßstab wiederholt sich hier das, was wir oben von den wesentlicheren Theilen des Leibes bemerkten. Denn wie unter allen Organen des Leibes in verschiedenen Menschen das Gehirn sich am ähnlichsten bleibt und den wenigsten Abänderungen unterworfen ist, so bleibt bei den Menschen von den verschiedensten Kräften und Anlagen der nach der Leiblichkeit gerichteten Seele die Kraft im Innern am unveränderlichsten feststehen, das eigne sterbende Sein an ein Leben, das von oben ist, dahinzugeben und statt desselben dieses höhere Leben auf- und anzunehmen. Darum gehet das Werk der neuen Gestaltung des Geistes bei allen, auch den ärmsten und äußerlich gebundensten Naturen, sobald es nur in dem Willen und Sehnen des Menschen seinen Anfang genommen, einen eben so kräftig festen Gang als in den reichsten und freiesten, und jener Paulus der Anachoret, welchen ein menschliches Urtheil mit Recht den Einfältigen genannt, besiegt an Kraft und Gewalt des Glaubens wie der treuen, aufopfernden Hingebung und Liebe selbst die reiche, hochbegabte Seele eines Antonius.

Erläuternde Bemerkungen. Leib und Seele theilen sich gegenseitig nach Aristoteles ihre Affectionen mit (Arist. Physiogn. c. 1). — Es wird die Manie durch Arzneimittel (Purgantien u. s.) geheilt, und durch veränderte Diät, obgleich sie ihren Sitz in der Seele zu haben schien. — — Umgekehrt sind die Eigenschaften des Leibes ein Offenkundigwerden der Eigenschaften der Seele (ib. c. 4). Die oben erwähnte Stelle des Irenäus s. m. beim §. 48. Die S. 373 angedeutete Stelle dieser Untersuchungen findet sich am Anfang des 27sten Paragraphen. Des Paulus simplex Leben s. m. in den Lebensbeschreibungen der Altväter.

Die Macht des Klima's an der Seele.

§. 55.

Mit dem eignen Leibe zugleich ist dem Menschen jene äußere Leiblichkeit gegeben, in und zu welcher er geboren worden, und es wirkt diese äußere Umgebung nicht minder deutlich auf die Bekräftigung der Entwicklung der Seele ein, als die Natur des Leibes im engern Sinne, welche ja selber nur als ein zugehöriger Theil dieser Umgebung erscheint. Doch wird auch hierbei eine eben so entschiedene Unabhängigkeit der höchsten Kraft der Seele von dem rückwirkenden Einfluß des Klima's erkannt, als von jenem des Leibes.

Wärme und Licht, zunächst aus dem gemeinsamen Quell der Sonne kommend, sind selber, so sahen wir oben (im §. 28) mit den (unwägbaren) Principien, durch welche die Seele mit ihrer Leiblichkeit verbunden ist und auf diese wirkt, so nahe verwandt, daß mit ihnen in gewissem Maße der Seele ein Hülfsmittel ihrer Wirksamkeit gegeben oder entzogen, vermehrt oder

vermindert wird. Jene beiden Elemente einer höheren Leiblichkeit werden indeß die Wirksamkeit der belebenden Seele auf ihren Körper nur so lange dienend und hülfreich unterstützen, so lange sie nicht übermächtiger auf das leibliche Element wirken, als die Seele selber, denn in diesem Falle werden sie zu einem zerstörenden Feuer, statt zur wohlthätig mitgestaltenden Kraft.

Wenn die mittlere Temperatur des ganzen Jahres, von einem fast vorherrschend senkrechten Stand der Sonne gewirkt, der Temperatur des inneren Leibes und seines Blutes nahe kommt, ja während eines Theiles der Tages- und Jahreszeiten diese noch übertrifft; wenn selbst das aus tiefen Brunnen geschöpfte Wasser die Wärme der ausdünstenden, entblößten Haut hat, da wird das nährend- und bildungsfähige Blut in überwiegenderem Maße und mit stärkerem Zuge nach außen geführt als nach seiner inneren Bahn hin. Es erzeugen sich deßhalb im Uebermaß die Hautaussonderungen der Kohle und des Schweißes, es beschleunigt sich die Bereitung der Galle so wie jener zeugenden Flüssigkeit der Geschlechter, welche aus einem Absterben und Ausscheiden anderer Art hervorgeht. Unter diesen anregenden Einflüssen erwächst die Leber zu einer auffallenden Größe, das Fell ist von vorzüglicher Dicke und Lebendigkeit. Eine solche eigenthümliche Einwirkung des Klima's auf die Gestaltung und auf die inneren Verrichtungen des Leibes kann auch auf die herrschende Seelenstimmung nicht ohne bedeutende Folgen bleiben. Mächtiger fast als die Herrschaft des Willens über die Glieder des Leibes ist dort im Reiche der tropischen Sonne die Herrschaft der äußeren Naturgewalten; einer solchen Uebermacht gegenüber kann sich das innere, selbstthätige Wirken nur mit Mühe zum Geschäft des Lebens erheben; die Neigung, sich ruhend dahin zu geben in das Walten der Naturkräfte, ist nur schwer besiegbar. Andererseits gibt jedoch auch die höhere Bekräftigung der Leber zur Aussonderung der Galle selbst der Seele eine leichtere Erregbarkeit für den Zorn und zu den Thaten der Leidenschaft; wenn die innere Kraft der Seele mit der äußeren der Natur sich verbündet, dann treten in der Geschichte der Völkerstämme so wie der einzelnen Bewohner der heißesten Erdzone Erscheinungen auf, welche uns an die riesenhaftest selbstthätigen Aeußerungen der im §. 33 beschriebenen cholerischen Naturart erinnern.

Da, wo die mittlere Temperatur des Jahres gleich ist jener der gesunden, durch das unmerkliche, mäßige Ausdünsten gekühlten Haut, da, wo das Wasser der Quellen selbst im Sommer dem Munde nur mäßig kühlend, nicht kalt erscheint, sind die verschiedenen Systeme des Leibes im vollkommensten Ebenmaße entwickelt. Doch weckt die wärmere Zeit, wenn sie öfters jenes mittlere Maß übersteiget und dann im schnellen Wechsel zu auffallenderer Kühle der Nacht herabsinket, in der Seele jene leicht sich wandelnde Beweglichkeit auf, welche mehr das sanguinische, denn das cholerische Temperament bezeichnet. Es ist der Mensch der wärmeren

temperirten Zone leicht beweglich und kräftig, den Sinnen wohnet ein hohes Maß der eindringenden Schärfe wie der Sicherheit bei.

Die kältere temperirte Zone, deren Zeit in den kürzeren Genuß eines lieblichen Frühlinges und Sommers und in die Entbehrungen des Winters getheilt ist, hat mit den hochstämmigen Eichen zugleich die kräftigste Menschenform entwickelt. Es zeigt sich bei ihr die Stärke und Ausdauer der Muskeln zugleich mit der Stärke und Ausdauer des Willens; die Kraft der Verdauung und die Fülle der Ernährung zugleich mit einer besonderen Stärke und Tiefe des Gefühles. Es gibt das Scheiden der kurzen, wärmeren Zeit des Jahres, welches zugleich dem Wald, den Thälern und Hügeln so wie den Auen den Schmuck der grünen Belaubung nimmt, und die wandernden Vögel aus dem alsdann verstummten Lande hinwegweiset, der Natur dieser Zone so wie vielleicht auch der des Menschen jenen stillen, tiefen Ernst, jenen Zug der Melancholie, welcher die edleren Völker dieses Erdstriches vor anderen bezeichnet.

In einer andern allerdings nachtheiligern Weise scheint die fast beständige Kälte, welche in den Nachbarländern der Polarzonen herrscht, zugleich mit der einförmigen Armseligkeit des Bodens auf die Natur des Menschen zu wirken. Im Allgemeinen ist der Wuchs der äußeren Glieder bei den Bewohnern jener winterlichen Länder verkümmert, hiermit zugleich hat sich bei den Feuerländern auch der Seelenkräfte ein hemmender Dumpfsinn bemächtigt. Jene Aussonderungen, welche die Hitze des Tropenklima's im Uebermaß begünstigt, sind in auffallender Weise vermindert; die Organe, welche denselben dienen, namentlich die Leber, schwächer als gewöhnlich entwickelt. Dagegen dienen dem Eskimo die häufigeren Ablagerungen des Fettes unter der Hautdecke und die Verwendung des Kohlenstoffes dieser Fettmasse zur Erzeugung der inneren Wärme als ein kräftiges Schutzmittel gegen die äußere Kälte. Hierbei zeigt sich öfters ein Bedürfniß nach großen und mächtigen Bewegungen des Leibes, und eben jene Eskimos des hohen Nordens, wenn sie von See zu See, von Land zu Land die fast gränzenlose Oede der Sümpfe und Wälder und Haiden durchziehen und in wenig Wochen Striche durchwandern, welche der halben Länge von Europa gleichkommen, werden in diesen gewaltigen Aeußerungen des Triebes nach Bewegung nur von den wandernden Vögeln übertroffen. Aber bei all dieser Beweglichkeit erscheinet dennoch das vorherrschende, der Menschennatur durch die Polarnähe aufgeprägte Temperament, gleich jenem des hohen Alters: das phlegmatische.

Ohnehin ist es bei diesen oder anderen Verschiedenheiten, welche unter den verschiedenen Himmelsstrichen an der äußeren und sodann mittelbar selbst an der inneren Natur des Menschen bemerkt werden, nicht der Stand der Sonne, nicht die mittlere Wärme allein, welche hier den herrschenden Ton der Leiblichkeit gibt. Abgesehen von dem Einfluß der höheren Lage auf die

Reinheit der Luft und selbst auf die mittlere Temperatur, so füget auch die größere oder geringere Feuchtigkeit der Luft der Einwirkung der Sonne ein neues wichtiges Moment hinzu, und es sind die Bewohner der Länder, welche mit der Hitze zugleich ein Uebermaß der Feuchtigkeit beherrschet, in der Regel die untüchtigsten und schlaffesten von allen, verkümmerter an der leiblichen Entwicklung und an der Feinheit der Sinnen, als die Bewohner des kältesten europäischen Sumpflandes; sie sind großentheils schon in der Zeit der Jugend durch das Aussehen und die Hülflosigkeit des spätesten Greisenalters entstellt. Dagegen wirkt auch in den heißesten Länderstrichen eine mäßig trockene Luft öfters ungleich anders auf die Gestaltung des Leibes und die zu dieser hingerichteten Bewegungen der Seele ein, als dieß manche unsrer einseitigen Theorien erwarten ließen, und am günstigsten wird vor allem Anderen für das Gedeihen des Menschengeschlechtes das nachbarliche Zusammengesellen von dem Gewässer des Meeres oder der Seen und Ströme mit einem hochgelegenen, trocknen Lande gefunden.

Es ist indeß nicht diese glückliche Zusammengesellung von Meer und Land, von Berg und Thal allein gewesen, was den Bewohnern des südwestlichen Asiens und den Bewohnern Europa's jene harmonischere Zusammenstimmung der Theile des Leibes und jene äußere Ueberlegenheit über andere Völker der Erde gegeben hat, wodurch der kaukasische Menschenstamm sich auszeichnet; sondern zu dem Entstehen so wie zu der Entwicklung der Stammverschiedenheiten oder sogenannten Menschenracen haben andere, noch allgemeinere Gründe gewirkt, als die in Wasser und Luft und Wärme gelegenen. Da diese Verschiedenheiten nicht blos den Leib und seine Kräfte, sondern eben so sehr auch die Seele und ihre Vermögen angehen, so betrachten wir den Grund derselben hier etwas näher.

Der Leib jedes einzelnen Lebendigen ist ein Etwas, welches in Beziehung auf Andere und Viele und um dieser Anderen willen gebildet wurde (nach §. 11). Ein organischer Leib wird um desto vollkommener sein, je vielseitiger und allgemeiner dieses Sein für Andere und zu Anderen an ihm ausgestaltet worden.

Das, was die Eigenthümlichkeit der äußeren Form und den Grad ihrer organischen Vollendung begründete, war die Wechselbeziehung dieses Einzelwesens zu allen anderen und zu der gesammten Welt der Dinge; diese war es, welche unseren Leib zu einem Menschenleibe machte. Das aber, was die Gesammtform der Völkerphysiognomien oder den Unterschied der sogenannten Menschenschläge erzeugte, das war der freiere oder beschränktere Wechselverkehr des Menschen mit anderen Menschen. Dieser lebendige Wechselverkehr übet an uns, so lange wir leben, das fortgesetzte Werk einer Bildung des Leibes aus. Die Gewalt jenes bildenden Einflusses fühlen wir stärker, so oft wir in neue Verhältnisse des Bekanntwerdens und des Verkehres mit anderen Menschen treten; seine Wirksam-

keit wird durch längeres Zusammengewöhnen zwar dem Gefühl unmerklicher, hierbei aber nichts weniger als geschwächt; wie dieß schon jene bekannte Erfahrung beweiset, daß Menschen, welche ein inniges Band der Gesellschaft, wie etwa die Ehe oder Freundschaft, auf längere Zeit vereint, einander selbst physiognomisch (in Miene und Gebärde) verähnlicht werden.

An unseren Hausthieren wird bemerkt, daß die leibliche Form, daß alle Kräfte und nützlichen Eigenschaften sich veredeln, wenn das einheimische Geschlecht mit Thieren derselben Art vermischt wird, welche in einem anderen Lande geboren und erwachsen sind. Dagegen entartet ein solches Geschlecht der Lebendigen, wenn es immer nur aus Thieren derselben Gegend, vor Allem aber, wenn es aus Wesen sich neu erzeugt, die von gleicher Familie entsprangen und welche leiblich unter sich verwandt sind. Bei dem Menschen wirkt in solcher Hinsicht nicht die leibliche Zeugung allein, sondern, wie schon erwähnt, der leiblich fortbildende Einfluß des geselligen Verkehrs auf die Form seines äußeren Erscheinens bald veredelnd, bald entstellend ein.

Mehr als irgend ein anderes Lebendiges unserer Sichtbarkeit ist nämlich der Mensch zum Verkehr mit den Lebendigen seiner Art geschaffen, der einzelne Mensch ist *für* und *um* aller anderen Menschen willen da. Dieses beweiset der Drang in uns, Anderen das innerlich, in der Seele Empfangene und Erfahrene mitzutheilen und mit Vielen vereint ein gemeinsames Werk zu schaffen; es beweiset dasselbe schon die unübersehliche große Mannichfaltigkeit der inneren Anlagen und Richtungen der Selbstthätigkeit, worinnen kein anderes geselliges Thiergeschlecht dem Geschlechte des Menschen gleichkommt. Und es wird nicht nur an einzelnen Menschen, es wird an ganzen Familien der Menschen hier die eine, dort die andere Anlage oder Neigung vorwaltend gefunden, welche für sich allein wirkend Einseitiges schaffen würde, zusammen aber mit den Kräften und Bemühungen anderer Menschen ein harmonisch-schönes Ganze darstellt. Darum, so unvollständig auch das sichtbare Thun und Treiben des Einzelnen ohne die Wechselbeziehung auf ein fremdes Mitwirken erscheinen würde, so bildet es dennoch in diesem Wechselverkehr ein vollendetes Werk des Lebens.

Diese Schönheit der inneren Vollendung ist offenbar auch eine äußerlich sichtbare gewesen und ist dieses zum Theil noch bei jenen Völkern, welche weniger die Lage des Wohnortes, an den Küsten des Mittelmeeres und des schwarzen wie des kaspischen Meeres oder an den andern europäischen Meeren, als vielmehr ein inneres Element der Bewegung seit Jahrtausenden in beständigem geistigen, wie leiblichen Wechselverkehr erhalten hat. Es ist die ursprüngliche, schöne Art der Menschennatur, welche hier nicht erst erzeugt, sondern erhalten wurde.

Aber eben diese Natur, in welche ursprünglich die Möglichkeit zu allen den vielseitigen Richtungen der Selbstthätigkeit gelegt, und welche deßhalb eine harmonisch-schön gestaltete war, ist auch zur Einseitigkeit entstellt worden,

wenn sich auf Kosten der übrigen nur die eine oder andere Richtung entwickelte. Wenn sich durch ein Verfließen des einen, besondern Familienstammes in viele, sämmtlich dem Stamme gleichende Zweige, die alle nur wieder unter sich und aus sich erneut und ernährt wurden, die Einseitigkeit des Hauses fest, wie von Stein erbaute, da blieb für den Bau des hehren Tempels, den das ganze vielstimmige Geschlecht aufzuführen bestimmt ist, weder Raum noch Kraft übrig: es entstand die von der Urschönheit abgefallene Form der Menschenracen.

Da, wo in der ältesten Zeit der Erdgeschichte der Ueberrest jenes alten Meeres thronte, in dessen Schooß das Urgebirge sich gebildet, da, wo auch nach der großen Katastrophe das am höchsten an der Wolkenregion gelegene, salzige Meer unseres Planeten Jahrhunderte lang fluthete, in der Mitte von Asien hat sich die Entartung zur mongolischen Menschenform gebildet. Es ist das Bette des vormalig höchsten Binnenmeeres der Erde, es ist die Gobi eine Wiege solcher Völker gewesen, welche, vom Fleisch und von der Milch der Heerden sich nährend, nur das einförmige Familienleben des Hirtenstandes kannten. Das Auge selbst des schnellsten Zugvogels siehet auf lange Strecken hin in dieser Wüste der Völker nur den bunten Teppich eines ungeheuren Flachlandes, welcher aus grünenden Steppen so wie aus kiesigem oder sandigem Grunde zusammengewebt und hie und da mit kleinen Wasserspiegeln wie mit Perlen bedeckt, zwischen den Trägern der Wolken, den Gebirgsketten des mittleren Asiens, ausgebreitet liegt. Im Süden erglänzet der ewige Schnee des Himalaya, im Westen der des Belur-Gebirges, im Osten wird der mächtige Kessel von den Höhen des Brahmaputra, im Norden vom Amur-Gebirg umschlossen. Diese selber von Mauern umfangene Wüste heget wieder in ihrem Inneren eine zahllose Menge von solchen Weideländern, welche, nach allen Seiten hin von unwegsamem Sand oder Sumpf und Kiesgrund umschlossen, dem Menschen gebieten, hier mit seiner Familie und mit seinen Heerden allein zu sein. Ein Gebot, welches die dortige, reiche Natur zu keinem überlästigen machet; denn es gedeiht da am erfrischenden Quell nicht nur das reichlich ernährende Kraut, sondern auch die Frucht der Gärten. Einförmige, aber mächtige Wunder, wie sie die Natur darbeut, werden dort statt der Wunderschöpfungen der Menschenhand gesehen. Ein Saum der Wüste von der Breite der Tagereisen ist so häufig von bunten, edelartigen Steinen bedeckt, daß alle Völker der Erde, wenn sie von der Lust des Sammelns ergriffen hier zusammenkämen, den Vorrath der Carneole und Onyxsteine und des grünen wie des rothen Jaspis nicht hinwegtragen würden, sondern daß, wenn jeder Einzelne, so viel ihm beliebte, genommen, auch für die künftigen Geschlechter noch eine Fülle des bunten Gesteines zurückbliebe. Statt der Berge und Städte erbaut hier die Luft in seltsamen Nebelgebilden Zinnen und Höhen; in die Einförmigkeit des alltäglichen Anblickes bringen die Heerden der heute hier,

morgen dort vorüberziehenden Gazellen so wie der Trappen Abwechslung und Bewegung. Es herrschet auf dieser Hochfläche der Erde eine Stille wie des ruhenden Meeres, denn außer dem Gesang der Lerche und den Tönen einiger in Schilf und niedrem Gesträuch nistenden Sylvien wird auch im Frühling kein Laut der lebenden Natur vernommen.

Hier war es, wo die einförmige Stille der Wüste in das Menschenangesicht die feststehenden Familienzüge des Mongolenstammes hineingrub. Die tägliche Gewöhnung des scharfsichtigen Auges, blinzelnd über die gränzenlose Fläche der Steppe oder über die Monate lang verweilende Decke des Schnees hinauszublicken, verräth sich selbst in der äußeren Form und Stellung dieser Augen, deren zum Fernblick günstige Lage die stark vor- und aufwärts gedrungenen Backenknochen und die Gestaltung der Augenhöhlen begründen. Dieß ist kein Leib, welcher durch das beständig abwechselnde Hinwegschreiten über Berg und Thal oder durch das Geschäft des Schiffers und die vielartigen Gewerbe des Städtebewohners vielseitig ausgebildet wurde; Hände so wie Füße werden weniger entwickelt gefunden als bei den Völkern des westlichen Asiens und Europa's; dieser Körper scheint mehr zum Sitzen auf dem Rücken des Lastthieres oder am Boden gemacht, als zum Gehen und Klettern.

Wie ein Gefährte des leiblichen Ferngesichtes hat sich im Menschen des mongolischen Stammes jenes bei ihm einheimische Ferngesicht der Seele entfaltet, dessen seltsame Erscheinungen wir oben im §. 26 als Schamanismus der Nordasiaten und als Schreckgesicht der Lappländer beschrieben. Die von Banden uralter Einseitigkeit gehaltene, von unverrückbarer, alltäglicher Gewohnheit wie von Mauern umschlossene Menschennatur versuchet, wenn auch nicht mit dem Leibe, doch mit der Seele ein Auswandern in die Ferne.

Doch hat der mongolische, durch seine Abgeschlossenheit von dem lebendigen Verkehr mit andern Völkern so einseitig gestaltete Menschenschlag den Drang nach Ausgleichung dieser Einseitigkeit auch noch auf andere Weise zu befriedigen gesucht. Er ist nicht bloß im Ferngesicht der Seele, sondern auch mit dem Leibe aus dem uralten Gehege seiner Familie hervorgebrochen und hat sich, wie einst die hindurchreißende Fluth des alten Hoch-Sees seiner Gobi, über Länder und Völker der Erde mit verheerender Gewalt verbreitet. Wie der lang verhaltene Hunger sich auf seine Beute stürzt, hat sich mit besonderer Begier der außer sich selbst gerathene Erwerbungstrieb der Mongolen auf solche Völker gewendet, welche in wechselseitigem Verkehr unter einander das Element der äußeren Vollendung und Schönheit sich erhielten, das dem Mittelasiaten abgehet. Hier hat sich im Gemisch mit anderen Völkern oder selbst schon durch das Hineintreten in ihren Verkehr, die von fernher eingewanderte Häßlichkeit gemildert oder selbst der schöneren Urform genähert.

Auf ähnliche Art und aus gleichem Grunde, als der mongolische Familienzug, hat sich die Form der sogenannten äthiopischen Menschenrace gebildet. Umschlossen im Norden wie im Süden von Sandwüsten, deren glühenden Lufthauch selbst der Zugvogel vermeidet, und welche nur nach einigen Richtungen hin die Kühnheit des Menschen im Bunde mit dem genügsamen Kameel wegsam findet, liegt ein mäßig hohes, von Strömen getränktes Mittelland, über welches die Kraft der senkrecht stehenden Sonne alle Fülle des Wachsthums und der überschwellenden Triebe ergeußt. Da, wo im Westen dieses üppige Mittelland dem Weltmeer nahet, zeigt sich auf weit hinaus dem Auge nur selten eine Insel, welche zum Erfinden der Schifffahrt ermunterte, oder wenn auch von einigen Stellen der Küste die grünenden Eilande nicht zu fern sind, so liegen doch sie selber zum Theil so weit von einander oder von den Küsten eines größeren Festlandes entfernt, daß von hier aus der wander- und gewerblustige Mensch nur selten so, wie etwa im Mittelmeere, von Insel zu Insel, von Land zu Land gelockt werden konnte. Darum blieb nach diesen wie nach anderen Richtungen hin die Menschenfamilie, welche dort in der Behausung des mächtigsten Sinnengenusses ihre Wohnung aufgeschlagen, von dem Verkehr mit den anderen Söhnen ihres Geschlechtes abgeschlossen und verlor sich hierdurch in die Einseitigkeit der äthiopischen Abart.

In diesen beiden, neben der ursprünglichen Form der Menschengestalt bestehenden Nebenformen, sind uns zugleich die beiden Hauptextreme der Abweichung von dem Grundtypus vorgezeichnet. Ueberall da, wo auf abgelegenen Inseln oder in abgeschiedenen Gegenden des Festlandes einem einzelnen Häuflein der Menschen das bildende Element des Wechselverkehres mit anderen Menschen auf lange Zeiten hin entzogen wurde, überall da, wo das verwandte Blut der Familien ohne neue Vermischung von einem Menschenalter auf das andere sich forterbte, ist eine Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit der äußeren wie der inneren Bildung hervorgetreten, welche dem einen oder dem anderen jener Extreme sich nähert.

Was vor Allem der Verkehr mit anderen Völkern, das hat, wenn auch in geringerem Maße, allerdings schon die Berührung mit anderen Länder- und Himmelsstrichen bei auswandernden Völkern bewirkt. Der mongolische Familienzug hat sich in den Urbewohnern Amerika's, welche großentheils mongolischer Abkunft waren, zwar nicht ganz verwischt, er ist aber gemildert worden. Statt der älteren Einseitigkeit der Gestaltung ist jedoch bei dem Amerikaner eine neue eingetreten, welche indeß weniger von der Urform abweichet, als die mongolische Gestaltung. Hier war es offenbar die Veränderung des Wohnortes und der Lebensweise, von welcher der mildernde Einfluß ausging.

Dasselbe, was an der Bildung der Amerikaner, wird auch an der des Malayen bemerkt, welche auch nur aus einer Wiederauflösung der

mongolischen Entartung entstanden scheint. Die Malayen zeigen sich in ihrer Gesichtsbildung dem kaukasischen Stamme um so näher verwandt, je mehr sie durch die Lage ihrer Inseln oder ihrer Wohnung an den Küsten des Festlandes zum Verkehr mit anderen Menschen geeignet und durch die Schwäche ihrer Zahl und ihrer Waffen zum friedlichen Vertrag mit diesen genöthigt waren.

Veredelnd und verschönernd hat aber auf die äußere Natur des Menschen vorzüglich jenes Auswandern aus der alten Heimath der Väter gewirkt, wobei die wandernden Schaaren nicht bloß die Einflüsse eines neuen Himmelsstriches und Landes, sondern hiermit zugleich auch den geistigen Einfluß anderer, gebildeter Völker erfuhren. Auf diese Weise hat sich der alte Völkerstamm der Deutschen, dieser Nachkommen des Askenas, auf seiner Fußreise durch Thal und Gebirg und Ströme, tief aus Asien hervor gen Europa, leiblich veredelt und gestärkt und zu seinem nachmaligen Wirken in der Geschichte der Völker geschickt gemacht.

So ist es keineswegs das Klima und die Natur des Landes allein gewesen, was die Entstehung der Abarten der Menschenform oder der sogenannten Menschenracen begründet hat, sondern die einseitige Ausscheidung der einzelnen Völkerfamilie von den andern Geschlechtern der Erde. Darum kann auch das Gepräge sowohl des äthiopischen als des mongolischen Menschenschlages niemals bloß durch Veränderung des Wohnortes und Welttheiles ganz verwischt werden; sondern der gewöhnlichere und kürzere Weg zur Aufhebung der abgearteten Form liegt immer in der äußeren Verschmelzung der weiter abgelegenen abnormen Richtung mit einer der Normalform näher gelegnen. Denn nach einem allgemeingültigen Gesetz, welches nicht nur bei dem Menschen, sondern auch im Thierreich und Pflanzenreich sich bewährt, gehen die Abarten sehr bald wieder in die Urform der Stammart über, wenn eine geschlechtliche Vermischung derselben mit Einzelwesen stattfindet, welche vom Gepräge der Stammart sind. Wie denn die Kinder eines Elternpaares, davon der Vater oder die Mutter von kaukasisch-slavischer (russischer), der andre Theil von mongolischer Abstammung sind, insgemein durch besondre Schönheit sich auszeichnen, und die gleiche Erfahrung macht man an den Mischlingen aus malayschem und kaukasischem, ja in gewissem Maße selbst an denen aus mongolischem und malayischem Geblüt, weil das letztere immerhin der Urform unseres Geschlechts näher stehet als jenes. Selbst die Mischlinge der äthiopischen Abart mit der Stammform sind, abgesehen von der Färbung der Haut, vorzugsweise mit den äußeren Zügen so wie mit den inneren Kräften der idealischen Urform begabt.

Es bedarf indeß nicht immer dieser körperlich-geschlechtlichen Vermischungen, um an dem Menschen, dessen Natur nicht allein von dem Brode der sichtbaren Leiblichkeit lebt, das anerschaffene Urbild der Form

wieder hervorzurufen. Eine Veredlung und Erhebung der abgearteten Nebenformen in diese wird noch viel öfter und gründlicher von innenher, durch die Kraft des Geistes herbeigeführt. Ein Theil der hierher gehörigen Betrachtungen wird uns in einem spätern Abschnitt beschäftigen, hier deuten wir den Weg einer solchen Rückkehr zur gesunden Mitte nur in einigen Zügen an, welche das Verhältniß der Radien, die nach verschiedenen Richtungen auslaufen, untereinander und zu ihrem Ausgangspunkte anschaulich machen.

So wie die Zeit der frühesten, bildsamen Kindheit am meisten und leichtesten das Entstehen der Abweichungen von der Normalform des Leibes begünstigt, ja, wie der freilich nur wenig bedeutende Einfluß des Sonnenlichtes auf die Färbung der Haut in der Zeit des Frühlings ein schneller wirkender ist, als in der Zeit des Hochsommers, so scheint auch der klimatische so wie jeder andere die Abartung begründende Einfluß in der ersten Zeit der Entwicklung des jetzigen Zustandes der irdischen Natur von entschiedenerer Wirksamkeit gewesen zu sein. Später scheinen die Abweichungen von der gemeinsamen Urform, wenn jene durch Hunderte, ja durch Tausende der Generationen sich fortpflanzten, eine mehr stereotypische Dauer erlangt zu haben. So erscheint es namentlich nach neueren, sorgfältigen Untersuchungen sehr zweifelhaft, ob Ziege und Schaf, ja ob diese beiden und die Form der Antilopen wirklich von verschiednem Urstamme sind. Denn aus der künstlich erzwungenen Paarung von Ziegen und Schafen entstehen fruchtbare Mischlinge, und dasselbe findet, wie schon oben erwähnt, bei der Paarung des zweihöckerigen mit dem einhöckerigen Kameele so wie des Hasen mit dem Kaninchen statt, wenn die weiteren Paarungen an die Form des Kaninchens sich festhalten. Auch verschiedene Arten des Hund- wie des Katzengeschlechtes mögen ihren Ursprung aus einer gemeinsamen Stammform genommen haben, ja wir dürfen uns für berechtigt halten, selbst die jetzt ausgestorbenen Thierformen, deren Reste wir in den Ablagerungen der Gebirge finden, als Varietäten einer Stammform zu betrachten, welche seit dem Beginn der jetzigen Weltzeit in andern Varietäten sich forterhält. Wenn wir in den Mumiengräbern des alten Aegyptens Menschenschädel von der normalen Urform öfters mit solchen vermischt finden, welche das Gepräge der äthiopischen Abart an sich tragen, dann drängt sich uns auch von dieser Seite die Vermuthung auf, daß in jener fernen, frühesten Zeit der Geschichte unsres Geschlechtes dem Hinaustreten der Urform in ihre Abänderungen ein ungleich größerer Spielraum gegeben war, als in späterer Zeit (m. v. Prichards Naturgesch. des Menschengeschl. II. 248, 249). Obwohl auch noch jetzt die äthiopische Nebenform des Schädels hin und wieder bei Europäern aus den schöngebildetsten Nationen, so wie umgekehrt die Kopfgestaltung der kaukasischen Idealform bei Negern, Mongolen, Malayen und Amerikanern gefunden wird.

Uebrigens ist das Entstehen der Varietäten bei dem Menschen in

ungleich engere Gränzen geschlossen, als bei den Thieren, und in allen Nebenformen ist die Anlage eingepflanzt, aus innerer Kraft in die Urform zurückzukehren. Wir betrachten diesen Gegenstand noch etwas weiter.

Was die Gestalt des Hauptes betrifft, an welcher die Verschiedenheit der Menschenracen am meisten ins Auge fällt, so dürfen wir mit Blumenbach vorzugsweise drei Formen annehmen, auf welche der Umriß des Schädels der verschiedensten Völkerstämme der Erde sich zurückführen lässet: die symmetrische oder ovale (vorherrschend europäische), die viereckig breite (mongolische), und die schmale, in die Länge gezogene (äthiopische).

Wir dürfen die zuerst genannte symmetrische Form des Menschenschädels nicht nur als die Normalform für den kaukasischen Menschenstamm, sondern als die Ideal- und Urform für das gesammte Geschlecht der Menschen betrachten. Sie ist es, in welcher der eigenthümliche Vorzug des Menschen vor dem Thier am vollkommensten sich ankündigt; sie ist es, zu welcher alle die andern Nebenformen durch Veredlung sich heranbilden. Schon im Allgemeinen deutet der rundere Umriß auf ein Gleichgewicht der verschiedenen Richtungen hin, nach denen die Theile des Gehirnes sich entfaltet haben; über den andern Regionen des Angesichtes thronet die hoch und weit gewölbte Stirn, welcher sich die Backenknochen und Jochbogen der mittleren Region so harmonisch anordnen, daß sie weder zur Seite noch nach vornen über jene Bogenlinie heraustreten, welche mit der Stirn das wohlgeordnete Oval bildet. Hiermit im Einklang rundet sich auch die untere Region der Kiefer; denn diese mit ihren Zähnen stehen nicht schief nach außen gekehrt, wie am Schädel einiger Nebenformen, über die senkrechte von der Stirn ausgehende Linie hervor, so daß auch dieser thierischere Theil des Angesichtes eine menschlich ansprechende Bedeutung erhält.

Während bei der symmetrischen Schädelform die oberste Region, die der Stirn es ist, welche in vorherrschender Weise den Bauplan des Angesichtes begründet, die Stirn, in deren Höhlung jener Theil des Gehirnes seinen Wohnsitz hat, darin die unsichtbare Welt der Gedanken sich verleiblicht, sehen wir dagegen in der mongolischen Schädelform die mittlere Region des Angesichtes zur Herrschaft kommen. In auffallender Weise treten hier die Backenknochen unter der Mitte der Augenhöhle nach vornen, die Jochbogen zu beiden Seiten hervor, so daß eine durch die letzteren gezogene Linie die Basis eines Dreieckes bildet, dessen Spitze in den Gipfel der Stirne fällt. Die Augenhöhlen sind groß und tief, die Nase ist platt, und die Nasenbeine bilden mit den Zwischenräumen zwischen den Augenbrauen und mit den Backenknochen fast eine Ebene, wodurch der obere Theil des Gesichtes eine abgeplattete Fläche wird. Diese überwiegendere Entwicklung der Mittelregion deutet auf jenes hochgesteigerte Vermögen der Sinne, namentlich des Gesichtssinnes hin, durch welches der mongolische Menschenstamm sich auszeichnet.

Wenn wir mit diesen beiden ersteren Schädelformen die des Negers von der Goldküste vergleichen, dann erkennen wir bald, daß die Abweichungen desselben von der idealen Urform sich auf das Vorwalten der untersten Region des Angesichtes und der zu ihr gehörigen Theile gründen. Die Schläfemuskeln, welche in Gemeinschaft mit den Kaumuskeln dem Geschäfte der Kinnladen beim Beißen und Zermalmen der Speisen dienen, sind so kräftig entwickelt, daß durch ihre Wirksamkeit der Vorderschädel an seinen Seiten zusammengedrückt und zugleich in die Länge gedehnt wird. Die Backenknochen treten nach vorne, nicht nach beiden Seiten über die Linie der meist niederen, wenig entwickelten Stirne hervor, und noch mehr ist dieß bei den Oberkieferknochen der Fall, welche über das Normalmaß verlängert sind, und deren Zähne, wie die der Unterkinnlade, schief nach außen und vornen gerichtet stehen.

In den eben beschriebenen drei Hauptformen des Menschenschädels macht sich bereits das bemerkbar, was eigentlich bei unserem Geschlecht die Abweichungen von der Normal- oder Urform und hiermit zugleich das Entstehen der Varietäten oder Racen hervorruft. Das was in der kräftigen Ausbildung der Stirne sich andeutet, soll an der Menschennatur das wesentlich Bleibende, Vorherrschende sein, jede Richtung, welche die Befähigung für die niederen Geschäfte des Seelenlebens (dessen höchstes das Erkennen und Denken ist) begünstigt, führt mit den inneren Abwendungen von dem Normalzustand zugleich die äußeren herbei.

Prichard, welcher diesen Gegenstand tief erfaßt und mit großer Umsicht behandelt hat, zählt sechs Hauptzweige des gemeinsamen Urstammes unseres Geschlechtes auf. Er nennt den Urstamm, an dem sich die Normalform am treuesten erhalten hat, den iranischen. Ihm zur Seite stehen vorherrschend, nach Norden hin wohnend, der turanische oder mongolische Zweig, nach Südwesten der äthiopische. Mehr oder minder dem einen oder andern dieser Zweige verwandt sind die Varietäten des eingebornen amerikanischen Volksstammes, dann jener der Hottentotten, der Papuas und der Alfurus (a. a. O. I. S. 295).

Wie nahe sich die einzelnen Abweichungen von der Urform liegen, und wie leichter Uebergänge in einander so wie in die Stammform sie fähig sind, das lehrt uns vor Allem eine genauere Betrachtung der Völkerstämme, welche über die Inseln des indischen und des Südmeeres so wie über Australien verbreitet sind. Wir fassen sie nach Malte Brun und Prichard unter dem gemeinsamen Namen der oceanischen Stämme zusammen. Was die äußere Gestaltung, die Farbe der Haut, die Beschaffenheit des Haares und andere leibliche Merkmale betrifft, welche man als Unterscheidungszeichen der Menschenracen betrachtet hat, so finden sich unter den Bewohnern von Oceanien alle Völkerformen der Erde mit Ausnahme der Eskimos und einiger andern Bewohner der kalten Zone. Denn unter

jenem von der Natur so hochbegünstigten Himmelsstriche hat sich hin und wieder die Urform unseres Geschlechtes in ihrer ganzen Vollkommenheit entwickelt: die Bewohner mancher Inseln und Inselgruppen gleichen schön gestalteten Europäern; anderwärts zeigen sich an ihnen die Züge der amerikanischen oder die der mongolischen und daneben die der äthiopischen Varietät (Prichard IV. S. 295). Denn diese schwarzen Oceanier haben nicht bloß die Farbe der Haut und das Wollenhaar, sondern vor Allem jene tiefer greifenden Uebereinstimmungen mit der Negerform, die sich namentlich an dem Vorherrschendwerden der unteren (thierischen) Region des Schädels kundgibt, ja sie stehen hierin zum Theil so tief unter den Negern, daß man sie als noch ferner von der Urform liegende Abstufungen unter dem Namen der Papuas und Alfurus abgegränzt hat.

In sehr lehrreicher Weise sehen wir hier die vollkommenere Entwicklung der äußeren Form mit der höheren Ausbildung der inneren Anlagen und Kräfte Hand in Hand gehen. Jene oceanischen Völker, welche durch fortwährenden Verkehr so wie durch eigenen inneren Antrieb, begünstigt von einer der psychischen Entwicklung nicht hinderlichen bürgerlichen Verfassung, eine höhere Stufe der geselligen Bildung erreicht haben, sind auch der Schädelform wie der übrigen Gestalt nach die schönsten; jene, welche sich am hartnäckigsten gegen allen Verkehr nach außen auf ihren vereinzelnten Inseln oder im Innern der Waldgebirge abgeschlossen haben, und welche zu den niedrigsten Stufen einer barbarischen Rohheit herabgesunken sind, haben sich auch in der äußern Gestaltung am weitesten von der Normalform entfernt, sind zum Theil häßlicher geworden als die häßlichsten Neger, mit denen sie etwa die schwarze Farbe und das Wollenhaar gemein haben. Die Form ihres Schädels trägt die Eigenthümlichkeiten, die wir oben am Negerschädel beschrieben, in noch extremerer Weise an sich. Und diese weiten Abstufungen der Menschenvarietäten liegen sich bei den Bewohnern von Oceanien öfters so nahe, daß sie an den Gliedern einer und derselben Volksgemeinde hervortreten, wenn diese von verschiedenem Stand und äußerer Bildung sind. Namentlich findet sich dieses da, wo seit alter Zeit die verschiedenen Rangclassen unter dem Volke herrschend geworden sind, wie dieß namentlich bei den Tonganern, Tahitiern, Maoriern und Howaiiern der Fall ist. Bei diesen allen gleicht die niedrigere Volksclasse, welche bei kümmerlicherer Ernährung den mühseligsten Anstrengungen und der Sonnenhitze ausgesetzt ist, an schwarzer Farbe, wolligem Haar, häßlicher Gesichtsbildung und sonstiger Gestaltung den Papuas; zugleich aber hat die Erfahrung der Missionare es gezeigt, daß in diesem äußerlich so verkümmerten Geschlecht mit der inneren zugleich die äußere Bildungsfähigkeit liege, vermöge welcher sie bald wieder zur Annäherung an die Normalform erhoben werden können.

Bei den afrikanischen Negerstämmen lehrt es die Erfahrung allgemein,

daß die sittlich gesunkensten und verwildertsten zugleich die sind, deren Gesichts- und Schädelform am meisten von der normalen und symmetrischen abweicht. So die Ibos, die Papels, die Bisagos, denen der Charakter der Negerphysiognomie, die flache Stirne, die vorstehenden Kiefer, die fast affenähnliche Gesichtsbildung am stärksten ausgeprägt ist. Obgleich auch hier zuweilen ein Anstreben zur symmetrischen Urform gefunden wird, welches diesem Ziele sehr nahe kommt, wie denn Prichard den Schädel eines Ibo beschreibt, dessen Stirn so entwickelt, dessen übrige Eigenschaften so normal waren, wie an dem Schädel eines Europäers (a. a. O. II. S. 101). Hat man doch selbst an zahmen Hausthieren, vorzugsweise an Hunden, die Bemerkung gemacht, daß jene Varietäten des Haushundes, an denen die menschliche Zucht und Zähmung am vollkommensten gelungen ist, in der Bildung ihres Schädels am weitesten von den wilden Stammverwandten, Wolf und Schakal, abstehen und überhaupt hierin eine vollkommenere Entwicklung zeigen (Prichard a. a. O. S. 410, 411). Das Umgekehrte zeigt sich an verwilderten Hunden und leider selbst noch in unsern neueren Zeiten an äußerlich versäumten verwildernden Menschen, ja an ganzen Gesellschaften derselben. Ein betrübendes Beispiel dieser Art sind jene Irländer, welche bei der Unterdrückung der Rebellion in den Jahren 1641 und 1689 in die ödesten Gebirgsstriche des Landes getrieben wurden. In den Nachkommen dieser aus einem schöngebildeten Menschenschlag hervorgegangenen Vertriebenen, welche gegen zwei Jahrhunderte lang abgeschieden von den Elementen auch der geistigen Bildung wie des leiblichen Wohlbefindens lebten, würde Niemand die nahen Stammverwandten der wohlgestalteten Bewohner von Meuth und der andern vormaligen Heimathssitze erkennen. Der immer offene weit hervorragende Mund, die schief herausstehenden Zähne, die weit hervortretenden Wangenbeine, die platt niedergedrückte Nase sind Züge, welche mehr den äthiopischen und den mongolischen Varietäten, und zwar den häßlichsten dieser Art, als der europäischen Normalform sich nähern. Dabei sind sie auch meist von verkümmertem Wuchse (Dublin University Magazine Nr. XLVIII, p. 653 bis 675 bei Prichard a. a. O. II, S. 373, 374 in d. Not.)

So erkennen wir aus vielfachen Erfahrungen der alten wie neueren Zeit, daß es nicht der Einfluß des Klima's sei, durch welchen vorherrschend und allein die Verschiedenheiten, selbst auch nur der äußeren Menschenformen begründet werden. Noch viel mehr aber als von der äußeren Gestaltung gilt dieses von den inneren Abänderungen des Naturells oder gar des Charakters, welche von Einigen dem Einfluß des Klima's Schuld gegeben worden. Wärme und Feuchtigkeit, Land und Wasser, sie können an der Menschennatur nur wenige Züge verändern, so lange in dieser ein Element lebt und kräftig ist, welches gleich der Sonne und dem nährenden Wasser dem bewohnten Lande seine Fruchtbarkeit gibt, und die gebärenden

wie die streitenden Elemente der Natur beherrscht. In den heißen Ebenen Aegyptens, deren Lufthauch wie die Fülle des Bodens den Menschen abwechselnd, jetzt zum rohen Sinnengenuß, dann zum trägen Ermatten hinzureißen scheint, haben es in früheren Jahrhunderten die Anachoreten gezeigt, wie sie ein älterer Vater der Kirche uns beschreibt, daß eine andere Kraft im Menschen sei, mächtiger als die der Sonne; eine Kraft, aus welcher der Seele der Ernst der Keuschheit und des ausdauernden Fleißes im heißen Lande kommt, wie im kalten. Wenn das verkümmerte, innerlich verödete Wesen der Menschennatur, welches am Pescheräh des Feuerlandes gesehen wird, allein eine Wirkung des naßkalten Himmelsstriches wäre, warum hätte dieselbe Ursache nicht in gleicher Kraft auf die Eskimos der ähnlichen, im hohen Norden gelegenen Küste des Polarmeeres gewirkt? Nach einer alten Erzählung des Bleskenius hatte sich vor Zeiten der Menschenfleiß an der nun ganz von Eis umschlossenen Ostküste von Grönland, mitten in die Wildniß des Winters hinein, das Klima eines wärmeren Landes erschaffen. Ein Kloster, von Gärten umgeben, war an dem Fuß eines erloschenen Vulcanes erbaut, da wo dem verödeten Grunde beständig ein Strom und Dämpfe des heißen Gewässers entstiegen. Durch die Küche wie durch die Fußböden und Wände der Zellen, durch die Höfe wie durch die Gärten war der wärmende Quell hindurchgeleitet und verbreitet, und sein Aushauch gab mitten in dieser Heimath des Winters den Bäumen und Gemüsen einer gemäßigten Zone ihr Gedeihen, machte selbst in der Zeit der Polarnacht den lebendigen Bewohnern den Aufenthalt im ewigen Eislande behaglich. So hat nach dieser Sage in der äußeren Natur selber der Mensch die Waffen gefunden, womit er die Schrecknisse dieser Natur besiegte; er hat jedoch diese Waffen noch näher liegen, er trägt sie selber in und bei sich.

Im hohen Norden, schon jenseits der Gränzen des Landes der Polarnacht, war nach einem astronomischen Mythos jener Tempel erbaut, welchen sich die Weisheit des alten Scandinaviens zu ihrem Wohnsitz geweiht. Es zeiget da beständig der Sternenhimmel der Nächte hoch nach dem Scheitel hin die hehren Bilder der nördlichen Gestirne; nur am fernen Saume gegen Süden hin tauchen die Sterne des wärmeren Himmels aus dem Nebel des Horizontes herauf. Von den Höhen der Klippen weichet niemals die Macht des Winters, und wenn der kurze Sommer am Saume der Hügel den Schleier des Schnees hinweggenommen, und ein tiefes Grün der Alpenpflanzen das schmale Küstenland bedecket, da erblicket dennoch gegen Süden hin das Auge nur die winterlichen Granitklippen und ein Gebüsch der sumpfigen Ebenen; gegen Norden hinan aber, unermeßlich und ohne Gränzen, verbreitet sich, mit dem schimmernden Eis bedeckt, das Meer des Poles. Es fühlt sich hier der Mensch mit der eigenen athmenden Brust und mit Gott, dessen Aussehen dieses Athmen bewahret,

allein; hier ist selbst am Saume des anbrandenden Meeres das ernste Schweigen eines Sterbenden, welcher geschieden von des Lebens Lust und des Lebens Kraft nach dem Dunkel eines neuen künftigen Seins, wie nach einem unbegränzten Meere hinausblickt. Und dennoch hatte hier das Bemühen der selberkräftigen Seele um Weisheit, welche besser ist als das Gold und alle Gewürze des Südens, Früchte getragen, welche denen gleich waren, die sie an den milden Ufern des Ganges und an den Wasserfällen des Nils hervorgebracht. Priester mit ergrautem Haare, deren Auge und schweigender Mund sich gern zu dieser ernst schweigenden Natur gesellet, weil sie den tiefen Sinn dieser Stille verstanden, bewahrten dort die Denkmäler einer uralt väterlichen Einsicht in den Lauf der Gestirne, in die bewegenden Kräfte der Natur. Hier war jener alte, bretterne Kalender, dessen Erfindung und erste Einrichtung schon zu Olaus Magnus Zeiten, wie sich dieß aus den astronomischen Rechnungen selber ergeben, 3300 Jahre alt sein mußte. Denn es war nach diesem alten Kalender, wie bei vielen Völkern des Orients, die Länge des Jahres der Wahrheit nahe zu dreihundert fünf und sechzig Tagen und sechs Stunden bestimmt, der Unterschied der wenigen Minuten, um welche das wirkliche Jahr länger ist, hatte jedoch im Verlauf der Jahrhunderte die alte Neujahrsfeier um 25 Tage von ihrem eigentlichen Zeitpunkt (beim ersten Wiederkehren der Sonne am Ende der 40tägigen Polarnacht) hinweggerückt.

So wird auch aus jenen altväterlichen Gemäuern des hohen scandinavischen Nordens die liebliche Rede der alten Sagen von den Göttern und dem Ursprung der Dinge vernommen, eine Rede und Worte des Gesanges, so rührend, so mächtig und so tiefen Sinnes, als jene, welche sich noch fortwährend in Indiens Palmenthälern erhalten. Was hat der kalte Himmel oder der verarmte Boden diesen schönen Heldengestalten, wie den kräftigen Seelen des scandinavischen Stammes zu schaden vermocht? Wandelt da nicht seit Jahrtausenden in unveränderlicher Macht und Schöne der Schweden edles Volk neben dem arm- und mühseligen, leiblich verkümmerten Geschlechte der Lappen, deren Nähe selbst der Stier des scandinavischen Hirten scheut? Es hat der schönkräftige Leib des Scandinaviers seit den Jahrtausenden der hier einwohnenden Väter dieselbe Macht des Winters, denselben Ungestüm der Stürme ertragen, seine Väter wie ihn haben dieselben Fische der Ströme und Seen ernährt, wie den nachbarlich zu ihm gesellten Lappen; aber der blendende Glanz des Schnees hat das große, mild blickende Auge nicht wie bei dem Mongolen des Nordens zu verengen, die hochgewölbte Stirn zu verkürzen vermocht, die Kälte hat den Wuchs und die Bekräftigung der Glieder nicht hindern können. Es lebt da, von keinem Wintersturme gebeugt, der Muth und die heitere Einfalt der Väter noch immer, von der Sonne unserer Tage bestrahlt, und jenem Geschlecht, wie dem der Eichen, ist dieser alte Stand der Heimath nur

zur bessern Entfaltung des inneren wie des äußeren Menschen förderlich gewesen. Denn es hat auch hier der Mensch gezeigt, daß in ihm selber ein Vermögen sei, aus dem Schooße der nordischen Natur allein den Ernst und die Ausdauer, die Kraft der Keuschheit und der Heldenkämpfe zu entnehmen, das aber, was etwa beugend und lähmend aus diesem kalten Himmel auf den Menschen einzuwirken vermöchte, zu besiegen. Darum stehen die Helden wie die Sänger des Nordens auch neben jenen des reichen griechischen Himmels in gleich hoher Gestalt da, und es erscheint das Gewand des Nordens, das jene umschließt, einfacher zwar, aber nicht minder bedeutungsvoll und reich als das Gewand des Südens, das diese schmückt. Wahr und kräftig bezeichnend sagt hierüber ein scandinavischer Sänger und Redner, in welchem die Macht und die Weihe des hoch begeisterten Dichters lebt, E. Tegnér: „zieht ihr die Tiefe der Bedeutung und den Ernst der Betrachtung vor, liebt ihr die riesenhaften, aber bleichen Gestalten, welche im Nebel umhergehen und von den Geheimnissen der Geisterwelt und von der Eitelkeit aller Dinge, außer der Ehre flüstern — dann muß ich euch hinweisen zu dem eisgrauen, zu dem sagenreichen Norden, wo Wala die Grundtöne der Schöpfung sang, während der Mond auf die Fjellen schien, der Bach seinen eintönigen Gesang schlug, und die Drossel im Wipfel einer vergoldeten Birke saß und ein Klagelied sang über den kurzen Sommer, über die sterbende Natur."

So kann schon jenes Beispiel zweier seit Jahrtausenden dieselbe Luft athmenden, unter demselben Himmelsstriche wohnenden, weit verschiedenen Völker bezeugen, was das Klima über den Menschen vermöge, und was es nicht vermöge, wenn dem Druck von außen ein Trieb von innen zur Seite stehet. Darum darf es uns nicht befremden, wenn wir das edlere Volk der Joloff und der Mandingo-Neger neben dem der Neger der Guineaküste, auf demselben heißen Boden den mannhaft stattlichen Stamm der Kaffern neben der verkümmerten Menschenform des Buschhottentotten finden, oder wenn wir an manchem Bewohner von Kamtschatka's kälterem Küstenlande eine so lebenslustige Beweglichkeit und rege Sinnlichkeit bemerken, als jene ist, welche unsere Bücher den Völkern des lieblich warmen südlichen Himmels zuschreiben.

Unsere Erkenntnisse der Stammverhältnisse der verschiedenen Völker, namentlich nach der Verwandtschaft ihrer Sprachen, sind von gestern her, und dennoch, welche lehrreiche Winke geben sie uns über die Neigung der Menschennatur von dem vorhergehend höheren, vollkommeneren Zustand ihres äußeren und noch mehr des inneren Wesens zur Thierähnlichkeit herabzusinken, zugleich aber auch über die Befähigung derselben, unter geistig weckendem Einfluß zur höheren Stufe wieder hinanzuklimmen. Der äußerlich armselige Stamm der Hottentotten trägt dennoch Spuren an sich von einer Abstammung, welche jener der civilisirten Ostasiaten (namentlich der Chinesen) verwandt ist (Prichard a. a. O. I. 324 u. a.); selbst an der Sprache der thierisch-verwilderten Alfurus von Australien lassen sich noch Gleichlaute mit der Sprache jener Ostasiaten vernehmen (Prichard a. a. O. IV., 289, 291). Bis hinab zu der Ostseite der Südspitze von Afrika, bei den Makuas und Kaffern, ja bis westwärts nach Kongo und Angola hat die Menschensprache sich noch einen Nachhall jenes Idioms erhalten, welches im uralt gepriesenen Reiche der Pharaonen das herrschende war (a. a. O. II. 229, so wie S. 334 u. f.), und der goldene Faden einer gemeinsamen urväterlichen religiösen Ueberlieferung verräth sich hin und wieder durch den Gebrauch der siebentägigen Woche und die Feier des Sabbaths oder durch die Sitte der Beschneidung bei Völkern, denen von dem eigentlichen (geistigen) Kern der äußeren Schale, die sie noch festhalten, kaum eine Spur geblieben (Prichard I., S. 255; II., 307 u. a.).

Eine Folge des inneren Abfalles von dem geistig vollkommeneren Zustand war auch stets die Abartung von der äußern Normalform. Auffallend ist es hierbei, daß jene Völkerhorden, welche am meisten und längsten von dem heimischen Herd und Mittelpunkt eines geistigen Verkehres der Menschheit sich entfernten, innerlich wie äußerlich am tiefsten versanken, und daß deßhalb die Aboriginer, die Nachkommen der frühesten Einwanderer in die verschiedenen Länder der Erde, von den späteren Einwanderern, in denen die Kräfte des geistigen Mutterstammes noch lebendiger geblieben waren, in einem Zustand der tieferen Entartung gefunden wurden. In älterer Zeit zeigt sich uns dieses Verhältniß zwischen den griechisch-römischen Einwanderern in die Länder des westlichen Europa's und den dort schon früher ansäßigen Horden aus celtischem und iberischem Stamme so wie zwischen den Germanen und den Jotunen oder Finnen, in neuerer stehen noch als solche Beispiele die Alfurus von Australien, die von dem Verkehr mit geistig frischeren Völkern losgerissenen Gebirgsbewohner von Malacca, Borneo, Neuguinea, und in Südafrika die Hottentotten da.

Umgekehrt erkennen wir an den äußerlich schöngestalteteren, innerlich gebildeteren Negerstämmen der Fulahs, der Mandingos, so wie eines Theiles der Dahomey- und Intunationen den veredelnden Einfluß, den die Elemente der geistigen Bildung ausgeübt, welche ihnen von Osten her in späterer Zeit kamen, oder dem sie niemals ganz sich entfremdeten.

Eine solche Erhebung der Menschennatur von der niederen zu der höheren Stufe der Entwicklung lehrt uns die Geschichte, namentlich der europäischen Völkerstämme, an mehreren Beispielen kennen. Die Nachkommen eben jener furchtbaren Jotunen im Norden von Europa, welche sich jeder Regung eines geistigen Aufschwunges feindlich widersetzten, sind zu dem geistig veredelten Volk der jetzigen Finnen geworden, die verwilderten, durch blutige Gräuel berüchtigten Iberier so wie die alten Britten und Galliens Urvölker sind zu den höchsten Stufen der europäischen

Bildung emporgestiegen. Jener Zweig der Ugrier vom Altai, welcher, als er im Mittelalter, mit anderen Mongolenschwärmen vereint, verheerend in das gebildetere Europa einbrach, von gleicher äußerer Gestalt und Sitte war, als die ihm stammverwandten Hiongnu oder Hunnen, hat sich in seinen Nachkommen zur leiblichen Gestalt und inneren Bildung der jetzigen Ungarn oder Magyaren veredelt.

Zuweilen liegt schon in der Veränderung der Lebensweise und bürgerlichen Gesittung eine umgestaltende Kraft. Der Lappe veredelt sich zum Finnen, wenn er das armselige Nomadenleben mit dem des Ackerbauers und Landbesitzers vertauscht (Prichard a. a. O. III., a, S. 338). Wenn aber durch eine geistige Anregung, die ihnen aus dem Vaterhause kam, auch in jenen tiefverwilderten Stämmen, welche ohne Tradition, ohne Gesetz ein halbthierisches Leben beständiger Furcht lebten (a. a. O. III., a, S. 14, 15. III., b, 626 und 627), wie mit einem Male die Urform der äußeren wie der inneren Menschennatur wieder Gestalt gewann und hervortrat, dann erscheint dieses als das Wiedererwachen einer Erinnerung an einen Zustand, der einst als der angestammte zugleich der natürliche war. Es ist diese Urform das unveräußerliche Erbtheil jenes gemeinsamen Vaterhauses, aus welchem vormals die indo-europäischen wie die mongolischen, die äthiopischen wie die oceanischen Volksstämme, jeder nach dem ihm vorherbestimmten Tagwerk und Theil der Länder, ausgegangen sind, um dereinst mit der Beute ihrer Wanderschaft heimzukehren zum Altar und Herd der Urväter, wo indeß am Abend der Zeiten das zur Erfüllung wird gereift sein, was am Morgen ein lebendiger Keim der Hoffnung war.

Dieses ist es, was sich über den Einfluß des Klima's, der Luft und des Bodens auf die äußere Gestaltung des Menschen, zugleich aber auch über eine gestaltende Kraft in seinem Innern aussagen läßt, welche mächtiger ist als die des Klima's, als die der Luft und des Bodens. Immerhin mag die feuchte Wärme und der schwefelichte Dunst des Bodens bei den Anwohnern des Aetna's und des Vesuvs das Athmen beengen, wie sie die Haut gelblich ätzet; wir dürfen jedoch nicht, wie Brydone und della Torre gethan, dieser warmen und schwefelichten Luft die Macht zugestehen, das Gemüth des Menschen zu verändern und diesen nicht bloß grämlich zu machen, sondern ihm ein böses Herz und verderbte Sitten zu geben. Und wenn in solchen Fällen, wie van Swieten von einem achtjährigen Knaben erzählt, welcher alles Gelernte bei heißem Wetter vergaß, bei kühler Witterung aber wieder empfing, die Temperatur der Luft von entschiedenem Einfluß auf die Kräfte der Seele erschien, so darf man nicht vergessen, daß dieses krankhafte Erscheinungen waren. Es hat eine alte, bessere Zeit auch über Siciliens reichen Gefilden den Beweis geführt, daß der innere Mensch überall, — wie der äußere die Luft, welche seine Lunge athmet, — jenes geistige Element finden könne, welches ihn zum Sieger und Herrscher

der Sinnlichkeit machet. Die Ueberkleidung mit diesem Element einer neuen inneren Gestaltung erhebet die Seele aus der sichtbaren und vergänglichen in eine andere Leiblichkeit, welche dem Wechsel der Zeiten nicht unterlieget, und welche — so wie derselbe Himmel mit denselben Sternen, und mit derselben unermessenen Tiefe über der öden Klippe, wie über dem reichen Gartenlande, über dem Sumpfe wie über dem Gebirge stehet — über jeder Menschenseele in gleicher Macht und Fülle waltet, ohne Aufhören bereit, sich jeder zu geben, welche sein begehrt.

Erläuternde Bemerkungen. Die mittlere Temperatur zwischen 0° bis 15° der Breite wird nach dem Centesimal-Thermometer im Mittel auf 27°,5 geschätzt. So ist sie z. B. in Cumana und Triaconomale, während sie in Pondichery 29° übersteigt, in Singapore unter 27° bleibt. Unter den Breitengraden von 15° bis 23° weicht sie mit ziemlicher Gleichförmigkeit auf beiden Halbkugeln und Seiten der Erde um einige Grade herab, doch steht sie noch in Macao (22° 11′ N. B.) über 23°, in Havana (23° 9′ N. B.) über 25° 1/2. Jenseits der Wendekreise zeigt sich zwischen den mittleren Temperaturen der unter gleichen Graden der Breite und auf ungefähr gleicher Höhe über dem Meere gelegenen Gegenden ein bedeutender Unterschied, je nachdem dieselbe an den Westküsten oder an den Ostküsten der großen Continente ihre Stellung haben. Schon unter 30° N. B. ist an den Westküsten der östlichen Halbkugel (in Nordafrika) die mittlere Temperatur 21°,4, an den Ostküsten von Amerika nur 19°,4, unter 40° N. B. und in Europa 17°,3, im westlichen Amerika 12°,5, unter 50° N. B., dort 10°,5, hier nur 3°,3, unter 60° dort noch immer 4°,8 über, hier 4°,6 unter dem Gefrierpunkt. Ein gleicher Unterschied ergibt sich dann auch zwischen der Westküste von Nordamerika und der Ostküste von Asien. Jene hat unter gleichen Breiten eine ungleich höhere Temperatur als diese, und in der Regel ist es überall da, wo der Oststrom der Atmosphäre unmittelbar vom Meer auf große Landstrecken gehet, kälter, da wo die westlichen Winde vom Meere aus das Land bestreifen, wärmer. So ist Kamtschatka, unter gleicher Breite mit Norddeutschland, kälter als Schweden, Korea unter 42° — 51° kälter als das nördliche Deutschland. Der Luftstrom, vom südlichen Pol der Erde kommend, ist, wenigstens auf der westlichen Halbkugel, unter denselben Graden der Breite ungleich kälter, als der vom Nordpol wehende. Darum hat Valparaiso unter 33° 2′ S. B. eine mittlere Temperatur von nur 14 1/2°, Algier unter 36° 48′ genießt eine mittlere Wärme von 18°. Im letzteren Falle trägt freilich wie in manchen andern Gegenden die Nachbarschaft der heißen Sandwüste mit ihren Luftströmungen viel zur Steigerung der Wärme bei. Doch darf man nur das Klima von Patagonien mit dem der europäischen Länder vergleichen, die unter gleicher Breite liegen, um den Satz im Allgemeinen bestätigt zu finden. Die nördliche Halbkugel ist in Island noch unter dem 60—66° bewohnbar. Süd-Georgien, unter dem 54° der südlichen Breite, bleibt den ganzen Sommer mit Schnee bedeckt, welcher nur an einigen sonnigen Felsenabhängen so weit hinwegthaut, daß zwei Pflanzenarten der niedrigsten Form auf dem schwärzlichen Gesteine zu gedeihen vermögen; die Buchten sind mit Eismassen angefüllt, welche 60 bis 80 Fuß hoch über die Wasserfläche hinaufragen. Nach v. Humboldt ist

die mittlere Temperatur beider Halbkugeln unter 22° bis 34°, auf der nördlichen 15°,4, auf der südlichen 13°,8; unter 34° bis 43°, auf jener 18°,2, auf dieser 15°,2; unter 43° bis 48° auf jener 17°,7, auf dieser 7°. — Es läßt sich jedoch auch über die eigenthümliche Wirkung der Winde für verschiedene Gegenden der Erdfläche keine Regel fest stellen. Der auf Novaja-Semla herrschende Wind in Verbindung mit stinkendem Nebel macht diesen Länderstrich unbewohnbar; einige fast unter derselben nördlichen Parallele gelegene Gegenden trifft dieser Einfluß nicht. Eben so ist in wärmeren Ländern der Einfluß der heißen Luft vom Aequator her unter gleichen Parallelen sehr ungleich. In Neapel wird der Einfluß des vom Süden wehenden Sciroccowindes selbst auf die Aeußerungen der Geisteskräfte für so unausweichbar gehalten, daß man nach Brydone (Reise durch Sicilien und Malta im Jahre 1770) daselbst von matten, mißlungenen Schriftstellerarbeiten das Sprüchwort hat: era scritto in tempo del scirocco. Die Landwinde auf der Küste von Koromandel sollen nach Sonnerat von so durchdringend scharfer Art sein, daß sie das Glas zerspringen, Bäume zerbersten machen; Menschen, welche ihnen ausgesetzt schlafen, werden gelähmt. — Den nachtheiligen Einfluß, welchen vorherrschende Feuchtigkeit und Sumpfluft auf die leibliche Entwicklung und hiedurch selbst auf die Aeußerung der Seelenkräfte hat, erkannte schon Hippokrates (de aëre, aquis et locis), wenn er die Bewohner am morastigen Ufer des Phasis, da die Luft unaufhörlich voll schädlicher Dünste ist, groß, aufgedunsen, plump von Gestalt, mit bleicher, gelber Farbe des Gesichts, heiserer Stimme, unaufgelegt zur leiblichen wie zur geistigen Arbeit beschreibt. Eine gleiche lähmende Wirkung zeigt das feuchte und zugleich heiße Klima nach Cassan (Mémoires de la Société d'émulation de Paris Vème année 1805) an den Bewohnern der westindischen Inseln. Das Klima solcher Gegenden wird durch Urbarmachen der Walddistricte und durch Austrocknen der Sümpfe sehr verbessert; denn Essequebo, welches noch vor 50 Jahren mit Monate lang anhaltendem Regenwetter heimgesucht war, hat jetzt nur selten 3—4 Tage lang einen umwölkten Himmel, und es ist seit der Urbarmachung das Klima von ganz Nordamerika so wie schon seit alter Zeit das von Deutschland trockner und milder geworden. Uebrigens lebte und gedieh in dem feuchten Waldlande des alten Germaniens ungeachtet dieses klimatischen Verhältnisses ein kräftig schöner Völkerstamm. Der Meinung, daß das Klima den Charakter der Völker bestimme, widerspricht schon Maximus Tyrius (Diss. XIII, ed. Davis. p. 140).

Die nun weiter nachstehenden Bemerkungen haben einen großen Theil ihres Stoffes entlehnt aus Prichards Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, wobei die durch werthvolle Zuthaten bereicherte deutsche Bearbeitung von R. Wagner und Fr. Will (Leipzig bei Voß) benutzt wurde.

Die im Paragraphen erwähnten äußeren Verschiedenheiten der sogenannten Menschenracen unter einander sind bei weitem nicht so groß als die Verschiedenheit der Spielarten, die man an Thieren beobachtet. Wir führen hier nur einige Fälle vom Entstehen und von der Fortpflanzung solcher Spielarten an, welche noch fortwährend ein Gegenstand der alltäglichen Beobachtung sind und waren.

Vor einiger Zeit wurde in Neuengland von einer Schafmutter der ganz gewöhnlichen Art ein Schafböcklein geboren, das von der gewöhnlichen Form der

Schafe sehr bedeutend abwich. Es hatte einen abnorm langgestreckten Körper, kurze Beine, gekrümmte Vorderfüße und seltsam verlängerte Fußgelenke. Da die Wolle dieses Thieres von derselben Güte war als die der Zuchtschafe, zog man es groß und bediente sich seiner zur Fortpflanzung seiner Varietät, die sich den Hirten dadurch empfiehlt, daß sie nicht so wie die andern Schafe über die Umzäunungen der Hürden wegspringen kann. Jener kurzbeinige Schafbock zeugte mit weiblichen Thieren seiner Art Nachkömmlinge, welche zum Theil ihm ganz an Gestalt glichen, zum Theil von der Form der Mutter waren. Wenn man Thiere der kurzbeinigen Spielart zusammenpaart, dann sind die Jungen sämmtlich von dieser abnormen Form, Widder der langleibigen und kurzbeinigen Race zeugen mit gemeinen Schafmüttern Junge, die entweder ganz dem Vater oder ganz der Mutter gleich sind, und man sieht zuweilen Zwillingspaare von Jungen, davon das eine kurzbeinig wie der Vater, das andre langbeinig wie die Mutter ist, jenes mit Mühe, dieses mit Leichtigkeit das mütterliche Euter saugen. Die seltsame Spielart der Schafe, von welcher wir so eben sprachen, ist unter dem Namen der Otterrace (wegen der Aehnlichkeit des langgestreckten kurzbeinigen Körpers mit der Fischotter) bekannt und in ihrem Vaterlande viel verbreitet. (Prichard a. a. O. I. S. 291.)

Denken wir uns den Fall, daß eine solche beharrlich ausdauernde Spielart, deren eigenthümlicher Charakter in der Abweichung selbst des Skeletbaues begründet ist, in vormaligen Zeiten, etwa in einem von der Natur abgegränzten Landstriche sich zahlreich vermehrt hätte und noch jetzt in irgend einer Gegend der Erde in ganzen Heerden fortbestände, sollten diese Spielarten im System der Naturgeschichte nicht als eigne Species aufgeführt werden können? Sie weichen mehr von der Urform des Schafes ab als die langbeinigen, die kurzhaarigen und die mit Fettschwänzen versehenen Racen, mehr als die fein- und langhaarigen Ziegen von Ungarn oder die feinwolligen von Kaschmir von unsern gemeinen Ziegen. Eben jene Urform dieses mit Wolle bedeckten Schafes scheint in der wilden, kräftigen Stammart des Argali wie des Moufion fortzuleben, welche statt der Wolle ein gemeines thierisches Haar trägt, das im Sommer kurz und fest anliegend, im Winter kraus und mit weichem Flaum vermischt ist. Wenn man unsre Hausschafe längere Zeit sich selber überläßt, die künstliche Zucht und Pflege derselben vernachlässigt, dann kehren sie, namentlich wenn sie viel im Freien leben dürfen, schon darin zu der Annäherung an die Stammform zurück, daß sie statt der Wolle gewöhnliches Haar bekommen.

Einen ganz ähnlichen Verlauf des Entstehens, des Fortbestehens und des Wiedervergehens der Spielarten hat man an vielen unsrer Hausthiere, namentlich den Hunden, Pferden, Rindern, Schweinen, Tauben, Hühnern u. s. w. beobachtet. M. v. über diesen wichtigen Gegenstand A. Wagner in seiner Fortsetzung von Schrebers Säugthieren. Bd. IV, S. 185 u. f. Bd. V, S. 1277, 1281, 1286 so wie S. 1774 u. 1776.

Den bedeutenden Einfluß, welchen die Abscheidung einzelner Menschenfamilien, die allmählich zu Völkerhorden, ja zu Nationen anwuchsen, nicht nur durch Meere, sondern auch im Innern der großen Festländer durch hohe Gebirgszüge, durch Wüsten und große Ströme auf das Entstehen der Menschenvarietäten haben mußte, erkennt auch Prichard in sehr entschiedener Weise an (a. a. O. III a, S. 3 u. a.).

Die oben im Paragraphen angeführten Hauptverschiedenheiten der Schädelformen sind von ungleich wesentlicherer Art und zugleich ein viel beständigeres Kennzeichen für die Völkerstämme als die Camper'sche Gesichtslinie. Diese fand Blumenbach an dem Schädel eines Congonegers vollkommen so wie an dem Schädel eines Polen aus Litthauen, der sich in seiner Sammlung befand, dagegen verrieth die schmale, seitlich zusammengedrückte Form des ersteren sogleich die äthiopische Abstammung. So war auch an zwei Negerschädeln der Gesichtswinkel sehr verschieden, während die Grundform an beiden dieselbe blieb. Der Schädel ist bei dem Mongolenstamm am breitesten, bei dem Neger am schmälsten, bei dem gerundeten Schädel des Europäers hält er die symmetrische Mitte. Als eine andre Eigenthümlichkeit des Negerschädels wird die Dicke so wie die große, fast elfenbeinartige Härte seiner Knochen angeführt, ein Zug, der das ganze (specifisch schwerere) Skelet des Negers charakterisirt. Dagegen sind im Ganzen die Schädelknochen der amerikanischen Stämme am leichtesten — ein Verhältniß, von welchem übrigens die Schädel der Botekuden eine auffallende Ausnahme bilden. In umgekehrter Weise finden sich auch öfters die Schädel der äthiopischen Stammart von gleichem Gefüge mit dem europäischen, und jene Ausnahmen, wobei sich an den Schädeln von Europäern, z. B. eines Thüringers nach Loder (Prichard I, S. 336), oder eines Polen nach Blumenbach (ebend. S. 342) ganz die äthiopische Form, umgekehrt aber selbst unter den tiefst versunkenen Negerstämmen die europäische finden, sind nicht selten. In ziemlich großer Allgemeinheit zeigt sich diese Annäherung an die symmetrische Kopfbildung bei den civilisirtern Negervölkern, den Mandingos, den Jolofs und Yaribas (Prichard II, S. 126), so wie auch die Schädelform mehrerer amerikanischer Stämme der europäischen ungleich näher kommt als der mongolischen (Prichard a. a. O. B. I, S. 329, 333, 335, 336, 367 u. f.). Auffallend ist auch die Aehnlichkeit mit der europäischen Normalform bei den Ainas, den Bewohnern der Kurilen, einem Volk von verhältnißmäßig höherer geistigen Entwicklung und von sanften Sitten, welches ohne allen Zweifel von mongolischer Abstammung war.

Sehr beachtenswerth sind die Messungen des inneren Rauminhaltes der Schädelhöhle bei den verschiedenen Menschenvarietäten. Unter diesen allen hat der Eskimo den breitesten, der Neger den schmalsten Hirnschädel, was aber dem letzteren an Breite abgeht, das ersetzt die Dimension der Höhe, so daß der innere Rauminhalt für beide so wie mit geringem Unterschied für alle menschlichen Köpfe derselbe bleibt. Selbst zwischen dem kleinsten menschlichen Gehirn und dem im Verhältniß zur Größe des Körpers größten Gehirn eines Affen bleibt ein Abstand, der sich nirgends zwischen dem Hirn zweier Säugethiere von einigermaßen verwandter Familienform finden läßt.

Die Verschiedenheiten in der Gestalt des Vorderhauptes stehen, wie oben erwähnt, in Beziehung mit der Entwicklung der Sinnorgane und der Mundtheile. Namentlich ist bei der mongolischen Varietät die verhältnißmäßig größere Weite des Kopfes in der Gegend der Jochbeine und in seiner ganzen Mittelregion der Ausbildung der drei obersten Sinnorgane sehr günstig. Die weit von einander stehenden Augen, der breit angelegte Bau der Nase mit den platten Nasenbeinen machen den Kalmuken einer Schärfe des Gesichts so wie des

Geruches fähig, darin kein andrer Völkerstamm der Erde ihm gleichkommt. Er erkennt (nach Pallas) auf seinen Steppen mit dem bloßen Auge Gegenstände, welche der Europäer selbst durch sein Reisefernrohr nicht bemerkt, riecht die Feuer oder die Witterung einer gelagerten Horde aus einer kaum glaublichen Entfernung, und eben so weitreichend und scharf ist auch sein Gehör. Sehr charakteristisch für diese Völkerform ist selbst der Bau der untern Extremitäten, welche durch uralte Gewöhnung mehr für das Reiten als zum Gehen geeignet sind. Schon die Kinder pflegen auf Schafen oder Ziegen zu reiten, doch ist der gekrümmte Bau der Beine keine Folge dieser frühen Uebung derselben zum Umspannen eines thierischen Rückens, sondern ist ein angebornes Erbtheil des Stammes.

Am Eskimo ist dieselbe Grundform des Schädels in extremer Ausbildung vorhanden, die Füße aber sind dabei in vorzüglicher Weise auch zum Gehen und zu weiten Fußwanderungen geeignet.

Ueberhaupt gibt die Verzweigung des Mongolenstammes in auf- und niedersteigender Richtung in die an äußerlicher Gestalt wie an Sitte, an geistiger Bildung verschiedensten Nationalitäten für die Entwicklungsfähigkeit unsers Geschlechts ein lehrreiches Zeugniß. Bei jenen verheerenden Einbrüchen, durch welche die Mongolen im Mittelalter das gebildete Europa in Schrecken setzten, bildete das Stammvolk der Türken der Zahl nach den Hauptkern der barbarischen Schaaren. Sie, mit andern mongolischen Völkerschaften gemischt, treten als Avaren und als Hunnen auf, waren die Hauptmassen in Tschingghis-Khans Heeren. Andre Zweige des Mongolenstammes sind die Bulgaren, die Tungusen, die Tibetaner und Chinesen, in der nördlicheren Zone die Yakuten und Samojeden, im Westen die Ungarn, die alten Finnen, die Lappen und Esthen. Zwar weichen die ebengenannten Völker, wie an Gestaltung und Sitte, so auch in ihrer jetzigen Sprache schon weiter von einander ab als die Zweige des indoeuropäischen Stammes, doch läßt sich in allen diesen verschiedenen Sprachen an den Elementen der Worte so wie der grammatischen Handhabung noch der gemeinsame Ursprung erkennen, und bei den Völkerschaften von Afrika, Oceanien und Amerika ist dieses Auseinandergehen in die verschiedensten Richtungen noch viel auffallender. (Von den Eigenthümlichkeiten so wie über die weitläufigen Verzweigungen des mongolischen Völkerstammes handelt sehr ausführlich und gründlich Prichard im vierten Buche seiner Naturgeschichte des Menschengeschlechts im 16ten, 17ten und 18ten Capitel).

Namentlich zeigt sich uns in der Verwandtschaft der Sprachen der mongolischen Völkerzweige eine Folge jenes näheren Beisammenbleibens derselben, und zugleich wohl des uralten Gebrauches der Schriftsprache, der sich bei den meisten von ihnen fand. Denn obgleich dasselbe Stammwort, das mit geringer Abänderung im Türkischen und Ungarischen das Meer bezeichnet, im Mongolischen und Mandschu einen See, das Mandschu für Berg im Ungarischen einen Hügel, das türkische Wort für Fels im Ungarischen und Finnischen einen Stein bedeutet; und wenn das Wort, das die türkische Sprache für Himmel und für Blau hat, im Ungarischen und Mongolischen nur noch für die Farbe gebraucht wird, so ist doch die gemeinsame Herkunft dieser Worte, bei allem Wechsel ihrer Consonanten, noch unverkennbar (m. v. Prichard a. a. O. III, b. S. 410).

Eben so dann, wenn dasselbe Wort, das in der einen der mongolischen Sprachen z. B. ein Organ des Leibes bezeichnet, in manchen andern dieser Sprachen zur Grundlage von Worten dient, welche die Verrichtung jenes Organs andeuten, wie Ohr und hören, Auge, Gesicht und sehen (ebend. S. 411). Ja die Verwandtschaft der Verzweigungen des einen Völkerstammes geht noch weiter, sie wird hin und wieder zu einer Verwandtschaft mit den Sprachen eines andern Völkerstammes, der an äußerer Gestaltung scheinbar durch die weiteste Kluft von dem mongolischen oder turanischen geschieden ist, zu einer Verwandtschaft mit den Sprachen des indoeuropäischen oder iranischen Völkerstammes. So nicht nur in einigen wesentlichen Zügen des grammatischen Charakters (a. a. O. S. 406), sondern selbst in dem Gleichlaut einiger der bedeutendsten Worte wie Num (Gott) mit dem Lateinischen Numen (S. 456).

Am deutlichsten ist eine solche Verwandtschaft mit dem andren Schwesterstamm der Völkersprachen und mit dem Urstamme beider bei dem Hauptvolke der turanischen Nationen, ja, wenn man auf die Zahl seiner Menschenmenge achtet, dem Hauptvolke der Erde erkennbar. Es sind dieß die Chinesen, deren Nationalität und äußere Verfassung durch das Gewicht der eignen Masse so fest begründet war, daß sie seit Jahrtausenden dieselbe blieb, und deren Sprache nicht nur in dem leicht wandelbaren mündlichen, sondern im schriftlichen Wort durch lange Zeiten der Geschichte sich fast unversehrt erhielt. Die ursprüngliche Heimath, von welcher dieses merkwürdige Volk ausging, war das Hochland des mittleren Asiens, dasselbe, aus dessen Innern das nahe verwandte Volk von Tibet kam, und diese Gleichheit der Abstammung verräth sich in augenfälliger Weise in der Aehnlichkeit der äußeren Gestaltung. Beide sind von mongolischem Menschenschlag, kaum aber haben sich in der Sprache eines andern Volkes von dieser Herkunft so viele Worte erhalten, die neben der Verwandtschaft mit dem Mongolischen auf die Verwandtschaft mit dem Deutschen, Griechischen und Lateinischen, mit dem Sanscrit und selbst mit dem Hebräischen hindeuten (m. v. Prichard a. a. O. III, p. S. 496).

Wir verweilten hier zuerst bei jener Varietät des Menschengeschlechtes, welche durch ihren Wohnsitz und durch ihren freundlichen wie feindlichen Verkehr Jahrtausende hindurch unsern altväterlichen indoeuropäischen Völkerfamilien am nächsten stand, obgleich sie der äußeren Gestaltung nach durch scharf gezogene Gränzen von ihrer Nachbarin abgeschieden ist. Magogs Geschlecht macht nicht nur in seinem Riesengebäude des Staates von China, sondern durch das riesenhafte Auftreten seiner Völkermassen unter den andern Menschengeschlechtern der Erde einen Anspruch auf unsre besondre Beachtung. Es scheint ein ganz vorzügliches Gedeihen der Vermehrung auf dem mongolisch-turanischen Völkerstamme geruht zu haben; seine Wurzeln und Verästelungen haben sich am weitesten und allgemeinsten über den ganzen Erdkreis verbreitet. Ueberdieß hat auch sein Geschlecht am frühesten das Vaterhaus, die Wohnsitze des gemeinsamen Urstammes der Menschheit, verlassen, hat, vom angestammten Wandertrieb ergriffen, die ältesten Niederlassungen in fernen Ländern begründet. Denn wohin auch in späterer Zeit die Völker des indoeuropäischen Stammes kamen, da fanden sie ein andres Volk schon im Besitz des Landes, das wie die Finnen und Lappen, die Celten und Iberier, oder wie die Ureinwohner von Dekhan von mongolischem Völker- und Sprachenstamm

war. Die leidenschaftliche Lust des Jägers, der seiner flüchtigen Beute weithin in die Einöde der Wälder folgt, scheint in diesen alten Auswandrern mächtiger gewesen zu sein, als die Freude am beständigen Wohnort und ruhigern Besitz.

Aber nicht nur auf die Wanderungen von Osten nach Westen über das nordische Flachland beschränkte sich Magogs Geschlecht, dem in der Einförmigkeit seiner heimathlichen Steppen das Gefühl von Heimweh unbekannt geblieben war, sondern mit den Hirschen der arktischen Zone in der Verbreitung wetteifernd, zog es hinüber nach dem westlichen Continent. Es findet sich da, wo der Uebergang von einem Welttheil zum andern in der Gegend der Behringsstraße oder auch von Insel zu Insel auf dem Zuge der Aleuten am leichtesten war, im höchsten Norden von Amerika der Rest eines Volkes, das einst auch auf der Westseite des Welttheils zahlreich und weit verbreitet war, das Volk der Eskimos. In seiner äußeren Gestalt zeigen sich in augenfälligster Weise die Züge der mongolischen Abkunft; auf dem gegenüber gelegenen Theile des nordöstlichen Asiens wohnen noch jetzt die Namallos und Tschuktschen, die mit den Eskimos in jeder Hinsicht in naher Stammverwandtschaft stehen. Hier läßt sich der Faden der Verwandtschaft selbst noch in den Sprachen erkennen; wenn wir jedoch in der Betrachtung der Völkerstämme und Horden, welche das große, reiche Festland von Amerika bewohnen, weiter von Norden nach Süden gehen, dann scheint jener Faden uns ganz zu entschwinden, denn man hat nur allein im Bezirk von Mexico 35, in ganz Amerika aber 1500 bis 2000 Sprachen unterschieden, welche im Stammlaut der einzelnen Worte so viel von einander abweichen, daß keine der andern so nahe kommt, als das Holländische oder das Schwedische dem Deutschen. Und dennoch ist diese unvereinbare Zerrissenheit nur scheinbar; eben so wie nach dem Zeugniß der geachtetsten Beobachter in der äußeren Gestalt, in der Gesichtsbildung aller amerikanischen Völkerschaften sich der gemeinsame mongolische Urtypus noch erkennen lässet, so hat sich auch in allen Sprachen derselben vom Lande der Eskimos an bis hinab zur Südspitze des Welttheils ein wesentlicher Zug der inneren Uebereinstimmung erhalten, welcher auf das Hervorgehen aller aus einer gleichen Wurzel hindeutet. Wie die allgemein beliebte Melodie eines Volksliedes mit sehr verschiedenen ihr untergelegten Texten durch ein ganzes Land von Norden nach Süden, von Ost nach West im Munde von Tausenden tönt, so hat sich in allen Sprachen der amerikanischen Völkerschaften eine feststehende Form für den Ausdruck jener mannichfachen Beziehungen erhalten, in welcher das zum hörbaren Laut gewordne Gedankenbild zu dem ganzen Gebiet des vernünftig menschlichen Erkennens steht. Diese Uebereinstimmung der grammatischen Structur, ebenso unverkennbar als jene, die sich zwischen dem Sanscrit und den persischen, griechischen und germanischen Sprachen findet, stehet in noch ungleich wesentlicherer Beziehung zu dem Material der Sprache als die Melodie zum Text eines Liedes: sie ist das von innen stammende geistige Urelement der Sprache, dem die mannichfachen Einflüsse der äußeren Natur durch die Beimischung ihrer Töne und Laute die verschiedenartige Färbung gaben. Hierin liegt der Grund, aus welchem die Indianer der verschiedensten amerikanischen Stämme mit Leichtigkeit die einen die Sprache der andern lernen, kaum aber und nur mit größester Mühe eine Sprache der Europäer. Wie die Eskimos und die Tschuktschen den Uebergang zu den Mongolenzweigen des nordwestlichen Asiens, so vermitteln die Atha-

pascas den Uebergang von den Eskimos zu den Horden und Stämmen der südlicheren Länderstriche. Das Geschäft der Jäger, das mit dem des Krieges Hand in Hand geht, und welches den Samen einer Leidenschaft in sich trägt, die leicht zur Grausamkeit und feindseligen Zerstörungswuth wird, war bei den meisten dieser Stämme das herrschende. Dasselbe trennte sie bald in gesonderte Gemeinschaften, welche ihr weites Jagdgebiet mit Eifersucht gegen die Nachbarn bewachten und selten zum friedlichen Verkehr, sondern fast nur zur Abwehr mit den Waffen in der Hand sich begegneten. So schieden sich zugleich ihrem materiellen Wortlaut nach die Sprachen. Nur in einigen Gegenden des Welttheils nahm der Völkerstrom, der von Nordosten aus Asien zu verschiedenen Malen einbrach, die Gestalt eines ruhenden Sees an; hier bildeten sich Städte und Staaten, hier erwachte der Kunsttrieb unsers Geschlechtes, und mancher andre geistige Keim; eines aber mangelte allen, auch den gebildetsten Völkern von Amerika: die eigentliche Schriftsprache der Worte, welche den Sprachen allein die feststehende Form erhält. Wohl aber bezeugen es die gemeinsamen Ueberlieferungen, das Sehnen, das in diesen mehr als tausend Zungen nach einem gemeinsamen Gegenstand der geistigen Befriedigung sich ausspricht, daß alle diese Zweige des einen Stammes aus demselben Vaterhause kamen wie Irans und Turans Geschlechter.

Länger als die Urvölker von turanisch-mongolischer Abkunft scheinen die Urvölker der indocuropäischen Abart in nahem Verkehr geblieben und erstarkt zu sein, ehe auch sie ihre Auswanderungen nach Ost und West begannen. Als der anfängliche, gemeinsame Wohnsitz derselben wird Iran, das Land der alten Meder (Arier) betrachtet; die Erdstriche, durch welche sie sich ausbreiteten, erleichterten auch später durch ihre Lage und Naturbeschaffenheit das Fortwähren des Verkehrs. Wie schon die Form des Schädels und die Gesichtsbildung im Allgemeinen bei den turanischen Völkern auf eine vorwaltende Entwicklung der Sinne des Hauptes und ihrer Verrichtungen hindeutet, so lässet beides bei der iranischen Völkerform auf jene überwiegende Entwicklungsfähigkeit des intellectuellen Vermögens schließen, welche sich bei den indoeuropäischen Völkern in so augenfälliger Weise bethätigt hat. Ihre Sprachen sind sich im Material des Wortlautes wie im grammatischen Bau so verwandt geblieben, daß man mit Leichtigkeit die gemeinsame Abstammung des Sanscrit, des Griechischen, Lateinischen, des Persischen, Germanischen und Slavischen, so wie der Sprache der Hindus, der Afghanen, Kurden und Armenier aus einer Ursprache (vermuthlich dem alten Zend) zu erkennen vermag. Dieses Festhalten an der Urform zeigt sich zuweilen noch in der Sprache eines fern von dem gemeinsamen Ursitze wohnenden, von dem Verkehr mit andern Völkern mehr abgeschlossenen Volkes in unverkennbarer Deutlichkeit; so hat sich der sanscritanische Name für Gott (Devas) reiner noch im litthauischen Dievas, im lettischen Dews und preußischen Deiws erhalten als im lateinischen Deus, und das altpreußische dievuts (fromm) steht dem sanscritanischen deivat ungleich näher als das lateinische devotus. Selbst die grammatischen Formen der Ursprache haben sich im Litthauischen sehr treu erhalten.

Man hat an Wandervögeln die Bemerkung gemacht, daß ihnen in ihren jährlichen Zügen aus einer Weltgegend in die andre eine bestimmte Richtung angewiesen ist, von der sie weder zur Rechten noch zur Linken jemals abweichen. Die Verbreitung unsers Wanderfalken (Falco peregrinus) ist von Ost nach West, von Europa nach Amerika gegangen; er wird weder in Asien noch in Afrika gesehen, obgleich eine ihm nahe verwandte Art in Australien vorkommt. Der Edelfalke (F. candicans), dessen Heimath Grönland und die westnördlichsten Gegenden von Europa sind, wird nie im südlichen Europa, wohl aber in Syrien, Arabien und Nubien gesehen, sein Zug geht mithin nach Südost. Unsre Hausschwalbe, welche in jeder Stunde einen Grad der Breite, 15 geogr. Meilen durchfliegen kann, wandert nie nach Südost oder Südwest, sondern immer nur nach Afrika. In ähnlicher Weise scheint auch den frühesten Wanderungen der Völker aus dem gemeinsamen Ursitz eine festbestimmte Richtung gesetzt gewesen zu sein. Die Hauptrichtung, welche die turanischen Völkerströme nahmen, deren Ursitz ein nördlicherer war, zog sich nach Ost und Südost, und dort, in China, sammelten sie sich zu einer Centralmasse, die ihres Gleichen nicht weiter auf Erden hat. Die iranischen Völkerzüge nahmen ihre vorherrschende Richtung nach Westen, vor allem nach dem durch seine vielseitige Culturfähigkeit und durch seine Lage an vielen Wassern hoch begünstigten Europa, und zu derselben Zeit, wo sich in China ein Knäuel der turanischen Völker zusammenballte, bildete sich in Westen das Weltreich der Römer. Für eine spätere Auswanderung der germanischen Völker als die der griechisch-lateinischen, spricht schon die nähere Verwandtschaft ihrer Sprachen mit der noch jetzt in Iran herrschenden persischen. Ueberall im Westen auf dem ihnen bestimmten Boden besiegten die Iranier die ihnen vorausgegangenen vereinzelten Horden der Turanier, im Osten jedoch setzte die Uebermacht der turanisch-mongolischen Stämme der weitern Verbreitung des iranischen Völkerstromes eine feste Gränze. Dieser indeß, jene Schranke umgehend, wendete sich nach Süden über das Reich der Inseln, zu welchem die weit nach Süden ins Meer ragende Halbinsel Malagga eine natürliche Brücke bildet.

Der malayopolynesische Völkerzweig, der sich über einen Raum von 200 Längengraden gegen West und Ost (von Madagascar bis zur Osterinsel) ausgebreitet hat, zeigt in seinen Sprachen, Traditionen und Sitten, wie in der äußeren Gestaltung eine große Verwandtschaft des einen Gliedes seiner weiten Verkettung mit dem andern, und zuletzt mit den Hindus und der Ursprache ihres Volkes, dem Sanscrit. Allerdings mag sich auch über diese Inselwelten, namentlich von China aus nach Südsüdost, der turanische Völkerzweig vielleicht bis nach Australien verbreitet haben, welcher hier wie anderwärts zur Form der Alfurus verkümmert scheint; doch sind in den Sprachen der Australier ebenso viele Züge der Verwandtschaft mit dem indischen als dem gemischten indochinesischen Sprachenstamm zu finden.

Wären es die schwarze Farbe der Haut und das wollenartig verwobene Haar allein, welche die Völker von äthiopischer Herkunft von den andern Völkerzweigen schieden, dann müßten die Joloffs die andern Züge der Negerform am ausgeprägtesten an sich tragen, denn sie, obgleich in weiterem Abstand von dem Aequator wohnend als die meisten andern Negervölker, sind die schwärzesten von allen, tragen jedoch an Schädel und Angesicht fast die meisten Züge der Verwandtschaft mit der schöneren indoeuropäischen (Ur)Form an sich. Wäre der

Schluß ein richtiger, daß die vollständige Negerphysiognomie ein sicheres Kennzeichen sei für die äthiopische Abstammung, dann könnte jene Physiognomie zugleich mit der tiefschwarzen Farbe der Haut und dem afrikanischen Wollenhaar nicht an ganzen Familien von reinem semitisch-arabischen Stamm sich ausgeprägt haben, wie jener war, welche Buckingham im Hauran jenseits des Jordans, und jene, welche Hodgeson unter den Berberhorden (arabischen Stammes) im Tuarik beobachtete. (Prichard III, b. 617, 618.) Die Urbewohner von Afrika mit Ausnahme der Hottentotten, welche die meisten Züge der turanischen Abkunft an sich tragen, und mit Ausnahme der im Norden des Welttheils verbreiteten, mit Resten iranischen Geblütes vermischten arabisch-semitischen Stämme, verrathen durch Sprache und durch manche Züge des Nationalcharakters die gemeinsame Abkunft von einem Urstamm, der einst in Aegypten der herrschende war. Sie sind großentheils tief von der vormaligen Stufe der sittlichen Bildung und geistigen Erkenntniß herabgesunken; von Osten her (aus Arabien) kam in späterer Zeit mehreren von ihnen ein geistig neubelebendes, bildendes Element. (M. v. den Inhalt des ganzen 2ten Bandes von Prichards o. a. Werk.)

Als ein Wunder in den Augen des Forschers der Geschichte der Völker stehet der semitische, der syroarabische Völkerstamm, vor allem das weit über die Erde verbreitete Volk der Juden da. Es ist ein Keim von unvergänglicher Natur, ein unantastbares Erbtheil der Verheißungen, was diesem Volke seine Zukunft sicherte und ihm seine höchste Bedeutung in der geistigen Entwicklungsgeschichte aller Geschlechter der Erde gab. Weniger in der Weise des Fleisches als in der des Geistes hat der semitische Stamm zur Rechten wie zur Linken sein eignes Wesen fortgepflanzt, das auf einem festen Stehenbleiben im Vorhofe jener höchsten Erkenntnisse sich gründet, welche allein den Menschen, wenn er aus dem Vorhof ins Innere gehet, dem Ziele seiner Bestimmung entgegenführen können. In einem andern Sinne als die Völkermasseu von turanischer und iranischer Abkunft, hat der semitische Stamm den Grund zu einem Reiche gelegt, das dauernder sein wird als die Reiche der Welt und ihre wandelbaren Geschicke.

Ueberhaupt ist, wie schon im §. 24 erwähnt wurde, der Mensch unter allen Lebendigen der Erde dasjenige, welches durch seine leiblichen Eigenschaften am meisten zur Verbreitung über und zur Eingewöhnung in allen Zonen so wie culturfähige Höhen und Tiefen der Erde geeignet ist. Am wenigsten gilt dieses übrigens im Vergleich mit den drei Hauptformen der Menschennatur (mit den Mongolen, Europäern und Aethiopiern) von den Eingebornen von Amerika und Oceanien. Für diese ist die Versetzung in eine andre Erdgegend als ihre heimathliche fast immer mit Lebensgefahr verbunden.

Vielleicht steht hiermit jenes unwandelbare Gleichbleiben der äußeren Gestaltung in Beziehung, das man an den Eingebornen von Amerika beobachtet hat. Nach Robertsons, Lewis' und Clarke's Behauptung genügt, um den vorherrschenden Umriß der gemeinsamen Physiognomie aller kennen zu lernen, der Anblick eines einzigen Amerikaners. Diese auch durch Alexander v. Humboldt bestätigte Familienähnlichkeit der gesammten Bewohner des großen Landstriches von anderthalb Millionen Quadratmeilen, von den Feuerlandsinseln bis zum Lorenzostrom und der Behringsenge läßt auf eine gemeinsame Abstammung derselben schließen. Eben so die Uebereinstimmung der Gebräuche, z. B. des Durchbohrens der Unterlippe, Bereitung der Speisen, Bau der Wohnungen und der Kähne (letzterer selbst noch bei den Pescherähs), welcher übrigens einen Anknüpfungspunkt der weiten Verwandtschaft mit den Bewohnern des nordöstlichen Asiens darbeut.

Daß die Eingebornen von Amerika, zum Theil derselben tropischen Hitze ausgesetzt als die des mittleren Afrika's, dennoch in keiner Gegend des Welttheils die Farbe und Aehnlichkeit der Negerrace angenommen haben, davon scheint der Grund nicht nur in den zahlreichen Wasserströmen und Urwäldern ihres Welttheils zu liegen, sondern auch in der Einwanderung aus einem ursprünglich nördlichen Wohnsitz des gemeinsamen Stammes, welche bereits in eine spätere Epoche der Geschichte unsers Geschlechtes fiel, als die Einwanderung der Chamiten in Afrika. Auf diese nordische Abstammung scheint selbst die Langsamkeit des Pulses der Amerikaner im Vergleich mit dem der Europäer und dem noch mehr beschleunigten der Neger hinzudeuten. Im Ganzen ist die Fruchtbarkeit des amerikanischen Volksstammes eine geringe, was auf ein allmähliches Versiegen dieses einst so kräftigen Völkerstromes hindeuten könnte.

Zuweilen gibt sich die Verwandtschaft der Sprachen an den Verzweigungen der einzelnen Stämme in scheinbar unbedeutenden Punkten des Begegnens sehr deutlich kund. So bei dem Namen des Eies in mehreren indoeuropäischen Sprachen: Oi, Ou (Oion im Griechischen, Ovum im Lateinischen), ägg im Schwedischen, Ei im Deutschen, jaice und waice im Slavischen. Dagegen im Ungarischen mony, lappisch monne, finnisch, tscheremessisch, mogulisch, samojedisch muna, selbst noch auf der Westküste von Amerika manik. (Dobrowsky bei Prichard III, a. 18).

Ein sehr merkwürdiges Beispiel vom Verschwinden einzelner der bedeutendsten Worte aus der Sprache eines in tiefere Verwilderung übergehenden Volkes und zugleich vom Erlöschen der geistigen Erkenntniß, die an das Verstehen jenes Wortes geknüpft war, erzählt uns Moffat in s. Missionary Labours and Scenes in southern Africa. Das Volk der Betschuanas (vom Stamm der Kaffern) hatte vormals das Wort Morimo für den, der oben im Himmel ist oder den Oberen, und verband damit den Begriff eines höhern göttlichen Wesens. Das Wort mit seinem Begriff fand Moffat aus der Sprache des jetztlebenden Geschlechtes verschwunden, obwohl es doch unter Tausenden hin und wieder eine hochbejahrte Person gab, die sich erinnerte, in ihrer Jugend vom Morimo gehört zu haben, und obgleich die sogenannten Regenmacher und Zauberer das einst hochbedeutende Wort zuweilen noch zur Bezeichnung eines fabelhaften Gespenstes mißbrauchen, von dem sie die wunderlichsten, widersprechendsten Dinge erzählen. Man kann sich bei dieser und andrer Gelegenheit davon überzeugen, daß je weiter sich die Völker von der anfänglichen Heimath des Urstammes und dem Centralpunkt des Verkehrs geistiger Erkenntnisse, selbst in räumlicher Hinsicht entfernten, desto stärker die Verwilderung eintrat. Wie schnell dieses gehen könne, das zeigt uns auch der Zustand der jetzigen Abyssinier, wie neuere Reisende, namentlich Rüppell, uns denselben beschrieben, verglichen mit jenem, welchen Bruce einige Menschenalter früher in Gondar beobachtete, als noch eine Art von wissenschaftlicher Bildung daselbst bestand und durch Schulen gepflegt wurde. Dennoch haben sich bei den Abyssiniern und selbst bei den auch an Gestalt zwerg-

artig verkümmerten, blutdürstigen Kukis und Nagas, einem mongolischen Volkszweige, der das Gebirge zwischen Assam und Manipur bewohnt, noch die Spuren altväterlicher Ueberlieferungen durch den Verkehr mit den geistig höher stehenden Nachbarvölkern erhalten. (Prichard III, a. S. 233 bis 236).

Im Norden von Europa ist nach L. v. Buch (bei Prichard III, a. 383) die blonde Varietät der Menschengestalt zugleich die normal schönere, physisch kräftigere, vollkommner entwickelte. Bei den Finnen, welche bessere Wohnungen, wärmere Kleidung besitzen, reichlichere und kräftigere Nahrung genießen und öfters warme Bäder nehmen, hat sich jene blühendere Complexion entwickelt, obgleich sie von demselben Volksstamme sind als die Lappen, deren Körper gegen den Einfluß der Kälte, der die leibliche Entwicklung hemmt, unzureichend geschützt, schlecht genährt und gepflegt ist und deßhalb klein, verkümmert und von dunkler Complexion erscheint. Daß auch bei den Abkömmlingen der Lappen, wenn ihre äußere Lage sich so günstig wie bei den Finnen gestaltet, die schönere Form sich entwickle, wurde schon oben (nach Prichard a. a. O. S. 338, 340) erwähnt.

Dafür, daß das Bestehen der Varietäten unsers Geschlechtes vorzugsweise in jene frühere Zeit des jetzigen Zustandes der Erdfläche zu setzen sei, wo der Mensch mit der ihn umgebenden Natur zugleich in eine neue Entwicklungsperiode seines Organismus (seines Mitseins und Mitlebens mit der äußeren Leiblichkeit) eintrat, dafür spricht die Beobachtung selbst mancher Krankheitsformen, von welchen der einzelne Mensch durch den Wechsel des Klima's ergriffen wird. Jener Zustand der Erneuung glich gewissermaßen dem der Kindheit, welche bekanntlich am meisten den Entstaltungen (Abarten) in der Gestalt des Skelets so wie Affectionen der Haut ausgesetzt ist. Ungleich mehr als bei den Menschen mochte dieser neu- und umgestaltende Einfluß bei den Thieren geeignet sein, die Abarten der Stammform hervorzurufen, die sich allmählich als Arten fixirten.

Der Einfluß der irdischen Elemente.

§. 56.

Es reden die Alten, wie wir schon oben (§. 52) sahen, von einer ansteckenden Macht, welche die Leiblichkeit an der Seele übe, so wie diese mit ihr in Verkehr trete, mit ihr sich gemein mache. Jene Schlange der alten nordischen Sage hat in das sichtbare Wesen, dessen sie selber zur Speise begehret, das erstarrenmachende und verzehrende Gift geströmt, und es wird Proserpina allein durch den Genuß des Granatapfelkernes der Welt des Dunkels zum bleibenden Eigenthum verkauft.

Die Art und das Maß der Nahrung, welche wir genießen, die Luft, welche wir athmen, werden nicht bloß für die Entwicklungsgeschichte und die Lebensthätigkeit des Leibes, sondern selbst für die Geschichte der Seele von Bedeutung sein. Für die letztere unmittelbar, wenn der krankhaft verirrte Wille jene Naturgaben nicht zur Erhaltung des Leibes, sondern aus Lüsternheit, zum Ergötzen des Gaumens und zur Berauschung der

Sinne gebraucht nach jener Weise, in welcher, vor allen sichtbar Lebendigen nur der Mensch dieses vermag (nach §. 52); öfter jedoch mittelbar durch das unvermeidliche Einwirken der Speisen auf den enge mit der Seele verbundenen Leib. Denn diese beiden, gleich zwei besaiteten Instrumenten von demselben Umfange der Töne, oder gleich zwei concentrischen Kreisen von derselben sich parallel gehenden Abtheilung der Grade und Minuten, werden stets zugleich und auf übereinstimmende Weise bewegt; derselbe Strahl, der den einen Kreis an diesem bestimmten Punkte berührt, trifft auch den andern an dem entsprechenden Punkte; derselbe Anstoß von außen, welcher in dem einen diesen bestimmten Ton weckte, regt hiermit zugleich in dem andern den gleichnamigen, mittönenden Klang auf.

Die Beobachtung erkennet bald, daß alle jene Dinge, welche die Thätigkeit der Verdauungsorgane und der ernährenden Gefäße in besonderem Maße aufreizen, zugleich auch erhöhend und bekräftigend auf das entsprechende Gebiet der Seele und seine Thätigkeit, auf die Seelenstimmungen und die Gefühle einwirken. Nicht bloß jene Getränke, denen die Erfahrung eine Sinnen berauschende Kraft zugesteht, sondern die einfachsten Speisen, wenn sie nach langer Entbehrung und nicht im Uebermaß dem Magen dargeboten werden, zeigen diese das Gefühl aufregende und erhöhende Kraft, und in Persiens heißen Thälern sah Martyn den Menschen, gelagert am frischen Wasserquell und von diesem genießend, eben so innerlich aufgereizt und zum Frohsinn geweckt, wie er es etwa in dem kühleren Norden durch den Genuß des Weines zu werden pfleget. Wenn Nüchternheit und mäßiger Genuß der gesunden Speisen das Geschäft der leiblichen Ernährung wohlthätig fördern und in gleichmäßig kräftigem Gange erhalten, dann wird auch der Ernährungsproceß der Seele — das Werk der Gefühle — sehr erleichtert gefunden, und es ist in dieser Beziehung jene Bemerkung nicht ganz unbedeutend, daß jener Zustand der Seele, welchen die Sprache der Welt einen „gefühlvollen, gutmüthigen" nennt, am öftesten bei solchen Menschen gefunden werde, deren leibliche Verdauung und Ernährung entweder in einem vorzüglich gesunden, harmonischen Verlaufe ist, oder deren leibliche Verdauungsorgane von vorzüglich leichter Erregbarkeit und innerer Beweglichkeit sind.

Daß die Bekräftigung und öftere Uebung der leiblichen Bewegungsorgane zugleich für die innere Entwicklung des ihnen entsprechenden Seelenvermögens, des Wollens und Begehrens von hohem Einflusse sei, hat schon das Alterthum erkannt, wenn es den Leibesübungen eine Kraft beilegte, welche die Herrschaft der Seele über die eigene Sinnlichkeit erleichterte und befestigte. Es wird ein kräftiger Wille und die schnelle Entschlossenheit der Seele am öftesten bei solchen Menschen gefunden, an deren Leibe der bewegende Nerv eine ganz besondere Schnelligkeit und Sicherheit der Einwirkung auf den Muskel zeigt, obgleich hierbei der letztere nicht

selten nur von geringer Masse und von wenig bedeutender materieller Macht sein kann.

In einem ganz besonders merkwürdigen Wechselverkehre stehet das Organ des Athmens und der Stimme, mit dem ihm nach innen entsprechenden Organ der Seele (dem Gemeingefühl und Ahndungsvermögen nach §. 38). Dämpfe, dem Boden entsteigend, welche Pythia, welche die Seher und Träumer an den verschiedenen Wohnsitzen der Orakel so wie in der Höhle des Trophonius einathmeten, sollten in der Seele das Gesicht des Künftigen und Fernverborgenen, sollten die Weihe der prophetischen Begeisterung aufwecken. Es ist öfter eine Erschwerung und Hemmung des Athmens, wodurch auch die verwandte Pein und Angst in dem entsprechenden Seelenorgane angefacht wird, eine Veranlassung gewesen, daß die Stimme des Gewissens laut geworden. Hierbei erscheinet überall das Stimmorgan zugleich als jenes des Athmens.

Endlich so stehet der gesunde oder kranke Zustand des Gehirnes in einem zu auffallenden Wechselverhältniß mit der Erhöhung oder Hemmung der Kraft des Erkennens und des Selbstbewußtseins, als daß es hier nöthig schiene, dieses Wechselverhältniß zu erweisen.

Wir betrachten nun diese Beziehungen der nachbarlichen Systeme unserer äußeren und inneren Natur noch etwas näher und einzelner.

Die mannichfaltigen Speisen, welche das Leben des Menschen fristen, erscheinen im Ganzen von vierfacher Art. Wir sehen bei ganzen Völkern, bei den Bewohnern ganzer Länderstriche, die Hauptnahrung aus thierischem Fleisch, bei andern aus der thierischen Milch und ihrem Käse, dann wieder bei andern aus dem Mehl der Gräser oder ähnlichen mischungs-verwandten Gewächstheilen, endlich aber bei noch anderen aus den saftreichen Gemüsen und Früchten bestehen, in denen vorzüglich der Zuckerstoff das nährende Element ist. Der Genuß des Fleisches scheinet in vorzüglicherem Maße auf die leichtere Aussonderung der Galle zu wirken und hierdurch die Entwicklung des cholerischen Temperamentes zu begünstigen. Es bezeuget dieß unter Anderem das von Tissot erwähnte Beispiel eines Jünglings, welcher den natürlichen Hang zum Jähzorn dadurch besiegte, daß er sich den Genuß des Fleisches freiwillig versagte, wobei freilich die innere Kraft des Willens auch unmittelbar durch diese vorangegangene That des Willens gestärkt zu sein scheint. Diesem entgegengesetzt begünstiget der beständige und vorherrschende Genuß der Mehlspeisen die Entwicklung des phlegmatischen Temperamentes, und in heißen Ländern, wo die Thätigkeit der Verdauungsorgane so wie die Bewegungen der ernährenden Säfte aufs übermächtigste beschleunigt sind, wird diese Form der Nahrung ein wohlthätig hemmendes Gegengewicht gegen den hinauswärts strebenden Drang der inneren Lebensgluth. Auf ähnliche Art scheinet die Nahrungsweise der Hirten der Kameele

oder anderer wiederkäuendender Thiere, welche sich großentheils auf die Milchspeise beschränkt, vor andern dem Leibe die Beweglichkeit und innere Lebensempfänglichkeit des kindischen Alters zu bewahren und hiermit jene Seelenstimmung, welche als die sanguinische bezeichnet wird. Dem vorherrschenderen Genuß des Gemüses sind dagegen von alten Zeiten her andere Kräfte zugeschrieben worden; denn derselbe wurde öfters von solchen Männern empfohlen, deren Lust und innere Bestimmung es gewesen, den Geist aus dem Spiele der Sinnlichkeit hinweg zu den ernstesten, tiefsten Betrachtungen zu erheben. Es pries Pythagoras die Speise des Kohles seinen Schülern, und so ist noch von Newton bekannt, daß er in der Zeit seiner tiefsinnigsten Forschungen vorzugsweise den Genuß des Kohlgemüses geliebt, wobei er von Fleisch und geistigem Getränk sich enthalten.

Auf eine freilich hiervon sehr verschiedene Weise und aus sehr verschiedenem Grunde wachte das alte Sparta bei seinen Bürgern über die Art und das Maß der täglichen Nahrung. Lykurg hatte bei der Einrichtung der gemeinsamen Sparmahlzeiten oder Pheiditien nicht bloß, wie der Name anzudeuten schien, Ersparung der äußeren Mittel des Haushaltes, sondern vielmehr ein Sparen und Schonen jener höheren, inneren Mittel und Kräfte der Menschennatur zu erreichen gesucht, welche, wenn sie auf das Vergnügen des Bauches sich wenden, nur zu leicht nicht bloß geschwächt, sondern ganz verloren werden. Es war schon bei den Oenotriern in Italien so wie bei den Kretensern die Sitte der gemeinsamen Mahlzeiten oder Syssitien herrschend gewesen, wobei in Kreta der Bürger auf öffentliche Kosten gespeist wurde. Hierbei hatten jedoch diese Gemeinmahle mehr das gesellige Vergnügen und den äußeren Vortheil zur Absicht gehabt, als jene strenge Zucht des inneren Menschen, zu welcher die Pheiditien in Sparta dienten. Denn bei diesen stellte der einzelne Bürger nicht bloß seine leiblichen Genüsse unter die Aufsicht des Staates so wie unter die beschränkende Macht des Gesetzes, sondern er gab hiermit zu erkennen, daß die ihm verliehenen Güter, wie die Kräfte des Leibes, welche ihr Genuß gab, dem Dienste des Vaterlandes geweiht seien.

Schon vom achten Lebensjahre an, in welchem die Knaben dem Hause der Eltern entnommen und der Vorsorge des Staates übergeben wurden, pflegte man die künftigen Krieger an strenge Mäßigung der Eßlust und an den Gedanken zu gewöhnen, daß die Speise nicht zum Vergnügen des Gaumens, sondern nur zur Stärkung der Glieder bestimmt sei, deren Kräfte dem Vaterlande gehören. Eine Suppe, welche die Knaben selber aus Brod und Wasser und Kräutern sich bereiten mußten, hierzu etwa Milch und einige Früchte, seltener ein wenig Fleisch oder sonst ein Bissen, welchen die Kleinen durch List und Gewandtheit von der Tafel der Männer erbeutet hatten, das war die ganze Mahlzeit, welche der junge Adel des Landes von der Kindheit an bis zur Gränze des männlichen Alters genoß.

Und selbst bei diesem sparsamen Genuß durfte der spartanische Knabe sich nicht der bloßen Lust der Sättigung hingeben, sondern der Aufseher der Knaben, selber noch ein Jüngling, erhielt die kleine Schaar der Tischgenossen in einer unaufhörlichen Wachsamkeit und inneren Bewegung, welche der Seele mitten im Sinnengenuß nicht verstattete, die Waffen der Selbstbeherrschung abzulegen. Denn der Aufseher oder Eiren pflegte die Kinder auch während des Essens durch Fragen in richtigem, bündigem und schnell bereitetem Ausdruck oder, indem er jetzt dem einen zu singen, dem andern über irgend etwas sein Urtheil zu sagen befahl, im Gehorsam zu üben. Und damit noch überdieß die Knaben vor Unmäßigkeit bewahrt wären, pflegte man an jedem zehnten Tage ein strenges Gericht über sie zu halten, bei welchem die Entstellung des Leibes durch zu vieles Essen mit Strafen geahndet wurde.

Es war indeß auf der andern Seite dafür gesorgt, daß die beständigen Anstrengungen der Glieder in den gymnastischen Kampfspielen und Tänzen so wie die kalten Bäder im Eurotas auch dem spärlichsten Mahle seine Würze erhielten, und der Schlaf war stärkend genug auf der Streu des Schilfes, welches die Knaben mit eigenen Händen im Eurotas abrissen und von da zur Lagerstätte trugen, und welchem nur im Winter die wollige Samenhülle der Lykophone beigemischt war.

So wie die Knaben, speisten auch die Jünglinge an besonderen Tischen unter der Obhut und Mäßigung eines strengen Gesetzes zusammen.

Was aber die Sparmahle, von deren Theilnahme selbst der König nicht freigesprochen war, eigentlich wollten und sollten, das zeigt uns am meisten ihre Einrichtung für die reifen, der Aufsicht entlassenen Bürger von Sparta. Es trug zu diesem Mahle jeder Einzelne seinen Antheil herbei; denn wer zu dieser Abgabe unvermögend war, der konnte kein öffentliches Amt bekleiden. In den Eßsälen, an Tischen, woran gewöhnlich fünfzehn beisammen saßen, fröhlich vereint, genossen die Männer die nahrhafte schwarze Suppe, welcher vorzüglich das Blut der geschlachteten Thiere die dunkle Färbung gab, hernach das alltägliche Gericht des Schweinefleisches und etwa noch ein wenig Weizenbrod oder gebratenes Fleisch, welches die reicheren Tischgenossen zum Vertheilen an die andern mit sich gebracht hatten. Diese Speisen wurden weniger durch den nur sparsam genossenen Wein als durch das heitere, verständige Gespräch der Essenden gewürzt, und nicht selten erhöhte die Freude der Tischgenossen der Gesang der Chöre und der Wohllaut des Päans. Was hier gesprochen wurde, das durfte außer dem Kreise der Gäste nirgends weiter gesagt werden. Doch war, wenn Alle es erlaubten, auch dem Fremden die Theilnahme an dem Mahle erlaubt, und es durften die Knaben die Eßsäle der Männer besuchen und ihre Gespräche hören, ja es brachten öfters die Väter ihre ganz kleinen unmündigen Knäblein mit sich zur gemeinsamen Eßtafel, damit

die Kleinen selbst die Muttersprache an würdigem Muster erlernen und schon frühe das Vorbild einer vollendeten Männlichkeit ins Auge fassen möchten.

So hatte der Gesetzgeber von Sparta bei der Einrichtung der Bürgermahle es angedeutet, daß die Weise und die Gesellschaft, in welcher die Speise genossen wird, so wie der Stoff der Nahrungsmittel von großem Einfluß auf die Bekräftigung des Leibes zu irgend einem bestimmten Zwecke sei. Die schwarze Suppe war für Sparta erfunden und geeignet, wie die leichte Speise des Kohlgemüses für die Schule des Pythagoras.

Wir betrachten nun auch den eigenthümlichen Einfluß der Getränke auf die Stimmung der Menschennatur.

Es hat, wie wir oben gesehen, der Mensch, das einzige Wesen der Sichtbarkeit, das seine Speisen durchs Feuer bereitet, auch schon frühe die Kunst verstanden, seine Getränke durch das Feuer der Gährung gehen zu lassen und hierdurch ein Element der Aufregung zu gewinnen, dessen Einfluß auf die Seelenkräfte ungleich augenfälliger ist als jener der verschiedenartigen Speisen. Wenn wir hier die sinnen-berauschenden Mittel der verschiedenen Völker, solche welche als Getränk, und auch solche, welche in trockener Form genommen werden, zusammenfassen, so zeiget sich die Wirkung derselben in vier verschiedenen Richtungen. Anders wirket die übermächtig vorherrschende, flüchtige Form der Kohle, wenn sie mit der Lebensluft vermischt zur Kohlensäure geworden und als solche das Wasser einiger Brunnen oder die gegohrnen Getränke erfüllt; anders wirket die Kohle, wenn sie etwa durch die Verbindung mit dem organischen Element einiger Pflanzen in ihrer Entwicklung zu der höheren, luftartigen Gestaltung gehemmt und hierdurch zum narkotischen Gift geworden. Eben so wirket auch in anderer Art das Vorherrschen der brennbaren Luft im Alkohol, in anderer das Vorherrschen des Oxygens, wenn dasselbe einigen unserer gegohrenen Getränke im mäßigeren Verbande mit dem Alkohol die Kraft des Weins verleihet.

Von dem Einfluß, welchen diese Genüsse, die der Mensch durch seine Kunst der Natur abgedrungen, auf die einzelnen Kräfte der Seele äußern, ist schon an andern Orten dieser Untersuchungen die Rede gewesen. Männer, in denen das Gedächtniß von vorzüglicher Kraft und Wirksamkeit gewesen, haben geistige Getränke sorgfältig vermieden, weil sie an ihnen eine schwächende Wirkung aufs Gedächtniß zu bemerken geglaubt; dagegen reget der Genuß des Getränkes von weinartiger Natur die selbsterschaffende Phantasie, der des narkotischen Stoffes die Traumwelt des Ahndungsvermögens auf. An einigen jener Getränke, in welchen der rohe, narkotische Stoff mit dem Alkohol sich vermischet, ist eine ganz besondere, die Gallenabsonderung erregende Kraft, und hiermit eine Wirksamkeit bemerkt worden, welche zu mächtigen Ausbrüchen des Zornes und der wilden Streitsucht aufreizte; andern wird die Macht zugeschrieben, auf furchtbare Weise die

niedrigsten Regionen der thierischen Begierden zu bewegen und zur Raserei zu bringen. Die Wirkung solcher berauschenden Mittel der niedrigsten Art lähmet zugleich das Bewußtsein und nimmt der Seele die Kraft der Erinnerung. Es hat nicht an Aerzten gefehlt, welche das elende Loos der Blödsinnigen, die von der Zeugung an nur die Gestalt, nicht die innere, geistige Lebenskraft der Menschennatur empfangen, der Schuld der Eltern beigemessen, die sich dem Genusse berauschender Getränke von ähnlicher Wirkung hingegeben. In einigen kälteren Ländern von Asien zeiget der Fliegenschwamm, dessen der lüsterne Mensch als eines berauschenden Giftes sich bedienet, eine Wirkung anderer Art, welche die Kraft des freien Willens bei dem Bewegen der äußeren Glieder so sehr bindet, daß der Mensch, zu unwillkürlichen, unbändigen Bewegungen aufgeregt, den Abgrund, in welchen er hineintanzet, vor sich siehet, und die nahe Gefahr erkennet, ohne sich aus eigener Macht vom Hinabstürzen zurückhalten zu können. Nicht selten erscheinet es in dergleichen Fällen, als räumte der Mensch durch einen solchen verbotenen Genuß noch einer anderen psychischen Macht die bewegende Gewalt über den Leib ein als der eigenen Seele, und als sei jene es, welche ihn, gleich jenen Rauschtänzern in Sibirien, in den Abgrund des verderblichen Wirkens hinabstürze.

Dem Genuß der Früchte des Anacardium wird ein besonders stärkender, die innere Thätigkeit erhöhender Einfluß auf das Gedächtniß zugeschrieben, während das Kauen von Spilanthas Acmella, einer indischen Pflanze der 19ten Classe, wohlthätig aufregend und belebend auf die Sprachorgane wirken soll, so daß man dieses sonderbare Mittel sogar in den indischen Schulen anwendet.

Dieselben Elemente, welche in unsern Speisen und Getränken das stille Geschäft der Ernährung, oder welche jenes der Berauschung wie der Beruhigung der Sinnen wirken, gehen auch in der Form der Dämpfe die gewöhnliche Verbindung mit dem lebenden Leibe ein und wirken auch in dieser Weise dasselbe, was sie in der schon beschriebenen vermochten. Von der angenehm und unschädlich berauschenden Kraft des Salpetergases ist schon oben (bei §. 12) die Rede gewesen. Die Völker, nicht bloß der westlichen Halbkugel, welche hiezu wohl die beständige Plage der Insectenschwärme und der schwere Nebel des wasserreichen Waldlandes getrieben haben konnte, sondern auch jene der östlichen, haben seit alter Zeit das unliebliche Einerlei des trägen Lebens, in welches sie durch eigene Schuld und Wahl gerathen, durch das Einathmen eines künstlich erregten, narkotischen Rauches zu verhüllen gesucht. Gewiß ist es, daß den Bewohnern des östlichsten Asiens die Sitte nicht erst, etwa durch Vermittlung der Europäer, aus Amerika gekommen, sondern jene hegten dieselbe ursprünglich. Auch solche künstliche Räucherungen wecken dann zum Theil die selber schaffende, zum Theil die passiv aufnehmende Phantasie; auch sie wirken

vielfältig aufregend oder beruhigend auf die Bewegungen des Begehrungsvermögens ein. Aus den Acten der sogenannten Hexenprocesse, wie aus andern Erfahrungen, deren eine sich in Benvenuto Cellini's Leben verzeichnet findet, ist es bekannt, daß narkotische Dämpfe einen vorübergehenden Wahnsinn der erkennenden wie der begehrenden Natur des Menschen zu erzeugen vermögen. Dem Auge wird auf dem Hintergrund dieser Rauchwolken eine ganze Welt der phantastischen Erscheinungen sichtbar, „ein vorhin den Sinnen unbemerkbares Reich der Geister scheinet, auf ähnliche Weise wie die abgeschiedenen Schatten der Homerischen Unterwelt durch den Genuß des Blutes, so durch jene geflügelten Gifte ein Medium der Annäherung an den lebenden Menschen, ein Medium der sichtbaren Gestaltung gefunden zu haben." Hierbei regen auch neben dem Wahnsinne der erkennenden Sinnen jene betäubenden Räucherungen das wilde, thierische Begehren auf. Von den Dämpfen des Schierlings ist es bekannt, daß sie die Reizbarkeit zum Zorn sehr erhöhen und die Aeußerungen dieser zerstörenden Leidenschaft schärfen.

Seit alter Zeit wurde aber nicht allein jenen Elementen der äußern Natur, welche eine augenfällige Verbindung mit unserem Leibe eingehen, sondern selbst solchen Körpern, welche nur durch ihren Glanz aufs Auge, durch ihre Berührung auf die äußere Fläche der Haut einwirken, in den Schriften so wie in den Sagen der Völker eine — magische — Wirkung selbst auf die Kräfte des inneren Menschen beigelegt. Es sollte der Anblick oder die Berührung einiger Edelsteine den Muth stärken, andere sollten die Kraft haben, das nüchterne Selbstbewußtsein und die Selbstbeherrschung der Seele aufrecht zu halten, während man von noch andern erzählte, daß in ihnen die Kraft sei, prophetische Träume zu erzeugen. Eine Wirkung, der zuletzt erwähnten verwandt, traute man auch dem Glanz der Metalle zu, wenn das Auge einige Zeit an demselben verweilte. So war es schon zu den Zeiten des Patriarchen Joseph das Hineinblicken in einen Becher, was das innere Gesicht, die Gabe des Weissagens, aufweckte; es fühlte sich der bekannte Jakob Böhme durch den Anblick einer glänzenden, metallenen Fläche in einen Zustand des inneren Hellsehens versetzt, und der Aberglaube, selbst noch der neuesten Zeiten, hat sich häufig bei seinem Spiele eines aus mehreren Metallen gegossenen, sogenannten Erdspiegels bedient in der Meinung, daß ein Hineinschauen in diesen der Seele das Vermögen gäbe, das Künftige zu errathen, das Verborgene anzuschauen. Gewiß ist, dieß lehren uns die oben bei der Lehre vom Magnetismus und anderwärts erwähnten Thatsachen, daß die Metalle von einem eigenthümlichen, sehr beachtenswerthen Einfluß auf die Nerven eines von ihnen berührten, oder ihnen nur genäherten Menschenleibes sind, und daß besonders einige von ihnen (die edleren) zu einer Wechselwirkung mit dem Körper befähigt scheinen, welche jener der Lebensluft beim Athmen verwandt ist.

Die Geschichte des magnetischen Hellsehens und einiger mit diesem verwandten Zustände einer krankhaften Art eröffnet uns überhaupt in neuester Zeit einige tiefe Blicke in das Geheimniß des beständigen, lebendigen Verkehrs unseres eigenen Wesens mit den Elementen der äußeren, irdischen Natur. Wenn die Seele den Leib noch selber kräftig bewegt und beherrscht, dann vermögen die bewegenden Kräfte der äußeren Natur kaum merklich auf diesen zu wirken; wenn jedoch die Seele den Zügel fallen läßt, womit sie sonst die Rosse ihres leiblichen Wesens gelenkt, vielleicht weil sie, wie dieß bei der Seherin von Prevorst erschienen, ihre ganze bewegende Kraft in die Tiefe einer andern, geistigen Region zurückgezogen, dann wirken an ihrer Statt die gestaltenden und bewegenden Kräfte der äußeren Natur auf den verlassenen, noch lebensempfänglichen Leib ein, die Kräfte, welche den Stein gebildet oder der Pflanze und dem Thiere ihr Wachsthum gegeben.

In solchem krankhaft leidenden, dem Einfluß der äußeren Elemente ohne eine Möglichkeit des Widerstandes dahin gegebenen Zustande befand sich schon jener Gascogner, von welchem Fabricius Hildanus berichtet, daß er nach einer langwierigen Krankheit einen solchen Widerwillen gegen Brod bekommen habe, daß selbst der Geruch des Brodes ihm eine Ohnmacht zuzog. Auf einen Andern wirkte nach H. ab Heer's Beobachtung schon der bloße Geruch von Fleischbrühe gleich einer innerlich genommenen, starken Purganz, und Boyle erzählt von einem Menschen, dem der Honig wie ein Gift feindselig und zuwider gewesen. Von einer ganz besondern und betrübenden Art war jene Antipathie, deren Libavius erwähnt. Ein Mann, welchem ein Sohn geboren worden, fühlte sich von der Nähe schon des neugebornen Kindes so seltsam angeregt, daß er in eine tiefe, gefahrdrohende Ohnmacht fiel. Dieser Zufall wiederholte sich, so oft der Mann es versuchte, dem Söhnlein sich zu nähern. Man war dann genöthigt, das Kind außer dem elterlichen Hause fern von seinem Vater zu erziehen. Als es nun herangewachsen war, versuchten es die Freunde, den unwillkürlichen Abscheu des Alten zu bezwingen. Sie brachten den jungen Menschen, der seinem Vater ganz unbekannt geworden war, unter andern in ein Zimmer hinein, in welchem eben der Vater sich verweilte. Augenblicklich fühlte sich dieser von der ihm noch aus alter Erinnerung bekannten, fast tödtlichen Angst ergriffen, schrie laut: es müsse sein Sohn in der Nähe sein, und fiel wieder in tiefer Ohnmacht zu Boden.

Diesem gegenüber stehen jene Fälle von Sympathien zwischen zwei Menschen, welche am gemeinsamen Orte sich aufhalten, dergleichen einen Amatus Lusitanus erzählt. Es war das leibliche Mitgefühl und Mitleiden zwischen zwei Ordensgeistlichen, die sich äußerlich sehr ähnlich sahen, so groß, daß, wenn der eine von ihnen sein gewöhnliches Leiden des Seitenstechens bekam, sogleich auch der andere hievon ergriffen ward, und wenn die Krankheit bei diesem aufhörte, verließ sie alsbald auch jenen.

Fälle von außerordentlicher Einwirkung eines und des anderen, dem Leibe genäherten Naturgegenstandes auf alle Kräfte der leiblichen Natur des Menschen erzählen die Aerzte so viele, daß hiervon die schon im §. 4 betrachtete Lehre Bestätigung erhält, die Lehre, daß es nicht die wägbare Masse der Dinge allein, sondern ein geistartig diese ergänzendes mächtigeres Element sei, was aus der Körperwelt hervor auf alle Beseelten wirket. So bekam der berühmte Erasmus fieberhafte Anfälle schon durch die Nähe von Fischen, gegen welche Thierklasse er eine unüberwindliche Abneigung hatte. Dem großen Scaliger, welcher vor keinem Scioppius gezittert, erregte die Brunnenkresse (Sisymbrium Nasturtium) ein heftiges Zittern der Glieder; dem Simon Pauli, dessen Herz sonst so ruhig schlug, konnte schon die Nähe der frischen Aepfel ein starkes Herzklopfen erregen, und dieselbe Wirkung brachte in einem von Senac erwähnten Falle der Genuß der Linsen oder bei dem berühmten Malpighi alle Arten der Hülsenfrüchte hervor. Die Nähe von weißen Rosen hatte nach Lemery's Beobachtung ein zwölf Stunden anhaltendes Erbrechen und Purgiren erregt, wobei das Gefühl entstund, als ob sich etwas Flüssiges vom Gehirn aus nach dem Körper herunter zöge. In einem andern Falle hat ein wenig Opium, das man ins Ohr und in einen hohlen Zahn gelegt hatte, den Tod verursacht. Der Genuß von etlichen Eßlöffeln frischen Menschenblutes, das man einem Jüngling in Wein beigebracht hatte, verursachte, wie dieß Zakutus Lusitanus berichtet, schon nach drei Tagen einen unheilbaren Wahnsinn. Ein junger Mensch, dessen natürlicher Abscheu gegen den Wermuth so mächtig war, daß er selbst nach einer Gabe, welche kaum die Größe eines Stecknadelköpfleins hatte, ein heftiges Erbrechen bekam, erlitt dieselben Zufälle, als man ihm ein wenig Salz, das aus der Asche des Absynthium bereitet war, beibrachte. Peter Boyle wurde bei dem Geräusch, welches das aus einem Hahn hervordringende Wasser machte, ohnmächtig; La Mothe le Vayer, welchen der stärkste Donner ungerührt ließ, konnte die harmonischen Töne auch der leisesten musikalischen Instrumente nicht vertragen, und von andern beschwerlichen Zufällen, wodurch sich eine seltsame Wirkung der Musik auf die aussondernden Organe verrieth, erzählt Scaliger, so wie die Medicina septentrionalis collatitia (p. 110). Baco verfiel bei Mondfinsternissen in Ohnmacht, und eine ähnliche Ohnmacht oder Schlagflüsse erregende Wirkung ist bei den Sonnenfinsternissen nicht selten bemerkt worden. Hobbes gerieth in einen dem Wahnsinn ähnlichen Zustand, so oft er bei Nacht auch nur auf einige Augenblicke ohne Licht blieb, und wurde alsbald wieder vernünftig, wenn man von neuem Licht ins Zimmer brachte.

Nicht selten war eine solche übertriebene Beweglichkeit gegen äußere Einflüsse von der schwangeren Mutter auf den noch Ungebornen übertragen worden. So bei Jakob II., welchen der Anblick eines bloßen Degens, so

bei dem Herzog von Epernon, den das Sehen eines jungen Häsleins ohnmächtig machen konnte.

Diesen Fällen von erhöhter Reizbarkeit gegenüber stehen dann solche wie der von Lemery in den Mémoires de l'Académie 1699 beschriebene, in welchem ein Mann, der sich mit Alchymie beschäftigt hatte, sublimirten wie versüßten Mercur, wie Brod, zu vier Unzen vertrug, ohne hiervon eine weitere Folge als gelindes Purgiren zu erleiden. Eudemus aus Cos genoß nach Theophrast ohne Nachtheil Nieswurz; eine Frau aus Athen den Schierling; ein Blödsinniger nach Borellus Scorpionen.

Doch übergehen wir hier solche Beispiele von völliger Unempfindlichkeit des Menschenleibes gegen sonst schädliche Einflüsse und erwähnen vielmehr noch einige Fälle von der psychisch lehrreicheren entgegengesetzten Art.

Die merkwürdigsten hieher gehörigen Thatsachen geben uns die Versuche mit der Berührung der mannichfaltigsten Körper durch die Seherin von Prevorst, deren Geschichte Justinus Kerner ohne Furcht vor dem unverständigen Urtheile der sogenannten Verständigen, treu nach seinen Wahrnehmungen erzählt. Diese Versuche waren von der Kranken selber veranlaßt, welche durch sie das tiefgefühlte Bedürfniß des Leibes nach einem bewegenden und belebenden Einfluß zu befriedigen oder zu täuschen schien; nach einem Einflusse, welchen die in einer tieferen, geistigeren Region (der neuen Verleiblichung nach §. 53) gebundene Seele ihrem Körper nur unvollkommen zu gewähren vermochte. Die Krämpfe so wie das Erstarren, welches die Berührung der verschiedenen äußeren Körper bewirkte, erschienen jener heftig Leidenden in ihren Folgen öfters so wohlthätig, daß sie selber nicht selten auf die Wiederholung der Versuche drang und diese veranlaßte. Wir heben hier als Beispiel nur einige aus.

Der hellglänzendste unter allen Steinen, welchem auf mehrfache Weise das Princip des Leuchtens innen wohnet, der Demant, wirkte in merkwürdiger Art auf die Augen der Seherin ein. Als man ihr ein fast unwägbar kleines, ungefaßtes Steinchen in die Hand gab, wurden ihre Augen unwillkürlich und ungewöhnlich weit geöffnet, und es starrten die Augäpfel unbeweglich, wobei zugleich eine Steifigkeit der linken Hand und des rechten Fußes eintrat. Als diese Wirkung durch das Berühren des Schwerspathes gehoben worden, zeigte sich ein unwillkürliches Rollen der Augen. Während die Berührung des Rubins hemmend auf die Bewegung der Zunge zu wirken schien, rief in entgegengesetzter Weise der kohlensaure Baryt oder Witherit durch unmittelbare Berührung eben so wie das Wasser, in welchem ein solcher Stein kurze Zeit gelegen, eine Aufregung des Zwerchfelles zu unwillkürlichem, krampfhaftem Lachen und ein beständiges willenloses Bewegen der Zunge hervor. Bergkrystall, auf die Herzgrube gelegt, wirkte ein gänzliches Erstarren des Körpers vom Nacken bis zu den Zehen. Bei diesem Zustand, in welchem die Kranke gleichsam wie

versteinert dalag, war ihr jedoch wohl. Gemeiner Schwerspath gab durch alle Glieder ein ganz ungewöhnliches Gefühl von Leichtigkeit; im Doppelspath, so schien es ihr, sei ein eigenthümliches inneres Wachsen, welches sie heller mache; Urkalk durchdrang alle Glieder mit unangenehmem Reiz zu einem beständigen Bewegen. Bei dem Angreifen von gelbem Flußspath fühlte sie im Munde einen säuerlichen Geschmack; dieser Stein versetzte sie in magnetischen Schlaf, dessen sie sich bisweilen nur dadurch noch auf einige Zeit erwehren konnte, daß sie unverwandt nach Glas (nach den Fensterscheiben) hinblickte. Lava erschien ohne alle Wirkung, dagegen erregte die Berührung von Kochsalz, welches sie doch ohne allen Nachtheil an den Speisen genoß, Brennen im Halse und Krampf an Hals und Armen; Gold erregte keine Krämpfe (wie dieß bei ihr die meisten andern Metalle thaten), wohl aber ein ungemeines Dehnen der Glieder, dann bei völligem Wohlbefinden Steifigkeit der Muskeln; einem Magneteisenstein mit Flußspath schrieb sie einen erheiternden (lustigmachenden) Einfluß zu.

Unter den Pflanzen hatte der schon von den Alten dem Apoll geweihte Lorbeer durch seine Berührung vor anderen den merkwürdigen Einfluß auf jene Kranke, daß er sie in den schlafwachen Zustand versetzte, und auf eine verwandte Weise wirkte auch die Vogelbeere. Das Anrühren einer unreifen Wallnuß versetzte sie unter Andern in eine Seelenstimmung des Wohlbehagens, in welcher sie sich gegen alle Menschen von Wohlwollen erfüllt fühlte.

Bei dieser Classe von organischen Körpern, deren Einwirkung auf den Leib, deren heilsame oder giftige Kräfte wir aus den Beobachtungen der alten wie der neuen Zeit genauer kennen, erschien es nun ganz besonders bemerkenswerth, daß sich die an ihnen bekannte Wirkung insgemein bei der Kranken viel stärker zeigte, wenn sie dieselben nur mit der Hand berührte, als wenn sie dieselben (als Speise oder Arznei) unmittelbar in den Leib brachte. Das Halten von zwei Spargelstengeln in der Hand wirkte schon nach einigen Minuten sehr auffallend auf die Absonderung des Urins; Spinat, dessen eigentlicher Genuß ihr nur die Vermuthung gab, daß in ihm eine betäubende Kraft sei, wirkte, wenn sie zwei frische Blätter desselben in die Hand nahm, eine ganz deutliche, wahrnehmbare Betäubung im Vordertheile des Hauptes (im großen Gehirn). Das Angreifen der Blüthe und des Krautes von blau blühenden Kartoffeln erregte nicht bloß Betäubung und Neigung zum Schlaf, sondern auch jenes Sodbrennen und Gefühl von Schwäche (Schlaffheit) im Magen, welches öfters auf das Essen der noch nicht vollkommen gezeitigten Kartoffeln erfolgt. Die Berührung von Hopfenblättern betäubte sie, die von Wollblumenkraut (Verbascum Thapsus) reizte zum Husten; der Duft der Ringelblume (Calendula officinalis) war ihr ein wohlthätiges Heilmittel gegen Kopfweh, der Dampf des Aufgusses gab die durch Krämpfe verlorene Sprache wieder; die

Berührung von grüner, geschabter Rinde des Hollunders (Sambucus nigra) mit der Hand trieb ihr Schweiß ohne Erhitzung aus; die weiße Taubnessel, vormals gegen Milzkrankheiten gebraucht, regte Schmerzen in der Milzgegend auf; eine weiße Lilie kühlte angenehm und rief in der Seele Bilder und Gefühle des Traumes hervor.

Diese außerordentliche Wirkung der bloßen Berührung der Handfläche zeigte sich am auffallendsten bei den Giftkräutern. Ein Gran der Belladonnawurzel in die Hand gelegt, wirkte Schwindel, Erweiterung der Pupille und Würgen im Hals, wie dieß bei einem Gesunden kaum der Genuß der doppelten Gabe vermocht hätte; ein Blatt von Bilsenkraut machte Betäubung und Gefühl von Lähmung; Mohnkapseln Schlaf.

So zeigte sich in diesem allerdings krankhaften und außergewöhnlichen Falle, welcher hohen Empfindlichkeit und Beweglichkeit der lebende Menschenleib durch den sonst unbeachteten Einfluß der planetarischen Stoffe fähig sei, wenn der Finger, der sonst die Töne dieses vielbesaiteten Instrumentes weckt, wenn die Seele ihre gewöhnliche Einwirkung aufgegeben, und eine tiefe nächtliche Stille auch das leiseste Wehen über diese Saiten hörbar machet. Der Leib des Menschen, eine Welt im Kleinen, empfindet alsdann, und durch ihn die Seele, in lebendiger Theilnahme alle Bewegungen, welche aus unsichtbarem Mittelpunkt durch das sichtbare Element gehen, eine Theilnahme auch an sonst nie gekannten Schmerzen, wie an nie gekannter Lust.

Der organische Leib wird im gewöhnlichen, gesunden Verlauf des Lebens von der selbstthätigen Kraft der Seele so mächtig durchwirkt und erfaßt, daß jene schwächeren Einflüsse von außen hierdurch unmerklich gemacht werden, wie der schwache Mitklang der Saiten mit anderen Tönen durch das eigene, mächtige Anschlagen der Accorde. Diese alles Andere übertäubende Macht des eigenen Lebens verstärken wir noch mit Willen durch den Genuß der vielfältig die Nerven aufreizenden Speisen und Getränke. Es pflegten daher die Alten jene Kranken, in denen sie das Gefühl, die Empfindlichkeit für die verborgeneren, zugleich aber heilsamen Einflüsse der äußeren, von einem allgemeinen Leben bewegten Elemente wieder wecken wollten, vorhin in einen ungewöhnlichen, nüchternen Zustand zu versetzen, und dann ihre Kranken den öfter erprobten Berührungen auszustellen.

Jene Heilart der neuesten Zeit, welche man die homöopathische benannt, wirket auf zweifache Weise, durch das Entfernen aller übertäubenden, aufregenden Genüsse und durch das länger fortgesetzte Anwenden von Mitteln, deren feine Zertheilung an jene oben (bei §. 4) erwähnten Versuche des Robert Brown erinnert, der den Stäubchen der Körper durch unmeßbares, künstliches Verkleinern eine merkwürdig selbstständige, thierisch scheinende Bewegung gab. Es scheinen alsdann die Stoffe, vermischt mit dem

Wasser, mehr auf jene elektrische (§. 18) Weise und eben so wie bei der Seherin durch die bloße Berührung der äußeren Haut einzuwirken, als nach der Art der gewöhnlichen Assimilation durch den Darmcanal. Die Stäublein, so lange sie noch in größerer Masse vereint waren, gehorchten bloß dem Zug der Cohäsion; die feine Zertheilung gab ihnen die Beweglichkeit gegen den elektrischen Einfluß, welche das Auge durch das Mikroskop an ihnen bemerkt.

Fast könnten Betrachtungen dieser Art uns traurig machen und selbst den muthigsten Sinn mit einem vergeblichen Schrecken erfüllen. Ist unser Leib ein so zartes, hochempfindliches Instrument, daß, ohne unser Wissen und Bemerken, jeder leise Lustzug es zu Schwingungen aufregt, welche in der Seele bald freudige, bald traurige Anklänge wecken, die Kräfte des Erkennens und Begehrens jetzt erhöhen, dann sie herabstimmen und lähmen, was nützet dann der Seele das gepriesene Recht der Erstgeburt und Oberherrschaft über die Bewegungen der Leiblichkeit? Ist es doch nicht mein Wille, der da zumeist und allein waltet, sondern gegen allen Ernst der inneren Wachsamkeit empört sich beständig und mit siegreicher Gewalt eine äußere Natur, deren bewegenden Kräften mein Leib eben so wohl angehört, als mir selber. Wie der Mensch dem leichten Geflügel der Luft nicht wehren kann, in einer Höhe, welche sein Geschoß nicht erreicht, über das Dach der Wohnung und über sein Haupt zu fliegen, nicht wehren kann, mit Blitzesschnelle und unversehens in seine Halle und wieder hinaus zu fliegen, so vermag auch der ernsteste Wille nichts gegen jene geflügelt schnellen Einflüsse des äußeren Elementes, er muß es dulden, auch wenn jene gleich den Harpyien zu ihm hereindringen, und (jetzt als betäubender, dann als widerlich aufregender Einfluß) das Mahl, das der ernste Wille und ein fleißiges Bemühen bereitet, verschlingen oder ekelhaft verunreinigen.

Es erscheint uns indeß, genauer betrachtet, das Verhältniß des Wirkens der Seele zu dem Wirken des äußeren Elementes auf den gemeinsam für beide empfänglichen Leib als ein ganz anderes. Selbst der Vogel in unserem Käfig wird nur um so mächtiger zum eigenen lauten Gesange geweckt, wenn neben ihm Töne aller Art, wohlklingende wie Mißtöne laut werden, und sein Gesang ertönet alsbald durchdringender und schmetternder, wenn der äußere Lärm sich verstärkt. Dienet dann schon einem schwachen Canarienvogel der Zimmer selbst das mißtönigste Schreien der Umstehenden nur zur Bekräftigung des inneren Wohllautes, wie viel mehr wird das vielfach sich durchkreuzende und durchdringende Bewegen des Lebens, das durch die ganze Natur gehet, wie und wo es im gesunden Verlauf den Leib und mittelst desselben die Seele berührt, der Ordnung der inneren Entwicklung sich fügen und dem Gedeihen der geistigen Natur des Menschen förderlich sein müssen. Jene Bewegungen, wie die elektrischen, welche die Luft als Wind in Bewegung setzen, sind dem lebendig athmenden

Organ, auch wenn sie sich zum Sturme verstärken, nur eine erfrischende Wohlthat.

Speisen und Getränken und allen Elementen, welche der Mensch in den Kreis seines leiblichen Lebens hineinziehet, kommen allerdings eigenthümliche Kräfte zu, es ist diesen allen aber durch die herrschende Kraft der Seele gesetzt, was und wie weit sie wirken sollen. Jene Knaben, Gefangene im fremden Königshause, damit sie von dem Gebot, den Vätern gegeben, nicht abweichen müßten, baten den Kämmerer, daß er statt der kräftig nährenden, lieblichen Speisen und dem süßen Wein der Königstafel ihnen Gemüse gäbe und Wasser. Der Kämmerer, den Zorn des Herrschers fürchtend, wenn die Angesichte der Knaben etwa „jämmerlicher würden" durch eine solche Kost, als die Angesichte der andern Knaben ihres Alters, gewährte die Bitte nur auf wenige Tage. Aber siehe, als die Tage um waren, erschienen jene schöner und besser bei Leibe, denn alle Knaben, welche von des Königs Speise aßen. Da that Melzar ihre verordnete Speise und Trank weg und gab ihnen Zugemüse. — So ist der Quell aller Fülle und alles rechten Gedeihens des inneren wie des äußeren Menschen nicht in jenem Reiche und jenen Gütern der Sichtbarkeit, in denen ihn der irrig strebende Sinn suchet, sondern er lieget in einer Tiefe des Geistigen, welche keine äußere Noth berührt, da kein Mangel ihn auf immer zu trüben oder zu vertrocknen vermag.

Erläuternde Bemerkungen. Vieles zur weitern Bestätigung des Inhaltes des vorstehenden Paragraphen Dienende wird sich im §. 61 finden. Ueber die gemeinsamen Mahlzeiten der Alten, namentlich der Spartaner vergl. m. Plutarch (Lyc. 12; 18, 2; 19, 1, 2; Aristot. Pol. II, 8; VII, 9; Athen. XII, 12; Aelian. 14, 7). Die schwarze Suppe *(μέλας ζωμὸς)* ist das am öftesten erwähnte Gericht der Spartaner. — An Thieren schon zeigt sich nach Maximus Tyrius (diss. XIII, ed. Davis. p. 140) der Einfluß der Nahrung; denn die, welche von Pflanzen leben, „sind furchtsam und leicht zu bändigen, die fleischfressenden sind tapferer und dabei frei."

Ueber die Meinung der Alten, daß die aus der Erde emporsteigenden Dämpfe die Kraft hätten, das Ahndungsvermögen, die Pythische Begeisterung, zu erregen, vergl. m. Fontenelle, Histoire des Oracles 1698.

Um hier zuerst im Allgemeinen von dem Einflusse der Nahrung auf die Natur des Menschen zu reden, so sind die Speisen derselben Art und in derselben Menge von sehr verschieden sättigender, das Bedürfniß beruhigender Kraft. In warmen, trocknen Jahren sind alle Feld- und Gartengewächse so wie das Fleisch der pflanzenfressenden Thiere von viel consistenterer, nahrhafterer Beschaffenheit, als in nassen Jahren, welche bei uns öfters zugleich Jahre der Theurung waren. Daher man öfters von Menschen, welche die theure Zeit von 1770 erlebten, erzählen hört, daß damals die dreifache Menge des Brodes kaum hingereicht habe, um den Hunger so wie zu andern Zeiten zu stillen. Die mäßig trocknen uud etwas erhöht gelegenen Gegenden der wärmeren Länder

zeichnen sich durch besondere Kraft der Nahrungsmittel aus; so namentlich das Innere von Persien, dessen Bewohner schon öfters durch ihre außerordentliche Mäßigkeit das Staunen der Europäer erregten, und das Hochland von Spanien, z. B. die beiden Castilien, wo ein Ei nebst etlichen Zwiebeln das Mittagsmahl der meisten Bewohner bildet. So fristet auch der Inder das Leben mit wenigen Löffeln voll Reis. Dagegen gibt es schon ganz in der Nachbarschaft jener Länderstriche andre, deren Nahrungsmittel durch den beständigen Regen und die Feuchtigkeit des Bodens von verhältnißmäßig sehr kraftloser Beschaffenheit sind, wie die feuchten Gegenden am caspischen Meer und wie einige Niederungen von Spanien, Arragonien und vornehmlich Asturien, wo selbst die aromatischen Pflanzen der vierzehnten Linnéischen Classe nicht gedeihen wollen. Diese Verschiedenheit der Nahrungsmittel wird ganz besonders bei einem Vergleich zwischen Amerika und den meisten ähnlich gelegenen Ländern der alten Welt bemerkt. So erscheinen zwar die Früchte wie das Fleisch der Thiere am Meerbusen von Mexiko dem Auge eben so saftig und fett wie bei uns, aber es fühlen sich die mäßigsten Europäer, welche in dieses Regenland kommen, zu unmäßigen Mahlzeiten gezwungen; die sonst so genügsam scheinenden Spanier wie die Franzosen mußten zwei bis drei Stunden nach der reichlichsten Mahlzeit, wobei Fleisch aller Art genossen wurde, Chocolade nehmen, weil sie sich wieder erschöpft fühlten, und in den Speisesälen der Klöster wird auf jeden Geistlichen eine Masse von Fleisch gerechnet, welche in Deutschland vier, in Süd-Frankreich oder Italien acht Portionen ausgeben würde. (M. v. Gage, nouvelle relation des Indes occidentales Tom. I, p. 120). Auch aus den Consumtionslisten von der Stadt Mexico, wenn man dieselben mit dem viermal mehr bevölkerten Paris vergleicht, scheint etwas Aehnliches hervorzugehen, denn es beträgt in Mexico die Zahl der geschlachteten Schafe fast vier Fünftheile und die der Schweine sogar mehr denn sieben Fünftheile der in Paris verbrauchten Zahl, und es werden auch zugleich in jener Stadt viel mehr gegohrne Getränke genossen, als in Paris (v. Humboldt's Neuspanien II, 16). Ein Amerikaner, so versichert Dobritzhofer, wird kaum zur Hälfte satt von einer Portion, welche einen Europäer ersticken würde. Ein Quaranier verzehrt in wenig Stunden ein ganzes Kalb. Bei all diesem Ueberladen des Bauches haben die Indianer immer Hunger, sie essen fort bis sie einschlafen und setzen noch vor Schlafengehen das Fleisch ans Feuer, um gleich beim Erwachen essen zu können. Auch die Europäer essen in Paraguay mehr als in ihrem Vaterlande. Es fehlt in jenen feuchtwarmen Ländern den Nahrungsmitteln sogar der gewöhnliche Geschmack, und der Gaumen der Bewohner scheint schon deßhalb häufig den Genuß des Fleisches der wilden Thiere, namentlich der Tiger, jenem des Genusses der Hausthiere vorzuziehen; der Abiponer besonders zeigt eine so unwiderstehliche Gier nach dem Fleisch und Fett des Tigers, daß ihn die Gefahr der unheilbaren Schmerzen, welche die Verwundung durch die Klauen des Tigers zur Folge hat, von der Jagd desselben nicht abhalten kann. Unter allen zähmbaren Thieren behält nur das Schwein ein Fleisch von gleicher Güte, ja diese Güte scheint sich sogar noch in jenen dumpfig warmen Ländern zu steigern. Bemerkenswerth ist hiebei das, was Wilson in seinen Betrachtungen über den Einfluß der Klimate auf Pflanzen und Thiere S. 108 von den Negern in Westindien anführt, welche, obgleich aus

ganz entgegengesetzter Ursache, von einer Krankheit befallen werden, die in ihrer Wirkung auf die Kräfte des Leibes dem Scorbut gleicht, wenn man ihnen nicht neben der vorherrschenden Pflanzenkost zuweilen etwas Pöckelfleisch und gesalzene Fische reicht, wobei zugleich die Seeluft heilsame Wirkung zeigt. Ein fast unwiderstehliches Bedürfniß des Magens treibt in jenen Ländern die Menschen zum Genuß des Branntweins und starker Gewürze. Es genießen die Spanier auf Trinidad, dessen Temperatur selten unter 22° R. ist, ihr getrocknetes Fleisch mit vielem spanischen Pfeffer, und es trinken daselbst die Frauen wie die Männer so viel Rum, daß Leblond zwei bis drei Flaschen für eine Person als ein ziemlich gewöhnliches Maß fand. Es können die Europäer auch in den ungesunden, heißen Gegenden von Afrika ungleich mehr Branntwein ertragen, als in ihrem Vaterlande. (M. vergl. Jobson Samml. all. Reiseb. III, S. 190). Dagegen sagt Bruce, daß in Arabien und dem angrenzenden heißen Afrika die Liqueurs zwar die Verdauung stärken, dagegen den Kopf angreifen und räth deßhalb vorzugsweise die Benützung des schwarzen Pfeffers. Dieser so wie ähnliche Gewürze werden dann in manchen heißen Ländern so häufig angewendet, daß man auf St. Lucie die dort allen andren vorgezogene Speise des Stockfisches und geräucherten Fleisches, in Paraguay den Käse, in Sierra Leone und Congo alle Speisen mit rothem, spanischen Pfeffer ganz überschüttet. Zugleich mit dem Pfeffer oder statt desselben wendet dann der Abyssinier die Ochsengalle, der Baniane die Asa foetida an, und in einigen Ländern, wie in den südwärts vom Senegal gelegnen, zeigt sich bei den Bewohnern ein unnatürlicher Hang nach faulen Fischen, aus denen man sogar im östlichen Asien einen Brei oder eine Sauce (Balachian genannt) bereitet, welche den Bewohnern von Pegu, Arrakan, Siam und selbst den Chinesen gleich unserem Senf als ein guter Beisatz zum Reis und anderen Speisen erscheint. Auch das Bedürfniß nach Salz wächst in heißen Erdtheilen. Der Bewohner der kältesten Länder der Erde bedarf dagegen mehr der fetten Speisen, liebt das fast oder ganz rohe Fleisch und vermeidet in vielen Gegenden den häufigen Genuß des Salzes so wie die geistigen Getränke als schädlich.

Als Beweis für den Einfluß der vorherrschenden Nahrung auf den Charakter der Völker führt man unter Andrem die Kühnheit und die zornmüthige Grausamkeit der vorzugsweise fleischessenden Javaner so wie die natürliche Sanftmuth der meist von Pflanzenkost lebenden Hindu's und Südsee-Insulaner an. Der häufige Genuß des Fischrogens sollte nach Steller bei den Kamtschadalinnen den heftigen Trieb des Geschlechtes erregen, wiewohl in einem von ihm beobachteten Falle, welchen er als Beweis seiner Ansicht aufführt, mehr wohl die Veränderung des täglichen Umganges als der täglichen Kost verbessernd gewirkt hatte (m. vergl. Bernoulli's phys. Anthropol. II). Dem Genuß der rohen Kastanien oder andrer mehlichten Speisen wurde von Cabanis der Stumpfsinn einiger Völker zugeschrieben, welcher den Lehren der Missionäre keinen Eingang gestatten wollte. Wenn jedoch dieser Stumpfsinn bei Veränderung der Kost sich verloren haben soll, darf man nicht vergessen, daß mit der Kost zugleich auch ganz andre Elemente der äußeren Lebensweise verändert worden waren. Arbuthnot (bei Falconer in d. Bemerk. über den Einfluß des Himmelsstrichs u. s.) erwähnt auch aus eigner Erfahrung Fälle, wo sich (gleich wie in dem oben erwähnten

bei Tissot) die cholerische Gemüthsanlage durch häufigeren Genuß der Pflanzenspeisen gemildert hatte. — Marmontel, als er einst sechs Wochen lang nur Milch und Milchspeisen genossen, bemerkte an sich während dieser Zeit eine ungewöhnliche Ruhe und zugleich Leichtigkeit aller geistigen Thätigkeiten. — Das Bier wird, in Menge genossen, schädlich durch seine zu große Nahrhaftigkeit und auch schon in geringerem Maß getrunken durch die öfters ihm beigefügten betäubenden Stoffe oder durch die ungesunden Kräfte, welche ihm eine zweite Gährung in lang und wohlverschlossenen Gefäßen ertheilt. Einigen, mit narkotischen Stoffen versetzten Bierarten wird eine vorzüglich zum Zorn und Unmuth aufregende Kraft zugeschrieben. — Es geboten die Gesetzgeber mancher Völker der wärmeren Länder, weil sie nach dem übertriebenen Genusse des Weines eine ähnliche Wirkung beobachtet hatten, auch diesen zu meiden, und in China, wo man die Rebe früher angebaut, hatte man sie später auf obrigkeitlichen Befehl wieder ausgerottet. (M. vergl. Frank's System einer vollst. Polizei III.) Besonders macht der schwere rothe Wein zum Unmuth und Streit geneigt und reget die rohe Thierheit auf. Es sollte daher nach einer alten Sage bei Livius Aruns von Clusium den Weinstock nach Gallien gebracht haben, um das Volk zu Ausschweifungen zu verleiten.

Einige Aerzte und andre Beobachter haben ganz besonders der Ammenmilch eine eigenthümliche, psychisch ansteckende Gewalt über die Natur des Kindes zugeschrieben. Nach v. Helmont sollte eine geizige, diebische, zornmüthige Amme dieses Naturell auf alle die Kinder, welche sie gesäugt hatte, übertragen haben, und schon in alter Zeit wurde die Neigung des Tiberius zum Trunk als eine Wirkung der Milch betrachtet, die er von einer fast immer betrunkenen Amme genossen; die Grausamkeit des Caligula von der wilden Gemüthsart seiner Amme hergeleitet, welche die Brüste jederzeit mit Blut bestrichen habe, wenn sie dem Kind zu trinken gab. Welchen schädlichen, ja augenblicklich tödtenden Einfluß die Milch der Amme oder Mutter habe, wenn diese eben von heftiger, widerwärtiger Bewegung des Gemüths, wie Zorn, Aerger, Schrecken, ergriffen war, das lehren tausendfältige Erfahrungen der älteren und neueren Zeit. Es sterben daher so häufig die Kinder der zornmüthig oder sonst geistig zu reizbaren Ammen oder Mütter.

Opium mit Hanf u. s. vermischt, macht einen vorherrschend fröhlichen Rausch, mit Citronensaft oder andren Säuren versetzt, erregt es dagegen nach Halle (über Giftpflanzen) eine wilde Wuth und Hang zum Blutvergießen, so daß die Sklaven auf Java, durch jenes Mittel berauscht, Alles, was ihnen begegnet, ermorden. — Der Stechapfel erregt viehische Lust und Sinnlosigkeit; Bilsenkraut Phantasien und stürmische Bewegungen des Wahnsinns; die Belladonna ein ängstliches, zum Theil furchtbares Delirium. Die Wirkungen des berauschenden Fliegenschwammes, welcher in trocknem Zustande genossen wird, beschreibt Pallas. Das Pulver dieses Schwamms, bei hartem Winterfrost in die Nase gezogen, schützt übrigens diese vor dem Erfrieren, indem es eine entzündliche Wärme erregt. — Der Recensent des Werkes von Malthus über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung in der Salzburger medicin. chirur. Zeitung B. III, S. 251 (1808) erwähnt eines Thales, in welchem die Cretinen vorzüglich häufig sind, und deutet mit Recht darauf hin, daß die Schuld dieses

anerzeugten Elendes unter Andrem auch in dem Hang und der Gewohnheit der Eltern zu suchen sei, an Sonn- und Festtagen sich mit einem sehr schnell berauschenden Obstmost zu betäuben u. s. f. Ueber die Wirkung der betäubenden Dämpfe vergl. m. die meisten Geschichten der Hexenprocesse und die Schriftsteller über diesen Gegenstand. Ein allgemein bekanntes Beispiel für jene Wirkung findet sich in Benvenuto Cellini's Leben von Goethe. — Das Tabakrauchen stellt als ursprünglich bei den ostasiatischen Völkern einheimisch Sprengel dar, in s. Gesch. d. Botanik."— Ueber das, was oben von der Wirkung des Hineinblickens in metallne Flächen gesagt worden, äußert Oetinger a. a. O. (bei dem Wort Gemüth) die sonderbar erscheinende Meinung: „Die Alten haben auch geglaubt, daß wirklich Bilder unsichtbar aus dem Menschen ausgehen und sich in Alles zerstreuen, welches klar ist aus einem Lichtstrahl in Camera obscura. Wenn man nun die Ahndungskraft der Seele, davon Baco de Verulamio in der letzten Centuria seiner Sylvae schreibt, gebraucht, so versammeln sich diese Bilder entweder in ein Glas oder elektrischen Spiegel, daher konnte Joseph aus seinem Becher oder Glas weissagen." Zum Inhalt dieses Paragraphen vergl. m. J. Kerners Seherin von Prevorst sowie meine kleine Schrift: Ueber Ahnen und Wissen. (München 1847).

Einfluß der mitlebenden organischen Natur.

§. 57.

Der Einfluß der umgebenden Thier- und Pflanzenwelt auf die Seele des Menschen, auf die Welt ihres inneren eigenthümlichen Bildens und ihrer Sprache ist ein näher vor Augen liegender als der bisher betrachtete Einfluß des Klima's und der in uns eingehenden oder von außen uns berührenden Elemente. Eine öftere Beobachtung hat gelehrt, daß der häufigere oder fast beständige Umgang der zarten Kinder mit Thieren, zu denen sie Neigung oder Zufall gesellet, nicht ohne bedeutende Einwirkung auf die äußeren Gewohnheiten, ja auf die innere Richtung der Seele sei. Es ahmt in Kamtschatka's Hütten der Mensch bei seinen Tänzen zunächst die Bewegungen des heimathlichen Bären; der Neger in einigen Ländern von Afrika den unruhigen Affen nach, und es wird von beiden die Weise des vielbewunderten Thieres für die auch den Menschen am meisten zierende gehalten. Nicht selten hat sich der Mensch durch ein solches, seiner unwürdiges Bewundern oder Anstaunen der thierischen Kraft zu einem wirklichen Vergöttern derselben hinreißen lassen, welches der unvollkommenen Creatur eine Ehre erwiesen, die nicht einmal dem sichtbaren Herrscher der Erde, dem Menschen, sondern nur dem unsichtbaren Anfang und Schöpfer derselben gebührt.

Hierbei ist indeß noch ein anderer Grund der Abirrung nicht ganz aus den Augen zu setzen. Die lebende, mehr noch als die anscheinend todte Natur unserer Sichtbarkeit ist das Tönen und Bewegen einer Sprache,

welche der Brust des Menschen nicht allein einwohnet, sondern welche in diesem nur erst zum Worte wird. Schon den lebenden Leib des Menschen, wenn zuweilen der eigenen Kraft der Seele der lenkende Zügel mit oder ohne ihre Schuld aus der Hand entfallen, durchwirken nicht selten Lebenseinflüsse der freundlichen oder feindlichen Art (m. v. den vorherg. Paragraphen), welche wie aus einer unsichtbaren Welt des Geistigen hervorkommen. So hat auch das Alterthum nicht selten in den Gestalten und Bewegungen der lebenden Thiere die verhüllte Macht eines sich leiblich dem Menschen nahenden Gottes zu erblicken geglaubt, und zu dieser Kinderzeit der Völker schien die Thierwelt mit vernehmlichen Worten zu reden.

Wenn auch jene schon anderwärts berührte Ansicht, nach welcher die Menschensprache aus einem Nachbilden thierischer Stimmen ihre Namen, und so zuletzt sich selber gebildet haben sollte, vor einer tieferen Prüfung nicht bestehet, so wird doch überall erkannt, daß der Name, welchen der Mensch einst dem Thiere gegeben, ein so wesentliches Glied seiner Sprache wurde, als der bewegende Muskel am Leibe es ist. Das selbstständig bewegte Thier in seinen mannichfaltigen Arten und Lebensweisen brachte der Sprache jene Bilder und Worte, welche das Regen und Bewegen des allgemeinen Lebens in der Natur aussprechen sollten; und wenn auch der Gedanke, der das Wort schuf, auf einem viel anderen, näheren Wege gefunden worden als jener der Betrachtung des Thieres es war, so gab doch dieses dem früher vorhandenen, geistigen Element den äußeren sichtbaren Leib; wurde zur bedeutungsvollen Hieroglyphe der höheren, geistigeren Stamm- und Grundbedeutung.

Wie in einigen alten Sprachen an ein und dasselbe Wort die Benennung eines Thieres und zugleich die irgend eines anderen planetarischen und siederischen Elementes oder Bewegens geknüpft werden konnte, z. B. im Alt-Cophthischen an dasselbe Wort die Bedeutung des Löwen und jene des Wassers, an ein anderes zugleich die des Stiers und die der Morgenfrühe, das ist öfters schwerer zu ergründen als die vielfältig gedankenvolle Zusammenstellung jenes Doppelsinnes der Worte, welche zugleich irgend ein Thier oder thierisches Bewegen und irgend ein Empfinden oder Begehren der Seele bezeichnen. Augenfällig ist es noch in den jetzigen Sprachen und ihrer fortgehenden Gestaltung, wie sich nicht bloß in die Gesänge des Volkes, sondern selbst in die Ausdrücke des Familien- und bürgerlichen Lebens das Abbild der Thierwelt einpräget, in welcher und zwischen welcher der Mensch wohnet. Die Gazelle des Gebirges mit lieblich glänzendem Auge und das Kameel der Wüste, der ruhig kräftige Löwe wie der edle Hirsch und der Eber unserer Wälder haben durch ihr Sein und Wesen im Lied und Wort der Sprache ihren bald stilleren, minder merklichen, bald augenfälligeren Einfluß kund gegeben. Obgleich im Menschen ein selbstständig den Gesang erzeugendes Element ist, scheint dennoch auch die

umgebende, mitsingende Welt auf die Entwicklung jenes Elementes günstig einzuwirken. Sogar der Tact der Gesänge stehet (vielleicht noch aus anderem Grunde) mit dem Bewegen der vorherrschenden Thierwelt der Umgebung im gleichmäßigen Verhältniß.

Auffallend, und auch noch von anderer Seite zu beachten ist der Unterschied der geistigen Richtung und Gestaltung bei Völkern, welche, Viehzucht treibend, sich von Jugend an zum ruhigen Stier oder Lamm gesellt, und bei solchen, welche, vom Fleische der erbeuteten Thiere lebend, das Raubthier — den Hund — in ihren Umgang gezogen haben. Jedoch diese Verschiedenheit führt uns von selber in eine nachbarlich angränzende Region dieser Betrachtungen, welche der nächstfolgende Paragraph zu seinem Inhalte wählt.

Erläuternde Bemerkungen. Zu diesem Paragraphen vergl. man Hug über den Mythos der ält. V. und zum Theil auch den Inhalt des spätern 62sten Paragraphen dieses Buches.

Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweise.

§. 58.

Die Hauschronik der Geschichte der Wissenschaften nennet uns Gelehrte, welche anders nicht als beim körperlichen Bewegen ihrer eigenen geistigen Thätigkeit froh geworden, bei denen gewöhnlich mit dem Fortbewegen der Füße zugleich auch die selbsterschaffende Seele von Gedanken zu Gedanken, von Bild zu Bild sich bewegte. Wir erwähnten schon bei anderer Gelegenheit jener Vögel, welche, wenn der innere Lebensstrom der Seele die Stimmorgane zum lieblich rührenden Gesange aufregt, zugleich die Glieder bewegen; und die Lerche unserer Felder und Auen scheint nur dann die Töne zu finden, welche das Vorbild einer tiefen Wonne der lebenden Seele ausdrücken, wenn sie zugleich die Flügel zum Aufschwung nach oben bewegt.

Was die alte Zeit von dem Einfluß der Entwicklung und Uebung der leiblichen Kräfte auf die Bekräftigung der inwohnenden Seele nicht etwa nur geahndet und vermuthet, sondern aus der Erfahrung erkannt habe, das lehren uns die Schriften ihrer Gesetzgeber und Weisen, das lehrt uns die Geschichte, namentlich Griechenlands, von seinem Aufblühen an bis zu seinem Versinken unter die Last des eigenen inneren Verderbens und der fremden Macht. Die Weisheit des classischen Alterthumes hat diesen Theil der Geschichte der Seele übereinstimmend mit der Lehre des Christenthums (nach §. 44) geahndet, wenn auch nicht in voller Klarheit geschauet.

Es erkennet selbst ein Apostel in den Uebungen und Wettkämpfen des Leibes ein treffendes Abbild der Uebung des Geistes und des Ringens nach

einem ewigen Kleinod an. Der junge Adler, ehe er zum Fluge jenseits der Wolken nach der Sonne sich stark fühlet, übet vorhin die Schwingen am Emporflattern von Klippe zu Klippe. So wird auch die Herrschaft des Geistes über die gesammten Kräfte der Seele und des Leibes durch die leichtere Uebung der Macht der Seele am Leibe vorbereitet. Es ist ein wohlgeeigneter Anfang jener Herrschaft, wenn zuerst die Glieder des Leibes zu jenem Gehorsam gegen einen Willen der Seele gewöhnt werden, welcher zunächst wenigstens etwas Anderes erstrebt, als die Vergnügung des lüsternen Gaumens oder eines anderen thierischen Begehrens. Denn wenn auch bei einer solchen Erziehung des einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechts, der Kampfpreis des leiblichen Bemühens zuerst ein sinnliches Gut ist, so pflegt doch bald jene Hand, welche das Geschäft des Erziehens leitet, statt des sichtbaren Preises einen unsichtbaren und höheren aufzustecken. Das Kind, welches der Anblick und Duft der ihm vorgehaltenen Frucht zu den ersten Bewegungen der Glieder gelockt, kämpfet später um den Lorbeer, in welchen nicht die Lüsternheit des Leibes, sondern die höher strebende Seele den eigenthümlichen Werth legte, und die Seele, wenn sie ein unvergänglicheres Kleinod kennen lernte und lieben als den Lorbeer, gebraucht der erlernten Selbstherrschaft zu einem Bewältigen des Leibes, welches ein anderes Ziel und anderen Sinn hat, denn alles vorherige Ringen der Glieder.

Diese hohe Bedeutung der leiblichen Uebungen, als vorbereitend die geistigen Uebungen des Gehorsams gegen das Gesetz, ist ohne Ausnahme von allen gebildeteren Völkern des Alterthumes anerkannt worden. Denn wenn bei den alten Persern der Knabe im sechsten Lebensjahre aus dem Hause und der Pflege der Mutter genommen und der Aufsicht des Staates zur eigentlichen Erziehung übergeben wurde, war das Augenmerk der Männer, welche das Geschäft der Jugendbildung leiteten, vor Allem dahin gerichtet, daß die Seele schon der Kinder die Herrschaft über die Glieder wie über die inwohnenden Begierden der Leibes sich erringen lerne. Neben den kriegerischen Uebungen der Arme und Füße vor der Burg des Königes und auf der Jagd lehrte man den Knaben Mäßigkeit im Genuß und bei Gelegenheit ein ruhiges Ertragen des Mangels; in allen Dingen aber ein bereitwilliges Unterwerfen des eigenen Willens in den Willen eines verständig Herrschenden und zuletzt des Gesetzes, das über Allen ist.

Es wurden in Sparta schon die Kinder von fünf Jahren an einen strengen Gehorsam der zarten Glieder gegen die Zeichen der Meister gewöhnt, wenn sie in diesem Alter den kräftig schönen Nationaltanz der spartanischen Krieger, die Pyrrhiche, erlernten. Denn dieser Tanz, bei welchem alle dem Kampfe dienenden Muskeln des Leibes in mächtige Bewegung gesetzt wurden, erschien selbst neben den Gymnopädien, welche an dem hiernach benannten Jahresfest bei der Statue des Apollon auf dem Markt-

platz unbekleidete Knaben tanzten, noch stürmisch, obgleich die Gymnopädien eine mimische Darstellung der fünf Arten des Kampfes der Schlachten gaben, deren Ernst nur durch die sanfte, die Bewegungen begleitende Musik gemildert und zum harmonischen Einklang verklärt war. Die Pyrrhiche, als kräftiges Uebungsmittel, wurde deßhalb auch noch von der erwachseneren Jugend im Gymnasium, jedesmal am Schlusse der Uebungen getanzt.

Es waren Töne der Flöte oder der Lyra, es waren Bewegungen in der spielenden Form des Tanzes, wodurch Sparta's Jugend zum Kampfe der Waffen gelockt und erzogen wurde; nur wie ein Tanz der Waffen erschien den gereiften Männern das Getümmel der Schlachten. Sparta kämpfte nicht um zu erobern, sondern nur um das Vaterland zu schützen. Und ein solcher freudiger Geist des Muthes wie Lykurg ihn zu wecken verstand, würde der Stadt ohne Mauern ein dauerhafterer Schirm und Schild gewesen sein als cyklopische Bauwerke, wenn der Feind des Volkes nur ein äußerer, für die Faust ergreifbarer gewesen wäre.

In solchem fast ausschließenden Maße und mit solchem Ernste sind die Leibesübungen bei keinem andern Volke als Element der Jugendbildung im Gebrauch gewesen, als bei den Spartanern, daher auch die Einrichtung derselben zu bestimmtem Zweck und ihr Nutzen zur Erziehung des äußeren wie des inneren Menschen nirgend so deutlich erkannt werden kann, als dort.

Die Gymnastik, von welcher wir hier reden, wurde in beständigem Verein und in Wechselbeziehung mit der Tonkunst geübt, denn sie selber war zur Kunst geworden, wie ein Lied, das ein begeisterter Sänger zu den Tönen der Lyra singt. Als Kunst, nicht als Ausklügelung der Aerzte oder Pädonomen, war die Gymnastik, so lehrten die Alten, wie alles Herrliche, das der Mensch kennt, von göttlichem Ursprung; eine Begeisterung, deren Antrieb von oben kommt, hatte dieselbe erfunden. Darum wurde, nach Herodots Bericht, der Geber der Kampfspiele, Perseus, zu Chemmis in Oberägypten, wo ihm ein Tempel erbaut war, göttlich verehrt. Ihnen sei, so erzählten die Priester von Chemmis, mehrmalen der Götterheld erschienen, ihnen allein sei unter allen Aegyptiern die Kunst der Leibesübungen vertraut worden. Auch die heilige Sage der Griechen nannte Perseus als den Erfinder dieser Kunst; ihm allein wurden die alten kretisch-dorischen Grundzüge zugeschrieben, auf welchen sich die vollendetere Gymnastik der Griechen erbaut hatte.

In seinem Innern war das Gebäu dieser Kunst, als Pentathlon oder Fünfkampf, von fünf Hauptsäulen getragen; diese waren: das Werfen mit der Wurfscheibe und der Lanze, zur Stählung der Brust und der Arme; der Faustkampf, zur Uebung vornehmlich des unteren Armes; das Wettlaufen, zur Stärkung der Füße und Schenkel; das Springen, zur Bekräftigung der Muskeln des Rückens und unteren Leibes; endlich kam hierzu,

als allseitige Anregung und Bewegung aller Glieder des Leibes, das Ringen. Das Werfen, die Uebung des Laufes und das Ringen wurden als Hauptsache betrachtet, welcher die andern beiden Uebungen als Beihülfe zugeordnet waren. Knaben oder Jünglinge von gleicher Kraft und Stärke wetteiferten in diesen Kämpfen zusammen. — Als Spiele zur Erholung füllten die Mußestunden das Schwimmen und Ballschlagen so wie der mimische Tanz und die Handhabung der Waffen aus.

Nach strenger Ordnung und mit einem allerdings einseitigen Eifer, als bestünde im Kampf und der Uebung des Leibes das ganze Werk des Lebens, wurde fast vierzehn Jahre lang, vom vollendeten siebenten Jahre an, Sparta's Jugend zur Kunst der Gymnastik angehalten. Doch war dieser, damit sie nicht zu einer Abrichtung der Thierheit herabsinke, sondern auf ihrer Höhe, als Kunst, sich erhielte, das Spiel der Flöte und der Saiten so wie der Gesang beigesellt; die Jugend, welcher kaum Zeit gegönnt war, um nur das Lesen zu erlernen, hörte öfter die unsterblichen Gesänge der Dichter und Sparta's Gesetzbücher lesen. Vor Allem aber erhielt sich die Kunst der Bewegung des Menschenleibes dadurch in Gemeinschaft mit dem allverklärenden Geiste, daß sie selber, in all' ihrem Werk, mit der Verehrung der Götter anhub und endete. Denn nicht bloß eine feurige Liebe des Vaterlandes, sondern Liebe zu den Göttern wohnte in Lykurg's Volke; und wie die Tapferkeit der Bewohner der mauernlosen Stadt, so diente Frömmigkeit der sonst wenig verwahrten Sinnlichkeit zur Schutzwehr, und Sparta hörte alsbald auf zu sein, was es gewesen, als ihm die Flachheit der späteren Zeiten die Furcht der Götter geraubt hatte. Zu einer Feier von geistiger Bedeutung und zu einem Dienste der Götter erhöhten sich die gymnastischen Spiele schon durch die oben erwähnten Kampftänze zu Ehren der Artemis und Latona nach der lieblich-ernsten Tonweise des Thaletas; es gaben überdieß nicht bloß die ernsten Jahresfeste der Todtenklage des Hyakinthos und die mit musikalischem Wettstreit begangenen Karneen, sondern die öfter wiederkehrenden Choraufzüge der Opfer zu der mühsam erworbenen Spannung der äußeren Kräfte die harmonische Stimmung der inneren.

Uns liegt es hier vor Allem an, den Einfluß einer so eingerichteten und vervollkommneten Uebung des Leibes auf die Gestaltung und Bildung der Seelenkräfte zu zeigen; denn ein Beispiel dieser Art und solcher Rückwirkung des scheinbar Aeußeren aufs Innere hat die Geschichte unseres Geschlechtes wohl kaum sonst aufzuweisen. Vor Allem hatte die Seele des gymnastisch gebildeten Spartaners, indem sie die Glieder ihres Leibes zu augenblicklichem und ungemessenem Gehorsam gewöhnte, selber gehorchen gelernt; denn es wird bei keinem Volk der Erde der unbedingte, treue Gehorsam gegen die Herrscher und Führer, gegen Gesetz und Sitte der Väter in höherem Maße gefunden, als bei den Lakedämoniern. Es war

bei ihnen das kräftige Herrschen des Vollendeteren und Gereifteren über den noch Unvollendeten und Unreiferen; die Ehrfurcht der Jüngeren vor den Alten und das bereitwillige Befolgen eines jeden Winkes, den der Erfahrenere gab, nicht bloß eine anerzogene und erlernte Weise, sondern diese Kunst des unbedingten Gehorchens und mannhaften Herrschens wurde aus innerem Triebe geübt. Die Gymnastik der Spartaner hat diesem Volke, dieß bezeugte die Erfahrung, nicht bloß eine Herrschergewalt des Willens über die Bewegungen der Glieder, sondern nicht minder über die Bewegungen der Begierden und Leidenschaften gegeben, welche mit Recht neben den bestehenden Einrichtungen des Staates bewundert wird. Es zeigte sich diese Selbstbeherrschung als heldenmüthige Selbstverleugnung bei dem wahrhaft Staunen erregenden bewegungslosen Ertragen leiblicher Schmerzen, welche wie ein Gegenstand der Uebung behandelt und bei verschiedenen Gelegenheiten der Jugend auferlegt wurden. Vor Allem aber hat, wie es scheint, die Bemächtigung der andern Glieder dem gymnastisch vollendeten Lakedämonier die Zähmung eines Gliedes erleichtert und in ungemeinem Maße möglich gemacht, welches, so klein es auch ist, dennoch am schwersten zu bändigen und zu beherrschen ist, der Zunge. Dieses Glied, welches der Apostel ein Feuer und ruheloses Uebel nennet, von welchem er aber zugleich rühmt, wie Großes es ausrichte, ist wohl nirgends in so allgemeiner Zucht gehalten worden, als in Sparta. Hier konnte man lernen, wie viel der Mensch mit wenig Worten zu sagen vermöge; lernen was es heiße, über seine Rede Meister zu sein. Unnützes Geschwätz ist da, so lange die alte Sitte blühete, wohl selten vernommen worden, sondern selbst beim fröhlichen, gemeinsamen Mahle bewunderte der mit eingeladene Fremde die bündige Rede der Bürger, deren Unterhaltung auch hier verständig und heiter, deren Wort geistig anregend und treffend war. In der That nicht bloß durch Stärke und Gewandtheit der Glieder und durch kriegerischen Muth, sondern vornehmlich als Machthaber seiner Zunge, erschien der Spartaner als ein vollkommener Mann. Die damalige „Kunst der Rede" war in Lakedämon verachtet, weil hier die „Macht der Rede" seit alter Zeit geübt wurde.

Wir wollten hier einer menschlich gebrechlichen Volksverfassung, welche zuletzt durch ihre eigene Einseitigkeit sich den Untergang bereitete, keine unbedingte Lobrede halten, sondern nur zeigen, daß der wohlmeinende Eifer, welcher nicht für das eigene, arme Selbst, sondern für das Wohl eines das Einzelne tragenden Ganzen sorgt, auch in seiner menschlichen Einseitigkeit nicht ohne Frucht blieb. Sparta wird ein ewig denkwürdiges Gränzmal bleiben zur Bezeichnung der Macht, welche ein tief in die Menschennatur geschriebenes Gesetz über den Menschen habe, und zugleich auch in anderer Hinsicht zur Bezeichnung der Unmacht dieses natürlichen Gesetzes ohne die ergänzende Mitwirkung eines geoffenbarten.

Obgleich in Athen bei der Bildung der Jugend eben so sehr auf Begründung der wissenschaftlichen Erkenntnisse, als der leiblichen Fertigkeiten gesehen wurde, ging dennoch in der Beachtung des Staates die Gymnastik der Grammatik voran. Denn jene war es, welche der künftige Bürger auf öffentliche Kosten erlernte; ihr hatte das Gemeinwesen die Gebäude der Gymnasien errichtet. Die Arten der leiblichen Uebungen waren dieselben wie in Sparta, nur daß zu den beiden, sogenannt leichteren Kampfarten des Ringens und Faustkampfes noch das beide vereinigende Pankration kam, das Sparta verboten hatte, weil es dem Lakedämonier schimpflich dünkte, daß der Besiegte, wie im Pankration geschah, durch Ausstrecken der Hand sich als besiegt bekenne. Zu den schweren Kämpfen wurde in Athen das Laufen, das Springen und das Werfen des Diskus gezählt; die Fertigkeit des Leibes zum Schwimmen, zur Jagd und zum Gebrauche der Waffen erwarb sich die kräftige Jugend außerhalb der Gymnasien.

So nennt auch Plato in seinem Buch der Gesetze zwei Hauptarten des Unterrichts, davon die eine die Bildung des Leibes, die andere die des Geistes angehe. Die erstere wird als Gymnastik, die andere mit dem vielbedeutenden Namen der Musik (m. v. den §. 42) bezeichnet. Die Gymnastik umfasse die Vorbildungen für den Kampf, welche den Gliedern Stärke und Haltung verleihen soll, und die Uebungen des Tanzes im alten Sinne, welche dem Leibe Anstand, Gewandtheit und Schönheit gäben. Die letzteren dienen den Musen; die Gymnastik aber soll den Menschen mannhaft machen, und sie müsse von Kindheit an durchs ganze Leben hindurch betrieben werden. Die vollkommene Gymnastik gehet verschwistert bei der Bildung der Menschennatur mit der vollkommenen Musik Hand in Hand. Der Gipfel der Musik ist das Erkennen der Weisheit, ist die ächte Philosophie. Musik für sich allein macht zu weich, Gymnastik allein zu rauh, beide zusammen gewähren vollkommene Bildung, Gesundheit des Leibes und Bekräftigung des herrschenden, selbsterkennenden Geistes. Beide Mittel der Bildung hat Ein Gott den Menschen geschenkt; Anspannung nach der einen Richtung gewährt Abspannung nach der andern. Wer beide nach vollkommenem Maße mischet, der erscheint als der am meisten musikalische und harmonische Mensch.

So sprach es die Weisheit des Alterthums als ein Gesetz für die Menschennatur aus, daß bei der Uebung der Seele auch die gesunde Bildung des Leibes, als eines Tempels Gottes, nicht versäumt werde. Aber so alt hiermit auch dieses Gesetz erscheint, so war dennoch von gleichem Inhalt ein älteres und ältestes da.

Das älteste Gesetz, unter welches der Mensch seit dem Beginn seines jetzigen Zustandes gestellt worden, war jenes, zu arbeiten, im Schweiße seines Angesichtes das Brod zu erwerben und zu essen. Denn es empfängt

und genießet sein Wesen die Ruhe und Kraft des Sabbathes erst nach der Arbeit der sechs Tage, wie die höhere empfindende Region des Hauptes, der Nerv des sehenden Auges und des hörenden Ohres, als höchste Blüthe des Gewächses, am Stamme der niederen Region der willkürlich bewegenden Nerven sich entfalten.

Das Erste, was die Uebung der Glieder durch angemessenes Bewegen in dem Gebiete der Leiblichkeit selber gewinnt, ist eine Bekräftigung des Athmens und des Geschäfts der Ernährung. Im Gebiete der Seele aber wird dadurch, wie wir oben gesehen, der Muth und die Schnellkraft der Bewältigung nicht allein des eigenen Leibes, sondern der ganzen umgebenden Leiblichkeit begründet und erhöht. Darum schaffet der Mensch mit solchen Gliedern, welche zum Fleiße gewöhnt worden, alsbald seine Heimath aus einer Wüste oder aus einem wildbewachsenen Erdreich in einen Garten um, rufet aus dem sandig-sumpfigen Boden der belgischen Ebenen die reiche Saat des Getreides so wie die Fülle der Gemüse und Früchte hervor. Darum bezwinget Griechenlands Heldenjugend, ein Häuflein gegen den unermeßlichen Schwarm der Barbaren, alsbald im blutigen Kampfe das Heer der Perser, denn diese hatten den Leib mehr nur zum Genießen der Sinnenlust, jene aber zum Arbeiten gewöhnt.

Die Seele wird schon bei den Tönen eines besaiteten Instruments, wenn diese harmonisch zusammenlauten, jetzt zu diesen, dann zu andern Gefühlen bewegt oder selber zur geistigen That aufgeregt und gestärkt. Sollte nicht das Bewegen des Werkzeuges, das der Seele innig näher und eigenthümlicher ist als jedes Instrument der Saiten oder der eingehauchten Melodien, wenn nur jenes Bewegen von geschickter Hand geleitet und harmonisch ist, noch viel mehr und gewaltiger dem geistigen Leben der Menschennatur sich mittheilen und dieses ergreifen? Darum haben, wie schon erwähnt, die Alten das Werk der Uebungen des Leibes als eine Kunst betrachtet. Eine Kunst ist dasselbe, welcher Gesetze der Harmonien und der Wohlgestalt inwohnen, wie jener der Töne, und wie des sichtbaren Nachbildens der äußeren Welt durch Meißel und Farben. Jene Kunst bedarf ihrer Studien und ihrer Meister; sie ist ihrer Schulen und einer Pflege des Staates werth, wie die andern Künste.

Allerdings kann auch nach dieser Richtung hin sehr leicht jenes krankhafte, metastatische Verirren stattfinden, das bei jedem andern aufs Leibliche gerichteten Geschäft möglich ist. Das Aeußere und Dienende kann wie bei den Versetzungen der Krankheit, gegen die gesunde und natürliche Ordnung zu einem Inneren und Herrschenden erhoben werden. Alsdann wird einer solchen Richtung die harmonische und bekräftigende Einwirkung auf das innere Leben benommen, und wie die Aufregung der Werkzeuge des leiblichen Verdauens, wenn sie auf ordentliche und mäßige Weise geschieht, die Region auch des inneren Ernährens, die Gefühle der Seele

bekräftiget und aufregt, dagegen dann, wenn sie zur Ueberfüllung wird, das Geschäft des inneren Ernährens hemmt und sogar lähmet, so kann auch der irrende Wille des Menschen in die Kraftübung des Fleisches an sich ein Uebergewicht legen, welche das innere Werk, zu welchem das äußere führen sollte, die Bekräftigung der Seele zu dem Geschäft der Selbstbeherrschung, vergessen macht und lähmt. Es wird dieses letztere, innere Werk stets nur durch Selbsterkenntniß begründet und durch das Vorhalten eines anderen, höheren Kampfpreises, als der des vergänglichen Lebens ist, gefördert und vollendet. Das rechte Zeichen, woran erkannt wird, daß unser Ringen und Streben, auch so lange es noch in seinen ersten Vorübungen weilt, auf gesundem Wege sei, ist jenes, daß der Mensch in Demuth dem eigenen besseren Willen und der göttlichen, wie der von Gott gesetzten menschlichen Ordnung, gehorchen lernet. Wir werden das Recht, über uns selber und alle Kräfte unserer Leiblichkeit zu herrschen, erst dadurch gewinnen, daß wir vor einem höheren Willen, als der menschliche es ist, uns willig beugen.

Der Einfluß der Lebensweise auf die Richtung der Seele und ihres Begehrens wird an ganzen Zeitaltern und Völkern so wie an einzelnen Menschen erkannt. Die Bewohner des amerikanischen Waldlandes, im Norden jener Halbkugel, welche fast einzig die Jagd ernährt, werden selbst in der Sprache wortkarg und verarmt gefunden, denn es zwingt den Jäger schon das Geschäft des Auflauerns und Erschleichens des leise hörenden Wildprets zur Gewöhnung des Schweigens. Dabei ist in diesen Völkern eine desto größere Kraft des Auffassens und Festhaltens aller Worte der fremden Rede, und schon oben sahen wir, daß diese Indianer des Waldlandes ganze lange Reden ihrer Lehrer mit wörtlicher Treue im Gedächtniß behielten. Das Aufspüren der Thiere, das Herumziehen durch die bahnlose Wildniß der Wälder schärfet zunächst jenen äußeren Sinn, welcher dem inneren des Gedächtnisses entspricht, den Geruch, auf eine außerordentliche Weise; und wie anderwärts in der Geschichte des Menschen wird das Vermögen des äußeren Organs alsbald auf das ihm entsprechende innere übertragen, wenn aus dem Mittelpunkt des inneren Lebens selber ein neu belebender Strahl auf dieses Gebiet fällt. Das Geschäft des Jägers verstattet überdieß, von einer andern Seite betrachtet, nicht das Zusammenleben der Menschen in volkreichen Städten und Staaten. Nach dem Sinn jener Rede eines Caraiben-Häuptlinges, welche derselbe vor einer berathenden Versammlung der Europäer gehalten, vermag der grasessende, zunächst vom Ackerbau lebende Mensch auf einem engen Bezirk des Landes zusammen zu wohnen und hier gemeinsam sich zu nähren, während der Jäger nur für sich und die Seinen des Besitzes einer großen Erdstrecke bedarf, damit hier der Hirsch sich nähre und gedeihe, der ihm zur Speise wird. Es wird daher die Entwicklung jener höheren Richtung der Seele zur Liebe

und zur Freundschaft, welche der gesellige Verein weckt und begünstigt, am Jäger nur wenig entwickelt, ja verkümmert gefunden, und nicht selten tritt neben jener gastfreien Großmuth und treuen Dankbarkeit, welche dem Sieger der Thierwelt die einsame Noth seiner Wälder lehrt, der verfolgende Haß und die wildeste Grausamkeit gegen sein eigenes Geschlecht hervor. Wie auch anderwärts das beständige Geschäft des Thierschlachtens ein solches inneres Entarten der Menschennatur begünstigt.

Verwandt in seinem Wesen so wie durch seinen Einfluß auf die Entwicklungsgeschichte der Völker ist mit dem Stande der Jäger jener der Fischer. Doch ist vorzugsweise wohl er es gewesen, welcher im Eifer seiner Beschäftigung die Mittel aufsuchte und fand, den Fuß auf das Gewässer zu setzen und auf hölzernem Tragwerk zuerst die Beute seiner Jagd in ihr eigenes Element zu verfolgen, bald aber in immer vollkommeneren Fahrzeugen von einem Ufer, von einem Lande zum andern zu gelangen.

Ungleich mehr als die Jagd hat schon in frühester Zeit die Viehzucht wohlthätig auf die Gestaltung und Entwicklung der geistigen Anlage gewirkt. Durch sie ward der Mensch nicht wie der Jäger zum Geschäft des Verfolgens und Tödtens der Thiere, sondern zu jenem des Vertheidigens und der Pflege seiner Heerden berufen. Das Tagwerk des Hirten im Thale wie im Gebirge ist es, die Schaaren der ihm zugesellten Thiere jetzt zum frischen Wasser zu leiten, dann sie zu führen zur grünen Weide, am heißen Mittage ihnen die Erquickung des Schattens, beim Frost und Ungewitter das Obdach zu gewähren. Es ist sein Geschäft, die von der Heerde Verirrten zu suchen, die Kranken sorgfältig zu warten, die Zarteren und Neugeborenen zu behüten. Mit einer das eigene Leben nicht achtenden Liebe kämpfet der Hirt der Kamele mit den Schaaren des Schakals, ja selbst mit den unversehens herannahenden Löwen, wenn diese die Mütter und zarten Füllen der Heerde mit ihrem Angriff bedrohen. So ist das gewöhnliche Geschäft des Hirten ein Geschäft der Liebe, welches, wenn es auch scheinbar nur auf das Geringere — auf eine Heerde der Thiere — gerichtet war, dennoch auch die Entwicklung einer höheren, geistigeren Richtung der Liebe begünstigt. Es wird deßhalb bei den Hirtenvölkern schon in den ältesten Menschenzeiten nicht bloß das Leben der Familien lieblich und reich entfaltet gefunden, sondern es hat hier zu dem näher befreundeten Menschlichen das Göttliche sich gesellt: neben dem Weinstock der Liebe des Menschen zum Menschen ist die Ceder der Liebe zu Gott erwachsen, deren Wurzel die Tiefe des Gebirges suchet, deren Gipfel zum Himmel strebt. Wo dann dieses Alles belebende Element in der Seele des Menschen gewaltet, da sind in seinem Schatten alsbald die nachbarlich verwandten Kräfte emporgewachsen. Die Hirtenvölker des Alterthums haben zuerst den Zeitlauf und die Bahn der Gestirne bemerkt, haben in die Gruppen der Sterne Gestalten voll tiefen Sinnes hineingebildet, und, hierin vielleicht

selbst von den Thieren ihrer Heerde geleitet, an diesen und an sich selber die Heilkräfte der Pflanzen erprobt. Bei dem Gesange der einsamen Drossel des Gebirges so wie der Nachtigall des Gebüsches erwachte der Gesang der eigenen Brust, welcher durch das Athmen der Gebirgsluft bekräftigt, einer ungewöhnlichen Stärke und Kraft der Töne fähig ist; und das stille Beschauen der am Berge ruhenden oder weidenden Thiere reizte die betrachtende Seele zu einem anderen Festhalten, zum künstlichen Nachbilden dieser Gestalten, an welchem einst Gozzi's großes Künstlertalent zuerst sich selber gefunden und sich geübt. — Ein nach §. 57 nicht ganz unbedeutendes Element zur psychischen Gestaltung der Hirtenvölker scheint auch in dem eigenthümlichen, harmlosen und sanften Charakter so wie in dem ruhigeren Bewegen jener Hausthiere gelegen zu sein, in deren beständigem Umgang und Anblick sie von Kindheit an lebten.

Auf den waldentblößten Höhen, denen nur noch einsam stehende Alpenkräuter entsprießen, haben öfters, selbst auch in neuerer Zeit, Hirten, welche dahin die weidende Heerde geführt, reiche Gänge von Erz, Adern des Silbers und Kupfers entdeckt. So scheint auch in alter Zeit der ruhige, am Gebirge verweilende Stand der Hirten, geleitet hierbei durch einen instinctartigen, magnetischen Zug (nach §. 24), die Stätten der Metalle entdeckt, und den Bau so wie das Schmelzen der Erze erfunden zu haben. Mit dieser Erfindung zugleich hat sich dem Menschen der Zugang zu einem neuen Gebiet der Künste und Gewerbe geöffnet, welche hülfreich zu den andern, höheren sich gesellten.

Endlich so hat erst die Erfindung und Vervollkommnung des Ackerbaues, welche dem Hirten des grasessenden Thieres sehr nahe lag, das Zusammengesellen der Menschen in die fester bleibende Wohnung der Dörfer und Städte und so das Entstehen der eigentlichen Staaten möglich gemacht. Hiermit waren zugleich die nothwendigen äußeren Bedingungen zur festen Gestaltung der eigenthümlichen Volkssprachen so wie zur Weiterentwicklung der Wissenschaft und der Kunst gegeben, welche eines wohlgeordneten Zusammenwirkens Vieler bedürfen, wenn sie das ihnen vorschwebende Ziel erreichen sollen. So finden wir denn die erste vollkommenere Einrichtung der Reiche und bürgerlichen Stände bei ackerbautreibenden Völkern, und aus dem gemeinsamen Fleiß der zusammenwohnenden Tausende entstehen Aegyptens Pyramiden so wie Indiens Tempel, entstehen die Schulen und Meister der Weisheit und die begeisternden Gesänge der Heldenthaten beim festlichen Mahle.

Es läßt sich der Einfluß der gewohnten Lebensweise auf das Temperament und die äußere Richtung der Seele auch an den einzelnen Ständen unserer künstlichen Staaten nachweisen, und es ist aus vielfältiger Beobachtung bekannt, welche andere Rückwirkung die sitzende Lebensart bei kräftiger Bewegung nur einzelner Muskeln auf die inneren Kräfte äußert,

als das Geschäft der stärker und vielseitiger bewegten Stände. Die Arbeiter der Metalle, die kräftigen Schmiede und Bergleute, die rüstige Schaar der Zimmerer und Maurer haben sich in den Zeiten der Noth und der äußeren Gewalt öfters als entschlossene Kämpfer gezeigt, und mit Heldenmuth hat ein starkes Volk der Hirten die Heimath seiner Gebirge gegen fremde Tyrannei verwahrt. Dagegen waren aus dem gemeinsamen Stande der Schuster jener tiefsinnige Denker, der als Philosophus teutonicus bekannt, und der heitere Sänger des deutschen Bürgerlebens, Hans Sachs.

Ein gemeinsames hehres Gebäu versammelt alle Stände und Geschlechter der Menschen am Sabbath zum Werk des Geistes. Es ertönet der melodische Laut der Orgel: da wachet die Stimme Aller zum harmonischen Gesange auf. So wird auch ohne Unterschied des Standes und der Weise des äußeren Lebens der Geist des Menschen für das Walten eines Geistes beweglich gefunden, der aus Gott ist und zu Gott führet.

Erläuternde Bemerkungen. Die Gemeinschaft des Leibes mit der Seele bestehet nach Plato (Sophist. 248) eben darinnen, daß beide gegenseitig Leiden und Thun sich mittheilen. — Nothwendig ist es nach dem harmonischen Einklang des Leibes mit der Seele zu streben, nicht das eine zu bewegen ohne das andere (Tim. 87). — Gymnastik und Musik sind die beiden Hauptelemente der Menschenbildung (Plat. de republ. II, 376, e; III, 410, b; legg. VI, 76, 410).

Ueber die Leibesübungen und die Erziehung der jungen Perser vergl. man Xenophons Kyropädie. — Ueber die Kampfspiele der Aegyptier am Tempel des Perseus zu Chemmis s. m. Herodot II, 91. — Die gymnastischen Bildungsanstalten der Spartaner und ihren Zusammenhang mit den ganzen inneren Einrichtungen Lakedämons lernt man kennen bei Plutarch (Laconica Instituta; Lycurgus; Comparatio Numae et Lycurgi; Apophthegmata Laconica), bei Xenophon (de republ. Lacedaem.), Aristoteles (de republ. L. VIII etc.) Hiermit vergl. m. Athenäus (Deipnosophist.), Plato (de leg. L. VII, et al. loc.), Mercurialis (de arte gymnastica). Der gymnastischen Bildung der Athener gedenken unter Andren Lucian (Anacharsis), Mercurialis (l. c.), Gellius (noct. attic. 13, 27), Aristoteles (rhetor I, 5, 36). Das Wichtigste über die Gymnastik der Alten und die fünf Hauptarten der Leibesübungen (*πάλη*, *δρόμος*, *δίσκος*, *πύγμη*, *δίαλμα*) s. m. zusammengestellt in Gutsmuths Gymnastik für die Jugend I, 2te Aufl. — Vom Standpunkt der ernsteren Erziehungskunde betrachtet den Gegenstand Fr. J. Chr. Schwarz in s. trefflichen Erziehungslehre, B. I, Abth. 1.

Für Männer, welche eine sitzende Lebensweise führen und zu andern Leibesübungen weder Zeit noch Geschick haben, darf, als ganz besonders heilsam, jene afghanische Leibesübung empfohlen werden, welche Elphinston ausführlich beschreibt. Diese Bewegung, welche in wenig Minuten so viel leistet als eine andre, einseitigere kaum in Stunden, zeigt sich, wenn sie längere Zeit hindurch täglich wiederholt wird, überaus stärkend für alle Glieder, besonders aber sehr wohlthätig wirksam für Unterleib und Brust (m. vergl. Elphinstons Reisen nach Kabul).

Obgleich der Leib nur um der Seele, die Neigungen um des Erkennens willen berücksichtigt werden sollen, ist dennoch nach Aristoteles bei der Erziehung früher für die Bildung des Leibes als der Seele, früher für die der Neigungen als des Verstandes Sorge zu tragen. (Arist. Politic. VII, c. 15).

Die Arbeit ist nach Philo (de sacrif. Ab. et Cain. 134, Opp. I, p. 168) das verbindende Mittel zwischen dem *νοῦς* und dem von ihm begehrten Gute; dient zur Berichtigung und Belehrung des Auges der Seele, wie das Licht zu der des leiblichen. — Den Hirtenstand erhebt ebenders. l. c. 137. — Dagegen rühmt Maximus Tyrius (diss. XIV, ed. Davis. p. 150) den Ackerbau im Vergleich mit dem Stand des Kriegers, weil jener früher und mehr zur Verehrung der Götter geneigt mache.

Die heilsame Wirkung leiblicher Bewegung, selbst zur Heilung geistiger Dumpfheit und des Blödsinns, haben Hofmann und mehrere andere Aerzte erkannt. Auch gegen heftige Melancholie hat sich körperliche Anstrengung nicht selten als Heilmittel gezeigt. Hieher gehört auch zum Theil der von Pinel erzählte Fall. Ein Gelehrter, in tiefer Melancholie versunken, geht des Nachts auf eine Brücke in London, um sich in die Themse zu stürzen. Er wird von Räubern angefallen, gegen welche er muthig und kräftig kämpft. Nach dieser Anstrengung waren die Melancholie und der Hang zum Selbstmord plötzlich verschwunden. Er kehrt zu seiner kümmerlichen Lage zurück und erträgt diese von nun an, ohne noch einmal in jene Versuchung zu fallen.

Der Einfluß der leiblichen Organisation.

§. 59.

Das Wechselverhältniß, in welchem die Art und die Aeußerungen des Temperamentes mit der Verschiedenheit der Geschlechter und der Lebensalter stehen, wurde schon an einem andern Orte (§. 33) betrachtet. Wie das Kindesalter zumeist mit dem sanguinischen, das Jünglingsalter mit dem cholerischen Temperament zusammengepaart gefunden werden, so das männliche Alter mit dem melancholischen, die Zeit der spätesten Jahre mit dem phlegmatischen. So kömmt auch dem zarteren Geschlecht öfter ein Gemisch der sanguinischen mit der cholerischen Sinnesart oder eine von diesen beiden zu, als dem männlichen Geschlecht, an welchem dagegen entschiedener als am Weibe die melancholische (in dem oben erwähnten Sinne) so wie phlegmatische hervortreten.

Die Beziehungen des äußeren und leiblichen Theiles unserer Natur auf den geistigen, von welchen wir hier reden wollen, gehen aber nicht allein die Lehre von dem Temperament so wie selbst jene von dem Charakter an. Es sind bei dieser Betrachtung nach beiden Seiten hin sowohl eine Ueberschätzung der Macht des Leiblichen über die Seele, als auch eine übertreibende Annahme von der unumschränkten Gewalt der Seele über den Leib zu vermeiden; denn diese, ehe sie durch den Geist frei geworden, stehet allerdings in nicht geringer Abhängigkeit von ihrem Körper.

Wir müssen, wenn wir von dem Einfluß der organischen Gestaltung reden, zuerst das, was im Verlauf des Lebens durch die Neigungen und die Wirksamkeit der Seele selber leiblich geworden ist, von dem unterscheiden, was der Leib gleich von der Zeugung an und bei der Geburt war. Denn, wie wir dieß im nächsten Paragraphen noch ferner sehen werden, es wird bei jeder inneren Lebensbewegung der Seele ein leibliches Gebilde erzeugt von mehr oder minder augenfälliger Natur, welches zu der gleichen Bewegung die beständige Disposition, ja zuletzt wohl einen für sich bestehenden, falschen Organismus mitten in dem eigentlichen, gesunden, bildet. Hier aber betrachten wir noch nicht diese secundären, vielleicht nicht ohne Einfluß des Willens und mithin nicht ohne eigene Schuld entstandenen leiblichen Anlagen, sondern zunächst nur die angeerbten und angeborenen.

Es wird, wie die äußere Gestalt, so auch öfters die herrschende Richtung der Neigungen der Seele mit der Zeugung auf die Kinder fortgeerbt. Bei einigen unserer gelehrigen Hausthiere, namentlich den Hunden, ist es sehr augenfällig, daß selbst die mühsam den Eltern angelernten Geschicklichkeiten von Zeugung zu Zeugung den Jungen immer leichter werden, so daß es scheint, als erbte sich hier die erst künstlich gegebene, allmählich eingeübte Richtung als wirkliche Fähigkeit fort. Bei dem Menschen wird eine solche Uebertragung der Vorzüge der Eltern nur etwa bei den niederen Seelenkräften bemerkt; denn daß die höchsten, geistigen Gaben des inneren Menschen, daß der Heldensinn, der nur nach dem ringet, was göttlich ist und ewig, und das Ungöttliche bekämpft, durch die Zeugung nicht forterbe auf die Kinder, hat die Erfahrung nur zu oft gezeigt. So auch, wenn, wie eine alte Schuld, die bösen Neigungen der Eltern in der Seele der Nachkommen lasten, so wird dennoch, wie dieß abermals die Erfahrung lehrt, die Besiegung und Ausrottung des alten Uebels nicht unmöglich befunden.

Thiere wie Menschen, dieß sahen wir schon in §. 33, bringen das natürliche Temperament und gewisse eigenthümliche Neigungen mit sich auf die Welt. In einem Falle, welchen Gall erzählt, zeigte an zwei Hunden, welche dieselbe Mutter an dem gleichen Tage geboren hatte, der eine schon, als er noch blind war, eine bösartige und bissige, der andere eine sanfte Gemüthsart, und diese Verschiedenheit blieb bei einer sorgfältig gleichartigen Behandlung beiden. Wir können Gall und Anderen, welche sich mit diesem dunklen Gebiet der Geschichte der Seele beschäftigt haben, gern zugeben, daß die bösen Neigungen so wie das Bedürfniß und die Richtung nach einem Besseren dem Menschen angeboren, und die Verschiedenheit dieser Gabe schon im Leibe begründet sei. Der Eine bringt auch wirklich schon mit seiner leiblichen Natur den größern Hang zur Wollust oder zur Gewaltthätigkeit, der Andere zu einer weichen Nachgiebigkeit und Anhänglichkeit an andere Menschen mit sich auf die Welt. Es

sind dieß Anlagen der Seele, welche erst durch den Einfluß des Geistes gut oder böse werden, und hierbei ist, wie dieß selbst an Thieren erscheint, stets mit der sogenannt bösen Anlage irgend eine polarisch ihr entsprechende gute zusammengesellt; wie mit der Gefräßigkeit des Hundes die Anhänglichkeit an den, welcher ihm die Speise reicht; wie mit der Furchtsamkeit und Einfalt des Schafes die Folgsamkeit gegen die Leitung des Menschen und die Neigung zum bergenden, sicheren Stall. Die mit uns geborenen zum Bösen hinführenden Neigungen sind nur der Stoff, welcher bei dem im §. 53 erwähnten Athmungsgeschäft der Seele durch Hülfe des Lebensgeistes von oben ausgeschieden werden, und hierdurch das Einathmen und mit ihm das wahre, innere Leben veranlassen sollte. Je böser das Böse vor Augen daliegt, desto näher steht es dem Ausgestoßenwerden durch die geistig belebende Kraft der Seele, desto leichter wird jener Act des Selbsterkennens, welchen wir mit dem des Ausathmens verglichen, und hierdurch das Alles erneuernde Eingehen der höheren Kraft in die Seele (das geistige Einathmen) begründet. Daher kam schon die alte und frühe angestaunte Geschäftigkeit des Lebens des Geistes an jenen „Zöllnern und Sündern," an deren schnellerer Bereitwilligkeit das Heilmittel, den Kranken geboten, sich öfter bewährte, als an solchen, welche des Arztes nicht begehrten, weil sie sich nicht krank fühlten.

Der Einfluß der angeborenen leiblichen Organisation wird sich an den erkennenden und an den begehrenden Kräften der Seele äußern. Für beide Richtungen sucht Gall die begründende Ursache in der Bildung des Gehirns und seiner einzelnen Theile, eine Bildung, welche sich schon an dem äußeren Umriß des Schädels merklich mache. Wir finden hierbei, wie dieß die Gegner des scharfsinnigen und an Erfahrung reichen Gall zur Genüge gezeigt, freilich, wenn wir ins Einzelne gehen, so viele Ausnahmen, daß uns öfters selbst die ersten Grundzüge des Systemes jener Physiognomik des Schädels zweifelhaft werden. Eine Hauptvollkommenheit des Menschengehirns, und hierdurch auch des Schädels, bestehet nach §. 24, in der gleichmäßig symmetrischen Entwicklung sowohl nach der Richtung der beiden Seiten als nach jener, die sich von vorn nach hinten erstreckt. Die unsymmetrische, regelwidrige Gestalt des Schädels wird auch sehr häufig mit dem angeborenen Blödsinn und der Verrücktheit zusammen gefunden. Dennoch zeigte sich der Kopf des Lalande so unsymmetrisch, daß die rechte Seite auffallend höher war als die linke, ohne daß man jemals an diesem berühmten Astronomen Spuren von Blödsinn oder Verrücktheit bemerkt hätte. Eine ähnliche ganz unsymmetrische Ausbildung der Stirnknochen und mithin der unter ihm gelegenen Vordertheile des Gehirns zeigte sich selbst an dem wegen seiner Talente vielbewunderten Haupte des berühmten Physiologen Bichat. Uebrigens sind es nicht die Theile des Hauptes, diese anscheinend wesentlichsten Organe der erkennenden und

begehrenden Seele allein, deren Mißbildung in einer auffallenden Wechselbeziehung mit der krankhaft abirrenden, inneren Richtung gefunden wird, sondern öfters andere, scheinbar viel unwesentlichere Theile. So findet sich in vielen Fällen der Blödsinn und Irrsinn mit einer abnormen Entwicklung des Knochens zusammengepaart, welche zwar dann am häufigsten am Schädel sich zeigt (von 216 Verrückten, welche Greding beobachtete, hatten 169 ungewöhnlich dicke Schädelknochen), zuweilen jedoch auch an ganz anderen Stellen des Gerippes. Denn derselbe Beobachter fand bei nicht wenigen Leichnamen von Blödsinnigen und Irren die Rippen ganz erweicht, und diese krankhafte Bildung zeigte sich ganz besonders an der Mitte der wahren Rippen, welche wie Fischbein biegsam waren. Uebrigens mögen viele dieser krankhaften Abweichungen und Entartungen einzelner Theile des Skeletes, eben so wie jene Abnormitäten, welche schon Bonnet am Bau des Herzens mancher Geisteskranken beobachtete, nur eine Folge der Störungen sein, die in einer verborgenen Region der Lebenskräfte ihren Ursprung haben (m. v. den §. 62).

Nach der Schädellehre des berühmten Gall erscheint es, daß die Neigungen des Geschlechts und die zu den eigenen Jungen, daß der Trieb der freundlichen Zusammengesellung, wie der feindseligen Entzweiung und der Streitsucht, im hintern Theile des Gehirns (im kleinen Gehirn); die Neigungen zum Hochmuth so wie zur demüthigen Hingebung in den Willen einer höheren Macht mehr in der Mitte; die verschiedenen Anlagen aber der inneren Sinnen (des Gedächtnisses, der Phantasie u. s. w.) im vordersten Theile des großen Gehirns, nach der Stirne hin, durch gewisse mit ihnen in Wechselbeziehung stehende Organe angedeutet, und so das Innere durch ein Aeußeres vorgebildet werde. Lavater und Andere fanden diese Andeutungen des Inneren durch das Aeußere in der Bildung des Gesichts, dessen Züge allerdings durch jede Bewegung des Gemüths eine gestaltende Einwirkung erleiden.

Es ließen sich vielleicht nach dem schon früher Gesagten die Gränzen einer Physiognomik, welche von dem Leiblichen aufs Geistige schließen könnte, noch weiter selbst auf die eigenthümlichen Bewegungen der Hand und ihrer inneren Lineamente ausdehnen. Ueberhaupt läßt sich annehmen, daß eine abnorme Bildung oder Entwicklung der einzelnen Systeme des Leibes mit der eigenthümlichen, inneren Beschaffenheit der ihnen (nach Abschn. III.) entsprechenden Regionen der Seele in nahem Zusammenhange stehen müsse.

Immerhin jedoch dürfen wir bei solchen Betrachtungen nicht vergessen, daß dieselben am Leibe und seinem Wechselverkehr mit der Seele nur ein Element vor sich haben, welches zwar lebensfähig, aber noch nicht durch das Geschäft des Athmens belebt ist. Wie im Ei der verschiedenen Vögel ein Eiweiß und ein Dotter von ziemlich gleicher Mischung, so liegt, ehe

das Athmen, ehe das Leben des Geistes begonnen, in allen Menschennaturen ein ziemlich gleichbedeutendes Element vor uns, ein Element, an welchem es überall, seine Gestaltung sei welche sie wolle, deutlich erscheinet, daß es für sich allein ohne wahres Leben sei. Das Athmen beginnt, und mit ihm die innere, neue Gestaltung. Das Ersterbende dann und Feindselige wird bei diesem Geschäft ausgestoßen, und siehe, das Leben macht Alles neu.

Erläuternde Bemerkungen. Im Gesicht liegt, nach Aristoteles (Problemat. Sect. XXXVI), der Ausdruck dessen, was wir sind; deßhalb bilden wir dasselbe ab. — Aber auch andere Theile gewähren physiognomische Anzeichen. So werden ungewöhnlich große, emporstarrende Ohren für ein Anzeichen der Narrheit oder der Geschwätzigkeit gehalten (Arist. hist. anim. I, c. 11). M. v. übrigens vor Allem das eigenthümliche Werk des Arist. über Physiognomik.

Als große Physiognomiker rühmt uns das Alterthum den Loxus (Orig. cont. Cels. I, 33, Opp. I, 351) und Polemon den Athenienser, von dessen physiognomischem Werke (de interpretatione sign. natur.). Nicolaus Petrejus eine lateinische von Gryphius 1512 zu Venedig edirte Uebersetzung gegeben hat. Auch Zopyrus wollte aus dem bloßen Anblick der äußeren Form des Leibes die innere Beschaffenheit des Gemüths errathen (Maxim. Tyr. diss. XV, ed. Davis. p. 156), hielt aber den Sokrates für blödsinnig und dumm, weil er keine hohlen Schlüsselbeingruben habe, für weibisch-furchtsam u. s., über welche Angaben Alcibiades laut auflachte (Cic. de Fato, 5; Euseb. praepar. ev. L. VI, c. 9; Plat. Alcib. prim. 122; Plut. Lycurg.).

Uebrigens bemerkt Aristoteles ganz richtig: Der Affect (*πάθος, πάθημα*), wie Zorn, Begierde u. s., wirkt auf Seele und Leib zugleich ein, daher muß ein äußeres, physiognomisches Zeichen da sein, woran man ihn erkennen kann (Analyt. prior. L. II, c. 28). — Die Affecten der Seele wirken allezeit auf den Körper, und umgekehrt liegt in der Beschaffenheit des Leibes die Disposition zu gewissen Affecten: die Gemüthsbewegungen stehen in einer unauflösbaren Beziehung zu dem natürlichen Stoff (*φυσικὴ ὕλη*) der lebenden Wesen (Arist. de anim. I, c. 1). — Schon Pythagoras untersuchte und prüfte auf physiognomische Weise die Gesichtszüge seiner Schüler, ehe er diese in den Bund aufnahm (Gell. noct. attic. I, 9).

Das oben an Thieren erwähnte Forterben der Geschicklichkeiten schienen die alten Aegytier selbst an Menschen für möglich zu halten, weßhalb sie immer den Sohn zu dem Gewerbe des Vaters anhalten ließen.

Zu dem vorstehenden Paragraphen vergl. man das früher bei §. 17 Bd. I. S. 183 f. Gesagte über die vermuthliche Function der einzelnen Hauptregionen des Gehirns. Eine vollständige Entwicklung seines Systems der Phrenologie legte Dr. F. J. Gall in seinem Werke nieder: Sur l'origine des qualités morales et des facultés intellectuelles de l'homme etc., von welchem Leuchs unter dem Titel: Vollständige Geisteskunde (Nürnberg 1829), eine deutsche Bearbeitung gab. Mit großer physiologischer Umsicht hat in neuerer Zeit Carus dieses Gebiet bearbeitet.

Einfluß des kranken leiblichen Zustandes auf die Seele.

§. 60.

Wenn wir bei Marshal lesen, daß derselbe bei allen geistig Kranken, deren Brusthöhle er nach dem Tode untersuchte, das Herz in einem abnormen Zustande gefunden, bald ungewöhnlich dick und verhärtet, von blaurother Flüssigkeit umgeben, bald auffallend schlaff und weich oder mit einzelnen verknöcherten Stellen, so wissen wir allerdings nicht zu entscheiden, ob dieser krankhafte Zustand eine Folge der beständigen, unordentlichen Einwirkung der Seele auf das Hauptorgan des thierischen Lebens, oder ob er ein ursprünglicher und früherer gewesen sei. Der krankhafte Zustand, in welchem bei solchen Menschen der Umlauf des Blutes sich befunden, verrieth sich, außer am Herzen, auch an den Arterien, welche Marshal hin und wieder verknöchert und ihrem Umfange nach auffallend verengert fand. Mit dem Blutumlauf stehet dann das Geschäft des Athmens in nothwendigem Zusammenhang, und so ist es nach Greding eine häufige Erfahrung der Aerzte, daß sehr viele geistig Kranke schwindsüchtig sterben, und daß sich bei der Section Vereiterungen in der Lunge zeigen. Häufig fanden sich bei solchen Menschen auch Zerstörungen und krankhafte Veränderungen am Magen, noch häufiger an der Leber und Milz, und in einigen Fällen schienen Würmer, welche sogar die Gallengänge erfüllten, mit der (zum Theil nur periodisch ausbrechenden) Raserei in Wechselbeziehung zu stehen. Auf einen krankhaften Zustand der Ernährung deutet öfters bei den geistigen Irren selbst die Beschaffenheit des Blutes hin, welches bei ihnen bald schwarz und dick, bald zähe und mit weniger wässeriger Feuchtigkeit vermischt ist, so daß aus seinem leichten Gerinnen jene Polypen entstehen, welche zuweilen bei Blödsinnigen und Wahnsinnigen die Vorkammern des Herzens erfüllen. Selbst an den Muskelfasern, welche nicht selten ungewöhnlich fest, trocken und starr erscheinen, macht sich dann das scheinbar in so engem Kreis des Cerebralsystems begründete Uebel dem Auge kund. Das Wahrscheinlichste bei den meisten dieser Fälle ist es immer, daß der leibliche Mangel erst eine Folge des inneren, psychischen Zustandes gewesen sei. Denn es wird schon durch jede Bewegung eines Muskels in reicherem Maße, als bei der Ruhe, der alte Stoff ausgeschieden und der neue aufgenommen, jede Uebung hat ein leibliches Wachsen und Gestalten in dem geübten Organ zur Folge: so wird der schöpferischen Kraft im Innern immer eine äußere Schöpfung aus dem bildungsfähigen Stoffe zur Seite stehen, wenn auch diese Verleiblichung dem Auge kaum oder gar nicht merklich, nur etwa am Nerven geschehen sollte.

Allerdings jedoch ist es auch deutlich und anerkannt genug, daß ein leibliches Gebrechen mit mehr oder minder zudringlicher Gewalt Einfluß auf die Stimmung, ja auf das leichtere Hervortreten der Neigungen des

Gemüths habe. Hierbei scheint es öfters, als ob eine feindselige Gewalt von außen gerade an der schwächsten, krankhaftesten Seite unseres Wesens uns bekämpfte, und als ob die unwillig der höheren dienende niedere Natur in uns mit der Krankheit in Bund trete, um die Herrschaft des Geistigen von sich zu werfen.

Jener Mann zu Oraviza, von welchem M. Wagner erzählt, daß er an periodischen Ansammlungen einer scharfen gallichten Substanz im Unterleibe gelitten, erschien, so oft eine solche Anhäufung eingetreten, in so hohem Grade jähzornig, daß ein geringer Anlaß ihn in eine Wuth brachte, darin er seiner selber kaum mächtig war. Sobald jedoch durch einen gewöhnlich hierauf erfolgenden kritischen Durchfall der gallichte Stoff entfernt worden, zeigte sich die Gemüthsart des Mannes ganz verändert. Derselbe war sanft und nachgiebig, kaum noch zum Zorn zu reizen, und blieb dieses bis zum Eintreten einer neuen Anhäufung der scharfen Substanz, mit welcher zugleich auch der wüthende Jähzorn wiederkehrte. So ist es eine allgemeine Bemerkung der Aerzte, welche Pinel aus eigener Beobachtung bestätigt, daß der periodische Wahnsinn fast immer mit Unordnungen in dem Geschäft der Verdauung des Magens und der Absonderung der Galle in Verbindung und Beziehung stehe. Bekannt ist auch jener von Reil angeführte Fall, in welchem eine hartnäckige Verstopfung bei einer bejahrten Kranken jederzeit, wenn sie mehrere Tage anhielt, ein Verschwinden und Verlöschen des Gedächtnisses zur Folge hatte und zwar so, daß am zweiten Tage nur die Erinnerung an die zuletzt durchlebten Jahre verging, während die an die früheren noch geblieben war. Am dritten verschwand auch das Andenken an die Zeiten des kräftigeren Alters, und es blieb bloß das an die früheste Kindheit zurück. Durch künstliche Wiederherstellung der natürlichen Ausleerung kam dann jederzeit die ganze Erinnerung wieder und verschwand beim nachmaligen Zunehmen der Krankheit immer wieder in derselben Aufeinanderfolge.

Was uns die Heilkunde von den psychischen Folgen der äußeren Verletzungen erzählt, das läßt uns auch öfters tiefe Blicke in das Verhältniß des Leibes zu der waltenden Seele thun. Zuweilen hat eine starke Verwundung des Hirnschädels eben so begünstigend auf die Erhöhung und Bekräftigung der Seelenfähigkeiten gewirkt, als in andern Fällen vermindernd und hemmend. Bei jenem vierzehnjährigen Dienstburschen, von welchem schon Olof Acrel bei Haller meldet, daß er durch eine starke Verletzung ganze Stücke des Hirnschädels verloren, zeigte diese Verwundung sogar Einfluß auf das Entstehen und die Gestaltung der Neigungen. Denn als die Wunde nach sechzehn Wochen geheilt war, bemerkte man an dem Knaben einen fast unbesiegbaren Hang zum Stehlen, der sich früher niemals an ihm geäußert hatte. Es erinnert übrigens dieser Fall an einen von Gall erzählten, in welchem der Ausbruch des Wahnsinns in zwei ehr-

baren Bürgern zugleich die Neigung zum Stehlen sichtbar machte, welche man vorhin auch nie an ihnen bemerkt hatte. Mehrfache Beobachtungen, welche Gall zusammenstellt, lassen außer Zweifel, daß gewisse Verletzungen am Schädel, namentlich solche, welche nach der Gegend des Nackens hin das kleine Gehirn treffen, die Neigung so wie die Kraft zur Befriedigung des Geschlechtstriebes lähmen, ja vernichten. Es wirkt schon ein geringer Blutverlust aus der Nackengegend vermindernd und herabstimmend selbst auf jenen mächtigsten thierischen Trieb ein.

Zu den furchtbarsten Erscheinungen, welche die Macht der kranken leiblichen Natur des Menschen entgegen der geistigen beweisen, gehört die Tollheit, die der Biß der wüthenden Hunde oder anderer Thiere erregt, auf welche die Krankheit (von Hunden) übergetragen war. Bei diesen Erscheinungen ist der wollenden Seele die vorherige Macht über den eigenen Leib so ganz genommen, daß sie es mit dem Gefühl des innigsten Schmerzens und bei vollem Bewußtsein sehen muß, wie die Macht eines fremden Lebens mit dem sonst nur ihr gehorchenden Körper spielt, und diesen zu Bewegungen treibt, welche ganz gegen die eingeborene Natur sind. Der Natur des Hundes gemäß muß der von der Wuth Ergriffene um sich beißen, wenn ihn die periodisch nachlassende und wiederkehrende Aufwallung ergreift. Solche Unglückliche pflegen daher, wenn sie die Annäherung des Anfalles an sich spüren, in die Umstehenden angelegentlichst zu dringen, daß man sie fest binden möge, damit sie nicht gegen Willen Andere, selbst die geliebtesten Menschen in ihr eigenes Elend hineinreißen möchten. Die ganze Natur und Weise des Thieres ist hierbei auf den der Krankheit erlegenen Menschenleib übergetragen, wie dieses unter anderen auch aus einem Falle deutlich wird, welchen Cabani erzählt. In seinem Departement (la Carrèze) waren gegen sechzig Personen von verschiedenen Thieren, von Kühen, Hunden und Schweinen gebissen worden, auf welche ein wüthender Wolf seine Krankheit übertragen hatte, einige auch waren unmittelbar von dem Wolfe selber gebissen. In der Heftigkeit der Anfälle ahmten dann viele dieser Elenden nicht bloß die Stimme, sondern auch die Stellungen der Thiere nach, von denen sie angesteckt waren, und verriethen auch in anderer Beziehung die eigenthümlichen Neigungen jener Thiere. Aehnlicher Fälle erwähnt schon Lister. Wir werden hierbei an jenen kranken Prinzen Condé erinnert, an welchem eine solche Uebertragung der thierischen Natur auf den Leib durch die unwiderstehliche Neigung, zu bellen wie ein Hund, sich verrieth. Der Kranke mußte dem Anfalle selbst in Gegenwart des Königes nachgeben und dem unwiderstehlichen Hange wenigstens durch die Gebärde des Bellens Luft machen, welche er vergeblich durch das Hinausbeugen zu einem Fenster oder hinter der vor den Mund gehaltenen Hand zu verbergen suchte.

Das Merkwürdigste an diesen Fällen ist der schon erwähnte Umstand,

daß der eigene, innere Wille der selbstbewußten Seele an den äußeren, unwillkürlichen Bewegungen des Leibes zum Beißen und Zerfleischen nicht Theil nimmt, sondern diese Bewegungen verabscheut, wie die am Zwerchfell Leidenden das unwillkürliche Lachen oder Singen, zu welchem sie gegen Willen sich fortgerissen fühlen. Man hat an Menschen, welche an der Hundswuth starben, öfters bis zum letzten Augenblick die zärtlichste Zuneigung zu den Angehörigen sich aussprechen sehen, die sie doch immer in ihrem kranken Wahn zu verletzen gesucht hatten, und bei einem solchen Unglücklichen drückte sich die innig menschliche Liebe zu der Vermählten und zu dem noch ungeborenen Kinde selbst noch in dem bewußtlosen Spiel der Phantasien unmittelbar vor dem Tode aus. So erschien das eigenthümlich Menschliche nicht vernichtet, sondern nur gebunden, als der Leib einem fremden, von außen kommenden Gelüste dahin gegeben war. Es widerstrebte dieses eigenthümlich Menschliche auch bei jenem Kranken, von welchem Pinel erzählt, daß er zu Zeiten einem unwiderstehlichen Hang zur Mordlust hingegeben gewesen, mit solcher Kraft, daß er stets über die Macht der Krankheit siegte, obgleich der Leidende hierzu gewöhnlich eines fremden Beistandes bedurfte, und Andere, wenn er die Annäherung des Paroxysmus spürte, anflehen mußte ihn zu binden.

Und hier ist allerdings eine Gränze, welche öfters die aus den Neigungen und dem irrenden Willen der Seele selber erzeugten Krankheiten des Leibes von den ohne Schuld, von außen gekommenen, scheidet. Jene sind ein eigenthümlich gewordener Leib, in welchen die Seele wie in ein Gefängniß versenkt ist, ohne welchen sie nicht zu sein vermag; diese sind und bleiben ein fremder Leib, mit welchem die Seele unversehens in einen nahen magnetischen Rapport gerathen, der aber alsbald hinwegfällt, wenn der Rapport sich auflöst. Denn das Entstehen und der Fortgang der leiblichen Krankheiten ist öfters sehr augenfällig auf einen Wechselverkehr unseres Leibes mit Kräften der äußeren Natur gegründet, der jenem gleichet, den wir beim thierischen Magnetismus bemerken, und es ist dann nicht mehr die eigene Gewalt der Seele, sondern eine fremde, äußere, welcher der Leib hingegeben ist.

Doch über dieses Loos unserer sterblichen Natur vermag uns bald die Beachtung der höheren, selbstständigen Macht der Seele und des Geistes zu trösten, zu welcher wir nun fortgehen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Beobachtungen von Spulwürmern in den Gallengängen einer Wahnsinnigen so wie im ductu choledocho einer periodisch rasend Gewesenen machte Hayner (Zeitschr. für prakt. Aerzte 4tes Heft 1818). — Ueber die krankheitlichen Abweichungen, die man am Herzen in geistig Kranken gefunden, vergl. m. unter Andren Marshal: the morbid anatomy of the brain in Mania and Hydrophobia. Lond. 1815. — Erweichen der Knochen, krankhafte Beschaffenheit der Muskeln und des Blutes beobachtete Greding (in

seinen sämmtlichen medicinischen Schriften B. I.) — Von dem periodisch Zornmüthigen zu Oraviza erzählt M. Wagner in s. Beiträgen I. S. 275. — Die Rückwirkung auf die Gemüthsstimmung ist bei einigen Krankheiten sehr augenfällig. Kranke, die an Bauch- oder Hautwassersucht leiden, sind meist sehr geduldig und phlegmatisch ruhig (M. Pouteau, oeuvres posthum. T. I.); solche die an Krankheiten und organischen Fehlern des Herzens leiden, peinigt dagegen eine unbeschreibliche Angst u. s. — Ueber das oben erwähnte Nachahmen der Stimmen der Thiere, von denen die hydrophobisch Kranken gebissen waren, vergl. m. Cabani's Werk über die Verbindung des Psychischen und Moralischen in dem Menschen, B. I. — Der heftige Zorn kann auch im Menschen ursprünglich, ohne daß er von einem Hund gebissen war, den Zustand der Hydrophobie und Tollheit erzeugen. M. v. die Geschichte des durch Aufregung des heftigsten Unwillens hydrophobisch gewordenen Mädchens in Sauvages Nosologie méthodique T. II. — Der Biß der Neger, welche man zur Wuth gereizt, veranlaßt nach Armstrong hartnäckige Geschwüre und sogar Hydrophobie. — Ein Soldat, der von einem heftig erzürnten Weibe in den Arm gebissen worden, starb an Convulsionen. — Ein junger Italiener hatte sich selber in der Aufwallung des heftigsten Zorns in den Finger gebissen und fiel darauf in eine tödtliche Wasserscheu. M. v. H. D. Gaubii sermo academicus de regimine mentis quod medicorum est.

Schon Aretäus suchte die materielle (prädisponirende) Ursache der Manie und Melancholie nicht ausschließend im Gehirn, sondern mehr noch in den Eingeweiden des Unterleibes (de causis et signis diuturnorum morborum L. I. c. 6). Ganz besonders bemerkenswerth erscheint noch der Zusammenhang, in welchem häufig die Krankheiten der Seele mit dem Erscheinen oder Verschwinden von Hautausschlägen stehen. Ein junger Mensch, den Laudais (Journ. de médecine T. XLI) beobachtete, war seit dem Zurücktreten der Krätze wahnsinnig. Ein andrer hatte früherhin gewöhnlich im Frühjahr an einem flechtenartigen Ausschlag gelitten und verfiel nun, als dieser ausblieb, in tiefe Melancholie (Ferriar, medical histories and reflexions). — Wahnsinn nach einer Gesichtsrose beobachtete Perfect; Wahnsinn wie Melancholie entstehen, wenn die Krankheit, welche den Weichselzopf erregt, auf innere Theile tritt, so wie nach zu rascher Zuheilung alter Geschwüre. — Dem Hervortreten der Gicht und des Podagra's geht öfters tiefe Schwermuth voraus, die beim Ausbruch der äußeren Krankheit verschwindet. Melancholie durch Ausbleiben des podagrischen Anfalls entstanden, beobachtete Musgrave (Dissertat. de Arthritide anomala sive interna); beide Leiden mit einander abwechselnd, Perfect. — Auch Uebermaß leiblicher Anstrengung (nach Guldenklee bei Arnold über den Wahnsinn) so wie Uebermaß der Schmerzen verursacht Wahnsinn, wiewohl die sogenannte Wuth der Gebärenden (Mania parturientum), welche von Wigand zur Entschuldigung der wilden That der Kindesmörderinnen benutzt worden (Hufeland und Harles Journal d. pr. H. März 1817; Kopps Jahrb. der Staatsarzneik. IX, 1816), nicht leicht bei Frauen vorkommen möchte, welche vorhin Geduld und Selbstbeherrschung geübt haben.

Ein Gegengewicht gegen das Beläſtigende, das in dem letzten Theil des Inhalts des vorstehenden Paragraphen für manche Leser liegen mag, findet sich Marc. 16, V. 18, Act. A. 28, V. 2–5 u. a.

VI. Die Herrschaft der Seele.

Die Macht der Seele über den Leib.

§. 61.

Wir finden uns bei der Geburt in diesem Leibe, welcher mit seinen Vollkommenheiten und seinen Mängeln, mit seinen glücklichen Anlagen oder mit seinem Elend uns bereitet worden, wie etwa von der begüterten oder der armen Mutter dem neuen Ankömmling das Lager dort im zarten, reichen Bette, hier auf dem Stroh oder Moos der niedern Hütte zugerichtet wird. Es lieget der Neugeborene weinend auf beiden, auf dem Bette wie auf dem Moos, und vermag nicht durch eigene Kraft auch nur das Mindeste an seiner Ruhestätte zu verändern oder sie mit einer andern zu vertauschen. So vermag auch der Mensch weder durch Sorgen noch durch die angestrengte Kraft des Willens nach den Worten jenes alten, hehren Spruches „seiner Länge eine Elle hinzuzufügen," sein Grämen und Nachsinnen kann die von Natur gekrümmten Glieder nicht gerade, die verkümmerten und mangelhaften nicht vollkommen machen. Wir wohnen und bewegen uns als Pilgrime und Fremdlinge in dem Leibe, wie in dem Lande, in welchem wir geboren worden, oder durch welches wir wandeln. Wir haben das Land mit seinen Bergen oder seinen Ebenen nicht geschaffen und gestaltet, sondern wir wurden in ihm geboren oder in dasselbe geführt, und es knüpfet uns bald an das Land der Kindheit, wie die Seele an ihren Leib, ein Band der Gewöhnung und Zuneigung; es stehet bei uns, in diesem Lande, wie in diesem Leibe, zu wirken, so lange es Tag ist, und mit zufriedenem Sinne des gegebenen Bodens, wie der bestrahlenden Sonne uns zu freuen.

Es zeigt sich an den niederen Thieren häufig die Kraft, die verlorenen Glieder neu zu erzeugen und zu gestalten. Der Polyp, wenn an ihm das schneidende Messer nur noch ein Restlein des festgewachsenen Rumpfes zurückgelassen, ergänzt an diesem nach wenig Tagen den fehlenden Obertheil sammt seinen Armen; es wachsen selbst noch an dem vollkommeneren

Geschlecht der Wassersalamander einige der abgeschnittenen oder verstümmelten Glieder von neuem.

Wenn auch in der Larve mancher Insecten die inwohnende Lebenskraft so ausdauernd und mächtig gewesen, daß weder das Zerquetschen noch das Vertrocknen des Leibes sie vernichten können, so ist doch das zur letzten Verwandlung gekommene, zur Zeugung fähige Insect ferner keiner solchen Wiederergänzung des Leibes fähig. Das Einzelleben erscheint sogleich der Auflösung nahe und am Sterben, wenn das Leben eines neuen, künftigen Geschlechtes aus ihm einen Anfang genommen, und dieser neue Lebenskeim zieht zwar die Kräfte seiner eigenen Gestaltung bis zur Geburt aus dem Leibe der Mutter, nimmt aber zugleich demselben das Vermögen der Ergänzung und Wiedererzeugung der eigenen Theile; wie selbst noch beim Menschen der gebrochene Knochen einer schwangeren Mutter während der Zeit des Schwangerseins nicht heilt, sondern erst nach der Ausgeburt des Kindes der gewöhnliche Callus sich erzeugt, so daß selbst dieser letzte Rest der wiedererzeugenden und leiblich bildenden Macht der belebenden Seele, welcher noch in der Menschennatur wohnt, sich verliert, wenn ein neuer, noch ungeborener Leib im Schooße der Mutter sich gestaltet.

Je weiter nach dem Menschen hinan, desto weniger findet sich am Leib der Thiere die Kraft der Wiedererzeugung nach Verstümmelungen, und es erscheint zuletzt bei dem Menschen im gewöhnlichen Verlauf des Lebens der Einfluß der begehrenden Seele auf die Erzeugung und Gestaltung der sichtbaren Glieder am beschränktesten. Aus einem ähnlichen Grunde, aus welchem der Leib eines Weibes, in welchem sich das Leben der Frucht entwickelt, die Verletzung ihrer eigenen, äußerlich sichtbaren Glieder nicht zu heilen vermag, weil die bildende Kraft mit der Gestaltung des noch unsichtbar im Inneren verschlossenen Kindes beschäftigt und in dieser Richtung befangen ist Denn so ist auch bei der Seele des Menschen die Macht über die Gestaltung des sichtbaren Leibes, welcher ihr bei der Zeugung und Geburt bereitet worden, in einem gewissen Sinne enger begränzt, als bei allen andern Lebendigen unserer Sichtbarkeit, weil sich während des Lebens im Inneren dieser Seele der neue Leib, der verborgene Mensch des Geistes gestaltet. Es ist dann das Geschäft der Gestaltung in der Seele des Menschen keineswegs aufgehoben, sondern dasselbe hat nur eine andere Richtung genommen, und nicht selten geschieht es, daß in minder gewöhnlichen Fällen, von welchen wir hernach reden wollen, die ganze, sonst noch innere, aufs Unsichtbare gewendete Schöpferkraft jetzt nach außen, ins Sichtbare sich kehrt und hier in einem Umfange sich offenbart, wie bei keinem andern Lebendigen.

Auf die Gestaltung des Menschenleibes wirket, dieß bezeuget eine Menge der glaubwürdigsten Beobachtungen, mit einer wundervollen Macht die Seele der Mutter schon vor der Geburt ein. Es ward nach Hunczorsky's

Beobachtung von einer jungen Mutter mit wohlgestalteten Gliedern, welche während der ersten Zeit ihres Schwangerseins der Anblick eines Bettlers mit verstümmelten Armen erschreckt hatte, ein Kind geboren, an welchem sich statt der Arme ein Paar von Stumpfen gefunden, ganz auffallend den verstümmelten Gliedern jenes Bettlers ähnlich, sogar mit denselben Erhabenheiten und Narben, als diese hatten. Einen diesem gleichen Fall der Einwirkung des Schreckens der Mutter auf die ungeborne Frucht beobachtete und beschrieb neuerdings Schneider. Der Anblick eines durch Zusammenstürzen des Gerüstes in einer Kirche hart beschädigten Mannes, dessen Arm nach hinten gebogen, dessen rechte Hand ganz breit gequetscht worden, zog hier eine Mißbildung der ungeborenen Frucht nach sich, bei welcher die rechte Hand zu einem unförmlich breiten Klumpen, der Arm nach hinten verdreht worden. Das Erschrecken einer anderen Schwangeren über den Anblick einer Hasenscharte, und vielleicht auch die länger fortwährende Furcht der Mutter vor den Folgen jener Gemüthsbewegung, wodurch die Erinnerung den anfänglichen Eindruck immer wieder erneuerte, erschienen als Ursache der gleichen Verstümmelung an dem Kinde, welches nachmals mit einer vollkommenen Hasenscharte geboren worden, wobei auch der Gaumen gespalten gewesen. Auch an dem zweiten Kinde, welches diese Mutter später gebar, hatte die Furcht derselben noch den mißbildenden Einfluß gezeigt, denn dieses kam mit einer gespaltenen Oberlippe zur Welt, während sich am dritten Kinde nur noch ein rother Streifen an der Lippe zeigte. So leitete auch der oben erwähnte Albino, Dr. Sachs, die Mangelhaftigkeit seiner Sehorgane und seine ganze Gestaltung zum übrigens sehr wohlgebildeten Kakerlaken von der ansteckenden Gewalt her, mit welcher der Eindruck eines unversehens, in später Dämmerung erblickten, weißen Kaninchens auf die Seele der mit ihm schwangeren Mutter gewirkt hatte. Auf ähnliche Weise hatte dann der Anblick der phosphorescirenden Augen unseres Kakerlaken im Dunkeln nach der Versicherung der Mutter auch nachher, als sie mit der jüngern Schwester desselben in Hoffnung war, die gleiche heftige Gemüthsbewegung erregt, und auch dieses später geborne Kind kam als Albino zur Welt. In einem sehr merkwürdigen Falle, welchen der englische Wundarzt Howship erzählt, war eine im vierten Monat schwangere Frau, als dieselbe im Winter über einen Fluß gehen wollen, durch das Zerbersten und Zerreißen des krachenden Eises in heftige Angst und Schrecken gerathen. Dieselbe gebar im siebenten Monat ein Kind, dessen Hautbedeckungen nach allen Richtungen zerrissen waren. Die Ränder der Risse klafften an einigen Stellen mehr, an andern weniger weit von einander, es hatte an ihnen allen die Vernarbung begonnen; sie war jedoch bei keinem noch vollendet.

Umgekehrt kann auch die Einbildungskraft der Mutter, wenn sie durch den Anblick des Schönen aufgeregt wurde, einen verschönernden Einfluß auf

die Gestaltung des Ungebornen haben, wie dieß schon die Spartaner erkannten und deßhalb in das Zimmer der Schwangern Gemälde und Statuen von Göttern und Heroen brachten.

Nicht selten gibt sich die Gewalt der mütterlichen Seele über die Entwicklung des Leibes der noch ungebornen Frucht dadurch kund, daß sie die Anlagen zu gesunden oder kranken Bewegungen des Nervensystems auf das Kind überträgt. Nach einer Beobachtung, welche Batt in Duncans Annalen mittheilt, hatte eine Mutter, welche eben mit ihrem zweiten Kinde schwanger war, den eigenen Gemahl, von einem epileptischen Leiden befallen, in heftigen Zuckungen gesehen, und derselbe Anfall, in einem noch heftigeren Grade wiederkehrend, erschreckte sie auch während ihrer dritten Schwangerschaft. Es litten die beiden Kinder, die sie hierauf gebar, seit ihrer frühesten Lebenszeit an epileptischen Zufällen, die das jüngere zuletzt tödteten, während weder der zuerstgeborne Sohn, noch die drei jüngsten Kinder, von welchen die Mutter nach der vollkommenen Heilung ihres Gatten entbunden ward, eine Spur von jener krankhaften Anlage zeigten. Eine andere Mutter, welche anhaltend und heftig über den Tod des geliebten Gatten geweint hatte, durch den sie mitten im Verlauf der Schwangerschaft zur Wittwe geworden, gebar eine Tochter, deren Augen von der Geburt an leidend waren, gleich wie von vielem und langem Weinen.

So scheint dann einer fremden Seele, so scheint dem Gemüth der Mutter mehr und größere Macht auf die erste Gestaltung des Leibes gegeben, als der eigenen, diesem inwohnenden Seele. Ja es ist nicht allein die Bildung der äußeren Glieder und Sinnesorgane, welche in gewisser Hinsicht von dem Einfluß des mütterlichen Lebens abhängt, sondern selbst die eigenthümliche Richtung der Neigungen, das Vorwalten der einen oder der andern geistigen Anlage scheinen öfters auf unverkennbare Weise noch vor der Geburt in und mit den Gemüthsbewegungen ihren Anfang zu nehmen, welche während des Schwangerseins am öftesten und meisten von der Seele der Mutter Besitz faßten. Es hat eine Mutter, die während der Zeit der Hoffnung der tiefen Schwermuth sich hingegeben, einen Sohn geboren, in welchem ein beständiger Hang zu schwermüthigem Ernst war, und auf dieselbe Weise hat eine fortwährende Aufregung des Triebes zu sparen und zu sammeln während der Schwangerschaft, wie man glaubte, dem noch ungebornen Kinde die Anlage zum Geiz gegeben, der später mächtig an der Jungfrau und Frau hervortrat. In einem andern schien die beständige und ungewohnte Zerstreuung, in welcher während jenes Zustandes die Mutter lebte, die unersättliche Neigung zum Genuß des geselligen Vergnügens begründet zu haben. Mit Recht macht deßhalb ein geistvoller Engländer die Bemerkung, daß die Erziehung des Menschen schon viele Monate vor seiner Geburt beginne.

Dasselbe was mit bildender Macht die Seele der Mutter an dem

Leibe, ja selbst an der Seele des noch ungebornen Menschen gethan, das geschiehet nach der Geburt und im Verlaufe des Lebens zum Theil durch andere, äußere Einflüsse der Natur, welche bis zu einer gewissen Gränze für den Leib, ja selbst für die unwillkürliche Stimmung der Seele die Stelle des belebenden und umfangenden Mutterleibes vertreten. Es kommen aus unbekanntem Anfange über die Bewohner ganzer Länder und Welttheile ansteckende Leiden, welche, wie etwa die Blattern, auf die Gestaltung des Leibes so verändernd und entstellend einwirken, wie die krankhafte Bewegung der mütterlichen Seele auf die Gestaltung des Kindes. Es verbreiten sich selbst psychische Aufregungen und irrende Richtungen, wie von der Mutter auf das neugeborne Kind, so, von einem unbekannten Anfange ausgehend, von Menschen auf Menschen, bis zuletzt jene ganze Schaar der Milesierinnen mitten in der Jugend Kraft und Blüthe von dem wahnsinnigen Hange zum Selbstmord ergriffen wird, oder (wie dieß in neuerer Zeit zu Lyon geschehen) ein Hause der zu selbsterwähltem Tode ins Wasser eilenden Frauen den andern nach sich reißt, als ginge der Weg zu einem vielgeliebten, öffentlichen Vergnügen. Mit ansteckender Gewalt verbreitete sich der Wahnsinn, der zuerst die Töchter des Königs Prötos in Argos ergriffen, auch auf die übrigen Argiverinnen; sie verließen ihre Wohnungen und schwärmten, dem Wahne ergeben als seien sie in Kühe verwandelt, laut brüllend in den Wäldern und Fluren umher.

Wir haben indeß jene Kraft, welche auch nach der Geburt des Menschen durch ihre gestaltende und stimmende Einwirkung auf den Leib die Stelle der Mutter vertritt, nicht zu fern, in etwas ganz Unbekanntem und Unerforschbarem zu suchen; es wirkt vielmehr hier von Seele zu Seele und von dieser zum lebenden Leibe dasselbe, durch alles Leben gehende magnetische Princip, von welchem wir oben §. 13 bei der Geschichte der leiblichen so wie im §. 32 bei der Geschichte der psychischen Ernährung gesprochen. Auch die schwangere Mutter wirkt auf den Leib der ungebornen Frucht nicht durch die bewegende Kraft des Willens ein; sie vermag eben so wenig an diesem zarten, von ihr umschlossenen Leibe ein Glied zu regen, als der Mensch im gesunden Zustand über die Bewegungen seiner verdauenden Eingeweide willkürliche Gewalt hat; sie vermag auch durch den Willen die Gestalt des Kindes weder zu verschönern, noch zu entstellen. Die eigenthümliche Macht, durch welche sie auf den Leib des Kindes Einfluß hat, liegt in dem Gebiete der dem Willen nicht unterworfenen Gefühle, wird von einer Region des Lebens zur andern, wird von der Seele zum Leibe durch das Mitgefühl fortgepflanzt.

Wie wir oben gesehen, gleichet der Zug, welcher das hungernde Thier zur Speise, ja diese zu dem lebenden Wesen hinführt, das ihrer bedarf, allerdings dem Zuge, welcher das magnetische Eisen zu anderem Eisen führet; gleichet ihm auch darin, daß er nicht ursprünglich aus dem Eisen

hervorgehet, sondern in diesem durch eine allgemeine, alldurchdringende Naturkraft erst geweckt wird und durch den mittelbaren oder unmittelbaren Rapport mit ihrem von Pol zu Pol, wie von oben nach unten gehenden Strome sich beständig verstärkt. Diese magnetisch sich mittheilende, von einem gemeinsamen Quell ausgehende und zu ihm hinführende Kraft ist es dann, durch welche jenes wechselseitige sich Aufregen, das wir oben zwischen den sich entsprechenden Systemen der Seele und des Leibes bemerkten (§. 56), begründet wird, so wie die Macht der mütterlichen Seele über das Ungeborne, und die Macht der eignen Seele über den Leib. Diese Macht hat nicht in dem eignen, selbstbewußten Willen ihre Begründung, sondern sie gleichet in ihrem Entstehen wie in ihrer Wirksamkeit einer Ansteckung, deren Wesen zuerst den Einen ergriff, dann von diesem an Andre sich mittheilte.

Ein heiteres Wohlergehen des inneren Menschen wird immer auch auf das Wohlbefinden des äußeren von bekräftigendem Einfluß sein, während vermöge des oben erwähnten Wechselverhältnisses eine krankhafte Richtung der Seele, der verwandten leiblichen Region fast immer, unverkennbarer noch als dem Kinde die Mutter, ihr eignes, sichtbares Abbild aufprägt.

Nach einer sehr beachtenswerthen Beobachtung der Aerzte findet man häufig bei Menschen, deren Begehrungsvermögen durch wilde Leidenschaften ohne Aufhören bewegt, deren Gemüthsneigungen unnatürlich verkehrt und entstellt waren, Mißbildungen des Herzens, welche, wie bereits vorhin (im §. 60) angedeutet wurde, erst eine Folge der Bewegungen der Seele gewesen. So fand Testa bei einem großen Verbrecher ein hartes, durch widernatürliche Häute und haarartige Fäden entstelltes Herz, und bemerkt zugleich, daß solche widernatürliche Mißbildungen häufig am Herzen der Missethäter beobachtet werden. In dem Leichnam eines sehr lasterhaften Menschen fand Riolan die Substanz des Herzens knorpelartig. So bemerkten wir auch schon oben, im fünften Abschnitt, den mißbildenden Einfluß des Zornes auf die Leber so wie anderer Leidenschaften auf Lunge und Darmcanal. Es wird nun die Hauptaufgabe des Inhaltes des hier vor uns liegenden Abschnittes unserer Untersuchungen sein, jene unwillkürlich ansteckende Macht der Gemüthsbewegungen auf den Leib, welche wir im vorhergehenden mehr nur als eine Vermuthung gaben, durch Thatsachen zu beweisen.

Am meisten fällt hierbei die Wirkung der Seelenbewegungen in die Augen, wenn sie auf Theile und Bildungen gehet, welche an der Oberfläche des Leibes liegen. Beginnen wir daher mit diesen minder bedeutenden Thatsachen zuerst.

Ein alter Volksglaube hatte den Königen von Frankreich die Macht beigelegt, durch die Berührung ihrer Hand den Kropf zu heilen. Schaaren von Mißgebildeten, welche an jenem scrophulösen Uebel litten, wurden an

gewissen Tagen dem Könige vorgestellt, von diesem an der leidenden Stelle berührt, und damals, als jener Glaube noch allgemeiner war, hat nach dem Zeugniß der Aerzte bei vielen jene sonderbare Heilart günstig gewirkt und den Kropf verschwinden gemacht. Auf ähnliche Weise besteht noch jetzt im Volke der Glaube an die sogenannt sympathetischen Mittel auflösend und heilend auf krankhafte Auswüchse an der Außenfläche des Leibes. — Der Einfluß der Gemüthsbewegungen auf das Entstehen wie auf das Vergehen skirrhöser Verhärtungen, auf die leichtere Heilung, wie auf die Verschlimmerung der Wunden, ist häufig in den Schriften der Aerzte erwähnt und erwiesen. Selbst auf die Farbe der Haare, wie auf jene der Iris der Augen, wirken Gemüthsbewegungen verändernd ein. Bichat hatte in fünf bis sechs ihm näher bekannten Fällen bemerkt, daß die Haare durch Einfluß des Kummers in weniger als acht Tagen auf Einmal weiß geworden, und in einem dieser Fälle war das Ergrauen fast in einer einzigen Nacht geschehen. So wurde auch nach Härtel die vorhin etwas dunklere Farbe der Iris durch große Traurigkeit in ein helleres Blau verwandelt.

Augenfällig ist nicht minder und allgemein anerkannt der hervorrufende, wie der heilende Einfluß der Seele auf die krankhaften Aeußerungen der Muskelbewegungen und zwar nicht minder auf das unwillkürliche epileptische Zucken, als auf die Lähmung derselben. Namentlich die eigentliche Epilepsie entsteht öfters durch heftige Gemüthsbewegungen und pflanzt sich durch das Mitgefühl von einem Menschen auf den andern, ja wie Einige behaupten, auch auf Thiere fort. In einem sonderbaren Falle, welchen Tode der **Gazette salutaire** nacherzählt, ward ein an der Fallsucht Leidender zu Paris durch das unvermuthete Anspringen eines Hundes an ihn von seinem Uebel geheilt, zugleich aber erschien es, als hätte die etwa in dem Kranken entstandene Erschütterung des Gemüths mit einer leiblich zerstörenden Kraft auf den Hund gewirkt, denn dieser fiel gleich hernach um und starb. Ein solches merkwürdiges Uebertragen der Zuckungen, besonders bei Kindern, an einige zarte, mit ihnen in Berührung gebrachte Thiere wird nicht selten beobachtet. Es zeigt sich auch hier der öfter erwähnte nahe Zusammenhang alles geistigen Bewegens mit einem durch dieses hervorgerufenen leiblichen Element.

Jener epileptische Knabe, von welchem Bang erzählt, trug sein Leiden mit ansteckender Gewalt nicht bloß auf seine drei Wärterinnen, sondern auch auf einen Maler über, welcher bei ihm schlief, und ein diesem ähnlicher Fall findet sich in den **Medical Cases** (1776) verzeichnet, denn auch in diesem wurde die Epilepsie, an welcher die Mutter litt, dem Knaben mitgetheilt, welcher neben ihr schlief. In einem andern Falle bekam ein junges, gesundes Frauenzimmer die Fallsucht, wie man glaubte, bloß durch den öftern Anblick desselben Leidens an einer ihrer Freundinnen. Ein

gesunder, sechsundzwanzigjähriger Mann ward durch den heftigen epileptischen Anfall eines Andern, den er hierbei festhalten helfen, so erschüttert, daß er von jetzt an selber an der Fallsucht zu leiden anfing. Vierzehn kränkliche Frauen in der Charité zu Berlin wurden nach Fritze's Beobachtung plötzlich von heftigen Convulsionen ergriffen, als vor ihren Augen ein Mädchen, welches gekommen war, um eine Freundin zu besuchen, demselben Uebel unterlag. Diesem ähnlich sind die oft in den Schriften der Aerzte erwähnten Vorgänge, in denen das unwillkürliche Bewegen der Glieder und das Ausstoßen von Tönen mit ansteckender Gewalt ganze Schaaren von Menschen durchdrang. So wurden zu St. Roche in Frankreich in Zeit von einer halben Stunde fünfzig bis sechzig junge Mädchen von heftigen Zuckungen befallen, als im Jahr 1786 vor den Augen der versammelten Schaar ein anderes Mädchen bei Gelegenheit der Communion in denselben Zustand gerathen war. Ein lautes Ausrufen der inneren Angst, verbunden mit einem Verzerren der Gesichtsmuskeln und mit Zittern und Zucken der obern Gliedmaßen, hatte zu Redruth in der Kirche der Methodisten in wenig Tagen Tausende von Menschen ergriffen, nachdem zuerst einer von ihnen die Stille des Gottesdienstes mit diesen lauten Aeußerungen der Gemüthsbewegung unterbrochen und die Versammelten durch seine innere wie äußere Erschütterung erschreckt hatte. Die Bewegung verbreitete sich von Redruth aus bald in die benachbarten Dörfer, und die Zahl der von ihr Ergriffenen belief sich auf viertausend. Der Anfall bei jedem Einzelnen dauerte gewöhnlich bis zur achtzehnten Stunde. — Es wiederholt sich hier fast dasselbe, was man schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts bei der Versammlung der sogenannt Inspirirten in den Cevennen, und was man bei einzelnen Ausbrüchen einer religiösen Schwärmerei hin und wieder in Deutschland bemerkte. Bei einer gewissen Gelegenheit hatte sich, wie dieß in Wesley's Leben erwähnt ist, der unwiderstehliche Hang zum lauten Lachen, selbst bei den ernstesten Handlungen, mit ansteckender Macht auf ganze Schaaren fortgepflanzt.

In einem öfters nacherzählten Falle, welchen der große Boerhave beobachtete, war die Epilepsie, die sich durch Aufregung des Gefühles beim Anblick eines von der Fallsucht ergriffenen Kindes auf die andern Kinder des Harlemer Waisenhauses verbreitete, durch Aufregung eines verwandten Gefühles der Furcht und des Schreckens geheilt worden. Denn es hatte jener berühmte Arzt, nachdem andere Mittel vergebens versucht waren, vor den Augen der versammelten, voll Erwartung dastehenden Kinder allerhand eiserne Geräthe, Zangen und Haken in einem neben ihm gestellten Kohlenfeuer glühend gemacht, und hierauf den Vorstehern der Anstalt den Befehl ertheilt, hinfort jedes der Kinder, welches der Anfall beträfe, mit diesen Werkzeugen zu brennen.

Auf ähnliche Weise hat man schon seit alten Zeiten den Schauder und

andere Gemüthsbewegungen der unangenehmsten Art bei der ärztlichen Behandlung jenes furchtbaren Nervenleidens zu Hülfe genommen, und hiervon den günstigsten Erfolg gesehen. Es erwähnt schon Plinius eines Heilmittels gegen Epilepsie, welches seinen alten Ruf bis auf unsere Zeiten sich erhalten: das Trinken von dem frischen Blut eines eben gewaltsam Getödteten. Bei dem Kranken dieser Art im alten Rom, wenn er nach Plinius Rath das Blut des sterbenden Fechters nahm, war vorhin die theilnehmende Seele durch das Anschauen des Kampfes auf mannichfache Weise erregt, und es wirkt auch bei uns, wenn der Volksglaube die Epileptischen zum Hinunterschlingen des Blutes eines vor ihren Augen enthaupteten Missethäters antreibt, zunächst nur die innere Bewegung der Furcht und des Schauders. Noch in neuester Zeit bezeugt Vering die Heilung eines vorhin jahrelang epileptisch gewesenen Weibes durch dieses Mittel. Furcht und Schauder der Seele waren es auch, welche mehreren andern von Plinius und Aretäus empfohlenen Mitteln gegen jene Krankheit ihre Wirksamkeit gaben, wie namentlich dem Genuß des Gehirnes von verstorbenen Kindern.

Die Macht der Seele über dieses dem Schauder und der Furcht der inneren Region entsprechende Leiden wird auch umgekehrt in solchen Fällen bemerkt, dergleichen jener ist, welchen Sauvage erzählt. Es hatte eine Frau, seit zwanzig Jahren epileptisch, jedesmal den Anfall bekommen, wenn sie, schon in der angstvollen Erwartung desselben, in die Kirche gegangen war, sie blieb jedoch von ihm befreit, seitdem sie die Vorsicht gebrauchte, die Messe außerhalb der Kirche, an der Thüre zu hören. Ein Knabe, welcher zuerst durch den Schrecken epileptisch geworden, den ihm der Anfall von einem großen Hunde erregt hatte, bekam immer beim Anblick großer Hunde einen Rückfall in sein Leiden. Bemerkenswerth ist endlich hierbei auch das, was Metzger von dem Uebergehen einer öfters betrügerisch nachgeäfften Fallsucht in die wirkliche erzählt.

Jener aufmerksame Zuhörer, welcher aus Boerhave's treffenden Vorträgen jedesmal nicht bloß die wissenschaftliche Kenntniß, sondern die ganze Empfindung der einzelnen Krankheiten mit sich nach Hause nahm und alle Symptome derselben an sich zu erfahren meinte, gab hierdurch nur eines der minder bedeutenden Beispiele aus jenen Tausenden, welche die ansteckende Macht der in der Seele entstandenen kranken Bewegungen auf den Leib beweisen. Es wird bei allen Krankheiten von einer leicht mittheilbaren Art die Gefahr der Ansteckung durch Furcht und Angst vermehrt, und das schon vorhandene leibliche Leiden verschlimmert sich augenblicklich, wenn mit verstärkender Macht zu ihm ein dieser äußern Richtung entsprechendes Leiden der Seele kommt, oder wird gemindert durch Gefühle, welche das innere Leben bekräftigen und erfrischen. Als auf Ansons langer Seereise ein großer Theil der Schiffsmannschaft vom Skorbut ergriffen

worden, bemerkte man deutlich, daß jeder Vorfall und jedes neue Gerücht, welches die so lange vergeblich das Land ersehnenden Seefahrer muthlos machte und ihnen die Hoffnung benahm, die Krankheit verstärkte; es starben dann die gefährlichen Kranken; jene, welche minder leidend waren, verschlimmerten sich, die, welche kurz vorher noch ihre Dienste verrichtet hatten, mußten sich legen. Auf einem andern Schiffe vermehrte sich die Zahl der Kranken sogleich auf das Fünffache, als der allgemein geliebte Capitän gestorben und seine Stelle durch einen Andern besetzt war, der gar keines Zutrauens genoß. So schrieb auch Trotter das Erliegen der Negersklaven eines Schiffes am Skorbut, von welchem die übrige Mannschaft frei geblieben, lediglich dem Kummer und dem Heimweh jener armen Gefangenen zu. Dagegen wird gerade diese Krankheit, welche auf eine tödtlich lähmende Weise auf die bewegenden und ernährenden Kräfte des Leibes wirkt, mit fast wundervoller Gewalt von allem Dem gelindert und geheilt, was die bewegenden Kräfte der Seele, so wie die freudigen Gefühle weckt und bekräftigt. So weiß man nicht bloß an Einzelnen, daß eine plötzlich im Schiffe entstandene Gefahr dem fast erstorbenen Leibe die Kräfte wieder gab, sondern als im Februar 1744 die brittische Flotte, unter deren Mannschaft der Skorbut ausgebrochen war, in der Bay Theres ankam, und hier erfuhr, daß der Feind bereits einen Angriff gewagt, kam unter die Gesunden wie unter die Kranken ein neues inneres Leben des Muthes und der Kampflust. Alsbald schien der weiteren Verbreitung der Krankheit Einhalt gethan, und auch bei den bereits Erkrankten besserte sich der leibliche Zustand so auffallend schnell, daß man am 11. Febr., am Tage der Schlacht zwischen der brittischen und der verbündeten spanisch-französischen Flotte, nur noch fünf Kranke zählte. Auf eine ähnliche Weise wirkte zur Heilung dieser Krankheit jene freudige Hoffnung, welche man bei der Belagerung von Breda im Jahre 1725 in der entkräfteten, von Elend jeglicher Art gebeugten Mannschaft zu erregen gewußt. Denn als zu dem drückenden Mangel fast an allem dem Leben Nöthigen, als zu der rastlosen Arbeit auch noch der Skorbut kam, welcher einen großen Theil der Einwohner und Soldaten ergriff, und Viele von ihnen dahinraffte, da sprach man bereits allgemein von der Uebergabe der Festung an den Feind, als es dem Prinzen von Oranien gelang, Briefe in die Stadt zu bringen, worin er derselben Hoffnung zur baldigen Hülfe gab. Arzneimittel begleiteten jene Schreiben, angeblich von sehr hohem Werth und Kräften, es sollten jedoch bald andere von noch größeren Kräften folgen. Jeder Arzt hatte von den vorgeblichen Heilmitteln nur drei kleine Fläschchen erhalten, das öffentlich verbreitete Gerücht legte jedoch einigen Tropfen dieser Arzneien eine solche Wirksamkeit bei, daß durch sie eine ganze Gallone voll andrer Flüssigkeit zur Linderung und Heilung der Krankheit kräftig gemacht werden könne. Es wußten selbst die Officiere nichts um die Täuschung,

welche übrigens, zusammt der neubelebten Hoffnung, so wohlthätig wirkte, daß man Kranke, welche vorher monatelang die Glieder nicht brauchen können, gesund, gerade und munter auf der Straße gehen sah. Sie rühmten sich, durch das Heilmittel ihres Prinzen genesen zu sein; die Beweglichkeit der Gelenke habe sich auf bloßes Einreiben von Oel wieder eingefunden. Ja es bewirkte das „Arzneimittel" zur Verwunderung Aller und selbst des Arztes Lind, der diese Geschichte erzählt, sogar bei solchen Kranken nach wenigen Tagen die Herstellung, welche vorhin auf den Gebrauch der wahrhaften und als wirksamst erkannten Arzneien nur schlimmer geworden waren.

So wurde auch die Entstehung und allgemeine Verbreitung des epidemischen Fiebers, welches in den Jahren 1799 und 1800 Genua verheerte, von Nasori und andern Aerzten, vornehmlich der allgemein herrschenden, traurigen Gemüthsstimmung zugeschrieben, womit ein mannichfaches äußeres Elend die Seelen der sonst so heitern Bewohner erfüllt hatte. Mit einer pestartigen Gewalt hatte fast zu derselben Zeit (im Jahr 1800) das gelbe Fieber einen Theil der Bewohner von Andalusien ergriffen. In Cadiz allein wurden täglich gegen 200 Todte zur Erde bestattet; es durchdrang ungeachtet der hierbei gebrauchten Sorgfalt ein furchtbarer Leichengeruch die Straßen und die aus Furcht vor Ansteckung fest verschlossenen Häuser; es wagte fast Niemand, an einen Ort zu gehen, wo er anderen etwa schon Kranken begegnen könnte; die Kirchen so wie alle Gebäude und Plätze der öffentlichen Versammlungen standen leer, aller Verkehr war aufgelöst, man hörte fast keinen andern Laut, als jenen der Todtenglocken und das Rasseln der Leichenwägen. Als zuletzt auch die Bande der sonstigen Freundschaft und Bekanntschaft zwischen der bedrängten Stadt und ihrer Nachbargegend aufgelöst worden, und einige Einwohner, die sich nach Xeres flüchten wollten, von dort mit Steinwürfen zurückgescheucht wurden, da gewährte das vorhin so vielbeliebte Cadiz, welches jetzt nach Gonzalez Worten zu einem „Ort der Thränen und Trauer" geworden war, schon ganz den Anblick einer belagerten Stadt. Es wuchs die Furcht so sehr, daß, zunächst an ihren Folgen, auch vorher ganz Gesunde starben, ohne daß man bis zum Tode ein eigentliches Symptom der Seuche bemerken können; Andere tödteten oder entkräfteten sich durch vermeintliche Präservativmittel. Da erschien plötzlich vor der Stadt die feindliche, mächtige Flotte der Engländer und regte in den wahrhaft oder vermeintlich Kranken eine ganz andere, heilsamere Bewegung der Seele auf. Die Furcht vor der Seuche war vergessen, man wagte es wieder aus den Häusern hervorzugehen an die Luft, die öffentlichen Versammlungsorte des Volkes waren von neuem gefüllt; das Gespräch aller sich Begegnenden war nicht mehr von der Gefahr des Erkrankens, sondern von dem drohenden Feinde und den Mitteln zur Gegenwehr. Der Einfluß dieser inneren Bewegungen,

den freilich die weiter vorrückende Jahreszeit noch verstärkte, war unverkennbar. Die Beerdigungen verminderten sich so sehr, daß man bald nicht mehr auf sie achtete; von den schon Erkrankten genasen viele; der weitern Verbreitung des furchtbaren Uebels schien Einhalt gethan, es war der allgemeine Gesundheitszustand der Bewohner in kurzem wieder ganz der vormalige. So hatten auch bei der Pest in England in den Jahren 1625 und 1636 die zu ängstlichen Vorsichtigkeitsmaßregeln der öffentlichen Behörden die allgemeine Furcht vor der Krankheit und hierdurch die Heftigkeit der Seuche vermehrt, und die Aufhebung jener Maßregeln zeigte sich sogleich von wohlthätig linderndem, heilendem Einfluß. Es lag bei jener Pest von Athen, welche Thucydides so meisterhaft beschreibt, die furchtbarste Gewalt des Elendes nicht in dem vergiftenden Hauche der Krankheit selber, sondern in der Göttliches wie Menschliches nicht mehr achtenden Verzweiflung und Todesfurcht der Bewohner. So starben auch nach Pugnets Zeugniß im Jahr 1800 viele Soldaten mehr an der Furcht vor dem Lazareth, in welches man sie brachte, als an der Krankheit selber, denn diese Furcht war so groß, daß sie fast bei allen ins Lazareth Transportirten plötzliche Geistesverwirrung erregte. Mit Recht hatte daher der Arzt Arajuela, welchen das spanische Ministerium nach Malaga gesendet, damit derselbe die besten Maßregeln gegen die Verheerungen des gelben Fiebers treffen möge, gleich bei seiner Ankunft Befehl gegeben, die Kirchen und Schulen so wie die Orte der Erholung und Erfrischungen von neuem zu öffnen. Es wurde, wie nach schon beendetem Leid, in den Kirchen das Te Deum gesungen, Illuminationen so wie öffentliche Umgänge veranstaltet. Obgleich die hierauf erfolgte neue Ermuthigung der Bewohner nicht sogleich die Heilung herbeiführen können, hat sie doch offenbar wohlthätig lindernd und vermindernd gewirkt, und die Krankheit war nach einem Monat ganz gehoben.

Oefter noch als in jener furchtbareren Krankheit zeigt sich die Macht der Seele in Fiebern von allgemeiner verbreiteter an sich minder mächtiger Art. Es wurde nach Pechlins Zeugniß ein sechzigjähriger Mann, der an einem schleichenden Fieber mit Gelbsucht darnieder lag, fast augenblicklich durch die Nachricht geheilt, daß ihm, was er lange vergeblich ersehnt hatte, seine Frau einen Sohn geboren. Ein Knabe wurde nach Verings Bericht durch die freudige Nachricht, daß seine Probearbeit ihm zur ersten Stelle in seiner Classe verholfen, vom Tertianfieber befreit; bei einem Manne bewirkte eine gleiche Heilung der Schrecken, den ihm der Sturz vom Pferde und das Zerbrechen eines Knochens erregte, und der Affect des Schreckens vertrieb auch bei jenem sonst unerschrockenen Kriegsmanne, welcher einen großen Abscheu gegen Ratten hatte, das Fieber, als nach Gaubius Erzählung unversehens eines jener Thiere auf ihn sprang. Der berühmte Muretus genas von einem Fieber, das ihn auf einer Fußreise

durch Italien überfallen, durch die Furcht, welche ihm der lateinisch an seinem Bette ausgesprochene und von ihm wohlverstandene Vorsatz der Aerzte einflößte, an ihm, als an einem Landläufer, an welchem nichts gelegen sei, die Wirkung eines neu erfundenen, starken Arzneimittels zu erproben. Durch Schrecken verlor ein Weib in Berlin, welches seit neun Monaten am hartnäckigsten Fieber gelitten, nach Herz's Beobachtung ihre Krankheit, und derselbe Affect scheint auch jene junge Fieberkranke geheilt zu haben, der man (nach Pouteau) zwei lebendige Frösche in die Hand legte. In einem andern Falle, den Paräus anführt, hatte einem Kranken die Aufwallung des Zornes von seinem Quartanfieber geholfen, und es wirkt überhaupt in dieser Krankheit, in welcher deßhalb in älterer wie in neuerer Zeit so oft der Gebrauch der sogenannten sympathetischen Mittel empfohlen worden, jede kräftige Bewegung des Geistes heilsam; wie denn nach Plinius Zeugniß Quintus Fabius Maximus von seinem Quartanfieber verlassen wurde, als er mit angestrengter Aufmerksamkeit die Bewegungen seines Heeres beobachtete. Es wollten deßhalb schon Aretäus und Cälius Aurelianus unter den gewöhnlichen Heilmitteln der Fieber auch jenen edleren Belustigungen der Sinne eine vorzügliche Stelle anweisen, welche man den Kranken durch schöne Aussicht ins Freie und liebliche Umgebung mache. Denn, wie sehr zuweilen die Seele, von welcher der heilende oder lähmende Einfluß auf den kranken Leib so oft ausgeht, zu ihrer Beruhigung und Bekräftigung einer geliebten Umgebung bedürfe, dieses beweist die Beobachtung, welche der berühmte Herz an sich selber machte. Derselbe lag an einem sehr bösartigen Fieber darnieder, während dessen ihm Selle und andere achtbare Aerzte durch ihre Kunst siebenzehn Tage lang keinen Schlaf geben, den Zustand des fast beständigen Deliriums, die Neigung zu tödtlich scheinenden Ohnmachten und Starrkrampf nicht zu heben vermochten. Es quälte den Kranken ohne Aufhören der Wahn, daß er nicht in seinem Hause sei, sondern von seinen Feinden, im Bette liegend, in mancherlei widerwärtigen Oertern herumgeführt werde. Er verlangte immer in sein eigentliches, gewöhnliches Schlafzimmer gebracht zu sein, dieser Wunsch jedoch wurde aus zu großem Bedenken der Aerzte ihm versagt. Bis diese endlich am siebenzehnten Tage, da sie alle Hoffnung zur Wiedergenesung des Kranken aufgegeben, ihm seinen immer wiederholten und vermeintlich letzten Wunsch gewährten und denselben mit seinem Bette in das längst ersehnte Zimmer hineinrücken ließen. Hier fühlte sich der Leidende auf einmal nach wenig Minuten so beruhigt, daß er in einen achtstündigen Schlaf versank, aus welchem er, von der Gefahr genesen, erwachte. Derselbe große Arzt, von welchem wir eben die von ihm selber erlebte Heilung des Fiebers auf psychische (?) Weise erzählten, befreite einst einen reizbaren Kranken, dessen fieberhafte, zuletzt gefahrdrohende Unruhe aus Todesfurcht kam, dadurch von seinem Fieber, daß er ihm mit ernster Miene verkündete: er müsse

sterben. Der Kranke, nach der Erschütterung des ersten Augenblicks, wurde ruhig und genas.

Unter mehreren anderen Krankheiten wird auch die Wassersucht, mit Leiden der Leber verbunden, sehr häufig durch anhaltende Traurigkeit und Sorgen erregt, wie dieses Morgagni, Pouteau und Peter Frank bezeugen. Aber eben der zuletzt genannte berühmte Arzt sah auch die Heilung von der Wassersucht, an welcher ein armes, altes Weib in Wien zugleich mit dem grauen Staar litt, plötzlich durch die Freude erfolgen, welche der Kranken nach glücklich operirtem Staar der längst entbehrte Anblick ihrer Söhne gewährte.

Zu den erregenden Ursachen der Gicht und des Podagra werden von Boerhave, Sydenham und van Swieten auch der Zorn und der Aerger so wie andere verwandte Leiden der Seele gezählt, und es bewirken alle diese inneren Momente sonst eine augenfällige Verschlimmerung und Rückfälle der Krankheit oder das bisherige Uebel wird durch heftige Affecte von den äußeren Theilen hinweg auf die inneren geführt, wo dasselbe in vielfach gefährlicherer Form sich entwickelt. Dennoch finden wir auch in den Schriften zum Theil derselben Aerzte nicht selten solche Fälle aufgeführt, in denen sich gerade jene sonstigen Gifte als wohlthätige Heilmittel zeigten. Denn es wurde nach van Swieten ein vom Podagra ganz gelähmter Mann durch die Furcht vor einem vermeintlichen Gespenst so gänzlich geheilt, daß er augenblicklich wieder und in größter Eile die Treppen hinauf gehen konnte und von nun an immer von seinen podagraischen Anfällen befreit blieb. So erzählt auch Horst von einem Manne, welcher, eben am heftigsten Paroxysmus des Podagra leidend, dem Zorne, wozu ihn die Beleidigungen eines Soldaten gereizt, nachgab, und aufspringend vom Lager, diesen züchtigte. Die Krankheit war von nun an vergangen. Oefter noch, als jene widriger stürmenden Affecten, hat sich in solchem Falle die Freude heilend bewiesen, welche unter andern bei einem unvermutheter Weise begnadigten Missethäter die Lähmung vom Podagra sogleich und auf immer gehoben. Ein Arzt, von welchem Pechlin berichtet, pflegte sich jenes Leiden durch Musik zu lindern.

Starrsucht so wie plötzliche Lähmung der Glieder sind in vielen Fällen durch heftige Erschütterungen des Gemüthes oder durch große Anstrengung der Seelenkräfte entstanden. Ein Engländer, welchen Tulpius beobachtete, war durch die Nachricht, daß seine Geliebte ihre Hand ihm verweigert, in eine tiefe, gleich wie versteinernde Starrsucht versunken, aus welcher er jedoch wieder erweckt wurde, als man ihm die freudige Botschaft von entgegengesetztem Inhalt ins Ohr rief. Der Schrecken über einen furchtbaren Donnerschlag heilte nach Diemerbroek eine vierzigjährige Lähmung, und einem andern Lahmen in Arles gab der Schreck über ein in der Nachbarschaft ausgebrochenes Feuer den Gebrauch der Glieder wieder. Während

der Schrecknisse und Todesangst, welche das große Erdbeben über alle Bewohner von Lissabon verbreitete, bat nach Sauvages ein alter, seit längerer Zeit gelähmt gewesener Mann einen jungen Menschen, er möge ihn aus dem Hause hinaustragen. Der Jüngling gewährt die Bitte, setzt aber den Alten auf der Straße nieder und eilt weiter. Da hört er sich von dem Greise nachrufen und sieht denselben zu seinem Erstaunen hinter sich her laufen. Aehnliche Fälle einer Heilung der Lähmung durch Schrecken erzählt Lösler. Es fand sich bei allen auf diese seltsame Weise Geheilten ein leichter Durchfall ein.

Die wohlthätige Wirkung des Zornes gegen Leiden dieser Art hatte schon der arabische Arzt Gabriel erkannt, als er die Geliebte des großen Harun Al Raschid durch Aufregung eines heftigen Zornes von einer Lähmung des Armes heilte. Auf gleiche Weise, in Folge des heftigen Erzürnens über einen Bedienten, wurde ein Verwandter des Valeriola von einer Lähmung der Füße befreit, welche seit sechs Jahren der Anwendung aller gewöhnlichen Heilmittel nicht weichen wollen. Der Zorn ist es gewesen, welcher in einem von Stahl erzählten Falle eine seit vier Jahren anhaltend gewordene Lähmung des Sprachorgans gehoben. Denn die ersten Worte, welche der so lang stumm gewesene und von neuem geheilte Jüngling sprach, waren Ausdrücke des heftigen Unmuths, welchen ein altes Weib in ihm erregte. Was aber dem von Jugend an stummen Sohn des Crösus die Sprache gab, als er dem wüthenden Soldaten, der seinen Vater morden wollte, plötzlich zurief: „tödte den Crösus nicht!“ das war mehr als der gewöhnliche Zorn, das war eine innere Kraft, welche, wie wir hernach sehen werden, selbst die Sterbenden und zum Tode Verwundeten zu ungewöhnlichen Thaten stärkt. — Wie in diesen Fällen die Lähmung der Sprache durch Aufregung des Gemüths vergangen, so ist sie in andern gerade hiedurch entstanden, und es erzählt Bering von einem kräftigen Manne, der durch den heftigen Schreck, welchen ihm der Einbruch von Dieben machte, auf zwei Monate die Sprache verlor.

Aus der früher erwähnten Bedeutung und Wechselbeziehung der Stimmorgane wird überhaupt jener merkwürdige Einfluß, welchen die Bewegungen der Seele auf Stimme und Athmungswerkzeuge haben, leicht begreiflich. Außer den bereits angeführten und mehreren später noch zu erwähnenden Thatsachen verräth sich dieser Einfluß unter andern auch bei dem Entstehen und Vergehen der Wasserscheu durch die ansteckende Gewalt der Seele. Denn auch bei dieser furchtbaren Krankheit fällt der Mittelpunkt, von welchem ihre Wirksamkeit ausgeht, in die Region der Stimmwerkzeuge, welche, wie wir oben bei §. 60 gesehen, sich nicht bloß durch das Zusammenschnüren und die Entzündung des oberen Schlundtheiles, sondern nicht selten durch ein unwillkürliches Ausstoßen von Tönen verräth. Hierbei erscheint es denn zwar nicht nöthig, die paradoxe Behauptung Bosquillon's

zu widerlegen, daß die Hydrophobie nicht durch den giftigen Biß der Thiere, sondern immer nur aus Furcht und Angst entstehe, denn jene gewöhnlichere Art der Fortpflanzung auf Menschen und Thiere ist nur zu sehr durch Erfahrung erwiesen; daß aber in vielen Fällen jenes Leiden, welches vielleicht ohne dieses nicht mehr zum Ausbruch gekommen wäre, durch ein heftiges Aufregen der Seele erst hervortrat oder schneller dadurch herbeigeführt wurde, das beweist eine allgemeine Erfahrung der Aerzte. So in jenem Falle, welchen M. Wagner erzählt, von einer Frau in Ungarn, die am 1. Januar 1793 in der Nähe einer Mühle von einem Hunde gebissen worden. Die Wunde war sogleich so behandelt worden, wie es der übrigens noch nicht sichere Verdacht erforderte, als sei das Thier toll gewesen; hierbei hatte man auch die gewöhnlichen inneren Mittel angewendet. Die Kranke schien längst und vollkommen genesen, als sie fast vier Monate hernach bei derselben Mühle durch den Ueberfall mehrerer laut bellenden Hunde heftig erschreckt wurde. Schon am dritten Tage darauf brach die Wasserscheu aus, sie starb am siebenten. — So wurde auch, wie Peter Frank bezeugt, ein Knabe, welcher zugleich mit einem andern von einem Hund gebissen worden, bis dahin aber gesund geblieben war, augenblicklich von der Wuth ergriffen, als er erfuhr, daß sein Gefährte an dieser Krankheit gestorben sei. Dasselbe geschah bei einer Frau bei Besançon, welche nebst vier andern Menschen, von einem tollen Hund gebissen, längst außer Gefahr schien, als ihr auf einmal bekannt wurde, daß jene andern Vier bereits vor drei Monaten an der Wasserscheu gestorben seien. Auch sie verfiel nun am andern Tage in Wasserscheu und starb am dritten. Oefters hat jedoch auch der bloße Anblick eines hydrophobischen Kranken dasselbe Leiden in Menschen von leicht beweglichem Gemüth erzeugt. So bei jenem Priester, von welchem Mease erzählt. — Ein Studirender in Wittenberg verfiel in Wasserscheu, nachdem er mit inniger Theilnahme einen heftigen Paroxysmus mit angesehen, von welchem eine fast schon mit dem Tode ringende, hydrophobische Jungfrau ergriffen war. Er wurde zwar hergestellt, litt aber jahrelang nachher an einer großen Schwäche und Unsicherheit der Stimme so wie an einer peinigenden Furcht vor allem öffentlichen Reden. Etwas Aehnliches erfuhr an sich selber der Arzt Themison, nachdem er einen Freund an der Wasserscheu ärztlich behandelt und sterben gesehen hatte. Eine innere lähmende Angst überfiel ihn stets, so oft er lebhaft an dieses Leiden dachte. Peter Frank, welcher viele dieser Thatsachen zusammengestellt, mußte selber die unwiderstehliche Macht der Einbildung auf den Körper erfahren, als er einen an der Wuth Sterbenden mit den Fingern berührt hatte, und aus bloßer Einbildung, wie es scheint, fiel nach der Section eines an Hydrophobie gestorbenen Kindes jener junge Arzt, von welchem im Journal général de Médecine etc. 1824 erzählt wird so wie jene Frau in Wasserscheu, von welcher die Abhandlungen für

praktische Aerzte (B. 14) melden, daß sie ihren an Wuth verstorbenen Mann auf seinem Todbette gewartet habe. Einen ähnlichen Fall erzählt Bering und mehrere noch Peter Frank in seinem System der medicinischen Polizei (B. 4). Nicht selten, wie dieß unter andern Asti erweist, ist die aus Einbildung entstandene Wasserscheu mit allen ihren gefahrdrohenden Erscheinungen verschwunden, sobald der Ungrund der Einbildung erkannt wurde. So bei einem Manne, der schon länger an Hydrophobie darnieder lag. — Ein kühner Arzt, von welchem Jonas berichtet, heilte die innere Angst und die hierdurch entstandene Hydrophobie eines Kranken dadurch, daß er diesen auf den Mund küßte und ihm hierdurch die feste Ueberzeugung gab, sein Leiden sei ein eingebildetes. Wie die Hydrophobie durch Schreck und Angst öfters entstanden war, so ist sie auch in einigen Fällen durch eben diese Bewegungen der Seele gehoben worden. Dieses hat jene von Pechlin und andern ältern Aerzten empfohlene Heilart der Wuth veranlaßt, welche zunächst auf Erregung des Schreckens ausging, das Hineinstürzen des Kranken ins Wasser. Helmont sah auf diese Weise einen alten Mann, welcher von der Wuth befallen worden, von seiner Krankheit genesen, und auch nach einem neueren Zeugniß von Huzard wurde ein hydrophobischer Mensch, welcher während seines Paroxysmus entsprungen und ins Wasser gefallen war, aus dem man ihn ohnmächtig herauszog, durch diesen Zufall geheilt.

Die Einwirkung, welche die Gemüthsbewegungen in ganz vorzüglichem Maße auf die Organe des Athmens und der Stimme haben, wird auch in jenen vielfältigen Erfahrungen erkannt, nach denen ein anhaltender Kummer oder Verdruß und Furcht einen gefahrdrohenden Husten erzeugten, welcher öfters in wirkliche Lungenschwindsucht überging. Umgekehrt jedoch hat man auch den heftigsten Keuchhusten eines Kindes durch den Schrecken verschwinden sehen, welcher dasselbe bei dem zufälligen Hinausstürzen aus dem Fenster ergriff.

Der Zusammenhang der Gemüthsbewegungen mit den inneren Lebensbewegungen des Stimm- und Sprachorgans wird auch in jenen merkwürdigen Fällen erkannt, da ein ausgesprochenes Wort alle heilenden oder zerstörenden Kräfte der Seele plötzlich aufregte, und dem äußerlich oder innerlich Kranken durch dieses von ihm oder Anderen laut gesagte Wort mit einem Male die Heilung oder der Tod gegeben wurde. Ein Beispiel der ersteren Art erzählt Löfler. Eine junge Jüdin, welche ihrem Manne in einer dreijährigen Ehe kein Kind geboren und deßhalb von diesem verstoßen worden, war zuerst in einen trockenen Husten, dann in Sprachlosigkeit verfallen, wobei sie jedoch statt des Hustens zuweilen unwillkürliche, singende Töne hören ließ. Aerztliche Mittel so wie Strenge, da man die Krankheit anfangs für Verstellung gehalten, waren vergeblich versucht worden, als einst eine andere Jüdin die sprachlose Kranke dringend aufforderte, das

Wort „Kind" auszusprechen. Die Anstrengung der Kranken, das Wort zu sagen, welches die Ursache ihres ganzen inneren Leidens, den Gegenstand ihres langen Sehnens bezeichnete, kann anfangs keine andern Laute hervorrufen, als die Vokale a und i. Plötzlich jedoch kommt ihr das Wort „Kind" und von diesem Augenblick war die Sprachlosigkeit wie das unwillkürliche Singen gehoben, die Kranke von beiden ganz geheilt.

Eine umgekehrte Wirkung des ausgesprochenen Wortes auf alle inneren und äußeren Kräfte der Menschennatur zeigte sich an dem berühmten Schauspieler Palmer in London. Es hatte dieser im Jahre 1798 fast zu gleicher Zeit seine Frau und seinen Sohn durch den Tod verloren und war seitdem in tiefe Schwermuth versunken. Als er hierauf nach etlichen Wochen auf dem Theater erschien, war sein Spiel, wie gewöhnlich, in den ersten Scenen wohldurchdacht und der Rolle anpassend. Da jedoch im dritten Act ein Andrer ihn fragt: „Und deine Kinder?" sinkt Palmer, überwältigt von dem Schmerz um seinen Sohn, zu Boden, seufzt nur noch einmal und ist verschieden.

Bei solchen Menschen, deren beständiger Beruf es scheinet, Worte auszusprechen, welche nicht aus dem eigenen Gefühl und Leben hervorgingen, wird durch den inneren Widerspruch zuweilen ein Seelenleiden erzeugt, welches jenem gleicht, das nach Perfects Zeugniß den berühmten Komiker Carlini in Paris befallen. Es kam dieser einst zu einem Arzte, der ihn nicht kannte, und klagte demselben, daß er von der tiefsten, schwärzesten Melancholie ergriffen sei, gegen welche er sich keine Rettung wisse. Der Arzt räth hierauf dem ganz gesund scheinenden Manne den Besuch des Theaters, auf welchem Carlini spielte, denn, sagte er, die Krankheit müßte tief gewurzelt sein, wenn Carlini Sie nicht aufheitern könnte. „Ach," sagt der Andere, „ich bin dieser Carlini selber, an den Sie mich verweisen, Carlini, der, während er Andere fröhlich macht, in seinem Innern tief und schmerzlich trauert."

Fälle, in denen heftige Gemüthsbewegungen lähmend auf die Sehkraft des Auges wirkten, erzählt Richter viele. Oefters haben ein langwieriger Kummer oder plötzlicher Schreck und Furcht das Entstehen des schwarzen Staares zur Folge gehabt. Umgekehrt kennt man jedoch auch Fälle, in denen eine wohlthätige Aufregung des Gemüths auf eine ganz unerwartete Weise Krankheiten der Sehorgane heilte. Einer der merkwürdigsten unter allen hierher gehörigen ist der, welchen Feder erzählt, die Heilung der Augenkrankheit des Pfarrers Kühze zu Berlin. Es war dieser im Jahr 1760 an einem Auge von einem so heftigen und ungemein schmerzhaften Uebel befallen, daß die Aerzte, den Krebs befürchtend, das ohnehin für verloren geachtete Auge herausschneiden wollten. Der Schmerz des Leibes, die nun hinzugekommene Furcht vor der Operation, hatten dem Kranken schon länger, weder bei Nacht noch am Tage, Ruhe gelassen; er

war von der beständigen Qual gebeugt und zerrissen. Da hört er einst den Gesang eines alten frommen Liedes, das von der völligen Ergebung des Menschen in Gottes Willen redet. Er singt mit, wird innig bewegt, zugleich aber in seinem Gemüthe so still, so beruhigt, so freudig, wie er es seit lange nicht gewesen. Mit der inneren Unruhe legt sich auch der äußere Sturm, der Kranke schläft zum ersten Male wieder sanft und ruhig. Die Aerzte finden am Morgen das Auge so gebessert, daß die Operation nicht mehr nöthig erscheint; der Kranke wird bei Anwendung einiger ihm noch verordneten Mittel geheilt und erhält den Gebrauch des Auges fast vollkommen wieder.

Endlich so wird die Macht der Seele über den Leib am meisten vor Allem an solchen Thatsachen erkannt, welche die plötzlich tödtende Wirkung, oder auch umgekehrt die wiederbelebende und das Leben verlängernde bezeugen, die nicht selten bei großen Gemüthsbewegungen sich kund gab. Wir berühren hier zuerst nur vorübergehend die Beispiele jener Macht des selbstbewußten Willens über die dringendsten Bedürfnisse des Leibes, welche den selbstgewählten Tod mehr oder minder langsam herbeigeführt, denn auch sie bezeugen, obwohl auf andre Weise, die Macht der Seele über das Leibliche. Der französische Dichter Boissy hatte sich, gebeugt durch äußere Noth, den Tod durch Hunger erwählt, und hierin der Gemahlin jenes Pätus ähnlich, wollte die treue Frau mit ihm denselben Tod sterben. Man fand ihn bereits sinn- und sprachlos, als ein Freund zu seiner Rettung herbeikam. Auf dieselbe Weise duldete Johanna Naunton die tödtlichen Schmerzen des selbsterwählten Hungers; und wie stark hier der Wille selbst dem kräftigsten Drang der leiblichen Natur gegenüber zu sein vermöge, das bezeugt die Geschichte des unschuldig zum Tod eines Missethäters verurtheilten Viterbi, welche v. Baer erzählt. Dennoch wird diese Gewalt des Willens über das Bedürfniß nach Nahrung bei weitem von jener übertroffen, welche sich dem ungleich dringenderen Bedürfniß nach Luft widersetzte. Sklaven des alten Roms, wie neuerdings Sklaven aus Angola, tödteten sich durch freiwilliges Zurückhalten des Odems.

Oefters jedoch hat die Seele auch ohne ihren Willen den Leib verlassen, wenn die innere Bewegung zu übermächtig war, als daß sie in dem bisher gebrauchten Körper sich auszusprechen oder zu verleiblichen vermochte. Denn alsdann wird plötzlich der alte Bund der Seele mit dem Leibe geschieden, welchen, obgleich aus demselben Grunde, der gewöhnliche Verlauf des Lebens langsamer auflöst. Philipp der Zweite von Spanien starb an dem Schrecken, den ihm die Nachricht von der Niederlage seines Heeres erregt hatte. Bei dem Anblick des Leichnams eines geliebten Bruders starb der Freund des berühmten Gaubius; Prinz Georg Ludwig von Holstein, wie dieß Zimmermann erzählt, aus tiefem Kummer am Sarge der geliebten Gemahlin. Lieblicher dagegen endete an Freude Sophokles,

da man ihm, dem Wettkämpfer um den Lorbeer noch im hohen Alter, berichtete, daß seiner Tragödie, für deren Aufnahme er besorgt gewesen, einstimmig der Preis erkannt worden. Jene Mutter, welche nach der Schlacht am Trasimen dem Sohn am Thore begegnet und den für todt Gehaltenen gesund vor sich sieht, stirbt in seinen Armen vor Freude, und dasselbe Loos begegnet nach Valerius Maximus einer andern, zu welcher auch der innig, als todt betrauerte Sohn plötzlich lebend hineintrat. Auf etwas andere Weise zeigte sich dieses schnelle Zerrissenwerden des gewöhnlichen Wechselverkehrs zwischen Seele und Leib bei jener Alten, von welcher Perfect erzählt, daß sie, als ihr plötzlich die Nachricht gekommen, ihre bisher ertragene Noth sei durch einen unvermutheten Glücksfall auf immer gehoben, schmerzlich zu weinen begann und von nun an bis zu ihrem Ende in unheilbarer Schwermuth befangen blieb. An einer freudigen Gemüthsbewegung von niedrigerer Natur starb die Nichte des großen Leibnitz, als man endlich unter der Bettstelle des Verstorbenen den Schatz der 6000 Ducaten gefunden. — Eine Jungfrau, von welcher Haller erzählt, starb an Scham. — Bei der Explosion einiger Pulverwägen tödtete nach Percy in dem kleinen Oberingelheim der Schreck vier Wöchnerinnen.

Umgekehrt zeigt jedoch in andern Fällen die Seele eine Macht selbst über die Bewegungen der schon erstorben scheinenden Glieder, eine Macht, das Leben des Leibes noch gegen den Willen der Natur zu erhalten, welche uns das vorherrschende Verhältniß des inneren über das äußere Leben in seiner rechten Gestalt zeigt. Oefters hat das Sehnen nach dem letzten Anblick eines eben abwesenden Sohnes oder Geliebten die Seele bis zu dem Augenblick in dem sterbenden Leibe erhalten, wo der heiße Wunsch des Wiedersehens erfüllt worden. — Muley Maluk, Kaiser von Marokko, lag ohne Hoffnung zum Wiedergenesen an einer Abzehrung darnieder, als Don Sebastian, König von Portugal, mit seiner Armee sich nahte, um Marokko's Thron für seinen Neffen zu erobern. Der Todkranke trifft alsbald mit größter Geistesgegenwart die kräftigsten Maßregeln zum Widerstand, rückt selbst, in der Sänfte getragen, mit seiner Armee dem Feind entgegen. Der Tag der Schlacht, von deren Ausgang das Schicksal der Regentenfamilie und des ganzen Landes abhing, war gekommen. Muley Maluk fühlt sich seinem Ende ganz nahe. Da gibt er seiner nächsten Umgebung und allen seinen Feldherren den Befehl, sie sollten, wenn sein Tod vor beendigter Schlacht erfolge, diesen dem Heere verschweigen, sollten noch immer, wie vorher, an seine Sänfte hinreiten, als wollten sie da Befehle empfangen. Vor Anfang der Schlacht ließ sich der sterbende Held unter dem ganzen Heer herumtragen und ermahnte Alle zur Tapferkeit. Der Kampf begann, und die Marokkaner fingen an zu weichen. Als dieß Muley Maluk gesehen, warf er sich, obgleich er bereits im Ersterben war, aus der Sänfte heraus; er bringt die Armee wieder in Ordnung und führt

dieselbe zurück zum neuen Angriff, bei welchem die Mauren siegten. Unmittelbar jedoch nach dieser ritterlichen That läßt sich der Kaiser in seine Sänfte zurücktragen, legt, um hierdurch noch einmal seinen Befehlshabern Verschwiegenheit zu empfehlen, den Finger auf den Mund und ist nach wenig Minuten verschieden. — Durch eine ähnliche, neubelebende Kraft des Heldenmuthes gestärkt, erhub der englische Admiral Sanders sich vom Lager, auf welches ihn eine entkräftende Krankheit niedergeworfen, als die Nachricht kam, daß ihm von der Regierung das Commando der Flotte gegen Spanien übertragen sei. Er wusch sich, ging umher, und erschien plötzlich munter und gesund. Als aber bald darauf der Anschein des Krieges sich verzog und die Zurüstungen aufgegeben wurden, legte sich der alte Seeheld alsbald wieder aufs Krankenlager und fiel in die vorige Entkräftung zurück.

Auf eine minder erfreuliche und widerlichere Weise zeigte sich die eigenthümliche Macht der Seele, den Leib festzuhalten, bei jener Geizigen, welche aus einer tödtlich scheinenden Schlaffucht erwachte, als ihr der Arzt einige neue Thaler in die Hand gelegt, so wie bei jenem leidenschaftlichen Spieler, dem man die Namen einiger Trümpfe ins Ohr rief.

An die vorhin erwähnten Beispiele eines Heldenmuthes, welcher die schon sterbenden Glieder noch zu seinem Dienste bewegte, reihen sich jene an, in denen der Mensch eine wundervolle Beherrschung der Schmerzen zeigte. Pherekydes der Syrer sahe mit Ruhe und unerschüttertem Muthe sein Fleisch bei lebendigem Leibe sich auflösen. — Jener brittische Kanonier, welcher im Seetreffen zwischen Rodney und dem Grafen Grasse durch eine Kugel die rechte Hand verlor, als er eben seine Kanone abbrennen wollte ergriff die hinabgefallene Lunte mit der linken und feuerte die Kanone mit den Worten ab: „Glaubt der Feind, ich hätte nur Einen Arm?“ Zwecklosser freilich erscheint die Verachtung der Gefahr und der Schmerzen bei dem holländischen Admiral, welcher die ihm dargebotene Prise, die er in dem Augenblick nehmen wollte, da ihm eine Kugel den rechten Arm hinwegriß, kaltblütig mit der linken Hand ergriff, so wie Turenne's Selbstüberwindung, als vor ihm der ihn rasirende Diener niedergeschossen worden. Wiewohl auch selbst in diesen Fällen eines mit ihr gemachten Mißbrauches die Gewalt erkannt wird, welche der Seele gegeben ist, mitten unter den Schmerzen und Gefahren des Leibes das Bewußtsein festzuhalten, daß in ihr ein Leben sei, welches der Schmerz und der Tod des sterbenden Körpers nicht berühren.

Betrachten wir die Thatsachen, welche der eben beendete §. zusammenstellte, etwas näher, dann erkennen wir allerdings, daß der eigene, selbstbewußte Wille des Leibes gebrauchen, daß er gegen den gewöhnlichen Lauf selbst den sterbenden Gliedern seine bewegende Kraft geben, das schon gebrochene Herz mitten in der röchelnden Brust noch einige Zeit wach erhalten

könne; was aber in den meisten Fällen den Leib so oder anders gestaltete, was den Körper der Krankheit schuf, oder was andere Male denselben vernichtete, indem es statt seiner den Leib der Gesundheit neu belebte, das war und ist nicht der selbstbewußte Wille, sondern ein Element, welches nur zum Theil im Menschen selber gelegen ist. In jenen Augenblicken eines heftigen, inneren Bewegens, deren Wirkung wir hier betrachteten, unterliegt der Mensch, seiner selbst nicht mehr mächtig, dem Zug eines Gesetzes, welches die Welt des Geistigen so allgewaltig beherrscht, als die Welt des Leiblichen das Gesetz der Schwere. Das einzelne Leben ist es dann nicht allein, was die verzehrende oder belebende Flamme gibt, sondern es tritt, wie beim Verbrennen der Körper zu dem Brennbaren die Luft, so ein allgemeines, mächtigeres Element des Lebens zum besondern Leben, ein Element, das die Fackel neu entzündet oder verlöscht. Dieses allgemeine, lebenskräftige Princip in seiner Beziehung auf die Herrschaft und Macht der Seele soll uns denn in einigen nachstehenden Paragraphen noch einmal beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Unter Anderem ist Helophilus lenax als Larve von solcher zähen Lebensdauer, als oben erwähnt worden. — Ueber die oben angeführte von Hunczorsky (in Wien) in seinen Vorlesungen öfters erwähnte Beobachtung einer ganz augenfälligen Mißgestaltung der ungebornen Frucht durch die Gemüthsbewegung der Mutter, vergl. m., wie über sehr viele der Thatsachen, welche der vorstehende Paragraph zusammenstellt, das treffliche Werk von A. M. Vering: Psychische Heilkunde. Erster Band 1817. S. 43. — Dr. Schneider (Prosector in München) theilte seine merkwürdige Beobachtung in einer Abhandlung mit, welche er bei der hiesigen königlichen Akademie der Wissenschaften vorlas. — Ueber das Entstehen einer Hasenscharte am Kinde durch die Gemüthsbewegung der Mutter v. m. Vering a. a. O. — Howships Beobachtung: Bibliothèque de Médecine Brittannique. Paris 1814. Nr. 1. — Von der oben im Paragraphen erwähnten Gewohnheit der Spartaner: die Gemälde und Statuen des Apollon, Hyakinthos, Narkissos, der Dioskuren u. A. in das Zimmer der Schwangeren zu stellen, erzählt Oppian (Cyneg. I, 357 sq.). — Batts (in Genua) Beobachtung steht in Duncan's Annals of Medicin for 1801 und daraus in Hufelands und Harles' neuem Journ. der ausl. medicin.-chirurg. Literatur 2ten Bandes 2tem Stück. — Aehnliche Fälle als die oben gemeldeten von dem Einfluß der Gemüthsstimmung der Mutter auf die leibliche Disposition des Kindes erzählt Pouteau, œuvres posthumes Tom. III. Außer diesem Friedrich Hofmann, Sauvages u. A. — Als im Jahr 1793 das Arsenal zu Landau sich entzündete (explodirte), hatte der Schreck der Mütter solchen Einfluß auf die ungeborenen Kinder, daß von 92, welche etliche Monate nachher geboren wurden, 8 in einer Art von Cretinismus vor dem fünften Jahre starben; 33 erlebten in sehr schwächlichem Zustande nur den achten bis zehnten Monat, 16 starben bei der Geburt, und zwei kamen mit Brüchen der langen Knochen zur Welt. (Percy im Dictionnaire des Sciences médicales Tom. IX.) Nach dem Springen eines Pulvermagazines bei Paris ward Vandeloque zu 62 unzeitigen

Geburten gerufen (a. a. O.). Nach der Geburt gehen die Folgen des Schreckens vom Leibe des Kindes auf den der Wöchnerin selber über (man vergl. Percy a. a. O.).

Dem wahnsinnigen Hange der milesischen Jungfrauen zum Selbstmord wurde nach Plutarchs Bericht durch das Gesetz Einhalt gethan, welches hinfort den Leichnam jedes Selbstmörders unbekleidet durch die Straßen zu schleifen gebot. Von der ansteckenden Gewalt des Wahnsinns der Töchter des Prötos spricht Apollodor (II, 2).

Ueber die organischen Fehler und Mißbildungen am Herzen bei Menschen von öfteren leidenschaftlichen Aufwallungen der schlimmsten, wildesten Art vergl. m. Testa in dem Werk: Ueber die Krankheiten des Herzens. Einen Auszug daraus, mit den Anmerkungen gab Kurt Sprengel, B. I. Halle 1813.

Von der Heilung des Kropfes durch Berührung der Könige von Frankreich vergl. m. Andreas Laurentius de mirabili strumas sanandi vi solis Galliae regibus divinitus concessa. — J. Browne, de glandulis et strumis. — Cours d'opérations de Chirurgie par M. Dionis. — Das Entstehen skirrhöser Verhärtungen und krebsartiger Leiden an der Brust und andern Theilen durch lang fortwährendes Gemüthsleiden erwähnen Richter in s. chirurg. Bibl. B. V. St. 3; Dömling in Horns Archiv für medic. Erfahrung B. IV. Heft I. 1803; Greding in seinen vermischten Schriften. — Schrecken machte den Skirrhus sehr schnell wachsen nach Vogels chirurg. Wahrnehmungen erste Sammlung. — Aehnliches bei Wedekind, allgemeine Theorie der Entzündungen und ihrer Ausgänge, und in Richters Anfangsgründen der Wundarzneikunst erstem Band. — Wirkung der Gemüthsbewegungen auf Wunden bei Tissot: über den Einfluß der Leidenschaften auf Krankheiten; Hildan Centur. I, obs. 17, 19, 23 und 28; Brambilla's chirurg. prakt. Abh. von der Phlegmone und ihren Ausgängen Th. II.; Ledran, observations de Chirurgie Tom. I. — Ueber die Veränderung der Form der Iris durch heftigen Kummer vergl. m. Hærtel, dissertat. inaug. de oculo ut signo. — Die oben aus der Gazette salutaire erwähnte Thatsache findet sich daraus erzählt in Tode's medic. chirurg. Bibl. B. IV. St. 3. — Die andern: Bang, in den Collectan. Soc. Medic. Havn. Vol. II; Medical Cases 1776; Hufelands Journal B. XII. St. 2; Lettson in den Memoirs of the medical Soc. of Lond. for 1783, Vol. III. — Die oben erwähnte ansteckende Wirkung des Mitgefühls bei den Mädchen zu St. Roche in Frankreich ist erwähnt in dem Rapport des Commissaires chargés par le Roi de l'examen du magnétism animal; den Vorfall zu Redruth erzählt das Journal général de Médecine etc. p. Corvisart, Leroux et Boyer, Paris 1814. — Den Fall von der epileptischen Frau, welche aus Angst, es möchte ihr so gehen, jedesmal in der Kirche ihren Paroxysmus bekam, erzählt Sauvage in seiner Nosologie. T. I. — Vom Knaben, dem der Anblick großer Hunde Rückfälle machte, van Swieten, Comment., 1075; Folgen der geheuchelten Fallsucht Metzger in seinem System der gerichtlichen Arzneikunde. Ueber psychische Heilung des Skorbuts s. m. Trotters neue Bemerkungen über den Skorbut, Leipzig 1787. — Lind, vom Skorbut, aus dem Englischen übersetzt. — Journal général de Médec., Chir. et Pharm. Par. 1814 und daraus medic. chirurg. Zeit. von Dr. J. N. Ehrhart 1815. T. II. Vering a. a. O. II. S. 168—171.

Ueber Entstehung so wie Heilung oder doch Linderung bösartiger Fieber durch psychische Niederbeugung oder Aufregung vergl. m. Rasori's Gesch. des epidemischen Fiebers, welches 1799 und 1800 zu Genua geherrscht hat, übers. Wien 1803; Don P. M. Gonzalez: über das gelbe Fieber, welches im Jahre 1800 in Cadiz herrschte, übersetzt von Borges, Berlin 1805; Schrand's Geschichte der Pest in Sirmien; Nachricht über das gelbe Fieber zu Malaga und Alicante von D. Keraudren (in Harles' neuem Journal der ausl. med. Litt. IV. St. 1); Thucydides de bello Peloponnes. II, 53. — Heilung gewöhnlicher Fieber durch psychische Aufregung in Richters chir. Bibl. XV. St. 4; Gaubii sermo academicus alter de regimine mentis quod medicorum est; Plin. L. VII.; Herz vom Schwindel. — Wassersucht: J. P. Frank de cur. hom. morb. L. VI, de retent. T. I. — Richters chirurg. Bibl. XI. St. 1; Pouteau, œuvres posthumes T. I. — Podagra: Van Swieten Comment. und H. Boerh. aphor. Vol. IV. — Starrsucht und Lähmung: Tulpii obs. med. Lugd. Batav. 1716; Löfflers Beiträge zur Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunde I; Sauvage, Nosolog. I; Vering I. S. 120. — Wasserscheu: P. Frank Syst. der med. Polizei IV; Mease in Richt. Bibl. XIV; Abh. f. prakt. Aerzte XIV; Journal général de Méd. etc. 1814.

Die merkwürdige psychische Heilung der jungen Jüdin durch das Aussprechen des Wortes Kind wird erzählt in den Beiträgen zu Richters chirurg. Bibl. T. XV. St. 4. — Des Hanges zur Melancholie bei dem berühmten Komiker Carlini erwähnt Perfect in seinen Select cases of insanity. Rochester 1787. — Schwarzer Staar: Richters Anfangsgründe der Wundarzneikunst III; Novi Commentar. Soc. reg. scientiar. Gotting. IV. — Vogels chirurg. Wahrnehmung 41ste Sammlung. — Antonio Viterbi's freiwillig erwählter Hungertod in von Baers Anthropol. I. 397. — Ueber Fälle des Sterbens vor Kummer: v. m. Zimmermann v. der Erfahrung. Gaubius: de regimine mentis quod medicorum est. Dem von diesem großen Arzte beschriebenen plötzlichen Todesfall aus heftigem Kummer war jener gleich, welchen wir oben, im §. 31, aus M. Wagners Anthrop. mittheilten. — Unheilbare Schwermuth aus heftiger Freude bei Perfect a. a. O. und Mead — Vering psychische Heilkunde III, 77. — Des Pherekydes Heldenmuth mitten in den furchtbaren Todesleiden erwähnt Maximus Tyrius (diss. LXI. p. 430). — Ueber Muley Maluks Tod vgl. m. Vertots Révolution de Portugal, Par. 1768. — Spectator VII. Nr. 349; M. Wagner a. a. O. I. S. 146. — Andere oben erwähnte Fälle in Richters chirurg. Bibl. XV, 4tes St.

Endlich führen wir hier noch einen Fall an, welcher die Uebergewalt oder vielmehr das furchtbar zerstörende Spiel der inwohnenden Seele sogar am Leibe eines acht Monate alten Kindes zeigen kann, einen Fall, den man kaum wagen würde nachzuerzählen, hätte ihn nicht der wahrheitsliebende Greding (a. a. O.) zuerst und nach ihm eine Menge prüfender Aerzte erzählt. „Eine seit 12 Jahren nach einem Kindbette blödsinnig gewordene Frau gebar einen Knaben, der wirklich rasend war. Er besaß im neunten Monat seines Lebens, als er mit der Mutter ins Irrenhaus zu Waldheim aufgenommen ward, eine solche Schnelle und Kraft der Bewegung in den Muskeln und Gelenken, daß er öfters von vier starken Weibspersonen kaum konnte gehalten werden. Der Anfall endigte sich mit einem unbeschreiblichen Lachen, oder er riß vor Zorn alles, was ihm in die Hände kam: Kleider, Betten, leinene Sachen in Stücken. Ließ man ihn allein, so stieg er auf Bänke, Tische und kletterte an den Wänden in die Höhe. Er starb beim Durchbruch der ersten Zähne an Auszehrung und Erstickung." Vering psycholog. Heilk. III. S. 82.

Das Gesammtsein der Menschenseelen.

§. 62.

Nicht der nährende Palmbaum und der Quell der Wüste oder das gezähmte Reh, das aus den Händen des einsam Wohnenden sein Futter nimmt, nicht der anschmiegend treue Hund oder das edle Roß können im Menschen das tiefgegründete Sehnen stillen, welches ihn beständig zieht zu andern Menschen. Der geistig Kranke genest, wenn es ihm gelungen, eine fremde Seele zu jener Theilnahme zu bewegen, welche an das Elend glaubt, das im Andern ist; die Freude wird freudiger, der Muth feuriger, sobald andere Seelen zu derselben Freude, zu demselben Muthe mit erwachten; die Flamme der höchsten Begeisterung wird immer mächtiger, je mehr sie, nahe und fern, auch in andern Geistern sich entzündet. Wie in der Seele das Bedürfniß, die eignen Glieder zu gebrauchen und zu bewegen, so liegt in ihr der unvertilgbare Trieb, auch andre Seelen mit und zu ihrem Willen zu bewegen.

Dem einzelnen Leibe steht als beherrschende und ausbildende Kraft die einzelne, inwohnende Seele gegenüber; der ganzen Leiblichkeit, welche wir bewohnen, steht das gesammte Geschlecht der Menschen, als beherrschende und vollendende Macht zur Seite; in und über unsrem Geschlecht waltet aber eine gestaltende, allbeherrschende Seele, ein allbedenkender Geist der Geschichte der Menschheit, welcher alle Glieder ihres großen Ganzen zu dem Zweck eines Gesammtlebens heranbildet, harmonisch zusammenfügt und bewegt. Wie der Menschenleib, welchem seine eigenthümliche Seele innenwohnet, so ist die gesammte Menschheit ein Organismus, der auf seiner höheren Stufe dem gleichen Gesetz des beständigen Absterbens und Wiedererneuerns seiner Theile unterworfen ist, als jener. Die Seele mit ihren Neigungen und Bestrebungen bleibt im Mann und im Greis dieselbe, die sie im Kinde war; sie ist es, welche dem werdenden so wie dem allmälig heranwachsenden Leibe die Grundform gab und fortwährend erhält, nach deren Ebenmaß die neuhinzukommenden Bestandtheile sich an einander fügen. So sind denn nicht nur alle zugleich auf Erden lebenden Menschen zusammengehörige Theile des Organismus der Menschheit, sondern alle die, welche vormals lebten und künftig leben werden, waren dieß oder werden es sein. Sie allzumal bilden eine Persönlichkeit, welche in einem gemeinsamen Stammvater geboren ward, im Verlauf der Geschichte zum Alter

des selbständigen Wirkens heranwuchs, und welche ihrem innersten Kerne nach unter Sturm und Hitze dem Ziele ihrer Vollendung und Verwandlung in ein geistiges Urbild entgegenreift.

Es sind in dem Haushalt der ewigen Weisheit selbst „die Haare auf dem Haupte des einzelnen Menschen gezählt" (Matth. 10, V. 30), so noch vielmehr ist den einzelnen Geschlechtern der Menschen die Zeit ihrer Dauer, die Summe ihrer Vermehrung und die Gränze bestimmt, wo und wie weit sie wohnen sollen. Steht doch selbst in dem einzelnen Lande die Zahl der mittleren Geburten in einem bestimmten Verhältniß zur mittleren Dauer des Lebensalters seiner Bewohner, und nach einer oft in Europa gemachten Beobachtung hat sich immer nach verheerenden Seuchen und andern Ereignissen, wodurch irgend ein Landstrich entvölkert wurde, eine so ungewöhnliche Fruchtbarkeit des Gebärens eingestellt, daß nach wenig Jahren der Abgang ersetzt und die mittlere Zahl der Bevölkerung wieder hergestellt war. Wie in dem Alter der Kindheit des einzelnen Menschen das Wachsthum des Leibes, die Vermehrung seiner einzelnen Bestandtheile am raschesten und kräftigsten vor sich geht, so hat sich auch an unserem Geschlecht in den frühesten Zeiten seiner Geschichte eine Kraft der Selbsterzeugung und Vermehrung kund gethan, welche weit über das gewöhnliche Maß der Bevölkerungszunahme hinaus ging. Jene größere Fruchtbarkeit der Geschlechter stand mit der längern Lebensdauer der Einzelwesen in Beziehung und ging mit dieser aus derselben Wurzel, aus dem höher gesteigerten Maß der Lebenskraft überhaupt hervor. In entfernter Weise erinnert uns noch fortwährend die Geschichte der Colonisation mancher menschenleeren, dem Gesundheitszustand günstigen Länder an jene Zeiten des kräftigsten Wachsthums des Gesammtorganismus der Menschheit. Denn das, was wir oben B. I. S. 344 von dem Einfluß einer neuen, den Bedürfnissen der Menschennatur entsprechenden Heimath auf die Verlängerung und Bekräftigung des Lebens sagten, das gilt zugleich von der Fruchtbarkeit und dem schnellen Fortgang der Bevölkerung, bis allmälig auch dieser Zuwachs seine bestimmte Gränze erreicht.

An einem lebenden Organismus stehen die einzelnen Glieder in einem solchen Wechselverhältniß, daß die Wirksamkeit des einen Theiles der des andern hülfreich und fördernd entgegenkommt, der eine den Mangel des andern ergänzt. In einem solchen Verhältniß finden sich die einzelnen Völker der verschiedenen Zeiten und Erdtheile zu einander, wie uns dieß namentlich die Geschichte unseres heimathlichen Welttheiles lehren kann.

Nicht nur bei dem täglichen Uebergang des Schlafes in das Erwachen, sondern bei jedem Beginn eines neuen, bedeutenden Momentes der Entwicklung, sehen wir alle Theile eines organischen Leibes zugleich zu dem gemeinsamen Werk des Lebens sich erheben; mit den Sinnen des Hauptes wachen am Morgen zugleich alle anderen Glieder des Leibes auf. So

regt auch der Geist der Geschichte in dem Gesammtorganismus der Menschheit in gleicher Zeit die Völker des Ostens und Westens, des Nordens und Südens an, wenn die Entwicklungsgeschichte unseres Geschlechtes zu einer neuen Stufe hindurchbrechen soll. In der Zeit, da Christus geboren ward, hatte die Ahnung einer nahen, großen Weltbegebenheit die Völker des Westens und Ostens ergriffen; es begann um dieselbe Zeit für Indien eine neue Aera des geistigen Aufschwunges. So ist auch in späterer Zeit der Trieb zu der bildenden Kunst in mehreren Ländern von Europa zugleich erwacht, und damals als die Baukunst im christlichen Europa ihre herrlichsten Werke hervorbrachte, sind auch aus verwandter Anregung Indiens berühmteste Tempel erbaut worden. Wie im gesunden Verlauf der Entwicklung, so zeigt sich auch in ihren krankhaften Bewegungen die Menschheit als eine organische Gesammtheit, denn wie von einem Miasma, das in der Luft liegt, werden die verschiedensten Völker zu gleicher Zeit von den Anregungen der letztern Art heimgesucht.

Und nicht nur ganze Völker und Zeitalter, sondern selbst einzelne Menschen stehen in einem solchen Verband des inneren Lebens, auch wenn sie äußerlich durch weite Räume getrennt sind. Wie die Arbeiter an einem gemeinsamen großen Bau auf Geheiß des Meisters, der Alles ordnet, der eine hier, der andere da ein Werkstück zubereiten, davon jedes für sich allein ohne rechten Zweck und Nutzen, erst in der Zusammenfügung mit dem andern Werth und Bedeutung empfängt, so haben Galilei und Kepler, ohne es zu wissen, jeder an seinem Ort Materialien für ein gemeinsames Werk des Erkennens bearbeitet, welche erst in ihrer Zusammenfügung mit Newtons Entdeckung ein sinnvolles, geistig großes Ganze bilden. So lehrt uns die Geschichte fast aller jener Erfindungen, aller Fortschritte im Erkennen, welche für die äußere oder innere Entwicklungsgeschichte der Völker von ganz besonderer Wichtigkeit waren, daß nicht ein Mensch allein, sondern daß viele aus innerer Anregung die gegenseitig sich ergänzenden Materialien zu Tage förderten, aus deren Zusammenfügung, ihnen allen unerwartet, das vollendete Werk hervorging. So stehen auch öfters Vater und Sohn, Lehrer und Schüler, eine jetzt lebende Generation und die ihr folgende künftige ihrem Wirken nach in einem gegenseitig sich ergänzenden Verhältniß. Wo das eine Menschenalter zur Linken gekehrt war, da lenket das andere zur Rechten um, oder dieses reißet nieder, was jenes gebaut. So wird aus Abend und Morgen der neue Tag, welcher scheinbar ein anderer, und dennoch nur eine Fortsetzung des gestrigen ist. Auch das Geschlecht des Menschen erscheint von Zeugung zu Zeugung ein anderes und ist dennoch dasselbe, das schon bei seiner Ausgeburt in der Erdentage Arbeit und Mühe mit dem Loose der Gebrechlichkeit zugleich die Verheißung empfing, in deren Erfüllung das Räthsel der Menschengeschichte seine Lösung findet.

Erläuternde Bemerkungen. Aus Caspers tabellarischen Zusammenstellungen ergibt sich, daß die Zahl der Sterbefälle an verschiedenen Orten mit der Zahl der Geburten in einem augenfälligen Verhältniß stehe. Da wo von der Zahl der Bewohner jährlich der 33ste Theil durch den Tod abgeht, entspricht auch die Zahl der Geburten dem 33sten Theil der Bevölkerung; wo das erstere Verhältniß wie 1 zu 28 ist, da zeigt sich auch der Zuwachs an Neugebornen wie 1 zu 28. Nach Quetelets Bemerkung „ist die Sterblichkeit in denjenigen Provinzen am stärksten, in welchen die Bevölkerung und die Zahl der Geburten am stärksten ist. In demselben Maße, als die Sterblichkeit an einem Orte abnimmt, vermindert sich auch die Fruchtbarkeit, wie dieß z. B. von Paris nachgewiesen ist. In den Monaten, in welchen die meisten Geburten vorkommen, sind auch die Todesfälle am häufigsten." (Burdachs Physiologie B. III. §. 632, S. 608). In den ersten Jahren nach verheerenden Seuchen, nach Kriegen so wie nach Hungersnoth nimmt die verminderte Bevölkerung in ungewöhnlichem Maße wieder zu (ebendas. so wie B. I. §. 267, S. 458). Ehen, welche vorher eine Reihe von Jahren kinderlos gewesen, wurden fruchtbar, Zwillings-, ja Drillingsgeburten traten in Menge ein.

Uebrigens gilt das erwähnte Verhältniß zwischen der Zahl der Sterbefälle und der Geburten auch in Europa zunächst nur für solche Orte, in denen eine große Menge Volkes beisammen lebt. Wenn man für ganze Länder die Summe des jährlichen Zugangs und Abgangs der Bevölkerung berechnet, dann findet man, daß in den letztvergangenen Menschenaltern in Frankreich die Zunahme jährlich $^1/_5$ mehr als die Abnahme betrug, und daß wenn keine Auswanderung oder andere Ereigniſſe ihr Gränzen setzten, die Bevölkerung in 150 Jahren auf das Doppelte anwachsen würde. In den Niederlanden, in England und namentlich Irland betrug diese Zunahme noch mehr, und in neuen Ansiedelungen an gesunden, naturreichen Stellen der Erde kann sich das Verhältniß zu Gunsten der Bevölkerung ganz außerordentlich steigern. So kennt man in Amerika einzelne, vorzüglich gesunde Gegenden, in denen die Bevölkerung schon nach einem Menschenalter auf das Doppelte angewachsen ist, ja zu Contendas in Brasilien kommt jährlich auf 20 Geburten nur 1 Sterbefall, die Zahl der Bewohner könnte sich dort auch ohne Zuwachs von Außen schon in 20 Jahren auf das Zweifache vermehren (Burdach III, S. 609).

Wenn wir uns beim Beginn des jetzigen Zustandes der Dinge die örtliche Vertheilung der lebendigen Wesen auf der Oberfläche der Erde und in ihren Gewässern so angeordnet denken, daß jede Art in solchen äußeren Verhältnissen auftrat, welche zu ihrer ungehemmten Entwicklung und Vermehrung die günstigsten waren, dann könnte für längere Zeit eine solche Fruchtbarkeit derselben wirklich stattfinden, als jene ist, welche uns (nach §. 21, S. 273 f.) jetzt nur noch als eine Möglichkeit erscheint. Ein Paar Kaninchen konnte dann in einer Gegend, wo hinreichendes Futter vorhanden war, binnen 4 Jahren (nach Wartons Berechnung) 1,274,840, ein Paar Phaläne (nach Reaumur) binnen 3 Jahren 1,492,750 Nachkommen haben. Noch unermeßlicher mußte die Vermehrung bei solchen niederen Thierarten sein, von denen, wie bei der Daphnia longispina oder bei der Blattlaus, wo die Jungen bald nach ihrer Geburt wieder fruchtbar werden, ein einziges Gebären des Weibchens in einem Sommer

gegen und über eine Trillion Wesen ihrer Art hervorbringen kann (Burdachs Physiologie I, §. 268, S. 459). Ein solcher Zustand der Dinge hätte nicht (am allerwenigsten bei den größern und vollkommen organisirten Thieren) fortbestehen können, wenn nicht der ungeheuren Vermehrung der einzelnen Arten, von denen wahrscheinlich jeder anfangs ein besondrer Bezirk des Vorkommens (wie dem Mytilus socialis nach Bd. I. S. 67) angewiesen war, dadurch wäre Einhalt gethan worden, daß andre lebendige Wesen in Folge auch ihrer verhältnißmäßig gesteigerten Vermehrung in die Gränzen des übervölkerten Districtes hereinbrachen und in ihm sich ausbreiteten. So that der sonst fast gränzenlosen Verbreitung mancher niedrigeren Pflanzenarten das Aufkommen der ausdauernden Holzgewächse durch Beschatten und Aussaugen des Bodens, dem Ueberhandnehmen der pflanzenfressenden Thiere das Hinzukommen der fleischfressenden Einhalt. Selbst für die Vermehrung des Menschengeschlechtes bei dem Beginn seiner Geschichte und bei dem Anfang der Erdperiode, welche der großen Katastrophe folgte, konnte ein ähnliches Gesetz gelten als für die Arten der Thiere.

Dafür, daß die Fruchtbarkeit mit der längeren Lebensdauer der Bewohner eines Landes in naher Beziehung stehe, weil beide aus dem gemeinsamen Quell der stärkeren Lebenskraft hervorgehen, spricht außer den Beispielen, welche bereits oben angeführt wurden, auch jenes, dessen Derham erwähnt. Eine Frau, die in einem Alter von 93 Jahren starb, hatte 16 Kinder geboren, davon 11 in den ehelichen Stand traten. Aus diesen 11 Ehen waren bis zum Tode der Eltermutter 114 Enkel, 228 Urenkel und 900 Ururenkel hervorgegangen, mithin, wenn man annimmt, daß die Eltermutter bei ihrer Vermählung erst 17 Jahre alt gewesen, in Zeit von 76 Jahren 1258 Nachkommen. Elternpaare von solcher Fruchtbarkeit könnten in Zeit von 100 Jahren eine 800fältige Bevölkerung erzeugen. Wären (so urtheilt Burdach I, §. 268, S. 259) die Verhältnisse überall so, wie sie in dem möglichst günstigen Falle es sein könnten, dann würde es bald an Raum und Nahrung für die Menschen auf Erden fehlen. Und dennoch hat Süßmilch berechnet, daß ein $2^1/_2$ Millionen Quadratmeilen großes dem Anbau günstiges Land eine Menschenzahl von 18,000 Millionen, ja nach Wallace 473,000 Millionen ernähren könnte.

Der größeste Theil der auf Erden wohnenden Menschen gehört dem Lebensalter der vollen Kraft an. Selbst in Paris besteht fast die Hälfte der lebenden Einwohnerzahl aus Menschen, die zwischen 20 und 50 Jahren alt sind; drei Fünftheile der übrigen Bevölkerung gehören dem zarteren Alter bis zum 20sten, zwei Fünftheile dem ablebenden vom 50sten bis 90sten Jahre an.

Ueber jene allgemeine Erwartung eines nahen, großen, heilbringenden Ereignisses in der Geschichte unsers Geschlechts in der Zeit vor Christi Geburt vergl. m. meine Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens 2ten Theiles, 2ten Band, der auch unter dem besondern Titel Zahlen und Zeiten der Natur und der Schrift zu haben ist, 9ter Absch., S. 331 u. f. Die Zeit der Erbauung einiger der ausgezeichnetsten Göttertempel von Indien fällt nahe mit jener der gothischen Baukunst im christlichen Europa zusammen (m. vergl. v. Hügels Reise nach Kaschmir B. III). Selbst für die bedeutendsten Bauwerke von der gleichen Bestimmung im älteren Amerika, namentlich in Peru, mag dasselbe gelten.

Der Staat.

§. 63.

Das erste gemeinsame Werk, zu welchem Menschenseelen sich vereinen, ist die Begründung einer geselligen Ordnung. Der Staat, so sagt Aristoteles, ist entstanden, damit man leben konnte, und besteht, damit man wohl lebe.

Eine Vorübung zum Bau der Tempel, bei welchem Viele geschäftig waren, ist der Bau der Hütte gewesen, welche der einzelne Mensch für sich und die Seinen errichtete; in ähnlicher Weise hat sich denn auch die Ordnung der Gemeinden und zuletzt der Staaten in der Anordnung des Familienlebens vorgebildet. Die Glieder der einen Familie, welche unter dem gemeinschaftlichen Obdach beisammen wohnen, sind sehr verschieden unter sich nach dem Maß der Kräfte, des Alters und der äußeren Bestimmung. Nach einem vorbedachten Rathe der allbedenkenden Weisheit sind die Geschlechter geschaffen, damit aus der Verschiedenheit und Einseitigkeit der beiden die Liebe hervorgehen sollte (nach §. 21). Das schwächere Weib schließt sich in hingebender Liebe dem stärkeren Manne an; das zarte Kind wird durch seine Hülfsbedürftigkeit zum Gehorsam und zur dankbaren Neigung gegen die schützenden, pflegenden Eltern bewogen, dem Stärkeren aber und Aelteren ist nach einem Naturgesetz, welches selbst für das Thierreich gilt, die Neigung für das Schwächere und Jüngere ins Herz gegeben, eine Neigung, welche noch heißer ist und kräftiger als die Liebe des Jungen zu seinen Alten (nach §. 21). So ist nach dem natürlichen und gesunden Verlauf der Zusammengesellung der Geschlechter das Verhältniß der Glieder einer Familie auf gegenseitige Zuneigung und auf Gehorsam der jüngeren und schwächeren gegen das stärkere und ältere Oberhaupt gegründet. Es ist der Wille und der Rath des Hausvaters, der das Haus beherrscht, so wie er durch seine Kraft dasselbe beschützt und erhält.

Der engere Kreis der geselligen Ordnung, welcher das Leben der einzelnen Familie umschloß, mußte sich erweitern und zum Theil anders gestalten, als neben der einen Familie die andere, und als viele neben einander ihre Hütten sich erbauten, ihren Hausstand begründeten. Es trat hier der Starke dem Gleichstarken, der Herrscher seines Hauses einem andern Herrscher gegenüber; zugleich mit dem Triebe, der den Menschen zu andern Menschen führt, machte der Trieb der Selbsterhaltung, der Trieb zur Erhaltung des eignen Herdes und Besitzes seine Rechte geltend. Wo nicht Zuneigung, da gab hier die Achtung und Furcht vor der Stärke der Andern dem Einzelnen jene Richtschnur seines geselligen Verhaltens, Andern das zu thun, was er wünschte, daß sie ihm thäten.

Schon bei dieser angehenden Gestaltung der Gemeinden mußte sich statt des Zuges der äußeren Verwandtschaft, der die Glieder der Familien

vereint, jener Zug einer innern Verwandtschaft regen, welcher Familie mit Familie verschwistert. Zugleich aber mit der Gestaltung dieser vereinzelten Bündnisse war die Veranlassung gegeben zu den verschiedenen sich ausschließenden, gegenseitig sich beschränkenden und selbst feindselig sich bekämpfenden Formen des geselligen Verkehres, welche abermals ihre friedliche Ausgleichung und Vereinigung nur in einem sie alle beherrschenden Höheren finden konnten. Es ist dieses namentlich auf zwei Wegen der Entwicklung des Gemeindewesens geschehen, welche wir hier zuerst in ihrem gesunden und normalen, dann in ihrem krankhaften und abnormen Verlaufe betrachten wollen.

Von Anfang an hat Gott in das Geschlecht des Menschen die Keime einer Verschiedenheit gelegt, welche hier geistig, dort leiblich Begabtere oder Unbegabtere entstehen lässet, damit hieran ein Gewebe des wechselseitigen Bedürfnisses und der innigen Bruderliebe sich anknüpfen möge, welches die unvollkommenen Einzelnen zu einem vollkommenen Ganzen verschmilzt. Hat hierbei die Schaar der Schwächeren und minder Begabten mit anerkennender Neigung sich zu den Kräftigeren und Besseren gezogen gefühlt, so war umgekehrt nicht selten die aufopfernde Liebe, welche die Besseren zu der ihnen untergeordneten Menge trieb, keine weniger innige und lebendige; ja sie glich immer in ihrem gesunden Zustand der Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Denn wenn Lykurg und Solon alle Kräfte, allen Genuß ihrer Tage an das Eine große Werk des Lebens gewendet, dem Volke das Gesetz zu lehren; wenn jener Mann des Sinai, der Mann der Donner des Gesetzes, in freudiger Hingebung die „Plage des Lebens" auf sich nahm, welche größer war als jede, die irgend ein Andrer im Volke trug, nur damit dieses Volk zu Gott geführt und bei Gott erhalten werde, da zeigte sich deutlich, daß der Stärkere an Kraft zugleich auch der Stärkere in Liebe sei. Kämpfend wie die Löwin für ihre Jungen, haben sich öfters die alten Fürsten und Herzoge unseres Volkes an die Spitze der Ihrigen gestellt, haben ihre Brust und den kräftigen Arm zum Schild und Schirm gemacht für die wehrlosen Bewohner der Hütte, für die Mütter und Kinder des Landes. Wo der Rath aus war und Hülfe noth that, da schrie die Schaar der Schwächeren zu dem stärkeren Führer, und dieser mußte, so weit Menschenkraft reicht, der Anderen Trost sein. In der That, der Stuhl dieser Herrscher ist in nicht seltenen Fällen aus den Opfern ihrer eigenen Kräfte und des Liebsten, was sie hatten, ja des eigenen Blutes, das sie im Kampf für Volk und Land vergossen, erbaut, er ist durch tausendfältige Sorgen und Selbstverläugnungen, auch der höchsten und edelsten Art, befestigt worden.

Es sagt ein Gefühl, welches der gesunden menschlichen Natur beständig inwohnet, dem Einzelnen ohne Aufhören, daß er nicht für sich allein, sondern durch Andre und mit Andren erst ein vollendetes Ganzes sei. Aus diesem tiefen Gefühle entspringt jene Freude, welche das Schwächere an

dem Stärkeren, das Unvollkommene an dem Vollkommneren empfindet, dem es durch innere Neigung oder zufällige äußere Gesellung verwandt ist. Das schwache Kind rühmt sich der Stärke seines Vaters und freut sich an dem Anblick dieser Stärke; das Weib findet seine eigne Lust und Ehre in der Ehre, welche der Mann genießt, und die Gemahlin jenes ofterwähnten Philo, als sie gefragt wurde, warum sie bei ihren großen Reichthümern keine goldnen Zierrathen trage, antwortete: des Mannes Vorzüge sind dem Weibe ein vollkommen genügender Schmuck. So geschieht es denn auch bei ganzen Familien und Geschlechtern, ja bei den Bewohnern ganzer Städte und Völkergränzen, daß sie ihre Freude und ihren Stolz auf einen einzelnen Menschen setzen, der sich aus ihrer Mitte hervorgethan. Diesen, den Führer zu manchem Sieg, wenn dieser Sieg auch mit dem Blut von Tausenden der Ihrigen erkauft war und für die meisten von ihnen keinen Gewinn brachte, ehren sie und schauen ihn, wo er auch sich blicken läßt, mit Lust und Freude, er ist ihr Ruhm und ihr Stolz vor andern Völkern. Es will der Mensch in der gewöhnlichen, natürlichen Richtung seines Wesens nicht bloß mit den Kräften des eignen Leibes oder mit dem zierlichen Gewand desselben, sondern auch mit andern Menschen die Mangelhaftigkeit des einseitigen, einzelnen Vermögens und Wirkens erstatten.

Wir deuteten hier in einigen flüchtigen Zügen das Entstehen einer geselligen Ordnung der Völker an, bei welcher Einer oder Etliche in jenes Recht der hausväterlichen Herrschaft über Viele getreten, das in der einzelnen Familie dem Gatten und Vater zustehet. In der Weise, in welcher wir es beschrieben, erscheint es als ein naturgemäßes, gesundes, dessen idealische Schönheit das Morgenland in der Schilderung der Herrschaft des gerechten Königs Dschemschid, das Abendland in der dichterischen Sage der goldnen Zeit unter Saturnus Reich verherrlicht, und welche selbst Tacitus (Annal. III., 26) ehrend anerkennt. Was aber ist an der Natur des Menschen, welche dem Leibe wie der Seele nach vor allen andern Lebendigen der Erde zu krankhaften Verirrungen sich hinneigt, gesund geblieben? Auch die Hausvaterwürde der höheren Ordnung, der Stand der Oberhäupter der Gemeinden, der Fürsten der Völker ist einer Entartung unterlegen, welche in vorbildlicher Weise schon in solchen Familien sich kund gab, in denen der leibliche Vater ein gewaltthätiger Barbar geworden war.

Das Sternbild des Orion, welches hin und wieder bei den ältesten Völkern des Morgenlandes an den Begründer der Weltenreiche (an Nimrod) erinnern sollte, bezeichnet durch jenen Namen, den es in den Schriften des alten Testamentes führt, den Narren oder Thoren. Die Narrheit oder Bosheit der entarteten Menschennatur hat sich da in ihrer mächtigsten Stärke und maßlosesten Entwicklung kund gegeben, wo sie durch keine andere ihr Achtung gebietende Kraft in Zaum gehalten war. Unter den Arten der Abgötterei, in welche die Natur des Menschen versinken kann, ist die Vergötterung des eigenen Selbst, da wo sie ganz ungehemmt sich zu erheben vermag, die furchtbarste. Die Herrschsucht und der Eigenwille der Dränger und Gewalthaber der Völker haben ihr Andenken mit dem Blute von Tausenden in das Buch der Geschichte gezeichnet, der Stand der Herrscher, der den Völkern das Gesetz geben und erhalten sollte, hat sich in seiner Entartung nicht selten als ein Empörer gegen das Gesetz, als ein Verächter menschlicher und göttlicher Ordnung erwiesen; er ist hin und wieder zu einem Pfuhl und Sammelpunkt aller Gräuel und geistigen Gebrechen seiner Zeit und seines Volkes geworden.

Einer solchen Ausartung der hausväterlichen Würde in dem weiteren Kreise der fürstlichen Gewalt hat sich schon in früher Zeit eine andere Form der geselligen Verhältnisse gegenübergestellt; es ist dieß die Form der Gemeinde im höchsten Sinne des Wortes. Es erinnert diese Form an das Verhältniß der mündig gewordenen Kinder zu einander selber und zu dem Aeltervater des Hauses. Die Erhaltung der friedlichen Ordnung des Hauses, des Wohlbefindens Aller, der Sicherheit des Einzelnen in den Gränzen seiner persönlichen Wirksamkeit ist die Gesammtaufgabe der Gemeinde; eine solche Erhaltung des wohlgeordneten Zustandes ist aber nur möglich durch das Gesetz. Dieses ist die Macht, welche die Glieder der Gemeinde beherrscht; vor dem Gesetz sind sie alle gleich, die Starken wie die Schwachen, die Alten wie die Jungen, die Reichen wie die Armen.

Denn auch in der Gemeinde besteht, eben so unabänderlich wie der Unterschied der beiden Geschlechter, der Lebensalter und der leiblichen Bekräftigung, ein verschiedenes Maß der geistigen Anlagen und Kräfte, des Fleißes und Geschickes zum Erwerb wie zur Vermehrung des Eigenthumes in den Gränzen und im Schutz des Gesetzes. Die Grundzüge dieses Gesetzes sind in die Brust des Menschen geschrieben, die Ausführung jener Grundlinien, die Anwendung des Allgemeingiltigen auf den besondern Fall ist das Werk des natürlichen Verstandes und der vernünftigen Einsicht. Diese Gaben sind verschieden ausgetheilt, in der Regel kommen sie vorzugsweise dem reiferen Alter, dem erfahrneren zu. Die Gemeinde mithin hat vor allem ihr Gesetz; sie hat zur Pflege von diesem einen Rath der Einsichtsvollen und Erfahrenen, zum Schutz und zur Erhaltung der gesetzlichen Gewalt ihre Richter, ihren Stand der Krieger und Vertheidiger der Gemeinderechte gegen äußere Eingriffe. Aus diesem Stande und Verhältniß ist öfters in der Mitte der Gemeinden eine Fürstenherrschaft andrer Art hervorgegangen als die vorhin erwähnte war, eine Herrschaft, welche selbst bei einzelnen Negerstämmen, den Nachbarn barbarischer Despotenreiche, unter dem Gesetz und dem Rathe der Aeltesten und Richter steht.

Es ist dieß der gesunde Verlauf der Entwicklung des Gemeindewesens; auch neben diesem lag jedoch ein Abweg, der zur Zerrüttung und Entstellung der natürlichen Ordnung führte. Da, wo statt des Gesetzes, wo

statt des Verstandes und der Erfahrung bewährter Männer der Eigenwille und das thierische Gelüste aller Einzelnen, da wo der große Haufe (die Einsicht und Erfahrung sind nicht bei Allen, sind nicht bei der Mehr-, sondern bei der Minderzahl) zur gewaltthätigen Herrschaft kam, da hat sich die Gemeinde sehr bald in einen verworrenen, sinn- und rathlosen Haufen der Wilden aufgelöst, welche einer gegen den andern, alle aber gegen Zucht und Gesetz und Ordnung sich erhoben, bis das Vaterland zu einer Wüste, zu einem todten Felde voll blutiger Gräuel ward. Bis zu einem solchen Zustand, da jeder Einzelne in dem Andern, der ihm begegnet, den Räuber seines Eigenthumes und den Mörder fürchten muß, da die Ehe ein Zusammenlaufen brünstiger Thiere für die Augenblicke des Bedürfnisses, das Kind öfters ein Opfer der Mordlust der eigenen Mutter geworden ist, sind nur einige wenige Auswürflinge der verwildertsten Völker der Erde versunken. In ihrer Weise lehren es uns solche Ausgestoßene, etwa aus einem einzelnen Stamme der Neger oder der Alfurus, was jene äußerste Entartung der Form der Gemeinde sei, vor deren Gefahren keine äußere Bildung schützt, wenn statt des Gesetzes und des Urtheils der Einsichtsvolleren die tausendstimmige, sich selber bestreitende Willkür der unmündigen, unwissenden Vielzahl (die Demokratie) zur Herrschaft gelangt. Erträglicher noch erscheint es dann unter der Herrschaft *nur eines* gewaltthätigen Tyrannen und seiner wenigen Helfershelfer, als unter einer ganzen Nation der Tyrannen und Tobsüchtigen zu stehen.

Doch dieser Zustand ohne Gott und Religion, ohne Gesetz und Ordnung, ohne Schutz und Sicherheit, ohne Trost und Frieden, ohne Kunst und Wissenschaft, hat, dieß lehrt uns die Geschichte aller Zeiten und Völker, niemals lange bestehen können. Entweder hat er bald die völlige Auflösung der unglückseligen Gemeinde nach sich gezogen, die er ergriffen, oder der Trieb der Selbsterhaltung, der mächtigste der thierisch-menschlichen Seele, hat ihm ein Ende gemacht. Insgemein ist die schrankenlose Volksherrschaft, wenn sie anders noch etwas überließ, das ein Volk zu nennen war, in die ihr nahe verwandte und immerhin noch minder furchtbare Form der unbeschränkten Tyrannenherrschaft übergegangen.

Absehend von diesen äußersten Entartungen nach einer und der andern Seite hin, erinnern wir hier nur noch an den großen Unterschied zwischen dem morgenländischen und abendländischen Staate. Vorbild des ersteren ist das Haus oder die Familie, des letzteren die Gemeinde. Nie wurde im Morgenlande die hausherrliche Gewalt des Thrones angefochten; nie hat sich eine solche im Abendlande auf die Dauer gründen lassen. So einförmig der Staat im Morgenlande, so vielgestaltig ist er jederzeit im Abendlande gewesen. Doch stimmen beide darin überein, daß (wenige und kurze Zeiträume ausgenommen, und diese zwar im Abendlande allein) die Obrigkeit als gegeben und gesetzt, mithin aus eignem Rechte bestehend,

nicht als vom Volke ausgehend erscheint. Ein König als „erster Diener des Staates" ist dem Abendlande so fremd als dem Morgenlande. Nur hat dieses der königlichen Macht die Schranken nicht gesetzt, welche jenes aufstellte, und, so oft sie auch gebrochen wurden, immer wieder erneuerte.

Nur mit einigen Zügen reihen wir noch den Inhalt dieses Paragraphen an einige früher aufgestellte Sätze dieser Untersuchungen an.

Durch die Natur selber wurde in jene Verschiedenheit der Geschlechter wie der Kräfte, der eigenthümlichen Vorzüge wie der Lebensalter, und zuletzt nach diesen allen, in die Verschiedenheit der Stände eine Wirksamkeit gelegt, durch welche die äußere Ordnung der Staaten sich begründet und erhält. Wäre in der Natur kein Unterschied, kein Gegensatz, so würde zumal alle Bewegung und alles Leben aus ihr entweichen (nach §. 21); aus der Verschiedenheit der Wesen, aus der Unterordnung des Einen unter das Andre geht allein die Liebe und jener Zug hervor, welcher zuletzt alles Bewegen des Einzelnen an den „unbewegten Beweger," an den Mittelpunkt alles Seins knüpft (nach §. 4). Jene zur Erhaltung des geselligen Verkehrs nothwendige Verschiedenheit wird aber, so lange die sinnliche Natur des Menschen besteht, nicht bloß eine innere, sondern sie wird, soll sie anders von Kraft für das Wesen der Zeit sein, eine äußerlich erscheinende sein müssen.

Der Mensch soll hienieden durch die Liebe zum sichtbaren Gegensatz für die Liebe zu einem Unsichtbaren, Allerfüllenden (§. 4), durch die Unterwerfung und den Gehorsam gegen eine äußere Herrscherordnung, zur Unterwerfung des eignen Willens und zum Gehorsam gegen Gott erzogen werden. Darum hat die Weisheit aller Zeiten, sobald ihr die Wahrheit eingeleuchtet, daß unser Wesen nicht allein für das vergängliche Leben des Fleisches, sondern für ein Leben der Ewigkeit gemacht sei, alsbald auch erkannt, daß die äußere Ordnung, welche über den Willen und die streitenden Neigungen Vieler (damit ein Ende des Haders komme) den Willen Eines, *durchs Gesetz* herrschenden Fürsten stellet, für die Erziehung und für das Wohlergehen der Völker die beste und heilsamste sei. Sie ist eine von Gott gesetzte Ordnung, denn sie ist so tief und fest ins Herz des Menschen geschrieben, daß kein über der Thierheit stehendes Volk der Erde gefunden wird, bei welchem nicht Wenige oder Einer in Kraft des Gesetzes oder der Uebereinkunft die Vielen beherrschten. Und wenn hierbei das Volk seine Herrscher nicht aus dem wandelbaren Gelüste der eignen Launen, sondern wie aus Gottes Hand gegeben annimmt und als solche ehret, so wird die äußere sichtbare Ordnung zu einem Zeugniß des Vertrauens, zu einer Uebung des Glaubens an eine Ordnung der höheren, ewigen Art, auf welche alles Sehnen der Zeit harrt. Es sind jene Tugenden, welche aus der wechselseitigen Liebe der Eltern und Kinder so wie des Weibes und des Mannes, der Jüngeren und der Aelteren hervorgehen, von lieb-

licher Art; edler aber und schöner als sie alle, erscheinen in den Büchern der Geschichte solche Tugenden, welche aus der Liebe des Fürsten zu seinem Volke und des Volkes zu seinem Fürsten erwuchsen. Mehr als in andern wird in ihnen das irdische Abbild einer Liebe gesehen, welche von himmlischer Art ist. Diesem gegenüber sind aber in den Büchern der Geschichte andre Blätter, mit dem Blute der Brüder und Väter beschrieben, welche uns lehren, was das Loos der Völker sei, wenn der Haß gegen Gott seine Hand legt an die Ordnungen und Gesetze, welche Gott unserm Geschlechte gab. Es ruhen indeß diese Anordnungen auf festen Säulen nicht bloß der Lehre und des Glaubens der Christen, sondern einer Nothwendigkeit, welche selbst das Heidenthum anerkannt hat. Die Aufwallungen des Hasses gegen Gott und seinen Gesalbten werden nur offenbar machen, was der Mensch ohne Gottesfurcht sei, und vielleicht nach großem Leid einem besseren Erkennen die Augen öffnen. Das Gebäu aber, erbauet nach Gottes Rath und Willen, wird bestehen, bis daß der Stein kommt, welcher nach jenem alten Traumgesicht des Herrschers und der Verkündigung des von Gott begeisterten Sehers zum großen Berge wird, der die ganze Welt erfüllt.

Erläuternde Bemerkungen. In wie weit das, was den Hauptinhalt des vorstehenden Paragraphen bildet, Lehre der Weisen des Alterthums war, das mögen hier nur einige Stellen aus dem schriftlichen Nachlaß derselben an die späteren Zeiten bezeugen.

Alle menschlichen Gesetze wurzeln und erwachsen nach des Herakleitos Lehre in und aus Einem göttlichen Gesetz, welches so viel vermag als es will, welches Allen genügt, Alles überwindet (Stob. Serm. III, 84). Es ist Gesetz, dem Rathe Eines zu folgen (Clem. Alex. Stromat. V, 604). Das Volk soll streiten für das Gesetz wie für die Mauer (Diog. Laërt. IX, 7). Der widerstrebende Uebermuth ist gefährlicher als Feuersbrunst (ib.). Eine Herrschaft, nicht des großen Haufens oder Aller, sondern der Edlen des Volkes gefällt dem Pythagoras nach Diog. Laërt. VIII, 3; Jambl. vit. Pythag. 257. Klarer jedoch und treffender als alle ihre Vorgänger drücken sich die beiden reichbegabtesten Denker des Alterthums, Plato und Aristoteles, über die besten Einrichtungen der Staaten aus.

Wie in der Seele des Menschen, beruhet nach Plato auch im Staate Alles auf dem Gegensatz zwischen Einem, das herrschen, und zwischen dem Andern, das beherrscht werden soll. Ohne einen solchen Gegensatz zwischen Obrigkeit und Unterthan kann kein Staat bestehen (Plato de leg. III, 689, e; de republ. III, 412, a). Nur Einer im Staate soll Herrscher oder König sein (rep. VII, 540; VIII init.). Nach Aristoteles gibt es drei mögliche Arten von Staatsverfassung, welche in ihrer besseren Form das Königthum, die Aristokratie und die Volksherrschaft (*πολιτεία*) heißen, in ihrer egoistischen Ausartung und Verderbniß aber zur Tyrannei, Oligarchie und Demokratie werden (Aristot. Polit. III, 7; Eth. Nic. VIII, 12; Eth. Eudem. VII, 9). Außer diesen können gemischte Staatsverfassungen gedacht werden (Pol. VI, 1). Von den reinen Staatsverfassungen ist die beste das Königthum, die schlechteste die Volksherrschaft. Doch ist dem (ächten) Königthum am meisten entgegengesetzt die Tyrannei, mehr noch als die Oligarchie der Aristokratie oder die Pöbelherrschaft der Volksherrschaft, welche beide letztere schon von Natur sich viel näher stehen als Tyrannei und Königthum. Darum ist Tyrannei die schlimmste unter allen Ausartungen der Staatsverfassung (Pol. III, 7; IV, 2; Eth. Nic. VIII, 12). Nicht menschliche Willkür, sondern das Gesetz, gleich als eine Macht Gottes, soll herrschen (Pol. III, 16; Eth. Nic. V. 10). Geschriebene Gesetze sind gut (Pol. II, 10). Doch haben, wenn es zum allgemeinen Besten dient, die Herrscher des Staates auch eine rechtmäßige Gewalt über die Gesetze; denn das wahre Recht im Staate ist das allgemeine Beste (III, 11; 12; 16). Neben der Obergewalt des Herrschers gibt es noch drei andere Mächte im Staate: 1) die, welche die Angelegenheiten des Ganzen beräth und beschließt; 2) die, welche die Würden und Aemter an die zu ihnen Tauglichsten vertheilt; 3) die richterliche (Pol. IV, 14). — Bei der Ertheilung der Gewalt und Würden im Staate wird entweder nur auf Tugend oder auf Reichthum und Ansehen Rücksicht genommen, oder das Hauptaugenmerk ist die Freiheit. Die vollkommenste Staatsverfassung sieht nur auf Tugend, Oligarchie auf Reichthum, Demokratie auf Freiheit und Gleichheit aller Bürger der Zahl, nicht der Art nach (Pol. III, 12, fin.; IV, 8; VI, 2). Die jüngeren Bürger der höheren Classe sollen den Staat vertheidigen und gehorchen lernen; die älteren sollen die Verwaltung führen; die abgelebten Greise sollen dem Gottesdienste vorstehen. Wer nicht gehorchen lernte, der kann auch nicht befehlen (VII, 9; 14). Vor Allem ist auf Tugend zu sehen — — der Krieg ist nur wegen des Friedens, die Unruhe nur wegen der Ruhe da. Nicht in der Tapferkeit allein bestehet die Tugend des Staates, sondern auch in der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Weisheit (VII, 2).

Der König sollte nach Philo (de Mos. II, 645, Opp. Tom. II, 135) das lebendige Gesetz sein.

So treffend, als hätten ihn die Erfahrungen unserer Tage geleitet, schildert Maximus Tyrius (diss. XVII, ed. Dav. p. 180, 181) die furchtbaren Gebrechen der Pöbelherrschaft (*ὀχλοκρατία*). Er preiset vor andern die monarchische Verfassung (diss. VI, p. 66).

Ein Vorbild im Kleinen von den beiden Hauptformen der bürgerlichen Ordnung und von den möglichen Ausartungen beider gibt schon das Verhältniß, in welchem bei den einzelnen Völkern das Weib zum Manne steht. Bei jenen Völkern, welche vorherrschend der despotisch-barbarischen Regierungsform unterliegen, wird auch das Weib mit tiefer Mißachtung behandelt, während dagegen bei den germanischen Stämmen, in deren Natur und Sitte die höhere Beachtung des Weibes lag, zugleich hiermit die edlere Form der Gemeinde sich entwickelte, bei welcher jeder Angehörige des Stammes von Geburt frei, waffenfähig und zur Theilnahme an den öffentlichen Berathungen berechtigt war. Das Christenthum hat im Bunde mit dieser Richtung der germanischen Völker vorzugsweise im Abendlande den Staatenverfassungen jenen Charakter der Gemeindeordnungen gegeben und erhalten, von denen wir oben S. 474 sprachen. (M. vergl. über diesen bedeutungsvollen Einfluß der germanischen Stammart Rudolph v. Raumers gehaltvolles Werk: Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse.

Seltsam contrastirende Einrichtungen im Haus und im Reiche finden sich namentlich in Afrika bei den oft ganz nachbarlich zusammenwohnenden Negerstämmen. Bei den kräftig-kriegerischen Sulimanegern (wohnhaft im Gebirge an den Quellen des Rokalle) hat der Mann mit dem Weibe die Geschäfte des Haushaltes vertauscht; jener milkt die Kühe, sieht nach der Weide, nähet und wäscht die Kleider, während das Weib die Arbeiten der Saat und Ernte sowie der gesammten Landwirthschaft, des Baues und Tünchens der Häuser, ja selbst jene des Wundarztes versieht. Der Krieg mit seinen Gefahren und die Jagd werden hier wie bei andern verwilderten Völkern als die vorherrschende Bestimmung des Mannes betrachtet.

Bei den Dahomern ist der König ein Gott, der alles thun darf was er will. Das Volk und was diesem angehört, sind unbeschränktes Eigenthum des vergötterten Königes, während selbst bei den tief versunkenen Ibos und Eggarahs der König kein Urtheil über das Leben eines Unterthanen sprechen und verhängen darf, ohne den Rath und die Einwilligung der Richter und Häupter seines Volkes, von denen selbst der Thron und seine Besetzung abhängig sind. Man vergl. W. Allen and H. Thompson: expedition to the river Niger in 1841.

Ja bei den Timaninegern erhebt sich als Gegensatz gegen die Gewalt der Mächtigen das Einschreiten eines von allen gefürchteten Vehmgerichtes, Purrah genannt (m. vergl. Prichard Naturgesch. d. Menschengeschl. II, a, S. 88). So gibt sich unter allen Formen der bürgerlichen Verfassung der Trieb der Selbsterhaltung für das einzelne Leben und Haus wie für die Wohlfahrt des Ganzen kund.

In der Tonweise eines höheren Chores und in Uebereinstimmung mit dem Ausspruch der Weisheit der Schulen zeugen über den im Paragraphen abgehandelten Gegenstand nachstehende Stellen der Schrift: Sap. 6, 4; Matth. 8, 9; Röm. 13, 1, 2, 3; 1 Tim. 2, 2; Tit. 3, 3; 2 Petr. 2, 16; Jud. 8.

Vieles, was den Gegenstand des Paragraphen von andern Seiten zu beleuchten vermag, findet sich in der reichhaltigen Schrift: Philosophie des Rechts von Fr. Jul. Stahl.

Auf die Vorstellungen vom Wesen des Staates, die in der neueren Zeit viel weitere Kreise als früher beschäftigt haben, ist die sehr verschiedene Richtung zweier französischer Schriftsteller, Montesquieu's (geb. bei Bordeaux 1689) und Rousseau's (geb. zu Genf 1712) wirksam gewesen. Montesquieu zeigte in dem großen Werk von dem Geiste der Gesetze die Herkunft der bestehenden Verfassungen, das Eigenthümliche ihrer Anlagen, den Zusammenhang und die wechselseitige Abhängigkeit ihrer Bestandtheile und erklärte in der Vorrede, wie er sich glücklich preisen würde, wenn sein Werk dazu beitrüge, daß man gegebene Verhältnisse nicht als zufällige betrachtete, daß man sich darein schickte und eine Aenderung nur mit höchster Vorsicht begehrte. Rousseau hingegen (i. s. W. über den gesellschaftlichen Vertrag) setzte sich über das Bestehende hinweg und stellte dem Gutdünken der Menge die Bestimmung der Staatseinrichtungen anheim. „Zur Gewalt gediehen (sagt Hegel) haben diese Abstractionen einerseits das, seit wir vom Menschengeschlecht wissen, erste ungeheure Schauspiel hervorgebracht, die Verfassung eines großen wirklichen Staates mit Umsturz alles Bestehenden und Gegebenen nun ganz von vornen

und vom Gedanken anzufangen und ihr bloß das vermeinte Vernünftige zur Basis zu wollen, andererseits, weil es nur ideenlose Abstractionen sind, haben sie den Versuch zur fürchterlichsten und grellsten Begebenheit gemacht."

Der gemeinsame Bildungstrieb der Menschenseelen.

§. 64.

Was die einzelne Seele für ihren Leib, das ist die Gesammtheit der Menschenseelen für die Welt der irdischen Sichtbarkeit. Ganze Regionen der Erdfläche sind durch den bildenden oder zerstörenden Einfluß der Menschenhand, dort zu einem Garten Gottes, hier zu einer Wüste geworden; den Sumpf hat das Ackerland verdrängt, und auf jenen Hügeln und Auen, welche vorhin der neblichte Wald verdeckte, siehet ein jetzt lebendes Geschlecht nun Städte und eine lieblich umschattete Heimath der Menschen. Wohin das Auge dem Gang und Zuge der Völker über das Angesicht der Erde folget, erkennt es das Vermögen der Seele an, der umgebenden Sichtbarkeit die bedeutungsvollen Züge eines Lebens aufzuprägen, welches in jener Sichtbarkeit selber, ohne den Menschen, nicht gelegen ist, aus ihr selber nimmermehr sich entfalten kann.

Wir erkannten in einem der vorhergehenden Paragraphen, daß die Weise, in welcher die Seele heilend oder umgestaltend auf den ihr nahe verbundenen Leib wirke, der ansteckenden Gewalt des Mitgefühles gleiche, welche von der Mutter aus das Kind trifft, und welche einige krankhafte Bewegungen der heftigsten Art von Menschen zu Menschen überträgt. Es hat irgend ein erschütternder Anblick mit innerlich gestaltender Macht auf die Seele der Mutter gewirkt, und diese erst gibt durchs Mitgefühl die Erschütterung weiter, an den Leib des Kindes. So wird auch der gesammten äußeren Sichtbarkeit durch das Geschlecht des Menschen nur das Abbild eines Lebens mitgetheilt, welches, als mächtigeres Urbild, in den Seelen selber wohnet, ja welches die gemeinsame, allbeherrschende Seele dieser Seelen ist.

Für jedes Glied, und hier wieder für jeden einzelnen Muskel, ist ein bewegender Nerv da; für jedes Sinnorgan und jeden Theil der Außenfläche des Leibes ein empfindender. Das Auge ist dem Leibe zu seinem Licht, das Ohr zum Wächter, der Arm ist ihm zum Vertheidiger und Versorger gegeben; wäre im Nervensystem nicht eine Richtung nach jedem einzelnen Theile hin, so wartete das Glied vergebens des aufregenden Einflusses des Willens; wäre im Gehirn nicht das Paar der Hügel, welches auf das Paar der Augen sich beziehet, so bliebe das Auge ohne Sehkraft. Wären nicht in der Seele selber alle diese Gebilde der Leiblichkeit mit all den verschiedenen Richtungen des in ihnen waltenden Lebens vorgebildet, sie könnte nie das eigene Leben im Leben des Leibes abspiegeln. Die

Vollendung dieses inneren Gebildes und die Entwicklung seiner Lebensrichtungen ist von der Geburt an bis zum Tode das obliegende Werk der Seele, wie das Geschäft des leiblichen Lebens das Wachsthum und die Uebung der äußeren Glieder ist.

Es ist aber das innere Gebilde, von welchem wir hier reden, nicht ein Wesen der vergänglichen Gegenwart, sondern es ist ein zukünftiger Leib der Ewigkeit. Was dann für das Geschäft der Gestaltung dieses inneren Menschen namentlich die Kunst bedeute, das lehrt uns ein abbildlicher Vorgang in der äußeren Natur.

Das innere Bewegen im niederen Thierreich, welches für die noch künftige Brut eine Wohnung baut oder für den Leib, der erst werden soll, eine schützende Hülle webt, nennt die Sprache den Kunsttrieb. Das Werk, welches dieser Trieb übet, ist, wie wir dieß schon im §. 4 gesehen, mehr als irgend ein anderes Geschäft des thierischen Lebens ein prophetisches zu nennen. Denn während sie noch den cylindrisch gestalteten Leib der Larve an sich trägt, spinnet die Raupe bereits ein Gewand, das so genau für die noch nicht sichtbar gewordene Form der Puppe passet, als sei dieser Leib der Zukunft der Spinnerin vor Augen gestanden, als habe sie ihm unmittelbar das Gewand angemessen. Und mitten in ihrem prophetischen Geschäft überrascht sie der Augenblick der Verwandlung; das Thier wird wirklich zu jener Gestalt, die ihm wie in einer Ahndung vorgeschwebt hatte. Hätte der Beobachter der Natur auch noch niemals den Käfer mit hirschartigem Geweih oder mit dem schildartig breiten Vorderleibe gesehen; er würde, wenn er mit dem Geheimniß des Kunsttriebes bekannt ist, die zukünftige Gestalt des Thieres aus der Form der äußeren Hülse errathen, welche sich dasselbe noch in der Zeit seines Larvenlebens erbauet, denn dieses Gebäu ist nach einem Typus errichtet, nach welchem auch der künftige Leib gebildet sein wird.

Wenn wir schon die ältesten Tempel der Aegyptier und Inder nach einem Typus erbaut sehen, zu dessen eigentlicher Deutung erst der Christenglaube das nöthige Licht gegeben hat, wenn wir bemerken, daß unter Anderem überall da die Drei in Einem abbildlich durchgeführt sei, müssen wir in der Kunst des Menschen ein ähnliches prophetisches Werk des Geistes anerkennen, als schon in niedrigerer Form von dem Kunsttrieb des Thieres geübt wird. Es ist der innere Mensch, der Mensch des ewigen Jenseits, welcher nach dem Gleichniß des Drei in Einem gemacht ist; der zukünftige Leib ist es, für dessen Gestaltung der Typus passet, welcher dem Werk der selber schaffenden Kunst von seinem Beginn an zu Grunde lag. Die älteste Kunst Aegyptens hat es, wie uns dieß der nächste Paragraph lehren wird, unverhohlen bekannt, daß alle ihre Sorge und Mühe nicht das jetzige Leben des Menschen, sondern ein Sein desselben nach dem Tode angehe; die Gestalten, welche in den Zeiten der Erfüllung Fiesole's Hand geschaffen,

stellen uns nicht Wesen vor, welche das leibliche Auge gesehen hat, sondern sie sind Erscheinungen aus einer seligen Welt, die das Auge des inneren, künftigen Menschen schauen wird, wenn ihm der Kampf des Lebens gelungen und das Morgenlicht der Ewigkeit ihm aufgegangen ist.

Es lehrt uns schon der Zustand der magnetischen Verzückung (der Somnambulismus nach §. 26) eine Macht der lebendigen Seele über einzelne Gegenstände der irdischen Körperwelt kennen, welche diese zu einem Gefäß und Träger der Gedanken und des Willens einer Persönlichkeit machet, die weder dem Raum noch der Zeit nach eine gegenwärtige ist. Der Magnetiseur theilt durch Berührung seiner Finger, durch den Hauch seines Odems einem Glas oder irgend einem andern Körper die Kräfte mit, welche durch die Richtung seines Willens auf den Zustand des Kranken, aus seinem eigenen geistigen wie leiblichen Wesen hervorwirken, und jene Kräfte bleiben dem Körper, welchem jene Mittheilung widerfuhr, für längere Zeit inwohnend. Daß in noch viel höherem Maße den Werken, welche aus der Schöpferkraft der Kunst hervorgingen, die Kraft jenes Gedankens inwohnen könne, der sie hervorrief, bezeugt die eigenthümliche Wirkung derselben auf andere Menschenseelen. Und nicht nur die Seele des Künstlers, auch jene anderer Menschenseelen, welche die Kraft ihrer Theilnahme mit seiner ursprünglich schaffenden vereinen, haben an jener magischen Wirkung Theil, welche schon das griechische Alterthum dem trojanischen Palladium zuschrieb (s. w. unten S. 506).

So vermag die Seele des Menschen durch Kraft des ihr inwohnenden Geistes einem Werk ihrer leiblichen Hand ein Leben einzuhauchen, welches nach Jahrhunderten an einem später lebenden Geschlecht sich wirksam erweiset. Dieses jedoch ist die nächste Bestimmung der Kunst: dem Geist des Menschen von einem Sein der Ewigkeit zu zeugen und ein Sehnen nach diesem Sein in ihm zu wecken. Außer dieser näher liegenden hat sie aber auch noch eine andere fernere Bestimmung.

Dem Geschlecht des Menschen ist ein ernster Beruf an die ganze ihm zugeordnete Sichtbarkeit gegeben, zu deren Herrscher ein hehres, anfängliches Gebot ihn ernannte. Es harret mit ihm die Creatur auf die Erfüllung des Werkes, das in der Natur und Gestalt des Menschen begonnen hat und in diesen sich vollenden wird. Dann wird die Erde eine andere sein, denn sie jetzt ist; die ganze Sichtbarkeit ein Tempel, in welchem alles Leben, alles Bewegen zu einem Lobgesang geworden.

Es muß jedoch auch diesem äußeren Werke ein inneres, dem ferner liegenden ein näheres vorausgehen; zuerst muß in der Menschennatur das neu belebt und entfaltet werden, was dereinst mit und außer ihr, in der Welt der Sichtbarkeit neu belebt und gebildet werden soll. Vorgebildet liegen auch in dem Wesen des Menschen jene bildenden und bewegenden Kräfte, durch welche einst das große Werk der Sichtbarkeit sich vollenden

wird, und in der Vorhalle, in welcher das jetzige Menschenleben sich bewegt, zeigen sich hehr und mächtig auch nach dieser weiteren Richtung hin die inwohnende, bildende Kraft unserer eigenen Natur als Kunst, die bewegende als Wissenschaft.

Diese beiden, Kunst und Wissenschaft, sind dem Menschen durch dasselbe Geschäft der Engel gegeben, durch welches ihm das geoffenbarte Gesetz ward, ja sie selber sind gute Engel, welche sich in den Zeiten der Völker und Heiden zu dem Menschlichen genaht, damit sie diesem bezeugten, daß in und über ihm ein Göttliches sei, und damit sie die Seele des Menschen zu dem Werk bereiteten, das einst in ihr vollenden sollte die Zeit des Geistes.

Diese Boten, ausgesandt zum Dienst des Menschen, kamen zu ihrer Zeit und gingen; nicht der Wille des Menschen zog sie und vermochte sie zu halten, sondern sie wurden unserm Geschlecht zur bestimmten Stunde geschenkt und bereitet, wie der Seele der Leib, und zur andern Stunde, wie der geschenkte Leib, wenn er zur Grabesruhe entschlummert, gingen sie durch scheinbare Auflösung einer neuen, innerlicheren Gestaltung entgegen. Mitten in dem gesammten, seit Jahrtausenden bestehenden Volk wird der einzelne Mensch geboren und stirbt; so begannen und endeten mitten in dem großen Aeon der Menschengeschichte die einzelnen Aeonen der Menschenbildung. Wir betrachten in den beiden nächsten Paragraphen dieser Untersuchungen, nur in einem unvollkommenen Bilde, das Geschäft der beiden guten und starken Engel, welche die Menschenseele zu ihrem großen Beruf auf Erden erzogen und sie durch den Lauf der Geschichte geleiteten.

Erläuternde Bemerkungen. Mehrere merkwürdige Fälle, in denen sich die oben im Paragraphen erwähnte Macht des Mitgefühles besonders bei psychischen Krankheiten zeigte, erwähnten J. M. Wagner und Vering (III, 327) a. a. O. — Die anziehende Kraft so wie das Vermögen auf den Willen anderer Menschen zu influiren, welche Goethe an Filippo Neri beschreibt, bezeuget nur in einer höheren, geistigeren Region dasselbe. Jenes Gärtnermädchen in Paris, welches nach öfterer Anschauung des Apolls von Belvedere, der damals durch Napoleon in die Gefangenschaft seiner Residenzstadt geführt war, von dem Wahn ergriffen ward, es sei hier ein göttliches Wesen dargestellt, und es müsse demselben Opfer der Blumen und Früchte bringen, bezeugte, wenn auch in krankhafter Weise, die Kraft des inwohnenden Gedankens der gelungenen Kunstwerke, welche jeder für diese Art der Gedankensprache empfängliche Beobachter an sich selber erfahren kann. (M. v. im nächsten Paragraphen das über den Jupiter des Phidias Gesagte so wie den Inhalt der §§. 26 u. 36). Wenn wir hier an eine Erscheinung von zwar psychisch-fanatisch verwandter aber ungleich niedrigerer Art erinnern dürfen, dann verweisen wir auf jene gleichsam magnetische Manipulation, mit welcher die Fetischanbeter unter den Negervölkern, namentlich die Ibos in Aboh (nach Allen und Thompson), ihre abgöttische Huldigung gegen irgend einen leblosen Gegenstand zu begleiten pflegen.

Die Kunst.[1]

§. 65.

Die Geschichte der Kunst erscheinet dem Forscher der irdischen Dinge und des rastlosen Mühens und Drängens der Menschen gleich einem hehren Gebäude, welches in schweigender Majestät abgeschlossen und fern stehet von dem Lärmen der Gassen. Es bekräftiget sich an dem lebendigen Odem, welcher aus diesen Hallen wehet, der Geist des Menschen, ehe er am Morgen hinein in den Kampf des Lebens tauchet; hier beut ihm selber der Mittag eine erquickende Kühle, und am Abend ruhet das ernster blickende Auge gern noch an dem bedeutungsvollen Baue.

Wie in der Menschentage Anfang, wie zu den Zeiten der Schöpfung fast am Angelpunkte des Sternenhimmels (so lehret die berechnende Astronomie) das Bild der Leyer gestanden, andeutend jene alte, Orpheische Leyer, deren Töne dem ruhenden Chaos Bewegung geboten und Ordnung, so stehet am Gipfel jenes Gebäudes die Leyer; denn es ward die hehre Kunst zugleich mit dem Menschen selber in dem lyrischen Weltenalter geboren und es sind die Töne einer Lyra im Innern des Menschen, welche, getroffen durch den bewegenden Strahl von oben, das Gemäuer harmonisch zum Tempelgebäu geordnet. Acht sind der Säulen, die dem Eingang voranstehen; acht sind der Künste, durch welche der Mensch die umgebende Welt und den eigenen Leib zu einem Tempel des anfänglich schaffenden Geistes und der ewigen Schönheit gestaltet. Denn durch vier von ihnen: die Kunst des Bauens und Bildens, die Kunst des Malens und der Musik, weihet derselbe die Körper der äußeren Natur zum Dienst des höheren, geistigen Lebens; vier aber: der Gesang und die lebendig beschreibende Rede, die harmonische Haltung und die bekräftigende Bewegung der Glieder, lassen auf den eigenen Leib das belebende Licht von innen fallen, durch welches das sichtbare Wesen der Menschen, wie seine Erde, zum Bild und Abglanz einer Herrlichkeit werden, welche ohne Anfang gewesen.

Wohlan denn, o Jüngling, es öffnen sich uns die Pforten, weile mit

[1] Dem Inhalt des Nachstehenden liegt die Anschauung eines Schatzhauses der bildenden Künste zu Grunde, welches der Verfasser an seinem Wohnort vor Augen hatte. Die Münchener Glyptothek enthält in ihren Räumen eine eben so glückliche als geistvolle Auswahl von Kunstwerken des Alterthumes, welche in ihrer sinnreichen Anordnung eine höchst befriedigende Uebersicht über die Entwicklungsperioden der Kunst gewähren. Das, was uns da die Aufeinanderfolge der Werke des Meißels über den inneren Ursprung und den äußeren Lebensgang der Kunst lehrt, das hat der tiefsinnige Geist eines Peter Cornelius in der gewaltigen Zeichensprache seines Pinsels an den Wand- und Deckengemälden dargestellt, welche einen Theil des Innenraumes des Gebäudes verherrlichen. Indem sich der Verfasser ganz an die Reihenfolge der sinnlichen Anschauungen anschließt, deutet er zuerst auf einige Züge der Außengestalt des Gebäudes (die Lyra am Gipfel u. s. w.) hin und folgt hernach in beschreibender Weise der Ordnung der Säle.

mir, so dir anders der treumeinende Wille gefällt, welcher gerne mittheilt, was er vermag, auf einige Augenblicke in den Hallen der Geschichte der Kunst.

Es gehet unser Weg zuerst gen Westen.[1] Hier sind die Denksäulen und Fußtritte einer Kunst, deren Sinn und Walten nur noch das dämmernde Licht eines sinkenden Tages bescheinet. Du kennst jenes Volk des Alterthums, welches im beengten Thale, den Fluß entlang gewohnet, im Thale, zu dem sich in Westen die Todtenstille der Wüste, nach Osten ein ödes Gebirge und der Saum des Meeres gesellt, und dessen Boden der anschwellende Strom alljährlich unter seine Fluthen begräbt, damit der dürre Staub aus dem Grabe des Wassers herrlicher wieder hervorgrüne. Du kennest das Volk, welches das Bild und die Gedanken des Todes selbst zu seinen Freudenmahlen geladen, damit der Ernst der Gräber mit dem Feuer der Becher sich vermische; das Volk, welches das Thal hinan ganze Städte der Todten erbaut und zum Himmel an die ungeheure Last der Steine gethürmt, als wolle es mit diesem vergeblichen Bemühen die Last des Gedankens von der Seele wälzen, daß dem Menschen nur Eines gewiß sei, der Tod, und daß des Lebens Herrlichkeit und seine Lust vergehen, wenn sie noch kaum die Lippe des Dürstenden genetzt. — Wir vernehmen in der Mythologie der Aegyptier, wie in ihrer Kunst, die Töne einer alten Trauer der Lebenden um ihre Todten, einer Trauer, welche selbst den Festgesang der Schnitterinnen zur Zeit der Ernte in ein Wehklagen an Isis verwandelt. Denn von den Schmerzen dieser Göttermutter, welche die Verletzung und den Tod selbst des unsterblich gebornen Geschlechtes gesehen, reden die Tempel und die Bilder der Wände, verkündend jedoch auch zugleich das Erwachen des Horus und das Wiederfinden des Osiris. Wie ein Kind, welches mitten in dem lieblichen Spiel und dem ersten Erwachen des Sehnens die unausweichbare Nähe des Todes mit untröstlichem Schmerz ergriffen, lässet sich der Aegyptier von jedem Steine, welchem seine Hand die stumme Sprache der Bilder gelehrt, die Versicherung wiederholen, daß auch in den Gräbern noch ein Leben sei und der Gang in des Todes Nacht nicht ohne Hoffnung einer Wiederkehr zum Licht. Die Hoffnung muß ihm dann nicht bloß der immer erneute Lauf der mächtigen Gestirne, sondern selbst der armselige Wurm am Boden bezeugen, welcher aus dem Mumiensarge der Puppe zum geflügelten Insect erwacht. Es wird jedoch durch allen Trost, welchen Sternenhimmel und Erde, die Lehren der Priester und die geheimen Weihen dargeboten, das beständige Sehnen und Fragen des Sterbenden nach dem Leben und seiner Lust noch nicht gestillt, bis die Kunst selber dem schwerlich Scheidenden versprochen, daß sie ihn zur Gruft begleiten, daß sie da, beim Scheine der Todtenlampe, noch zur Seele reden wolle, von der nicht auf immer hinweggenommenen Lust der Augen und dem Ruhm der Thaten. Der Aegyptier pflegte deßhalb das stille Haus der Todten mehr zu schmücken als die Wohnung der Lebendigen; denn dort erwartet nach seiner alten Lehre die Seele ein langes, sicheres Wohnen mit dem Leibe, hier aber währet das unsichere Bleiben nur einige schnell vergehende Jahre. So ward die Kunst der Aegyptier großentheils eine Bewohnerin der Gräber und der Gedenkmale der Todten. Darum siehe, in allen diesen Gestalten derselbe unbewegliche Ernst eines Todtenangesichtes, die Glieder meist angelegt an den Leib, als hätte sie das Erstarren der letzten Augenblicke auf immer gelähmt. Wie die geschickte Hand der Aegyptier den verweslichen Leichnam zur unverweslichen Mumie gemacht, so ist selbst das Schaffen der Kunst in dieser fleißigen Hand zu einem Bilde des Todes geworden; Gräber nur von riesenhafter Art waren die Pyramiden; Grabmäler der Götter und der gottgeweihten Thiere waren selber die Tempel. So hat die Hand jenes Volkes der Lyra, deren Gespann mit Saiten Hermes zuerst in Aegypten versucht, Töne nur eines tiefen Ernstes und der Todtenklage zu entlocken gewußt.

[1] In dieser Richtung tritt man vom Vorhofe aus in den ägyptischen Saal.

Der Ernst ist gut, o Jüngling, und der Schmerz gerecht und heilsam, wenn dein Auge jetzt die Gruft der Väter erblicket, und wenn der Geist der Stunde des Todes gedenket. Aber der Schmerz ist nicht des Lebens einziger Lehrmeister, und das Tönen der Lyra ist dem Menschen nicht nur zur Todtenklage gegeben. Nennet uns nicht das Alterthum selber jenen Cheops, den Erbauer der mächtigsten Pyramiden, „den Götterverächter," vielleicht weil er, dem Loos der Vergänglichkeit trotzend, welches Gott dem Menschen beschert, die Gestalt und das Gedächtniß des eigenen armseligen Leibes nicht lassen, sondern durch eigene Macht dem leicht zerfließenden Staube Ewigkeit geben wollen? Findet doch der Mensch erst dann sich selber und das rechte Leben im Innern, wenn er angefangen, des eignen armen Selbst und seiner vergänglichen Lust wie Noth zu vergessen. Darum siehe, ein neues Tönen der Lyra ruft uns hinweg von dem Blick in die Gräber zu einem anderen Bewegen.

Hier, auf lasurblauem Grunde, leuchten uns goldene Sterne.[1] Bilder stehen umher aus den Zeiten der alten griechischen Kunst, da sich der Mensch bei dem Anblick der mächtigen, leuchtenden Gestirne, wie des Feuers am Herde, bei dem Bewegen des rieselnden Quelles, wie beim Rauschen im Wipfel des Baumes, einer unsichtbaren Welt des Geistigen erinnert, deren wundervolle Kräfte im Gestirn weben, wie im festen Gestein am Boden. Es blicket mit Scheu das Auge umher und das Ohr

[1] Der Verfasser schildert jetzt den Eindruck, den die Betrachtung des „Incunabeln-Saales" mit seinen etruskischen und altgriechischen Kunstwerken auf die Seele macht.

lauschet, ob nicht vielleicht aus des Unsichtbaren Abgrund ein tödtender Schreck nahe; und wo es die Kunst gewagt, aus dem Holze Gestalten oder an der Säule von Stein ein Haupt zu bilden, da hat sie in ihre Gebilde, so gut sie es vermocht, die Züge der schreckenden Gewalt und eines unannahbaren Ernstes gelegt. Fruchtbar jedoch an lebendigen Keimen und voll Neues schaffender Kraft ist nur die Liebe, und Furcht ist in der Liebe nicht. Darum hat diese Zeit der Heroenkämpfe mit den Schrecken der Natur auf der Pelasger altem Gebiet eher das Werk der Gemäuer in der Cyklopen unzerstörbarer Art gelernt und dieses eifriger geübt, als das erhabenere Geschäft des Bauens der Tempel und das stille, friedlichere Werk des Gestaltens der Kunst.

Nach der Nacht der Dädalischen Mühe, in der am Feuer des Herdes die Cyklopen den Achilleischen Schild geschmiedet, auf welchem, weil sich die Kunst mit Andeutungen begnügt, das Unmögliche möglich geworden, finden wir uns jetzt in dem lieblichen Morgen der griechischen Kunst. Siehe dort[1] den Tempel von ehrwürdig dorischer Form, unter der Mitte des Giebels das Bild der Pallas Athene, beflügelnd hier den Kampf des Herakles und Telamons, dort den Kampf des Ajas und Teukros gegen das Volk der asiatischen Küste. Laomedons Leichnam hier, und dort des Patroklos, sind der Kampfpreis der Männerschlacht. Mächtig bewegt sind die kräftigen Glieder, zierlich geschmückt das Haar der Helden, als führte der Gang zum Reigen der Hochzeit, statt zur Bahn der Wunden und des Todes. Warum jedoch in diesen Gestalten das Festhalten immer an der einen Form des Heldenangesichtes, welche bei allen wiederkehret? Ist es nicht die staunende Ehrfurcht der Kunst vor dem ersten Gelingen des eigenen Werkes, welche den Geist hier gefesselt, daß ihm die Trennung von diesem lieblichen, frühesten Begegnen des lange Gesuchten so schwer geworden? Es wird indeß der heranwachsenden Kunst nur auf einige Augenblicke gestattet, das eigene Angesicht im Spiegel zu beschauen und seiner sich zu erfreuen. Wie der einzelne Mensch des eignen Selbst und der vergänglichen Gestalt des Leibes, so soll auch jene des Gelingens der eignen strebenden Kraft vergessen, damit eine andere, höhere Kraft sie erfassen und zum neuen Werk des Lebens gestalten könne.

Es nahet der Geist des Menschen, je tiefer er gründet, je kräftiger er ringet, desto mehr der Gränze eines Seins, welches mächtiger ist, als das eigene Sein in dem Leibe der Vergänglichkeit; die Kraft, wenn sie endlich bei dem Schein des eignen Lichtes aus der dunklen Tiefe zur Höhe gekommen, erblicket hier eine Sonne, deren Licht den Schimmer der Lampe überstrahlet. Hier ergibt sich dann der Geist eines Phidias der Gewalt, welche höher ist, als die des fleißig sinnenden Menschen. Jenes Angesicht

[1] Im Saale der Aegineten.

des allkräftigen und doch zugleich das Seufzen der vergänglichen Noth erhörenden Gottes hat nicht die von frühe an bis zum Abend geschäftige Mühe, nicht der oft berechnende Verstand erfunden; sondern wie der Lichtstrahl, der ohne mein Zuthun durch das vorhin dunkle und nun geöffnete Gemäuer fällt, ist von oben her in den schaffenden Geist des Menschen das Weben und Bewegen einer Kraft gekommen, deren Wohlgefallen es zu allen Zeiten und unter allen Völkern gewesen, bei den Menschenkindern zu wohnen und vor ihnen, wie in ihnen, sichtbar sich zu gestalten. Was aus den Werken von der Hand eines Onatas oder Ageladas, was aus diesem Apollo, dem Musageten,[1] und aus Artemis, was von Pallas und Ceres mich anblickt, das ist nicht die Gestalt und Schöne, nicht die geistige Anmuth des einzelnen Menschen, welcher, gleich den Blumen des Feldes, heute grünet und morgen verwelket; sondern es ist die Gestalt jener ewigen Fülle (*εἱμαρμένη* nach §. 31) selber, welche des einzelnen Lebens Mangel ausfüllt, und welche in unvergänglicher Schönheit über dem leicht veraltenden Reiz des Sterblichen schwebet; die selber die Geberin und Quelle dieses schnell vorübereilenden Reizes.

Eine Begeisterung denn, welche den Menschen über den eigenen Leib und über das Werk der sterblichen Hand erhebt, ist es, die zum Erfassen jener ewigen Fülle, die zum Anschauen des Urbildes führet. Wohlan denn, mein Freund, folge mir weiter zu einer Lehre der alten Kunst, welche dir in der Sprache der Gestalten sagt, was diese Begeisterung sei, welche die Seele der eigenen Leiblichkeit enthebet.

Die Gräber der alten Aegyptier und ihre Kunst haben zu dir ohne Aufhören von dem Tode gesprochen; dennoch hat dich diese Stimme aus der Tiefe nicht gelehrt, was der Tod sei? denn es ist, so sagt ein altes Buch, in der Behausung der Todten nicht Kunst, noch Verstand, noch Ordnung. Die Furcht des Todes spricht mit unvernehmlicher Stimme, und der Schrecken weiß nicht, was er sagt. Hat dich das Murmeln jener Gräber glauben gemacht, der Grund des Todes sei von leiblicher Art, — es sterbe der Mensch, weil etwa das Gefäß und der Weg der ernährenden Fluth im Innern des Leibes ungangbar geworden und sich verschlossen, oder aus ähnlicher Ursach, — glaube du dann dem Murmeln nicht. Es würde die bewegende Seele niemals den Leib verlassen, das Leben des irdischen Menschen würde dem Anlauf der Jahrtausende trotzen, mehr noch als die Gebirge des Atlas, dessen Rücken des Himmels Gewölb trägt, zöge nicht eine andere, mächtigere Gewalt, als die des Leibes ist, die Seele aus der geliebten Stätte des Wohnens. Denn aus zweien Naturen besteht der Mensch, deren eine, die leibliche, ohne Aufhören von der Welt der irdischen Stoffe nach dem Gesetz der leiblichen Schwere hinabwärts gezogen

[1] Gegenstände des Apollosaales der Glyptothek.

wird zum Boden; die andere aber wird von dem Gesetz einer anderen Schwere gehalten, denn auf sie wirket unablässig die Anziehung einer Welt von gleicher Natur, der Welt der Geister. Leukothea's Wasserhuhn, wenn du verschlossen im Gemäuer des Hofes es erzogen, wenn du da ihm Futter gestreut und es nothdürftig getränkt, läuft am Boden mit dem andern Geflügel des Hofes. Bricht aber die mächtige Fluth von außen herein durchs Gemäuer, da erhebt sich Leukothea's Vogel, jauchzend vor Lust, in das den andren furchtbare Element und tauchet freudig in das noch nie gesehene Meer. So woget beständig um die Burg des leiblichen Lebens ein übergewaltiges, geistiges Element, bereit das Verwandte, Geistige, das im Menschen wohnet, in sich aufzunehmen und mit sich zu entführen. Du höreſt das Rauschen des vorüberziehenden Stromes, gleich dem Anschlagen der Flügel des Sturmwindes am Gemäuer. Dionysos ist es mit dem Getümmel des Thiasos, welcher vorüberzeucht, Dionysos, dessen Nähe das verwandte, im Innern der Menschennatur, verschlossene Element freudig vernimmt.[1]

Siehe denn hier den Gott, als liebliches Kind, in den Armen der Pflegerin, dort getragen von dem Weisheit lehrenden Silen, und hier als Epheben, welcher schon selber dem Zug der Begeisterung gefolgt über's Gebirg und hin durch das waldige Thal. Wie der kräftige Hauch, der vom schnell rauschenden Gewässer auffährt, berührt dich öfters, heranwärts von dieser Fluth der Naturkräfte, ein tiefes, inneres Bewegen, das du schon als Kind gekannt, dem du als Jüngling oft mit der Begeisterung Macht gefolgt. Siehe, hier hat dieser mächtige Hauch die Seele mit sich hinausgeführt an das Ufer der Geisterwelt, in das Land der Träume, und lieblicher Schlaf beschattet die Glieder;[2] dort aber brach die Fluth selber durch das Gemäuer, und das Gebilde des Sarkophages sagt dir, daß des Thiasos Macht eine Seele mit sich hinübergeführt, nicht nur ans Ufer, sondern in das stille Meer der Geisterwelt selber, Leukothea's Vogel, er tauchte jauchzend in das verwandte Element.

Zu erkennen, daß der nämliche hehre Grund, welcher die Seele in den Stunden der Begeisterung über sich selber und über den vergänglichen Leib erhebt, zugleich auch der mächtige Zug sei, der sie als Tod gänzlich hinausführt aus dem Leibe, ist schon viel, aber noch nicht Alles. Damit die Seele in dem neuen Element, dahin sie der mächtige Zug reißt, sich wohlbefinde und lebe, bedarf sie, wie im irdischen Leben, eines Leibes, welchen der Thiasos nicht gibt. Denn es ist eine Begeisterung, welche die

[1] Hindeutungen auf den Inhalt des Bacchussaales, wo Bacchus als Kind auf den Armen der Pflegerin Leukothea und eine Anzahl andere auf den Mythenkreis von Bacchus bezügliche Meisterwerke zusammengestellt sind.

[2] Dargestellt in dem bewundernswürdigen Bild des Schlafenden (dem sogenannten Berberinischen Faun).

Seele hinaufwärts führet, und es gibt ein anderes Bewegen, der Begeisterung verwandt, welches den inneren Menschen hinabwärts zeucht. Siehe, obgleich sie die Lehre vom Thiasos gekannt, erstarret Niobe im ungemäßigten Schmerz; noch immer blickt neben den Aphroditischen Reizen aus der Natur das entsetzliche Haupt der Gorgone, und Athene's Schlangen vom Meer her drohen selbst dem besten Bemühen des Menschen.[1] Auch die hohe Kunst, o Jüngling, wie alles Menschliche, haben bald die Schlangen des Eitlen umstrickt; es war der freie Emporschwung zum Urbilde nicht von beständiger Dauer, sondern mit seinen ehernen Banden ereilte den aufstrebenden Geist der alte Zug der Schwere nach dem Boden, gleich wie den leuchtenden Tag die schnelle Nacht ereilet. Wie? ist denn selber das Geistige vergänglich, und ergreift die Vernichtung selbst das unsterblich Geborne, sobald es sich gesellt zum sterblichen Geschlechte? Soll denn das Hohe immer dienen dem Niedern, und wird auf dieser schönen Erde das sterbliche Fleisch ohne Aufhören herrschen über den Geist?

Die Fragen sind ernst, o Jüngling! und ihre Beantwortung schwer. Denn siehe, es ist Griechenlands Kunst und geistige Kraft einer eignen, inneren Macht des Geistigen, nicht der Gewalt von außen erlegen. Sie ist von selber aus der alten Wohnstätte gewichen, nicht erst durch das ungeheure Getös der Waffen und die fremde Herrschergewalt der hohen Roma verscheucht worden, als die ersten der Cornelier, die beiden Scipionen, die Stadt des ehernen Geschlechts zur Siegerin über den Weltkreis erhoben. Laß uns hier, in dieser Halle, der ernsten Fragen gedenken. Es ist da um uns, in diesen Gebilden, ein inneres Bewegen, gleich dem Rauschen der Wasserfälle von Terni, welche einst den geistig mächtigsten der Cornelier Roms, den Forscher der Geschichte, Tacitus, geboren.[2]

Ein Hoffen im Menschen, fester als der Tod und mächtiger als des Todes Banden, saget dem strebenden Geiste in allen seinen Kämpfen und Mühen, daß die Herrschaft des Niedern über ihn einst enden, daß aus den Flammen der Schmerzen, welche das Sterbende an ihm verzehren, ein Aufschwung kommen werde zum Sieg und zur Herrschergewalt ohne Ende. Dann wird nicht mehr, wie vorhin, dem ewigen Sehnen der Brust die bald ermattende, die bald ergrauende Kraft des Tithon, nicht mehr dem

[1] Hindeutungen auf den Inhalt des Niobiden-Saales.

[2] Von hier an tritt der Inhalt des Paragraphen zunächst in Beziehung mit den bedeutungsvollen Kunstwerken der Festsäle und der Vorhalle des Gebäudes, mit den Wand- und Deckengemälden des Peter v. Cornelius, des begeisterten Sehers des Vergangenen und des Künftigen.

In dem ersten dieser Säle, dem Göttersaal, bildet Aurora das Hauptbild des Gewölbviertels, welches Aurora mit Tithonus als Jüngling, links dieselbe mit Tithonus als verwelktem Greise darstellt. An der Wand die Götter des Olymp, in deren Kreis Hercules eintritt, dem Hebe den Becher reicht, während von einer andern Seite Ariadne und Bacchus sich nahen.

übermächtigen, nach oben gerichteten Wollen des Geistes die Unmacht des Fleisches vermählt, sondern es umfängt in ewiger Jugendkraft den Geist ein Sein und Wesen der verwandten Natur, ein Leib und Glieder von geistiger Art. — Siehe hier Hebe, welche dem Sieger über der Vergänglichkeit Mühe den Becher reicht, und Phöbus Apollo, welcher den Gesang der Musen entflammet. Hier nahet nicht mehr der Fußtritt der Horen, daß er die Eiche des Hains entblättre und nach des Sommers kurzer Lust den Winter heraufführe, sondern es wird in der Hand der Kranz aus dem ewigen Grün der Lebensbäume gesehen; Ariadne's Gestirn hat der Begeisterung die Bahn zu den Hallen des Lichts gewiesen, da die Weisheit nicht mehr nur auf einige vorübereilende Blicke, etwa in der Gestalt des schnellen Vogels gesehen, sondern ohne Aufhören geschaut wird; es lächelt freudig der Vater der Götter, und dem alten Zorn des Unsterblichen gegen das Sterbliche sind die Waffen genommen.

„Du zuversichtliches Hoffen in der Brust des Menschen, du Stimme des Ahndens, welches den künftigen Sieg verkündet, warum redet denn die Vergangenheit, warum spricht die Gegenwart über das mühselige Loos des Menschen so ganz anders, als du sprichst? Sage, was hemmte denn immer den geistigen Lauf nach dem Siegespreis, was kehrte stets unvermerkt die Schritte zurück zum Staube? Zwar das Tönen der Lyra im Innern, es gebot zuweilen selbst den Wogen des übergewaltigen Elements; Galathea reichte dem Geist des Menschen den Schatz der verborgenen Tiefe; doch wie bald, da brauste die verheerende Fluth von neuem über die lieblichen Schöpfungen der Seele, und nicht bloß Aktäon, da er in niederer Vermessenheit sich dem Göttlichen genaht, wird bald nach dem Augenblick des inneren Entzückens von Hunden zerrissen; sondern es sinkt auch Hyacinth, welchen der Gott freiwillig zum Gefährten gewählt, in den Staub hin, getroffen von der gewaltigen Hand selber, die ihn vorhin zur Genossenschaft des Göttlichen erhoben." [1]

Vernimm hier im Bilde die Antwort der Frage: der Gott des Lichtes und der hohen Begeisterung, er lenket selber den Wagen der Sonne über das sterbliche Geschlecht, und blühende Segnungen strömen herab von dem hehren Gestirn zur Tiefe; vor seinem mächtigen, alltäglichen Aufsteigen zum Mittage gehen, nach jenem alten Festgesange der Mexicaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebärenden, von der Höhe des Mittags an das königliche Gestirn begrüßen und lebensschwanger mit ihm sich in die Stille der keimenden Nacht versenken. — So empfängt auch der Geist des Menschen die Segnungen einer

[1] Sowohl dieser als der auf ihn folgende Satz steht in Beziehung mit dem Sinn einiger andren Decken- und Wandgemälde des sogenannten Göttersaales, darstellend das Geschick von Aktäon, von Hyacinth, Phaëton, Cygnus, Helios siegreichen Tageslauf und der Horen Wechsel.

belebenden Weihe von oben, wenn er sich in schweigendem Gehorsam ihrem Walten dahin gibt, und nicht selten hat sich, wie zu jenem Schläfer Endymion, die Gottheit selber zu dem süßen Traume des willenlos Schlafenden genaht. Aber, wehe! — der Eigenwille des Menschen hat selbst mit seiner beengten Macht und Kunst den Wagen des belebenden Gestirnes lenken, hat sich selber das Leben der inneren Begeisterung *machen* wollen, welche nur Gott schaffet. Getragen vom Strome, welcher ohne Aufhören, Welle immer nach Welle, zum Meer hinabfleußt, wehklaget Cygnus im Gesang. Siehe Phaëtons Fall und der Schwestern Trauer. Ist dieß vielleicht nur ein Schlaf, gleich Endymions Schlaf, und der Müde erwacht am andern Morgen? Aber, Hore nach Hore schritt seitdem einher, auf den Morgen und Mittag folgte die schnelle Nacht, und nur des Lebens tägliches Bedürfniß und einförmiges Spiel erwachte wieder aus den Armen der Nacht: der ernste, bleiche Schläfer an seiner Seite, er öffnete das Auge dem Lichte nicht. — So haben die Parzen nicht nur dem einzelnen Menschen und dem einzelnen Geschlecht der Früchte essenden Männer, sondern sie haben selbst der hohen Kunst des Alterthums den Faden bis zum bestimmten Ziel verlängert, alsdann durchschnitten.

Auf dem Angesicht der Todten stehet zuletzt mit unverrückbaren Zügen des Lebens vorherrschendes Sehnen, des Lebens mächtigst waltender Gedanke. Welches Geheimniß des tiefsten inneren Strebens und Sehnens spricht sich denn im Angesicht dieser hehren Kunst des Alterthums aus, deren frühes Verblühen wir beklagen? — Es ist das Sehnen, es ist das Streben der ächten und wahren Kunst aller Zeiten, und siehe hier ist sein andeutendes Bild, Orpheus mit der beseligenden Töne Gewalt, Orpheus, dessen Fuß das allgewaltige Sehnen herabgeleitet zu der Dinge Ausgang. Es ist Eurydice, es ist des Lebens und der Liebe verlorner Frieden, was der Sänger gesucht; und die Stimme des Sehnens war mächtiger und lauter als das Donnern von Sisyphus Felsenlast; Eurydice stehet genaht, blickend mit des Heimwehes tiefster Lust und Schmerzen in des Sehnenden Auge. — Lauschend säumet ja selbst am Ufer des Stromes Charon, furchtloser nahet eines Kindes Seele des Cerberus Rachen mit dem besänftigenden Bissen; denn jenen hat schon der Ton der Lyra und des Gesanges gezähmt. Das rastlose Drängen zum vergeblichen Werk der Mühe; die Arbeit der Danaiden stehet auf einige Augenblicke still, denn es hat das Lied von des Friedens ewiger Macht selbst auf das Auge der wahnsinnigen Wuth der Parzen den Schlaf ergossen, welches sonst beständig die Ruhe fleucht; schweigend horchen des Todes Herrscher, und nur der unausweichbare Spruch der Richter der Todten, nur der enthüllende Blick in das Thun der Menschen, schweiget nicht. — Orpheus soll das theure, verlorne Gut des Lebens von neuem umfangen, wenn er, hinauf

zum Tage kehrend, sich enthält, mit irdischen Augen das zu beschauen, das nicht irdisch ist. [1]

Wohlan denn, o Mensch, so sagt uns das Bild; lerne hier die Macht, lerne hier den tiefen Sinn des Sehnens und Ringens aller von Gott begeisterten Kunst. Es suchet der Geist im Innern beständig, seitdem ihn ein übermächtiger Zug dem vergänglichen Staube genaht, auf daß er in diesem sich verleiblichte, das verlorne Gewand einer anderen, höheren Leiblichkeit, welche sein war vor dem Staube, und welche, wenn ihm einst „der Sieger auf dem Grabe stehet," sein werden soll, nach dem Staube. Dieses Leiblichwerden der höheren Art, welches das Alter nicht anrühret, welchem der Tod nicht ein Ende machet, suchet denn auch jene bildende, gestaltende Kraft des Menschengeistes, welche wir Kunst nennen, mit unstillbarem Sehnen. Oefters schon hat sich im Laufe der Menschenzeiten der heißersehnte Anblick dem frommen und reinen Gemüth, hat sich dem lebenskräftigen Gefühl genahet; ach, hätte nur dann nicht immer der mit irdischem Maßstabe messende, nur Vergängliches erfassende Verstand die kurze Wonne zerstört. Du verkehrte Art des Epimetheus, [2] welche immer zurück und nach unten, auf das Wesenlose und Nichtige, nicht aber vorwärts und nach oben schauet, wäre dir nicht in dem verhängnißvollen Gefäß noch die Hoffnung zum Troste der schnell dahinwelkenden Menschen geblieben, die Hoffnung, welche mit der Seele zugleich Pallas Athene, die Mildblickende, dem Gebilde des Prometheus gegeben, es würde dann ewig und ohne Linderung der Geyer fressen an des Gefesselten Leber, und kein Herakles löste das eherne Band der Verzweiflung. Darum, o Jüngling! wenn dein Auge nachdenkend der Geschichte folget über rauchende Trümmer, nimm auf deinen Weg die Hoffnung mit dir. Hier ist Ilions Fall: [3] Priamus, sterbend geneigt, Hekate starret im stummen Schmerz, und es umnachtet der tödtliche Gram Andromache's Auge, da des Achilleus Sproß des theuern Hektors Lust, den Astyanax, dem Arm entreißet; schweigend ziehen aus dem Helme die Helden, mit der Beute Loos, das Loos der eignen Zukunft. Aber siehe, aus dem rauchenden Gemäuer gehet unversehrt die Hoffnung eines künftigen, herrlicheren Geschlechts hervor, Aeneas mit des Julus Jugend; Kassandra's Begeisterung, erhoben durch das eigene

[1] In dem hier vorstehenden Satze hatte der Verfasser das Wandgemälde links vom Fenster vor Augen. Er hat dieses durch seine Nachbildungen vielseitig bekannt gewordene Bild niemals ohne tiefe Bewegung der Theilnahme betrachten können. Es gibt, was hier nur im Abbild dargestellt ist, eine Macht, die gewaltiger ist als das Reich und die Kräfte des Todes, sie liegt aber außer und über dem Bereich des Seins und des Erkennens der Sinnen.

[2] Beziehung auf die Gemälde der kleinen Vorhalle.

[3] Die Gemälde des trojanischen Saales, deren Eindruck der Verfasser sich hier hingab, sind nach Cornelius' Entwürfen von Schlotthauer und Zimmermann ausgeführt, und neben ihnen hat die Hand des frühe vollendeten Schwanthaler ihre für die Erinnerung dessen, der sie gesehen, unvergänglichen Spuren hinterlassen.

Wehe, verkündet ein nahe künftiges Wehe dem trunkenen Sieger. — Aber ein Höheres noch, als des Aeneas Kraft und des Julus Zukunft, gehet hervor aus der Saat von Blut und dem Staub der Zerstörung; ein Höheres noch, als Kassandra's Begeisterung, erwachet bei dem Getös der stürzenden Mauern. Denn das Jammergeschrei der Besiegten, wie das Jauchzen der Sieger, wird zum Gesang der Muse, welcher, wie der lebenskräftige Wind aus Osten, über die Inseln des Meeres, über alle Länder der Menschen wehet, und welcher in unvergänglicher Frische den Weg der Jahrtausende bis zu uns gefunden. Es weckt in Hellas Stämmen Homers Gesang das Leben der Begeisterung, und wie einst der Atreiden Schlachtruf sie vor Ilions Mauern versammlet, so rufet jetzt das Lied der Helden sie alle zum gemeinsamen geistigen Werk des Lebens. Denn an Asiens Küsten, wie an Kreta's Gebirgen und in Argos Auen, tönet der Gesang wieder vom Zorn der Atreiden und des Peleiaden Achilles, als um Chryseis der Latona Zwillingspaar Heerden und Menschen mit schnellem Geschoß getödtet. Es ertönet der Gesang von des Odysseus und Diomedes nächtlicher That, wie von der Gefahr des Aeneas, von Paris schimpflicher Rettung und dem Kampf der sterblichen Männer gegen die seligen Götter. Der Gesang von Patroklos Tod und des Achilles Rachegeschrei, als Athene, neben ihm stehend, durch der Gorgone Haupt Entsetzen ergossen auf den anstürmenden Feind. Die Thräne des Mitleids bei Hektors und Andromache's Abschied, wie, zu Achills Füßen, um Hektors Leichnam mit dem ergrauten Priamus, benetzet das Auge des dorischen, wie des ionischen Jünglinges und der Bewohner der Inseln.

Es ist der erste Laut des beginnenden Lebens, der Laut, durch welchen im leiblichen Menschen zuerst die Kraft der Stimme und Sprache aufkeimet, ein Weinen; und der Schmerz ist das erste nährende Element der Seele. Aus Troja's leiblichem Untergang ist ein geistiges Ilion erstanden, und wenn auch nicht mit dem beglückteren Achill auf Leuke, lebet doch der frühe verblühete Hektor, lebet mit ihm Andromache ein nie verwelkendes Leben im Liede. Auch der Leib, auch das sterbliche Fleisch am Gewand der alten Kunst, mußte untergehen, damit aus seinem Staube das geistige Leben erstehe; Ilions Fall und geistige Verklärung ist ein tiefbedeutendes Vorbild für die ganze innere Geschichte des Menschen und seiner Kunst.

Laß uns denn, o Jüngling, von hinnen eilen; denn weniger Neues beut uns die Kunst der Römer, obwohl auch hier der Anblick des wohlgelungenen Fleißes erfreut und das Auge gern am Bildniß der Männer verweilt, welche, die Führer der alten Zeit, auch uns Führer auf der Bahn des geistigen Strebens gewesen. [1] Milde blickend erscheinen unter den Bildnissen der Herrscher hier Vespasianus und Titus, dort mit Ruhm

[1] Der Heroensaal und der Römersaal.

gekrönet der Herrscher in Frieden, Augustus, doch neben ihm Julia Pia. Es schimmert hier der Glanz der niedergehenden Sonne der Kunst noch am zierlichen Getäfel des Bodens, herrlich strahlet dort der aufgehende Vollmond herein auf das jüngstgeborne Tagwerk der Kunst, und siehe, bald wird die Sonne leuchten in Thors kräftigen Eichenwald und auf die Meister-Werkstatt im Thal der Schwäne. [1]

Der irdische Leib der alten Kunst denn, wie Ilion einst, war versunken im Strom der Zeit, herrlich aber, getaucht in ein ewiges Lebenselement, erhub sich der neue, der geistige Leib. Vernimm hier in Cäcilia die Schwinge einer andren, neuen Begeisterung, aus höherem Quell gekommen, als jene des Thiasos; vor diesem göttlichen Kinde redet der Geist andre, tiefer dringende Worte, als vor des Iakchos blühender Kindheit; diese Blicke des Gemarterten, aus denen ein göttlicher Trost spricht, sind andre, als die des Laokoon; dort auf dem Lager der Sterbenden verwandelt der Schmerz des Todes das brechende Auge, nicht, wie an Niobe, in festes Gestein, sondern er verklärt es wie in Aether des Himmels, und hier dieses Antlitz, voll festen, zuversichtlichen Glaubens, bezeuget es, wie die Brust in Demuth es fühle, daß der Arm in der Gestalt des schwachen Kindes des Lebens Anfang und Ende trägt. [2] Doch zu der Betrachtung dieses neuen, höheren Auferstehens der Kunst vereinet uns bald wieder ein andrer Tag.

Erläuternde Bemerkungen. Es lag ganz außer dem Plane des Verfassers im vorstehenden Paragraphen selbst nur einen flüchtigen Umriß von der Geschichte der Kunst zu geben, vielmehr wollte er nur auf ein psychisches Naturgesetz hindeuten, welches in dem allmählichen Hervortreten und in der Entwicklung des Kunsttriebes der Menschenseele sich kundgibt. Darauf hindeuten, daß die Kunst nur aus einem höhern geistigen Antrieb ihre Weihe und ihre eigentliche Lebenskraft empfange. Zu diesem Zwecke genügten die hier zusammengestellten einzelnen Züge aus der Geschichte der alten Kunst, namentlich der Griechen.

Ueber die Kunstanschauungen, auf welche der Paragraph sich bezog, vergl. m. die Beschreibung der Glyptothek S. Maj. des König Ludwig I. von Bayern von Leo v. Klenze und Ludwig Schorn. Dann den Katalog der Pinakothek von Dillis und Dr. Ernst Försters: München, ein Handbuch für Fremde und Einheimische, mit besondrer Berücksichtigung der Kunstschätze dieser Residenzstadt.

Die acht oben erwähnten Künste: Baukunst und Bildhauerkunst, Malerei und Musik, Dichtkunst (Gesang) und Redekunst, Mimik (Tanz) und Gymnastik wurden alle in der Zeit des classischen Alterthums mit gleichem Eifer geübt.

[1] Anspielend auf Thorwaldsens und Schwanthalers Kunstschöpfungen.

[2] Der Verfasser weiset in dieser Stelle auf die Werke der alten christlichen Meister zunächst aus der niederdeutschen Schule, namentlich auf die Anbetung der Könige, den Tod der Maria, den Christophorus u. m. a. hin, die sich aus der vormaligen Boisserée'schen Sammlung in der Münchener Pinakothek aufgestellt finden.

Ueber das, was oben von der Beziehung gesagt worden, in welche das Alterthum die bachische Begeisterung mit der Ursache des Todes setzte, vergl. m. den Inhalt des §. 22 d. W., wo das Gleiche aus der Betrachtung der Natur behauptet und bewiesen wird.

Wir gehen nun zu einigen weiteren Erläuterungen über den Inhalt des vorstehenden Paragraphen über, wobei wir als hinreichend für unseren dießmaligen Zweck vorzugsweise nur die Geschichte der alten Kunst vor Augen haben werden.

Zu den ältesten bisher bekannt gewordenen Werken der Baukunst gehören die des alten Babylon, welche auf der Westseite der Stadt gelegen sind, in welcher Straßen von unübersehbarer Länge rechtwinklicht sich durchschnitten. Diese Bauwerke rühren noch großentheils von der anfänglichen, babylonisch-assyrischen Dynastie her (der ältesten überhaupt, welche die Geschichte kennt). Die Burg, welche jene Häupter der ersten Weltmonarchie bewohnten, erscheint jetzt nur noch als ein unförmlicher Hügel von Backsteinen; denn diese, aus dem feinen Thon der großen Ebene gebrannt, durch Asphalt (von Is am Euphrat) und Rohrlagen verbunden, mußten die Stelle der Quadersteine vertreten, welche z. B. zu dem Bau der großen Euphratbrücke fern aus Armenien herbeikamen. Deutlicher dagegen hat sich noch der Umriß des uralten Birs Nimrod erhalten, des Thurmes zu Babel und später zugleich Tempel des Baals. Diese Ruinen, welche 3 Stunden Wegs vom Euphrat entfernt sind, lagen dennoch nach dem Zeugnisse der Alten in der Mitte der Stadt. In dem untern Theile war das große Viereck, 1200 Fuß im Umfang, worin der Tempel des Baal mit dem 40 Fuß hohen Bild desselben sich befand, das über einem hölzernen Kern dick mit Goldblech beschlagen war. Jenes Viereck war von dem untersten Theile des hier 600 Fuß im Durchmesser haltenden Thurmes umgeben, der sich weiter in 8 Terrassen bis zu einer Höhe erhob, welche nach Strabo's Zeugniß auch 600 Fuß betrug. Im obersten Stockwerke fand sich der heiligste Theil des Tempelgebäudes, in welchem kein Bild, sondern nur ein Tisch und Ruhebette für den Gott gestanden. (Maurice Rich, Memoir on the Ruins of Babylon in von Hammers Fundgruben 3tem Band und desselben Observations on the Ruins of Babylon, Lond. 1816, so wie seine Topography of ancient Babylon in der Archéol. Britann. S. XVIII, 243). — Auch Niebuhrs (II, 290) und Ker Porters Reisen. — Was man sonst an Kunstgebilden unter den Ruinen des älteren Babylon gefunden, das umfaßt, wie bei den ältesten Aegyptiern, meist nur Nachbildungen und Andeutungen von Naturgegenständen: ein Löwe aus Granit gehauen, ein Marmorblock mit Figuren von Thieren, Altäre; m. s. K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst 1830, S. 259.

Ein Alter, welches über das zweite Jahrtausend vor Christus hinanreicht, haben die frühesten Anfänge der altägyptischen Kunst, deren Richtung, fast unverändert, wie die ernsten Gesichtszüge eines Todten, selbst in den kleinsten Werken der bildenden Kunst, bei jenem Volk anderthalb Jahrtausende lang sich erhalten. Zwar von jenem alten Tempel des Phtha, durch Manes (2235 vor Christus) begründet, durch Sesostris (1473 vor Christus) und seine Nachfolger erweitert und mannichfach verziert, finden sich keine Spuren mehr; von sehr hohem Alter erscheint jedoch die mächtige Tempelgrotte zu Tulzis (Gyrsche),

gekrönet der Herrscher in Frieden, Augustus, doch neben ihm Julia Pia. Es schimmert hier der Glanz der niedergehenden Sonne der Kunst noch am zierlichen Getäfel des Bodens, herrlich strahlet dort der aufgehende Vollmond herein auf das jüngstgeborne Tagwerk der Kunst, und siehe, bald wird die Sonne leuchten in Thors kräftigen Eichenwald und auf die Meister-Werkstatt im Thal der Schwäne. [1]

Der irdische Leib der alten Kunst denn, wie Ilion einst, war versunken im Strom der Zeit, herrlich aber, getaucht in ein ewiges Lebenselement, erhub sich der neue, der geistige Leib. Vernimm hier in Cäcilia die Schwinge einer andren, neuen Begeisterung, aus höherem Quell gekommen, als jene des Thiasos; vor diesem göttlichen Kinde redet der Geist andre, tiefer dringende Worte, als vor des Jakchos blühender Kindheit; diese Blicke des Gemarterten, aus denen ein göttlicher Trost spricht, sind andre, als die des Laokoon; dort auf dem Lager der Sterbenden verwandelt der Schmerz des Todes das brechende Auge, nicht, wie an Niobe, in festes Gestein, sondern er verklärt es wie in Aether des Himmels, und hier dieses Antlitz, voll festen, zuversichtlichen Glaubens, bezeuget es, wie die Brust in Demuth es fühle, daß der Arm in der Gestalt des schwachen Kindes des Lebens Anfang und Ende trägt. [2] Doch zu der Betrachtung dieses neuen, höheren Auferstehens der Kunst vereinet uns bald wieder ein andrer Tag.

Erläuternde Bemerkungen. Es lag ganz außer dem Plane des Verfassers im vorstehenden Paragraphen selbst nur einen flüchtigen Umriß von der Geschichte der Kunst zu geben, vielmehr wollte er nur auf ein psychisches Naturgesetz hindeuten, welches in dem allmählichen Hervortreten und in der Entwicklung des Kunsttriebes der Menschenseele sich kundgibt. Darauf hindeuten, daß die Kunst nur aus einem höhern geistigen Antrieb ihre Weihe und ihre eigentliche Lebenskraft empfange. Zu diesem Zwecke genügten die hier zusammengestellten einzelnen Züge aus der Geschichte der alten Kunst, namentlich der Griechen.

Ueber die Kunstanschauungen, auf welche der Paragraph sich bezog, vergl. m. die Beschreibung der Glyptothek S. Maj. des König Ludwig I. von Bayern von Leo v. Klenze und Ludwig Schorn. Dann den Katalog der Pinakothek von Dillis und Dr. Ernst Försters: München, ein Handbuch für Fremde und Einheimische, mit besondrer Berücksichtigung der Kunstschätze dieser Residenzstadt.

Die acht oben erwähnten Künste: Baukunst und Bildhauerkunst, Malerei und Musik, Dichtkunst (Gesang) und Redekunst, Mimik (Tanz) und Gymnastik wurden alle in der Zeit des classischen Alterthums mit gleichem Eifer geübt.

[1] Anspielend auf Thorwaldsens und Schwanthalers Kunstschöpfungen.

[2] Der Verfasser weiset in dieser Stelle auf die Werke der alten christlichen Meister zunächst aus der niederdeutschen Schule, namentlich auf die Anbetung der Könige, den Tod der Maria, den Christophorus u. m. a. hin, die sich aus der vormaligen Boisserée'schen Sammlung in der Münchener Pinakothek aufgestellt finden.

Ueber das, was oben von der Beziehung gesagt worden, in welche das Alterthum die bachische Begeisterung mit der Ursache des Todes setzte, vergl. m. den Inhalt des §. 22 d. W., wo das Gleiche aus der Betrachtung der Natur behauptet und bewiesen wird.

Wir gehen nun zu einigen weiteren Erläuterungen über den Inhalt des vorstehenden Paragraphen über, wobei wir als hinreichend für unseren dießmaligen Zweck vorzugsweise nur die Geschichte der alten Kunst vor Augen haben werden.

Zu den ältesten bisher bekannt gewordenen Werken der Baukunst gehören die des alten Babylon, welche auf der Westseite der Stadt gelegen sind, in welcher Straßen von unübersehbarer Länge rechtwinklicht sich durchschnitten. Diese Bauwerke rühren noch großentheils von der anfänglichen, babylonisch-assyrischen Dynastie her (der ältesten überhaupt, welche die Geschichte kennt). Die Burg, welche jene Häupter der ersten Weltmonarchie bewohnten, erscheint jetzt nur noch als ein unförmlicher Hügel von Backsteinen; denn diese, aus dem feinen Thon der großen Ebene gebrannt, durch Asphalt (von Is am Euphrat) und Rohrlagen verbunden, mußten die Stelle der Quadersteine vertreten, welche z. B. zu dem Bau der großen Euphratbrücke fern aus Armenien herbeikamen. Deutlicher dagegen hat sich noch der Umriß des uralten Birs Nimrod erhalten, des Thurmes zu Babel und später zugleich Tempel des Baals. Diese Ruinen, welche 3 Stunden Wegs vom Euphrat entfernt sind, lagen dennoch nach dem Zeugnisse der Alten in der Mitte der Stadt. In dem untern Theile war das große Viereck, 1200 Fuß im Umfang, worin der Tempel des Baal mit dem 40 Fuß hohen Bild desselben sich befand, das über einem hölzernen Kern dick mit Goldblech beschlagen war. Jenes Viereck war von dem untersten Theile des hier 600 Fuß im Durchmesser haltenden Thurmes umgeben, der sich weiter in 8 Terrassen bis zu einer Höhe erhob, welche nach Strabo's Zeugniß auch 600 Fuß betrug. Im obersten Stockwerke fand sich der heiligste Theil des Tempelgebäudes, in welchem kein Bild, sondern nur ein Tisch und Ruhebette für den Gott gestanden. (Maurice Rich, Memoir on the Ruins of Babylon in von Hammers Fundgruben 3tem Band und desselben Observations on the Ruins of Babylon, Lond. 1816, so wie seine Topography of ancient Babylon in der Archéol. Britann. S. XVIII, 243). — Auch Niebuhrs (II, 290) und Ker Porters Reisen. — Was man sonst an Kunstgebilden unter den Ruinen des älteren Babylon gefunden, das umfaßt, wie bei den ältesten Aegyptiern, meist nur Nachbildungen und Andeutungen von Naturgegenständen: ein Löwe aus Granit gehauen, ein Marmorblock mit Figuren von Thieren, Altäre; m. s. K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst 1830, S. 259.

Ein Alter, welches über das zweite Jahrtausend vor Christus hinanreicht, haben die frühesten Anfänge der altägyptischen Kunst, deren Richtung, fast unverändert, wie die ernsten Gesichtszüge eines Todten, selbst in den kleinsten Werken der bildenden Kunst, bei jenem Volk anderthalb Jahrtausende lang sich erhalten. Zwar von jenem alten Tempel des Phtha, durch Manes (2235 vor Christus) begründet, durch Sesostris (1473 vor Christus) und seine Nachfolger erweitert und mannichfach verziert, finden sich keine Spuren mehr; von sehr hohem Alter erscheint jedoch die mächtige Tempelgrotte zu Tulzis (Gyrsche),

gestützt von Kolossen, und es zeigt sich uns die Hauptrichtung der Baukunst des alten Aegyptens noch deutlich genug in den Ruinen von Theben, dessen älteste Gebäude aus der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus sind. Der Umfang der Ruinen beträgt gegen 9 Stunden Weges. Es waren die einzelnen Tempel (neben ihnen die Paläste der alten Herrscher) durch Alleen von Sphinxen unter sich verbunden, deren eine (die zwischen dem Tempel bei Luksor und dem bei Karnak) 6156 Fuß Länge hat. Anderwärts bestanden diese Alleen aus kolossalen Widderstatuen oder Säulen. Es standen insgemein vor dem äußersten Vorhof zwei Obelisken; Pylone oder pyramidale Doppelthürme (πτερά) waren am Eingang, wahrscheinlich den Beobachtungen der Gestirne geweiht, wozu Claudius Ptolemäus (nach Olympiodor) noch die πτερὰ τοῦ κανώβου, in denen er zugleich wohnte, vierzig Jahre lang benutzte. Der zweite, unansehnlichste Theil des Tempels, eine von Mauern umschlossene Säulenhalle, zeigt abermals am Eingange die quadratisch-pyramidalen Doppelthürme oder Pylonen, in deren Innerem Treppen zur Plattform des Giebels hinaufführen. Das Licht fällt sparsam in die Tempelsäle dieser zweiten Abtheilung hinein, welche öfters Gestalten des Thierkreises und andere auf die Beobachtung des Sternlaufes und der Zeiten hindeutende Bilder enthalten. Endlich so ist die dritte Abtheilung des Tempels, die Cella (ναός) ohne Säulen, von mehreren Mauern umfaßt und niedriger als die anderen Theile. Hier waren die Mumien jener geheiligten Thiere verwahrt, welche ein sichtbares Sinnbild des unsichtbaren Gottes sein sollten.

So verrieth sich sogar hierin die oben im Paragraphen erwähnte, merkwürdige Begründung der ägyptischen Kunst auf eine Ansicht des Todes, welche der freieren, höheren Richtung der griechischen Kunst fremd war. Dieses starre Festhalten am Leichnam (schon Philo nennt in seinem Buch de confus. linguar. 330, Opp. I, 415, die Aegyptier τὸ φιλοσώματον γένος), dieses Streben, durch menschliche Kunst und Sorgfalt dem todten Leibe ein Sein der Ewigkeit zu geben, offenbart sich aber noch mehr in den augenfälligsten, riesenhaftesten Denkmälern der ägyptischen Baukunst, in jenen, welche der Aufbewahrung der Todten bestimmt gewesen. Zwar die Hauptwerke der μνημόνια von Theben, der Todtenvorstadt, welche an der Westseite der Stadt gelegen, fallen erst in ihrer ganzen ungeheuern Ausdehnung durch die Vorberge hindurch bis zum Raume der libyschen Wüste einer tiefer eindringenden und länger verweilenden Forschung in die Augen; sie sind aber nicht minder mächtig als die hohen Pyramiden. Mit Recht nennt sie Ritter (Erdkunde I, 1822, S. 747 nach Jomard Descr. p. 311) eine Niederlage aller Künste und Wissenschaften des häuslichen Lebens der Aegyptier. Denn in diesen Todtengrüften, nicht in den Bürgerhäusern aus Backsteinen, wurde aller Schmuck der Wohnungen angebracht; „weil das Leben nur kurz, der Aufenthalt der Seele im Todtenhause aber nach der Lehre der Seelenwandlung so lang dauerte, als noch der Leib fortbestand." (Die Einwohner von Memphis, so erzählt Diodor I, 51, halten die Zeit des diesseitigen Lebens für sehr gering, um so höher aber das Leben der Ruhe nach dem Tode. Sie nennen deßhalb die Wohnungen der Lebendigen nur Nachtherbergen und geben sich deßhalb wenig Mühe mit dem Erbauen ihrer Häuser, während sie auf die der Grabmäler unglaubliche Kosten verwenden.) Dankbarkeit, Pietät gegen die Todten waren die erste Pflicht der Ueberlebenden; daher bereitete man die Stätte auf das feierlichste, um zugleich den Aufenthalt angenehm zu machen. Die Eingänge zu den Katakomben, welche in einen feinkörnigen Kalkstein gegraben sind, stehen zu zwei und mehreren (bis zu zwölfen) parallel, wie die Röhrenöffnungen einer Panflöte, weßhalb solche Mündungsröhren auch bei den Alten den Namen Syrinx erhielten. So wie man durch eine Oeffnung eindringt, erweitert sich der innere Verlauf in Gänge, Gemächer, Seitenkammern und Hallen, von denen öfters Treppen hinabführen in die Tiefe. Auf dem Boden der langen Corridore zeigen sich nicht selten brunnen- oder schachtartig hinablaufende Tiefen. An allen Wänden, wie am Boden umher, ruhten in diesen Kammern die einbalsamirten Leichname beisammen. In einem von Belzoni (Voy. II, 378) entdeckten und beschriebenen königlichen Grabmal, dessen Kostbarkeiten noch zum großen Theile vorhanden und unzerstört schienen, fanden sich 180 Figuren in natürlicher Größe, 800 welche 3—4 Fuß hoch waren, 2000 bis 6 Zoll große, hieroglyphische Figuren, an sonstiger Hieroglyphenschrift aber eine so unabsehbare Masse, daß Ricci allein im ersten Gange 22,000 Zeichen fand. Der schöne Sarg von Alabaster war geplündert.

An Grabmälern denn, welche den Leib aus Staub gebildet selber, und an Statuen, welche die vergängliche Gestalt des Leibes der Ewigkeit erhalten sollten, hat sich die alte ägyptische Kunst entwickelt und geübt. Denn jene Memnonskolosse des alten Thebens, von den Arabern Tama und Chama genannt, welche 61 Fuß hoch weit über den Akazienwald der Einöde emporragen, und welche, wie die tausendfältigen umhergestreuten Trümmer bezeugen, nicht die einzigen hier ehehin aufgestellten gewesen, schienen nur Bilder vormals lebender Herrscher, wie schon Sesostris in dem Tempel des Phtha zu Memphis sechs Bildsäulen seiner Familie setzen ließ. Unfern der beiden erwähnten Kolosse zeigt sich das Grabmal des Osymandyas oder Memnon Ismander; die Decken der einzelnen Gemächer auf asurblauem Grunde mit goldenen Sternen besäet, an den Wänden Darstellungen von Schlachten, Jagden u. s.

Grabmäler vor Allem waren auch die Pyramiden, deren erste Cheops (Suphis I) erbaute. Die größte ägyptische Pyramide, bei Ghizeh, ist 716½ Fuß lang, 428¼ Fuß hoch, sie besteht aus 203 Steinlagen, jede von 19 Zoll bis 4 Fuß 4 Zoll Höhe. Hunderttausend Menschen arbeiteten an ihr nach Herodot 40 Jahre lang. Die Grundflächen aller Pyramiden sind genau nach den Weltgegenden orientirt; der innere Kern bestand bei den größern aus Kalksteinen, welche mit festerem Gesteine (Sienit, Granit, Porphyr) überkleidet waren; diese Ueberkleidung selber, die später großentheils hinweggerissen worden, war polirt und mit Sculpturarbeiten versehen, in welchem Zweige der Kunst die älteren Aegyptier so viel gearbeitet, daß man allein bei dem uralten Tempel von Esne, dessen 45,000 Quadratfuß betragende Oberfläche dicht mit Hieroglyphen bedeckt ist, berechnet hat, daß diese Bildnereien auch von 50 zugleich arbeitenden Künstlern erst in drei Jahren vollendet werden konnten. Den Eingang zum Innern der Pyramide verschließt ein einziger Stein, Gänge führen zu verschiedenen Kammern, die ansehnlichste von allen enthielt den Sarkophag des Königs.

So schienen auch die Gestalt und Einrichtung der unterirdischen Syringen,

in welchen die geheimen Weihen vollzogen wurden, wie auch diese Weihen selber, nur die Erinnerung und den Gedanken an Grab und Tod festhalten zu wollen, während die Hieroglyphen-Inschrift der zum Theil 70 und 80 Fuß hohen Obelisken die Wohlthaten der Herrscher und Thaten der Götter preisen.

Die Form und Einrichtung der Göttertempel war selbst bei der Einrichtung der Königspaläste beibehalten, nur mit dem Unterschied, daß hier der dritte, hintere Theil, welcher die eigentlich bewohnbaren Gemächer für die Lebenden enthielt, der größte von allen, dort der kleinste war. Dennoch erhob sich auch hier öfters, wie nach Diodor am Palast des Osymandyas zu Theben, über alle andern Theile des Wohnsitzes während des Lebens das an jenen sich anschließende Grabmal, welches der Herrscher noch bei seinen Lebzeiten zur Behausung des eignen Leichnams errichtete.

Außer dem Riesenhaften wird an der bildenden Kunst der Aegyptier, namentlich an der Steinsculptur, welche jedoch fast immer nur im Dienst der Baukunst gewesen, die meisterhafte Sicherheit bewundert, mit welcher dem festesten Gestein ein gewisses Ideal der Menschengestalt aufgeprägt ist, das freilich mehr aus der Betrachtung der ernsten Ruhe eines Todten, als des frisch bewegten Lebens hervorgegangen scheint. Denn bei den sitzenden Bildern herrscht die tiefste Ruhe und einförmigste Regelmäßigkeit der Stellung; bei den stehenden sind die Arme todt und starr an den Körper gelegt. Dennoch verfehlt der einfache Schwung der Hauptlinien nicht seinen Eindruck, und glücklicher noch als die Menschenform so wie auch lebendiger als diese erscheint öfters die Form des Thieres aufgefaßt. Die Zeichnungen und Malereien der Aegyptier sind von einem nicht minder scharfen Umriß; gefärbt wurden bei ihnen selbst die Statuen.

Was die Musik der alten Aegyptier betrifft, so wissen wir aus Demetrius Phalereus, daß die Priester statt eines Hymnos der Götter die sieben Ur- oder Stammlaute in den Tönen der Octave einen nach dem andern sangen, welches Unisono an innerer Volltönigkeit die Flöte und das Saitenspiel überstimmte. Es wird der Sinn dieses eigenthümlichen „Herschallens von Tönen“ aus einer Stelle bei Eusebius (praep. evang.) deutlich: „Mich, den erhabenen, den unvergänglichen Gott, preisen die sieben Buchstaben der Stammlaute als den rastlosen Vater alles Entstandenen. Ich, des Weltbaues unzerstörbare Leier, habe die Stimmen der Weltenbewegungen geordnet zum Einklang.“ — Eigentliche Gymnastik war den meisten Aegyptiern fremd; das mimische Bewegen der Tänze entsprach dem engbeschränkten Einerlei ihrer Kunstgebilde.

Ungleich jünger als die ägyptischen erscheinen die neuerdings in Indien bewunderten Denkmäler der Baukunst und Sculptur. Die Blüthezeit der indischen sogenannten Kunst scheint mit Recht in die fruchtreiche Aera des Vicramatidya gesetzt zu werden, welcher im Jahre 56 n. Chr. starb. Die älteste Erwähnung der indischen Bauwerke, in der Weise der Höhlentempel zu Elephante, Carli u. s. geschieht von Bardesanes, der um die Zeit des Heliogabalus lebte (Porphyr. bei Stob. Eccl. Phys., in Müllers Handb. d. Arch. d. K. S. 279). Riesenhaft mächtig, wie diese Gebäude sind (das Pantheon zu Ellora im Ghautgebirge vermag Hunderttausende der Pilgrime zu fassen), fehlt ihnen meist der Geist der harmonischen Anordnung; es sind einzelne wohlgelungene Gebilde aufs wunderlichste mit den häßlichsten und unsymmetrischsten zusammengestellt, als

habe hier der Zufall gewaltet, wie bei dem Entstehen der Säulen jener Höhlentempel, deren Dicke und Höhe ohne alle Ordnung und Symmetrie auf- und nebeneinander folgt; oder als habe bei diesen phantastischen Regungen des Kunstdranges der Menschennatur vorwaltend noch jenes ungebändigte, bildende Princip geherrscht, das die bizarren, leichten Formen der Insectenkörper neben dem eckig schwerfälligen Leib des Frosches und dem der bunten Schlange gestaltet. Widerwärtig und an einen schon tief versunkenen Zustand des etwa 500 Jahre vor Christus in größerer Reinheit entstandnen Budha-Dienstes erinnernd, erscheinen die Gräuelscenen der Darstellungen in Elephante (wovon aus Townly's Sammlung einzelne das brittische Museum enthält), in denen die niedrigste, thierische Wollust vergöttert wird. — Es blühte jedoch auch in Vicramatidya's Zeit die lieblicher und würdiger entfaltete Dichtkunst der Inder, welche an Kalidas die noch jetzt kräftige, geistvolle Blüthe der Sakontala getragen. Die Musik hat sich bei den Indiern schwerlich über die leichtere Region der Tanzgesänge erhoben; der Tanz scheint schon in ziemlich alter Zeit jener üppige gewesen zu sein, der sich noch bei den jetzigen Bajaderen erhalten hat.

Aus uralter Zeit, welche zum Theil über die der historisch bekannten Völker jener Länder hinaufzureichen scheint, finden sich in Afrika (Heerens Ideen II, 363), noch mehr jedoch in Europa, die ungeheuren Bauwerke der sogenannt cyklopischen Art (*Τίρυνς τειχιόεσσα* Il. II, v. 559; *κυκλώπεια οὐράνια τείχη* Electr. v. 1167). Es sind an diesen die vieleckigen Steine, von mächtiger Größe zum Theil unbehauen (*ἀργοί*) und ohne Verbindungsmittel auf einander gethürmt, die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt (*τίρυνς*), oder noch öfter und bei den eigentlich hierher gehörigen Gebäuden, wie in Mykenä und Argos, kunstvoll behauen und genau, wie einzelne Maschen des organischen Zellgewebes, zusammengefügt. Die Thore dieser fast unzerstörbar festen Gemäuer sind meist pyramidal. In Argolis finden sich zehn cyklopische Ruinen, häufig sind sie in Epeiros. Italien hat Mauern der zweiten cyklopischen (kunstvolleren) Art in den Ländern der alten Herniker (herna, Felsen), Marser und Sabiner (Cora, Norba, Signia, Präneste, Alatrium, Arpinum, Anagnia, Alba Fucentis), wo freilich, so weit dieß die Geschichte weiß, kein Volk gewohnt, dem man diese Bauwerke zuschreiben könnte (Niebuhrs röm. Gesch. I, S. 112 d. a. A.), sie finden sich jedoch auch vereinzelt im Volskerlande (Circeji, Fondi, in Sicilien (Kamikos, Eryx Diod. IV, 78), sind neuerdings in Sardinien in den sogenannten Nurraghen wieder aufgefunden, waren jedoch dort schon den Alten bekannt (Diod. IV, 30; Pausan. 17, 4). Auch die höchst merkwürdige torre de' Giganti auf Gozzo (Gaulos) scheint zu dem Geschlecht der cyklopischen Gemäuer zu gehören (der Temple antédiluvien von Mazzaru, Kunstbl. 1829. Nr. 7, m. v. Houel, Voy. pitt. T. IV, pl. 205 und über dieses alles Müller a. a. O. S. 27 und 149).

Die eigentliche, höhere Kunst, frei dem Berufe des Menschengeistes folgend, entfaltet sich erst bei den Griechen. Schon die ältesten Bauwerke dieses Volkes, welche die Geschichte der Kunst, der Zeit des Entstehens nach, zunächst an die cyklopischen Gemäuer setzt, zeigen die eigenthümliche, lebenskräftige Richtung. Es sind dieß die festen Burgen der alten heroischen Zeit, bestimmt zur sichern Wohnung der Lebendigen; dann die domartig gebauten Schatzhäuser und die

unterirdischen Gewölbe der Tempel, bestimmt nicht zur Aufbewahrung von einbalsamirten Thieren und Menschenleichen, sondern von jenen kostbaren Geräthen und edlem Erz, an welchem der lebende Mensch seine Freude hat. Es waren mithin nicht der Schauer und das Schrecken, sondern die Lust der Augen und der Gebrauch des Lebens, welchem schon die ältere Baukunst der Griechen gedient, während die Arbeiten in metallnem und hölzernem Geräth großentheils Waffen zum Schmuck und zur Bekräftigung der Heldenleiber, Becher und andere Geschirre so wie kostbare Sessel zur Pflege der Ruhenden umfaßten. An der diesem Heroenalter beliebten metallenen Bekleidung, zur Sicherung und Zierde zugleich nahmen selbst die unterirdischen Gebäude *(ονδοι)* Theil, welche an Tempeln wie an Königshäusern innenher öfters mit ehernen Platten ausgelegt waren. Die Bestattung der Helden, durch lieblich-kräftige Spiele der Lebenden gefeiert, geschah in kegelförmig aufgeworfnen Hügeln, *κολωναι* genannt.

Nachdem dann auf diese Weise die griechische Baukunst zuerst den Grund des Bestehens gesichert, zuerst an dem Erbauen von festem Gemäuer und Gewölben sich geübt, erhob sich dieselbe alsbald am Bau und an der Auszierung der Tempel zu einem höheren Aufschwung. An die dorische Baukunst, welche in dauerhafterem Gestein die ältere, dem Auge theuer gewordene Form der hölzernen Tempel nachgebildet, schloß sich die reicher verzierende korinthische an; neben beide tritt, als ein von den Ländern des Ostens eingewanderter Fremdling, die jonische Baukunst mit ihren schlankeren, weiter gestellten Säulen, welche sich weithin nach Asien bis zu den alten Gebäuden von Persepolis verzweigt. Auf alte dorische Weise waren das Heräon von Olympia, auf korinthische (meist mit dem Dach der Marmorziegel, von Byzes erfunden) die Tempel des alten Korinth, auf jonische jener zu Ephesus erbaut, dessen Säulen 8 Diameter hoch gewesen (Vitruv. IV, 1). Als älteste Meister des Tempelbaues werden uns Doros, der Stammvater selber, dann von der 35sten bis 55sten Olympiade (von 637 bis 557 v. Chr.) Rhökos und die beiden Theodoros (Sohn wie Enkel des Rhökos) so wie Telekles genannt, welche meist mit der Kunst der Bearbeitung der Steine auch jene des Erzgusses verbanden. Zum Bau des Dianentempels zu Ephesus aus Krösos' freiwilligen Spenden hatte Theodoros (Rhökos' Sohn) den sumpfigen Grund mit Kohlen gefüllt; die 60 Fuß hohen Säulen waren von Chersiphron von Knossos. Den gewaltigen jedoch unvollendet gebliebenen Bau des Tempels des olympischen Zeus zu Athen (seine Größe betrug 372 × 167 F.) hatten zu Pisistratos' und seiner Söhne Zeiten Antistates und Kalläschros, Antimachides und Perinos unternommen; der delphische (nach dem Abbrennen des früheren, Olymp. 58, 1. 542 v. Chr.) hatte Spintharos den Korinthier zum Erbauer und war ursprünglich um 300 Talente (eines zu 2466 fl.) verdungen, wurde jedoch durch die Alkmäoniden mit viel größerem Aufwand vollführt. Aus fast gleicher Zeit sind die wohlerhaltenen Tempel zu Pästum in Unteritalien (*Ποσειδώνια*), dessen größerer (107 × 47 F.) in altdorischem Styl erbaut ist; der Tempel der Athene auf Ortygia und die Tempel zu Akragas in Sicilien, dann der herrliche Minervatempel auf Aegina, wahrscheinlich nach dem Sieg über die Perser (Ol. 75 oder 477 v. Chr.) erbaut. Größe 94 × 45 Fuß, die Säulen aus gelblichem Sandstein, Dach und Kranz von Marmor. Die Celle war roth ausgefärbt, das Tympanum himmelblau,

am Architrav gelbes und grünes Laubwerk, die Leisten mit den Tropfen blau, das Band darüber roth, die Marmorziegel mit einer Blume. (M. v. Jon. Antiqu. T. II, ch. 5. pl. 2 u. folg., Wagners Aeginet. Bildw. S. 217, Cockerell im Journ. of Science a. th. Arts V, 6, Nr. 12, bei Müller a. a. O. S. 57.)

Die Zeiten des Perikles und der höchsten Blüthe Athens fügten zu der immer höher gesteigerten Pracht der Tempel auch die Errichtung anderer Gebäude zur Zierde der Städte und zur Feier der vielbeliebten Feste des Volkes. Die Propyläen (Ol. 85, 4 bis 87, 1, 438 bis 429), von Menesiles erbaut, welche allein der Stadt 2012 Talente gekostet, bildeten, als geheiligter Peribolos, den Zugang zur Burg, und vollendeten zugleich die Befestigung des Burgfelsens. Ein Prachtthor mit vier Nebenthüren, nach außen eine jonische Vorhalle, nach beiden Seiten dorische Fronten, die mit der inneren, jonischen Bauart in schönem Einklang stehen, an den Seiten noch vorspringende Flügelgebäude (Müller S. 84). Das Theseion (erbaut von Ol. 77, 4 bis 80, 457 bis 444 v. Chr.); das Parthenon; der erneuerte Tempel der Athene Polias; das Odeion; das steinerne Theater (schon Ol. 70, 1, 494 v. Chr. begonnen, aber erst unter Lykurg um Ol. 111, 334 v. Chr. vollendet), dessen *Πεισιανάκτειος στοά* (um Ol. 79, 461 v. Chr.) Gemäldegalerie wird, zeugen auf gleiche Weise von der Herrlichkeit der damaligen Baukunst, obgleich an Schönheit und Harmonie der Gesammteindruck des Theaters von Epidauros, von Polykleitos (Ol. 90, 417 v. Chr.) erbaut, das Athenische übertraf, der Tempel zu Eleusis mit den Gebäuden zu Athen wetteiferte. Uebrigens erscheint im Tempel zu Olympia die nahe Aehnlichkeit mit dem Parthenon, und der Tempel des Apollo bei Phigalia war durch Iktinos, den Athener, erbaut. Aus etwas späterer Zeit war der Tempel der Athene zu Tegea von Skopas (nach Ol. 96), der größte und schönste im Peloponnes, und gleichzeitig etwa mit den vorhin erwähnten Athenischen Bauwerken sind die Tempel zu Selinunt und Egesta in Sicilien. Jedoch von diesem höchsten Aufschwunge ist die Kunst — am augenfälligsten zu Athen — in den niedern Dienst des Luxus versunken und hat ihre Kräfte, statt dem Göttlichen und dem Bürgerwohl, einer zwecklos verschwendenden, und deßhalb zuletzt geschmacklosen Prachtliebe der Privatleute gewidmet. Zu diesem Verfall hatten nicht wenig die Noth des peloponnesischen Krieges und die große Pest (Ol. 87, 3) beigetragen, welche das männlich gediegene Geschlecht der alten Athener hinweggerafft und ein schlechteres zurückgelassen. Es hat von nun an öfters die Laune und die Willkür des Einzelnen die Kunst, welche sich in diesen Sklavendienst begeben, von dem Gehorsam gegen das alte, hehre Gesetz der Schönheit und inneren Würde entfremdet, und von hier beginnt eine Zeit des Verfalls, deren eitlere Richtung selbst in den Gebäuden des schönen Alexandria, deren erster Meister Deinokrates gewesen, ins Auge fällt. Ein großer Aufwand ward jetzt an die Pracht der Zimmer wie an den Bau der Mausoleen gewendet; der herrschende Styl bei Tempeln war der korinthische geworden.

Zu allen Zeiten der griechischen Kunst war es die Hauptbestimmung des Inneren der Tempel gewesen, ein Haus, nicht der Todten, wie bei den Aegyptiern, sondern eines als lebend dargestellten Götterbildes zu sein, während die weiten Säulenhallen von der oft engen Cella den öffentlichen Feierlichkeiten

dieser Gottheit bestimmt worden. Deßhalb hat die bildende Kunst der Griechen schon frühe gestrebt, das Bild der Götter — den Hauptgegenstand des ganzen Gebäudes — aufs herrlichste und würdigste darzustellen. Die Ueberlegenheit der Aufgabe über alle menschliche Macht fühlend, hatte der Mensch der frühern Zeit, als er durch eigene Macht und Kunst den Gott in leibliche Natur herabführen wollen, öfters einem ungestalteten Holz oder am häufigsten einem Stein oder Steinhaufen die Kraft der unbekannten Gottheit beigelegt und, als werde das feste Gestein der Erde am öftesten von den hehren Wanderern aus der Geisterwelt zum Ruhesitz gewählt, vor den Steinhaufen am Wege angebetet (m. v. Eustath. zur Od. XVI, 471; Otto de diis vialibus c. 7. p. 112) oder dreißig Pfählen von Stein, wie jenen zu Pharä (Pausan. VII. 22, 3), durch seine Weihungen die Kraft der dreißig Naturgötter gegeben (m. v. auch Zoëga de Obeliscis p. 225), denn die Worte und Handlung der heiligen Weihe waren es, durch welche die rohen Steine (*ἀργοὶ λίθοι*) das Wesen der Götter anzogen. Bald jedoch hatte die weiter versinnlichende Hand der Säule oben die Gestalt eines Hauptes angefügt, und so standen die Hermen als Wegweiser und Erinnrer an die überall nahe Gottheit an den Pfaden und Feldern. Vollständige Bilder (*ξόανα*), wundervoll mit den Symbolen der Gottheit verziert, welche sie darstellen sollten, wurden jedoch auch schon frühe aus Holz geschnitzt, und diesen alten Gestaltungen, an denen die Augen öfters nur durch einen Strich und auch die andern Theile nur unvollkommen angedeutet gewesen, wurde, als hätte ihnen diese Kraft die Anbetung der vorangegangenen Geschlechter gegeben, eine ganz besondere, wunderthätige Macht beigelegt (Pindar. Od. VII. 50, m. v. Böckh Expl. p. 172; das trojanische Palladion bei Apollod. III, 12, 3; Eustath. zur Il.; Diod. Fragm. Nr. 14. p. 640 Wess. Das Palladion zu Siris Lycophr. 988; Strab. VI. p. 264). Das abergläubige Volk pflegte wie in kindlichem Spiele diese Götterbilder zu gewissen Zeiten zu bekleiden, den künstlichen Schmuck der Haare zu kämmen und zu bekränzen, andere Male sie zu waschen, zu beschenken und anzufärben.

Als Meister in der Kunst dieser alten Bildnereien wird in Attika und Kreta Dädalus so wie Smilis in Aegina genannt, zusammenfassende Namen vielleicht beide, wie jene des Pharao für die Könige Aegyptens. Learchos von Rhegion (nach 720 v. Chr.) wird schon als Fertiger des Zeusbildes zu Sparta gerühmt, das aus Metallstücken zusammengesetzt gewesen. (Paus. III, 17). Endäos der Dädalide hatte ein sitzendes Holzbild der Athene zu Erythrä gemacht; die Zeit der Vollendung des elfenbeinernen zu Tegea wird jedoch erst auf das Jahr 560 v. Chr. gesetzt. Es arbeiteten die Telchinen zu Sikyon, Kreta und Rhodos schon seit ältester Zeit Zauberbilder und Waffen (Pindar und Böckh Expl. a. a. O.; Höck Kreta I. 345), und an vielen Orten wurden rohe Göttergestalten für den Gebrauch der Häuser und zur Mitgabe für die Todten aus gebackenen Gesteinen oder an der Luft getrocknetem Thon gefertigt. Unter den Arbeiten der letzten Art wird das thönerne Relief des Dibutades von Plinius (XXXV, 43) für das älteste gehalten.

Wie der Palmbaum höher emporwächs't, „je mehr das auf den keimenden Kern gelegte Gewicht diesen belastet," so wird die strebende Kraft des Menschengeistes immer herrlicher und gewaltiger, je größer der Kampf ist mit dem

Element, in das sie sich nothgedrungen oder freiwillig begeben. So ist auch die bildende Kunst alsbald zum selbstkräftigen Wesen erwacht und zu einem hehren Heldenleib erwachsen, da sie sich vom weichen Thon und Lehmen, vom Holz und von der zusammengefügten Täfelei des Elfenbeines oder der Metallstücke hinweg zum Gestalten des festen Marmors und zum Gießen des Erzes begeben. Das Vorbild, welches der Geist des Menschen in den ersten Morgenstunden der inneren Begeisterung empfangen, scheinet mit übermächtiger Gewalt den inneren Sinn zu erfassen und diesem jede freie Bewegung nach anderer Richtung zu verwehren, bis aus der scheinbaren Gebundenheit (des säugenden Kindes an die Brust der Mutter) die rechte Macht des freien Bewegens erwachsen. Der Mensch, wenn ihm nach hohem Kampfe das erste Werk der geistigen Kraft gelungen, staunet, wie Narciß, vor der eignen Gestalt und kann einige Zeit lang von dieser ersten, so theuer gewordenen Stätte des inneren Erwachens nicht hinweg kommen. So kehrt auch an den ältesten Marmorbildern der Helden und Götter die zuerst ergriffene Gestalt des kräftigen Heldenleibes mit kühn und freudig blickendem Angesicht, das Haar zierlich geschmückt, als führte der Weg statt zur Todesschlacht zum Reigen der Hochzeit, an den Göttergestalten aber dieselbe Miene und Haltung wieder. Wie nach der langen Ruhe des Aufkeimens die Lust am beständigen Bewegen beim Knaben hervortritt, dessen Gang neben dem ruhigeren des Jünglings als ein Springen und Hüpfen erscheint, so ist auch die Bewegung dieser Heldengestalten, als sie nach der langen Ruhe des Aufkeimens Dädalus zu der Bewegung der ersten Schritte angeleitet, und nun die Kraft zum selbstständigen Gehen erwachsen, lebhaft und übergewaltig. Für die ersten Meister in Bildnissen von Marmor werden Dipönos und Skyllis (um 577 v. Chr.) gehalten, welche die Schule von Kreta gebildet, deren Sprossen nach Sparta und anderwärts sich verbreitet. Die Schüler jener Meister waren Medon von Lakedämon so wie Angelion und Tektäon, welche letzteren den Kallon von Aegina gebildet (um 530 v. Chr.), der die altberühmte Kunst der Aegineten im Erzguß zu ihrer Meisterschaft erhoben.

Andere Meister im Erzguß in dieser Periode waren: Perilaos (durch Phalaris' Stier berühmt, schon um 557 v. Chr.), dann Gitiadas von Lakedämon, der zugleich Dichter gewesen (um 530 v. Chr.); Kanochos von Sikyon; Kritias und Hegias von Athen; Onatas von Aegina (um 460 v. Chr.), welcher unter andern das alte, verbrannte Bildniß der Demeter Meläna von Phigalia nachgebildet mit dem Pferdekopf, aus welchem Drachen und andere Thiere hervorwachsen, mit Delphin und Taube auf der Hand. Schon um 537 v. Chr. hatten auch die Bildhauer Bupalos und Athenis aus Chios geblühet. Klearchos von Rhegion (um 490 v. Chr.), Ageladas von Argos (500 bis 453 v. Chr.) so wie der schon erwähnte Hegias von Athen hatten zwar auch an Stein und Erz die Meisterschaft mannichfach bewährt, vielfach herrlicher jedoch als an den todten Elementen erscheint ihre Kunst dann, als sie die innere Fruchtbarkeit am Lebendigen selber gezeigt, und als Klearch den Geist des Pythagoras von Rhegion, Ageladas den des Polykleitos des Argivers, endlich aber Hegesias sammt Ageladas den Geist des großen Phidias des Atheners entzündet, mit welchem sich die Sonne der griechischen Kunst zu ihrem Mittagsstande erhoben. Dem schaffenden Menschengeist, als er seiner selber nicht mächtig über die Region des eigen-

mächtigen Ringens und langen Suchens nach dem Ideal emporgezogen worden, hat sich freiwillig das Göttliche in seiner hehren Gestalt und Schönheit gezeigt und zu eigen gegeben, und der allmächtige Herrscher, in dessen milden Blicken der Wille sich verrathen, Menschengebet zu erhören und der sterblichen Natur sich zu erbarmen, hat sich in solcher Weise nur einem Gemüth offenbaren können, das voll Sehnen nach dem lebendigen Gott gewesen. Um des Meisterwerkes des großen Phidias, auf welches wir hindeuteten (der Statue des olympischen Zeus) nur mit einigen Worten zu erwähnen, so war dieselbe in dem obengenannten, schönsten Tempel des Peloponnes, in dem zu Olympia aufgestellt, dessen innere Höhe 64 Fuß betrug. Das Bild selber, sitzend auf einem Thron von Cedernholz, der mit Gold, Elfenbein, Ebenholz und Gemälden von Panänos verziert war, maß 40 Fuß, die Basis 12 Fuß, und selbst diese Basis, selbst der Fußschemel waren voll Schmuck. Das Bild aber war von Gold und Elfenbein (schon Demokritos sollte die Kunst gelehrt haben, das Elfenbein zu erweichen), so kostbar und freigebig gefertigt, daß einzelne Locken aus Gold bis zu 300 Minen wogen, mithin über 3000 fl. Werth hatten. Der Ausdruck im Angesicht des Bildes entsprach den Homerischen Versen II. I, 529: *Ζεὺς κατανεύων. Εἰρηνικὸς καὶ παντάχοῦ πρᾶος.* Es lag in der That in den Mienen dieses Götterbildes ein solcher Ausdruck der Erbarmung und Allmacht zugleich, daß nach einem Spruch des Alterthums sein Anblick gleich dem Homerischen Nepenthes die Seele ihres Erdenleides vergessen machte; denn es ist in der Gottheit eine Macht und der Wille zugleich, das Leid zu lindern. „Es sei, wenn das Auge jenes Anschauens nicht vor dem Tod genossen, dieses fast ein gleiches Unglück, als uneingeweiht in die Mysterien zu sterben.“ Die Kunst hat sich auch in dieser Kraft als einer aus dem Geschlecht jener Engel gezeigt, durch welche das (vorbildliche) Gesetz gegeben worden (nach §. 52). Nicht minder herrlich war das Bild der Pallas Parthenos, welches derselbe Künstler für das Parthenon zu Athen gemacht. Es ragte 26 Ellen hoch empor, das Bild selber einfach und hehr, ruhige, siegreiche Majestät im Ausdruck; die Rüstung, die Basis, das Gewand bis herab zum Rand der Sohle (an welchem die Kentauromachie abgebildet war) mit allem Reichthum der Kunst geziert und in Fülle des edlen Metalles prangend (das abnehmbare Gewand allein nach Philocharos war auf 44 Goldtalente oder 1,415,700 fl. geschätzt). Ueberhaupt war es die Athene, welche Phidias auch in Marmor und Erz am öftesten und mit der meisten Vorliebe gebildet, bald als die Anmuthige und Milde (*καλλίμορφος*) für die Athener auf Lemnos, bald als die Streitbare (*ἄρεια*) für Naxos, zuletzt in der riesenhaften, ehernen Vorkämpferin und Schutzgöttin so mächtig hoch, daß sie, zwischen den Propyläen und dem Parthenon stehend, über beide emporragte und von den Schiffern schon aus großer Ferne gesehen wurde. Doch war dieses mächtige Bildniß, als Phidias im Alter von etwa 56 Jahren (im Jahre 426 v. Chr.) im Gefängniß, wohin ihn Cabale geführt, starb, noch nicht vollendet; die Kentauromachie am Schilde arbeitete, fast ein Menschenalter später, Mys, nach Parrhasios' Zeichnung.

Obgleich der große Phidias, unter dessen Leitung die Kunstschöpfungen der ganzen Perikleischen Zeit gestanden, hier als Hauptrepräsentant dieses ganzen Zeitalters der Kunst betrachtet worden, so standen doch neben ihm mehrere gleich

hoch ragende Geister. Denn es erscheinen solche Menschen, welche Gott unserm Geschlecht als hehre Segnungen gegeben, niemals allein, sondern viele Kämpfer, wenn auch von einem mächtigeren geführt, betreten die Bahn zugleich. Pythagoras von Rhegion (von 477 bis 429 v. Chr.) war gleich mächtig in der treuen Auffassung der Natur und ihrer harmonischen Verhältnisse und in geistvollem Ausdruck seiner Gestalten; Polykleitos (von 469 bis 409) hatte ein würdiges Gegenstück zum Olymphischen Zeus in seiner Kolossalstatue der Hera zu Argos gegeben, welches, was die Kunst des Erzgusses betrifft, den Arbeiten des Phidias gleich gekommen, ja von Einigen noch höher gestellt worden (Strabo VIII. p. 372). Was jedoch den allgemeinen Eindruck, auf innere Würde gegründet, angehet, so vernehmen wir über dieses Herabild keinen solchen Ausspruch, wie der obenerwähnte über Phidias Zeus gewesen, und es scheint überhaupt, als wenn Polykleitos mehr in der treuen Darstellung nackter, athletisch kräftiger Körper sich gefallen, worin er auch allerdings so Hohes geleistet, daß sein Doryphoros später als Kanon der Proportionen des Menschenkörpers betrachtet worden.

In der hier erwähnten Richtung war in etwas dem Polykleitos verwandt: Myron aus Eleutherä, der um dieselbe Zeit gelebt, und dessen Diskobol so wie die Kuh aus Erz und das Seeungeheuer Bewunderung erregten. Während indeß die Argivisch-Sikyonische Schule des Polykleitos noch immer bis zu Euphranor dem Isthmier (von 361 bis 337) und Lysippos aus Sikyon (von 365 bis 321) das rhythmische Verhältniß des kräftig wohlgestalteten Menschenleibes in der Größe und Zusammenfügung der Theile zum Hauptgegenstand ihrer Kunst gewählt und Heroën wie mächtige Götter (Lysipp vorzüglich den Hercules) in ihrer Weise gebildet, hatte die Schule des Phidias zu Athen, vor allem jedoch Praxiteles (von 361 bis 310) und Skopas aus Paros (von 389 bis 349), deren Marmorwerke und ihre Nachbildungen zum Theil bis auf unsere Zeiten gekommen, noch immer die höhere Aufgabe der Kunst vor Augen, an der schönen, hehren Gestalt des Menschenleibes zugleich das in und über ihr webende Geistige zu erfassen, welches unvergänglicher ist und höher als der Leib. Ob die Gruppe der Niobe von Praxiteles sei oder von Skopas, wissen wir nicht; Skopas bildete vornehmlich das Ideal der Apollogestalt, lieblich und hehr, zum Pythischen Kitharöden aus und wird überdieß in seinen Werken aus dem Kreise der Göttersage des Dionysos und der Aphrodite so wie vor allem in der Gruppe der Meergötter bewundert, welche den Achill nach der Insel Leuka führen. Praxiteles suchte vornehmlich in seinen Meisterwerken die bedeutungsvolle Geschichte des Eros und des Dionysos (m. v. oben) zu verleiblichen.

Nur zu leicht legt jedoch bei solchem Streben der schaffende Geist des Menschen eine überschätzende geistige Bedeutung auch in das niedrig Sinnliche und suchet auf diese Weise das Bild hinter dem Spiegel. Dieses hat auch bald hernach die Schule der Atheniischen Bildhauerkunst erfahren, obgleich sie noch in Kleomenes, Apollodorus' Sohne von (221 bis 145 v. Chr.), dem Meister der vielbekannten Mediceischen Venus, einen bedeutungsvollen Sproß getragen. Aus der Argivisch-Sikyonischen Schule war indeß die Schule des Erzgusses in Rhodos hervorgegangen. Chores von Lindos, noch ein Schüler des Lysipp, wird als Meister des weltberühmten Kolosses zu Rhodos genannt, der unter den hundert

Sonnenkolossen jener Insel der größte war (er ragte siebenzig Ellen). Es hat jedoch schon in diesen Zeiten die allgemeine geistige Entartung den Geist der Kunst auch in diesem Gebiete zu einem gierigen Haschen nur nach dem äußeren, allgefälligen, oder der Laune der jedesmaligen Bewunderer dienenden Scheine heruntergezogen, und wenn die Gruppe des Laokoon in dieser letzten Aera der ächtgriechischen Kunst entstanden ist, dann hat sich diese, mit tiefem Schmerz erfüllt, selber dargestellt: umstrickt von dem unausweichbaren Unheil der Schlangen. Bald war das alte Streben, die Menschen auch auf den Schwingen der Kunst dem Göttlichen zu nahen, vergessen, und in Marmor und Erz stellte die künstliche Hand mit schmeichelnd verschönerndem Anschein nur das vergängliche Angesicht und die Gestalt der sie bezahlenden Fürsten oder die Launen des Augenblickes dar.

Die Malerkunst ward in den Zeiten des alten Griechenlandes zuerst in Korinth geübt, wo der Sage nach Kleanthes die Zeichnung der Umrisse erfunden. Eumaros von Athen versuchte es, die Verschiedenheit des Colorits der zeichnenden Kunst dienstbar zu machen, und eine (mißverstehende) Sage lässet den Bularchos (um 719) die Schlacht der Magneter in einem Gemälde darstellen, welches Kandaules mit Gold aufgewogen haben sollte. Die älteste Malerkunst ist, wie Raphaels Vater, vom Gewerbe der Töpfer gewesen, hat sich auf das Bemalen der Gefässe beschränkt. Doch erhebt sich auch diese Kunst in Kimon von Kleonä (um 540) zur Auffassung der Prospecte, und es erwähnet Herodot (IV, 88) der Gemälde von Phokäa (um 537). Polygnotos der Thasier verherrlichte durch seine Werke Athen um 460 v. Chr., und es wetteiferte mit ihm der obenerwähnte Onatas aus Aegina. Gehülfe an den großen Werken des Phidias war der Maler Panänos, ein Bruder des Phidias. An Zeuxis (um 400 v. Chr.) von Herakleia, der den Palast des Parrhasios gemalt, rühmet das Alterthum in bekannter Sage eine treue Nachahmung der Natur, wir wissen indeß weder bei ihm noch bei Parrhasios dem Epheser (um 397), wie hoch und tief die Kunst in ihnen gestrebt, da von ihnen nicht mehr die längst in Staub und Trümmer verfallenen Wände und Leinwand, sondern nur Bücher reden. Aristeides aus Theben (um 340) hatte in seinen Werken neben der Bewegung des Leibes auch schon jene des Geistes darzustellen versucht; Pausias malte Kinderfiguren und Blumen; Nikias aus Athen (um 320) gefiel sich im Nachbilden von Schlachten und Kämpfen der Menschen und Thiere. Am meisten lässet uns jedoch das vielstimmige Gerücht, das sich über die Werke des großen Apelles aus Kolophon (gest. 305) bis zu uns erhalten, es innig beklagen, daß dieser lieblichen Blüthe der Kunst nicht die Dauer des Marmors oder des Erzes innen gewohnt, welche so vieles Minderbedeutende vor der Zerstörung der Zeiten geschützt hat. Von seiner Venus Anadyomene, von seinen vielfältigen Abbildungen des Alexander, seiner Vorstellung selbst des Ungewitters und seiner Blitze, redet fast nur noch die von dem Anblick selber weit entfremdete Kunde der späteren Römer. Es wird hernach, besonders in Aegypten, unter den Ptolemäern, diese nachmals tiefest gründende der bildenden Künste fast nur noch im Dienst der Eitelkeit einzelner, wohlbegüterter Männer gefunden.

Eben so wie von der Malerkunst der alten Griechen ist es von der Musik und dem Gesang derselben zu beklagen, daß eine neue Tonweise des inneren

und äußeren Lebens sie fast gänzlich aus der Geschichte der Künste verdrängt und verwischt hat. Denn jene altgriechischen Weisen einiger Gesänge, welche Burney in seiner Abhandlung über die Musik der Alten aus einer Pariser Handschrift mittheilte, erlauben uns wenig sichere Schlüsse, obgleich an ihrer Aechtheit und eigenthümlichen Wirkung auf die mit dem Sinne des Alterthums vertrauten Geister (wie Wolf) kein Zweifel ist. Wir wissen nur von den Spartanern, daß bei ihnen ein Hauptmoment der geistigen Bildung der Jugend das Erwerben musikalischer Fertigkeiten, besonders aber das Erlernen veredlender Gesänge gewesen, deren Inhalt die Verherrlichung der Götter, den Preis des Vaterlandes und der Heroën so wie die Beschimpfung der Feigheit zum Gegenstand hatte. Es wurden hierbei die Knaben angehalten, diese ehrwürdigen Gesänge der Väter langsam und mit feierlichem Tone zu singen, und welcher sich einfallen ließ, an solchen einfältigen Weisen beim Gesange Verzierungen und Aenderungen anzubringen, der wurde hart bestraft. Daher sich diese alten Lieder, besonders in der Gefahr der Schlachten, beständig in ihrer alten Kraft erhielten. So wurden auch bei den Athenern unter den Musenkünsten, welche man als die erste Nahrung des jugendlichen Geistes betrachtete, Musik und Dichtkunst vorangestellt. Seit Perikles' Zeiten, welcher hiezu das Odeion erbaut, weckten und nährten den edlen Eifer und die Meisterschaft in der Musik die musikalischen Wettkämpfe (ἀγῶνες μουσικοί) abwechselnd mit dem Vortrag von Gedichten und Reden. Aehnliche Wettkämpfe im Gesange wurden auch bei den Pythischen Spielen so wie bei den Panathenäen gehalten. — Ziemlich allgemein durchs ganze Alterthum verbreitet finden wir die Vorstellung von der magischen Wirksamkeit der Musik auf das Gemüth der Menschen. Pythagoras sollte einen Jüngling durch die spondäische Tonweise, welche er einen Flötenspieler anstimmen ließ, von einem Ausbruch wilder, thierischer Leidenschaft geheilt, Empedokles einen Andren durch den musikalischen Vortrag eines Verses von einer Mordthat abgehalten haben. Ja der (lykurgische) Thaletes aus Kreta so wie selbst Homer sollten sogar die Musik als Heilmittel gegen die Pest angewendet haben. (Plutarch. de Music. s. fin.)

Wenn aber auch die Tonweisen des alten Griechenlandes verhallt sind, so hat sich doch großentheils das Wort, das die Gesänge belebte, bis auf unsere Zeiten erhalten, die Werke der alten griechischen Dichtkunst, welcher die Vorsehung hohe Kräfte anvertraut hat. Schon in der ältesten, halb fabelhaften Zeit der Dädaliden, als die Kunst den hölzernen Bildern der Götter die geschlossenen Augen (ὄμματα μεμυκότα Diod. IV. 76; Schol. zu Plat. S. 367 Beck) noch kaum zu öffnen, die gebundenen Glieder zu lösen vermocht, hatte Homers Muse mit dem von dem Gott geöffneten Auge Vergangenes wie Künftiges gesehen und sich hehr und frei über Länder und Meere bewegt. Als noch kaum die dorische Baukunst es gewagt, den alten Umriß der hölzernen Tempel in Stein nachzubilden, da ertönten Böotiens fruchtbare Auen von der Macht der Lieder, und es sang (schon 800 Jahre v. Chr.) Hesiod sein Lied der Natur und Zeiten. Es lebte bald nach den Zeiten des halb fabelhaften Bularchos des Schlachtenmalers, Archilochos, dessen Gesang treffender als der Pinsel Wunden und Schlachten der Männer geschildert. Mit Theodorus und Telekles, den Meistern in Erz, lebte der alte Erzähler bedeutungsvoller Fabeln: Aesop. —

Es krönte in gleicher Zeit der wohlverdiente Lorbeer den gewaltigsten der tragischen Sänger, Aeschylus, und es sang schon Pindarus, als die Lehrer des großen Phidias wie des Praxiteles durch ihre Werke in der staunenden Menge die Ahndung der wahren Vollendung der Kunst erregten. Mit Phidias betraten fast zugleich die Bahn des Ruhmes Sophokles und Euripides und bald auch Aristophanes, bis auf die lieblich kräftige Jugendzeit der Dichtkunst das Alter der Arbeit und des männlichen Bemühens, die Blüthezeit der griechischen Philosophie, gekommen.

Die Tanzkunst der Alten war nicht, wie bei uns, ein üppiges Springen und Verdrehen der Hetärenglieder, sondern zunächst das unwillkürliche, rhythmische Mitbewegen der Glieder beim lebenskräftigen Gesange, das ernste, gemessene Umschreiten des Altars der Götter. Wir erkennen noch in den Vasengemälden mit ziemlicher Sicherheit mehrere der bei Athenäus beschriebenen Tanzweisen: den *κερνοφόρος*, *ἄνθεμα*, *καλάθισμος*, *χείρ*, *σιμή*, *σκῶψ*, den *κόρδαξ*. Müller a. a. O. S. 596. Die Tänze der Spartaner waren theils religiös, theils mimisch, wie die der Deikelisten, endlich aber Tänze zur Leibesübung wie die *ἀπόρριχη* bei Plato de legg. T. VIII. p. 375 m. v. §. 58.

Die Gymnastik im engeren Sinne umfaßte nach Lykurgs Anordnung vornehmlich das Laufen, das Ringen, das Werfen des Diskos und des Wurfspießes, schloß dagegen das Kämpfen mit dem Cästus und das Pankration aus, als unbrauchbar für den Krieger. Es begann die Uebung der gymnischen Kunst in Sparta wie in Athen schon in dem siebenten Lebensjahre, und in der letzteren Stadt waren die großartig erbauten, von Gärten umschlossenen Gymnasien zugleich die Stätte der öffentlichen Vorlesungen für Philosophen, Redner und Sophisten. Hier übte sich der Knabe unter Anweisung des *παιδοτρίβης* in den Kämpfen, welche zum Krieg ihn bekräftigten. Wer dagegen ein Kämpfer von Profession *ἀθλητής* werden wollte, fand dazu Anleitung in der Palästra. (M. vergl. L. Schaaff Encyklop. der cl. Alterthumsk. II.) Von so ungemeinem Einfluß war die gymnische Kunst auf die Ausbildung des Leibes, daß man noch jetzt in den Statuen der Alten deutlich jene Abbildungen „barbarischer" Leiber, welche nicht gymnisch geübt waren, von den Abbildungen griechischer Männer und Heroën unterscheidet.

Die Etrusker schließen in ihrer Kunst sich nahe an die ältere Entwicklungsperiode der griechischen Kunst an. Es gleichet der Bau der Tempel dem dorischen, doch sind die Säulen schlanker und stehen entfernter, der hintere Theil des Quadrats enthält nicht selten drei Cellen. Diese Gebäude erreichen nicht die hohe Würde und majestätische Einfalt des dorischen Styls, doch erscheint die bürgerliche Baukunst von riesenhaftem Grund und Umfange. Die bildende Kunst Hetruriens begnügte sich meist am Formen und Bemalen thönerner Geschirre, doch ward auch das Gießen in Erz häufig geübt, welches indeß nie den griechischen Schwung erreichte.

An diese Richtung der Kunst schlossen sich unter der Herrschaft etruskischer Könige die alten Römer an. Es wurde hierauf, schon seit der Zerstörung von Korinth (147 v. Chr.), Rom die Wohn- und Pflanzstätte eines neuen Wiederauflebens und Gedeihens für die letzten Zweige der griechischen Kunst. Diese Zeit eines neuen Aufschwunges, freilich nie mehr in der alten, hehren

Richtung des griechischen Himmels, kam vorzüglich in der Zeit der Kaiser, obgleich schon vorher zierliche Tempelgebäude, Curien und Basiliken, Foren mit Säulenhallen und öffentlichen Gebäuden so wie Denkmäler aller Art die Stadt zierten. Als eine vorherrschende Eigenthümlichkeit der römischen Baukunst erscheint das Zusammengesellen der Pfeiler und Bögen mit den Säulen und Säulengebälk; beide Formen laufen parallel neben einander her, die Bögen im Innern des Gebäudes, die Säulen an der äußeren Front desselben. Hiebei ist das Capitäl der römischen Säulen auf eigenthümliche, von dem besseren Rhythmus abweichende Weise aus dem Jonischen und Korinthischen zusammengesetzt: das Jonische Eckcapitäl bildet das obere, das Korinthische die untern zwei Drittel. Es erbaute August an Tempeln jenen des Apollo Palatinus, den des Jupiter tonans, des Quirinus, des Mars ultor; ferner das Theatrum Marcelli, die Porticus Octaviana (Metelli) nebst Curia, Schola, Bibliotheca, und so, besonders auf dem noch freien Marsfelde, einen ganz neuen, prächtigen Theil der Stadt. Gleichzeitig errichtete und stiftete Asinius Pollio zum gemeinen Nutzen eine Bibliothek. — Hierauf erhielt sich Tibers Andenken in den Augen der Nachwelt durch die Castra Praetoria, Caligula's durch die mächtige Bogenbrücke am Meerbusen von Bajä, das des Claudius durch den Hafen zu Ostia und den Bau der eigentlichen Kaiserpaläste (Palatinae Caesarum domus), Nero's unter andern durch die Domus aurea, welche mit Parkanlagen im Innern vom Berg Palatinus bis zum Esquilin und Cälius hinüberreichten. Vespasian erbaute das dritte Capitol, den Tempel des Friedens, welcher nachmals dem Bramante die Idee zur Peterskirche gegeben, und das Amphitheatrum Flavium (Colosseum) 156 Fuß hoch und 264 in der größten Länge. Von Titus haben sich noch die reichverzierten, wohlangelegten Bäder bis auf unsere Zeit erhalten; Domitian baute unter andrem das Forum Domitiani. Doch setzte das von Trajan erbaute Forum die damals Lebenden am meisten durch seine hohe Pracht in Staunen (Ammian. XVI, 10); in seiner Mitte die Columna Trajani, in deren Innerem eine Treppe emporsteigt. Trajan ließ überdieß (fast alles durch Apollodor oder unter seiner Leitung) ein Odeion, Bäder, und in Ancona und Benevent Bögen in fast asiatischem (palmyreischem) Styl erbauen. — Hadrian, selbst Architekt, tödtet den Apollodor aus Eifersucht. Er erbaut den Tempel der Venus und der Roma, ein Grabmal, dem des August gegenüber; die villa Tiburtina; vollendet das Olympieion in Athen. Von Antoninus Pius ist der Tempel des Antonin und der Faustina. Die Ehrensäule des Antoninus Pius aus Granit ward von Marc Aurel errichtet. Caracalla erbaut Thermen und einen Circus vor der Porta Capena. Von Gallienus ist noch ein Bogen, dessen kunstlose Einfalt in so überladen zierlicher Zeit der Baukunst auffällt; von Diocletian sind Thermen da. — Als sich später die Baukunst mit vielem Eifer an das (eilige) Erbauen und Verschönern von Byzanz gewendet, ist noch mehr als vorhin über dem schnell imponirenden Schein die eigentliche, wahre Vollendung versäumt worden. — Die Kirche der heil. Agnes, von Constantia (Constantins Tochter) angelegt, ist eine dreischiffige Basilica mit zwei Säulenstellungen über einander; die Säulen von sehr verschiedener Art, auf ihnen ruhen Bögen.

Wir kennen die Bildhauerkunst Roms in der Zeit der Kaiser, welche fast

ausschließlich von griechischen Künstlern betrieben wurde, unter andrem aus den Verzierungen am Triumphbogen des Titus so wie später an der Säule des Trajan; die damalige, allerdings sehr bemerkenswerthe, Malerkunst lernen wir in den Bädern des Titus so wie in den zu jener Zeit verschütteten Städten Pompeji und Herculanum kennen und schätzen. Im Erzguß zeichnete sich (unter Nero's Regierung) Zenodoros aus, welcher eine Statue des Helios Nero von 110 Fuß Höhe gefertigt. Der größte Theil der noch übrigen Werke der Bildhauerkunst jener Zeiten besteht meist in Büsten und Statuen der Kaiser. Unter Hadrian trieb auch die Bildhauerkunst noch eine schöne, herbstlich späte Blüthe, wie dieß neben andern Kunstwerken dieser Zeit die vielen Statuen des Antinous bezeugen. Auch bildete sich unter jenem kunstliebenden Kaiser der Maler Aetion zu einem Meister aus, den ein damaliger Kenner, Lucian, den größten Malern des Alterthums zur Seite stellt. Sein bekanntestes Werk war: Alexander und Roxane. — Besonders seit Commodus und Caracalla wurden auch häufig in Rom Bilder der ägyptischen Götter aus schwarzem Gestein so wie Mithrasbilder gefertigt. Zahllos ist die Menge der zum Theil trefflich geschnittenen Steine aus jener Zeit. — Es wanderten jetzt bald aus allen Gegenden der damaligen gebildeten Welt die herrlichsten Werke der Kunst in die Gefangenschaft nach Konstantinopel, dessen Pracht Himerios (Or. VII.) beschreibt. Auf dem Platz der Sophienkirche allein standen vor Justinian 472 Statuen von der Hand alter Meister. Die Feuersbrünste dieser neuen Kaiserstadt 404, 475 (wo das von Theodosius erbaute Lauseion verbrannte), 532 (das Bad des Zeuxippos, von Severus angelegt, mit vielen Statuen von Göttern, Heroën und historischen Personen), dann 1203, zuletzt endlich die Eroberung der Stadt durch die Türken, verwandelten einen großen Theil der alten Herrlichkeit in Trümmer.

Aus der Geschichte der neuern Kunst heben wir hier nur einige jener Momente hervor, welche den Gang ihrer Entwicklung in allgemeinen Umrissen anzudeuten vermögen.

Die Formen der letzten Periode der griechisch-römischen Baukunst lassen sich nach der Einführung des Christenthums in die Heimathländer der alten Kunst fast unverändert in jener der Basiliken erkennen. Prachtgebäude, welche der weltlichen Macht (z. B. als Gerichtssäle) gedient, wurden mit weniger Veränderung dem Dienst des Göttlichen geweiht und nach diesem Urbild auch andre Christentempel erbaut. Bald aber bahnte sich der Grundgedanke des Christenthumes auch nach dieser Richtung hin seinen eignen Weg der Verleiblichung. Der erste Anlauf zu dieser neuen Stufe der Kunst zeigt sich uns in der sogenannt vorgothischen (byzantinischen) Bauart. Zu den ältesten Werken dieser Form gehörten Theodorichs Mausoleum, jetzt Maria Rotonda, San Vitale, unter Justinian gebaut, achteckig mit barocken Capitälen. M. v. Thiersch und Schorns Reisen in Italien Bd. I. S. 398 und Manso's Geschichte des ostgothischen Reiches S. 124 und 696 ff. Als ein ausgezeichneter Charakter der byzantinischen Baukunst wird der Spitzgiebel und Bogen und der Grundsatz der ununterbrochenen Vertical-Linien betrachtet. Unter den Simswerken eine Reihe halbkreisrunder kleiner Bögen. Es zeichnet auch noch die Mauern die Glätte der Quadern und die Schärfe der Simswerke aus. — Mit großer Allgemeinheit ging im Anfang des Mittelalters diese Bauart von Nubien und Aegypten (z. B. im Tempel zu

Essabua) bis an den Rhein hin. In diesem Style sind die Dome von Spoleto, Orvieto, Como und die 796 zu Aachen durch Meister Ansigis, Abt von Fontanell, gebaute Kirche (innen 8-, außen 16eckig); das Kirchlein zu Altenfurth bei Nürnberg; aus Kaiser Konrads Zeiten die Margarethen-Capelle in der Kaiserburg von Nürnberg; unter Heinrich I. die Frauen-Kirche zu Memleben in Thüringen. Aus dieser Zeit auch St. Michael zu Pavia und der Dom zu Limburg an der Lahn mit sieben Thürmen, von Graf Konrad 909 erbaut, so wie der alte Kreuzgang des Münsters zu Zürich. Es sind die Tempelgebäude jener Zeit auf mannichfache Weise mit den symbolisch bedeutsamen Gestalten bachischer Larven, dem Pelikan, Pfauen (dem Phönix und in ihm Unsterblichkeit andeutend), Tauben, Löwen verziert. Der Altar in Osten. Die Wurzel des Quadrats ist die Einheit, nach welcher Alles abgetheilt worden. Der Giebel über dem Thurme hat die Diagonale des Grundquadrats zur Höhe. Um diese Zeit (926) Generalversammlungen der Bauleute zu York, wobei eine eigenthümliche Constitution begründet worden (m. v. Krause's drei älteste Urkunden). — Im 11ten und 12ten Jahrhunderte wurden noch großentheils in diesem Styl erbaut: der Dom zu Speyer von Conrad 1030 bis Heinrich IV, 1061; der zu Worms, glatt mit Würfelknäufen, halbkreisrunde Bögen; der Dom zu Mainz; der Dom zu Bamberg von Heinrich II. und Kunigunde 1010 gegründet, hat vier Thürme. Kirche zu Basel von Heinrich II. 1010 bis 1019. — Meiningen —; älteste Anlage des Münsters zu Würzburg — Kirche zu Paulinzell im Rudolstädtischen 1106 vollendet — Leonhardskirche zu Frankfurt a. M.; Kirche zu Merseburg; Lorch 1102; St. Blasius zu Braunschweig, durch Heinrich den Löwen; Dom zu Lübeck; Dom zu Schwerin.

Die eigentlich deutsche (gothische) Bauart beginnt im 13ten Jahrhundert und eines ihrer ältesten Werke ist der Dom zu Magdeburg (1208 durch Meister Bonfac); Marburg 1235; Schulpforte 1251; Dom zu Meißen durch Bischof Vitigo I. 1274; Notre Dame zu Paris; Dom zu Siena; Freiburg im Breisgau 1272; Dom zu Köln unter Erzbischof Conrad, Grafen von Hochstätten. Straßburg war von jeher eine Stadt gewesen, welche die christliche Baukunst ganz besonders zu ihrer Wohnstätte gewählt hatte. Schon Chlodwig hatte hier im 6ten Jahrhundert den ältesten Münster jener Gegenden erbaut mit hohem Giebeldach, gar finster, mit nur einem Fenster, von dem Lichte der nie verlöschenden Ampel beleuchtet, „damit" nach den Worten eines alten Schriftstellers (Schad) „ein Jeder sein Gebet ohn' Hinderniß und andrer Leute Uffsehens konnte verrichten." Der hehre Münster mit seinem gewaltig ragenden Thurm wurde unter Bischof Werner 1015 begründet, von Erwin von Steinbach (bis 1277, er starb 1318) vollendet. St. Stephan 1140—1150. Aus dieser Zeit, in welcher neben Erwin von Steinbach und der kunstreichen Sabina auch Georg Hauser und Anton Pilgram berühmt geworden so wie Wilhelm Tedesco (der Deutsche), der 1174 zu Arezzo gearbeitet und den Glockenthurm zu Pisa gebaut, und Peter Johannes von Freiburg, Baumeister zu Orvieto, sind die Kirchen zu St. Lorenz in Nürnberg, St. Katharina in Oppenheim. — In einer Bauart, welche schon zu sehr ans Verzieren gedacht, dennoch aber hehre Werke geschaffen hat, sind die meisten Kirchen des 14ten und 15ten Jahrhunderts. Der Dom zu Ulm 1377—1494 (durch Ulrich von Freising); zu Regensburg; St.

Ulrich zu Augsburg; Martinskirche zu Landshut; Frauenkirche zu München; das Kloster Oybyn von Karl IV; St. Veit in Prag; der Dom zu Batalha in Portugal; Antwerpen; Mailand (1386 durch Galeazzo Visconti). Ausgezeichnete Meister dieser Zeit sind Heinrich Arler von Gemünden und der schon genannte Ulrich von Freising.

In Italien wurde jetzt, zuerst in Florenz durch Brunelleschi (1377—1444), den Erbauer von St. Maria del Fiore (m. v. über ihn den 2ten Band meiner Reise durch Südfrankreich und Italien), und später durch Donatello Bramante (Lazzari), geboren zu Castell Durante im Herzogthum Urbino 1444, gestorben 1514, der den Plan zum herrlichen Gebäu der Peterskirche entwarf, so wie durch Michel Angelo (von welchem noch unten) die Baukunst nach einer andern Richtung hin zu einem Gipfel erhoben, welcher neben der gewaltigen, tiefbedeutungsvollen der altdeutschen Baukunst, gleich einem zweiten, nachbarlichen Thurme, den mächtigen Tempel der neuern Architektur vollendet. Auch über diese zuletzt erwähnten so wie über mehrere der nachstehenden Züge aus der Geschichte der neuern Kunst hat der Verfasser dieses Werkes in seiner Reise nach Südfrankreich und Italien 2ter Band ausführlicher gesprochen, worauf er sich, besonders in den hier folgenden, kurzen Angaben beruft.

Die Bildhauerkunst des Mittelalters ist großentheils im Dienst und untergeordnet der Baukunst gewesen. Doch betrachten wir hier wenigstens einige ihrer ersten Anfänge.

Am augenfälligsten zeigt sich die Verschiedenheit der neubegonnenen, tieferen Richtung des Christenthums von jener der Zeit der Heiden in der Malerkunst und neben dieser auch in der Bildhauerkunst. Es war die Leiblichkeit, von der letztern Richtung gemißbraucht, zu einem geistig verpesteten Todtenhaus geworden. Die christliche Kunst, da sie zuerst in dieser Region der Seuchen erwachet, scheint es kaum zu wagen, die Augen für die Umgebung zu öffnen, die Glieder des Leibes zu gebrauchen. In den ältesten Bildern der christlichen Kirchen herrscht ein Ernst, der neben der stummen Richtung auf ein Göttliches und Ewiges das Menschliche und Vergängliche nur wie im Vorübereilen andeutet und nach Möglichkeit es verhüllet. Es gebührt indeß dem Leibe, von Gott geschaffen, sein Recht (§. 44) und „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes." Darum hat die jungfräuliche Weisheit, da die Jahre des unmündigen Schweigens, des stillen Aufnehmens vorüber gewesen, der christlichen Kunst auf einmal die Kraft und das Recht gegeben, den Leib des Menschen nicht nur zu beachten, sondern ihn zu einem Tempel Gottes, zu einem Ebenbild des Unerschaffenen zu verklären. Wir bezeichnen den Gang aus dem Morgentraum der Kunst hier nur mit einigen unsterblichen Namen: Johann Cimabue, geboren 1240, gestorben 1300, hat zu Assisi und Florenz manche (meistens Frescogemälde) hinterlassen, welche die kräftig strebende (fast trotzige) eigenthümliche Richtung verrathen, womit Cimabue dem bisherigen Strom der Kunst entgegen arbeitete; sein herrlichstes Werk war aber doch jenes lebendige, das er durch die Bildung des großen Giotto (Angelo di Bondone) zum Maler vollendete. Giotto war zu Vespigniano im Florentinischen 1276 geboren und starb 1336. Sein Meister fand ihn, das Vieh hütend und dabei die Gestalten seiner Thiere an den Boden und auf Stein zeichnend. Giotto war mit Clemens V. zu Avignon. In Rom malte er das

St. Peterschiff; in Florenz erbaute er den Glockenthurm zu St. Maria del Fiore; in Assisi malte er die Geschichte des Franz Assisi. — Von ihm herrliche Frescogemälde in Padua; die Bilder von Dante, Petrarca, Bocaccio u. s. — Hubert van Eyk, geboren zu Gent 1366, gestorben 1426; Johann van Eyk, geboren 1370, gestorben 1441; aus dieser Schule der treffliche Hans Hemmelink (noch um 1479), auf dessen so wie Schoreels Gemälde aus der Boisserée'schen Sammlung oben hingedeutet worden. — Anton Mamertini, genannt da Messina, um 1430 oder 1470, übt die, wie man glaubte, von van Eyk erlernte Oelmalerei zu Venedig. — Eine Verklärung der höchsten, geistigsten Art empfängt die Kunst durch den Meister Angelico (Johann da Fiesole), geboren 1387, gestorben 1455, der in Fiesole Dominicaner und zugleich Maler war. Von ihm Werke voll tiefer Innigkeit in Rom (Capelle St. Laurentius im Vatican) und in Florenz. Vanucci (Pietro Perugino), Raphaels Lehrer, geboren 1446, gestorben 1524.

Raphael Sanzio da Urbino, geboren am Charfreitag 1483, gestorben am Charfreitag 1520. — Bei seinem Vater zu Urbino, der Töpfergeschirr fertigte, hatte seine Neigung zuerst sich geregt, in Perugia aber so schnell entfaltet, daß er im 17ten Jahr den Meister übertraf. Seine frühesten Werke: die Himmelfahrt der Maria im Kloster St. Francesco. — Verlöbniß der heiligen Jungfrau zu Citta di Castello. — Begegnet sich (in Florenz u. s.) mit Leonardo da Vinci und M. Angelo Buonarotti; mit Taddeo Taddei. — Seine Grablegung Christi 1505. — Wirkt dann in Rom, wo der Palast Borghese und die Werke, die er unter Julius II. und Leo X. für die Hauptstadt der neuen Kunst gefertigt, von ihm zeugen. Seine letzte Arbeit war der Christuskopf an seiner Transfiguration. — Wir erwähnen hier zugleich auch, ehe wir zu dem bedeutungsvollen Vereinigungspunkt beider Künste in Michael Angelo übergehen, einiger ältern italienischen Bildhauer: des Donatello, geboren 1381, gestorben 1466, des Freundes und edlen Kunstgenossen des oben erwähnten Brunelleschi. Es war ein Schüler des Bicci, erhub sich in der Bildhauerkunst so hoch, daß seine Werke in Bronze und Marmor den griechischen gleich geachtet wurden. Von ihm das Basrelief in der Kreuzkirche zu Florenz, die Verkündigung darstellend — die Statue des heil. Marcus in der Kirche Orsan Michael; Donatello war auch Baumeister. — Lorenz Ghiberti, geboren 1378, gestorben 1455, anfangs Goldschmied (auch, doch nicht mit Brunelleschi's Talent, Architekt), arbeitet die bronzene Pforte an der Johanniskirche in Florenz. (Diese Pforte, 340 Centner Erz enthaltend, kostete 22,000 fl.) — Der Lehrer des großen M. Angelo war Dominicus Ghirlandajo (geboren 1451, gestorben 1496), der als einziger diesem würdiger Mitarbeiter neben Perugino an der Sixtinischen Capelle malte. Von ihm die Berufung Andreas und Peters.

Michael Angelo Buonarotti, geboren 1474 im Schloß Caprese, wo sein Vater Befehlshaber war, starb 1564 (90 Jahr alt). Dieser kühne, gewaltige Geist hat als Baumeister und Architekt so wie als Maler, ja zugleich als Musiker und Dichter, nach dem oben gebrauchten Bild alle Säulen des Tempels der Kunst zugleich in seinem Geist getragen. Von ihm das jüngste Gericht in der Sixtinischen Capelle und eine Menge von Meisterwerken, die er für sieben Päpste, unter denen er gewirkt, für Karl V, Franz I, ja für Soliman I, gefertigt.

In Deutschland lebten und wirkten indeß der Lehrer des großen Albrecht Dürer, Michael Wohlgemuth, geboren zu Nürnberg 1434, starb 1510 85 Jahre alt; der treffliche Bildhauer Adam Kraft, der 1507 im hohen Alter starb; die Maler Hans Bäuerlein und Jakob Walch; Albrecht Dürer, geboren im Frühling 1471, gestorben 1528, zugleich Maler und Kupferstecher so wie Mathematiker; der Bildarbeiter Veit Stoß (geboren in Krakau 1447, starb 95 Jahre alt zu Nürnberg im Jahr 1542); der treffliche Erzgießer Peter Fischer in Nürnberg, gestorben 1530. (Ueber diese und andere deutsche Meister vergleiche man meinen Peurbach und Regiomontan). — Antonio Allegri da Correggio, geboren 1473, gestorben 1513, lebte und wirkte am meisten in Parma, Mantua, Modena, Reggio. Von ihm die Verkündigung im Barfüßerkloster zu Parma; die Kuppel der Benedictinerkirche zu St. Johannes. Ein Gemälde, das er, um eine unbedeutende Rechnung auszugleichen, für einen Apotheker gemalt, galt bald nach seinem Tode 700 Zechinen. Pipi (Julio Romano), geboren 1492, starb 1546; Leonardo da Vinci, geboren 1443, gestorben 1516; Vecellio (Tizian), geboren 1477 zu Cadore, an den Gränzen des Friauls, gestorben 1576 zu Venedig an der Pest; Lucas v. Leyden, geboren 1494, gestorben 1533; Hans Holbein, geboren 1495, gestorben 1554 zu London; Guido Reni, geboren 1575 zu Bologna, gestorben 1642: Salvator Rosa, geboren 1516 zu Remblat, gestorben 1673; Gelée (Claude Lorrain) zuerst als Pastetenbäcker in Rom zur Kunst gezogen, war bei Toul in Lothringen 1600 geboren und starb im Jahre 1682, u. s. w.

In unsern Tagen hat die Malerkunst durch die nicht bloß neuerfundene, sondern zugleich sehr vervollkommnete Glasmalerei ein Mittel gewonnen, sich zu einer ganz neuen, höheren Form der Entwicklung zu verklären, bei welcher zu den künstlich gegebenen Farben das natürliche Licht tritt. In der That, dieß sind verklärte Leiber, welche jene hehre Kunst darzustellen vermag. Dieser neue Aufschwung der Kunst hat in Bayern durch König Ludwig I. begonnen. Die Dome zu Regensburg, zu Köln u. a. haben schon Werke der neuen Glasmalerei aufzuweisen; herrliche Glasgemälde nach den alten deutschen Meisterwerken verdanken wir auch Melch. Boisserée's und Dr. Bertrams wohlthätiger Anregung. Als einer der Wiedererfinder des Glasmalens kann mit Recht M. Siegm. Frank, geboren zu Nürnberg 1770, genannt werden.

Auch den Gang der Entwicklungsgeschichte der neueren Tonkunst können wir hier nur durch einige Namen und Zahlen der Jahre flüchtig andeuten. Doch vergleiche man hierüber Thibauts treffliches Buch über die Reinheit der Tonkunst, 2te Aufl. 1826. Hehr und tiefergreifend lauten die ältesten noch übrigen Kirchengesänge in Italien. Doch hatte schon frühe eine solche Entartung der Kirchenmusik begonnen, daß Papst Marcellus II. im Jahr 1555 sie ganz abschaffen wollte, als Pietro Aloisio da Palestrina (auch Pränestinus genannt), geboren 1529 zu Palestrina, durch seine herrliche Messe am Ostersonntag 1555 sie rettete und zugleich ihr eine neue, geistige Richtung gab. Er ward 1571 Capellmeister an der Peterskirche, starb 1592 am 2. Februar. Sein Leichenbegängniß wurde mit inniger Theilnahme von ganz Rom gefeiert, in dessen Gassen zugleich das herrliche Libera me, Domine des großen Meisters ertönte. — Der hochbegabte Orlando di Lasso (Roland Laß), geboren 1520 in den Niederlanden, gestorben 1594, hatte in München eine Singcapelle um sich gebildet, wie sie Deutschland noch nie sah, und schwerlich jemals wieder sehen wird (Thibaut a. a. O. 157). Ein herrliches Werk von ihm sind die Bußpsalmen, für Karl IX. von Frankreich. — Marcello (Benedetto), geboren zu Venedig 1680, gestorben 1732, componirt die Psalmen; Händel (G. Friedrich), geboren zu Halle am 24. Februar 1685, wird schon durch seine Oper Almira (1704), dann noch mehr (in Venedig 1709) durch seine Agrippina, in Neapel durch Acis und Galathea bekannt. Seit 1710 Capellmeister in Hannover, dann in England, wo er schon durch seinen Rinaldo Liebling der Nation wurde. — Sein herrlichstes Werk der Messias. — Händel starb am 13. August 1759. Thibaut nennt ihn den Shakspeare der Tonkunst. Sein Leichnam ruht auch in der Westminsterabtei neben den Resten des großen Shakspeare. — Der große Sebastian Bach war aus einer schon vorlängst durch musikalische Talente reich gesegneten, aus Ungarn herstammenden Familie im Jahre 1685 in Thüringen geboren, frühe verwaist und dann zu seinem Bruder, der Organist war, gekommen. Damals schon hatte sein brennender Eifer für die Tonkunst ihn getrieben, nächtlich beim Mondschein eine vom Bruder ihm hartnäckig zurückgehaltene Sammlung beliebterer Compositionen abzuschreiben und so ihn schon zeitig zur Fertigkeit gebracht, innerlich ganze Werke der Tonkunst in ihrem Zusammenklang zu erfassen und auszuarbeiten. Als Jüngling lebte er in Lüneburg, von wo aus er öfter dem Orgelspiel des berühmten Reinke in Hamburg beiwohnte. Schon 1703 ward er Hofmusikus in Weimar, 1708 ebendaselbst Hoforganist, 1714 Capellmeister, 1717 nach Köthen berufen. Als er in demselben Jahre den damals fast 100jährigen, trefflichen Orgelspieler Reinke in Hamburg besuchte, und nun auch dieser ihn spielen hörte, sagte der Greis: er hätte geglaubt, das rechte, ächte Orgelspielen sei ausgestorben, er habe sich jedoch nun eines Anderen überzeugt. Schon 1717 hatte Bach den berühmten französischen Virtuosen Marchand eben so besiegt, als zu Napoleons Zeit ein einfach erhabener Gesang von Scarlati die hundert Pariser Harfen. Bach starb 1750. — Pergolesi (Giovanni Battista), geboren 1707 zu Pergoli, gestorben 1739. — Hasse, geboren 1705 zu Bergedorf bei Hamburg, wird von dem großen Alessandro Scarlati (1724) gewürdigt und erkannt, findet in Venedig (1727) die berühmte Sängerin Faustina, starb 1783. — Christ. v. Gluck, geboren 1714 zu Weidenwangen in der Oberpfalz, wo sein Vater Jägermeister war. Zuerst Musikus beim Fürsten von Lobkowitz. Kommt schon 1738 mit Melzi (St. Martini) in seltsame Collision; componirt 1774 die von Bailli de Roulet gedichtete Iphigenie, welche 1782 zum 175sten Male in Paris gegeben wurde; er starb 1787. — Hiller, geboren 1728, verliert seinen Vater (Schullehrer zu Wendischossitz bei Görlitz), schon im sechsten Jahre und empfängt da, im Anhören des Liedes beim Leichenbegängniß, den ersten inneren Anstoß zu seiner nachmaligen Richtung als Componist der Kirchenmusiken. — Joseph Haydn, geboren den 31. März 1733, gestorben den 31. Mai 1809. Sein Vater, ein Wagner zu Rohrau in Niederösterreich, spielte die Harfe, wozu die Mutter lieblich sang; dieß weckte zuerst den Geist der Töne in Haydn. Von dem Schullehrer zu Haimburg kömmt er (durch Dechant Reuters Vermittlung) nach Wien, ist hier bis zum sechzehnten Jahr Chorknabe, duldet die äußerste Dürftigkeit,

bis Metastasio ihm diese ein wenig erleichtert. Kommt 1761 zur Esterhazy'schen Capelle, 1790 nach London. — Mozart, geboren am 27. Januar 1756 zu Salzburg, fängt schon im sechsten Jahre seines Lebens an, kleine Musikstücke zu setzen, wird im dreizehnten Capellmeister des Erzbischofs. Sein letztes Werk das Requiem. Er starb 1790 am 5. December. — Auch von der neueren Tonkunst, wie von der bildenden Kunst wollten wir hier nur den Gang der Entwicklung von den ersten Keimen an bis zu den Höhepunkten der zuletzt vergangenen Jahrhunderte bezeichnen.

Die Wissenschaft.

§. 66.

Wie die Sprache zum Gesange, ja wie das Menschenlied, welches in Worten singt, zu dem lieblichen Ton der Flöte, so verhält sich die Wissenschaft zur Kunst. Denn die Wissenschaft, von welcher wir hier reden, ist selber verwandt, ja sie ist Eines mit dem Menschenwort und darum so alt als dieses.

Es könnte der Mensch nicht, wie ihn die gedankenmächtige deutsche Sprache nennet, ein Sinnender und Verstehender sein, wäre er nicht zugleich ein Redender; nur das Wort machet den vorüber rinnenden Fluß der Erscheinungen zu etwas Gedenkbarem, zu einem Feststehenden für den erkennenden Geist. Und dieses Feststehende, das ihm gleichet, das von seiner eigenen Art ist, das hat der selbsterkennende Geist im Menschen von seinem Erwachen an gesucht und wird dasselbe suchen, so lange sein Wesen in der Sichtbarkeit währet. Denn an ihm erst, seinem Ergänzenden, findet er sich selber.

Im großen Fruchtgarten der Erde, im fernen Osten, da war es, wo ein Baum des Erkennens wuchs von giftiger Art. Neben ihm jedoch grünete ein Baum des Lebens. Und dieser mit seinen Früchten ist es eigentlich gewesen, nach welchem die anerschaffene Lust im Geist des Menschen, die Lust des Lebenden am Leben, verlangt hat und noch verlangt, so oft auch von Anbeginn an ihre Hand fehlgegriffen hat und noch fehlgreift. Denn wie die Zunge des Menschen, so sehr dieselbe auch zum „unruhigen Uebel" geworden, ursprünglich zum Reden der Wahrheit gemacht ist und diese ihre Bestimmung noch immer von sich selber aussagt, so ist die Kraft des Erkennens für jene Weisheit geschaffen, welche vom Anfang war, und das Streben und Bewegen dieser Kraft wird niemals eine andere sichere Ruhe finden, als die Ruhe zu den Füßen jener anfänglichen Weisheit.

Wir gehen der Geschichte der Wissenschaft nach zum Quell des Stromes, der im Verlauf der Tage zum großen Wasser geworden.

Gleicht der Mensch, wie mit Recht von ihm gesagt wird, anfangs dem Kinde, wohlan, so wird in ihm die Weise aller Menschenkinder gewesen sein, aufs Wort zu merken. Denn wie dem Wandrer durch unbewohnte Lande, wäre diesen auch jede Gefahr fremd, fände sich dagegen in ihnen bei jedem Fußtritt die Fülle der Speisen und Lieblichkeiten, fängen auch zugleich Nachtigallen von jedem Zweige, dennoch erst das Herz wieder recht freudig schlägt, wenn er am Saum der blühenden Wüste die Töne der Menschensprache von neuem vernimmt, so verlangt schon der Säugling auf dem Arm der Mutter mehr noch als nach flimmerndem Spielwerk oder Süßigkeiten nach dem freundlichen Wort, das ihn anredet; das Kind sucht, sobald es selber zu gehen vermag, sprechende Menschen auf. Sprechend erscheinen dem Spielenden die Blumen und Thierlein des Grases, sprechend alles was sichtbar ist, denn es ist überall und immer nur das zu ihm nahende, mit ihm redende Wort, nach welchem der Geist forscht; hinter und in dem vorübereilenden, vergänglichen Schein sucht derselbe ein feststehendes Sein, von der Natur des im Wort verleiblichten Gedankens.

Der Wissenschaft Anfang ist die Sprache gewesen, und der empfangende Mensch hat alsbald wieder das Geschäft eines Gebenden geübt: er hat allen Dingen, die seine Hand berührte, sprechen gelehrt. Darum erscheint die Kunst zu schreiben in der Geschichte der Wissenschaft gleichwie ohne Vater und ohne Mutter, ohne den Namen eines Erfinders und Urhebers. Derselbe bewegende, allvereinende Geist, welcher in der erkennenden Seele mit der von außen kommenden Erscheinung das entsprechende Wort verband, der hat auch nach dem Gesetz einer inneren Nothwendigkeit eben so wie die Geberde zum Sprechen, zu dem hörbaren und gedenkbaren Wort ein sichtbares, sinnvolles Zeichen gesellt, das Zeichen der Schrift. Es hat das Alterthum, wie noch heutiges Tages die kindliche Meinung einiger Völker, nicht bloß dem gesprochenen, sondern auch dem geschriebenen Wort Kräfte von geisterhafter (magischer) Art beigelegt, und es staunt noch jetzt der vorüberziehende Nomade vor dem beschriebenen Berg mit betender Ehrfurcht, wie der Jäger des Nordens vor der Runenschrift des Gemäuers, während beide vor andern, augenfälligeren Kunstwerken, an denen keine Inschrift zu den später lebenden Geschlechtern redet, unbeachtend vorüber gehen. Und in der That, diese Ehrfurcht vor den Zeichen der Gedanken ist wohlbegründet; es ist, was sie bedeuten, von ewiger Natur; sie selber, aus uralter Vergangenheit, sind nicht bloß die Fußstapfen und Spuren des Vorüberwandelns jener Fremdlinge aus einer Welt des Geistigen, in welcher das Heim der Seele selber ist, sondern sie sind die offen gebliebenen Pforten, aus denen eine Welt der Hingeschiedenen noch immer zu uns, den leiblich Lebenden, herniedersteigt.

Was wir oben (im §. 46) von der Sprache des Menschen erkannten, das gilt auch von seiner Wissenschaft: es haben beide zuerst von jenem Bewegen gezeugt, das von oben ausging und welches den Menschen zum

Sprechen des Wortes wie zum Erkennen führte. Wie die ältesten Sprachen der Völker in der Vielbedeutenheit ihrer Worte die kraft- und geistvollsten sind, wie die Grundbedeutung der Worte dieser ältesten Sprachen viel öfter eine Beziehung auf eine Welt des Uebersinnlichen und Göttlichen hat, als die der neuern Sprachen, so wird auch in den ältesten Denkmalen der Weisheit der Völker als Hauptinhalt und Grundgedanke das Wort gefunden: von dem ewigen Anfang des offenbar gemachten Seins, das Wort von dem Schöpfer und der Schöpfung der Sichtbarkeit. Es hat sich dieses Wort von einem ewigen Ausgang alles gedenkbaren Wesens am reinsten und vollkommensten bei solchen Völkern der Vorzeit erhalten, bei denen dasselbe am frühesten zu einem geschriebenen geworden war, und in großer, naher Uebereinstimmung finden wir deßhalb in den ältesten Büchern der asiatischen Völker, vornehmlich jener von semitischem Stamme, von dem Anfang aller Dinge und von den ältesten Geschichten unsres Geschlechts gezeugt.

Es erkennt denn die Weisheit, sobald sie zum Geist des Menschen sich gesellt, ein über Alle waltendes Göttliches an; dieses Göttliche aber in seinem Regieren und Walten erscheint derselben als Gesetz. Darum sind alle ältesten Denkmale des menschlichen Wissens bei den Indern wie bei den Hebräern, bei den Chinesen wie bei den alten Parsen, Bücher der Gesetze, welche bezeugen, daß auf demselben ewigen Grunde, aus welchem das Wesen des Menschen hervorging, auch jene Gesetze beruhen, welche unsrem Geiste den Rückweg zu dem ewigen Ursprung eröffnen. Diese Gesetze ohne Wandel und ohne Veränderung, sie sind auch als fester Stand und als Lauf der Sterne in das Buch der Natur verzeichnet; darum hat die Weisheit der Alten frühe mit der Lehre von den Gesetzen für das Verhalten des Menschen zu Gott und zu dem Nächsten auch die Lehre von jenen Mächten und Bewegungen des Himmels aufgenommen, welche dem Menschen Gesetze geben für sein Verhalten zu der äußeren Natur, deren Erzeugungen zur fest bestimmten Zeit ihm Nahrung darbieten und Kleider. Uebrigens ist in der Sternkunde der ältesten Zeit, wie in andern Richtungen ihres geistigen Forschens, ein prophetisches Element gewesen, gleichwie in den Götterspüchen des Musäus und der Sibyllinischen Bücher. Denn wie noch jetzt bei den Indern, so war bei den Aegyptiern und Chaldäern an den Ablauf der festbestimmten Zeiten des Sternenhimmels eine Erwartung geknüpft von dem Beginnen neuer Zeiten, von dem Wiedererscheinen des sichtbar Göttlichen, von dem Wiederaufleben des Phönix zu neuer, ewiger Jugend.

Wir finden bei einem großen Theil der Völker der alten Welt, wie noch heut bei den Indern, den Schatz des Wissens gleich wie ein Erbgut nur im Besitz eines einzelnen Standes, des Standes der Priester. Dieser Stand ist es, welcher in alter Zeit durch Enthaltungen und Weihungen,

wie durch ein strengeres Befolgen des Gesetzes, die aufnehmende Empfänglichkeit für den geistig belebenden, bildenden Einfluß von oben sich bewahret, an dessen Wirksamkeit, vornehmlich zum Erzeugen jener Begeisterung, aus welcher alles höhere Erkennen kommt, das Alterthum glaubte. Sei es, daß dieser Stand häufig jene Eigenschaften nur geheuchelt, auf welche sein altes Vorrecht sich gründen sollte, sei es, daß er öfters sich selber wie das ihn ehrende Volk betrogen, gewiß ist es, daß seinem Entstehen ursprünglich jene wahrhafte Lehre zu Grunde lag, daß nur Der das Gesetz richtig verstehen und auf wirksame Weise dem Volke zur Befolgung anbefehlen könne, welcher selber der Vorschrift des Gesetzes treulich folgt und nicht abweicht von seinen Geboten; daß nur Der Göttliches zu erkennen vermöge, in welchem selber ein göttlicher Wille lebt. Es sollte somit der Priesterstand ein Vermittler zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, ein gereinigtes und geweihtes Gefäß für den belebenden Geist, ein Vorbild und Führer der Menge auf dem Wege der göttlichen Gebote sein, und jener Stand hätte niemals die so oft bewunderte Macht über Könige und Krieger und Volk, über Menschenalter und viele Jahrhunderte empfangen, wäre er nicht, wenigstens anfänglich und in vielen seiner einzelnen Glieder auch späterhin noch öfters, das wirklich in einem augenfälligen Maße gewesen, was er sein sollte und zu sein sich rühmte.

Wenn aber in dieser alten Einrichtung, in dieser Feststellung der priesterlichen Würde gegen das alltägliche Treiben und Geschäft des Volkes jener polarische Gegensatz des Naturreiches abgebildet war, welchen wir oben, in der Lehre von den Temperamenten als den magnetischen bezeichneten, wenn hier ein ganzer Stand der beschauenden Hingebung und der Bewirkbarkeit durch ein Göttliches sich weihte, während ein neben ihm stehender anderer Stand, der Stand der Herrscher und Krieger, die Bestimmung hatte, die Macht des göttlichen Gesetzes zu handhaben und in Ausübung zu setzen, sehen wir an einem andern Orte den polarischen Gegensatz der zweiten Art hervortreten, welcher der elektrischen Entgegensetzung der Körper, der Theilung des organischen Leibes nach beiden Seiten entspricht. Wie der Menschenleib (nach §. 24) erst dadurch seine äußeren Vorzüge vor dem thierischen Leibe empfängt, daß sich an ihm, mit und neben dem magnetischen Gegensatz eines Obern und Untern, eines Hauptes und Rumpfes, auch der elektrische Gegensatz der beiden Seiten ausbildet, so hat auch die Weisheit der Völker nur dadurch ihrer wahren, göttlichen Vollendung entgegen reifen können, daß neben jener starren Abgränzung der Stände in ein erkennendes Haupt und die nicht erkennenden Glieder, die Gleichsetzung der Seiten, das Verhältniß des Bürgers zum andern Bürger, wie des einen Auges zum andern eintrat. Wir sahen bei der Lehre von den Temperamenten, daß der magnetische Gegensatz durch die Empfänglichkeit für den obern, allbelebenden Einfluß so wie durch ein

selbstthätiges Nachbilden der Wirksamkeit jenes Einflusses begründet werde, während der elektrische durch und aus der Wechselwirkung des einen Einzelwesens mit den andern allen erzeugt wird. So hatte auch die alte Welt bei der einen, vorhin erwähnten Richtung ihres Forschens nach Weisheit dem Quell dieser Weisheit unmittelbar, wie Gleiches dem Gleichen, Geist dem Geiste zu begegnen gesucht, und diese geheime, nur einem gewissen Stande vertraute Wissenschaft wollte ein Etwas für sich, und selber göttlicher Art sein; bei der andern Richtung aber wagte das Forschen nur mittelbar, im Leben und Wirken der als gebrechlich sich erkennenden Menschlichkeit dem Quell des Erkennens sich zu nahen, und eine solche Wissenschaft wollte nichts für sich selber, sondern nur Etwas und Alles für Andere sein, wollte nur als ein menschliches Suchen und Forschen nach dem Göttlichen erscheinen. Diese neue, fruchtbare Richtung hat sich deßhalb bald nach ihrem Beginn neben der sogenannten Theosophie oder Gottesweisheit der andern Völker den bescheidenen Namen der „Liebe zur Weisheit oder die Philosophie" beigelegt und sich als Gemeingut nicht nur des einzelnen Standes, sondern Aller im Volke zu erkennen gegeben.

Wie ein Volk vor allen dazu erwählt war, daß es ein Gefäß der Offenbarungen Gottes und bis zur Zeit der Erfüllung ein verschlossener Garten für andre Völker sein sollte, so ist ein andres Volk vom Anfang seiner Geschichte an dazu bereitet worden, daß es sollte ein fruchtbares Feld der Segnungen werden, welche Gott dem Geschlechte des Menschen durch andre Menschen im Bund und Verkehr der wechselseitigen Liebe und Hilfleistung ertheilt, ein offenes Feld, dessen Früchte nachmals nicht dem einzelnen Volke, sondern allen Völkern zur Nahrung dienten. Das Volk der Abgeschiedenheit war Israel; das Volk des gemeinsamsten Wechselverkehrs mit andern Völkern waren die Griechen. Bei diesen hat sich jenes allgemeine Wissen zuerst gestaltet, welches, wie Herakleitos sagt, als das sicherste erscheint: das Erkennen, das für Alle ist, wie das gemeinsame Licht der Sonne, während das, was nur der Einzelne weiß und erkennt, ungewiß ist und zweifelhaft. Es ist dieses allgemeine Wissen auf seinem Wege nicht bloß ein Vorbild, sondern eine Vorbereitung für den Glauben des Christenthums gewesen, dessen Erkennen nicht für Einen oder für etliche Wenige allein, sondern ein gemeinsames, heilbringendes Gut für Alle werden sollte. Die Liebe zur Weisheit, so weit sie rechter Art war, ist nicht ohne ihre Erfüllung geblieben, sie hat den Weg gefunden und gebahnt zu dem, was sie liebte.

Auffallend ist der Unterschied zwischen dem Inhalt und der Form der Lehren der Weisheit, wie wir sie in den Tempeln und Priesterinnungen solcher Völker, wie die Aegyptier waren, und wie wir sie in dem freien Geistesverkehr der Griechen finden. Es wird der Schleier der Isis von keiner sterblichen Hand vollkommen gehoben, selbst dem unvollkommnen

Erkennen des Geheimnisses der Schöpfung und Erhaltung der Dinge nahen sich nur Wenige auf mühsamem Wege; Apis ist nur ein segnender Gott für die Aegyptier, wie Dagon für die Philister und Baal für Babylons Volk. Dagegen hatten schon Griechenlands älteste Weise, Thales und Pherekydes, Anaximandros und Anaximenes ihr Auge zu einer allerschaffenden Kraft erhoben und nach einer solchen sich umgeblickt, welche Alle umfangend, Allen gemeinsam sei, Allen nahe, die aus ihr das Leben haben und Sein. Sei es auch, daß bei diesem Forschen das Auge sich täuschte, daß es das Allumfassende und Erschaffende, welches es suchte, bald in einem Wasser, bald in der Luft oder in dem Aether und dem Feuer zu finden glaubte, immerhin gingen alle diese Lehren von der zuversichtlichen Hoffnung aus, die Mutter, welche die sichtbaren Wesen und vor allen den Menschen geboren, müsse ihren Kindern nicht unnahbar ferne, sondern sie müsse von ihnen zu finden, von ihnen erfaßbar sein. So wird dann dieser Alle bedenkende Geist bald als Weltseele, bald als Gesetz der Erfüllung oder εἱμαρμένη angeschaut, ein ewig Nothwendiges und Eines, vor dessen Macht Götter wie Menschen sich beugen.

Es hatte übrigens auch Griechenlands Weisheit auf ihrem offen vor Augen liegenden Wege denselben Gang der Entwicklung genommen, welchen die Wissenschaft der andern Völker in ihrer geheimeren Richtung durchlaufen hatte. Denn es waltet hierbei ein Naturgesetz von derselben unabänderlichen Art, als jenes, nach welchem der leibliche Mensch, er sei nun in der verborgenen Halle des Tempels oder in der Hütte am Heerwege geboren und erzogen, zuerst gehen und sprechen lernt, zuerst zu der Entwicklung der Theile des Mundes, wie der Zähne, hernach zu jener der andern Theile gelangt. Auch in Griechenland war die Wissenschaft aus einer Begeisterung geboren worden, gleich jener, welche die Kunst und alles Herrliche erzeugt, das der Mensch hat. Die ältesten Lehren der Weisheit waren Gedichte, bis der Sage nach Pherekydes die Kunst der ungebundenen Rede erfand, wodurch das Wort der Mittheilung wie dem allgemeinen Verständnisse dienstbarer ward.

Herolde und Verkündiger einer Erfüllung des Geistigen, welche kommen soll, sind jene Dichterheroen gewesen, welche die Sage als Musäus und Linus benennt. Mitten in der Mühe und den Kämpfen des vergänglichen Tages haben sie den unvergänglichen Frieden verkündet, der einst aus dem Streit geboren wird, einen künftigen Trost der Völker. Sie haben gezeugt von einem Leben, das nicht mit dem Leibe vergeht. Was sie sprachen, das hatte sie nach ihrem Maße der Geist gelehrt, welcher zur Stimme des athmenden Menschen das verständige Wort der Rede gibt, zum Erkennen das Licht.

Mehr als bei irgend einem andern Volke der früheren Zeiten hat es hierauf der mütterlichen Weisheit gefallen, das Volk der Griechen auf

menschlich spielende Weise zu seinem Lehrerberuf für das allgemein Menschliche, das in der Hütte wohnet wie im Königshause, zu bereiten. Die Erzieherin hat sich heruntergelassen zu den Kindern am Heerwege der Völker, hat ihnen auf liebliche Weise von menschlichen Dingen erzählt, hat den Homeros zum Gesange menschlicher Freuden und Leiden erweckt, zum Preise der gastfreundlichen Milde, welche der Wanderer bei fremden Völkern erfährt, zum Zeugen von einer Hilfe des Göttlichen, welchem die Noth des einzelnen Menschen nicht zu gering erscheint, sondern welche in Gefahren nahe ist und den Kampf zum Siege führt. Auch in Hesiodos hat sich jene Weisheit mit der Lehre von den Gestirnen herabgelassen zum Bedürfniß des Landmanns, hat diesem die Zeiten der Aussaat und Ernte verkündet. Selbst das Heer der Gestirne hat sich hier mehr als anderswo in Gestalten von menschlicher Art oder der Thiere des Hauses verkleidet; es hat Isis selber den Schleier abgelegt, den auch das kühnste menschliche Forschen durch seine Kraft ihr nicht zu entreißen vermochte.

Hierauf sehen wir die Weisheit der Griechen zu jenem nothwendigsten Werke sich rüsten, womit sie auch anderwärts das Geschäft des Tages begonnen, zu dem Werk der Gesetze für Staaten und Völker. Es wird in allen Gesetzen der griechischen Staaten als feste Grundlage vor Allem die Lehre gefunden, daß der Mensch für andere Menschen, der Bürger für andere Bürger, Alle für Einen, Einer für Alle da seien. Die Gemeinde ist es, welcher alle Kraft und alles Wirken des Einzelnen von der Geburt an gehört; „für das Gemeinwesen müsse man wirken und kämpfen, müsse man leben und sterben.“ Wie nahe die innere Weihe, welche den klaren Blick in das Bedürfniß und die natürlichen Wechselverhältnisse des Volkes verleiht, mit jener verwandt sei, welche zum Gesange die Macht gibt, zeigt sich an Solon, welcher Gesetzgeber wie Dichter war.

Was die zum Theil mit Blut geschriebenen Gesetze dem Menschen streng befahlen, dazu haben jene Weisen, von denen wir vorhin sprachen, ermahnend und freundlich beredend das Volk gestärkt. Sie haben mit nährender Kraft sich an das Erkennen im Menschen gewendet und so den Herrscher in diesem gebildet und erzogen, welcher allein die Begierden der Thierheit, die gegen das Gesetz sind, so weit dieß in menschlicher Macht steht, zügeln und bändigen kann. Wie ein Leuchtthurm, ein Zeichen dem Schiffer im fernen Meere, erscheint in jener Zeit Pythagoras mit den Seinen. Es sollte schon durch ihn nach seinem Maße gezeigt werden, daß außer und über der Erziehung für den sichtbaren Staat auch noch eine Erziehung für die unsichtbare, geistige Welt sei, daß es außer der Verfassung und den Gesetzen der einzelnen, unter sich streitenden, kämpfenden Völker auch eine Verfassung und Gesetze einer friedlichen, aus allen Völkern versammelten Gemeinde gebe, welche nicht durch äußere Macht und Furcht vor den Richtern, sondern durch gemeinsame Liebe zu Gott und durch

Liebe des Einen zum Andern regiert und erhalten werde. Hiermit ist der pythagoräische Bund das Vorbild eines Bundes der Geister in der Liebe gewesen, welcher nachmals kommen sollte.

Auch die Dichtkunst begann bald nach jener Zeit als Drama zu der Seele des Volkes zu sprechen, so leicht vernehmlich und nahe, wie ein Mensch mit andern Menschen redet. Aus dem Gefängniß der Syringen und Pyramiden, wie der geweihten Hallen und Schulen der Priester, hat Herodot die Geschichte entlassen und sie dem Umgang und Verkehr mit allen Völkern und Menschen wieder geschenkt. Einfältig und arglos, wie eine in der Stille erzogene Jungfrau, aber lieblich und mit bewegender Kraft, erzählt die Freigewordene von dem, was sie in der Heimat vernommen und seitdem auf ihrem Wege durch Länder und Völker erfahren. Bald aber hernach zur Mutter vieler Kinder gereift, spricht sie mit der Würde der Herrin des Hauses und mit dem eindringenden Ernst der Erzieherin durch Thukydides Mund und mit der gebildeten Erfahrung der reichen Bürgerin aus Xenophons Werken.

Jener nähere Umgang des Menschen mit den göttlichen Dingen, wie sich dessen die ägyptischen Priester rühmten, müßte freilich den Geist des Menschen in einer beständigen, demüthigen Beugung und Hingebung erhalten, läge nicht jenem vermeintlichen Annahen desselben zum Göttlichen eine Gefahr zur Seite, welcher auszuweichen durch eigene Kraft die Menschennatur unvermögend ist, der Wahn, daß der sterbliche Mensch selber zu einem Göttlichen, zu einem Höheren geworden sei, als alle andern Menschen sind. Darum erscheint der Weg jener bürgerlicheren, gemein menschlich redenden Weisheit, die sich bei den Griechen entfaltete, gefahrloser und fruchtbarer. In der That, die Lehre, daß der Mensch für andre Menschen, der einzelne Sterbliche für andre gleich ihm gebrechliche Sterbliche da sei, wird im Inneren unsrer Natur mit nicht minderem Widerstand zu kämpfen haben, als jene, daß er für das Gesetz des Göttlichen gemacht sei; und es kann dem natürlichen Menschen das Bemühen, für andre Menschen zu leben und zu leiden, zu einer trefflichen Schule der beständigen Demüthigung werden. Es ist leichter, sich vor dem Göttlichen aus Ehrfurcht zu beugen, als vor dem gleichartig Menschlichen aus Liebe, und in vollkommnerem Maße wird das Letztere nie bestehen können ohne das Erstere. Jener Weise des Volkes, welcher, hierinnen aufs vollkommenste entgegengesetzt den ägyptischen Priestern, die Alles wußten, zuerst bekannte, daß er nichts wisse, ist in der That durch die Schule einer beständigen Selbstdemüthigung und Verläugnung zur Meisterschaft der rechten Weisheit gekommen, bei welcher die Liebe zu den Brüdern in Gottesfurcht wurzelt. Nahe jenen Zeiten, da die Tempel von Stein und Holz versinken oder von der sie zu Tempeln weihenden Gottesfurcht verlassen werden sollten, erbaute Sokrates in der Armuth des demüthigen Bürgers

ein Haus der ewigen Weisheit aus dem unvergänglichen Gewebe der Menschenrede und des sichern menschlichen Erkennens. Unter Plato's reichbegabter Hand wird das Haus der bürgerlichen Einfalt zum hehr und herrlich verzierten Palaste, zu welchem der Herrscher und Eroberer im Reiche des Wissens, Aristoteles, Vorhallen und Schatzkammern voller Güter und Kostbarkeiten des Wissens hinzufügt. Und dieses ganze Gebäu aus Menschenwort und Rede unterlag nicht dem beschwerlichen Loos jener alten ägyptischen Tempel, welche die unbewegbare Last des Gesteines sammt dem geheimen Wissen, das in und unter diesem verborgen lag, auf immer an den Boden hefteten, auf welchem sie erwuchsen, sondern tragbar wie ein leichtes Zelt ist es von einem Volk der Pilgrime der Erde zu dem andern gekommen, hat allen gedient, allen seine Erquickungen und Güter geboten. Denn dieses ist das große Vorrecht der Wissenschaft so wie der Poesie vor der bildenden Kunst, daß jene, frei von den Beeinträchtigungen des Raumes und der Zeit, in ungetrübter Ruhe ein inneres Reich beherrscht, während die hehre Kunst, weil sie das Gewand eines leiblich Gewordenen trägt, öfters, gleich der Blume, welche nicht zu entfliehen vermag, dem Sturme der äußern Elemente unterliegt.

Es muß uns in der Geschichte der Entwicklung der griechischen Philosophie, welche wir hier als Beispiel für die Geschichte der Wissenschaft überhaupt wählten, jene Aufeinanderfolge bemerkenswerth sein, in welcher sich das Forschen und Erkennen von oben nach unten, von innen nach außen, über alle Gebiete und Stufen des menschlichen Wissens verbreitete. Der älteste Gegenstand der Betrachtungen ist auch hier die Natur des Göttlichen und Ewigen gewesen und das Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen so wie jener Gesetze, welche alle Einzelnen zu einem Ganzen vereinen. Hierauf hat sich das Licht des Erkennens und Forschens über das Menschliche, über die Geschichten der Völker und Länder ergossen, zuletzt nach Allem über die äußere Natur, über die Geschichte der Dinge der Sichtbarkeit. Darum entsteht erst mit Aristoteles und seiner Schule eine eigentliche Naturwissenschaft. Es wird dieß immer der natürliche Gang des inneren Forschens sein, daß die Seele zuerst und vor Allem nach dem fragt, was zu ihrem eigenthümlichen Leben und Sein am nothwendigsten und unentbehrlichsten ist, nach dem Element der Ernährung und Bekräftigung aus dem Quell alles Lebens. Hierauf erst, wenn sie den belebenden Odem und Nahrung empfangen hat, wird sie an die Ausschmückung und Verschönung ihres eigenen äußeren Wesens, zuletzt an die ausschließendere Beschäftigung mit den Dingen der Außenwelt denken. Die Seele zeigt hierbei, daß ihr Bedürfen und Sehnen nicht ein und dasselbe sei mit dem Bedürfen des Leibes, daß der Trieb der Selbsterhaltung aber in ihr eben so wie im Leibe unter allen Trieben der mächtigste sei. Uebrigens wird auch am Menschenleibe zuerst das Haupt mit seinen Theilen, hernach erst, fast in der Aufeinanderfolge der Lage von oben nach unten, werden die andern Glieder gebildet.

Als durch Sokrates und die ihm ähnlichen Schüler der Bau des Erkennens, von welchem wir vorhin gesprochen, vollendet war, hat sich bald hernach, aus dem allgemeinen Verfall und Verderben des Geistigen geboren, jener Feind in denselben eingeschlichen, welcher überall auf Erden den Verfall der Kunst wie der Wissenschaft herbeigeführt hat. Wie wir schon vorhin sagten, die Hingebung des einzelnen Menschen zum heilsamen Verkehr mit andern Menschen wird nur so lange fruchtbar und kräftig bleiben, als die demüthige Hingebung gegen ein Göttliches besteht; das Gefüge der Glieder zu einem Rechten und Linken kann am Leibe nur so lange lebendig bleiben und gedeihen, als der belebende Einfluß des Hauptes und seines Gehirns auf den untern Körper noch kräftig ist. Die Inhaber des geistigen Gebäudes aus Sokrates' und Plato's Hand glaubten mit dem hörbar ausgesprochenen und leicht nachsprechbaren Worte auch die Lebenskraft zu haben, aus welcher jenes Wort erwachsen war; sie bedachten nicht, daß es nur die Begeisterung sei, welche das Wort gibt, nur der Geist, welcher das Wort, das der Mensch zum Menschen spricht, belebt. Dieser Geist aber wird nicht von unten, aus dem leiblichen Bemühen und Sorgen geboren, sondern er kommt dem Demüthigen von oben. Als nun jene Nachsprecher der Worte ohne Geist das ihnen gewordene Erbtheil der erkannten Wahrheit verwalteten und gebrauchten, ohne daß selber Wahrheit in ihnen war, da verkehrte sich dasselbe zum Widerspruch und zur Lüge, und es spottete die kühner werdende Zweifelsucht der sinnlichen Natur aller Lehren der Weisheit. Es erhub sich, wie ein Geschmeiß der Verwesung, aus dem noch jetzt Ehrfurcht gebietenden Leichnam Epikurs Lehre, welche ohne ein Göttliches, ohne Geist und tiefern Sinn, die in Thiere verwandelten Gäste der Kirke zu einem gleichsam pythagoräischen Bunde des gemeinsamen Fütterns und des Besuchens der Schwemme vereinigen wollte. Neben der Schule des Epikur bemühte sich jene der Stoa vergebens durch die Mittel des Strengen und Bittern, wie durch kräftige Salze, der schon eingetretenen Verwesung zu steuern.

Da hat sich, als ihr der Tempel genommen war, welchen eine bessere Zeit ihr geweiht, die Weisheit mit all den Ihrigen hinausgeflüchtet vor die Stadt und ins freie Feld gerettet. Der nach Wahrheit forschende Geist hat diese, wenn auch nicht mehr bei den Menschen, doch bei den Thieren und Blumen des Feldes gefunden, und wenn auch der zweifelsüchtige Sinn sonst an Allem irre geworden, an diesen Bewegungen der Gestirne, welche heute noch unwandelbar dieselben sind, die sie vor Jahrtausenden gewesen, läßt sich nicht irre werden. Darum wendete sich jetzt der ganze Ernst und die noch ganze übrige Kraft der damaligen Zeit auf das Erforschen der Natur, und während Euklides und mit ihm Apollonius aus Pergamos

unter der Herrschaft der für alles geistige Bewegen freundlich sorgenden Ptolemäer die Waffen schmiedeten, mit denen allein der Geist des Forschens den Mächten der unermessenen Räume zu nahen vermag, wagten Eratosthenes und nach ihm Hipparch und Posidonius die ersten Schritte in das Gebiet der wissenschaftlich berechnenden Sternkunde hinüber. Indeß hatten Herophilus und Erasistratus kühne Blicke in den Bau und die Bewegungen der inneren Theile des Menschenleibes gethan, welche für das Erkennen der Gesetze eines allgemeinen Lebens eine nicht minder wichtige Grundlage bildeten, als Hipparchs Erforschungen des Sternenlaufes.

Der Zug hinaus ins Freie, hinaus in die sichtbare Natur, welcher damals alle Kräfte des Erkennens bewegte, war so unwiderstehlich und mächtig, daß sich ihm selbst die Dichtkunst jener Tage nicht zu entziehen vermochte. Kallimachos wie Aratos dichten Gesänge über die Gestirne und jährlich wiederkehrenden Bewegungen des Himmels; Nikander von Kolophon, welcher auch Metamorphosen und Georgika gesungen, kann dem Drange nicht widerstehen, Lehrgedichte über die Gifte und Gegengifte zu machen; der Sänger des Argonautenzuges, Apollonius, genannt der Rhodier, theilt seine Kraft und Zeit zwischen der Dichtkunst und der Mathematik. Ja selbst bei jenem ungetheilteren Festhalten an dem inneren Beruf zur Dichtkunst, wie wir dasselbe an Theokrit so wie bei Moschos und Bion erkennen, wird die Macht des die Zeit beherrschenden, geistigen Triebes bemerkt; denn auch der Gesang dieser Männer, als habe er es aufgegeben, den Stoff der Begeisterung im Geschwätz und in der großthuenden Nichtigkeit der Städte zu finden, flüchtet sich hinaus zu den Heerden und Bäumen und zu dem treusinnigeren Volk des Landes.

Es ist auch in dem Zuge, welcher die Menschengeister irgend einer besondern Zeit jetzt zu diesem, dann zu einem andern gemeinsamen Werke treibt, ein Element, das von außen her, nicht aus dem Inneren des Menschenwillens kommt, ein Element des Aufregens und Bewegens, das in seinem Gebiete jenem gleicht, wodurch ein Geschlecht der wandernden Vögel alle zumal zum Wandern hinüber und dann wieder herüber über das Meer geführt werden. Wie die Schwere den Lauf der Wasserbäche, so lenkt ein allgemeines Band, welches Alles bedenkend und den Bau des Tempels der Zeiten leitend die Bemühungen des einen Menschengeschlechts an die des andern, vorhergehenden knüpft, die Neigungen des Menschenherzens. Es wird dann die Schaar der Seelen sich willig der Leitung fügen, obgleich es nicht selten der waltenden Weisheit gefällt, noch spät im Herbst die Rose der Sommermonate am Gesträuch zu entfalten oder dem Boden noch einmal etliche Blüthen des Frühlings zu entlocken.

Die letzten Samen der fruchtbaren Erkenntnisse und das Wissen der alten Zeit sind in einen Strom gefallen, welcher bei seinem Ueberschwellen durch alle Lande sich ergoß, welcher die Dämme zerriß, die das eine Gebiet

der Meinungen und Sitten von dem andern schieden, den Boden erweichte und zugleich die Keime, die er aufgenommen, da und dorthin trug. Dieser, einer höhern Cultur des Landes mächtig vorarbeitende Strom war die Macht der Römer. Rom hat seine Wissenschaft wie seine Kunst aus Griechenland empfangen, welches der mächtigen Herrscherin der Völker diese Kinder des Geistes zugesendet, damit sie in ihrem Heere dienen, ihrem Wink gehorchen möchten. Rom hat nur in einem Gebiet des Wissens durch eigenthümliche, unübertreffbar große Kraft geglänzt, dieses war das Gebiet der Geschichte. Mit Recht hatte die Weltherrscherin vor Allem diese Wissenschaft, welche mehr als die andern Völker und Welt beherrscht, zu ihrer Freundin und Gesellin gewählt. Das Gedicht in römischer Zunge, das vor andern als ein bedeutungsvolles Eigenthum des römischen Geistes erscheint, ist jenes des Epikuräers Lucretius, welcher in der Begeisterung eines in der Irre gehenden, tiefen Sehnens noch zuletzt in der Zeit der Heiden die Nacht besungen, die bald nach dieser Zeit dem aufgehenden Licht einer ewigen Wahrheit weichen sollte. Außer diesem hat nach der oben (im §. 42) erwähnten Nothwendigkeit der inneren Ausgleichung und Ergänzung der selbstthätigen durch eine dieser entgegengesetzte passiv aufnehmende Richtung der Seele das ernste Rom nach dem Geschäft seines Tages an dem Lustspiele seiner Dichter sich ergötzt, welchen für diese Art des Drama's ein hohes Talent verliehen war, obgleich Plautus wie Terenz den Stoff wie die Einkleidung ihrer Stücke großentheils von griechischen Mustern entlehnten. Die Töne der lyrischen Begeisterung aus Horaz Munde schienen, wie einst Pindars, einen neuen Frühling der Dichtkunst zu verkünden, und in der Wärme dieser schönen Tage sind auch des Dichters der Georgika, Virgils Werke, zur lieblichen Frucht gereift. Es folgte indeß auf den Nachfrühling mitten in der Zeit des späten Herbstes kein Sommer, und die Zeit des Gesanges war in dem alten Rom nur von kurzer Dauer. So haben auch die Redekunst wie die Philosophie nur zur Miethe in den hohen Mauern Roms gewohnt, ohne wahrhaftes Bürgerrecht zu gewinnen. Es waren die letzten Zweige aus dem Stamm der epikuräischen wie der stoischen Schule, an deren Früchten die Weisen Roms sich nährten und zum nachahmenden Werk begeisterten. Panätius von Rhodos, ein Schüler des Antipatros, stand zu den Zeiten des Scipio der Stoa vor, deren Lehren sich damals wieder ernstlicher den Lehren der Sokratischen Schule zu nähern suchten. Durch jenen Panätios ist Poseidonius von Apameia gebildet, ein Mann von vielseitigem, reichem Wissen, und von einem für das Erkennen der höhern Weisheit empfänglichen, milden Geiste. Dieser war der Lehrer des Pompejus, vor Allem aber des hochverständigen, kräftig sprechenden Cicero.

Ungleich häufiger jedoch als die ernstere Lehre der Stoiker hat in Rom die Lehre Epikurs Eingang gefunden, und in Italien selber blühten

um jene Zeit mehrere Schulen der Epikuräer, namentlich die des Siro. Wie sehr diese Lehre eines mit geistigem Scheine übertünchten Sinnentaumels in kurzem bei der Mehrzahl der sogenannt Gebildeten den Geschmack am Besseren vernichtet, den Sinn für das Wahre und Schöne, ja selbst für das Schickliche, gelähmt habe, das lehren uns die Klagen der ernsteren Schriftsteller des ersten Jahrhunderts; das lehrt uns die innere Armuth und Geschmacklosigkeit, welche aus der Wahl der Bücher, die man in Pompeji gefunden, hervorleuchtet, so wie ein Theil der dort entdeckten Kunstwerke. So war denn dem spät emporgeschoßten, aus Griechenland nach Rom verpflanzten Stamme des Wissens und Erkennens alsbald das Mark genommen und die Kraft, welche den Trieb erzeugt. Die alte Gottesfurcht war gewichen und mit ihr zugleich die Begeisterung der höhern Art, durch welche allein alles bessere Werk des Menschen begründet wird. Nur in schnellerer Aufeinanderfolge wiederholte sich derselbe Gang der Entfaltung der einzelnen Wissenschaften, die wir vorhin an der griechischen Weisheit bemerkten. Das einmal erwachte Forschen nach einem bleibenden Eigenthum des Geistes, da es sich an dem entarteten Menschlichen zu schmerzlich getäuscht sah, wendete sich zuletzt zur Natur, deren Gesetze und Mächte in unwandelbarer Herrlichkeit bestehen, mag auch das Menschliche ohne Aufhören sich entstellen und verwandeln. Zur Natur, in welcher ein allbedenkender, für Alle liebend sorgender Geist der Weisheit treulich waltet, wenn auch von dem Geschlecht des Menschen Liebe wie Verstand gewichen scheinen. In Plinius dem ältern hat sich der forschende Ernst über das große, hoch ummauerte Rom und selbst über die Gränzen seines fast unmeßbaren Weltenreichs hinaus in das noch unmeßbar größere Reich der Sichtbarkeit begeben und hat hier, auf einem freilich nicht von ihm selber, sondern meist durch griechischen Fleiß gebahnten Wege Herrlichkeiten gesehen, gegen welche alle Herrlichkeiten der stolzen Stadt wie nichts zu achten waren. In der Pflanzenkunde wurden bald hernach durch Dioskorides den Cilicier neue Bahnen des Wissens durchmessen; die Ausbeute der Zergliederungs- und Arzneikunde der alten Zeit wurde durch Galen, die der Sternkunde und Erdbeschreibung durch Claudius Ptolemäus, den Aegyptier, in die reiche Vorrathskammer der Werke eingesammelt, welche, wie Plinius Bücher, während des langen Winters der Wissenschaft, der nun eintrat, zur Ernährung und Freude der kommenden Geschlechter dienten.

Die Wissenschaft, welche, wenn sie einmal zum Leben gekommen, nie wieder sterben kann, schlug indeß, während sie in Westen nur noch selten gesehen worden, für einige Zeit ihre Wohnung in Osten auf und besuchte von neuem ihre alte, seitdem verödete Heimat in Asien. In der Stille eines glückseligen Friedensreiches, welches damals am Ganges bestand, nahm jetzt die Dichtkunst und Philosophie in ganz neuer, eigenthümlicher Form von einer der altkräftigsten Völkersprachen Besitz, welche auf Erden

sind. Es hat das hier entzündete Feuer Jahrhunderte lang geflammt, und dasselbe ist auch nachmals, als es schon am Erlöschen schien, von Westen her leicht wieder zu entzünden gewesen.

In knabenhafter Wildheit hatte der Glaube des Mohammed die jungfräuliche Wissenschaft verfolgt und den Schmuck ihr entrissen. Da entzündete sich unversehens in dem Eroberer eine Zuneigung gegen die Gemißhandelte, welche zur innigen, treuen Liebe ward. Der Stamm der Kalifen hat den geistigen Keim des Wissens, den er ausrotten wollte, gleich wie jene Königstochter am Nil die Hoffnung und den Trost eines gefangenen Volkes, selber in Obhut und Pflege nehmen müssen, und Bagdad wie Mosul, Marocco und Cordoba sind Zeugen des Ernstes und der Treue gewesen, mit welcher die Araber das ihnen von Gott ins Herz gegebene Geschäft der Pflege der Wissenschaft betrieben. Es wäre indeß auch hier wie anderwärts die Aussaat des Menschenwortes bald verdorben, ihre innere Wahrheit hätte sich zur Unwahrheit verkehrt, wäre nicht auf andere Weise dem Verderben gesteuert worden. Mit dem Christenthum zugleich sollte eine Zeit der Vollendung ihren Anfang nehmen, deren eigentliches Ziel erst ein fern künftiges Geschlecht erlangen wird.

Wie in der äußeren Natur von den beiden, oben erwähnten Polaritäten hier die eine, dort die andere vorzugsweise entwickelt erscheint, wie bei einigen organischen Wesen der Gegensatz der beiden Seiten in vorherrschendem Maße entfaltet ist, bei andern dagegen der magnetische, der zwischen einem Obern und einem Untern besteht, der Menschenleib aber dadurch der vollendetste Organismus der Sichtbarkeit wird, daß in ihm beide Arten der Entgegensetzungen ins Gleichmaß treten, so hat das Christenthum die hohe Bestimmung, daß in ihm beide Richtungen der Weisheit der Völker, von denen wir vorhin sprachen, die Weisheit der Tempel wie die der Gassen, sich in Eins verschmelzen und durchdringen sollen. Vor Allem war der alten Welt jene zunächst und ausschließend auf das Göttliche gewendete Richtung fremd geworden, welche bei allen späteren Entstellungen und Verkehrtheiten dennoch die anfängliche der alten Tempelweisheit gewesen ist. Die Fremdes wie Eignes zerstörende, selbstthätige Kraft des Römerreiches kannte das demüthige Hingeben, welches allein den neubelebenden Einfluß von oben zu empfangen vermag, nur wenig. Darum mußte dem Geschlecht der Menschen zuerst durch Noth und Elend jene nächtliche Stille bereitet werden, durch welche das Ohr geschickt wird die Stimme der belehrenden Weisheit zu vernehmen; es mußte ihm das Licht der selbstthätig entzündeten Fackel, wie des traulichen Herdes, auf einige Zeit verlöschen, damit das Auge empfänglich werden möge für die Strahlen des Morgensternes und den Schimmer des in Osten grauenden Tages.

Daß den ersten, von Gott erwählten Verkündigern und Boten des Heils die Fülle eines Erkennens, welches über Göttliches wie über Mensch-

liches sich ergoß, verliehen war, lehren uns die Schriften. Es wurde aber dem nachfolgenden Geschlecht zunächst nur die lautere, nährende Milch, nicht die stärkere Speise des Erkennens gegeben. Wir sehen in selbsterwählter und beliebter Beschränkung die Lehrer und Diener des Wortes der erstern Jahrhunderte alles Andre, wie es auch scheine, gering achten, damit sie vor Allem die eine, nothwendigste Erkenntniß empfingen und sich erhielten. Es ist diese eine nothwendige Erkenntniß des Geistes: daß Gott in der Gestalt des sterblichen Fleisches dem Fleische sich genaht, daß alles Sehnen und Hoffen der Völker, ja das Warten aller Creaturen in Einem erfüllt sei, von solcher Staunen erregenden Tiefe und von solcher befriedigender Kraft, daß die Seele alsbald nicht mehr nach dem Wissen des Scheines fragt, noch sein begehrt. Denn wenn sie diese Fülle des Erkennens und in ihr Frieden ohne Aufhören, Sättigung ohne Ueberdruß gefunden, siehe da ist die ganze Welt des Erkennens eine andere geworden als sie vorhin war; es ist Alles neu worden. Denn es fällt nun nicht mehr auf das Werk des Sichtbaren das öfters unsichere und sich verdüsternde Licht der menschlichen Wissenschaft, sondern ein Licht geht aus von Gott, zu erleuchten das Weltall. Die berechnende Astronomie, so viel sie auch seit Hipparchs Zeiten sich bemühte, hat noch kein Maß gefunden, die Räume des Himmels zu messen; der Geist des Menschen aber, welcher das Wort kennt, das von Anfang war, der hat ein sicheres Maß in seiner Hand, womit er der Himmel Gränzen misset: das ist die Höhe und die Breite und die Tiefe der Erbarmungen Gottes. Denn siehe, gerade so hoch als der Himmel über der Erde ist, läßt Gott seine Gnade walten über die so ihn fürchten.

Wenn denn die Seele in verborgner Stille mit ihren Augen den Bund geschlossen, daß diese nur aufsehen sollen nach Dem, was vom Geschlecht der Ewigkeit ist, da begibt sie sich in eine Schule der Weisheit, welche höher ist als die Weisheit der Isistempel und der sokratischen Lehrgebäude. Aber auch in dieser Schule hat die ewige Lehrerin, welche hier lehrte, einen Gang des Unterrichts eingeschlagen, welcher vorbildlich in der oben erwähnten Erziehung der Völker zum menschlichen Wissen erkannt wird. Sie hat mit dem Wort, mit dem Lehren jener neuen Sprache begonnen, welche in jedem ihrer Töne von dem Drei in Einem und von dem Geheimniß zeugt, daß Christus gekommen sei in das Fleisch. An dem Erlernen dieser neuen Sprache sind die ersten Jahrhunderte vor Allem fest und gründlich geübt worden; dieser Sprache, deren Bedeutung und Gesetze feststehen müssen, daß auch kein Jota sich verliere noch verrücke, wenn anders der Grund des göttlichen Erkennens bleiben soll. Denn hier hat das Wort eine Macht, welche die Kräfte des sichtbaren, wie des unsichtbaren Wesens bewegt: es ist die Kraft des anfänglichen Wortes, durch welches Alles gemacht ist, was da ist. Hierauf, als der unverrückbare Grund des Wortes zu einem unantastbaren Heiligthum befestigt war, wurde der Menschenzunge auch der Gebrauch desselben gegeben. Diese Zeiten haben ihre hochbegeisterten Sänger und ihre Redner gehabt, deren Worte wie Feuerflammen die Seelen der Tausende entzündeten. Hier war noch eine andere, höhere Macht als in Demosthenes' und Cicero's Reden; eine Macht, welche nicht bloß Brust und Arme zum Widerstand gegen die Bosheit und zum heldenmüthigen Kampf bewegte, sondern Geist sammt Seele und Leib mit Kräften der Ewigkeit erfüllte, treu zu bleiben dem empfangenen Worte bis zum Tode. Hier sind in schwererer Entbehrung und Verläugnung, als die selbst auferlegte des Diogenes war, Lehrer einer Weisheit aufgetreten, die sich niemals zur Thorheit verkehren kann, und welche dem, der sie einmal gekostet, keinen Zweifel mehr übrig läßt, denn sie reinigt und bessert das Herz und macht die Menschenzunge zu einer Wahrheit redenden. Die Aufgabe, welche in diesen Schulen einer neuen und doch ewig alten Weisheit den Jüngern täglich ertheilt wurde, das war eine Liebe zu Gott von ganzer Seele, von ganzem Herzen und aus allen Kräften, ohne Furcht noch Heuchelei, eine eben so warme Liebe zu den Brüdern, als zu sich selber. Diese Zeit hat Aerzte erzeugt, wie dieselben in den Schulen des Hippokrates und des Galen nicht zu finden gewesen, denn sie brachten mit dem Heil des Leibes zugleich das der Seele; sie stillten mit der äußern Noth und dem Mangel zugleich das innere Sehnen. Da sind Ackerbauer und Gärtner gewesen, welche ihre Kunst besser verstanden, als Columella sie zu lehren vermocht, denn siehe die Wüste der Länder ist durch den Fleiß und Segen ihrer Hände zu einem blühenden, fruchtbaren Garten Gottes geworden, die Dornen und Disteln sind verschwunden, es steht das frische Gewächs da. Es fleucht allerdings der erkennende Geist mit Herodot und Livius freudig den Flug der Geschichte durch Länder, Zeiten und Völker, er steht in tiefer Bewegung schweigend und von Mitgefühl bebend vor dem Fels mit Donnergewölk bedeckt, welchen Tacitus mit seiner Hand beschrieb; welche Geschichte der Erde und der Himmel, der Völker und Zeiten ist aber jener gleich, die sich verzeichnet findet in den Büchern der Christen, der Geschichte, wie Gott geoffenbart worden im Fleisch, der Geschichte wie er gewandelt mit den Menschen auf Erden als ein Mensch, wie er zum Tod im Fleisch erniedrigt und hindurchgedrungen zum Sieg, aufgehoben sei zur Herrlichkeit. In dieser einen Geschichte sind alle andern Geschichten der Völker und Zeiten umschlossen; denn siehe, das ist die Erfüllung, nach welcher alle Bewegung des Werdens und Wechselns der Begebenheiten, alles Aufblühen und Versinken der Weltenreiche hingerungen. Willst du wissen, was Alexander der Macedonier gewollt, als er die Völker, die sich flohen und eines vom andern rissen, mit eisernen Ketten zusammengeschlossen, willst du wissen, was das Waffenglück und die Macht der Römer gesucht und erstrebt, als

sie die Völker und Länder unter das Joch eines neuen Weltenreiches gezwungen, so siehe das Christenthum an, welches das Joch hinwegnahm, das Reich aber in der Herrschaft des Geistes bestehen ließ. Fragst du, was alle Verfassungen der Völker, alle ihre inneren Gesetze und Einrichtungen vorbedeutet haben, und wozu sie den Menschen gewöhnen sollten, das Christenthum als die Erfüllung der Vorbilder wird dir die Frage lösen.

Aristoteles und Theophrast, Plinius und Dioskorides hatten die Welt der sichtbaren Wesen in ihrer Verbindung und Zusammengesellung des einen zum andern nach ihrer natürlichen Stätte, im Meere oder in der Luft, auf Bergen und im Thale betrachtet; diese neue Zeit des Erkennens sah zunächst Alles, was da ist und wird, in Beziehung auf Gott; das Geschöpf in der Urstätte seines Seins und Wirkens, in dem Schöpfer. Da werden dann in allen Dingen nicht nur Kräfte des leiblichen Wesens bemerkt, sondern Kräfte eines Alle durchdringenden, ewigen Lebens. Es erkennt das Auge des Leibes an den sichtbaren Dingen einen gemeinsamen Zug der Aehnlichkeit, welcher dieselben unter einander zu Familien und Ordnungen verbindet; das Auge des zum neuen Erkennen gebornen Geistes bemerkt in Allen einen Zug Aller zu Einem, einen Zug, der die anbetende Seele mit sich aufwärts führt zu dem Ausgang alles Vielfältigen.

So hatte diese neue Zeit des Geistes an der ganzen Welt des Erkennbaren zunächst nur das erforscht und verstanden, was diese Welt in Gott und durch Gott sei. Sie hatte hier an dem Abglanz einer Schönheit sich erquickt, eine innere Herrlichkeit geschaut, vor welcher das Licht der Sterne sich verbirgt und wie nichts ist. Als aber das Christenthum seinen Völkern mitten in der Wüste blühende Länder geschaffen, als es ihnen nach langem Kampf der gährenden und sich auflösenden Elemente Reiche des Friedens und Wohnstätten des festen Rechtes erbaut, da eröffnete es dem Erkennen auch wieder die Aussicht nach der andern, einige Zeiten hindurch wie verschlossen gewesenen Seite. Der Mensch soll nicht bloß erkennen, was alles Gedenkbare in Gott und durch Gott ist, er soll auch bei dem höhern Licht, das ihm geworden, erkennen, was alle Dinge und Wesen für den Menschen und für einander selber sind. Und dieses ist die Wissenschaft in dem Sinne des classischen Alterthums.

Auch diese Wissenschaft erwachte von neuem bei den Völkern der Christenheit, als ihre Zeit gekommen war. Der Gang und Verlauf der Entfaltung ist damals wieder derselbe gewesen, als welcher er in der anfänglichen Geschichte der Wissenschaft erscheint und zu allen Zeiten erscheinen wird: die Bildung für die neue Richtung des Geistes hat mit der Erlernung und dem Studium der alten Sprachen und Literatur begonnen. Mit der Zunge der alten Griechen zugleich ward dem forschenden Geschlechte auch der Geschmack an ihrer Wissenschaft, Hunger und Durst nach

dieser gegeben, zugleich aber auch die Fähigkeit der begeisterten Rede in der eignen, lebenden Muttersprache ertheilt. Denn die Zunge ist auch hier zugleich Organ des Geschmacks und des Sprechens, dient zugleich dem Nehmen der Nahrung und dem Geben der Rede. Mit dem Wort zugleich ward den Völkern die Kraft der Beachtung und des Erfassens selbst für die Natur und Beschaffenheiten der natürlichen und sichtbaren Dinge gegeben. Denn es wird vergebens sein den verwilderten Menschen, der nicht sprechen kann, die Kunde der Kräuter oder Steine lehren zu wollen; eben so wird keine wahrhafte Wissenschaft der Sinnenwelt erwachsen können ohne aus dem Boden des gründlichen Studiums der classisch gebildeten (alten) Sprache.

Seitdem hat sich bei allen Völkern des christlichen Europa's zu der einen höhern Richtung des Erkennens, welche ins Innere führt, auch die andere gesellt, die nach außen gekehrt ist. Es hat diese andere überall desto reichere, herrlichere Früchte getragen, je kräftiger sie von jener ersteren durchdrungen war. Wie jedoch bei allem menschlichen Bewegen, wie bei dem Gange der Glieder, jetzt die eine, dann wieder die andre Seite vorrückt, bis das Ziel der Schritte erreicht ist und beide nun an einem Ende der friedlichen Erfüllung ruhen, so hat auch in dem Verlauf dieser neuern Zeit der Wissenschaften bald die eine, bald die andre Richtung vorgewaltet und, wenn einmal von der wahrhaften Wissenschaft die Rede sein soll, so wird jede von beiden ohne die andre nicht als wahre Wissenschaft erscheinen, sondern diese wird nur da zu finden sein, wo beide in gleicher Kraft sich durchdringen.

Es ist endlich, wie vormals bei dem Verfall der Wissenschaften, die eine, höhere und ältere Richtung des Erkennens zurückgedrängt worden und aus dem Gange der Forschungen verschwunden, so daß dieselbe, wo sie sich etwa noch gefunden, zu einer Abschließung in ihre verborgenere Tiefe genöthigt worden. Die Wissenschaft hat zuletzt sogar weniger das beachtet, was die Dinge und Wesen für einander selber und für die Natur des Menschen sind, als nur das, was sie für die besondere, eigenmächtige, und zugleich auch mißgeschaffene Vorstellungsweise eines einzelnen Wortführers der Wissenschaft sind. In einer solchen Lehre ist aber weder Wahrheit noch Treu noch Glauben, obgleich sie mit anziehender Macht die Jünger um sich her versammelt, weil sie ihnen scheinbar ein Recht und eine Macht in ihre Hände legt, welche nur Gott hat.

Die rechte Wissenschaft, wenn sie erkannt hat, was der Mensch für sich und was er durch Gott sei, wird auch erkennen, was alle Dinge wahrhaft für den Gedanken und für das Wesen des Menschen, was sie wahrhaft für einander selber sind.

Es ist ein Sein, aus welchem alles Sein gekommen, ein selbstthätiges Wirken, was dem Wirken aller Lebendigen seinen Anfang und seine Kraft

gegeben. Der Geist aber, der alle Dinge hält und umfängt, macht das Wirken und Bewegen der einzelnen Dinge zu einem lebendigen, aus vielen Gliedern verbundenen Leibe, ja zu einem hehren Tempel der Gottheit. Und wenn die ersten Zeiten, auch des tieferen Erkennens, vor Allem nur das gesehen, was alles Gedenkbare um, in und durch Gott sei, so wird auch eine Zeit des Geistes kommen, welche in dem Licht des göttlichen Erkennens sieht und weiß, was Alles das, was ist und war, Eines für das Andre, was Eines für Alle, Alles für Eines sind und sein sollen. Und diese Wissenschaft des Göttlichen und des Menschlichen, des Geistigen und des Natürlichen zugleich ist die wahre Wissenschaft.

Erläuternde Bemerkungen. Das Erkennen ist nach Heraclit Allen gemeinsam; die mit Verstand Redenden müssen an dem, was Allen gemeinsam ist, fest halten, wie der Staat am Gesetz und noch viel fester (Stob. Sermon. III, 84: *ξυνόν ἐστι πᾶσι τὸ φρονεῖν. ξὺν νόῳ λέγοντας ἰσχυρίζεσθαι χρὴ τῷ ξυνῷ πάντων οἴωσπερ νόμῳ πόλιν, καὶ πολὺ ἰσχυρότερον*). Nach Ebendemselben sind die Wahrnehmungen nicht mehr trüglich zu nennen, sobald sie in den Erscheinungen der Sichtbarkeit das allgemeine, alldurchdringende Leben erfassen (Sext. Emp. condradict. VIII, 8); das Wahre ist das nicht Verborgene, Offenkundige (*ἀληθὲς τὸ μὴ λῆθον*), stätig und unabweisbar dem Erkennen sich aufdringend, wie eine niemals untergehende Sonne (id. ap. Clem. Alex. paed. II, 10, p. 196). M. v. hiezu die Bem. zu §. 20 und 40.

Das Weltganze, durch Liebe verbunden und verwaltet, kann nach des Empedokles Lehre vom Geist des Menschen nur vermöge der in ihm selber wohnenden Liebe erkannt werden (Arist. phys. VIII, 1; Met. II. 4).

Der Gegenstand der vollkommnen Wissenschaft ist nach Plato die ewige Wahrheit, das Unveränderliche, von welchem allein mit Recht gesagt werden kann: es ist (Tim. 37). Wir nennen dieses ewige und unwandelbare Sein Gott. Nur in Gott ist die wahre Weisheit, dem Menschen kann bloß Liebe zur Weisheit zuerkannt werden (Parm. 131; Phaedr. 278, d; 65, a). Die Wissenschaft des Menschen wird immer von neuem geboren; nur im göttlichen Erkennen ist ein wahres und ewiges Beharren (conv. 207). — Die Wissenschaft des vernünftigen Redens oder die Dialektik ist die wahre und höchste Wissenschaft, im Vergleich mit welcher Mathematik und Sternkunde so wie die andren sogenannten Wissenschaften nur wie Jäger erscheinen, welche das Vorhandne einfangen, ohne den rechten Gebrauch desselben zu verstehen (Euthyd. 288, 290). Die eine, göttliche Wissenschaft stellt nicht nur das Schöne und das Wesen dar, sondern sie ist dieses selber (rep. VI, 506, e). In ihr ist eine Meßkunst höherer Art (Polit. 283, e), deren Maß zuletzt Gott ist (de leg. IV, 716, c).

Der Gegenstand der Philosophie, der Grund aller Wissenschaft, ist nach Aristoteles der Begriff des Seienden (Met. IV, 2). Die ursprüngliche Richtung der Philosophie ist auf den Grund alles Seins, auf Gott gestellt; sie ist demnach Theologie (Met. XI, 3, 7). Die Wissenschaft, welche das Sein zu ihrem Gegenstand hat, ist nach Aristoteles die Logik, diese ist demnach mit der ursprünglichen Philosophie Eines. — Der Gegenstand der Wissenschaft kann nicht ins Endlose hinaus gelegen sein, denn das Endlose flieht die Erkenntniß

(Analytic. poster. I, 19). Es muß einen letzten Beweis von den letzten Gründen oder von dem allgemeinsten aus geben; denn wenn man immer weiter rückwärts noch einen Beweis fordern könnte, würde am Ende gar nichts bewiesen sein (Met. IV, 4). Aber auch nach unten und außen hin muß ein Letztes angenommen werden, damit auch nach dieser Richtung hin die Beweise ihre Gränze haben. Und so wird die Wissenschaft ein Begränztes (An. post. I, 16; 19). So hat dann auch das Schlüssemachen seine Gränzen; denn über die höchsten Begriffe kann nichts erschlossen werden, weil ihnen kein andrer Begriff mehr beigelegt werden kann; die niedern Begriffe können auch nicht von einem Andern erschlossen werden, weil sie nicht ausgesagt werden können von einem Andren. Deßwegen herrscht das beweisende Verfahren durch den Schluß in unbeschränkter Freiheit nur über die mittleren Begriffe (Anal. prior. I, 27). — Es gibt mehrere Gründe der Wissenschaft; sie erkennt der Verstand (Eth. Eud. V, 6); sie liegen aber eben sowohl in den obersten Begriffen als in den niedrigsten, über welche, weil der Verstand sie unmittelbar auffaßt, keine weitere Erklärung gegeben werden kann (An. post. I, 13; Eth. Eud. V, 8; 11). In Beziehung auf sie ist aber auch kein Irrthum möglich außer nur beziehungsweise. Die Begriffe können wir treffen oder nicht treffen, aber ein Betrug kann hierüber nicht stattfinden, denn erst in dem Satze, welcher Begriffe mit einander verbindet, kann ein Irrthum vorkommen (Met. X, 10; de anim. III, 6). — Ueber den Begriff braucht und vermag man keinen Beweis zu führen; man kann, wie bei dem Satz des Widerspruches (welcher der oberste Grundsatz genannt wird, Met. IV, 3), nur zeigen, daß die entgegengesetzten Annahmen falsch sind. Es gibt zwei Arten der Gründe der Wissenschaft: 1) die aus welchen und 2) die von welchen bewiesen wird. Jene sind allgemeine Gründe, diese sind den einzelnen Wissenschaften eigenthümlich. Jede Wissenschaft hat ein andres Geschlecht des Seienden zu ihrem Gegenstande; jede soll aus dem ihr eigenthümlichen Geschlechte ihre Beweise führen, nicht aber diese aus andren, ihr fremden Wissenschaften entlehnen (Analyt. post. I, 7). Dieß sind die besondern Gründe der Wissenschaften; es gibt aber außer diesen auch allgemeine oder Axiome, durch welche die Wissenschaften unter einander verwandt und verbunden sind, und es gibt eine oberste Wissenschaft, welche die Grundsätze aller übrigen Wissenschaften erforscht (Analyt. post. I, 8; Top. I, 2; Met. VI, 1; XI, 7). — Das Wißbare (*ἐπιστητόν*) ist verschieden von dem durch den Verstand Gedenkbaren (*νοητόν*), Anal. post. II, 18; Ethic. Nic. VI, 6. — Ueber dem Verstand gibt es einen andren Herrscher, das vom Verstand (vom selbst erkennenden Geiste) Gedenkbare, welches erst in der Berührung mit dem Verstand eine wirkliche Einsicht begründet (Met. XII, 9). — Der Mensch hat zuletzt doch keinen sichren Anfangs- und Haltpunkt für seine Forschungen, als die Erscheinungen; an ihnen darf man nichts mäkeln, ihnen darf man nichts vergeben; frevelhaft würde es sein, sich in seinen Gedanken zum Mitbildner der erscheinenden Welt aufwerfen zu wollen (Met. I, 5; de coelo II, 13, und diese gesammten Ansichten des Aristoteles über Wissenschaft zusammengestellt in Ritters Gesch. d. Ph. Bd. III).

Die Wissenschaft ist nach Philo ein festes und unwandelbares Erfassen (des Erkennbaren), welches auf unerschütterlichem Grunde ruhet — ein deutliches, klares Sehen (de cong. quaer. erud. 444). Der wahren Wissenschaft soll die

Kunst dienen (id quod a Deo mittant. somn. 567, ed. Mang. I, 621). M. v. die Definition der Wissenschaft von Zenon, bei Diog. Laërt. VII, 47 und 165; Suidas s. v. ἐπιστήμη; Sext. Emp. adv. Math. 166; Clem. Alex. Strom. II, 454.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir, so weit dieß zur Erläuterung des vorstehenden Paragraphen und zum Zweck dieser Untersuchungen dienlich scheint, zu einigen Angaben über die Hauptmomente der Geschichte der Wissenschaften über, welche freilich fast nur auf Namen und Zahlen sich beschränken müssen. Ohnehin wollen wir auch hier, wie bei der Geschichte der Kunst, als ausreichend erläuterndes Beispiel zunächst nur die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften bei den Alten hervorheben.

Wie bei jedem einzelnen Menschen das Erkennen und Wissen mit dem Sprechenlernen und Sprechen beginnt, wie in neuerer Zeit das Wiedererwachen der Wissenschaften von der Wiedererneuerung des Studiums der Sprachen ausging, so hat überhaupt und ursprünglich bei unsrem Geschlechte die Wissenschaft mit der Sprache zugleich ihren Anfang genommen, welche, wie nach Plato alles wahre Wissen (Phileb. 63, e), nur durch ein Werk prophetischer Begeisterung im Menschen erzeugt werden konnte. Die Sprache war das Hinzufügen des ergänzenden und erfüllenden Elementes, was zu jedem sichtbar Erscheinenden hinzugehört und hinzugedacht werden muß (nach §. 4), zu diesem sichtbar Erscheinenden. Jenes Ergänzende, jenes unsichtbare Complement der Sichtbarkeit, liegt in der Region des Geistigen, liegt im Inneren der menschlichen Seele. Es ist der dem Menschen eingepflanzte λόγος oder das Wort, welches aber selber nur in und mit dem andren zu ihm gehörigen Pole in dem leiblich Gewordenen und Erscheinenden die Vollendung seines Seins findet. Indem mithin das innere, geistige Complement mit dem sichtbar Erscheinenden in Berührung tritt, entsteht das Wort der Menschenrede, in welchem die im Geist des Menschen wohnende Idee mit der äußeren Erscheinung eins geworden ist. Sobald dann aber der selbst erkennende Geist des Menschen *aus* dem äußerlich Erscheinenden oder Gedenkbaren und *zu diesem* das Wort empfangen, mußte er auch wiederum, vermöge der selbstthätigen, selberschaffenden Kraft in seinem Inneren, diesem Wort eine äußere Form des Erscheinens hinzufügen, das Uebertragen der hörbaren Worte in ein sichtbares Zeichen; der Versuch zu schreiben hat sich deßhalb eben so uranfänglich und eben so nothwendig zum Sprechen gesellt, als die Gebärden der Hände und die Mienen, womit ein redender Mensch seine Worte begleitet. Darum nennt uns auch das Alterthum als Erfinder der Wortzeichen den Thout oder Thoyt, in welchem dasselbe zugleich den Geber der Gesetze, den Urheber der vollendeten Sprache so wie der Musik und Gymnastik verehrte, ja unter dessen Namen es die schaffende Kraft der Begeisterung selber anzudeuten schien (Sanchuniathon ap. Euseb. in praep. ev. L. I. c. 9; Jablonsky Pantheon Aeg. III. p. 165; C. Meiners Religionsgesch. d. ält. Völker. Ueber das Entstehen der Schreibkunst überhaupt vergl. m. Th. Astle: the Origin and Progress of Writing, Lond. 1784; Wachter, Naturae et scripturae concordia, 1762; J. L. Hug, die Erfindung der Buchstabenschrift, 1801; Chr. Fr. Weber, Vers. einer Gesch. der Schreibkunst, Göttingen 1807).

Die einfache Schrift der Buchstaben ist bereits im dritten Jahrtausend vor

Christo ein Eigenthum der semitischen Stämme gewesen, denn jene Aufzeichnungen von astronomischen Beobachtungen der Chaldäer, von denen nach dem Zeugniß des Simplicius der Begleiter Alexanders, Kallisthenes, dem Aristoteles Kunde gab, reichten bis auf 1903 Jahre vor der damaligen Zeit (im Jahre 331), mithin bis auf 2234 Jahre vor Christo zurück. Daß aber das alte semitische Alphabet das ursprüngliche gewesen sei, welchem alle Alphabete der mit Buchstaben schreibenden Völker nachgebildet worden sind, das zeigt auf unwidersprechliche Weise ein Vergleich der verschiednen Alphabete in ihrer ältesten, uns bekannt gewordnen, ja noch in ihrer jetzigen Form (Tabula Alphabetorum Ed. Bernardi, ed. a Carol. Morton, Lond. 1759; Büttners Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker, 1771; Ulr. Fr. Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit, Mannh. 1821). Nicht ohne tieferen Grund sagt deßhalb Eichhorn (Gesch. d. Literat. I, S. 19. d. 2ten Aufl.): „Die wichtige Erfindung der Buchstabenschrift ist daher höchst wahrscheinlich nur Einmal in der Welt gemacht worden." In der That, eben so wenig als der verwilderte Mensch, welchen eine irregehende Gelehrsamkeit unsrer Tage den Urmenschen zu nennen beliebte, in seinem jetzigen Zustande vermögend sein würde, durch eignen Witz sich jene Sprache zu erschaffen, die ihm aus alter Ueberlieferung geworden ist, so wenig würde derselbe im Stande sein, das sichtbare Zeichen des Wortes in der Schrift der Buchstaben zu erfinden, wäre es ihm auch verstattet, noch Jahrtausende lang in seiner Abgeschiedenheit von dem Quell aller Bildung zu verharren. Das wunderkräftige, sichtbare Zeichen des Wortes scheint eine Schöpfung derselben anfänglichen Begeisterung gewesen zu sein, welche dem Menschen das hörbare Wort gab.

Statt der unscheinbareren Form der Buchstabenschrift hat sich das die Leiblichkeit über Gebühr liebende Volk der Aegyptier (m. v. den vorhergehenden §. 65) die Gestaltensprache der Hieroglyphen gebildet. Es war dieß eine Geheimsprache, zu deren Verständniß nur ein langjähriges Bemühen den Zugang eröffnete, und obgleich die ägyptischen Priester bis herab in die Zeiten der persischen Herrschaft, wie es scheint ausschließend und sogar noch unter dem Reich der Römer, selbst neben der Buchstabenschrift in Hieroglyphen schrieben, obgleich die hermetischen Säulen, gleich steinernen Mumien uralter Weisheit, mit heiliger Scheu beachtet und sorgfältig in den Syringen verwahrt wurden, obgleich eine eigne Classe der Priester, die Hierogrammateen nur zur Auslegung der Hieroglyphen bestellt war, geschah es dennoch, daß während noch der Orden der Priester in all' seinen alten Einrichtungen bestand, während derselbe noch immer fortfuhr sich der Hieroglyphenschrift zu bedienen, viele der ältesten Denkmale dieser Art von den Hierogrammateen selber nicht mehr gelesen und verstanden wurden (Fr. Sam. Schmidt de sacerdot. et sacrif. Aegypt. in opusc. quibus res antiquae, praecipue Aegyptiacae explanantur, 1765; Eichhorn a. a. O. S. 23). Es hat sich auch hiebei gezeigt, daß die Form, welche der nothwendige innere Drang des gestaltenden und bewegenden Geistes gibt, von beständigerer Art sei als jene, welche die künstelnde Hand und selbstthätige Vernunft des Menschen erfindet. Die Hieroglyphen der alten ägyptischen Pyramiden schweigen für uns noch immer; während die in Buchstaben geschriebnen Bücher des Moses ohne Aufhören ein Geschlecht nach dem andern zur Weisheit, die von Anfang war, geführt und zu

Gott gerufen haben. Ueber die Hieroglyphenschrift vergl. m. unter andern Georg Zoëga, de origine et usu obeliscor. 1796; so wie Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens, par Champollion le jeune, Paris 1824; J. W. Pfaff über die Hieroglyphen; F. A. G. Spohn 1824; G. Seyffarth 1825; Sylv. de Sacy im J. des Sav. 1827 p. 542 sqq., 589 sqq. — Auch die Schrift der Chinesen ist ursprünglich eine Art Hieroglyphenschrift.

Das Material, auf welches geschrieben wurde, war gewiß nicht bloß, wie bei den älteren Babyloniern, Ziegelsteinmasse oder Stein und Metall, sondern schon in sehr früher Zeit ein leichter Tragbares, wie Holz, Baumrinden und Baumblätter, thierische Häute, Wachs und Leinwand. Die Benutzung des Papyrusrohres zum Material, worauf geschrieben wurde, sollte nach Plinius (VII, 37; XIII, 11) schon über drei Jahrhunderte früher ihren Anfang genommen haben, als Aspasius Byblus (um 334 vor Christo) ein eigentliches, vollkommnes Papier daraus bereiten lehrte. Etwa seit dem dritten Jahrhundert vor Christo benutzte man auch das Pergament als Schreibmaterial, während dem täglichen Bedarf oder den Vorübungen der Schriftsteller Tafeln mit Wachs überzogen dienten. In den Zeiten des Moses erscheint das Schreiben als eine bereits sehr geläufige Kunst, welche auf Holzstäbe (4 Mos. 17, 2), wie auf Stein (2 Mos. 34, 28) und in Büchern (2 Mos. 24, 7) geübt wurde. — Die zu uns gekommenen Bücher des Alterthums bilden meist Rollen; erst im fünften Jahrhundert nach Christo kam die Form der viereckigen Bücher mit Deckeln auf.

Von den schriftlichen Denkmalen einer wahren, tiefergründenden Weisheit gilt dasselbe, was oben (§. 46) von den Sprachen gesagt worden: jene Schriften sind die ältesten, in denen die einfältigste, kindlichste Form mit der höchsten Gotteskraft vereint ist. Dieses Gepräge der inneren Wahrheit des Geistes, dieses Gepräge des höchsten Alters tragen vor allen Denkmalen der vorchristlichen Zeit die mosaischen Urkunden. Ein gelehrter Scherz, welcher unter der Hand zum Ernst wurde, hatte den Einfall erzeugt, daß die herrlichen Gesänge des Homers deren innere und äußere Einheit so augenfällig ist als bei irgend einem andren Werk des Geistes eines Menschen, aus Stücken zusammengesetzt seien, welche von sehr verschiednen Menschen und Menschenaltern gedichtet wären. Obgleich dieser Einfall auswärts nur wenige Theilnahme gefunden, so gefiel dennoch das Ungeheure desselben in Deutschland so wohl, daß man alsbald ihn auch auf andre Werke des Alterthums anwendete. Es sollten unter andrem nicht bloß die Schriften der Propheten mit Einschiebseln späterer Art („denn kein Mensch könne ja voraus wissen, was künftig sei") versetzt, sondern namentlich selbst die Bücher des Moses, etwa im siebenten Jahrhundert vor Christo, aus sehr verschiednen Stücken zusammengefügt sein. Diese Vermuthung wird sich indeß bei tiefer und weiter fortgesetzter Forschung leicht widerlegen lassen, und es erscheint als ein ganz besonders großes Verdienst des deutschen, treumeinenden Ernstes, daß er für alle Völker und Zeiten Fragen des Zweifels auch gegen das Unbezweifelbare aufregt, aber dann auch selber gründlich diese Fragen beantwortet. Moses, der eigentliche Verfasser des Pentateuch, lebte von 1563 bis 1442 vor Christo. — Als eines der ältesten Werke der Weisheit, die durch Menschen und zu Menschen sprach, kündigt sich auch durch seinen Inhalt das Buch Hiob an. —

Samuel lebte von 1122 bis 1052 v. Chr.; David der Gesalbte von 1076 bis 1006; Salomon, der gekrönte Weise, Dichter und Lehrer, von 1026 bis 966; gleichzeitig mit ihm und David die Verfasser mehrerer Psalmen. Die Propheten Joël und Amos weissagen um 790 vor Christo (nach Andren Amos und Micha schon 870); Jonas vor 784; Jesaias zwischen 760—742; Hoseas zwischen 784—729; Micha zwischen 758—600; Nahum etwa um 600; Habakuk und Obadia um 610 und 611. Jeremias lebt zwischen 642 bis 588; Zephanja um 640; Ezechiel um 600; Daniel weissagt schon im Jahr 590; Haggai und Sacharja um 520; Maleachi 443. — Jesus Sirach schon um 237 hebräisch, etwa im Jahre 131 vor Christo ins Griechische übersetzt.

In einer sehr frühen Zeit sind auch die heiligen Bücher der Inder in der Sanscritsprache verfaßt, namentlich die Vedas, Purana (woraus Bagavadam) und die Grundzüge zu Menu's Gesetzbuch. M. vergl. Fr. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Inder 1808. — Wie in China, wo Confucius (geb. 551, gest. 478 vor Christo) den Stoff, welchen ihm die heiligen Bücher und Ueberlieferungen der ältesten Zeit darboten, zu einem Ganzen ordnete und zusammenfaßte, und wie in Persien, wo Zoroaster (um 666 oder 525 vor Christo) aus diesen alten, ehrwürdigen Baumaterialien sein neues Lehrgebäude des Parsismus errichtete, scheint auch in Indien die Hand einer spätern Zeit das Erbgut des Wissens aus den frühesten Zeiten unseres Geschlechts gefunden und benutzt zu haben.

Das Volk der Griechen hat zuerst jene alte Wahrheit, welche Herakleitos so vielfach aussprach, durch die That bewährt, die Wahrheit, daß das die rechte Weisheit sei, welche ein allverständliches Gemeingut aller Menschen zu werden vermag, das die rechte Weisheit, was seine ergreifende, Theilnahme erweckende Kraft an allen Seelen erweiset. Wie die alte Sage wollte, hatte sich schon in den Gesängen des Thrakiers Orpheus (um 1250 vor Christo) diese allbewegende, Seelen beherrschende Macht des Wissens offenbart, des Wissens, welches nicht ein Eigenthum des einzelnen Priesterordens, sondern des ganzen Volkes, ja aller Völker der Erde sein soll. Als Lehrer des Orpheus wird uns Linos aus Chalkis genannt; mit jenen beiden noch die begeisterten Sänger von Hymnen und Götterspüchen: Pamphus, Olen, Eumolpus, Philammon und Musäus (von ihm schon ähnliche Orakel oder prophetische Weissagungen, als die später unter dem Namen der sibyllinischen begriffnen waren. M. v. Sibyllina Oracula, illustr. ab D. Jo. Opsopoeo, Par. 1599; ed. Servat. Gallaeus, Amst. 1689).

Ein vereinendes Band der Völkerstämme und Zeiten, ein Band der gemeinsamen Aufregung bildete durch seine unsterblichen Gesänge Homer (aus Chios oder Smyrna), welcher gegen 277 Jahre nach der Zerstörung Troja's oder 907 Jahre vor Christus lebte. Weder Lykurg, der schon um 890 vor Christo wenigstens einen großen Theil dieser Gesänge, welche er auf Creta von einer Homeridenfamilie des Kreophilus vernommen, mit sich nach Griechenland brachte, noch Solon und die Pisistratiden, durch deren Bemühen (zwischen 594 bis 512 vor Chr.) es möglich wurde, daß die Ilias und Odyssee an den Panathenäen konnten vollständig abgesungen werden, auch nicht Aristoteles und Kallisthenes, selbst nicht die Alexandrinischen Grammatiker Zenodotos und Aristarchos haben daran gezweifelt, daß Homer in seinen epischen Gedichten er selber sei; die neueste Zeit

hielt es sogar für unwahrscheinlich, daß jemals ein Homer gelebt habe. — Fast zu der gleichen Zeit mit Homer (um 900 v. Chr.) sang Hesiodos aus Kumä in Aetolien, dann zu Askra in Böotien, seine Theogonie. — Als Dichter und Flötenspieler zugleich wirkte der Athener Tyrtäus (um 682 v. Chr.) erhebend auf Sparta's Heldenjugend. — Alkäus und Sappho, beide aus Mitylene auf Lesbos um 600; Anakreon aus Tejos in Jonien 532; Pindaros aus Theben in Böotien, geb. 519, gest. 425 v. Chr. — Der Fabeldichter Aesopus aus Phrygien, der Sage nach Anfangs Sklave, später zu Sardes am Hofe des Crösus hochgehalten, lebte um 570 v. Chr. — Solon, Gesetzgeber und Elegieendichter 594. — Der Dichter solcher dithyrambischen Chöre, welche mit Festtanz und Mimik verbunden den Ursprung des Drama's bildeten, Arion, lebte um 624 zu Korinth; Thespis um 594 zu Athen; Aeschylos aus Eleusis, geb. 525, gest. 456, wetteiferte noch im Jahre 460 mit Sophokles. Von seinen 75 Tragödien sind nur 7 erhalten. — Sophokles aus Athen (geb. 498, gest. 406) hatte auch gegen 100 Tragödien und satyrische Dramen gedichtet, von deren ersteren uns noch 7 übrig geblieben sind. — Euripides aus Salamis (geb. 480, gest. 405) hatte gegen 75 dramatische Gedichte vollendet, von denen wir noch 19 Tragödien und ein satyrisches Drama; den Kyklopen, kennen. — Aristophanes, dessen Geburtsort unbekannt ist, der aber in Athen Bürger war, lebte von 431 bis 386 v. Chr. Von seinen 54 Lustspielen besitzen wir noch 11, unter andren das erste, die Acharner, und das letzte von allen, den Plutos.

Schon im sechsten Jahrhunderte v. Chr. werden uns Cadmus von Milet und Akusilaus, mehrere Menschenalter später (um 504 v. Chr.) Hekatäus aus Milet und Xanthus aus Lydien als Forscher der Geschichte genannt; es hat indeß vor Allen zuerst Herodot (484 bis 408 v. Chr., gebürtig aus dem dorischen Halikarnassos, erzogen aber zu Samos) die Griechen und andere spätere Völker die Kunst gelehrt, die Geschichte der Menschen und Völker zu erzählen. Der Athener Thukydides (geb. 470, gest. gegen 403) und des Sokrates Schüler: Xenophon (etwa von 444 bis 355) haben neben jenes des großen Halikarnassiers ihre Meisterwerke der Geschichte hingestellt, an denen sich manches spätere Geschlecht bis zu dem unsrigen herab erfreut hat und innerlich gestärkt. Von dem Ktesias aus Knidos, Kriegsgefangenen und Leibarzt des Artaxerxes (um 383 v. Chr.), haben wir nur Bruchstücke eines größeren Werkes. Der länder- und sternkundige Anaximandros von Milet lebte um 610.

Die Weisheit der Völker, Philosophie genannt, hat in Griechenland als erstes Werk ihres Bemühens die Gesetze der Völker hervorgebracht. Lykurg in Sparta um 890; Philolaos in Korinth um 726; Solon in Athen 594. — Die sieben Weisen: Pittakos, Periandros, Bias, Cheilon, Kleobulos, Thales, Solon, lehrten durch gehaltvolle Sprüche. Thales aus Milet (um 610) leitet den forschenden Blick durch die Betrachtung der Sinnenwelt auf die höhere, vom Ursprung der Dinge; Pherekydes aus Syros (um 550) sprach die Lehre der drei Wirklichkeiten des Seins unter der Form der Zeit, der Materie und des Zeus oder Aethers aus; Anaximandros aus Milet (um 580) erkennt vor und über dem Endlichen ein Unendliches an. Pythagoras aus Samos (geb. um 584, gest. gegen 505) führt den Geist des Menschen in die Mitte seines

verborgenen Inneren, daß er hier Gott finde und mit ihm allein sei; Herakleitos aus Ephesos lehret, daß das Offenkundigste nnd allgemein Erkennbare zugleich des Erkennens und Forschens Würdigste sei. — Aus der Schule des Pythagoras nennt uns das Alterthum den Empedokles aus Agrigent (um 444), welcher das bloß innerliche Wunder der Seele in ein äußerliches und sinnliches verwandeln wollen; Ocellus Lucanus (um 500), dann die Physiker Philolaus und Archytas so wie den Timäus (um 400). — Es hat die Schule der Eleaten erkannt, daß unser Erkennen, selbst des sinnlich Wahrnehmbaren, erst in einem übersinnlichen Ergänzenden seine Vollendung und Erfüllung finde. Xenophanes aus Kolophon lebte um 550; Parmenides 460. Mitten in Bewegungen der Elemente und leiblichen Uranfänge, mit deren Erforschen Leukippos sich beschäftigt, ahndet und erkennt Demokritos von Abdera (gest. 404) ewige Gesetze der Natur und der allgestaltenden und erhaltenden Weisheit.

Athen, ein Sammelplatz der nach dem Nichts forschenden und von dem Nichts mit scheinbar Etwas sagenden Worten redenden Sophisten (um 444), wird zu einer Schule der Weisheit, welche das ewig Seiende erkennt durch Sokrates (geb. 469, gest. 400). Sein treuer Schüler und Geschichtsschreiber Xenophon wurde schon oben erwähnt; von Aeschines aus Athen sind noch Gespräche des Sokrates vorhanden. Aus den andern Schülern des Sokrates hat Aristipp (um 400) von Kyrene jener Lust, welche nur im ewigen Geiste wohnet, ein Wohnhaus im vergänglichen Fleisch zu erbauen gesucht; Antisthenes aber (um 404), und noch mehr Diogenes von Sinope (414 bis 324) strebten vergeblich dem vergänglichen, in den Banden des Bedürfnisses gehaltenen Leibe jene Unabhängigkeit anzumaßen, welche nur ein Eigenthum des Geistes sein kann.

Aristokles, genannt Platon (geb. 430, gest. 347), Sohn des Ariston, hat nicht bloß in sich und in den Geschlechtern der späteren Zeiten die Sehnsucht nach der alten, ewigen Heimath der Ideen, im Inneren der Menschenseele erweckt, sondern er hat als ein kühner Schiffer den Weg um den Welttheil des sinnlichen Scheines herum nach jenem Heimathlande gefunden und Kunde daher gebracht. In Plato's Werken wehet ein Geist des prophetischen Erwartens und Hoffens, das seine Erfüllung im Christenthum gefunden. Plato zeuget, wie ein Auge, das mitten im Dunkel für das Licht gemacht und bereitet ist, von einem Lichte, welches kommen sollte und welches gekommen ist. Wie alles tiefere und weitere Erkennen nur durch innere Begeisterung erzeugt und bekräftigt werden kann, so hat sich auch das Wissen durch jenen Aufschwung, der in Plato war, zu einem Gipfelpunkt der Geschichte der Wissenschaft erhoben, als welchen wir allerdings Aristoteles aus Stageira (geb. 384, gest. 322) anerkennen müssen. Er war der Sohn des Arztes Nikomachos, wurde seit 368 Plato's Schüler und nachmals Lehrer des Welteroberers Alexander. Aehnlich hierin seinem berühmten Schüler, hat Aristoteles die Reiche des Wissens vom Aufgang bis zum Niedergang erobert, die alten Ordnungen derselben erschüttert und neue gegeben, Alles unter ein von seinem Willen ausgegangenes Gesetz zwingend, ohne hierbei in dem tiefsten Inneren der eroberten Reiche so liebend und vertraulich, so häuslich und bekannt zu werden und in ihnen sich niederzulassen, als dieß Plato gethan.

In Tyrtamos, genannt Theophrastos von Eresos auf Lesbos (geb. 370,

gest. 285), setzt sich hauptsächlich die eine Richtung des Forschens seines Lehrers Aristoteles fort, welche auf Naturwissenschaft gewendet ist.

Als Plato's Schüler und Nachfolger in der Akademie erwähnen wir des Speusippos wie des Xenokrates; als Aristoteles und Theophrast's Nachfolger die Peripatetiker, besonders des dritten Jahrhunderts, Aristoxenos aus Tarent (schon um 318) und Straton aus Lampsakos (um 250). Es war zuletzt die Philosophie, zu welcher sich die Stimmführer beider Schulen bekannten, aus einer Kunst wahr und recht zu reden, nur zu einer Kunst viel zu reden geworden. Unfähig ward die Sucht zu scheinen jenes redlichen Ernstes, welcher hindurchdringt zum Erkennen des Seins; denn diese Männer, welche das Gewand der alten Meister trugen, ohne selber Meister zu sein, suchten in allem Erkennbaren nicht das Licht, das die Welt erleuchtet, sondern einen umkleidenden Nebel-Schimmer für ihre eigene Blöße. So ward die sogenannte Philosophie jenem Bilde gleich, das Michal nahm und legte es ins Bett und legte ein Netz von Ziegenhaar zu seinen Häupten und deckte es mit der Decke zu. Da geschah es, daß vielleicht auch in redlicheren Seelen das oft getäuschte Forschen nach Wahrheit auf diesem Wege zu einem Zweifeln an aller Wahrheit, zur Skepsis wurde. Unüberwindlich im Wortkampf, einerlei was er vertheidigte, war schon Pyrrhon der Skeptiker, welcher anfänglich Maler, dann Soldat unter Alexander dem Macedonier gewesen (lehrte um 340). Sein Schüler, Timon aus Phlius, welcher vorhin auf dem Theater im Chor getanzt hatte und Dichter, Philosoph und Arzt zugleich sein wollte, stellte das System der Zweifelsucht auf eine Spitze, auf welcher es nicht lange sich schwebend erhalten konnte; es brach in sich selbst zusammen, und die Schule der Skeptiker stand verlassen.

Die so entstandene und fühlbar gewordene Lücke suchte die damalige Zeit von zwei Richtungen her auszufüllen. Epikur, geb. zu Gargettos bei Athen um 341 (gest. 269), durch eine Lehre, welche zwar nicht ohne Götter, wohl aber ohne ein Göttliches war, und in welche dennoch, seine Vertheidiger mögen zu seinen Gunsten sagen was sie wollen, an die Stelle der reinen, hehren Lust, welche der Geist gibt, eine Lüsternheit der Phantasie getreten war. Auf Epikur waren die Künste beider Eltern übergegangen, die der Mutter, welche abergläubige Streiche und altvettelische Zaubereien übte, und jene des Vaters, welcher als Lehrer derselben die damalige sogenannte Grammatik betrieb. — Dieser Richtung gegenüber gestaltete sich in Zenon aus Kittios auf Kypros (geb. 362, gest. 264) und in seinen Schülern: Kleanthes aus Assos (um 265), vornehmlich aber in Chrysippos aus Soloi (279 bis 207), die allerdings ernster erscheinende Lehre der Stoa, welcher jedoch bei der kräftigen Entwicklung und Festigkeit der äußeren Schale die eigentliche innere Fülle und geistige Fruchtbarkeit des Kerns abging. Gleichzeitig mit den Stiftern der beiden Schulen und vielleicht auf kräftigere Weise belehrte das athenische Volk durch seine treuen Sittenspiegel der Zeit der Komödiendichter Menandros (geb. 342, gest. 290 v. Chr.), den sich Terenz zum Muster gewählt, während das Vorbild des Plautus Philemon aus Soloi war (lebte um 260).

Aus der Wurzel und dem Stamme der Philosophie waren indeß zwei Schößlinge hervorgegangen, davon wenigstens der eine noch in spätere Zeiten hinüber sich kräftig erhielt, als der Hauptstamm in seinem Innern bereits faul

geworden. Die Redekunst, welche schon Perikles und Alkibiades als Meister geübt, wurde von dem Zeitgenossen des Sokrates, dem Lysias (geb. 459, gest. 379), in höherer Vollkommenheit jedoch von Isokrates (geb. 436, gest. 338) gelehrt. — Der Redner Lykurgos lebte von 408 bis 328; der edle Demosthenes (aus Päanium in Attika) von 385 bis 322; Aeschines 393 bis nach 318.

Der andere Schößling der Wurzel des gemeinsamen Wissens war jener der Mathematik so wie der Naturkunde und Medicin. Die letztere war durch den Asklepiaden Hippokrates aus Kos (lebte von 460 bis 372, oder wie Andere wollen 352) zu einer frühen Meisterschaft erhoben. Diokles von Karystos (um 365) so wie Praxagoras aus Kos (um 347), begründeten hierneben die sogenannt dogmatische Schule, während sich die Heilkunst in der Hippokratischen Form durch Eudoxos und Chrysippos aus Knidos erhielt. Neben Hippokrates dem Arzt hatte sich ein Hippokrates aus Chios (um 450) um die wissenschaftliche Vollendung der Mathematik und Geometrie verdient gemacht; Archytas (um 400) um Mechanik; Eudoxos (370) und Pytheas (338) um Stern- und Länderkunde.

Diese Richtung des philosophischen Forschens nach der Welt der sichtbaren Erscheinungen hin erhielt sich auch in ihrer vollen Kraft, ja sie gewann noch an Umfang und Vollendung, als mit dem Reich der Ptolemäer in Aegypten für die griechische Literatur eine Periode des neuen Wiederauflebens begann. Wir wollen die Früchte dieser spätern Zeit, welche die vollkräftige griechische Sprache getragen, hier noch vorerst betrachten, ehe wir zu der Geschichte der Wissenschaft bei den Römern übergehen.

Es hatte bei der Zertheilung der Reiche, welche Alexander der Macedonier erobert, Aegypten das Glück gehabt, dem Fürstenhause der Ptolemäer anheim zu fallen, welche mit königlicher Milde der Kunst wie der Wissenschaft pflegten. Es erwachten indeß nur wenige Zweige dieser beiden von neuem, einige aber, die im Vaterland erst im Aufschossen gewesen, erschlossen sich kräftig unter dem günstigen Himmel und brachten jetzt ihre ersten Blüthen und Früchte. Unter den Dichtern, welche, wenn auch nicht alle in Alexandrien lebend, dennoch durch den Einfluß der neuen Alexandrinischen Bildungsperiode erwachten, nennen wir Philetas aus Kos (um 300), von welchem zwar nur wenige Fragmente sich erhielten, der jedoch als Vorbild des Propertius Erwähnung verdient. Lykophron aus Chalkis (275), Erfinder des Anagramms und schwülstiger Tragiker; Kallimachos Battiades aus Kyrene (272), mythologischer Hymnendichter und Historiker; Aratos aus Soloi in Kilikien (274), wird astronomischer Elegiendichter; Theokrit aus Syrakus (275), der Idyllendichter, war in Alexandria gebildet oder hatte wenigstens eine Zeitlang hier gelebt; gleichzeitig mit ihm dichteten Bion aus Smyrna und Moschos aus Syrakus; Apollonius genannt Rhodius, weil er, obgleich aus Alexandria gebürtig, einige Zeit in Rhodos gelebt hatte, Dichter der Argonautika und zugleich Mathematiker und Astronom so wie Bibliothekar in Alexandria (um 196 v. Chr.). Gleichzeitig lebte und dichtete am Pergamenischen Hofe Nikander von Kolophon (160) Lehrgedichte über die Gifte und Gegengifte, zugleich aber Georgika und Metamorphosen. Später (um 100 v. Chr.) ließ die Muse noch einmal in griechischer

Zunge einige liebliche Töne, wie Gesänge der herbstlich fortziehenden Vögel, bei dem Syrer Meleagros (aus Gadara) erwachen, der zugleich, so wie der Thessalier Philippos, Epigramme der älteren Dichter zusammengestellt hatte, welche verloren gegangen sind, während die des Sardiers Straton (um 130) selbst noch im 10ten Jahrhundert von Konstantinos Kephalos (910) und Maximus Planudes (1330) benutzt und ausgeschrieben wurden.

Redner waren um jene Zeit Aischines in Rhodos; Tiberios in Alexandria (um 200). Geschichtsforscher, an deren Werken, auch wenn sie auf anderm Boden erwuchsen, der Einfluß der Alexandrinischen Form unverkennbar ist, sind Polybios aus Megalopolis (geb. 204, gest. 123), von dessen 40 Büchern über die Geschichte jener Zeiten (von 220 bis 146 v. Chr.) nur noch fünf vollkommen erhalten sind; Dionysios aus Halikarnassos, welcher Rom in seiner blühendsten Zeit (31 bis 10 v. Chr.) gesehen und beschrieben; Diodorus der Sicilier (aus Argyrion) lebte und schrieb ebenfalls unter Augustus; Nicolaus von Damascus (8). Von den chronologischen Werken des Timaios, Apollodoros und Kastor kennen wir aus anführenden Stellen der Alten kaum noch den Titel. Erdbeschreiber waren und zugleich Astronomen: Eratosthenes aus Kyrene (geb. 276, gest. 195), Bibliothekar zu Alexandria um 228, dessen mathematische Geographie wir ziemlich vollständig durch Strabo kennen. Er berechnete zuerst, der Wahrheit ziemlich nahe kommend, den Umfang der Erde. Hipparchos aus Nikaia (gest. 125) ward der Begründer der wissenschaftlichen, auf unmittelbaren Beobachtungen ruhenden Astronomie in ihrem ganzen nachmaligen und noch jetzigen Umfang; Poseidonios aus Rhodos lebte um 86. Gleichzeitig schon mit Eratosthenes hatte Euklides (um 280) in Alexandria gewirkt und die Grundzüge der reinen Mathematik für alle Zeiten entworfen (sein Commentator Proklos lebte erst um 450); Appollonius aus Pergamum erläuterte (um 250) die Kegelschnitte; Archimedes aus Syrakus (287 bis 212) begründete für immer die Mechanik auf wissenschaftliche Weise; Heron (um 210) schrieb über Automaten und Kriegsmaschinen; Geminos aus Rhodos (70) gab auf leicht faßliche Weise die Grundlehren der Astronomie. — Der Beschreiber unglaublicher Dinge, der Alexandriner Palaiphatos, lebte um 320. Aus dem Gebiet der Naturkunde gab Antigonos wunderbare Erzählungen (um 270), und um dieselbe Zeit lebte und schrieb der Physiognomiker Melampus. Namhafte Aerzte und Zergliederer jener Zeit, welche wir im somatischen Theile dieses Werkes öfters erwähnten, waren Herophilus aus Chalcedon (um 280) und sein Zeitgenosse Erasistratos aus Kos, deren Schulen später bei der gewaltsamen Entfernung der meisten griechischen Gelehrten aus Alexandria (135), die des ersteren in Laodikäa, die des letzteren in Smyrna, blüheten. — Das empirische System der Arzneikunde vervollkommnete Philinos aus Kos (um 250); das sogenannte methodische (dem Brownianismus verwandte) Asklepiades, aus Prusa in Bithynien, welcher um 110 in Rom lebte.

Das alte Rom, in welchem in uralter Einfalt ein Volk erzogen und gehärtet wurde, welches unter andern Völkern die Bestimmung des Eisens hatte, sang noch bis in jene Zeiten, in denen die griechische Literatur unter Alexandrinischem Einfluß ihre letzten Nachblüthen trieb, seine saturnischen Festgesänge, welche Weissagungen in sibyllinischem Geiste, Lobpreisungen der Götter und

ermuthigende Töne der Schlachten enthielten. Da wurde das Volk durch Livius Andronicus (um 238 v. Chr.), einen Griechen aus Tarent und Freigelassenen des M. Livius Salinator, mit den Werken der griechischen Dichtkunst bekannt; denn, obgleich in roher Sprache, übersetzte derselbe außer mehreren Hymnen die Odyssee des Homer sowie griechische Lustspiele. Ihm folgte in dem Geschäft der Verpflanzung griechischer Muster auf römischen Boden Qu. Ennius, aus Rudiä in Calabrien (geb. 240, gest. 170 v. Chr.), welcher zuerst in Sardinien der Lehrmeister des älteren Cato im Griechischen gewesen, dann von diesem mit nach Rom geführt war. Es hat vermöge eines Gesetzes der wechselseitigen Anziehung der sich ganz entgegengesetzten Stimmungen des Gemüthes, das wir in den vorhergehenden Untersuchungen öfters betrachtet haben, das ernste Rom ein ganz vorzügliches Gefallen am Komischen gefunden, und deßhalb ist vor Allem in Rom das Lustspiel zu einem hohen Grad der Vollendung, wiewohl meist nach griechischem Muster, gelangt. Cn. Nävius aus Campanien (gest. 233) war mehr nur Uebersetzer in des Livius Andronicus Weise gewesen. Voll eigenthümlicher Kraft dagegen und Fülle des natürlichen Witzes hatte sich M. A. Plautus aus Sarsina in Umbrien (gest. 184 v. Chr.) nach dem Muster der Griechen gebildet, und es erhub P. Terentius Afer (geb. 194, gest. 161 v. Chr., Freigelassener des Terentius Lucanus) das römische Lustspiel zu einer noch jetzt Bewunderung erregenden, classischen Vollendung.

Bemerkenswerth erscheint es, daß die Römer, so glücklich in dem komischen Drama, für das Trauerspiel fast ganz ohne Sinn und Anlage erschienen; vielleicht deßhalb, weil sie bestimmt waren, in der That und persönlich auf dem Theater der Weltbegebenheiten ein ungeheures Trauerspiel der Völker aufzuführen. Wir kennen deßhalb die Tragiker Pacuvius (um 180) und selbst den Freund des Virgil und Dichter des Thyestes, den L. Varius, nur dem Namen nach, und die Trauerspiele des L. An. Seneca (geb. 1, gest. 65 nach Chr.) erregen kein großes Verlangen nach diesem verloren gegangenen Zweig der römischen Poesie. — Bedeutender jedoch und kräftiger entfaltete sich die römische Dichtkunst nach andern Seiten hin. So in des Titus Lucretius Carus (geb. 97, gest. 53 v. Chr.) Lehrgedicht, das auch von psychologischer Seite betrachtet ein merkwürdiges Werk ist, da es in den gesunden Zwischenzeiten gedichtet ist, welche der durch einen Liebestrank vergiftete Sänger mitten in den Perioden völliger Geistesabwesenheit genoß. Allgemeiner gepriesene oder doch bekannte Namen sind P. Virgilius Maro (aus Andes bei Mantua, geb. 71, gest. 19 v. Chr.), welcher sich durch innere Kraft hoch über das geistlose epikurische System erhob, in welches sein Lehrer Siro ihn zu führen versuchte; Qu. Horatius Flaccus aus Venusia in Apulien (geb. 67, gest. 20 v. Chr.); P. Ovidius Naso aus Sulmo in den jetzigen Abruzzen; Caj. Valerius Catullus, von der Halbinsel Sirmio im Veronesischen (geb. 87, gest. 48 v. Chr.); Alb. Tibullus aus Rom (gest. 19 v. Chr.); S. Aur. Propertius aus Umbrien (geb. 58 v. Chr., gest. 8 n. Chr.); M. Annäus Lucanus (aus Corduba in Spanien, gest. 60 n. Chr.); Caj. Silius Italicus (geb. 25, gest. 100 n. Chr.) zugleich als Redner bekannt.

Höheres und Bedeutenderes als in den meisten andern Gebieten der Wissenschaften zusammengenommen hat Rom auf dem Boden der Geschichte aufzuweisen.

Zunge einige liebliche Töne, wie Gesänge der herbstlich fortziehenden Vögel, bei dem Syrer Meleagros (aus Gadara) erwachen, der zugleich, so wie der Thessalier Philippos, Epigramme der älteren Dichter zusammengestellt hatte, welche verloren gegangen sind, während die des Sardiers Straton (um 130) selbst noch im 10ten Jahrhundert von Konstantinos Kephalos (910) und Maximus Planudes (1330) benutzt und ausgeschrieben wurden.

Redner waren um jene Zeit Aischines in Rhodos; Tiberios in Alexandria (um 200). Geschichtsforscher, an deren Werken, auch wenn sie auf anderm Boden erwuchsen, der Einfluß der Alexandrinischen Form unverkennbar ist, sind Polybios aus Megalopolis (geb. 204, gest. 123), von dessen 40 Büchern über die Geschichte jener Zeiten (von 220 bis 146 v. Chr.) nur noch fünf vollkommen erhalten sind; Dionysios aus Halikarnassos, welcher Rom in seiner blühendsten Zeit (31 bis 10 v. Chr.) gesehen und beschrieben; Diodorus der Sicilier (aus Argyrion) lebte und schrieb ebenfalls unter Augustus; Nicolaus von Damascus (8). Von den chronologischen Werken des Timaios, Apollodoros und Kastor kennen wir aus anführenden Stellen der Alten kaum noch den Titel. Erdbeschreiber waren und zugleich Astronomen: Eratosthenes aus Kyrene (geb. 276, gest. 195), Bibliothekar zu Alexandria um 228, dessen mathematische Geographie wir ziemlich vollständig durch Strabo kennen. Er berechnete zuerst, der Wahrheit ziemlich nahe kommend, den Umfang der Erde. Hipparchos aus Nikaia (gest. 125) ward der Begründer der wissenschaftlichen, auf unmittelbaren Beobachtungen ruhenden Astronomie in ihrem ganzen nachmaligen und noch jetzigen Umfang; Poseidonios aus Rhodos lebte um 86. Gleichzeitig schon mit Eratosthenes hatte Euklides (um 280) in Alexandria gewirkt und die Grundzüge der reinen Mathematik für alle Zeiten entworfen (sein Commentator Proklos lebte erst um 450); Appollonius aus Pergamum erläuterte (um 250) die Kegelschnitte; Archimedes aus Syrakus (287 bis 212) begründete für immer die Mechanik auf wissenschaftliche Weise; Heron (um 210) schrieb über Automaten und Kriegsmaschinen; Geminos aus Rhodos (70) gab auf leicht faßliche Weise die Grundlehren der Astronomie. — Der Beschreiber unglaublicher Dinge, der Alexandriner Palaiphatos, lebte um 320. Aus dem Gebiet der Naturkunde gab Antigonos wunderbare Erzählungen (um 270), und um dieselbe Zeit lebte und schrieb der Physiognomiker Melampus. Namhafte Aerzte und Zergliederer jener Zeit, welche wir im somatischen Theile dieses Werkes öfters erwähnten, waren Herophilus aus Chalcedon (um 280) und sein Zeitgenosse Erasistratos aus Kos, deren Schulen später bei der gewaltsamen Entfernung der meisten griechischen Gelehrten aus Alexandria (135), die des ersteren in Laodikäa, die des letzteren in Smyrna, blüheten. — Das empirische System der Arzneikunde vervollkommnete Philinos aus Kos (um 250); das sogenannte methodische (dem Brownianismus verwandte) Asklepiades, aus Prusa in Bithynien, welcher um 110 in Rom lebte.

Das alte Rom, in welchem in uralter Einfalt ein Volk erzogen und gehärtet wurde, welches unter andern Völkern die Bestimmung des Eisens hatte, sang noch bis in jene Zeiten, in denen die griechische Literatur unter Alexandrinischem Einfluß ihre letzten Nachblüthen trieb, seine saturnischen Festgesänge, welche Weissagungen in sibyllinischem Geiste, Lobpreisungen der Götter und

ermuthigende Töne der Schlachten enthielten. Da wurde das Volk durch Livius Andronicus (um 238 v. Chr.), einen Griechen aus Tarent und Freigelassenen des M. Livius Salinator, mit den Werken der griechischen Dichtkunst bekannt; denn, obgleich in roher Sprache, übersetzte derselbe außer mehreren Hymnen die Odyssee des Homer sowie griechische Lustspiele. Ihm folgte in dem Geschäft der Verpflanzung griechischer Muster auf römischen Boden Qu. Ennius, aus Rudiä in Calabrien (geb. 240, gest. 170 v. Chr.), welcher zuerst in Sardinien der Lehrmeister des älteren Cato im Griechischen gewesen, dann von diesem mit nach Rom geführt war. Es hat vermöge eines Gesetzes der wechselseitigen Anziehung der sich ganz entgegengesetzten Stimmungen des Gemüthes, das wir in den vorhergehenden Untersuchungen öfters betrachtet haben, das ernste Rom ein ganz vorzügliches Gefallen am Komischen gefunden, und deßhalb ist vor Allem in Rom das Lustspiel zu einem hohen Grad der Vollendung, wiewohl meist nach griechischem Muster, gelangt. Cn. Nävius aus Campanien (gest. 233) war mehr nur Uebersetzer in des Livius Andronicus Weise gewesen. Voll eigenthümlicher Kraft dagegen und Fülle des natürlichen Witzes hatte sich M. A. Plautus aus Sarsina in Umbrien (gest. 184 v. Chr.) nach dem Muster der Griechen gebildet, und es erhub P. Terentius Afer (geb. 194, gest. 161 v. Chr., Freigelassener des Terentius Lucanus) das römische Lustspiel zu einer noch jetzt Bewunderung erregenden, classischen Vollendung.

Bemerkenswerth erscheint es, daß die Römer, so glücklich in dem komischen Drama, für das Trauerspiel fast ganz ohne Sinn und Anlage erschienen; vielleicht deßhalb, weil sie bestimmt waren, in der That und persönlich auf dem Theater der Weltbegebenheiten ein ungeheures Trauerspiel der Völker aufzuführen. Wir kennen deßhalb die Tragiker Pacuvius (um 180) und selbst den Freund des Virgil und Dichter des Thyestes, den L. Varius, nur dem Namen nach, und die Trauerspiele des L. An. Seneca (geb. 1, gest. 65 nach Chr.) erregen kein großes Verlangen nach diesem verloren gegangenen Zweig der römischen Poesie. — Bedeutender jedoch und kräftiger entfaltete sich die römische Dichtkunst nach andern Seiten hin. So in des Titus Lucretius Carus (geb. 97, gest. 53 v. Chr.) Lehrgedicht, das auch von psychologischer Seite betrachtet ein merkwürdiges Werk ist, da es in den gesunden Zwischenzeiten gedichtet ist, welche der durch einen Liebestrank vergiftete Sänger mitten in den Perioden völliger Geistesabwesenheit genoß. Allgemeiner gepriesene oder doch bekannte Namen sind P. Virgilius Maro (aus Andes bei Mantua, geb. 71, gest. 19 v. Chr.), welcher sich durch innere Kraft hoch über das geistlose epikurische System erhob, in welches sein Lehrer Siro ihn zu führen versuchte; Qu. Horatius Flaccus aus Venusia in Apulien (geb. 67, gest. 20 v. Chr.); P. Ovidius Naso aus Sulmo in den jetzigen Abruzzen; Caj. Valerius Catullus, von der Halbinsel Sirmio im Veronesischen (geb. 87, gest. 48 v. Chr.); Alb. Tibullus aus Rom (gest. 19 v. Chr.); S. Aur. Propertius aus Umbrien (geb. 58 v. Chr., gest. 8 n. Chr.); M. Annäus Lucanus (aus Corduba in Spanien, gest. 60 n. Chr.); Caj. Silius Italicus (geb. 25, gest. 100 n. Chr.) zugleich als Redner bekannt.

Höheres und Bedeutenderes als in den meisten andern Gebieten der Wissenschaften zusammengenommen hat Rom auf dem Boden der Geschichte aufzuweisen.

Es hatte schon Ennius (um 200 v. Chr.) seine Annalen und Liv. Nävius, sein Zeitgenosse, die Geschichte des zweiten punischen Krieges, beide in Versen beschrieben, während Qu. Fabius Pictor (um 220 v. Chr.) und L. Cincius Alimentus Geschichte in ungebundener Rede erzählten. Um Geschichte und Chronologie machten sich der ältere Cato (um 200 v. Chr.) so wie Marc. Ter. Varro (60 Jahre v. Chr.), der letztere auch um römische Sprachkunde verdient. Es wurde indeß die Geschichte fast mehr als anderswo sonst zu äußerer Würde erhoben, als Julius Cäsar (geb. 101, gest. 44 v. Chr.) das Heldenschwert mit dem schreibenden Griffel vertauschte und als Beschreiber der Geschichten der gallischen und bürgerlichen Kriege auftrat. — C. Nepos aus Hostilia starb 29 v. Chr. — C. Sallustius Crispus aus Amiternum im sabinischen Gebiet, geb. 86, gest. 36 v. Chr. — Titus Livius aus Padua, geb. 60 v. Chr., gest. 13 nach Chr., ist der blühende Jüngling unter den Geschichtsforschern; C. Cornelius Tacitus (geb. 60 n. Chr., im Jahre 97 Consul) erscheint dagegen als der unter Kampf und Leid frühe gereifte, tiefblickende, erfahrene Mann der Geschichte. — C. Suetonius Tranquillus aus Rom, geb. 70, gest. 121 n. Chr. — Qu. Curtius Rufus um 69. — C. Vell. Paterculus, geb. 20 v. Chr., gest. 31 n. Chr.

Die Philosophie der Römer, welche wir aus Cicero's Werken am besten kennen und in ihrem wohlmeinenden Ernste würdigen lernen, stammte in gerader Linie von den jüngsten Sprößlingen der griechischen Schulen ab. Durch Diogenes aus Babylon, einen der Nachfolger des Zenon, wurde im Jahre 170 v. Chr. die stoische Philosophie nach Rom verpflanzt. Hier wurde dieselbe von Panätios aus Rhodos (um 140 v. Chr.) öffentlich gelehrt und, von Scipio und Lälius begünstigt, wirkte dieselbe bedeutend auf die Bildung der Rechtskunde so wie der römischen Rednerkunst ein. Obgleich dem Namen nach Stoiker, verehrte dennoch Panätios den Plato vor allen andern Weisen des Alterthums „als den Homer der Philosophen." — Der Lehrer des Cicero und des Panätios Schüler, Posidonios von Rhodos (geb. 134, gest. 50 v. Chr., Stifter einer Schule auf Rhodos) war Geograph, Mathematiker, Physiker und Philosoph. Obgleich er vielleicht der gelehrteste unter allen Stoikern war, bekannte er dennoch, daß die frühere Zeit besser und kräftiger philosophirt habe; die Philosophie der Griechen stamme aus alter Ueberlieferung des Orients ab. Die Lehre des Posidonius näherte sich wieder ganz jener der älteren sokratischen Schulen; selbst die Mantik wurde von ihm wieder vertheidigt. Aus Rhodos zeichneten sich auch zu derselben Zeit als Lehrer der Philosophie des Aristoteles und als Grammatiker aus: Tyrannion und Andronikos. — Der Lehrer dieser auf römischem Boden einheimisch gewordenen Philosophie für viele künftige Geschlechter, M. Tull. Cicero aus Arpinum, war geb. 108, gest. 44 v. Chr. — L. Ann. Seneca wurde schon vorhin erwähnt.

Noch im Jahre 31 nach Chr. erzählte Phädrus (von Geburt ein Thracier, Freigelassener des Kaisers Augustus) äsopische Fabeln. Bald aber entwickelte sich in der römischen Poesie die derselbe bei der natürlichen Neigung des Volkes sehr nahe liegende Anlage zur Satyre. In ihr thaten sich hervor Aul. Persius Flaccus aus Volaterrä in Etrurien, geb. 34 v. Chr., gest. n. Chr. 62; T. Petronius Arbiter, gest. 66 n. Chr.; Dec. Jun. Juvenalis aus

Aquinum, geb. 38, gest. nach 119 n. Chr. — Ein später, nicht sehr kräftiger Zweig der lyrischen und epischen Poesie erzeugte sich noch in Publ. Papir. Statius aus Neapel, geb. 61, gest. 96 n. Chr. — Als Redner that sich hervor C. Plinius S. Cäcilius aus Novocomum (geb. 62, gest. 110); das Lehramt der Redekunst bekleidete unter Vespasian M. Fab. Quinctilianus aus Calahorra in Spanien, geb. 42 n. Chr., gest. nach 118. — Historischer Excerptenmacher und zugleich Dichter war Luc. Annäus Florus (vor 117). — Redekünstler, Sprachlehrer und gelehrter Compilator war Aulus Gellius, um 160 n. Chr.

Um die Länderkunde macht sich Pomponius Mela aus Spanien (um 41 n. Chr.) verdient; mit einer Art von chronologischer Astronomie beschäftigt sich schon Nigidius Figulus, Cicero's Freund, um 45 v. Chr.; übrigens hatte Rom in diesem Gebiet so wenig Tüchtiges aufzuweisen, daß Jul. Cäsar bei seiner Kalenderverbesserung den Sosigenes aus Alexandria zu Hülfe rufen mußte; ein Lehrgedicht astronomischen Inhaltes sang Marcus Manilius (um 9 n. Chr.), welches noch immer von kräftigerem Geiste zeugt, als jenes des Julius Firmicus Maternus (gest. um 340), obgleich diesem die seitdem mehr zum Gemeingut gewordenen alltäglicheren Kenntnisse der wissenschaftlichen Astronomie nicht fern liegen konnten. — Ueber Baukunst schrieb ein treffliches Werk: M. Vitruvius Pollio um 29 n. Chr.; über Wasserleitungen Sext. Jul. Frontinus (gest. 106); den Ackerbau wählten schon zum Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Betrachtung: M. Porcius Cato (geb. 235, gest. 159 v. Chr.); M. Terentius Varro (der bereits erwähnt wurde); Jun. Moderatus Columella aus Cadiz (um 85 v. Chr.) — Die Arzneikunde behandelten als Schriftsteller Aurelius Cornelius Celsus aus Rom oder Verona, um 14 n. Chr.; Scribonius Largus (vor 50 n. Chr.). — Die Meteorologie Seneca.

Einer auszeichnenden Erwähnung verdient der fleißige Sammler und Lehrer vieler späteren Jahrhunderte im Gebiete der gesammten Naturgeschichte: C. Plinius Secundus aus Verona, geb. 23 n. Chr., gest. 79. Die Kühnheit des Planes so wie der Umfang des wissenschaftlichen Gebäudes, das er in seinen Werken aufstellt, wird sich die Achtung aller Zeiten erhalten.

Wir wenden uns nun zu einigen selbstständigen Erscheinungen im Gebiete der Literatur auf fremdem Boden, obgleich in den Zeiten römischer Herrschaft eigenthümlich entwickelt.

Der in diesem Werk oft erwähnte, merkwürdige Philo Judäus stammte aus hohenpriesterlichem Geschlecht und war von reich begüterten Eltern zu Alexandria in Aegypten 30 Jahre vor Christus geboren. Er gelangte später in dieser Stadt zur Würde des Magistrats. — Im vierten Jahre der Regierung des Caligula, mithin 40 Jahre nach Christo, nennt sich Philo einen Greis: welche Benennung nach dem Buche Pirke Avoth den Juden erst im 70sten Jahre zukam. Erst im Jahre 49 n. Chr. kam der Apostel Marcus nach Aegypten, schwerlich konnte demnach Philo in seinem mit jugendlicher Begeisterung geschriebenen Werke de Therapeutis christliche Mönchsorden im Sinne haben; eben so wenig darf angenommen werden, daß er bei andern seiner Werke christliche Schriften vor Augen hatte (m. s. die Einleitung zur Ausgabe seiner Werke von Mangey). Andere Philosophen, welche in griechischer Zunge lehrten, waren

Epiktet aus Hierapolis in Phrygien, Freigelassener des Kämmerers des Nero, des Epaphroditus. Er war später Lehrer der Philosophie zu Nikopolis (etwa 94 bis 117). — Um dieselbe Zeit Theon aus Smyrna. — M. Aurel. Antonius st. 180. — Gleichzeitig mit ihm Maximus Tyrius. — Witziger Schriftsteller auch über Philosophie war Lukianos aus Samosata, der in derselben Zeit lebte. — Sextus Empiricus, der gelehrte und scharfsinnige Arzt aus Mitylene, lebte um 190.

Geschichtliche Werke schrieben Nicolaus Damascenus, sogenannter Philosoph, Dichter und Geschichtsforscher, lebte am Hofe Herodes des Großen, der ihn im Jahre 5 zum Gesandten nach Rom an Kaiser Augustus gebrauchte; Flavius Josephus aus Jerusalem, geb. 37 n. Chr., gest. nach 93. Der edle Plutarchus, aus Chäronea in Böotien, vor 49 nach Chr. geb., starb um das Jahr 130, war in den letzten Jahren des Vespasian Lehrer der Philosophie in Rom, unter Trajan Consul, unter Hadrian Procurator von Griechenland. Appianus aus Alexandria schrieb um 147 n. Chr.; Dio Cassius Coccejanus aus Nicäa in Bithynien, geb. um 155, gest. 229, brachte einen großen Theil seines Lebens in Rom zu, war um 218 Statthalter zu Smyrna. Pausanias, der Reisebeschreiber, wahrscheinlich aus Cäsarea in Cappadocien, lebte um 174 n. Chr.; Flavius Arrianus (aus Nicomedia in Bithynien) war unter Kaiser Hadrian Statthalter von Cappadocien (um 134), lebte etwa bis 161 n. Chr. Er beschrieb aus älteren Quellen die Thaten Alexanders. Claudius Aelianus aus Präneste in Italien, war um 220 Lehrer der Rhetorik zu Rom. Diogenes Laërtius um 250 n. Chr.

Im Gebiet der Länderbeschreibung thaten sich hervor: Strabo aus Amasea in Cappadocien vom Jahre 26 v. Chr. bis 17 n. Chr.; Dionysius Periegetes (aus Charax) beschrieb seine Reise nach dem Orient, die er auf Augusts Befehl gemacht, in Versen. Um Länder- und Sternkunde zugleich erwarb sich ein unsterbliches Verdienst Claudius Ptolemäus aus Ptolemais Hermeiu in der Thebais um 138 n. Chr. Zu Canopus, in der Nähe von Alexandrien, in einem Zimmer des Tempelgebäu's des Serapis, lebte dieser fleißige Forscher nach der abgeschiedenen Weise der alten ägyptischen Priester. — Einer der größten Pflanzenkenner des Alterthums war Pedanius Dioskorides aus Anazarbus in Cilicien um 64 n. Chr. — Aerzte: Xenokrates Aphrodisius, aus Aphrodisium um 37; Scribonius Largus unter Tiberius und Claudius um 50; Soranus aus Ephesus, in Alexandria gebildet, um das Jahr 100; um dieselbe Zeit Rufus aus Ephesus und Archigenes aus Apamea. Vor allen Andern jedoch Claudius Galenus aus Pergamus von 113 bis 200 nach Chr.

In die Zeiten der ersten Jahrhunderte gehören noch der gelehrte Rabbi Akiba (gest. 120), welcher das Buch Jezirah schrieb; Rabbi Juda Hakkadosch aus Sepphoris, gest. nach 200, welcher die Mischna zusammenstellte. — Aus selbstständigem Stamm erwachsen, blühete um jene Zeit auch in Indien die Dichtkunst mit andern Zweigen des menschlichen Wissens zugleich. Es lebte um 50 n. Chr. Kalidasa, der Verfasser der Sakontala, und in den nächsten Jahrhunderten vor Christo hatte schon Vyasa seine Mahabharatta gesungen, Vischnu-Sarma die Hitopadesa gedichtet. — Sendebad: die sieben Weisen

(um 100 v. Chr.) — Jojadeva der Lyriker dichtete seine Gita-Govinda um 120 n. Chr.

Schriftsteller späterer Zeit von vorherrschend wissenschaftlicher Richtung. Historisch wichtige: Eunapios aus Sardes (um 395) gab Lebensbeschreibungen; Joannes Stobäus, Sammler (um 500); Simplikios (549). Auch Kleomedes, zugleich Astronom (nach 300); Salvianus (485). — Platonische Philosophen: Alkinoos (160), Verf. einer Einleitung in die Platon. Philosophie; Aristoteliker: Alexander Aphrodisiensis aus Karien um 200 n. Chr. Lehrer in Athen. Celsus 170. Sogenannte Neuplatoniker: Alex. Patamon, vor 200; Ammonios Saccas (gest. 241); Plotinos aus Lykopolis (205 bis 270); Porphyrios aus Batanea (geb. 223, gest. 304); Jamblichos aus Chalkis in Cölesyrien (gest. 333). Christliche Schriftsteller dieser Richtung: Synesios aus Kyrene (geb. 378, gest. vor 431), Bischof zu Ptolemais. Sein Ausleger Nicephorus lebte erst um 1360. — Nemesios, Bischof zu Emesa, um 400. — Proklos der Lykier, geb. 412, gest. 485; Damaskios der Syrer (525). — Die Schule der Neuplatoniker in Athen wurde von Kaiser Justinian (529) aufgehoben; Isidorus aus Gaza, Simplikios und Damaskios, welche diese Auflösung erlebten, zogen sich ins persische Reich, von da (533) nach Aegypten zurück. — Mathematik und Astronomie blühten noch immer in Alexandria. Um 390 lebte Alex. Pappus, der Geometer; Theon der Alexandriner um 365, seine gelehrte Tochter Hypatia ward 415 in einem Volksauflauf ermordet.

Die Rechtsgelehrsamkeit in jener wissenschaftlichen Form, in welcher dieselbe von den christlichen Jahrhunderten vollkommen ausgebildet worden, hat ihren Ursprung in der alten Gesetzgeberin vieler Völker und Zeiten, in Rom, genommen. Formeln zur Einleitung und Führung der Processe sammelte schon Appius Claudius und machte sein Schreiber Cnejus Flavius (305 vor Chr.) öffentlich bekannt. — Die seitdem neu erfundenen Formeln brachte Sextus Aelius Catus (um 202) zur Kunde des lesenden Volkes; Lehrer des Rechtes war schon um 254 v. Chr. Tiberius Coruncanius; berühmte Rechtskundige der nächsten Jahrhunderte vor Christo: Q. Mucius Scävola, Servius Sulpicius, App. Cl. Cäcus u. A. Unter Augustus entstehen die Schulen des (strengen) Labeo und des Capito. Zu der Schule des Ersteren gehören Proculus (25), Pegasus (70), Celsus I. u. II. (120); zu der des Letzteren C. Cassius Longinus (25), Cöl. Sabinus (95), Priscus Javolenus (100), Salvius Julianus (131), Gajus (160), dessen Commentare über die Institutionen die Hauptquelle der Justinianischen Institutionen bilden; Aemilius Papinianus (geb. 140, gest. 212); Domitius Ulpianus aus Tyrus (gest. 228); Jul. Paulus (gest. 235); Herennius Modestinus (245). — Schon seit Hadrians Regierung hatte Rom (135), seit Alex. Severus (im Jahre 231) Berytus eine berühmte Schule der Rechtsgelehrsamkeit. Die erstere bestund bis nach 500, die andre bis 570, seit 420 war hierzu in Konstantinopel eine dritte gekommen. Der Lehrcurs dauerte fünf Jahre. — Die Constitution Valentinians III. 426; der Codex Theodosianus 438. — Eine neue Epoche für die Rechtsgelehrsamkeit begann mit Kaiser Justinian, welcher veranlaßte, daß unter Leitung seines Hofkanzlers Tribonian aus allen kaiser-

lichen Constitutionen von Hadrianus Zeiten an der Codex Justinianus (aus mehr denn 200 Schriften) zusammengetragen wurde, bestehend aus 50 Büchern, welche unter 422 Titeln 9123 Gesetze umfaßten. Die Vollendung dieses riesenhaften Werkes, der sogenannten Pandekten, fällt in den Monat April 529; der Nachtrag dazu wurde vollendet 534, und früher noch als die Pandekten war das Compendium derselben unter dem Namen der Institutionen ausgefertigt worden.

Durch die Väter der Kirche hatte indeß auch seit dem zweiten Jahrhundert ein Theil der Literatur begonnen, welcher bald eines der wichtigsten Elemente der Geistesbildung wurde. In griechischer Sprache schrieben: Justin der Märtyrer aus Sichem, geb. 89, st. 164; Athenagoras aus Athen, in Alexandrien um 165; Theophilos, Bischof zu Antiochien, 177; Tatianus aus Assyrien, Schüler Justins des Märtyrers, st. 176; Hermias vor 200; Irenäus, Bischof zu Lyon, st. 209; Clemens Alexandrinus st. v. 218; Origenes aus Alexandria, des Clem. Al. Schüler, war geboren 185, starb 253 an den Folgen der Peinigungen, welche er unter Decius erlitten; Gregorius Thaumaturgus aus Neocäsarea, durch Origenes zum Christenthum bekehrt, war seit 240 Bischof; Methodius, Bischof zu Olympos, um 311 enthauptet; Athanasius aus Alexandrien, geb. 296, starb 373; Cyrillus aus Jerusalem, starb zu Cäsarea 386; Epiphanius aus Palästina, seit 368 Bischof zu Constantia auf Cypern, starb 403; Cyrillus aus Alexandria starb 444; Chrysostomus aus Antiochien, geb. 354, gest. 407; Theodoretus aus Antiochien, geb. 393, gest. 457, war Bischof zu Cyrus in Syrien; Basilius Magnus aus Neocäsarea in Antiochien, geb. 316, starb 379; Gregorius Nazianzenus aus Nazianzus in Cappadocien, geb. 317, gest. 391. Die Geschichte der christlichen Kirche schrieben: Eusebius aus Palästina, geb. 264, starb 340; Hermias Sozomenus, geb. bei Gaza in Palästina um 450; Evagrius aus Epiphania in Cölesyrien, geb. 536. Von den Schriften des Philostorgus (um 423) und Theodorus Lector (nach 525) besitzen wir nur Bruchstücke.

Lateinische Kirchenväter: Tertullianus aus Carthago starb 220; Minucius Felix aus Afrika um 220; Cyprianus aus Carthago wurde im J. 258 enthauptet (Novatianus 251); Arnobius aus Afrika, durch einen Traum zur Annahme des Christenthums bewogen, im J. 297; Lactantius Firmianus, der Lehrer der Söhne Constantins, schrieb um 325; Ambrosius aus Gallien (?) Bischof zu Mailand, st. 398; Hieronymus Striton, aus Striton an den Gränzen von Dalmatien und Pannonien, geb. 330, starb 420; Augustinus aus Tegaste in Afrika, geb. 354, gest. 450.

Syrische Kirchenväter: Ephrem Syrus st. 378; Philoxenus und sein Chorbischof Polykarpos um 500; Mar Aba um 536; Thomas von Heraklea, Bischof von Germanicien, 617; Paul, Bischof von Tela, 617.

Gesänge und Gebete voll Kraft, Würde und Einfalt, aus diesen ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hat neuerdings von Bunsen in seinem reichen „allgem. evang. Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauche" (Hamburg bei Perthes) gesammelt.

Schriftsteller des Mittelalters. Die Werke des classischen Alterthums, so kostbar und selten, waren gerade durch die Lust der mächtigern

Sammler, welche dieselben zu Bibliotheken aufhäuften, der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt worden. So hatte die reichste alte Büchersammlung in Alexandria dreimal das Loos einer zuerst theilweisen, dann gänzlichen Vernichtung betroffen (47 v. Chr., dann 391 n. Chr. und zuletzt 640 durch die Araber). Die von Constantius und Julian in Konstantinopel angelegte Bibliothek verbrannte 477, und auch die wieder neu angeschafften Sammlungen traf dasselbe Loos in den Jahren 610 und 713. Dennoch hatte Griechenland, namentlich in den Klöstern der Inseln und in Konstantinopel, noch viele treffliche Ueberreste des alten Bücherreichthums, der hier auch häufig durch Abschriften vervielfältigt wurde. In Athen hatte sich bis auf Justinian eine Schule der Philosophie neben der berühmten Schule der Grammatik und Redekunst erhalten; außer diesem besaßen Konstantinopel, Alexandria, Antiochien, Berytus, Edessa und Nisibis berühmte Unterrichtsanstalten. Aus diesen noch immer sehr begünstigenden Elementen konnte sich indeß im neuen griechischen Reich nur noch ein schwacher Nachtrieb der alten griechischen Literatur erzeugen, deren Zeit dahin war. Dichter: Nonnus 410, Pelag. Patricius aus Eudocia vor 460; Thryphiodorus 518; Leo der Weise st. 911; Philippus Sositarius um 1080; Cyr. Theod. Prodromus st. nach 1143; Joh. Tzetzes aus Konstantinopel lebte noch 1185; Manuel Philes aus Ephesus, geb. 1275, starb 1340; Maximus Planudes, Sammler äsopischer Fabeln, 1350. — Um das Studium der alten Literatur und Sprache machten sich verdient: der schon erwähnte Joh. Stobäus (um 500); Joh. Philoponios, Lehrer in Alexandrien, um 640; Photius aus Konstantinopel, Lehrer Leo des Philosophen, starb 891; Joh. Zonaras um 1110; Suidas, Verfasser des berühmten Wörterbuchs, um 975 oder nach Andern um 1150; Antonius, Sammler von Sentenzen, 1110; Gregorius Pardus, Metropolit zu Corinth, im 13ten oder 14ten Jahrh.; Eustathius, geb. 1155, gest. 1194; Thomas Magister 1327; Varinus Phavorinus, Verfasser eines griechischen Wörterbuchs, 1537. Außer diesen: Georg Lecapenus 1350; Demetrius Triclinius 1400; gleichzeitig Eman. Moschopulus und Chrysoloras; Michael Apostolus 1453; Bessarion aus Trapezunt, geb. 1395, gest. 1472; Theodorus Gaza aus Thessalonich, geb. 1398, gest. 1478; Georg von Trapezunt aus Kreta starb 1486; Constantinus Lascaris starb 1493; Janus Lascaris starb 1515; Demetrius Chalkokondylas aus Athen, Lehrer zu Perugia, Florenz u. s., gest. 1510; Marcus Musurus gest. 1517.

Griechische Geschichtschreiber der ersten sechzehn Jahrhunderte: Zosimus nach 425; Olympiodorus, Dichter, Chemiker und Geschichtsforscher, aus Theben in Aegypten, schrieb 407 bis 425; Procopius aus Cäsarea in Palästina um 562. — Byzantinische Geschichtschreiber: Zonaras 1118; Nicetas Acominatus st. 1206; Nicephorus Gregoras aus Heraklea im Pontus (geb. 1295, st. 1359), war auch Astronom; Nicolaus Leonicus nach 1467; gleichzeitig Joh. Ducas. — Als Chronographen sind bemerkenswerth: G. Syncellus um 806; Theophanes, geb. 784, st. 818; Nicephorus aus Konstantinopel, geb. 758, gest. 828; J. Malelas um 900; G. Cedrenus 1057; Sim. Metaphrastes 1140, schrieb auch Leben der Heiligen; Leo Grammaticus; Joh. Scylitzes um 1080; Georg Phrantzes, geb. 1401. Außer diesen: Georg Pachymeres 1242; Georg Codinus lebte noch 1453.

Geographen: Stephanus aus Byzanz vor 500; Cosmas Indicopleustes 550. — Mathematiker: Proclus 485; Marinus nach 485; Eutocius aus Ascalon um 500; M. C. Psellus. — Astronomen: Thius 500 und Leontius. — Chionades mußte sich im Jahr 1250 seine Kenntnisse in Persien holen. — Alchymisten: Stephanus Athenienſis um 640; Caſſianus Baſſus 912. — Aerzte: Oribaſius um 430; Aëtius 500; Alexander von Tralles starb vor 565; Theophilus Protoſpatharius 610; Palladius vor 600; Paul Aeginäta 668; Stephan von Athen 630; Nonus 959; Simeon Seth 1071.

Der Geſchichtſchreiber der Armenier: Moſes von Chorene um 462. Vorzüglich wurden aber die Syrer Lehrer der Araber ſeit 622. Die Schriften der griechiſchen Aſtronomen, Naturforſcher und Aerzte wurden ſeit Almanſors Regierung (753 bis 775), noch mehr unter Harun al Raſchid (768 bis 808) und Almanon (813 bis 833) ins Arabiſche überſetzt. Hiebei thätig: Joh. Mesve aus Damask, ein chriſtlicher Arzt, um 800, ſo wie ſein Schüler Honai Ebn Iſaak. — Aeltere, eigenthümliche Dichter hatten die Araber ſchon an Amril Kais (um 550), Tarafah, Zoheir, Hareth, Antara u. A. — Der Koran, entſtanden 622 bis 625. — Dichter nach Mohammeds Zeit: der Kalife Ali Ibn Abutaleb 660; Abu Nauwas aus Baſſora 830 und gleichzeitig mit ihm der Sammler der großen arabiſchen Anthologie: Abu Theman; Bochtari 880; Motenebbi 965; Abul Ola 1058; Thograi 1100; Ebn Faredh ſt. 1234. (Der Fabeldichter Bidpai oder Bilpai ſollte ſchon im 9ten Jahrh. v. Chr. oder doch zu Alexanders Zeit gelebt haben). Ferner erzählte wunderbare Sagen, als Antars Leben, Abunai ſchon um 800; vor Allen Hariri, durch Rückerts meiſterhafte Ueberſetzung uns Deutſchen näher gebracht, geb. 1054, ſt. 1120. — Abu Dſchafar Ebn Tofail 1150. — Geſchichtſchreiber: Heſcham Alkhelebi, Sammler von Geſchlechtsregiſtern, 819; Almakedi 822; Abu Obeidah Mehmar ſt. 825; Ebn Kotaibah 889; Abu Dſchafar Muh. Ibn Dſchorair Attabari 838 bis 923; Said Ibn Patrik 876; Maſſudi Kothbeddin in Kahiro 957; Abilara 1058; Bahaoddin Ebn Scheddad 1090; Abu Abdallah M. Ebn Ahmed 1200; Abdollatiph 1180 bis 1225; Greg. Abulfaradſch 1226 bis 1286; Georg Elmacin, Chriſt, geb. 1223, ſt. 1302; Abulfeda, geb. 1273, ſt. 1332; Fachreddin 1300; Almakrizi 1368 bis 1441; Arabſchah, Beſchreibung des Lebens Timur Chans, ſt. 1450. — Um Länderkunde machten ſich verdient: Wahab 851 und Abuſeid 907; Ebn Haukal 901 bis 968; Maſudi 957; Al Edriſi um 1180; der ſchon erwähnte Abulfeda. — Mathematik und Aſtronomie wurden gefördert durch Mohammed Ben Muſa (820), den erſten Schriftſteller über Algebra; Thelit Ben Corrah um 850; Omar Ben Ibrahim; Abumaſar (geſt. 883) fertigt aſtronomiſche Tafeln; Al-Fergani (Alfraganus) um 883; Albateni (Albateginus) ſtarb 928; Dſchebar Ben Afla (Geber) um 1050; Arzachel 1080; Alhazen 1100; Almanſor 1150; Abn Ragel und Alkabiz unter Alphons; Ebn Roſchd (Averrhoes), auch Arzt und Rechtsgelehrter, ſt. 1217. — Die Philoſophie, beſonders des Ariſtoteles, betrieben eifrig: Sajeg 1140; Alfarabi 954; Ebn Sina (Avicenna) der große Arzt, geb. 980, ſt. 1036; Algazali 1061 bis 1127; Tophail 1150. — Naturforſcher: Kazwini 1283; Ebn Baithar ſt. 1248. — Alchymiſten: der ſchon erwähnte Geber oder Dſchafar; Ebn Zohr (Aven Zohr) ſt. 1168, und Ebn Roſchd (oder Averrhoes). — Aerzte: Ahrun, der zuerſt die Pocken beſchreibt; Serapion 820; Alkindi um 850; Rhazes 860 bis 940; Ali Ebn Abbas 994; Ebn Sina, Avicenna, ſchon erwähnt; der jüngere Serapion 1070, u. ſ. — Rechtsgelehrte: Omar al Naſarfy 1142; Ibrahim von Aleppo ſtarb 1549.

Später als bei den Arabern erwachte der alte Sinn für Kunſt und Wiſſen bei den Perſern. Der Dichter Ferduſi lebte um 1020; Anvari 1200; Saadi 1175 bis 1292; Haphyz ſt. 1413. Der Geſchichtsforſcher Abu Said um 1275; Turan Schah 1377; Mirkhond 1432 bis 1498; Abdollatif al Kazwini ſt. 1552; Algoffari ſt. 1567; Abul fazal lebte gegen 1590; Feriſchta 1600; Fani nach 1650. — Aſtronomen: Althuſi 1183 bis 1244; Ulugh Beigh ſt. 1450.

Es hatte indeß auch in den Abendländern neben jenem inneren Werk der Menſchenbildung, von welchem wir oben im Paragraphen ſprachen, ein mehr in die Augen fallendes, äußeres der Erziehung zum Wiſſen fortbeſtanden. In Südfrankreich und Spanien erwachte der Geiſt der Dichtkunſt zuerſt, wie man meint, an dem Hof der Berengare aus dem aragoniſchen Hauſe (von 1100 bis 1245). Faſt gleichzeitig hiemit ergriff aber die Luſt des Geſanges alle chriſtlichen Völker des Abendlandes von Spanien bis gen Island. Als berühmten Troubadour nennen wir Wilhelm, Graf von Poitiers, von 1071 bis 1126; als den größten Beförderer der Kunſt Raymund Berengar V, ſt. 1245. — Größere Werke der Dichtkunſt der ſüdlicheren Länder waren: der Amadis von Gallien, welcher ſpaniſchen Urſprungs ſein ſoll. Die Sagen von Karl dem Großen, angeblich von Turpin, ſeit 1110, die von König Arthur durch den welſchen Benedictiner-Mönch Wilhelm von Monmouth ſeit 1138 in England beſungen. Arthurs Thaten; die ſinnvolle Sage vom heiligen Graal ſcheint überhaupt normanniſchen Urſprungs. — Indeſſen hatte auch Deutſchland eine kräftige Zeit der Dichtkunſt. Das Lied der Nibelungen, deſſen Stoff ſchon um 990 zuſammengetragen war, ſcheint bereits vor 1200 gedichtet. Das Heldenbuch, meiſt nach altgothiſchen Sagen, dichteten Wolfram von Eſchenbach (ſtarb 1227) und ſein Zeitgenoſſe Heinrich von Oſterdingen. Andre Dichter dieſer Zeit: Heinrich von Waldeck 1190; Hartmann von der Aue 1200; Walther von der Vogelweide 1240; Klingsor aus Siebenbürgen (ſtarb 1250?); Gottfried von Straßburg 1220 u. ſ.

Die Schule der Arzneikunde zu Salern, um 1087 durch Conſtantin den Afrikaner begründet; die Schule zu Montpellier und Paris um 1220. — Schulen der Rechtsgelehrſamkeit: das Benedictiner-Kloſter Bec in Frankreich; Bononien, ſeit 1128, durch Pepo und Irnerius gehoben. — Naturforſcher: Albert der Große 1193 bis 1280.

Es bereitete ſich nun allmählich durch die erneuerte Bekanntſchaft mit dem ausgebreiteten Wiſſen der Alten ein Wiedererwachen der Wiſſenſchaft vor. Auch dieſem ging, vorzüglich in Italien, ein neuer, höherer Aufſchwung der Dichtkunſt voraus. Von den Vätern der neuern Dichtkunſt nennen wir hier nur einige der älteſten: Dante Alleghieri (eigentlich Durante), geb. im Mai 1265,

verliert früh seinen Vater durch den Tod. Er empfängt schon im 9ten Jahre durch den Anblick der Beatrice einen tiefen Eindruck, bemüht sich eifrig im ganzen Gebiete der damaligen Wissenschaft; ficht heldenmüthig als Ghibelline für Florenz und Bologna gegen die Guelfen. Beatrice st. 1289. Dante verwaltet bis zum 35sten Jahre hohe Würden in seinem Vaterlande, wird dann von Karl von Anjou verbannt, und von diesem zum Tode des Scheiterhaufens verdammt. Geht als Flüchtling umher. St. 1321 zu Ravenna bei Guido Novello. — Franz Petrarca, geb. am 13. Juli 1304, gest. am 8. Juli 1374. Sein Vater war Dante's Freund und mit diesem zugleich verbannt. Ist bis ins 20ste Jahr Jurist, lebt dann ganz der alten Literatur und Dichtkunst, meist zu und bei Avignon (Laura, geb. 1308, gest. 1342). — Giovanne Bocaccio da Certaldo, geb. 1313 zu Florenz, erwacht zur kräftigeren, geistigen Richtung am Grabmal des Virgil bei Neapel, im 28sten Jahre des Alters. Früher Kaufmann, später Gesandter, öffentlicher Lehrer, Erklärer des Dante. Er stirbt 1375. — Lodovico Ariosto, geb. 1474 zu Reggio, wo sein Vater Commandant war. Sein Orlando furioso wird 1515 gedruckt. Ariost st. 1533. — Torquato Tasso, geb. 1544 zu Sorento, st. 1595. — Louis von Camoens, geb. 1524, gest. 1579, dichtet das Heldengedicht der Portugiesen: die Lusiade, lebt und stirbt in vieler äußerer Noth. — Michael de Cervantes Saavedra, geb. 1547 zu Alcala de Henares, st. 1616 zu Madrid. Er hatte 1572 in der Schlacht bei Lepanto den linken Arm verloren; lebt als Gefangner in Algier bis zu seiner Ranzionirung im Jahre 1581. Werke: die Galathea, der Don Quichote, Persiles und Sigismunda und die Novellen. — Der allbekannte William Shakspere war geb. den 23. April 1564 zu Stratfort, unter zehn Kindern seines Vaters (der ein Handschuhmacher war) das älteste. Er verheirathet sich schon im 18ten Jahre, treibt Wollenhandel; um 1592 (zu London) schon Theaterdichter und Acteur. Stirbt 1616.

Die Wissenschaften im engern Sinne begannen auch in der neueren Zeit wie zu allen Zeiten der Geschichte unsers Geschlechts mit dem Studium der Sprache, und zwar der hochgebildeten des Alterthums, besonders der Griechen. Wie mit einem Schlage erwachte jetzt die selbstständige Forschung nach allen Richtungen hin und mit ihr die höchste Entfaltung der Kunst. M. v. hierüber meine kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan, Erlangen 1828. Uebrigens hat von hier an der Baum des wissenschaftlichen Erkennens so viele sich nahe gleichende Blätter getragen, daß ihre Menge nicht zu zählen ist. Nach der Zeit der vielen Blätter wird jedoch dereinst wieder besser und reicher die der Blüthen und Früchte folgen.

Die Erziehung zum Wissen.

§. 67.

Von dem Werk der Erziehung, bei welchem sich vor Allem die Macht und Ohnmacht der Seele an andren Seelen kund zu thun vermag, heben wir dem beschränkenden Plan dieser Untersuchung gemäß nur Eine Seite zur Betrachtung hervor, die Erziehung zu jenen psychischen Fertigkeiten,

wodurch die Seele des Menschen von der des Thieres (nach §. 40 und 46) sich unterscheidet. Auf andre Seiten des Gegenstandes hat schon ein Theil des Inhaltes der §§. 32, 33, 41, 58 hingedeutet, und wird es noch mehr der Inhalt des nächsten Abschnittes thun.

Hierbei muß vor Allem beachtet werden, was die Erziehung und Bildung durch Menschen der noch jugendlichen Menschenseele zu geben vermag, und was nicht der Mensch, sondern nur Gott zu geben vermöge. Denn des Milon von Kroton Kraft, welcher durch Heraklëische Thaten Hellas in Staunen setzte, die Stärke und Schnelle der Füße, welche an Philonis und Philippides Bewunderung erregten, können nicht alle Hellenen haben, wohl aber kann jeder Gesunde den Gebrauch der Finger und Arme, jeder die Bewegung der Füße lernen. Jene Gabe des lebenskräftigen Erzählens, welche die Seele der Tausende, die zu Olympia's Spiel versammelt waren, mächtig ergriff, als der Vater der Geschichte sein Buch von der Menschen und Völker Geschick vor ihren Ohren las, jene Kraft und innere Bewegung der Rede, durch welche Cicero, wie mit Heeresmacht, den Feind aus den Mauern trieb und Rom befreite, hat nicht jeder mit der Stimme begabte Mensch, sondern, wie die schönere oder kräftigere Gestalt des Leibes, sind jene Güter der Seele ein Geschenk, das Gott verleihet, welchem er will. Reden dagegen über das Geschäft des Marktes und Hauses kann jeder geistig Gesunde lernen; und es vermag selbst der Indianer am Delaware-Strome mit einer wörtlichen Treue das nachzuerzählen, was er, vorhin Unerhörtes und nie in den Sinn Gekommenes, aus dem Mund des europäischen Lehrers vernommen.

Das Licht des Tages und die Farbenpracht der Auen wird, wie jede Empfindung, den sehenden Augen und dem fühlenden Leibe ohne ihr Zuthun gegeben; es stehet dagegen in der Macht des Leibes, beim Licht des Tages und auf den grünenden Auen, nach Gefallen sich zu bewegen. So finden wir auch in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeistes ein Element, welches unsrer Natur, ohne ihr Wollen und Laufen, gegeben wird und wieder genommen, wie die Glieder des Leibes und ihre ausgezeichnetere Kraft; und wir lernen in dieser Natur eine eigenthümliche Kraft kennen, welche nach ihrem Gefallen jenes verliehene Element bewegt und gebraucht, und welche in der Uebung des Bewegens selber beständig wächst und vollkommner wird.

Die Kraft des freien Willens, welche die einzelnen Glieder bewegt, versammelt zuletzt alle ihre Richtungen, wie im gemeinsamen Brennpunkt, am Organ der Stimme und Sprache; und es ist kein andres Glied des Leibes, welches der Mensch nach seinem Gefallen mit solcher Leichtigkeit und Schnelle bewegen könnte, wie die sprechende Zunge und Kehle (nach §. 24). Was demnach die Seele des Menschen in das Gebiet der Sprache hinübernahm und mit dem Arme des Worts erfaßte, das ist nun ihr eigen, wie

ein Glied des Leibes, und sie vermag es nach Willen zu bewegen. Auf diese Art, durch die Verwandlung der Dinge in Wort und Zeichen der Sprache, gewinnt der Geist der Menschen zu seinem Dienst das Reich der Natur, mit seinen hehren Gestirnen und den irdischen Körpern; er gewinnt die ganze Schöpfung der Kunst.

Das Hinübernehmen des von außen gegebenen Elementes in die Region des inneren, freien Bewegens, in die Sprache, so wie die Uebung des freien Bewegens an dem Empfangenen soll denn vor Allem das Werk der Erziehung der Seele zum Wissen sein. Hierdurch allein gelangt sie zum Besitz der inneren Güter, welche Gott unsrer Natur zum Eigenthum verliehen. Denn die Namen, welche der Geist der Sprache durch den Menschen der frühesten Zeit den Dingen gegeben, das Wort, das die Weisheit von oben in Moses Herz und Mund gelegt, das Lied der Begeisterung, welches Orpheus von der Wesen Entstehen gesungen, sind, sobald sie zur Menschensprache sich verleiblicht, für immer in die Gewalt des Geistes gekommen.

Wie die bildende Kraft des Leibes die Glieder zuerst schafft und gestaltet, ehe der Wille sie zu bewegen vermag, so ist der Vorausgang alles Wissens eine von oben verliehene Gabe der Kunst. Die Erstlinge der Heerden und der Früchte des Feldes hatte die alte Zeit der Gottheit geweiht, den späteren Ertrag des Landes aber zur eignen Vergnügung gebraucht; es hat dieselbe das erste Bewegen der Kraft des Wissens nach oben, zu dem Göttlichen gerichtet, weil es von diesem ausgegangen, und erst später die Wissenschaft zu menschlichem Geschäft benützt. Auf dieselbe Weise soll auch bei der Erziehung zum Wissen die jugendliche Seele zuerst zur kindlichen Betrachtung der Thaten Gottes unter den Menschen geführt werden.

Nicht jede Menschenstimme ist zum wohlklingenden Singen geschickt; es vermag jedoch auch die schwächere Kehle der Zunge und den Lippen den Laut des hörbaren Wortes zu geben. Mit Recht unterscheidet deßhalb der Sprachgebrauch die gebundene und freie Rede. Nur die letztere, nicht der seltner verliehene Gesang, stehet ganz in der Macht des freien Willens und ist immer zum Dienst des Menschen bereit. Da es nun die Bestimmung der Wissenschaft ist, die innere Welt der Seele dem freien Walten des Geistes zu unterwerfen, so hat dieselbe immer in ihrem Entwickeln den Gang aus dem stets bewegten Aether der Dichtkunst hinab nach dem mütterlichen, feststehenden Boden des gewöhnlichen Sprechens genommen, wie die bewegende Kraft im Nerven von oben nach unten geht. Orpheus und Musäus, Homer und Hesiod hatten früher von der Welt des Sichtbaren und Unsichtbaren gesungen, ehe Thales, der älteste der sieben Weisen, die Stimmen der Begeisterung in die beständigere, leichter zu erfassende Form der Worte faßte. Thespis hatte das Loos der sterblichen Menschen

schon längst zu einem Kunstwerk der Bühne gemacht, ehe der große Halikarnassier dasselbe einfach und klar in seiner Geschichte erzählte; vor Cicero's Tagwerk des Forschens hatte Lucrez die Bahn des gleichartigen Strebens betreten. Diesen Vorgang in der Geschichte der Erziehung unsres Geschlechts auch bei der Bildung des Einzelnen beachtend, soll der Erzieher in der jugendlichen Seele den Zug zu der Welt des geistigen Erkennens durch die Werke einer höheren, menschlichen Begeisterung wecken und bekräftigen. Er soll indeß bedenken, daß hier noch nicht seines Weges Ziel und Ende sei. Es ist die Aufgabe der Wissenschaft, die Samen und Keime des Geistigen aus der bewegten Himmelsluft der höheren Begeisterung, in welcher jene zuerst schweben, herunter in den fruchtbaren Grund der Seele zu nehmen und hier sie zu verleiblichen. Erst was die Hand erfasset, ist durch diese beweglich; so soll die Wissenschaft das hohe, nur dem begeisterten Gemüth verständliche Geheimniß der Begeisterung, der allen Menschen gemeinsamen Vernunft erfaßlich, und so in dieser den gleichsam noch unsichtbaren Anfang sichtbar machen und verleiblichen. Es gilt dann auch von dieser Richtung des geistigen Strebens das schon vorhin erwähnte Wort eines tiefblickenden Weisen: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes," denn es soll, dieß ist das letzte Ziel der wahren Philosophie, alles was der Menschengeist in seinem geheimnißvollen Innern heget und beweget, alles das was die Seele durch die äußeren Sinnen erfaßt, zum feststehenden Wissen, auch das Verborgene soll klar und offenbar werden. Und diesen Weg einer inneren Verleiblichung soll auch die Erziehung des einzelnen Menschen zum Wissen nehmen.

Die vier Säulen, welche den Tempel der Wissenschaft tragen, die vier Elemente, aus denen die Welt des Erkennens sich bildet und gestaltet, sind allerdings Sprache und Mathematik (mit Naturbeschauung), Geschichte und Philosophie. Auf jenem Wege, den die Erfahrung alter Zeiten gebahnt hat, beginnt dann die wissenschaftliche Bildung mit dem Ergreifen und Ueben der vollkommneren, reineren Menschensprache, so wie diese die ältere Welt (nach §. 46) im Vorzug vor allen späteren Zeiten besessen hat; zu der Kraft der Sprache gesellet sich schon frühe das hehre Element der Geschichte. Die Mathematik ist als Mutter oder Schwester nahe verwandt mit der Kenntniß und Betrachtung der Natur, deren Zeichensprache der jugendliche Geist öfters erst dann in ihrem tieferen Sinne deuten und reden lernen kann, wenn er vorhin die näher verwandte, lebenskräftige Sprache der Worte erlernte. Des Gebäudes höchster Gipfel ist eine Philosophie der Thatsachen und des Wortes, seiner urältesten, tiefsten Bedeutung nach.

Doch dieser allgemeinere Gang der Erziehung zum Wissen ist für das vielartige Bedürfniß der Menschenseelen nicht der ausschließende und einzige. Das Beispiel einiger der gepriesensten Meister im Wissen, die Jugendgeschichte eines Linné und selbst die eines Isaak Newton lehret uns, daß

der Aufschwung der Menschenseele zu den höchsten Regionen des Wissens nicht an die gewöhnliche Stufenfolge unsres Schulunterrichtes gebunden sei; der berühmte Bayle, welcher die andern Gebiete des Wissens so mächtig umfaßte, fühlte sich unfähig, selbst zum Begreifen des Pythagoräischen Lehrsatzes. Der erste Lichtstrahl, welcher die Seele zum Aufmerken auf die Stimme des Geistes und hiermit zum wahrhaften Erkennen weckt, kann von sehr verschiedenen Seiten her auf dieselbe fallen.

Daß es das Wort der Sprache sei, welches zunächst die Seele zum Wissen führt, unterliegt keinem Zweifel. Aber es gibt ein solches Wort, welches älter ist als die Werke des classischen Alterthums, welches Allen zugänglich, Allen verständlich, mehr denn jede andre Lehre der Schulen die Kraft in sich trägt, den Menschen zu Dem zu erziehen, was er auf Erden sein und werden soll.

Erläuternde Bemerkungen. Zu einem Theil des Inhaltes des vorstehenden Paragraphen vergleiche man das reichhaltige Werk meines verstorbenen Freundes Dr. F. G. Chr. Schwarz: Die Erziehungslehre. Schon bei den Aegyptiern, deren wissenschaftliche Cultur freilich kein allgemeines Volkseigenthum, sondern zum großen Theil ein wohlverwahrtes Kleinod der Tempel war (nach §. 66), begann der wissenschaftliche Unterricht mit dem der Sprache. Es lernten die Kinder im Chor vereint zuerst das Lesen (Plat. de leg. VI. s. fin.), und diese Kenntniß so wie die Fertigkeit des Schreibens, des Rechnens und der Feldmeßkunst wurde selbst bei dem Volke, wenigstens bei jenem Theil desselben, welcher Künste trieb, gefunden (Diodor. I, 81). Der eigentliche wissenschaftliche Unterricht begann damit, daß die Schüler die Volksschrift, dann die hieratische Schrift erlernten, deren sich die Priester zum Geschwindschreiben bedienten. Endlich wurde ihnen auch das Verständniß der hieroglyphischen Schrift eröffnet, welche man wieder in eine kyriologische und eine symbolische unterschied (Clem. Alex. Stromat. V, 4). Von den Israeliten wissen wir (aus 2 Mos. 12, 26 u. f.; 5 Mos. 11, 19), daß die erste Zucht und Belehrung der Kindheit in dem Erlernen des geoffenbarten Wortes bestand. — Es wurden bei den Athenern die Knaben vom 7ten Jahre an zuerst im Pädagogium in den Elementen der Sprache unterrichtet, später erst in der Musik u. s. Nach Plato sollte das Kind, sobald es die Menschensprache verstehen könnte, Mythen vernehmen (rep. II, 246); der eigentliche wissenschaftliche Unterricht beginnt mit dem Auswendiglernen der besten, ausgewähltesten Stellen der Muster der Sprache (leg. VI und VII); die höhere Geistesbildung besteht in der Kunst recht und wahr zu sprechen oder in der Dialektik (Soph. 252 und anderwärts). — Aristoteles empfiehlt außer diesem vornehmlich die Rhetorik, welche von dem Schüler des Sokrates, von Isokrates so wie von Aeschines auf würdige Weise, von den Sophisten aber in gekünstelter Art gelehrt wurde. So war der Anfang und das Ziel der wissenschaftlichen Erziehung bei allen höher cultivirten Völkern des Alterthums die Ausbildung der Sprache.

Von C. v. Linné ist es bekannt, daß er als Knabe so geringe Fortschritte im Sprachunterricht der lateinischen Schule machte, daß sein Vater ihn zum Schusterhandwerk bestimmen wollte. Auch der große Isaak Newton genügte als Knabe auf der Schule zu Grantham den Anforderungen der Lehrer und den Erwartungen seiner Mutter so wenig, daß diese ihn zu einem Landwirth brachte, damit er die Geschäfte des Bauernstandes erlerne. Hier, in der Stille, entwickelte sich an der Beschäftigung mit Mechanik seine Neigung zur Mathematik, und als er durch die Verwendung eines Oheims dem Schulstudium wieder gegeben wurde, da bildete sich die Anlage für die mathematischen Studien in ihm so mächtig aus, daß er schon als angehender Student in Cambridge die Achtung des damals berühmten Mathematikers Barrow sich gewann und schon im 24sten Jahre die Grundzüge der Infinitesimalrechnung so wie des Gesetzes der Schwere fand. Von J. Bayle's Unwissenheit und Ungeschick im Gebiet der mathematischen Wissenschaften sprachen wir bereits oben §. 42. Er, welcher nach seinem eignen Geständniß den pythagoräischen Lehrsatz nie begreifen konnte, wußte Montaigne's großes Lehrbuch auswendig.

Der berühmte Buffon sagte zu einem Bewunderer seines Styls, es sei daran eben nichts Besonderes; ein Andrer würde dasselbe vermögen, wenn er die gleiche Aufmerksamkeit anwendete. Hierin liegt eine große Wahrheit auch für das Geschäft der Erziehung zum Wissen, dessen Hauptaufgabe es sein und bleiben muß, die Aufmerksamkeit zu erregen und zu erhalten. Vor allem soll der Mensch „lernen aufs Wort merken."

VII. Die Herrschaft des Geistes.

Die Gränze.

§. 68.

Wir nahen uns hier der Gränze eines Reiches, welches schon jenseits dem Gebiete dieser Untersuchungen über die Geschichte der Seele und höher als dasselbe gelegen ist. Es verstattet uns deßhalb die Lage des bisher gewählten Standpunktes nur einige wenig eingehende Blicke in die Lehre von der Herrschaft des Geistes, welche ihrer ganzen Natur nach näher der religiösen Betrachtung, als der wissenschaftlichen Forschung stehet.

Wenn du in der frischen Fülle der Jugend, da der Tag des Lebens heiter strahlte und warm, den Drang der Natur gefühlt, zu aufwallend kräftigem Bewegen, oder wenn andre Male, als des Nebels Hülle auf der Natur gelastet, des Lebens Kraft und froher Muth, sammt der Hoffnung selber, dir gewichen schienen, und der beängstete Sinn von nichts mehr träumte, denn von stetem Dunkel und Wehe, da war das, was du empfandest, die Herrschaft des Leibes. — Wenn im grünenden Thale zwischen der Alpen grauem Gewänd hin am Bache des Gletschers das Lied der Hirten ertönte, und der Freund, den du geliebt wie dich selbst, an deiner Seite sich freute, oder wenn bald nachher in unlieblicher Fremde auf den Sarg des Freundes mit der Scholle des Erdreiches zugleich die Thräne fiel, da war das, was du empfandest: die erwärmende, auffjauchzende Lust deines Wesens, wie der erstarrenmachende Schmerz, die Herrschaft der Seele. Es reichet die Gränze dieser Herrschaft bis zu dem Erwachen eines Sehnens, welches vergeblich in dem ganzen sichtbaren Bereich der Leiblichkeit, wie selbst in dem unsichtbaren der Seele, nach Erfüllung fraget, ein Sehnen, das mich, wie der Jäger die Beute, unversehens, mitten auf dem Wege der Herrlichkeit und der Lust des Lebens beschleichet, und das selbst zu dem seelenerhebenden Anblick des Pythischen Apoll, oder mitten unter den Werken der mit heißer Begier erfaßten Menschenweisheit zum Bilde der ernst und milde blickenden Pallas Athene sagt:

„du bist es nicht." Es ist auch noch in diesem Sehnen, das mir auf Aeschylus' ernstem Kothurn, wie in Plato's weisem Gespräch theurer und näher verwandt erschienen, als Molière's Lachen, mehr zerstörende als gestaltende Kraft, und es schreckte mich selbst in den Stunden solcher tieferen Schmerzen öfters des Thiasos Getümmel (§. 65), das die Seele zum Tode hinführt und nicht zum Leben. Dennoch ist hier die Gränze der Herrschaft des Geistes. Denn jenes Sehnen lüftet die verhüllende Decke des Leibes und öffnet den Zugang zur Seele für den befruchtenden Thau und Strahl von oben.

Sie selber aber, die hehre Herrschaft des Geistes, hast du kennen gelernt, wenn du in Freud wie in Leid nicht mehr nur das Sehnen, sondern den tiefen Frieden der Erfüllung empfunden; in der Schwachheit des Vergänglichen und Wandelbaren die unwandelbare Kraft der Ewigkeit; im Tod das Leben. Denn hier ist die Macht, welche das Wesen der Sinnlichkeit mit seinem Schmerz und mit seiner Lust nicht nur besiegt, sondern zur göttlichen Art erhebt und verklärt.

Erläuternde Bemerkungen. Den Inhalt dieses siebenten Hauptabschnittes hat der Verfasser in mehreren andren seiner Schriften, namentlich in seinem „Alten und Neuen aus dem inneren Gebiet der Seelenkunde" weiter erörtert. Besser jedoch wird man das, was dieser Abschnitt nur kurz andeutet, entwickelt finden in Joh. Fr. v. Meyers Inbegriff der christlichen Glaubenslehre, Kempten 1832, und in H. E. Schmieders christlicher Religionslehre, Leipzig 1833, so wie in andern Schriften von verwandtem Geist und Inhalt.

Die Macht des Geistes über das Leibliche.

§. 69.

Der Geist ist (nach §. 49 u. 50) die Kraft, welche das Leibliche gestaltet; er ist die Ursache alles lebendigen Erregens und Bewegens. Wenn die Seele des Menschen zuweilen, wie dieß so viele, weiter oben erwähnte Thatsachen bezeugen, an dem Leibe eine wundervoll heilende, umgestaltende Kraft bewies, so hat ihr hierzu der Geist aus seiner Lebensfülle das Vermögen geliehen.

Sobald, auf dem vorhin erwähnten Wege, die Seele mit der Natur des Geistes sich überkleidet, dann wird von der Kraft des neuen Lebens, auch der sterbliche Leib durchdrungen und vergeistigt. Ein innerer, fröhlicher und friedlicher Zustand der Kindheit kann dann selbst in die krankende und ergrauende Hülle ein unaussprechliches Gefühl des Wohlseins und der lieblichen Ruhe ergießen, welches, wie wir oben gesehen, an dem mehr als hundertjährigen Leibe des ehrwürdigen Thaddäus a Tacko selbst nach dem Tode noch sichtbar war. Mitten unter den Todesschmerzen des Leibes dichtete und sang Franciscus von Assisi ein Loblied, welches Gott preiset

für das Geschenk der lieblich wärmenden Sonne, für die Lichter der Nacht, den Mond und die Sterne, für den erfrischenden Sturmwind und das nährende Wasser, zuletzt aber, vor Allem, für den freundlich zur Heimath führenden Bruder, den Tod. Die Geschichte der Helden, welche für das Reich des Geistigen kämpften und das Leben ließen, weiß viele ähnliche und noch staunenswürdigere Beweise für die siegreiche Macht, die im Geiste über leibliche Schmerzen, über Krankheit und Tod ist.

Wenn man die oben im (§. 61) erwähnten Fälle, welche für den heilenden und bewegenden Einfluß der Seele auf den Leib sprachen, mit jenen vergleicht, in denen sich der Geist als gestaltender und belebender Ursprung des leiblichen Seins erwies, dann müssen wir uns an das Verhältniß der ägyptischen Zauberer und ihrer Macht zu Moses und zu seiner Kraft erinnern. Dem Tag konnten jene nicht sein Licht nehmen; nicht die Kräfte des Himmels lenken, noch die Erstgeburt tödten oder vom Tod erretten. Ein aufmerksames und geübtes Auge unterscheidet leicht die wahrhaft umgestaltende und Neues schaffende Kraft des Geistes, so wie sich dieselbe in älterer und neuerer Zeit am Leibe mächtig erwies, von jener heilenden Kraft der Seele, welche bloß als Aufregung des inwohnenden Lebens sich kund gibt. Darum geschahen durch die Macht des Geistes Thaten in der Welt des Leiblichen, welche, wie jener alte Zeuge aus eigner Erfahrung sagte, „von Anfang der Welt an nicht erhört waren." Aber der Geist wirket an der Natur des Menschen noch viel Höheres als leibliche Heilungen.

Erläuternde Bemerkungen. Eine weniger bekannte Geschichte merkwürdiger, leiblicher Heilung durch Kraft des Geistes findet sich im Leben der Beata Sturmin (der sogenannten württembergischen Tabea) S. 101. Hierher die Worte des vom Tyrannen gequälten Anaxarchos: *ατίσσε τε Ἀναξάρχου ἀσκόν, Ἀναξάρχου γὰρ οὐκ ἂν δύναιτο.* Diog. Laërt. IX, 58; Gataker ad Antonin. p. 309. — Mehreres hierher Gehörige in meiner Symbolik des Traumes und in meinem Alten und Neuen so wie in Kanne's Sammlungen.

Die Macht des Geistes über die Seele.

§. 70.

Als in den Zeiten der Angelsachsen Germanus, und als später Luithard und seine Gefährten nach England kamen, da wirkte der feierlich liebliche Gesang, der Anblick der innigen Andacht mächtig erhebend auf die Seele des Volkes; es genasen, wie uns dieß glaubwürdige Zeugnisse versichern, viele Kranke. Größer aber, als diese Thaten des Geistes am äußeren Menschen, waren die, welche am inneren geschahen; denn bald sah das Auge unter dem vielen, noch immer gebrechlich Menschlichen und Widerstrebenden ein Land, da Gerechtigkeit und Friede sich küßten, da Bruderliebe und Treue bei allen Ständen walteten. Diese Kraft denn des

Heilmittels, das der Geist gibt, die Seele umzugestalten zur Art des Göttlichen, hat sich vom Anfang an bis zu unsern Tagen an Allen, die dasselbe treu und recht gebrauchten, herrlich bewährt, und bewährt sich noch immer so. Dieß bezeugt die Erfahrung „einer Schaar, die Niemand zählen konnte," es bezeugt dasselbe die Geschichte ganzer Völker, wie noch in unseren Tagen die der Bewohner der Südseeinseln und der Südspitze von Afrika. Dem Menschen die rechte Demuth und zugleich die Heldenkraft zu geben, auch die liebsten, tiefst gewurzelten Neigungen der sinnlichen Natur einer höheren, göttlichen Liebe aufzuopfern, das stehet nicht in der Macht der Seele; das vermögen auch nicht die guten, das Höhere vorbereitenden Engel der Wissenschaft und Kunst. Liebe zu Gott und den Brüdern, Demuth und Gehorsam, Zucht und Ordnung sind die unverkennbaren Früchte der Weisheit, welche nicht der Mensch aus eigner Kraft erfand, sondern welche Gott ins Herz gab.

Auch auf andere Weise zeigt jenes Heilmittel die unsterbliche Natur des Geistes, die in ihm lebt. Die Reiche der Völker und ihre Herrlichkeit sind, wie die Gemäuer der Städte und Fürstenpaläste, in Trümmer versunken, die weisen Einrichtungen Lykurgs und Solons sind aus dem Leben verschwunden; aber seit länger als drei Jahrtausenden hat sich bei dem merkwürdigen Volk der Juden das von Gott geoffenbarte Gesetz noch in seinem hehren Ansehen und in Wirksamkeit erhalten. Und dieses Element der göttlichen Offenbarung ist dann auch später in seiner vollendeten und verklärten Gestalt siegreich durch die drohenden Waffen der Feinde, durch die Flamme der Scheiterhaufen und die Zertrümmerung alles äußerlich Bestandenen hindurchgegangen und wird in seiner Gotteskraft länger bestehen, als die unmächtige Zeit des Spottes und des widerstrebenden Hochmuthes.

Erläuternde Bemerkungen. Ueber den Anfang des vorstehenden Paragraphen vergl. m. Stolbergs Leben des Königs Alfred von England. — An der Tafel eines großen Fürsten des vorigen Jahrhunderts ward einst über die Grundlehren des Christenthums und über die Wahrheit der heiligen Schrift gespottet. Der Fürst, welcher übrigens selber dem Christenthum entfremdet war, bemerkte, daß einer der vornehmen Gäste, der von ernsterer Gesinnung war, mißbilligend zu dem Gespräche schwieg. An diesen wendete er sich und ersuchte ihn, er möge doch, wenn er dieß könne, mit wenig Worten einen Beweis für die Wahrheit der Bibel sagen. Der Gast antwortete: „Eure Majestät, die Juden," und der Fürst, welcher die schlagende Kraft dieses Beweises fühlte, wendete sogleich das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Hierher gehören noch vorzüglich, als Beweis für das Gesagte, solche Lebensbeschreibungen geistig durchgebildeter Menschen, wie namentlich J. M. Sailer, Gottfr. Arnold, Terstegen, Reiz und Kanne sie aufgezeichnet und zusammengestellt haben, so wie die Berichte der Missionen.

Die Macht des Geistes über den Geist.

§. 71.

Es spricht das Buch der Bücher von einer Gewalt, welche selbst das Himmelreich zu erleiden vermag, und die ihm Gewalt thun, die reißen es an sich. Welch' andre Kraft aber, als eine himmlische selber, könnte den Himmel bewältigen, welch andre Macht, als eine göttliche, vermöchte Gott zu bewegen? Darum ist es nach dem Wort der Offenbarung nicht der Leib, es ist nicht die im athmenden Blute lebende Seele, sondern es ist der Geist aus Gott, welcher die Thaten des Gebetes thut.

Dieß sind die Thaten, durch welche der in den anscheinend Schwachen mächtige Muth nicht bloß einen Feind oder ein Heer von solchen Feinden besiegt, welche Fleisch und Gebein haben, sondern durch welche derselbe die ganze Welt mit ihren Mächten überwindet.

Wie das Kind zu seinem Vater, so spricht der durch den Geist betende Mensch zu seinem Gott. Dieser aber, der Vater, welcher des Kindes Flehen vernimmt, ist zugleich der Herr über alles Wesen und Sein der sichtbaren, wie der unsichtbaren Welt. Darum, wie das Kind durch Liebe den starken Arm des Vaters, so bewegt der im Menschen betende Geist die Macht des Schöpfers und durch diese die Schöpfung der Dinge.

Jene Weisheit, welche schon Hippokrates dem Arzte vor Allem empfiehlt, ist die Weisheit des Gebetes; das Leben des Sokrates, so erzählt ein Schriftsteller des Alterthums, war ein beständiges Gebet. Wie viel ernstlicher sollte der, welchem die Kraft des Wortes, durch das die Welt geschaffen worden, in Mund und Herz gegeben ist, dieser Kraft gebrauchen und der Vorrechte genießen, die ihm bereitet sind.

Erläuternde Bemerkungen. Der Glaube an die Kraft und Nothwendigkeit des Gebetes bei allem Werk und Anliegen des Menschen war bei allen geistig gebildeten Völkern des Alterthums so tief gewurzelt und so allgemein verbreitet, daß schwerlich ein bedeutender Schriftsteller aus der Blüthezeit der alten Literatur gefunden wird, in welchem nicht einzelne Stellen von jenem Glauben zeugten. Alle unsere Werke, Reden, ja unsere Gedanken sollen mit Gott anfangen (Plat. epist. 8; Xenoph. ration. redit. in fin.; Cicer. de leg. II, 4; Liv. in fin. proëm.; Jamblich. vit. Pythag. init.). Alle, die nur einigermaßen Verstand haben (*πάντες ὅσοι καὶ κατὰ βραχὺ σωφροσύνης μετέχουσιν*), werden nach Plato bei all ihrem Werk, es sei groß oder klein, zuerst Gott anflehen (Platon. Tim. 27, m. v. Crit. init.; Plut. de Is. et Osir. princ.). Das Unglück des in Wahnsinn tobenden Ajas und sein Fall kam daher, daß er das Gebet und den Beistand der Götter verachtete (Sophocl. Ajac. flagell. 828 seqq.), und einer ähnlichen Schuld wurde das furchtbare Ende Pherekydes' des Syrers beigemessen (Cael. Rhodigin. lect. antiqu. L. X, 70). Gebet war so in das Leben der Völker verwebt, daß der Auf- und Niedergang der Gestirne (Plat. legg. X, 887, e) mit Gebet gefeiert, alle Geschäfte des

Privatlebens, alle Unternehmungen des Staates damit begonnen wurden (m. s. viele hieher gehörige Stellen aus den Alten, zusammengestellt in Tob. Pfanneri systema Theologiae gentilis purioris. Basil. 1679, p. 362 seqq.). Selbst Lucretius, im Begriff gegen das Dasein der Götter zu zeugen, kann sich nicht enthalten, beim Beginn seines Gedichtes diese Götter um ihren Beistand anzuflehen. Gott, der Alles sieht, weiß und vernimmt (Hesiod. oper. et dies L. I, v. 265. Pindar. Ol. Od. I, v. 102), der Alles vermag (Pindar. Olymp. Od. XIII, v. 116 seqq.; Pyth. Od. X, v. 75 seqq.; Plat. de leg. X, 901) und Alles bedenkt (Socrat. ap. Xen. Mem. L. I. c. 4 sect. 18), muß auch, dafür bürgt uns seine Güte (Plat. legg. X, 901, e) und Weisheit um Alles, auch um das Kleinste in dem großen Haushalt seiner Schöpfung sich bekümmern und für dasselbe sorgen, wie ja dieß schon der Mensch für Werke seiner Hand zu thun pflegt (ib. 902 seqq.). Doch soll der Mensch vor Allem beim Gebet des ihm verliehenen, selbsterkennenden Geistes gebrauchen, er soll um das Gute, um das Beste bitten (Socrat. ap. Xen. Mem. I. c. 3 sect. 1; Platon. Alcib. secund.; Juvenal. Satyr. X, in fin.), nicht um Erfüllung seines Eigenwillens (*οὐ τοῦτο εὐκταῖον οὐδὲ ἐπευκτέον, ἕπεσθαι πάντα τῇ ἑαυτοῦ βουλήσει*, Plat. legg. III, 687 e). Wir dürfen aber, wenn wir uns ihm in dunklen und ernsten Dingen bittend nahen, Gott wie einen guten Vater anflehen (Phil. de mund. incorrupt. 938, ed. Mang. II, 487), welcher das Gebet des Menschen erhört (id. SS. leg. All. III. 101, ed. M. I, p. 130). — Wenn der Mensch Gott lobt, thut er dasselbe, was die Himmel ohne Aufhören thun, deren Harmonien uns, wenn wir sie vernehmen könnten, zum Entzücken hinreißen würden (id. qu. a Deo mittunt. somn. 580, Opp. I, p. 625). Vom Gebet zu Gott darf uns nicht die Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens abhalten.

ὅς τις ποτ' εἶ, σὺ δυστόπαστος εἰσιδεῖν
Ζεύς, εἴτ' ἀνάγκη φύσεος εἴτε νοῦς βροτῶν
ἐπεύξαμεν σε. (Eurip. ap. Sext. Emp. contrad. VII. 128).

Auch noch bei dem angehenden und mit schnellen Schritten dem Untergang entgegeneilenden Verfall des Glaubens an ein Göttliches erhielt sich als altgewohnte Sitte die Anwendung des Gebetes, welches selbst die Herrscher des großen Weltenreiches öffentlich für das Volk darbrachten (Plin. in Panegyr. Trajan.). Und selbst da, als das nüchterne, flache Raisonnement des unclassischen Zeitalters das nahe Beginnen der Barbarei schon ankündigte, sprach die Afterweisheit des damaligen Geschlechtes mit noch ganz anderer Achtung vom Gebet, als die ihr ganz ähnlich lautende eines späteren Tages. Denn nachdem Maximus Tyrius (diss. XXX: an orandus sit Deus, ed. Davis. 320, 322) auf die uns wohlbekannte Weise zu erweisen gesucht hat, daß das Beten unnöthig sei, indem Gott um des Einzelnen willen am Laufe des Ganzen nichts ändern könne noch wolle, — — der Gute aber auch ohne sein Gebet das empfinge, was ihm gebühre u. s. w., gesteht er dennoch ein, daß Sokrates nicht bloß selber gebetet und Andre zum Gebet ermahnt habe, sondern daß sein ganzes Leben ein beständiges Gebet gewesen sei; daß Pythagoras gebetet habe und jeder Freund der Götter.

Die Stellen über das Gebet, auf welche sich im vorstehenden Paragraphen unmittelbar bezogen wurde, sind: a) Matth. 11, 12; Sir. 35, 21; Röm. 8, 26;

Die Macht des Geistes über den Geist.

§. 71.

Es spricht das Buch der Bücher von einer Gewalt, welche selbst das Himmelreich zu erleiden vermag, und die ihm Gewalt thun, die reißen es an sich. Welch' andre Kraft aber, als eine himmlische selber, könnte den Himmel bewältigen, welch andre Macht, als eine göttliche, vermöchte Gott zu bewegen? Darum ist es nach dem Wort der Offenbarung nicht der Leib, es ist nicht die im athmenden Blute lebende Seele, sondern es ist der Geist aus Gott, welcher die Thaten des Gebetes thut.

Dieß sind die Thaten, durch welche der in den anscheinend Schwachen mächtige Muth nicht bloß einen Feind oder ein Heer von solchen Feinden besiegt, welche Fleisch und Gebein haben, sondern durch welche derselbe die ganze Welt mit ihren Mächten überwindet.

Wie das Kind zu seinem Vater, so spricht der durch den Geist betende Mensch zu seinem Gott. Dieser aber, der Vater, welcher des Kindes Flehen vernimmt, ist zugleich der Herr über alles Wesen und Sein der sichtbaren, wie der unsichtbaren Welt. Darum, wie das Kind durch Liebe den starken Arm des Vaters, so bewegt der im Menschen betende Geist die Macht des Schöpfers und durch diese die Schöpfung der Dinge.

Jene Weisheit, welche schon Hippokrates dem Arzte vor Allem empfiehlt, ist die Weisheit des Gebetes; das Leben des Sokrates, so erzählt ein Schriftsteller des Alterthums, war ein beständiges Gebet. Wie viel ernstlicher sollte der, welchem die Kraft des Wortes, durch das die Welt geschaffen worden, in Mund und Herz gegeben ist, dieser Kraft gebrauchen und der Vorrechte genießen, die ihm bereitet sind.

Erläuternde Bemerkungen. Der Glaube an die Kraft und Nothwendigkeit des Gebetes bei allem Werk und Anliegen des Menschen war bei allen geistig gebildeten Völkern des Alterthums so tief gewurzelt und so allgemein verbreitet, daß schwerlich ein bedeutender Schriftsteller aus der Blüthezeit der alten Literatur gefunden wird, in welchem nicht einzelne Stellen von jenem Glauben zeugten. Alle unsere Werke, Reden, ja unsere Gedanken sollen mit Gott anfangen (Plat. epist. 8; Xenoph. ration. redit. in fin.; Cicer. de leg. II, 4; Liv. in fin. proëm.; Jamblich. vit. Pythag. init.). Alle, die nur einigermaßen Verstand haben (*πάντες ὅσοι καὶ κατὰ βραχὺ σωφροσύνης μετέχουσιν*), werden nach Plato bei all ihrem Werk, es sei groß oder klein, zuerst Gott anflehen (Platon. Tim. 27, m. v. Crit. init.; Plut. de Is. et Osir. princ.). Das Unglück des in Wahnsinn tobenden Ajas und sein Fall kam daher, daß er das Gebet und den Beistand der Götter verachtete (Sophocl. Ajac. flagell. 828 seqq.), und einer ähnlichen Schuld wurde das furchtbare Ende Pherekydes' des Syrers beigemessen (Cael. Rhodigin. lect. antiqu. L. X, 70). Gebet war so in das Leben der Völker verwebt, daß der Auf- und Niedergang der Gestirne (Plat. legg. X, 887, e) mit Gebet gefeiert, alle Geschäfte des

Privatlebens, alle Unternehmungen des Staates damit begonnen wurden (m. s. viele hieher gehörige Stellen aus den Alten, zusammengestellt in Tob. Pfanneri systema Theologiae gentilis purioris. Basil. 1679, p. 362 seqq.). Selbst Lucretius, im Begriff gegen das Dasein der Götter zu zeugen, kann sich nicht enthalten, beim Beginn seines Gedichtes diese Götter um ihren Beistand anzuflehen. Gott, der Alles sieht, weiß und vernimmt (Hesiod. oper. et dies L. I, v. 265. Pindar. Ol. Od. I, v. 102), der Alles vermag (Pindar. Olymp. Od. XIII, v. 116 seqq.; Pyth. Od. X, v. 75 seqq.; Plat. de leg. X, 901) und Alles bedenkt (Socrat. ap. Xen. Mem. L. I. c. 4 sect. 18), muß auch, dafür bürgt uns seine Güte (Plat. legg. X, 901, e) und Weisheit um Alles, auch um das Kleinste in dem großen Haushalt seiner Schöpfung sich bekümmern und für dasselbe sorgen, wie ja dieß schon der Mensch für Werke seiner Hand zu thun pflegt (ib. 902 seqq.). Doch soll der Mensch vor Allem beim Gebet des ihm verliehenen, selbsterkennenden Geistes gebrauchen, er soll um das Gute, um das Beste bitten (Socrat. ap. Xen. Mem. I. c. 3 sect. 1; Platon. Alcib. secund.; Juvenal. Satyr. X, in fin.), nicht um Erfüllung seines Eigenwillens (*οὐ τοῦτο εὐκταῖον οὐδὲ ἐπεικτέον, ἕπεσθαι πάντα τῇ ἑαυτοῦ βουλήσει*, Plat. legg. III, 687 e). Wir dürfen aber, wenn wir uns ihm in dunklen und ernsten Dingen bittend nahen, Gott wie einen guten Vater anflehen (Phil. de mund. incorrupt. 938, ed. Mang. II, 487), welcher das Gebet des Menschen erhört (id. SS. leg. All. III. 101, ed. M. I, p. 130). — Wenn der Mensch Gott lobt, thut er dasselbe, was die Himmel ohne Aufhören thun, deren Harmonien uns, wenn wir sie vernehmen könnten, zum Entzücken hinreißen würden (id. qu. a Deo mittunt. somn. 580, Opp. I, p. 625). Vom Gebet zu Gott darf uns nicht die Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens abhalten.

ὅς τις ποτ' εἶ, σὺ δυστόπαστος εἰσιδεῖν
Ζεύς, εἴτ' ἀνάγκη φύσεος εἴτε νοῦς βροτῶν
ἐπεύξαμεν σε. (Eurip. ap. Sext. Emp. contrad. VII. 128).

Auch noch bei dem angehenden und mit schnellen Schritten dem Untergang entgegeneilenden Verfall des Glaubens an ein Göttliches erhielt sich als altgewohnte Sitte die Anwendung des Gebetes, welches selbst die Herrscher des großen Weltenreiches öffentlich für das Volk darbrachten (Plin. in Panegyr. Trajan.). Und selbst da, als das nüchterne, flache Raisonnement des unclassischen Zeitalters das nahe Beginnen der Barbarei schon ankündigte, sprach die Afterweisheit des damaligen Geschlechtes mit noch ganz anderer Achtung vom Gebet, als die ihr ganz ähnlich lautende eines späteren Tages. Denn nachdem Maximus Tyrius (diss. XXX: an orandus sit Deus, ed. Davis. 320, 322) auf die uns wohlbekannte Weise zu erweisen gesucht hat, daß das Beten unnöthig sei, indem Gott um des Einzelnen willen am Laufe des Ganzen nichts ändern könne noch wolle, — — der Gute aber auch ohne sein Gebet das empfinge, was ihm gebühre u. s. w., gesteht er dennoch ein, daß Sokrates nicht bloß selber gebetet und Andre zum Gebet ermahnt habe, sondern daß sein ganzes Leben ein beständiges Gebet gewesen sei; daß Pythagoras gebetet habe und jeder Freund der Götter.

Die Stellen über das Gebet, auf welche sich im vorstehenden Paragraphen unmittelbar bezogen wurde, sind: a) Matth. 11, 12; Sir. 35, 21; Röm. 8, 26;

1 Cor. 12, 3; Marc. 13, 11; b) 2 Kön. 19; 1 Joh. 5, 4. 5; Röm. 8, 37; c) Röm. 8, 26; Matth. 21, 22; Marc. 11, 24; Jac. 5, 17; d) Hippocr. de decent. ornat. p. 25, conf. Galen. de opt. medic. phil. p. 9.

Die Religion.

§. 72.

Wohin auch von der Geburt an bis zum Grabe der Mensch sich reißet, was er auch schaffe und thue, er fühlt sich überall, sei es gern oder ungern, von einem Band gehalten, das seinen Geist verknüpfet mit einem Reich des Geistigen, durch ein Band, das ihn zurückzeucht aus der Fremde des Vergänglichen nach einem Heim der Ewigkeit. Wie die Stimme eines Lesenden, der dieselben Worte immer von neuem und ohne Aufhören von neuem liefet, wiederholt ihm eine Stimme in seinem Innern das Wort: es ist ein Gott, der dich erschuf und erhält, ein Gott, welcher all' dein Thun siehet und richtet, ein Gott, den du fürchten sollst und lieben.

Das ist der Zug der Furcht und der Liebe, welcher, wie das Wehen der Luft alle die vielfältigen Blätter des Waldes, so alle Kinder des einen Volkes, ja die ganze Schaar der Völker zumal beweget und sie hintreibet zu dem Gott ihrer Väter und ihres Landes, ja zu dem Herrn über Alles.

Und kein andres Band knüpfet so fest, so tief, so innig Seele an Seele, Herz an Herz, als das Band der gemeinsamen Religion.

Erläuternde Bemerkung. Die eine der Deutungen des Wortes Religion, auf welche oben im Paragraphen angespielt worden, findet sich bei Cicero (Nat. Deor. II. 28).

Der Christenglaube.

§. 73.

Wo ist, so sprach zu Israel der Mann, welchen der Herr erkannt hatte, von Angesicht zu Angesicht, wo ist ein so herrliches Volk, zu dem Götter also nahe sich thun, als der Herr unser Gott, so oft wir ihn anrufen? — So war Israel vor andern Völkern herrlich, als die Furcht Jehovahs und mit ihr der Frieden Gottes in seinem Herzen wohnten wie in seinen Hütten; als das Gesetz Jehovahs seines Weges Licht und seines Lebens Lust war.

Der ersten Väter Trost und Hoffen ist gekommen, der Völker Sehnen ist gestillt in der Mitte der Zeit: Gott ist geoffenbaret im Fleisch. Jene Herrlichkeit des Herrn, welche einst „das Haus des Herrn erfüllte, daß die Priester nicht konnten vor derselben stehen," ist nahe zu uns getreten und hat sich versenkt in menschliche Gestalt. Siehe, so bekennt der Mund der Zeugen, das Wort, das von Anfang war, wohnete unter uns, und

wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Ja wir zeugen von dem, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unsern Augen, das wir beschaut haben und unsre Hände betastet haben.

Hier ist mehr denn Moses, hier ist mehr denn das Gesetz, durch welches Israel herrlich war. Denn siehe, das, was dem Gesetz unmöglich war, sintemal es durch das Fleisch geschwächt ward, das that Gott und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und für die Sünde und verdammte die Sünde im Fleische. So sind wir Gott versöhnet durch den Tod seines Sohnes, und es ist der Glaube an Ihn, durch welchen wir finden Versöhnung der Sünde, Rechtfertigung, Heiligung — Seligkeit ohne Ende.

Es ist die Wallfahrt des Christen durch die Nacht des Lebens ein Wandeln des Kindes an des Vaters Hand. Denn der Führer mit seinem festhaltenden Arme tritt zu ihm in der Taufe, welche in der Kraft jenes Wortes geschieht, das Leib und Seele erschuf, und das zur Seele den Geist gibt. Er, der getreue Führer, erleuchtet den Pfad des Dunkels durch sein Wort, nähret und stärket die Kraft des Müden durch sein Sacrament.

Allerdings erscheinet unter den offenkundigsten Dingen dieses als das größte Geheimniß, wie Gott selber ein Mensch geworden, wie der, welcher von Anfang war, gelitten und gestorben aus Liebe für die Sünder. Denn eine solche Liebe wird selber nur durch eine Liebe begriffen, die nicht vom Geschlecht des Fleisches ist, sondern welche der Geist aus Gott dem Geist des Menschen gibt. Es erscheint als ein Geheimniß, wie in dem Namen eines Gekreuzigten und in dem Glauben an ihn eine solche Kraft sein konnte, daß vor ihm die stolze Macht und die Herrschaft des hochgebildeten Heidenthums sich beugen, daß alle „um das Grab der alten Eitelkeit tanzenden Nymphen" vor ihm haben entweichen müssen. Unbegreiflich der Vernunft erscheint es, wie die gläubige Liebe zu einem Gekreuzigten die Macht der Sinnlichkeit bewältigen, die Seele heiligen und dieselbe sättigen könne mit einem Frieden, der nie endet. Unbegreiflich erscheint es, wie ein Hinzunahen zu Gott in dem Namen eines Menschensohnes Thaten wirken könne, zu deren Vollbringen die Kraft aller Helden und Starken im Lande nicht hinreichet. Ein Geheimniß der Vernunft ist es, wie das Göttliche so ganz zu leiblichen Menschen sich hinzuthun könne, daß es, in leiblicher Wesenheit selber, von ihm empfangen wird inmitten des Sacraments. Ein Geheimniß der Vernunft alles Weben und Wirken des Geistes von oben in und durch die von ihm beseligte und geweihete Natur des armen Menschen.

Was jedoch der selberherrschenden, hochgebildeten Vernunft geheim ist und verborgen, das verstehet auf dem Arm der Mutter ein demüthig liebendes Kind.

Erläuternde Bemerkungen. Die Stellen, worauf der Paragraph sich bezog, sind: Deut. 4, 7; 1 Kön. 8, 11; Hagg. 2, 10; 4, 8; Joh. 1, 14; 1 Joh. 1, 1; Röm. 8, 3; 3, 38; Joh. 3, 8; 1 Cor. 2, 14. Ueber den Ausdruck in leibl. Wesenheit vergl. man unter andern Dr. G. Chr. Knapps Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Lehrbegriff der evangel. Kirche, herausg. von C. Thilo, 2ter Theil, Art. XIX, §. 146, S. 502. — Wir nehmen es als bekannt an und lassen ohne Widerspruch es gelten, daß die sogenannten Imponderabilien: Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus sich nicht so wie andre Dinge unsrer Körperwelt auf der Wage wiegen lassen, daß für sie das Maß der Schwere, dessen wir uns bei diesen bedienen, für jene ganz unbrauchbar sei, obgleich die Realität solcher Imponderabilien in unläugbarer Weise durch ihre Wirksamkeit (als Leuchten, Erwärmen u. s. w.) sich kund gibt. Warum sollten wir denn Anstand nehmen zu bekennen, daß der Maßstab unsres natürlichen Erkennens für jene Region des geistigen Seins, welche der Christenglaube umfasset, unzureichend und unbrauchbar sei, obgleich die Kräfte jener Region ohne Maß und Ende sich wirksam erweisen. Wer sich in die Nähe eines wärmestrahlenden Körpers stellt, der erfährt an sich die Kräfte der Wärme, ohne diese zu sehen, er genießt die Helle des Lichtes, ohne dieses wiegen zu können.

Die Kirche.

§. 74.

Es redet „ein Gefangener des Herrn" von einer Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, in dem Alle, welche würdiglich wandeln des Berufes auf die Eine, gemeinsame Hoffnung, Ein Leib sind und Ein Geist. Denn sie Alle haben Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott und Vater Aller, der da ist über Alle und durch Alle und in Allen. Wie die Glieder Eines gemeinsamen Leibes durchdringt sie zumal die Kraft des Lebens, welche ausgehet von dem Haupt der Gemeine, der Geist der Liebe, die sich dargegeben für die Gemeine, auf daß sie dieselbe heiligte und beseligte.

Dieses ist die Kirche, gegründet auf einen Felsen, die Kirche, von welcher der Mund der Wahrheit saget, daß die Pforten der Hölle sie nicht werden überwältigen.

Zwar, gleich ihrem Haupte, welches vorangegangen durch des Todes Schmach und Schmerz zur Herrlichkeit, ist auch die Kirche hier auf Erden eine leidende und streitende; doch sie lebet und stehet fest in der Zuversicht des Sieges, den der Kampf gebären wird, im Vorschmack eines seligen Findens und Anschauens Dessen, das sie hienieden gesucht, ersehnt und geglaubet hat.

Nur in dem lebendigen Verband der Liebe und des gemeinsamen Glaubens Aller an Einen und Aller zu Einem ist Heil und Wohlfahrt

des Geistes; denn nur so lange er am Weinstock bleibet, grünet und gedeihet der Rebe.

Erläuternde Bemerkungen. Stellen, die zum vorstehenden Paragraphen gehören, sind: Eph. 4, 3 bis 6; Eph. 1, 22; 4, 15; Col. 1, 18; Eph. 5, 25, 26; Matth. 16, 18; 1 Cor. 15, 31; 2 Cor. 4, 9, 10; Röm. 8, 37; Joh. 15, 4.

Das Ende.

§. 75.

Es wartet ein unerschütterlich festes Hoffen in der Seele des Menschen, wenn die Hütte des irdischen Leibes zerfällt, eines Baues von Gott, eines Hauses, das ewig ist im Himmel. Ja es harret mit uns die Creatur der Offenbarung eines Neuen, da die Gebundenheit zur Freiheit, die Gebrechlichkeit zur Herrlichkeit heranwachsen wird. So ist auch den Völkern, so ist dem ganzen Geschlecht des Menschen im Liede wie in der Offenbarung von einer Zeit gesagt, welche zukünftig ist, von einer Ruhe der Kinder im Hause des Vaters. Die schöne Erde mit dem Schmuck ihrer Auen und den hehren Vesten ihrer Gebirge wird nicht für immer ein Feld des Unfriedens und des eitlen Geschreies der Empörer, ein Thal des Jammers und der Thränen bleiben. Es ist uns im Wort verheißen: siehe, es wird Alles neu werden und Erde und Meer wie der Himmel sollen voll werden Seines Lobes. Dann werden die Geschlechter der Erde in Frieden beisammen wohnen, gleichwie in einer Stadt, deren Mauern Heil und deren Thore Lob heißen. Wie aus Abend und Morgen der einzelne Tag, so wird in der gesammten Zeit der Völker aus dem Weinen des Abends die Freude eines Morgens kommen, welchem ein Licht leuchtet, das nicht mehr untergeht.

Erläuternde Bemerkungen. Stellen der Schrift, auf welche sich der vorstehende Paragraph bezog, sind: 2 Cor. 5, 1; Röm. 8, 19. 20. 21. 22 und die schöne Erläuterung dieser Stelle bei Epiphanius (Haer. 64); Hebr. 4, 9; Esa. 65, 17 u. f., 66, 22; 2 Petr. 3, 13; Esa. 11, 9 u. f.; Hab. 3, 14; Esa. 60, 18; Ps. 30, 6.

Einige hierher gehörige Stellen aus der Religionslehre der Heiden finden sich schon in den Bemerkungen zum §. 45 u. a. Von den sibyllinischen Gesängen bis herab zu denen der Edda hatte sich unter den Völkern die Erwartung von einer letzten großen Katastrophe der Sichtbarkeit, von einer Verwandlung derselben wie durchs Feuer erhalten (Comm. Sibyll. L. II et III ap. Er. Schemid. Or. 3 de Sibyll. — Sophocl. ap. Clem. Alex. Strom. L. V; Plut. de Orac. defect. 415. Ovid. Met. I, Fab. 7; consol. ad Liv.). Das Feuer sollte nach Heraklit das Ende der Dinge sein, wie es der Anfang derselben gewesen. (Plut. de plac. ph. I, 3; Arist. Met. I, 3); denn nur dieselbe Schöpferkraft, welche die Welt hervorrief, kann die festen Bande ihres jetzigen Bestehens wieder

auflösen. (Plat. Tim. 527). Aber diese letzte Katastrophe dachten sich schon die Stoiker nach dem Maß ihrer Einsicht als eine Läuterung und Wiedererneuerung (Plut. adv. Stoic. 17; de plac. ph. II, 9; Stob. ecl. I, 390; Euseb. praep. ev. XV, 40). Uebereinstimmend mit dem geoffenbarten Wort lehrten die Väter der Kirche eine künftige Zeit der Verherrlichung und verklärenden Verwandlung. (Hieron. comment. in Esa. c. 51 et 65; August. de civitat. Dei XX c. 14, add. c. 16; c. 1 ad Cor. VII, 31).

COLUMBIA UNIVERSITY
0032137745

128
Sch7
1-2

128.
SCH7 V1-2

BOUND
AUG 13 1956